MITTEILUNGEN DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT IN WIEN

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:

DR. FRANZ RITTER VON HAUER, DR. MATTHÄUS MUCH, DR. FRIEDRICH MÜLLER, JOSEF SZOMBATHY, DR. KARL TOLDT, DR. S. WAHRMANN.

Redactions-Beirath:

DR. M. MUCH, DR. E. ZUCKERKANDL.

Redacteur:

FRANZ HEGER.

XXVII. BAND.

(Der neuen Folge XVII. Band.)

Mit 253 Text-Illustrationen, einer Maasstabelle und einer Tafel.

WIEN.

In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

1897.

Köhler & Hamburger, Wien, VI. Mollardgasse 41.

INHALT.

Abhandlungen.

Literaturberichte.

Sitzungsberichte.

Autoren-Register.

Druckfehler-Berichtigungen.

S. [17],	zweite Spalte,	Zeile 26	von oben	. . . .	Reinecke statt „Reinicke".
„ [17],	„	„ 34	„ „	. . . .	Gjevrske statt „Gjeorske".
„ [18],	erste „	„ 27	„ unten	. . . .	Ražanci statt „Rażanci".
„ [18],	„ „	„ 10	„ „	. . . .	Vojkovići statt „Vojiković".
„ [18],	„ „	„ 10	„ „	. . . .	Majdan statt „Hajdan".
„ [18],	„ „	„ 4	„ „	. . . .	Keile statt „Theile".
„ [18],	„ „	„ 3	„ „	. . . .	. . . für einen . . . statt „für sich einen".
„ [18],	zweite „	„ 20	„ oben	. . . .	Schuhleistenkeile statt „Schuhleistentheile".

Die bildende Kunst der Afrikaner.

Von **L. Frobenius.**

(Mit 73 Text-Illustrationen.)

Einleitendes.

Die vorliegende Studie verfolgt einen doppelten Zweck. Vor Allem soll geprüft werden, wie die Kunstwerke der primitiven Völker herauswachsen aus einfachen oder complicirten Ideengängen. Dann sollen diese Ideengänge selbst und der Einfluss auf die eigenen Entwicklungsproducte beleuchtet werden.

Wenn es sich hier also um die Feststellung einerseits der Thatsachen und andererseits des Wesens primitiver Kunst handelt, so wird wohl weniger die Aufgabe in einem Ueberblicken aller Thatsachen und in einem Eingehen in alle Wesenszüge dieser durchaus fremdartigen Erscheinungswelten zu suchen sein, als vielmehr darin, an einigen Beispielen aus einer Kunst beide zu skizziren in der Weise, wie sie zunächst verstanden werden können. „Zunächst“ soll hier heissen, dass die Wissenschaft seit kurzer Zeit mit neuen grossen Gesichtspunkten und Wirkungskreisen bekannt geworden ist und dass es sich darum handelt, sich zu orientiren, sich klar zu werden über die Art, wie die neuen Aufgaben gelöst und die Lösungen nutzbar gemacht werden können.

Es sind zwei ausschlaggebende Eigenschaften, die die Afrikaner und ihre Werke auch hier wieder als geeignetste Prüfsteine erscheinen lassen. Dieser Erdtheil — vom Süden, wo der Buschmann als Repräsentant der niedrigsten Culturstufe gelten kann, bis zum Nilthale, in welchem einst die Aegypter die Gebildeten unter den Völkern des afrikanisch-asiatisch-europäischen Culturkreises waren — bietet einmal Beispiele aller Culturstufen bis zum „griechischen Wendepunkte“, bietet zum anderen ein einheitliches Ganzes. Letzteres hat ja Ratzel, der in ausgezeichneter Weise darauf hingewiesen hat, wie jeder fremde Zufluss verläuft, weil der Afrikaner jede Materie afrikanisirt, ausführlich besprochen.

Von der Seite aus angesehen, ist das Material Afrikas ganz besonders geeignet zu derartigen Betrachtungen; andererseits ist es aber wegen derselben Eigenschaften sehr schwer handlich. Es fehlt jede scharfe Grenze, Linie, Sonderung, Eigenart in Entwicklung und Entwicklungsproducten. Völker, Ideen, Handfertigkeiten fliessen derart durch einander, dass es dem Forschenden meist unmöglich ist, Ursprung und Ausgang einer Strömung aufzufinden.

Wer sich aber damit begnügt, die Richtungen und Eigenarten der Entwicklung zu erkennen und festzustellen, der wird stets mit reichen Ergebnissen vom afrikanischen Arbeitsfelde heimkehren. Nur von einem hohen Standpunkte aus betrachtet, wird der Afrikaner, sein Geistesleben und seine Kunst verstanden werden können.

1. Die Thatsachen.

Die Menschenfigur als Schnitzwerk, Zeichnung und Ornament soll der Betrachtung unterworfen werden.

Ueber die Plastik der Naturvölker ist sehr wenig gearbeitet worden. Die ergebnissreichste Abhandlung ist die von Julius Lange, [1]) der in allen Schnitzwerken und Sculpturen der Völker vor den Griechen die Frontallinie, jene Linie, die, die Geschlechtstheile mit der Stirne verbindend, Nase, Kinn und Brust halbirt, nachweist. Diese Linie ist auch eine allen Menschenbildern Afrikas eigenthümliche. Sie wird wahrscheinlich als eine Folge der Entwicklungsweise erklärt werden müssen.

An der Menschenfigur war den Künstlern aller Zeiten der Kopf Hauptwerthstück. Dem Künstler der Jetztzeit ist er als Ausdrucksbild von Geist, Charakter und Empfindung bemerkenswerth. Dem Griechen erschien er, sozusagen, als architektonisches Glied am wichtigsten. Welches Interesse hat die Negerkunst an ihm gefunden, dass sie ihn meistens bedeutender an Umfang und eingehender in der Gestalt behandelt? Hier kann nur das Studium des Schädelcultes Lösung und Antwort bringen.

Wilson, der längere Zeit unter den Pongwe weilte, erzählt Folgendes: Die Schädel ausgezeichneter Menschen werden mit grosser Sorgfalt aufbewahrt, aber immer verborgen gehalten. Es ist vorgekommen, dass man einem erst kürzlich verstorbenen, angesehenen Manne den Kopf abgeschnitten hat und denselben auf Kreide austropfen liess. Man hält das Hirn für

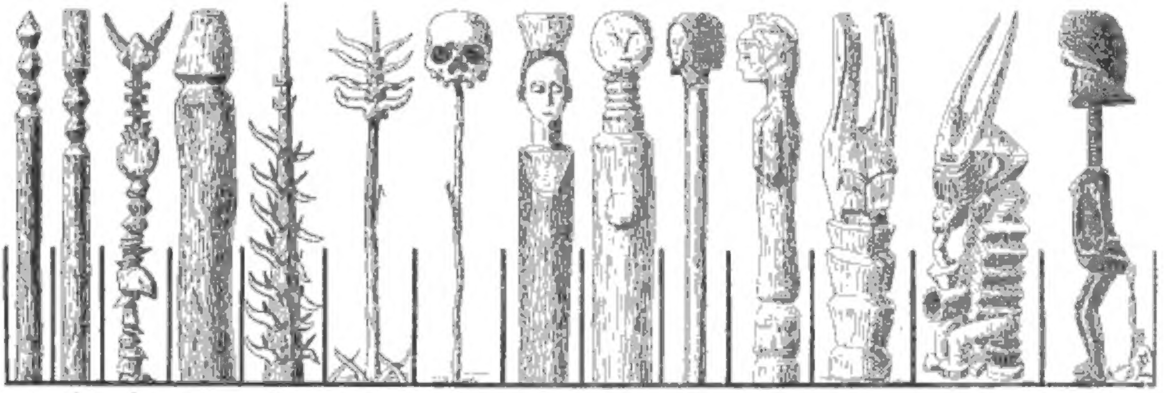
[1]) Julius Lange, „Billedkunstens Freinstilling af Mennrskikkelsen i dens aeldste Periode intic Hesjirpacktet af den graeske Kunst“, Koppenhagen.

den Sitz der Weisheit und die Kreide saugt dieses angeblich ein, wenn man sie während des Zersetzungsprocesses unter den Kopf legt. Wer dann mit solcher Kreide seine Stirne bestreicht, in dessen Kopf steigt die Weisheit dessen ein, dessen Hirn die Kreide eingesogen hat.[1]) Von der Goldküste berichtete einst Arthus, dass der dem Urtheil des Fürsten Verfallende hingerichtet wurde. Danach versammelten sich die Freunde und Verwandten, ihn zu betrauern. Die Männer — also die Angehörigen — thaten das Haupt in einen Topf und kochten es, bis das Fleisch ausfiel, worauf sie dasselbe mit der Brühe verzehrten und die Hirnschale als heilig aufhingen.[2]) Aus Ostafrika ist Aehnliches bekannt. Nach dem Tode eines Wadoë-Häuptlings wird von der jungen Mannschaft irgend ein Fremder mit tiefschwarzer Haut getödtet und in den Wald geschleppt, woselbst ein eigens dafür bestimmter Mann, dessen Amt, wie bei uns das des Henkers, vom Vater auf den Sohn übergeht, die Leiche weiter behandelt. Er schneidet ihr die Hände ab und muss deren Fleisch ungesehen von Anderen heimlich im Walde verzehren. Den Kopf bringt er mit in's Dorf, wo nach Reinigung des Schädels aus der Hirnschale ein Gefäss zum Biertrinken für das neue Stammesoberhaupt hergestellt wird.[3]) Ueber die Schädelverwendung im Togogebiet hat Herold Verschiedentliches in Erfahrung gebracht. Danach ist die

[1]) Wilson, „Westafrika", S. 293.

[2]) Arthus in Allgemeine Historien der Reisen, Bd. IV, S. 213.

[3]) Stuhlmann, „Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika", S. 38; vgl. auch W. Bosmann, „Reise nach Guinea", 1708, S. 51. Aehnliches berichtete schon Krapf, „Reisen in Afrika", Bd. I.



1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14.

Ahnenbilder und Verwandtes aus Afrika und Madagaskar.

Sitte, den erschlagenen Feinden mit dem Haumesser den Kopf abzuschlagen, im Hinterlande allgemein üblich. Auf Kriegszügen ist diese Thätigkeit der allgemeine Vorzug und das traditionelle Recht der Familienältesten. In einem Orte des Otschi-Sprachgebietes wird dem Hauptgotte Sia geopfert. Demselben muss jedes Jahr eine neue, mit einem Menschenschädel angefertigte Trinkschale dargebracht werden, weil er aus einer gewöhnlichen Kürbisschale nicht zu trinken pflegt. Naturgemäss wird nun Jeder, der eine solche Trinkschale bringt, als besonders tapferer Mann angesehen, weil er einen Menschen erschlagen hat.[1]) Die Missionäre, als Gefangene zum Zuschauen bei den Gräueln des Aschanti-Heeres gezwungen, sahen, wie Krieger aus frischen Schädeln sich Trinkgefässe schnitzten.[2]) Anga-Anga am Congo trank aus den ausgegrabenen Schädeln seiner Feinde Palmwein,[3]) die Neger am Cap Corse zu Arthus' Zeiten aus den Hirnschalen der erschlagenen Holländer.[4]) Es ist das also als echt afrikanische Sitte zu bezeichnen.

Als Cameron das nördliche Uluba durchzog, traf er die Hütte an, die das grösste Heiligthum des Landes enthielt, „die grosse Medicin". Er schob einen

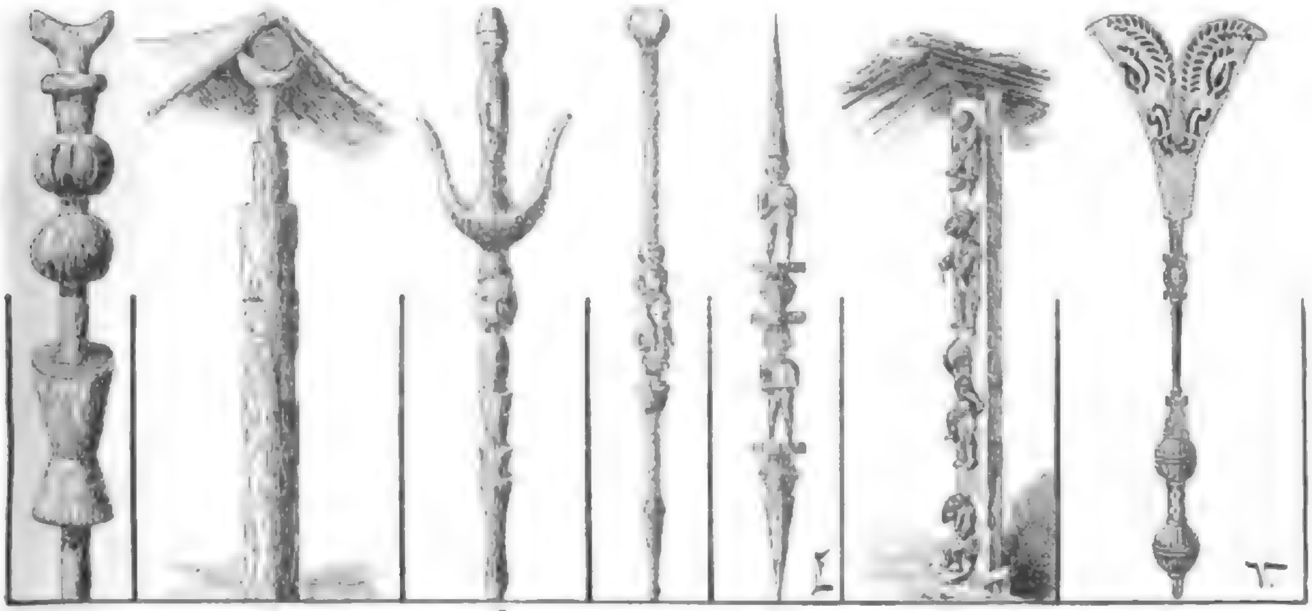
[1]) Vgl. Herold in „Mittheilungen aus deutschen Schutzgebieten", 1893, S. 61—65; 1892, S. 148.

[2]) Ramsayer und Kühne, „Vier Jahre gefangen in Aschanti", S. 18.

[3]) A. Bastian, „Die deutsche Expedition an der Loangoküste", Bd. II, S. 92.

[4]) Gotthard Arthus, „Eine wahrhaftige und historische Beschreibung der Goldküste", 1601, S. 110; Allg. Hist. d. R., IV, S. 10. Siehe auch Hoffmann, „Abbeokuta", S. 200, Anmerkung 2. Kropf, „Die Xosakaffern" u. A. m.

Streifen des Zeuges bei Seite, um die Beschaffenheit kennen zu lernen. Im Kreise aneinandergereiht lagen da eine Anzahl mit Perlen geschmückter Schädel. Es waren die Schädel von Häuptlingen und Brüdern des Herrschers, die sich gegen ihn empört hatten, aber besiegt und getödtet wurden.[1]) Der Schädel eines weisen Häuptlings in derselben Gegend [2]) ward von seinem Bruder in einem Topfe aufbewahrt und bei öffentlichen Angelegenheiten hervorgeholt.[3]) Die Wapare sorgen vor Allem dafür, dass der Kopf eines Todten bestattet wird. Zunächst wird der Körper in einer Grube inmitten der Hütte versenkt. Nach einem Jahre wird das Grab geöffnet, der Schädel der Grube entnommen und in einem Thontopfe in der Hütte aufbewahrt. Während das Skelet in der Tiefe bleibt, gilt es als unglückbringend, wenn der Unterkiefer fehlt.[4]) Das ziehe Krankheiten nach sich, heisst es im Volksmund, und um das womöglich doch noch zu verhindern, wird eine Ziege geschlachtet und der Unterkiefer mit dem Schädel in den Topf gelegt, damit „der Todte kauen könne". In der Landschaft Pan hängen die Töpfe statt in der Hütte im



15. 16. 17. 18. 19. 20. 21.

Stammbaumbildungen aus Afrika.

[1]) Cameron, „Quer durch Afrika", Bd. II, S. 58.

[2]) Fr. Ratzel, „Völkerkunde", 2. Aufl., II. Bd., S. 312.

[3]) H. Frobenius, „Der Heidenneger im ägyptischen Sudan", S. 434.

[4]) Ueber Kinnladen und deren Bedeutung für den Schädel, siehe Herold, a. a. O., 1893, S. 65. Atkins in Allg. Hist. d. R., Bd. III, S. 483. Stuhlmann, a. a. O., S. 186

Freien, in hohlen Bäumen, unter überhängenden Bäumen oder an unheimlichen Orten.[1]) Die Bube bestatten die Todten auf einigen Stellen der Insel derart, dass der Kopf aus der Erde hervorragt.[2]) Stuhlmann fand vor der Hütte eines angeblichen Wambuba-Zauberers den einstigen Bewohner derart bestattet, dass die Hälfte des Schädels aus der Erde sah.[3])

Die Kopfjagden der Indonesier und Nordwestamerikaner sind allgemein bekannt, weniger die der Afrikaner. Die alten Jaga glaubten, erst dann muthig in die Schlacht ziehen zu können, wenn die ersten Gefangenen als Sühnopfer für die von den Soldaten des Heeres begangenen Verbrechen getödtet waren.[4]) Im Otschigebiete darf an den Festtagen nur der mittanzen, der einen Schädel heimgebracht hat,[5]) und ebenso wurden die Jünglinge der Jaga nicht eher unter die Zahl der Männer aufgenommen, als bis sie dem Heeresführer zum Zeichen ihres Muthes den Kopf eines Feindes gebracht hatten.[6]) Um den

[1]) Oskar Baumann, „Usambara und seine Nachbarländer", S. 238–239.

[2]) Oskar Baumann, „Fernando Po und die Bube", S. 97. A. Bastian, „Ein Besuch in San Salvador", S. 320.

[3]) Stuhlmann, a. a. O., S. 638.

[4]) A. Bastian, San Salvador, S. 205.

[5]) Herold, a. a. O., 1892, S. 148.

[6]) Allg. Hist. d. R., Bd. V, S. 104, siehe auch ebenda, S. 29.

Sinn zu enträthseln, ist weniger auf die Aeusserlichkeit der Form als das Wesen der Sitte zu achten. Es stimmt daher mit dem bis dato Gesagten überein, wenn Lenz sagt: es sei nicht eine Regel der Fan, dem Kannibalismus zu huldigen. Nur bei Siegesfesten komme es vor, dass die Gefangenen oder die getödteten Feinde verzehrt würden.[1])

Mit voller Klarheit tritt der Grundzug dieser Sitte aber aus Folgendem hervor: Der König der Bara wird nicht eher bestattet, als bis sein Nachfolger eine Stadt erobert oder mit irgend Jemand, seinem eigenen oder eines anderen Freunde oder Todfeinde bis zum Blutvergiessen gekämpft hat.[2]) Die Neger Angolas thun bisweilen ein Gelübde, eine gewisse gefährliche Unternehmung auszuführen, nehmen vom Könige Abschied und kehren nicht eher wieder, als bis sie solches in's Werk gesetzt haben.[3])

Letztere Angaben beweisen die Verwandtschaft mit den Quixille-Tabu-Sitten und damit haben wir bekanntes Terrain erreicht.[4]) Das Verhältniss dieser Sitten zu anderen Zweigen der Ahnenverehrung ist nun leicht erkenntlich.

Ratzel legt seine Auffassung des afrikanischen Schädeldienstes in den Worten nieder: „Der Schädel ist ein Todtendenkmal."[5]) Bastian sagt: „Der Todtenschädel bildet für den Neger nicht das Memento mori des natürlichen Vergehens, wie es die ägyptischen Priester deuteten, sondern das böser Zauberei."[6]) Gewiss, es liegt eine grosse Macht in dem Schädel des Verstorbenen[7]) nach nigritischer Anschauung und sicherlich sprechen auch gleichzeitig die Erinnerungen an die Verstorbenen aus dem Schädeldienste lebendig. Somit war Ratzel berechtigt, auf die Verwandtschaft der Schädel und Ahnenfiguren hinzuweisen, ein Verhältniss, das wohl am klarsten in folgender Formel erläutert wird: „In Folge Beeinflussung durch Schädeldienstideen ward der Geisterpfahl zur Ahnenfigur."

Doch, was ist der Geisterpfahl?

[1]) Oskar Lenz, „Skizzen aus Westafrika", S. 89.

[2]) J. Sibree, „Madagaskar", S. 268.

[3]) Allg. Hist. d. R., Bd. V, S. 30. Daran schliesst sich an, was Lenz erzählt, a. a. O., S. 88.

[4]) Ausführung über die Enthaltungsgebote, siehe „Der Kameruner Schiffsschnabel und seine Motive" von L. F., Nova Arta, 1896, I, S. 20—37.

[5]) Ratzel, „Völkerkunde", 2, II, S. 45.

[6]) A. Bastian, „Loangoküste", II, S. 82—83.

[7]) Deshalb wird auch den Schädeln der Feinde eine gewisse Verehrung gezollt. Noris, „Reise in's Innere von Afrika", S. 216. Cameron, a. a. O., Bd. II, S. 58.

Worauf der afrikanische Walddienst zurückgeführt werden kann, ist schon erörtert worden.[1]) Demnach mag es genügen, auf einige wenige Facta hinzuweisen, um eine Stellung zu den hier vorliegenden Fragen nehmen zu können. Im Walde, dem Wohnplatze der Ahnen und des Bundgeistes, macht der afrikanische Jüngling die Ceremonien durch, die der Vergeistigungsidee entspringen. Wenn er entlassen wird, gibt ihm der Weihe-Ganga ein Holz, einen Ast, einen Stab mit.[2]) Der Jüngling, jetzt der Mann, pflanzt den Zweig vor seiner Hütte in den Boden. Es ist das Bindeglied, das ihn mit den Geistern der Ahnen in Verbindung hält.[3]) Der gleiche Sinn, in andere Form gekleidet, spricht aus der Sitte, den Geist des Besessenen in einen Ast, der alsdann vom Baume gebrochen und vor der Hütte des Kranken aufgepflanzt wird, zu bannen.[4]) Die Mandingo-[5]) und Ngola[6])-Neger denken oder dachten einst auch ein Gleiches, wenn sie die Verstorbenen entweder unter Bäumen bestatteten oder auf dem Grabe Stangen mit Lappen befestigten. Es ist immer dasselbe Motiv: der bastumwundene Stecken, der in Akwapim vor der Hausthüre als Schutz gegen böse Geister oder als Träger der gegen Feinde gerichteten Verwünschungen aufgestellt ist;[7]) die mit Kräuterbüscheln gezierten Pfähle, die wie die Kerbhölzer der Lendu[8]) als Schutz gegen Diebe auf den Feldern Kongos standen;[9]) die Pflöcke, die die Xosa-Ganga zum Schutze gegen die Pocken unter dem Volke vertheilten;[10]) die Büsche, mit denen der König Aschantis

[1]) „Die afrikanische Baumverehrung" von L. F. in „Aus allen Welttheilen", 1895—1896, Heft 8.

[2]) René Caillié, „Journal d'un voyage à Temboctou", Bruxelles 1830, Bd. I, S. 113. A. Bastian, „Der Fetisch", S. 11. Büttikofer, „Reisebilder aus Liberia", Bd. II, S. 328. Buchner, „Kamerun", S. 25. Reichenow in d. „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", 1873, S. 180. Lenz, a. a. O., S. 207.

[3]) Ein ähnlicher Gedankengang ist es, wenn der Neger durch Behexung der Zähne, Haare, Nägel eines Feindes, Einfluss auf den einstigen Träger ausüben zu können glaubt.

[4]) Ward, „Fünf Jahre unter den Stämmen des Congo", S. 30—31.

[5]) Willm, a. a. O., S. 54.

[6]) Wolf Wissmann, „Im Inneren Afrikas", S. 53.

[7]) A. Bastian, „Allerlei aus Volks- und Menschenkunde", Bd. II, Einleitg., S. 54.

[8]) Stuhlmann, a. a. O., S. 479.

[9]) Merolla, „Eine Reise nach Congo im Jahre 1682", S. 627, und Aehnliches bei Winterbottom, „Nachrichten von der Sierra-Leone-Küste", Weimar 1805, S. 323, und E. Marno, „Reise nach der ägyptischen Aequatorialprovinz", S. 107.

[10]) A. Kropf, „Das Volk der Xosa-Kaffern", S. 208.

den Schädel seines grössten, noch nach dem Tode gefürchteten Feindes umsterken liess.[1] Wenn das Leben des Dualla mit seinem Baume auf das Engste verknüpft ist[2] und das Wohl und Wehe der Aschongo- und Muschikongo-Dörfer von dem Gedeihen des bei der Ortsgründung gepflanzten Baumes abhängt, so ist damit die Verbindung mit der südafrikanischen Mythe vom Hervorwachsen des Menschen aus den Bäumen[3] gegeben.

Da also dergestalt der Pfahl an der Stelle des Baumes auf den Gräbern steht, er sich als Pars pro toto von dem vom Ahnengeiste bewohnten Baume getrennt und dessen Bedeutung übernommen hat, so ist es berechtigt, ihn als Geisterpfahl, als vom Geiste belebt, als Geisteswohnstatt zu bezeichnen.

Da, wo einst das Blätterwerk den Ast schmückte, an Stelle des trockenen Laubes[4]) ist der Lappen getreten. Eine Sammlung von Notizen über Lappenbäume ist bei Andree zu finden.[5] Aber nicht allein Bündel von Stroh, Lumpen, zerbrochener Hausrath, Lappen etc. beleben die einfache Gestalt des Astes. Durch Vervielfältigung,[6] durch Aufsätze von Hörnern,[7] durch Kerbschnitte wird die Erinnerung an seine Abstammung angedeutet. Letztere sind die wichtigsten Merkmale. Den Kerbpfählen auf den Feldern der Lendu entspricht der 4 Fuss lange, aus dem Holze der heiligen Habila geschnittene Pfahl, dessen Rinde in regelmässigen Abständen ringförmig entfernt ist. Er steht in einer kleinen Hütte neben den Behausungen der Somrai.[8] Wie auf den Gräbern der Betsileo „mit Schnitzwerk bedeckte Pfähle, auf denen sich vasenförmige Verzierungen erhoben",[9] standen, so werden in Molembo die Gräber durch „die Mti genannten Pfeiler mit Aufsetzen darauf bezeichnet".[1] Das Werthvollste ist die Mittheilung Schweinfurth's über den Schmuck der Bongogräber. „Die Bongo bezeichnen stets die Grabstätte durch Errichtung einer Anzahl hoher und beschnitzter Holzpfähle, die mit vielen Kerben und Einschnitten verziert sind und deren Aeste mit Benützung der natürlichen Gabelung wie zugespitzt erscheinen." Die Zahl dieser Votivpfähle schwankte von einem bis fünf auf jedem Grabe. Befragt nach dem Sinne dieser Schnitzwerke, erklärten ihm und Heuglin die Chartumer, „jede Kerbe bezeichne einen im Kriege vom Verstorbenen Erschlagenen".[2] Ratzel berichtet, dass in Afrika Gläubiger und Schuldner sich die Anzahl der geliehenen Werthneinheiten durch Einschnitte in einen Stock zu notiren pflegen und dass ebenso Kaufleute und Träger auf der Reise die Anzahl der Nachtlager auf dem Wanderstabe markiren.[3]

Schädel und Geisterpfahl werden in gleicher Weise als Wohnstätte des Geistes, des Ahnen angesehen. So verstehen wir ihre Verbindung. An der Goldküste wurden früher Verwandte und Befreundete eines Häuptlings bei dessen Tode umgehackt. Ihre Körper sanken mit in die Grube. Die Köpfe aber wurden auf Stangen über dem Grabe aufgerichtet und das ist eine Zierde, die dem Todten zu hoher Ehre gereicht.[4] So ragen in allen Theilen Afrikas auf den Gräbern der Fürsten und Vornehmen die auf Stangen befestigten Schädel derer, die den Edlen ins Jenseits begleiteten, empor.

Dem Sinne dieser Sitten entsprechen die Schwankungen der Formen. Von diesen ist vor allen Dingen zu sagen, dass der Wille, zu entwickeln, offenbar nicht vorhanden ist, dass am Schädelpfahle sich Merkmale des Körpers unwillkürlich zeigen, dass die Erinnerung an den Entwicklungsgang selbst an verhältnissmässig gut gebildeten Figuren (siehe den Kerbpfahl als Hals bei Fig. 14) noch voll rege ist, dass in allen hier vorgeführten Bildwerken (Fig. 1—14) der Gehalt an Idee die Ausführung der Form übertrifft. Betont muss aber werden, dass hier gerade solche Schnitzwerke, an denen diese Eigenschaft besonders gut kenntlich ist, ausgewählt sind. Die afrikanische Plastik bietet durchaus nicht selten sehr

---

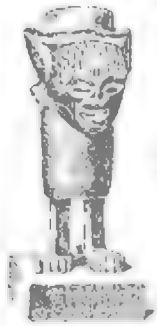
[1]) Bowdich, „Eine Mission nach Cap-Coast-Castle". S. 369.
[2]) A. Bastian, „Loangoküste". Bd. I. S. 164—165.
[3]) „Die afrikanische Baumverehrung", a. a. O., S. 292, 293.
[4]) Junker, „Reisen in Afrika". I. S. 460.
[5]) R. Andree, „Ethnographische Parallelen und Vergleiche". Kruickshank, „Ein 18jähriger Aufenthalt an der Goldküste". S. 218. Lenz, a. a. O., S. 207.
[6]) Dapper, „Afrika", deutsche Ausgabe. S. 372.
[7]) Abbildung bei Lieutenant Oliver, „Madagaskar and the Madagassy", London 1862. S. 14. James Sibree, „Madagaskar and its people", S. 252. Madagassy Tombs. Louis Catat, „Voyage à Madagaskar" in „Le Tour de Monde" 1894, S. 392. 395, 397. James Sibree, „The journal of the anthropological Institut of Great Britain and Ireland". London 1892, Plate 16 and 17. Charles Bonnet, „Madagascar, la Reine des Isles Africaines", Paris 1883. Siehe unsere Fig. 5 und 6.
[8]) Nachtigall, „Reisen in Afrika", Bd. II, S. 585—586.
[9]) Sibree, „Madagaskar", deutsche Ausgabe, S. 260.

[1]) A. Bastian, „Loangoküste", Bd. I. S. 164; S. 39 und a. a. O.
[2]) Schweinfurth, „Im Herzen von Afrika", S. 119—120.
[3]) Ratzel, „Völkerkunde", 2. I, S. 235.
[4]) Allg. Hist. d. R., Bd. III, S. 171, Abbldg., S. 170.

22.



23.



24.



25.



26.



27.



28.



Amulettfigur (22) und Becher aus dem Congobecken.

gut ausgeführte Menschenbilder. Wenn an einer anderen Stelle das Gesicht der Untersuchung unterzogen wird, wird sie zeigen, dass die Plastik der Neger in technischer und künstlerischer Rücksicht mehr leistet, als die der meisten primitiven Völker.

Die vorher erwähnte Erscheinung kann aber noch länger fesseln. Der Kerbbaum tritt auch häufig als Stützbalken des Daches auf (Fig. 15, 16). Als Wappenpfahl (Fig. 20) endet die Entwicklungsreihe, die den analogen Ideengängen bei anderen Völkern vollständig entspricht. Wenn die Scepter der Häuptlinge als Kerbstäbe und Figurenschnitzereien (Fig. 18, 19) sich in den Museen befinden, so liegt dem und anderen offenbar auch wieder die Sitte zu Grunde, in Kerbhölzern dem Gedächtniss, und zwar hier hinsichtlich genealogischer Ereignisse und Thatsachen, zu Hilfe zu kommen. Ein Scepter, wie Fig. 21 nach Dr. Weule, ist durchaus geeignet, diese Annahme zu unterstützen, denn die Eidechsen unter dem mächtigen, mit palmblattähnlichen Augenbrauen ausgezeichneten Gesichte gemahnen an die häufige Vermischung und Verwechslung von Menschen- und Eidechsenbild.

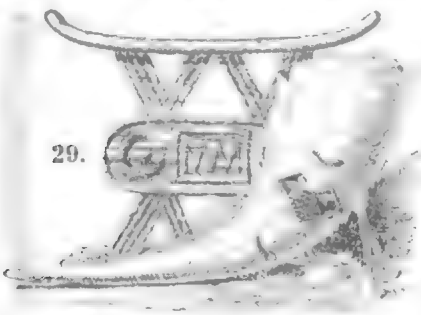
Es ist wohl berechtigt, auf ein Vorkommen in Neu-Guinea hinzuweisen, auf jene Figuren, deren oberer Kopftheil fehlt und durch einen Menschenschädel ersetzt wird, wenn im Inneren Afrikas Figuren mit offenen Köpfen zur Aufbewahrung mysteriöser Salben- und Zaubermittel dienen (Fig. 22). Das Verkümmern aller Gliedmassen auf Kosten des wachsenden Kopfes und die Verwendung dieser Figuren als Trinkbecher (Fig. 23) erinnert so auffallend an andere Entwicklungsphasen der Ahnenfiguren, dass die Analogie des Trinkens aus Schädelbechern in die Augen fällt. Und da in fernerer Entwicklung die Köpfe sich paaren, gar zu vieren zusammentreten (Fig. 25, 26), so ist auch das verwandtschaftliche Verhältniss zu den Stammbaumbildungen bewiesen. Es liegt also nur eine neue Spielform der schon besprochenen Thatsachen vor.

Die Fig. 27 u. 28 bieten typische Beispiele für das afrikanische Aug-Ornament. Dasselbe tritt sehr selten allein auf.[1] In regelmässiger Anordnung ziert es, meistens stark umgebildet, die Gegenstände. Eine eigenartige Form in Tätowirung und auf Lederarbeiten ist schon besprochen.[2] Es ist anzunehmen, dass an diesen Stellen das Aug-Ornament auf Verkümmerung von Thierfiguren zurückgeführt werden muss, da die Totems Tracht und Tätowirung auch

[1] Vgl. „Kameruner Schiffsschnabel", a. a. O., Fig. 4.
[2] Intern. Archiv für Ethnographie, 1896, Heft 5.

sonst beeinflusst haben. Auf diesen den Ahnenfiguren so nahe stehenden Bechern ist das regelmässige Auftreten des Aug-Ornamentes[1]) mit den Stammbaumschnitzereien in Beziehung zu bringen. Das Oval der Kopfspitze (Fig. 29) enthält zwischen den beiden Augen das Zahnornament. Dasselbe ist in Afrika fast der ständige Begleiter des Aug-Ornamentes, wenn nicht Kreise, Dreiecke oder Rechtecke den Mund vertreten.

Ebenso so häufig wie auf den Bechern kann das Aug-Ornament auf Halsringen der Bateke erkannt werden. Fig. 31 zeigt es dreimal. Das schönste derartige Stück war auf der Weltausstellung in Antwerpen zu sehen. Auf drei Vorsprüngen — wie auch Fig. 31 mehrere besitzt — waren vorne rechts und links je ein Auge, in der Mitte durch concentrische



Nackenstütze vom Sambesi (29) und Horn aus dem Congo-Becken (30).

Halbbögen der Mund zur Darstellung gebracht. Dies Vorkommen gemahnt an Amuletschnüre vom oberen Congo, welche als Anhängsel kleine, meist kümmerlich ausgebildete Figuren oder Köpfe tragen. Endlich ist über das Aug-Ornament noch hinzuzufügen, dass die Formen meist schwer erkennbar sind. Der Grund der Erscheinung bei der Darstellung auf den Bechern (z. B. Fig. 28) ist in dem Einflusse der geflochtenen Gefässe zu suchen.

Es ist bis jetzt die Darstellung des Menschen in der Plastik, die Auflösung des Gesichtes in der Ornamentik skizzirt worden. Dem möge die Betrachtung des Menschen in der Ornamentik und Zeichnung folgen. Bei der Eintheilung der Menschenbildnisse in solche von vorne und solche von der Seite tritt eine auffallende Thatsache hervor. Im Süden und im Norden, bei Buschmännern und Aegyptern ist die Profilzeichnung, bei den Negern die en face-Darstellung bevorzugt.[2]) Der Vergleich ägyptischer und buschmännischer Bildwerke fällt entschieden zu Gunsten der letzteren aus. So freie Figuren (siehe Fig. 73), wie sie die Künstler der Wildlinge häufig zeichnen, sind bei den alten Aegyptern Seltenheiten. Zwischen diesen beiden Polen der afrikanischen Kunst, von denen der eine mit der Quelle, der andere mit der Mündung eines Stromes verglichen werden kann, tritt die symmetrisch gebildete Vorderansicht unter den Menschendarstellungen hervor. Die Vorliebe für die Symmetrie mag dies zumeist erklären. Weshalb haben aber fast alle diese Menschen gespreizte Extremitäten? Der Mensch theilt in der afrikanischen Kunst diese Eigenschaft mit nur einem Thiere — einige kleine,

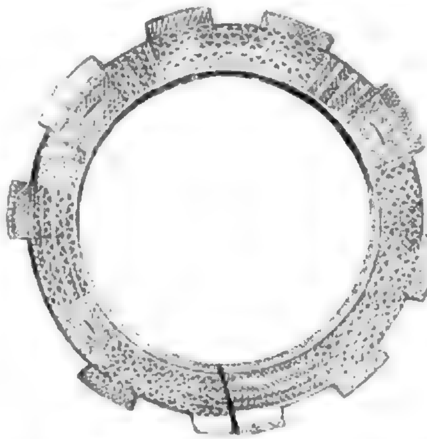


Fig. 31. Halsring aus Messing der Bateke (¹/₂ nat. Gr.). (Coll. Baumann im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien.)

selten in der Kunst erscheinende, wie Schmetterling und Käfer, spielen fast keine Rolle —, mit einem Thiere, nämlich der Eidechse.[3]) Die Aehnlichkeit von Eidechsen- und Menschenbildniss hat zu einer Verwirrung der Formen geführt, die uns berechtigt, vom Menschen-Eidechs-Ornament zu sprechen. Vergleicht man eine von Ratzel[4]) abgebildete Puppe der Suaheli mit den Ornamenten auf Fig. 50 u. 52, so erkennt man den Umfang der Aehnlichkeit. In

[1]) Die Auflösung ist für Solche, die mit derartigen Ornamenten nicht bekannt sind, bei Westermann gezeichnet Monatshefte LXXIX, December 1895, S. 340.

[2]) Letztere scheint sich nur auf den Hüttenwänden im Sudan zu finden.

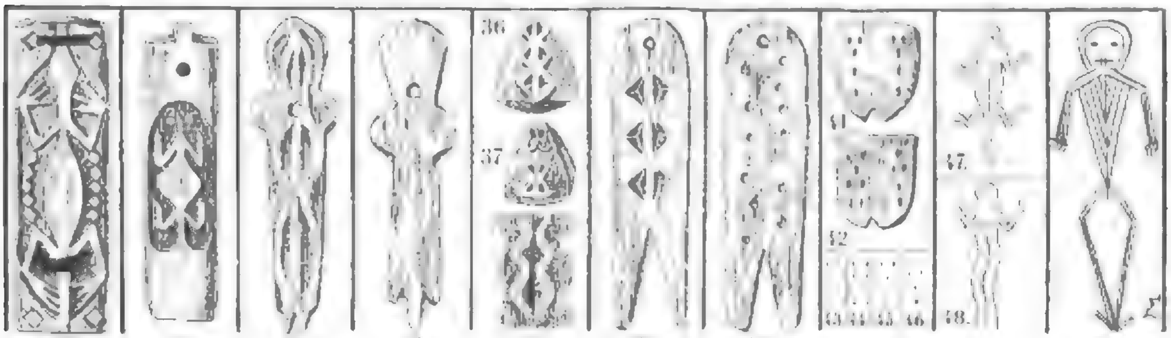
[3]) Ueber „Die Eidechse als Ornament in Afrika“ hat Dr. Wältes kurzlich eine recht ansprechende Studie in der Bastian-Festschrift veröffentlicht, in welcher er dem Verfasser dieses an der Hand des eminenten Berliner Materiales einige Irrthümer und einen Zeichenfehler in dankenswerther Weise nachgewiesen hat.

[4]) Ratzel, „Völkerkunde“, 2. II, S. 206.

mancher Weise äussert sich die Verwandtschaft und gegenseitige Beeinflussung der Formen. Fig. 47 u. 48 sind die correspondirenden Ornamente auf zwei Beinen einer Kopfstütze. In Schnitzereien der Loangoküste wechseln Mensch und Eidechse einander ab. Auf dem Stammbaumscepter (Fig. 21) traten Eidechsen an Stelle der Menschen etc. Nicht nur aus der bildlichen Darstellung, auch aus Mythe und Sitte spricht die Vermischung. Von geschwänzten Menschen und Thieren stammen die Ahnen ab; die über die Hütte hinhuschende Eidechse ist der Ahn selbst; der Seelenwurm wächst auf zur Eidechse[1] u. s. w.

Fig. 34 u. 36 zeigen drei übereinandergesetzte, spitzeiförmige Figuren. Wir wissen von Merensky, dass diese „Zauberwürfel" die Namen „Männer" und „Frauen" tragen.[2] Der Aussage entspricht die äussere Gestalt der Hölzer. Doch ist es auffällig, dass das Ornament einer Entwicklungsreihe angehört, deren Ausgangspunkt eine andere Figur, als die Umrisszeichnung der Hölzer ist. Das Ornament ist entschieden aus Zusammenklappen entstanden (Fig. 50). Nun zeigt Weule (auf S. 22), dass aus Kopf, Rumpf und Schwanz der Eidechse die gleiche Dreiellipsenfigur entstehen kann; und nimmt man noch gar dazu, dass Fig. 32 u. 33 der Bedeutung nach Fig. 34 u. 35 entschieden verwandt sind, dass auf diesen ausgesprochene Eidechsentypen sich befinden, die ebenso wie Fig. 50 zu einer Bildung wie auf Fig. 34 u. 36 werden können, so wird zugegeben werden müssen, dass hier eine so grenzenlose Verwirrung der Formen vorliegt, ein so (anscheinend) regelloses Hin- und Herschwanken, dass ein sehr grosses Material dazu gehört, die Fäden zu entwirren, und endlich, dass wir berechtigt sind, zunächst als Menschen-Eidechs-Ornamente alle diejenigen zu bezeichnen, deren Herkunft nicht ganz klar ist und bei denen es unsicher ist, ob mehr die Eigenschaften des Menschen oder die des Thieres überwiegen. Es ist ja zu hoffen, dass endlich auch diese Abtheilung des Berliner Museums ihre Schleusen öffnen wird, dass Studien, wie die Weule's, an Zahl wachsen werden, dass somit die Zeit nicht allzu ferne ist, in der eine gründliche Sichtung der Menschen und der Eidechsen in den Ornamenten Afrikas möglich ist.

Aus der Reihe 49, 50, 34, 36, 38, 37, 39, 40, 41, 42 können die Bezeichnungen der Ornamente unter einander erkannt werden. Auch hier wirkt auf die freie Darstellung (Fig. 49) die Zeichnung im Flechtwerke (50) umbildend. Der Sinn bleibt, die Form verkümmert (34—40). Fig. 41 u. 42 sind einige der Täfelchen, die den Dahomehern ein primitives Mittel des Fernverkehres waren. Ihre Form und die symmetrische Anordnung der Zeichen lassen noch den Ursprung ahnen. Die Ornamente auf den Schilden sprechen für sich selbst (Fig. 51—64). Das Ornament auf Fig. 52 sehen wir zunächst als eine durch Eidechsen-Ornamente beeinflusste Menschendarstellung an. Der Schwanz kann im männlichen Gliede seinen Ursprung haben. Die Annahme, dass diesen Ornamenten das Menschenbildniss zu Grunde liegt, wird in Folge der Sitte anderer Völker bevorzugt. Das Verhältniss der Ornamente unter einander ist leicht erkennbar. Die Herstellungsweise (die meisten der Schilde sind geflochten), dann Verkümmerung der einzelnen Theile, Verdoppelung, Verlängerung gebrochener Linien in



32. 33. 34. 35. 38. 39. 40. 49.

Eidechsen- und Menschen-Bilder und Ornamente aus Afrika.

[1] „Kameruner Schiffsschnabel" a. a. O., S. 66—73. „Ein Motiv des Gefässcultes", Verhandl. der Berliner Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urgesch.", 1895, 532 ff.

[2] Merensky, „Beiträge zur Kenntniss von Südafrika", S. 42 ff.

fortlaufendem Sinne, Verschiebung, Auflösung etc. führen so zum Kreuze, zur Ziekzacklinie (abstammend von den Extremitäten), zum Karo etc.

Diese Schilde gehören mit einer Ausnahme dem centralen und westlichen Afrika an, Fig. 61 aber und Fig. 65—72 sind Fabrikate der Ostafrikaner. Diese sind deshalb die interessanteren, weil auf ihnen mehrere Darstellungsweisen offenbar desselben Motives durcheinandergeflossen sind. Das Ornament (Fig. 61), Mittel- mit seitlichen Zickzacklinien, entspricht den Ver-



Fig. 50. Menschenfigur auf einer Matte von Karengo bei St. Paul de Loanda.
(Original im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien.)

zierungen der westlichen Stämme; dasjenige auf Fig. 65 ist das gleiche, wie das auf den südafrikanischen Zauberhölzern (Fig. 34) verwandte. Diesen beiden schliesst sich eine dritte, neue Form (Fig. 72) an, von der wir wohl annehmen können, dass sie mit den anderen stammverwandt ist; einmal nämlich ist sie auf denselben Gegenständen, wie die nachweisbaren Menschen-Eidechs-Ornamente angebracht und zum anderen Male entspricht sie halbirt auf der einen Hälfte des Schildes der anderen Hälfte des fortgestellten Extremitäten-Ornamentes (Fig. 66).

Das sich hier entrollende Bild ist hochinteressant. Offenbar bevorzugen diese unter dem nordöstlichen Einflusse stehenden Völker die gebogene Linie. Dennoch haben sie auch dem südwestlichen Einflusse nachgegeben. So lassen sie auf je einer Seite des Schildes je einem Verwandten sein Recht. Wichtig ist noch, dass die Bogen vom Ornament Fig. 65 sowohl, dem Ursprunge entsprechend, an dem Mittelstabe (Fig. 67) als an dem Aussenrande angefügt wurden (Fig. 69).

Der Ueberblick über diese Thatsachen zeigt, dass wir es in der afrikanischen Kunst mit einem kleinen Schatze der denkbar einfachsten Formen zu thun haben. Ausnahmen sind sehr selten und erregen Aufsehen und Argwohn. Die bevorzugte Linie ist die gebrochene mit dem beliebten „Rechten". Das Kreuz ist das Product vieler Reihen. Vielleicht kann man jedes Ornamentmotiv bis zur Auflösung in dieselben Linien verfolgen. Ein früher geschriebener Satz,[1]) dass nämlich im Gegensatze zur melanesischen und indonesischen die afrikanische Kunst stets der Verkümmerung zuneige, kann hier wiederholt werden. Die Folge davon ist, dass die afrikanischen Sculpturen (siehe Fig. 26) die Durchschnittsleistungen anderer Primitiver übertreffen. Gerade das Fehlen des orientalisch-phantastischen Zuges bei den Afrikanern ist hinsichtlich der Kunst ein wesentlicher Vorzug.

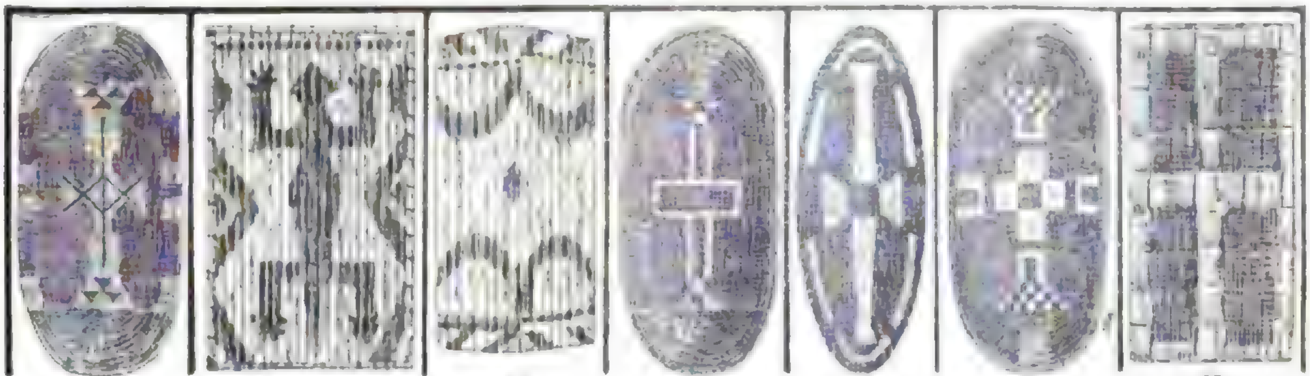
2. Die Entwicklung.

Einen Wendepunkt hat die Ethnologie überschritten. Angeregt, zumal durch Lane Fox, H. Stolpe, Karl v. d. Steinen, Ehrenreich, dann Schurtz, Holmes, A. R. Hein, Haddon etc., ist das Gebiet der Naturvölker-Ornamentik zugänglich gemacht. Eine Reihe von Arbeiten liegt vor, eine grössere ist zu erwarten. Der Erfolg wird der sein, dass man gar bald aus der Kunst aller Völker „Motive" kennt, die als Figuren der Erscheinungswelt einsetzten und als Linienornamente endeten.[2]) Da ist denn der Zeit-

[1]) Westermann, „Monatshefte", a. a. O., S. 333, Anmkg. Dr. Weule schreibt mit Bezug auf diesen Satz: „Zwar herrscht die Kümmerform vor, doch nicht in dem Maasse, wie Frobenius das betont." Ob wohl Weule's Arbeit gelitten hätte durch Streichung des Nachsatzes?

[2]) Das Ornament ist im Allgemeinen eine Figur, die an einem Gegenstande angebracht ist, ohne den Gedanken der praktischen Gebrauchserleichterung und die dem Gegenstande gegenüber in Sinn und Form eine dienende Stellung stets

punkt gekommen, einmal vor- und zurückzublicken, zu schauen, wo wir herkommen und wo wir hinwollen, uns einmal klar zu machen, was diese neuen Thatsachen bedeuten, was aus ihnen spricht, in wie weit sie mit anderen Erkenntnissen in Zusammenhang zu bringen sind, wie diese Ergebnisse für die Wissenschaft nutzbar gemacht werden können etc.; das sind lauter bedeutungsvolle Fragen, die hier natürlich auch nicht von Einem allein erörtert werden können, die hier nur von einem Standpunkte aus beleuchtet werden sollen.



51. 52. 53. 54. 55. 56. 57.

Schilde aus dem Congobecken.



58. 59. 60. 61. 62. 63. 64.

Schilde aus dem Congobecken und Ostafrika (Fig. 61).

Zum Einen wird das Ergebniss der in Aussicht stehenden Arbeiten dadurch bedeutungsvoll werden, dass wir den Materialschatz jedes Volkes kennen lernen, dass wir sagen können: „Wenn ein Stück dieser Art von da und da stammt, dann ist das Motiv dieses Ornamentes dies und das.“ Das Ergebniss kommt in dieser Richtung erstens der Ethnographie zugute, die dann Gegenstände unbekannter Provenienz mit Hilfe der Ornamentlehre bestimmen kann, zweitens der Anthropologie und Ethnologie in Fragen der Cultureinflüsse. Wo sich gleiche Motive finden, wird man, wenn es näher liegt, auf Uebertragung oder gar Verwandtschaft prüfen müssen. Diesem engeren Gewinn der Studien wird der weitere in Erkennung von Gesetzen über Bewegung, Bedeutung, Abhangigkeit, kurz, Wesen der Kunst zur Seite gehen. Doch da, wo das Wort „Gesetz“ einem Satze der Wissenschaft vorausgesetzt wird, fragt es sich, ob unsere Schlüsse dazu berechtigen können.

v. Luschan[1]) sagt von seinen Wurfbrett-Ornamenten: „Bei vielen ist die Darstellungsweise nicht mehr naturalistisch, sondern vollkommen stilisirt, ja verknöchert und derart theilweise oder vollkommen unkenntlich geworden, dass eine Erklärung

einnimmt. Es gibt zwei Gruppen von Ornamenten. Die erste, die Materialornamente, verdanken der Technik ihren Ursprung; sie haben wohl niemals mit Figuren in Zusammenhang gestanden. Die zweiten, die Charakterornamente, haben stets einen figürlichen Sinn, wenn dieser auch oftmals in Folge der degenerirten Form nicht mehr zu erkennen ist. Solche Formen nennen wir Linienornamente. Oftmals und meistens in Afrika scheint der ursprüngliche figürliche Sinn der Linienornamente vergessen zu sein.

1) In der „Bastian-Festschrift“, S. 149.

hier völlig unmöglich ist, wenn von ebenso billigen als werthlosen Schreibtisch-Hypothesen abgesehen wird. Es schien mir aber deshalb um so nöthiger, auch diese zweifelhaften Typen hier abzubilden und damit unsere Reisenden und Beamten draussen in den Stand zu setzen, diese Darstellungen von den die alten, dem conservativen Sinn entsprechend, wohl noch, aber ohne Bewusstsein der Bedeutung angewandt. Werthlose Hypothesen sind es nicht mehr, wenn man die Studien den Reisenden mitgibt, damit sie wissen, was sie eigentlich zu forschen haben. Es ist fast unglaublich, dass die meisten



65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72.

Schilde aus Ostafrika.

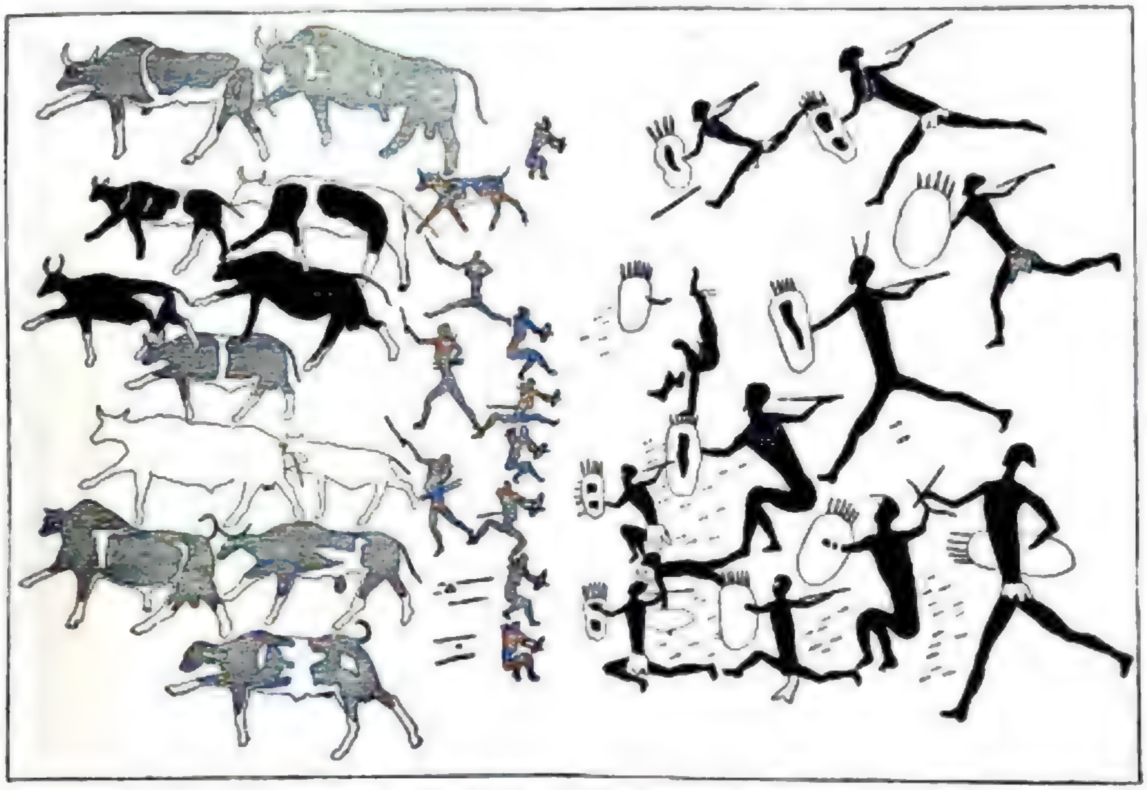


Fig. 73. Gemälde der Buschmänner. (Nach Andree.)

Einheimischen erklären zu lassen." Nun ist zu befürchten, das Beispiel der Bakairi und der Karaja stehe sehr vereinzelt da. Von den Naturvölkern, die naturalistische und stilisirte Ornamente neben-einander führen, kann schwerlich ein Verständniss der letzteren vorauszusetzen sein; die Aufmerksamkeit den „modernen" Ornamenten zuwendend, werden unserer Reisenden mit demselben Manco an ethnographischen und ethnologischen Kenntnissen hinausziehen, als zu Zeiten der ethnologischen Windelkindschaft. Oder bestätigen die wenigen hoch emporragenden Ausnahmen dies nicht? Den Werth der Hypothesen hat übrigens v. Luschan selbst nachgewiesen; er zeigt sehr klar, dass die Zickzacklinie

auf australischen Wurf- und Schwirrhölzern als Entwicklungsproduct der Menschenfigur angesehen werden kann. Und dies ist gleich das erste Ergebniss im Studium einer Ornamentik, von der früher gesagt wurde: „sie schliesse sich am häufigsten an thierische Muster an". v. Luschan wird sicherlich, wenn er noch einige Dutzend solcher Stücke in die Hand bekommt, die Bindeglieder und somit das Verständniss dieser jetzt noch räthselhaften Verzierungen auch ohne Angabe der Eingeborenen finden. Auch ohne Angabe, denn wir Ethnologen müssen es lernen, auch ohne Anmerkungen diese Texte zu lesen. Wie lange wird es währen, bis die lebenden Commentare der Vergangenheit angehören?

Die in Frage stehenden Gesetze müssen bald aufgesucht und dann von Jedem berücksichtigt werden. Wenn z. B. von der afrikanischen Zickzacklinie gesagt wird: „ihr Ursprung gehe auf nichts Anderes zurück, als auf die potencirte Ausbildung der Extremitäten auf Kosten des übrigen Körpers", so ist damit die Grenze der Wissenschaftlichkeit schon überschritten; es ist mit Leichtigkeit nachzuweisen, dass diese Linie ebensowohl dem Extremitäten-, als dem Schlangen-, dem Augen-, dem Zahn- etc. Motive ihren Ursprung verdanken kann, ohne dabei der Materialornamente — die Zickzacklinie auf Töpfen als Rest des Flechtwerkes — zu gedenken.

Abgesehen von diesen Gesetzen, die bei schwellendem Strome von Einzelstudien baldiger Erkenntniss gewärtig sein dürfen, gilt es aber, sich über das eigentliche Werden, den Wachsthumsprocess, den Zusammenhang der einzelnen Erscheinungen in den primitiven Kunstformen klar zu werden. Hier fehlt vor Allem noch der wichtige Uebergang von den Ergebnissen der Ornamentforschung und des Studiums der Kunstanfänge. Ueber die Anfänge der Kunst liegt Prof. Grosse's [1]) Werk vor, in welchem der theoretischesten aller Wissenschaften, der Aesthetik, die bunten Federn in einer Scheerung vom grauen Leibe gerissen sind. Die Aufgabe hat der Verfasser in ausgezeichneter Weise gelöst. Grosse hat den Stoff in Kosmetik, Bildnerei, Tanz, Poesie, Musik eingetheilt. Bildnerei und Ornamentik ist für uns das Wichtigste. Grosse setzt einen noch nie mit solcher Schärfe ausgesprochenen Gedanken ein, der beanspruchen kann, des Näheren erwogen zu werden.

Im Erwerbszweige sieht er das durchaus Leitende der Culturform; er geht so weit, dass er aus jedem Verhältnisse, aus jedem Geräthe (Form und, wenn richtig verstanden ist, auch Ornament), aus jedem Theile des materiellen und geistigen Culturbesitzes das Wesen und die Wirkung des Erwerbszweiges — es kommen zunächst Jagd und Fischerei, Ackerbau, Viehzucht in Betracht — erkennen will. Er prüft die Kunst der primitivsten, der Jägervölker. Die Australier sind die Bevorzugten. „In Australien, hier in tiefer Abgeschlossenheit, hat sich in breiter Ausdehnung eine Culturform lebendig erhalten, welche in den meisten anderen Gebieten vor ungezählten Jahrhunderten in die Nacht der Vergessenheit gesunken ist. In Australien findet man daher das reichste und werthvollste Material für das Studium der Anfänge der Cultur." Und so folgt für Grosse das hier in Frage Kommende, dass schon bei den Primitivsten die Charakter-Ornamente neben den Bildern und freien Kunstwerken vorkommen.

Ist es denn aber wirklich so ganz fraglos berechtigt, die Australier als Beispiel von Völkern der primitivsten Cultur hinzustellen? Sollte diesen Wildlingen nicht ein sehr starkes Quantum aus den malaischen Sturzwellen beigefügt sein? Anzeichen in Weltanschauung, Cultur und Mythologie scheinen das zu beweisen.

Die ausgezeichneten Höhlengemälde der Australier und ebenso die analogen Leistungen anderer Völker führt Grosse auf die scharfe Beobachtungsgabe und die manuelle Sicherheit als Erzeugnisse des fast ausschliesslichen Jägerlebens zurück, ein vortrefflicher Gedanke, der ihm auch das Fehlen derartiger Schöpfungen im Culturbesitze der Nichtjäger erklärt. „Weder der Ackerbauer noch der Viehzüchter bedürfen zu ihrer Erhaltung einer so hohen Ausbildung der Beobachtungsgabe und der Handfertigkeit; in Folge dessen treten diese Fähigkeiten bei ihnen zurück und mit ihnen das Talent für naturwahre Bildnerei." Anderen Ortes betont Grosse, „dass diese Anfänge der bildenden Kunst durch ihren unmittelbaren ästhetischen Lustertrag für die primitiven Völker einen Werth besitzen, den man gewiss nicht zu gering anschlagen darf." Wenn der jagende Wilde die Freude empfand, dann musste der Ackerbauer sie erben und das Aufhören der manuellen Geschicklichkeit und der Beobachtungsgabe erklärt die von Grosse richtig erkannte Thatsache der verkümmernden Bildnerei nicht zur Genüge.

Aber es ist ein anderer Punkt, der zu der Erörterung führt. Die Charakterornamente neben den Bildern hat Grosse nur bei den Australiern, die

[1]) Ernst Grosse, „Die Anfänge der Kunst", 1894.

gerade in dieser Hinsicht nicht ganz unbeinflusst erscheinen, gefunden. Im Theile über die Ornamente sind solche der Buschmänner und Batua nicht besprochen; sie haben keine — so lange nicht technische, von Nachbarn übernommene in Frage kommen. Die Kunst der San beschränkt sich auf Malerei und Zeichnen. Die anderen Afrikaner — wie immer in dieser Arbeit mit Ausschluss der semistischen und halbsemistischen Völker und Einflüsse — können den Buschmännern summarisch gegenübergestellt werden. Die Malerei fehlt. Die Kunst ruht auf völlig abweichendem Fundament. Liegt die ganze Bedeutung der Buschmannsbilder in den Kunstproducten selbst, so liegt sie hier ausserhalb derselben, nämlich in der Anschauung der Producirenden. Da dort die Schwankungen der Leistungen Folgen grösserer Geschicklichkeit sind, da dort mit einem Blicke die Bedeutung hervortritt, so kann man sagen, das Wesen der Buschmannskunst sei klar, ihre Unabhängigkeit von jedem Stil eine naturgemässe, in sich selbst begründete.

Ganz anders die Negerkunst. Dem Beschauer tritt eine so verwirrende Anzahl von Entwicklungsreihen, von Fäden entgegen, dass er, um überhaupt eine Uebersicht über sie zu gewinnen, gezwungen ist, feste Punkte und Linien da anzunehmen, wo es keine gibt — thut er es doch, so folgt er nur dem Zwange. Zwei Arten von Motiven können wir in dieser Kunst unterscheiden: 1. die sinnlichen (eigentlich die in sinnlicher Form dargestellten Motive); 2. die geistigen Motive. Sinnliche Motive sind die der Buschmänner, die Menschenbildnisse, Thiere, Figuren, die als solche sofort aus der Zeichnung erkannt werden, deren Bedeutung also der Darstellung entspricht. Geistige Motive sind solche, die eine figürliche Bedeutung haben, die aber nicht unmittelbar aus der Darstellung erkennbar ist. Geistige Motive sind die Ornamente der Bakairi und Karaja, das afrikanische Kreuz mit der Bedeutung des Menschen, der Eidechse, der Augen etc., dann das Aug-Ornament, wenn es die ganze Figur vertritt, endlich der Geisterpfahl, wenn er als Bild des Geistes aufgefasst wird. Zum geistigen Motiv gehört untrennbar der Gedanke — wenn es nicht als Ornament z. B. gedankenlos verwandt wird. Zwei Entwicklungslinien können wir in der afrikanischen Kunst unterscheiden. 1. Die sinkende Naturkunst. Die Ornamente beginnen als sinnliche Motive und endigen als geistige. 2. Die steigende Culturkunst, d. i. der Weg vom Geisterpfahl zur Ahnenfigur. Es ist hieraus ersichtlich, dass es sich um Fragen nach Geistart und geistiger Thätigkeit des „Künstlers“ (?) handelt, wenn die Frage nach dem Wesen und Werden dieser primitiven und primitivsten Künste erörtert werden soll.

„Primitivste?“ Kennen wir denn Menschen, die nicht das Feuer, eine Weltanschauung, ein Gewaffen besitzen? Wenn der Buschmann, der Mutua das Eisenmesser vom Neger kauft, ja sogar wie jener es zu schmieden gelernt hat, dann ist es sicher nicht mehr „rein“, ganz abgesehen davon, dass es in jeder Hinsicht schon über die denkbar tiefste Culturstufe gewaltig emporgewachsen ist. Aber wie es möglich ist, nach Funden an Schädeln, Geräthen, Thierknochen sich ein Bild zu machen vom prähistorischen Menschen, seinen Künsten, seinem Leben, so können wir uns auch vom urmenschlichen Geistesleben ein Bild machen, indem wir die Linie der Thatsachen rückwärts über den Horizont verlängern. Es kann nur ganz skizzenhaft, ohne Prüfung des Verhältnisses zu älteren Meinungen — welcher Vergleich baldmöglichst an der Hand der Weltanschauung vorgenommen werden soll — versucht werden, ein Schema zu zeichnen, in welches unsere Untersuchungsobjecte und Resultate eingefügt werden können.

Die Annahme, dass die Primitivsten weniger den Gedanken als dem Instinct folgen, ergibt eine Dreitheilung für alle Cultur, nämlich einmal Völker des regierenden Instinctes, Völker der Schwankung, Völker des herrschenden Gedankens. Es würden also instinctive Handlungen, die aus dem unklaren Empfinden der Zweckdienlichkeit heraus vorgenommen werden, und logische oder berechnende Handlungen, die in Folge des Denkens als zweckdienlich erscheinen, in Frage kommen. Dem würde eine instinctive Logik und eine berechnende Logik entsprechen. Es ist mit Leichtigkeit aus der Geschichte der Weltanschauungen nachzuweisen, wie der Rhythmus in der Natur, das gesetzmässige Abhängigkeitsverhältniss aller Theile der Naturmaschinerie sich in den Schöpfungen (Anschauungen) des Menschen spiegelnd, umbildend und die Thätigkeit des Gehirnes erweckend einwirkt. Die Annahme eines urmenschlichen Denkens ist keine zwingende; sie wird stets wieder schwanken müssen, wenn der Vergleich der denkenden Classen unserer eigenen Culturform mit den stumpfen, tiefstehenden herangezogen wird. Urmenschlich sind die Empfindungen und Bedürfnisse, wenn sie auch unter dem regen Einflusse der Cultur stehen. Wenn

der Hund seinen Knochen möglichst unbeachtet abnagt, so thut er es, weil er den Neider fürchtet. Will der Negerfürst bei seinen Mahlzeiten Niemand zugegen wissen, so spricht daraus die Furcht vor dem bösen Blick. Wir aber sagen, es sei uns peinlich, wenn uns Jemand beim Essen zuschaut.

Die Gipfelpunkte beider Schöpfungskräfte sind Kunst und Wissenschaft, welche als Kinder verschiedener Abstammung (Natur und Cultur) oftmals wie ihre Eltern in Widerspruch, in Kampf gerathen. Die Merkmale sprechen allerorts. Ein Künstler mag sie im Klang, im Sang, in Farbe, in Form schildern, der Gelehrte kann die Liebe nur erklären, wenn er auf ihre Wurzel und Entwicklung eingeht. Und dass das Denken kein Natur-, sondern ein Culturproduct ist, ist schon daraus erkennbar, dass wir mit dem Gedanken die Wirkungen grosser Kunstwerke, die aus der Empfindung geboren, in der Empfindung sich äussern, nicht erkennen können — trotz aller Aesthetik!

Wenn wir die Wildstämme als Völker der Schwankung, des Ueberganges bezeichnen, so ist mit deren gewaltigem Ringen — der Kampf des Menschen mit der harten Tyrannennatur — mit der Gründung der Feste: „Cultur“, mit dem wechselseitigen Siege auch das Schwanken zwischen Instinct und Gedanke in Einklang zu bringen. Wie wunderlich wachsen doch die Ahnungen und Erfahrungen durcheinander! Wie wirkt doch stets noch das Uebergewicht der Instincte! Das Lebensbedürfniss ist eine so gewaltige Kraft, dass es jenen furchtbar schwer wird, den Gedanken an die Natürlichkeit des Todes so zu erstarken, dass er das Bedürfniss überwiegt. Es erscheint als krampfhaft, wenn die alten Aegypter, diese klugen Menschen, das Todtengerippe als Memento mori an der Tafel des Lebensgenusses aufstellten. Heute hat man den Maassstab für das „einst“ Geleistete verloren. Wie zu Gottheiten blickt der Culturmensch auf den Erfinder der Dampfmaschine, ein Oelgemälde Böcklin's, die christliche Religion der Jetztzeit. Und doch! Wie viel grandioser waren die ersten Leistungen des denkenden Menschen, der erste Gottesbegriff, das erste Ackergeräthe, die erste Menschenfigur! Und wie erhaben und gewaltig unter allem Geleisteten ist die Schöpfung des Gedankens!

Da alle Völker der Erde eine Sprache besitzen, so gehören die Menschen des Instinctes, die Urmenschen, die Primitivsten, der Vergangenheit an. Die Erben dieses Urmenschen aber, diejenigen, in denen sich noch die bevorzugenden Wirkungen der Einheit mit der Natur äussern, diese Erben sind es, die für Kunstgeschichte und Culturgeschichte gleich bedeutungsvoll sind als Menschen, aus deren Händen die ausgezeichneten Werke der Naturkunst hervorgegangen. Die Funde in der Dordogne und bei Thayingen sind die Monumente dieser Kunst in Europa. Die Buschmannszeichnungen und Australmalereien sind die analogen Leistungen der Negervölker. Was bei allen diesen Dingen auffallt, ist die immense — für die Naturvölker — Formfülle, die hervorragende Naivität, der grosse Stoffreichthum — alles, auch Landschaften und Bäume findet sich — und das Fehlen jeglicher Wiederholung unter allen besseren Werken.

Diese bedeutungsvollen Eigenschaften erhalten alle durch die Letztgenannte die Erläuterung der Form. Das Naive liegt darin, dass kein Vorbild als die Natur selbst gewählt ist. Das Zarte, das Jungfräuliche, das Anmuthige, Natürliche, der Reiz schwand, sowie der Eine dem Anderen etwas nachbildete. Sie schufen nicht mehr aus sich selbst, aus der Natur, die Copisten der Naturkunst; sie ahmten sich selbst nach, schlugen durch Wiederholung [1]) der eigenen Werke den Weg zum Stile ein. Der Process steht mit der Opposition des Menschen zur Natur, mit der Schöpfung, dem Aufbau der Cultur in enger Beziehung. Ist das Charakteristische der Naturkunst das Fehlen der sich wiederholenden Motive, so ist das Bezeichnende der Culturkunst das Vorherrschen derselben.

Wir haben somit eine Erkenntniss für die Beurtheilung der Entwicklung schon gewonnen. Mit Hilfe dieser wird es nicht schwer fallen, alle weiteren Eigenthümlichkeiten unter bestimmte Gesichtspunkte zu bringen, zumal wenn wir uns jetzt des oben Gesagten über sinnliche und geistige Motive, über fallende Naturkunst, steigende Culturkunst erinnern. Verfolgen wir jetzt die fallende Linie der Naturkunst. Es muss dabei der Uebergang der sinnlichen in geistige Motive sich ergeben.

Der Naturkunst entspricht in der Weltanschauung der Animismus. Als die ersten schwammigen Gebilde der Zauberkräfte und Geisterwesen die Umgebung des Menschen umkreisten und Berge, Wälder, Seen, Ebenen, jeden Baum, jedes Thier, jeden Stein belebten, da waren die Menschen noch eins mit der Natur. Aber Wiederholung und Wiederholung trat

[1]) Auch Grosse weist auf das Auftreten des Rhythmus bei allen Kunstformen hin. (Bezug auf die Musik!)

ein. Mussten die Väter den Söhnen, die Kinder den Enkeln die Anschauung klar vorlegen, dann traten schon diese Gebilde in Formen. Gestaltung nahmen sie auch an, indem sie an bestimmte Orte gefesselt wurden. Der Baum, der Stein, der Fluss, das Thier wurden zu Trägern und Stätten der Ideen. So sanken die wirren Massen nieder und indem sie in wenig Mythen sich concentrirten, ward es möglich, sie in Verhältnisse zu einander zu bringen. Es entstand ein wenn auch rohes, so doch klares System.

In derselben Weise entwickelte sich die Kunst. Durch Wiederholung ward ein bestimmter Motivschatz geschaffen. Durch Wiederholung ward zum Zweiten die Degeneration der Form erzeugt. Durch die Wiederholung ward endlich aber auch der Geist geschult, durch die Erinnerung, durch die Festlegung derselben. Widmete der Mensch zur Zeit der Naturkunst seine Aufmerksamkeit lediglich der Natur, mit der seine Schöpfungen harmonirten, so ward, je weiter er sich von ihr entfernte, desto mehr sein Interesse den eigenen Schöpfungen zugewendet und so sehen wir ihn nicht nur in Opposition zur Natur, sondern sogar in den Dienst der eigenen Gebilde, der Befreiungswerkzeuge, der Befreiungsarbeiten treten. Der Höhepunkt dieser Linie ist gegeben, wenn der Mensch einem Begriff eine der Naturform in keiner Weise entsprechende Gestalt im Charakter-Ornament gibt.

Es besteht in der Kunst dieser Völker ein interessantes Verhältniss zwischen Gestalt und Form. Steigt das eine, so sinkt das andere. Das Einhalten der Balance ist in unserer Kunstform das Ziel. Die primitiven Völker bringen ihre Ideen in Gestalten, die nicht der Natur angehören, und verlieren damit die Form. Diese Erscheinung ist aber gleichbedeutend mit einer Formfessel. Die Befreiung von derselben kann nur durch eine Trennung von Kunst und Wissenschaft, und wenn es auch die primitivste Wissenschaft ist, erreicht werden. Dies geschieht durch die Bildung der Schrift. Die Linienornamente mit figürlicher Bedeutung sind als Rudimente einer solchen anzusehen. Ist auf diese Weise die Wissenschaft, alias der Gedankenstrom, in einen Canal abgeleitet, so kann die Kunst sich frei aufschwingen. Unwillkürlich wird der Mensch gezwungen — siehe Plastik —, die Formen der ihren Gestaltenschatz überall zur Schau tragenden Natur nachzubilden. Es bestehen in dieser Hinsicht also zwei Linien **nebeneinander**, einmal der Entwicklungsgang der geistigen Motive (Entwicklung der Schrift), dann der der sinnlichen Motive (Entwicklung der Kunst).

Entwicklung der Kunst soll heissen der Culturkunst. Es wäre einseitig, das verwandtschaftliche Verhältniss derselben zur Naturkunst leugnen zu wollen, ebenso irrig wäre es aber, die Entwicklung beider in einer ununterbrochenen Linie zu zeichnen. In der fallenden Linie der Naturkunst konnte die Quelle bezeichnet werden, während das Ende sich verläuft. In der steigenden Linie der Culturkunst ist das Verhältniss umgekehrt. Der Strom der Erscheinungen mündet in die griechische Kunst. Ja, wir können sogar Namen nennen. Polyklet, Myron, und Phidias haben die letzten Fesseln der Form, des Stilisirens, die Frontallinie aufgelöst. Beide Richtungen der Kunst haben in Afrika bei einem Volke die höchsten Blüthen getragen, nämlich bei den Aegyptern.

Wenn das Ganze tabellarisch aufgezeichnet wird, so ist es leicht, die gewonnenen Erkenntnisse zu überschauen. (S. umstehend).

Eine Tabelle ist immer ein Hilfsmittel, dessen schlimme Seite nicht vergessen werden darf. Sie drängt einem Stoffe Grenzen auf, die ihm ursprünglich fehlen. Man wolle sie daher auch hier als gleichwerthig den Karten der Meeresströmungen betrachten. Das Spiel der Wellen und der Druck des Windes treiben das Schifflein ebenfalls. So ist es denn falsch, von festen Linien zu sprechen da, wo es sich um eine so flüssige Materie wie die Kunst handelt.

Ehe wir schliessen, muss noch das Fehlen der Phantastik, die geringe Ausbildung der Phantasie hervorgehoben werden. Es ist das eine Thatsache, die ungemein fördernd für die Entwicklung der Formen, d. h. die Trennung der widersprechenden Bestrebungen gewesen ist. Wenn man mit der afrikanischen — dieser Kunst, die sehr selten eine extravagante Form hervorbringt — die Neu-Mecklenburgische z. B. vergleicht, dann wird einem die Thatsache sofort klar. Dort hat die Phantasie eine oft erstaunliche Formverwirrung bewirkt. Beim Menschen der Arm auf dem Kopf, beim Vogel der Schwanz auf dem Schnabel, ein Kopf und ein Schwan als Vertreter des Ganzen — solche Dinge sind nicht selten. Der Unterschied beider Künste äussert sich zumal in einer Erscheinung. In Neu-Mecklenburg ist **ein** Niveau der Naturwahrheit, weil jedes Stück Ornament, stilisirt ist, und wenn es einmal in der Form naturverwandt ist, so kann sich der Beschauer

doch nicht des eigenthümlichen Gefühles enthalten, es sei jeden Moment eine zauberhafte Auflösung, eine spukhafte Formverwirrung zu erwarten. In Afrika treten uns zwei Schichten entgegen, deren Mittelwerthe an Naturwahrheit sich mit den Endergebnissen der beiden Entwicklungslinien (sinkende Naturkunst und steigende Culturkunst) ungefähr decken. So ist das Geistesleben der phantasiereichen Völker mit einem Strom vergleichbar, der seine Wasser weit ausdehnt über eine Ebene und sich in Armen, Sümpfen, Gräben auflöst. Der phantasiearme Geist der Afrikaner trägt aber die Cultur in einem nur zweigetheilten Strome dahin.

Culturform	Kunstform	Wesen derselben	Denkmäler
Naturherrschaft vorherrschend	Sinnliche Kunst (Die Kunst der Primitivsten. Reine Naturkunst)	Die naive Kunst, I. Epoche Freiheit von jeder Formfessel Fehlen der geistigen Motive	Buschmannszeichnungen
	Kunst des Ueberganges (Die Kunst der Naturvölker)	Die sinkende Naturkunst Die Gewinnung d. Charakter-Ornamente Ableitung der Wissenschaft Vorherrschen der geistigen Motive	Charakter-Ornamente Rudimente der Schrift Geisterpfahl — Schädelpfahl
		Die steigende Culturkunst Die Wiedergewinnung der Form Sinnliche Motive vorherrschend	Schädelpfahl — Menschenfigur Aegyptische Sculpturen Linienornamente Bilderschrift
Culturherrschaft vorherrschend	Geistige Kunst (Die Kunst der Culturvölker. Reine Culturkunst)	Die naive Kunst, II. Epoche Freiheit von jeder Formfessel Fehlen der geistigen Motive	Die Schöpfungen der griechischen Kunst von den Schülern des Ageladas ab. Höhepunkt Lysippos
		Einführung der geistigen Motive etc.	Römer, Griechen etc.

Auf unserem ethnologischen Wege ist es hoffentlich geglückt, eine Uebersicht über das, was jenseits des „griechischen Wendepunktes" liegt, zu ermöglichen. Vielleicht ist das Gewonnene, das zwergenhaft klein aussieht im Vergleiche zu den grossen Aufgaben der Kunstwissenschaft, auch werthvoll für das, was nach den Griechen kommt. An dieser Stelle können wir darauf naturgemäss jetzt noch nicht eingehen. Nur eine Thatsache wollen wir hervorheben. Es ist wunderbar für den Unkundigen, dass noch immer viele Musiker, Künstler, Gelehrte, Aesthetiker die griechische Kunstform als eine solche ansehen, auf der wir weiterbauen, die wir nachahmen sollen, die uns Vorbild sein müsse. Neuerdings geht man so weit, dass ein Stichwort Nietzsche's in Vieler Munde schwebt. Man spricht von „Panopticumkunst". — Für uns ist es verständlich. Denn wohl haben wir in der Wissenschaft, nicht aber in der Kunst eine Kritik. Hätte unsere Zeit eine solche, und ich denke, die Ethnologie wird sie der Welt schenken, dann würde es Niemand schwer fallen, das Ueberwiegen der sinnlichen Motive in den Anfängen (bei den Griechen), das Ueberwiegen der geistigen in der Jetztzeit zu erkennen. Allerdings ist ein gewaltiger Unterschied zwischen den Kunstformen einerseits vor, andererseits nach den Griechen, ein Unterschied, den wir am klarsten aussprechen mit dem Satze: Die erste Kunstepoche ringt um Form und Geist, die zweite beherrscht sie.

Abbildungen.

[1] Die Zeichnung ist genau nach Bateman ausgeführt, der die Augen offenbar falsch wiedergegeben hat.

Zur Paläoethnologie Mittel- und Südeuropas.

Von **Karl Penka.**

> (Φαίνονται) . . . τὰ πρότερα . . . ῥᾳδίως ἕκαστοι τὴν ἑαυτῶν ἀπολείποντες, βιαζόμενοι ὑπό τινων ἀεὶ πλειόνων.
>
> Thukydides, I, 2.
>
> Μεταναστάσεις δέδεκται, τῶν πλησιοχώρων εἰς τοὺς ἀσθενεστέρους ἐξαναστάντων.
>
> Strabo. VII, C. 305.

Eine der ersten methodischen Forderungen, die wir an die urgeschichtliche Forschung stellen müssen, ist die Forderung, für die vorgeschichtliche Zeit keine Annahme zu machen, für die sich aus der geschichtlichen Zeit keine Analogien beibringen lassen. Und thatsächlich zeigt es sich auch, dass, je tiefer wir in das Dunkel der europäisch-arischen Urzeit vordringen, wir nur Vorgängen begegnen, die auch für die historischen Perioden immer wieder bezeugt werden. Die Ursache dieser Erscheinung liegt darin, dass diejenigen Factoren, die wir seit Beginn der geschichtlichen Zeit im Bereiche der arischen Völkerwelt wirksam finden, auch in der vorgeschichtlichen Zeit, soweit natürlich die gegenwärtige geologische Periode in Betracht kommt, wirksam waren.

I. Kelten und Gallier.

Die Beschreibung, die die römischen und griechischen Schriftsteller von der äusseren Erscheinung der alten Gallier entwarfen, passt bekanntlich heute nur mehr auf einen sehr geringen Theil der heutigen Franzosen. Jene schilderten dieselben als Männer von gewaltigem Körperbau, hohem Wuchse, blonden Haaren, blauen Augen und weisser Hautfarbe, also als Männer, die noch alle Merkmale des unvermischten arischen Typus an sich trugen. Dagegen zeigen die heutigen Bewohner nicht nur des südlichen, sondern auch des m i t t l e r e n Frankreich, also gerade jenes Theiles, aus dem die den Römern zunächst bekannt gewordenen cisalpinischen Gallier (Bituriger, Arverner, Senonen, Aeduer, Ambarrer, Carnuten, Aulerker)[1] stammten, nicht mehr jene Merkmale; dieselben sind in ihrer überwiegenden Gesammtheit ein Volk von mittlerer Grösse, dunkler Complexion und brachycephalem oder mesocephalem Schädelbau[1]), zeigen also das gerade Gegentheil von dem alten gallischen Typus, wie ihn nicht nur die alten Schriftsteller beschrieben, sondern wie ihn auch die griechischen Künstler zum Andenken an die von Attalus I. (241—197) und Eumenes I. (197 bis 159) von Pergamum über die Galater in Kleinasien erfochtenen Siege plastisch dargestellt haben. Solange hohe Statur, blonde Haare, blaue Augen, weisse Hautfarbe, dolichocephale Schädelform für ausschliessliche Merkmale der Germanen galten und nicht erkannt worden war, dass dieselben ursprünglich allen arischen Völkern zukamen, lag es nahe, anzunehmen, dass die Gallier gar nicht dem grossen keltischen Stamme angehörten, sondern Germanen waren, die, als Eroberer in das Land eingedrungen, im Laufe der Jahrhunderte in der Masse der vorgermanisch-keltischen Bevölkerung aufgegangen seien. So haben noch in neuerer Zeit diese Frage K. v. Becker und A. Hovelacque zu lösen gesucht. Ersterer machte zur Grundlage seiner Beweisführung die schon von den alten Schriftstellern gemachte Unterscheidung zwischen Kelten und Galliern; was die ethnische Stellung der Gallier anlangt, so sind dieselben ihm mit A. Holtzmann identisch mit den Germanen.[2]) Letzterer glaubte, dass nach Gallien eingedrungene Germanen die Sprache der unterworfenen Kelten angenommen haben. „Tous les blonds de haute taille (Galates, Belges, Germains etc.) parlaient jadis des idiomes teutoniques; la partie de cette race (Galates) qui pénétra sur le territoire occupé par les Celtes perdit sa propre langue et parla celtique, tandis

[1]) Livius, v, 34.

[1]) Bertrand, A., La Gaule avant les Gaulois. Seconde édition. Paris 1891. Annexe F: L'indice céphalique des populations françaises par R. Collignon.

[2]) Becker, K. v., Versuch einer Lösung der Keltenfrage. Karlsruhe 1883.

que les Germains, frères des Galates, conservaient leur idiome haut-allemand."[1])

So richtig auch BECKER die Gallier von den Kelten geschieden hat,[2]) so verkehrt war es, die Gallier auch sprachlich den Germanen gleichzustellen. Aber auch die Hypothese HOVELACQUES hilft über die Schwierigkeiten des Problems nicht hinweg. Bekanntlich zerfallen die keltischen Sprachen in zwei Gruppen, die Goidelische und die Britonische; zur ersteren gehören die gälischen Dialecte von Irland, Man und Schottland, während die letztere aus dem Walisischen, Altcornischen und Bretonischen besteht. Nicht minder bekannt ist es, dass das Britonische hauptsächlich der Gebrauch des Consonanten p für ursprüngliches k charakterisirt, während die altgoidelischen Inschriften qu aufweisen, das in der späteren goidelischen Aussprache zu c (bezw. ch und g) geworden ist. Nun wissen wir, dass das Gallische (wie auch das Belgische) zur britonischen Gruppe gehörte. Dies ergibt sich hauptsächlich aus den erhaltenen altgallischen Worten, die überall den Labial haben, wo die goidelischen Dialecte den Guttural aufweisen: z. B. altgall. petor vier (in petorritum, vierräderiger Wagen), walis. pedwar, dagegen irisch ceathair, gäl. ceithre; altgall. epo Pferd (in eporedicos), gäl. each. Es stimmen ferner zahlreiche britonische Ortsnamen mit gallischen (und belgischen) überein oder sind doch in den Wurzeln mit einander verwandt.[1]) Auch aus dem Umstande, dass, wie CAESAR berichtet,[2]) häufig Gallier nach Britannien gingen, um den Unterricht der dortigen Druiden zu geniessen, können wir schliessen, dass das Gallische mit der Sprache der Britonen sehr nahe verwandt war, was übrigens auch TACITUS ausdrücklich hervorhebt.[3]) Nun hat andererseits J. RHYS nachgewiesen, dass es auch unter den continentalen Kelten zwei Sprachen gegeben hat, die in ähnlicher Weise wie die Sprachen der Insel-Kelten durch den Gebrauch der Consonanten p und qu charakterisirt waren. Während die Sprache der Gallier p für ursprüngliches qu (k) gebrauchte, hatte die Sprache der „Celtae" das ursprüngliche qu behalten und glich in dieser Hinsicht wenigstens dem Altgoidelischen.[4])

Wäre nun die Hypothese HOVELACQUE's richtig und wären also die eingebrochenen Gallier Germanen gewesen, die die Sprache der unterworfenen Celtae angenommen hätten, dann müssten wir erwarten, dass das Gallische den Charakter des „Keltischen" (Keltikanischen) zeigte, was, wie wir soeben gesehen haben, nicht der Fall ist.

Im Uebrigen können die Gallier nur mit den späteren Trägern des Keltischen in einen anthropologischen Gegensatz gestellt werden; die ersten keltischen Ansiedler Frankreichs waren in somatischer Hinsicht von den später erschienenen Galliern nicht verschieden. Die in neolithischen Gräbern Frankreichs gefundenen Schädel, die in ihrer Mehrzahl dolichocephal sind,[5]) zeigen, wie zuerst auf dem Budapester internationalen Anthropologen-Congresse (1876) von BROCA constatirt wurde, ganz dieselbe Form, wie sie die germanischen Schädel, sowie die Schädel anderer arischer Völker, die in alten

---

[1]) HOVELACQUE, A., Essai de solution d'un problème linguistico-ethnique. Revue de linguistique. XVIII. 195.

[2]) Der Hauptgewährsmann für die Verschiedenheit der Gallier von den Kelten ist Posidonius (geb. um 103 v. Chr.) bei DIODOR. V. 32: „Es ist nützlich, einen Unterschied zu machen, den Viele nicht kennen; es heissen nämlich die Bewohner des Binnenlandes jenseits Massalias, sowie die Bevölkerung, welche an den Alpen und nördlich von den Pyrenäen wohnt, Kelten; die Bevölkerung hingegen, die jenseits dieses (eigentlichen) Keltenlandes gegen Norden hin (so nach der von Niebuhr und Zeuss vorgeschlagenen Aenderung des πρὸς νότον in πρὸς ἄρκτον) am (nördlichen) Ocean und am hercynischen Walde und in dem Gebiete bis zum Lande der Skythen sitzt, führt den Namen Gallier. Die Römer fassen alle diese Völker unter dem einzigen Namen der Gallier zusammen." Wenn auch an dieser Stelle unter dem Namen „Gallier" (Γαλάται) jedenfalls auch Germanen inbegriffen sind, so war doch HOLTZMANN (Kelten und Germanen. Stuttgart 1855. S. 24) entschieden im Unrechte, wenn er auf Grund dieser und anderer Stellen behauptete, der Name Γαλάται bezeichne ausschliesslich Germanen. Andere Schriftsteller, die in ähnlicher Weise wie Posidonius die Κέλτοι und Γαλάται unterscheiden, führen H. B. CHR. BRANDES (Kelten und Germanen, Leipzig 1857, S. 125) und L. DIEFENBACH (Celtica, II. Bd., 1. Abth., Stuttgart 1840, S. 57 und 58) an.

[1]) Eine ausführliche Zusammenstellung derselben findet sich bei BRANDES, Kelten und Germanen 58 f.

[2]) CAESAR, Bell. Gall., VI. 13.

[3]) TACITUS, Agr. 11.

[4]) RHYS, J., The Celts and the other Aryans of the P und Q Groups. Philological Society. Read February 20, 1891. Mit Rücksicht auf den Umstand, dass der Name Kelten (Celtae, Κέλτοι) sowohl von alten wie neuen Schriftstellern in umfassenderer Weise auch zur Bezeichnung der Gallo-Britonen gebraucht wurde, empfiehlt sich der Vorschlag RHYS', diese vorgallischen Kelten Galliens nach dem von Plinius (N. H., IV. 105) ihrem Lande beigelegten Namen Celtica Keltikaner zu benennen.

[5]) BROCA, Revue scientifique, 1876, Nr. 7, p. 149 und J. HERVÉ, De l'indice céphalique en France pendant la période neolithique. Revue mensuelle de l'école d'anthropologie de Paris. II. 81.

Gräbern gefunden worden sind, aufweisen.[1]) Ferner steht es fest, dass es unter den Goidelen Irlands sowohl wie Schottlands zahlreiche Blondhaarige und Blauäugige gibt. H. Martin, der auf seinen Reisen in Irland auf die Complexion der Iren seine besondere Aufmerksamkeit gerichtet hat, bemerkt hierüber Folgendes: „La grande majorité de l'Irlande a les yeux bleus, et, si l'on regarde les enfants (c'est à qu'il faut juger la race), la moitié sont du blond les plus pur; l'autre moitié est ou châtaine ou rousse; les vrais brunoir, bruns à l'espagnole, sont rares."[2]) Und in einem im Jahre 1057 am Hofe des Königs Malkolm III. an die Bergschotten gerichteten Gedichte werden dieselben ausdrücklich „blondhaarig" genannt. Und auch heute noch kann man in einzelnen Districten und in manchen Thälern Hochschottlands sehr viele Bewohner mit hochblonden Haaren bemerken.[3])

Da sowohl die turanische (brachycephale) wie die mittelländische (dolichocephale) Rasse (Iberer), die sich beide neben der arischen Rasse an dem Aufbau der heutigen Iren und Hochschotten betheiligt haben, von dunkler Complexion sind, können die vorhin erwähnten Merkmale (blaue Farbe der Augen, blonde Farbe der Haare) nur von dem arisch-keltischen Elemente der Bevölkerung herrühren.

Die Veränderungen, welche die Bevölkerung Frankreichs in somatischer Hinsicht von der neolithisch-keltischen Periode an bis zur gallischen Periode in der Weise erfahren hat, dass das dunkle brachycephale Element immer mehr das numerische Uebergewicht erlangte, so dass sogar die moderne Anthropologie (Broca) diesem Elemente im Gegensatze zu dem „kymrischen" (gallischen) den Namen „keltisch" beilegen konnte, finden ihr Gegenstück in den Vorgängen, die sich in demselben Lande nach dem Einbruche der Gallier und später der Germanen und der dadurch stattgefundenen Verstärkung des arischen Elementes wiederholten und zum Schlusse dazu führten, dass die Bevölkerung Frankreichs — den Norden und Nordosten ausgenommen — sich gegenwärtig wiederum als eine vorwiegend brachycephale dunkle Bevölkerung darstellt. Erklärt aber kann diese Erscheinung nur in derselben Weise werden, wie die analogen Erscheinungen in allen übrigen Ländern erklärt werden müssen, in denen gleichfalls das unvermischte arische Element ganz erloschen ist oder sich doch nur in schwachen Ueberresten erhalten hat, nämlich durch die allmälig vor sich gehende Degeneration und das schliessliche Erlöschen der arischen Rasse in Folge der klimatischen Verschiedenheit jener Länder von dem Klima, unter dessen Einflusse einst die charakteristischen Merkmale derselben entstanden waren.[1])

Den Hypothesen Becker's, Hovelacque's und ihrer Vorgänger lag jedoch immerhin ein richtiger Gedanke zu Grunde, dass nämlich die Gallier in verhältnissmässig später Zeit, jedenfalls sehr lange nach der ersten arisch-keltischen Besiedelung Galliens in ihre späteren Wohnsitze gekommen sind. Um nun die Frage zu beantworten, welche Gebiete dieselben früher bewohnt und aus welchen Ursachen sie diese verlassen haben, gewährt uns die Geschichte sowohl wie die Linguistik werthvolle Anhaltspunkte. Caesar nämlich erzählt, dass er, als er beim Ausbruche des belgischen Krieges zu den Remern gekommen war und sich über die belgischen Völker erkundigte, Folgendes erfahren habe: „Plerosque Belgas esse ortos ab Germanis; Rhenumque antiquitus traductos propter loci fertilitatem ibi consedisse Gallosque, qui ea loca incolerent, expulisse."[2]) Aus dieser Stelle erfahren wir, dass die Gallier früher die Gebiete bewohnt haben, die später die Belgen einnahmen. Und dass diese Gebiete ihre Stammsitze waren, die sie seit ihrer in der neolithischen Periode erfolgten Ansiedelung inne hatten, ergibt sich aus dem Umstande, dass sich in ihnen[3]) ebenso wie im benachbarten nordwestlichen Deutschland viele Orts- und insbesondere Flussnamen finden, die ehedem auf gall. apa = lat. aqua, hochdeutsch afa, affa ausgingen, die also den bereits früher erwähnten gallo-britonischen Gebrauch von p an Stelle des „keltischen" (keltikanischen) qu (für ursprüngliches k) aufweisen. Wir erfahren aber auch aus der Stelle Caesar's, dass die Belgen, deren Sprache nur dialectisch von der Sprache der Gallier verschieden

[1]) Kollmann, J., Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. I, 159.

[2]) Martin, H., Études d'archéologie celtique. Paris 1872. P. 124.

[3]) Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. III, 1, S. 221.

[1]) Penka, Herkunft der Arier 95 f., derselbe, Die Entstehung der arischen Rasse. Ausland 1891 Nr. 7—10.

[2]) Caesar, Bell Gall., II, 4.

[3]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde. II, 234. Auch sonstige gallische Benennungen, die zwischen Rhein und Weser nachweisbar sind, finden sich auf der linken belgischen Rheinseite wieder, z. B. die Ruhr als Nebenfluss der Maas, die Nida als Nebenfluss der Saar u. a.

war,[1]) ehedem am rechten Ufer des Rheines angesiedelt waren. Dass sie keineswegs von Germanen abstammten, sondern sich die Ehre dieser Abtsammung unberechtigterweise blos aus Prahlerei beilegten, zeigt einerseits die Verschiedenheit der Sprache derselben, andererseits Tacitus: „Treveri et Nervii circa affectationem Germanicae originis ultro ambitiosi sunt, tamquam per hanc gloriam sanguinis a similitudine et inertia Gallorum separentur." [2])

Wurden die Gallier von den Belgen aus ihren Stammsitzen verdrängt, so wurden andererseits von den verdrängten Galliern die Kelten, wenigstens zum Theile, aus ihren früheren Sitzen vertrieben, die nun ihrerseits theils ligurische Gebiete,[3]) theils Gebiete der pyrenäischen Halbinsel besetzten. Dies ergibt sich aus den Versen des Lucanus:

„profugique a gente vetusta
Gallorum Celtae miscentes nomen Iberis",[4])

in denen wir wohl mit Recht einen Nachklang alter Volkssagen, die der Dichter, ein geborener Spanier, leicht kennen lernen konnte, erblicken müssen.

Dass die nach der pyrenäischen Halbinsel vertriebenen Kelten, die zum Theile nach schweren Kämpfen allmälig mit der iberischen Urbevölkerung zu dem Mischvolke der Κελτίβηρες verschmolzen, Kelten im eigentlichen Sinne (Keltikaner) und keine Gallier waren, ergibt sich, abgesehen von der soeben angeführten Stelle des Lucanus, noch aus einer Reihe anderer Gründe. Zunächst findet sich bei den iberischen Kelten (Κελτοί, Κελτικοί, Κελτίβηρες) keine Spur des Namens der Gallier (Galli, Γαλάται). Ebensowenig hat jemals eine politische noch sonstige Verbindung mit Gallien bestanden. Ausserdem hat sich eine Reihe von keltischen Namen in Inschriften, die in Spanien und Portugal gefunden worden sind, erhalten (Alluquius, Arquius, Doquirus, Equaesus, Quarquerni u. a.), die an Stelle von gallischem p qu aufweisen und die Rhys die Hauptgrundlage seines schon früher erwähnten Nachweises der Nothwendigkeit einer linguistischen Scheidung des Keltischen und Gallischen boten.[1]) Aber auch die Ortsnamen zeigen ein anderes Gepräge. Während auf der pyrenäischen Halbinsel sich zahlreiche Ortsnamen finden, deren zweiter Theil -briga (= gall. dûnum) ist, z. B. Sego-briga, Laco-briga, erscheinen dagegen ähnlich gebildete Ortsnamen nur selten in Gallien, während andererseits das in gallischen Ortsnamen häufige -dûro und -magus in spanisch-keltischen Namen überhaupt gar nicht vorkommt. [2])

Es ist nun gewiss keine zu gewagte Hypothese, wenn man von vornherein zwischen der Vertreibung der spanischen Kelten aus Gallien durch die Gallier, der Vertreibung der Gallier aus dem belgischen Theile dieses Landes durch die Belgen und dem Wechsel der rechtsrheinischen Wohnsitze mit den linksseitigen bei den Belgen einen inneren Zusammenhang in der Weise annimmt, dass alle diese Ereignisse gleichzeitig oder doch nicht in weit auseinanderliegenden Zeiträumen stattfanden und dass das erste Ereigniss durch das zweite und das zweite durch das dritte verursacht war.

Für diese Annahme lassen sich aber auch positive Gründe anführen. Was nun die Zeit der Ankunft der

1) Zeuss, Die Deutschen und die Nachbarstämme 189.

2) Tacitus, Germ. 28.

3) Dies bezeugt die nach alten Urkunden bearbeitete Ora maritima des Avienus (V. 132):

„cespitem Ligurum subit
Cassum incolarum, namque Celtarum manu
Crebrisque dudum proeliis vacuata sunt,
Liguresque pulsi, ut saepe fors aliquos agit,
Venere in ista, quae per horrenteis tenent
Plerumque dumos."

Doch nicht alle Ligurer wurden aus ihren früheren Sitzen vertrieben; mit einem Theile derselben verschmolzen die Kelten zu dem Mischvolke der Κελτολίγυες (Strabo, IV, C. 203).

4) Lucanus, Phars., IV, 10.

1) Rhys, a. a. O. 2 f.

2) Was Spanien an brachycephalen Elementen aufweist, kam jedenfalls durch diese aus Frankreich vertriebenen Kelten, die sich gewiss im Laufe der Jahrhunderte durch Vermischung mit der vorarisch-brachycephalen Bevölkerung vom reinen arischen Typus weit entfernt hatten, dahin. Dies ergibt sich deutlich aus einer Vergleichung der geographischen Verbreitung der Kelten, wie sie durch die alten Schriftsteller für die iberische Halbinsel bezeugt ist. Es zeigt sich da, dass sich eine relativ brachycephale Bevölkerung nur in den Gebieten findet, in denen sich einst keltische Stämme niedergelassen hatten, nämlich im Inneren, sowie im südwestlichen und nordwestlichen Theile Spaniens (vgl. Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes, III, 1, S. 37—39), während die Bevölkerung der übrigen Theile des Landes den wenig oder gar nicht veränderten dolichocephalen Typus der iberischen Urbevölkerung aufweist. Fernando Olóriz (Distribuzion geográfica del Indice cefálico en España deducta de 8368 varones adultos. Madrid 1894. P. 276) hat nämlich gefunden, dass sich in Spanien eine relativ brachycephale Bevölkerung nur auf den Nordabhängen des Cantabrischen Gebirges, sowie in dem Küstenstriche zwischen Coruña und Santander, ferner in den ebenen Landstrichen des Südwestens von Huelva bis Motril und dann noch im Becken des mittleren Tajo findet. Die Höhepunkte der Brachycephalie erreicht Spanien in der Mitte (Toledo) mit 79·33, im Südwesten (Huelva mit 79·06, Cadiz mit 79·77 und Malaga mit 79·03) und im Nordwesten (Lugo mit 80·11, Oviedo mit 80·89).

Kelten in Spanien anlangt, so hat Müllenhoff aus dem Umstande, dass einerseits in der Ora maritima des Avienus oder vielmehr in dem von ihm benützten alten Periplus, der seinerseits schon die im Jahre 600 v. Chr. erfolgte Gründung von Massilia, sowie das Aufblühen dieser Stadt voraussetzt, daher frühestens um die Mitte oder im dritten Viertel des VI. Jahrhunderts abgefasst sein kann, der Keltenname in Iberien noch nicht vorkommt, dass andererseits jedoch Herodot im V. Jahrhunderte die Kelten in Iberien keineswegs mehr als Neuangekommene betrachtet, geschlossen, dass die Kelten im letzten Drittel oder Viertel des VI. Jahrhunderts nach der pyrenäischen Halbinsel gekommen sind.[1] Doch ist es immerhin denkbar, dass die Ankunft derselben in diesem Lande erst im ersten Viertel des V. Jahrhunderts stattgefunden hat, da Herodot erst nach der Rückkehr von seinen grossen Reisen, die vor 454 v. Chr. erfolgte, an die Ausarbeitung seines Geschichtswerkes ging. Andererseits muss angenommen werden, dass der erste Einbruch der Germanen aus ihrer skandinavischen Heimat[2] in Deutschland, der gewiss grosse Völkerverschiebungen in dem von demselben zunächst betroffenen Theile zur Folge haben musste, nicht gar lange vor dem Beginne unserer Zeitrechnung stattgefunden haben kann. Dies ergibt sich vor Allem aus dem Gesammtcharakter der germanischen Grundsprache und dem Verhältnisse der einzelnen germanischen Dialecte zu derselben und unter einander. Müllenhoff ist der bestimmten Meinung, dass die sprachlichen Unterschiede zwischen den „Ostgermanen", zu denen bekanntlich die Nordgermanen gerechnet werden, und den „Westgermanen" um den Anfang unserer Zeitrechnung und in den ersten ihm folgenden Jahrhunderten so gering waren, dass nicht nur die „Westgermanen" sich unter einander ohne Mühe verständigten, sondern auch mit den „Ostgermanen" und umgekehrt; nie sei auch von einer Mehrheit germanischer Sprachen bei den Römern die Rede und noch im VI. Jahrhunderte sagt Prokop, dass alle östlichen Völker, die Vandalen, Gepiden, Gothen, dieselbe Sprache redeten. „Im Lautsystem, wie in der Stamm- und Wortbildung, in der Declination und Conjugation stimmen die germanischen Sprachen im Grunde so sehr überein, dass von uralter Spaltung und Trennung nicht die Rede sein kann."[1])

Was nun zunächst die Belgen, die dem Anprall der Germanen zuerst ausgesetzt waren, betrifft, so wissen wir aus der schon S. 20 mitgetheilten Stelle Cäsar's, dass sich noch bei ihnen die Kunde erhalten hatte, dass sie voralters (antiquitus) am rechten Rheinufer ihre Sitze hatten. Dass sie es verschwiegen, dass sie von dort von den Germanen vertrieben worden sind, darf uns bei ihrer auch anderweitig bezeugten Eitelkeit (s. S. 21) nicht Wunder nehmen. Was aber die Zeit ihrer Vertreibung anlangt, so haben wir archäologische und linguistische Anhaltspunkte, die darauf hinweisen, dass sie ungefähr in dieselbe Periode fiel, in welcher die Vertreibung der Kelten aus Gallien nach der iberischen Halbinsel stattgefunden hat. Die von den Belgen vertriebenen Gallier flüchteten nicht nur nach dem eigentlichen Gallien, sondern auch nach Britannien und verpflanzten dahin nicht nur ihre Sprache (das sogenannte Britonische), das Volk und die Sprache der Goidelen nach Westen und Norden verdrängend,[2]) sondern auch ihre Cultur, jene Cultur, die die englischen Archäologen als „late celtic" bezeichnen und die mit der specifisch gallischen und durch die Gallier über weite Gebiete verbreiteten sogenannten La Tène-Cultur des Continents, die bekanntlich bis zum Auftreten der römischen Provinzial-Cultur die letzten vorchristlichen Jahrhunderte ausfüllt, identisch ist. Und dass diese Cultur nicht blos etwa durch eine neue Culturströmung, sondern durch eine neue Einwanderung nach Britannien gekommen ist, ergibt sich aus den neuen Grabgebräuchen, die zugleich mit den neuen Culturformen daselbst auftreten.

Spricht also schon dieser Umstand dafür, dass die Gallier (Britonen) nicht gar lange vor dem Beginne unserer Zeitrechnung nach Britannien gekommen sind, so weist auch noch darauf die Thatsache hin, dass die Sprache der Britonen noch zur Zeit Cäsar's der Sprache der Gallier so nahe stand, dass, wie bereits S. 19 hervorgehoben, letztere die Sprache der

[1]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde, I, 108 und II, 236. Doch waren diese Kelten keineswegs der erste arische Stamm, der den Boden der pyrenäischen Halbinsel betrat. Denn schon sehr lange vorher, und zwar noch zu der Zeit, als die arischen Völker ihre Todten in megalithischen Gräbern bestatteten, hatten sich von Frankreich aus Abkömmlinge der Vorfahren der späteren Kelten über dieselbe und von da aus weiter über den Nordrand Afrikas verbreitet.

[2]) Den näheren Nachweis hiefür enthält die von mir in diesen Mittheilungen Bd. XXIII, 1893, S. 45 f., auch als Sonderabdruck in Commission bei K. W. Hiersemann in Leipzig erschienene Abhandlung: „Die Heimat der Germanen".

[1]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde, III, 202.

[2]) Rhys, Celtic Britain, London 1882, S. 213.

ersteren ohne Schwierigkeit verstanden. Es konnte daher die Trennung beider Völker vor nicht gar zu langer Zeit stattgefunden haben.

Fassen wir nun alle diese Momente zusammen, so erscheint es jedenfalls in hohem Grade wahrscheinlich, dass wirklich zwischen dem ersten Einbruche der Germanen in Deutschland einerseits und der Vertreibung der Belgen, Gallier und Kelten aus ihren früheren Wohnsitzen andererseits ein innerer Zusammenhang in der Weise besteht, dass die eine Vertreibung die andere zur Folge hatte. Demgemäss können wir den Beginn der germanischen Einbrüche in Deutschland ungefähr in dieselbe Zeit setzen, die oben für die Ankunft der Kelten in Spanien berechnet worden ist.

II. Illyrier und Italiker.

Den Gebrauch von p für ursprüngliches k theilt das Gallisch-Belgische nicht nur mit dem ihm zunächst verwandten Britonischen, sondern auch mit einem Hauptzweige des Italischen, dem Umbrisch-Oskischen, wie folgende Beispiele zeigen mögen: umbr. petur, z. B. in petur - pursus = lat. quadru - pedibus, gall. petor (in petor - ritum, Pflugschar mit vier Rädern), irisch cethar; lat. quis = umbr. pis, gall. puy, irisch cia. Doch zeigt nicht nur in diesem Punkte das Gallisch-Britonische eine vollkommene Uebereinstimmung mit dem Umbrisch-Oskischen, sondern überhaupt weisen die keltischen Sprachen (das Wort keltisch in der gewöhnlichen weiteren Bedeutung genommen) eine solche Menge gemeinsamer Züge, insbesondere — was für unsere Frage besonders wichtig ist — auf dem Gebiete der **Neubildungen** mit den italischen Sprachen (Umbrisch-Oskisch, Lateinisch) auf, dass man mit vollem Rechte von einer keltisch-italischen Spracheinheit und einer gemeinsamen Abstammung der Kelten und Italiker [1]) sprechen kann. Diese Uebereinstimmung zeigt sich sowohl auf dem Gebiete der Declination, wie auf dem der Conjugation. Die von Whitley Stokes für das Substantivum, Adjectivum und Numerale reconstruirten protokeltischen Formen sind mit den italischen vollkommen identisch und treten als solche in einen scharfen Gegensatz zu den entsprechenden Formen der übrigen arischen Sprachen.[1])

Was die Conjugation anlangt, so bilden die keltischen Sprachen geradeso wie die italischen 1. das Medio-Passiv mit r, ein Suffix, das weder im Griechischen, noch im Germanischen, noch überhaupt in einer arischen Sprache Europas vorkommt und dessen Bedeutung von der Bedeutung desselben Suffixes im Indisch-Eranischen, wo es active Bedeutung besitzt, wesentlich verschieden ist,[2]) 2. den Conjunctiv mit â [3]) und 3. das Futurum der abgeleiteten Verba mit b.

Fragen wir nun, in welchem Theile Europas die Kelten und Italiker noch **ein** Volk bildeten und **eine** Sprache redeten, so müssen wir von vornherein jene Länder im Süden und Osten aussondern, die erst zur Zeit der grossen, durch das Vordringen der Germanen in Mitteleuropa verursachten keltischen Wanderzüge keltische Bewohner erhalten haben, und unser Augenmerk zunächst auf die altkeltischen Länder, d. i. jene richten, von denen es feststeht, dass sie vor der keltischen Besiedelung keine andere **arische** Bevölkerung besessen haben. Solche **altkeltische** Länder sind das mittlere und nordwestliche Deutschland, die britischen Inseln, Frankreich mit Belgien und Holland und endlich die pyrenäische Halbinsel. Ausgeschlossen hievon sind die Länder der österreichisch - ungarischen Monarchie mit Ausnahme Böhmens, sowie das ganze Gebiet Russlands, die apenninische und die Balkanhalbinsel. Die arischen Urbewohner dieser Länder gehörten entweder dem slavo-baltischen, skythischen, thrakischen oder illyrischen Sprachstamme an. Auch Süddeutschland kann bei dem heutigen Stande unserer Kenntnisse aus Gründen, die später dargelegt werden sollen, nicht als ein altkeltisches Land im strengen Sinne des Wortes angesehen werden. Dieser Theil Europas muss ferner aus Gründen, die wir oben dargelegt haben, sich der Erhaltung des arischen Typus günstig erweisen, muss im Verbreitungsgebiete der Buche

[1]) Die nähere Verwandtschaft des Umbrischen mit dem Gallischen haben bereits alte, sehr competente Grammatiker erkannt. Die sich hierauf beziehenden Zeugnisse hat Diefenbach, Celtica, II, 1, S. 112, zusammengestellt: „Servius zu Vergil., Aen., XII, 753: „Sane Umbros Gallorum veterum propaginem esse M. Antonius refert.“ Dieses Zeugniss ist deswegen von besonderer Wichtigkeit, weil M. Antonius Gnipho, der Lehrer Cäsar's, ein in Gallia cisalpina geborener Gallier war; Solin., II, 11: „Bocchus absolvit Gallorum veterum propaginem Umbros esse“; Isid., Orig. IX, 2: „Umbri Italiae genus est, sed Gallorum veterum propago.“

[1]) Stokes, Whitley, Celtic declension. Bezzenberger's Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen. XI, 162–175.

[2]) Zimmer, H., Keltische Studien. 8. Ueber das italokeltische Passivum u. Deponens. Kuhn's Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. XXX, 224 f.

[3]) Thurneysen, R., Der italokeltische Conjunctiv mit â. Bezzenberger's Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen. VIII, 269 f.

(lat. fagus, ahd. buohha) und des Epheu (s. u.) liegen, Flüsse besitzen, in denen der Aal (anguilla, altsl. agulja) vorkommt, und endlich vom Meere bespült werden (lat. mare, gall. more, altir. muir Meer).

Von den soeben erwähnten altkeltischen Ländern kommen die pyrenäische Halbinsel, die ihre keltische Bevölkerung erst in verhältnissmässig später Zeit aus Frankreich erhalten hat, Frankreich, dessen gallische Bevölkerung gleichfalls in später Zeit aus Gallia Belgica eingewandert ist, ebenso die britischen Inseln mit ihrer gleichfalls spät von dem Continente eingewanderten britonischen Bevölkerung für unsere Frage nicht in Betracht und so bleiben nur Belgien, Holland, sowie das mittlere und nordwestliche Deutschland als jene Länder übrig, in denen wir die Ursitze des kelto-italischen Volkes suchen müssen. Diese Länder entsprechen aber auch den floristisch-faunistischen Bedingungen, die wir soeben für das kelto-italische Stammland aufgestellt haben: es wächst in denselben die Buche und der Epheu, in ihren Flüssen findet sich der Aal und das Meer bespült ihre Küsten.

Es wurde bereits oben ausgeführt, dass sich innerhalb der italischen Sprachen das Umbrisch-Oskische durch eine lautliche Eigenthümlichkeit (p für ursprüngliches k) von dem Lateinischen unterscheidet, wie innerhalb der keltischen Sprachen das Gallisch-Britonische von dem Goidelischen.[1]) Daraus folgt, dass diese beiden Sprachgruppen (das Umbrisch-Oskische einerseits und das Gallisch-Britonische andererseits) enger zusammengehören und innerhalb der italo-keltischen Spracheinheit eine engere Sprachgemeinschaft bilden. Es muss nun zunächst unsere Aufgabe sein, innerhalb der Grenzen Deutschlands, Belgiens und Hollands die Wohnsitze der späteren Umbrer, Gallier und Britonen für die Zeit zu finden, als diese Völker noch eine Einheit bildeten.

Zur Lösung dieser Aufgabe erscheint sowohl die linguistische wie die archäologische Forschung in gleicher Weise berufen: erstere deshalb, weil wir erwarten können, dass wenigstens noch die erhaltenen Orts-, Berg- und Flussnamen dieselbe lautliche Eigenthümlichkeit zeigen werden, letztere, weil wir erwarten können, dass die noch erhaltenen Ueberreste ihrer Cultur denselben Charakter aufweisen werden, den die Cultur der Umbrer in ihren späteren Sitzen aufweist. Und dies ist auch wirklich der Fall. Wie schon früher erwähnt, gibt es im nordwestlichen Deutschland, und zwar in dem Gebiete, das im Süden vom Main und im Osten von der Leine begrenzt wird, sowie im angrenzenden Belgien und Holland eine grosse Menge von Orts- und besonders Flussnamen, die Composita sind und deren zweiter Theil nach dem Ausweise der Urkunden ehemals auf apa ausging, ein Wort, das gewiss mit lat. aqua, got. ahva, alts. ahd. aha identisch ist, also genau denselben Lautwechsel (p für ursprüngliches k) zeigt, den wir als ein charakteristisches Merkmal des Umbrisch-Oskischen, wie des Gallisch-Britonischen kennen gelernt haben.

Die grosse Menge dieser gleichartigen Namen — Müllenhoff zählt deren über 30 im westlichen Gebiete der Werra und Fulda, etwa 20 im Gebiete der Lahn, in der Wetterau und am Taunus und eine nicht minder grosse Anzahl in Westfalen [1]) — zeigt, dass wir es hier mit keiner sporadischen und vielleicht anders zu erklärenden Erscheinung zu thun haben, und berechtigt uns schon vom sprachlichen Standpunkte aus, dieses Gebiet wirklich für das gesuchte Stammland der späteren Umbrer, Gallo-Belgen und Britonen zu halten.

Bevor wir dieses Ergebniss der sprachlichen Untersuchung vom archäologischen Standpunkte aus prüfen und dann weiter in die Erörterung der Frage eingehen, zu welcher Zeit die späteren Umbrer ihr Stammland verlassen haben, ist es nothwendig, zu wissen, in welcher Weise die erste arische Besiedelung Europas vor sich gegangen ist, ob auf dem Wege der eigentlichen Auswanderung, bei welcher grosse, einheitlich geleitete Volksmengen zuvor weite Länder durchziehen, bevor sie in der neuen Heimat sich niederlassen, ein Vorgang, der für die sogenannte Völkerwanderungsperiode bezeugt ist und den man noch gegenwärtig allgemein auch für jene Periode der ersten arischen Besiedelung Europas annimmt, oder auf dem Wege einer allmälig fortschreitenden Ausbreitung, wie beispielsweise die europäische Colonisation Nordamerikas im Anfange vor sich gegangen ist, eine Anschauung, die in neuerer Zeit einige Vertreter (Spiegel, Forrer, Vodskov, M. Much) [2]) gefunden hat.

[1]) Die Entstehung dieser lautlichen Eigenthümlichkeit fällt jedenfalls in eine verhältnissmässig späte Periode, nachdem bereits über grosse Gebiete Frankreichs und der britischen Inseln sich Kelten (der Q-Gruppe) verbreitet hatten, so dass die Sprachen dieser von derselben unberührt geblieben sind.

[1]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde. II. 234.

[2]) Spiegel, Fr., Ausland 1871. S. 557; Forrer R., Antiqua 1887. S. 24; Vodskov, H. S., Själedyrkelse og naturdyrkelse. Erster Theil. Kopenhagen 1890; Much, M., Die Kupferzeit in Europa. Zweite Auflage. Jena 1893. S. 306.

Es kann kein Zweifel sein, dass die letztere Ansicht die allein richtige ist. Denn es ist bei dem Umstande, als die vorarische Bevölkerung Europas jedenfalls ausserordentlich dünn war und einen nachhaltigen Widerstand gegen das Vordringen der Arier zu leisten nicht vermochte und in Folge dessen in die Gebirge zurückwich, wo sie, erst in verhältnissmässig später Zeit arisirt, noch heute den Hauptbestandtheil der Bevölkerung ausmacht, nicht einzusehen, warum das arische Urvolk, als ihm die Grenzen seines Heimatlandes in Folge der Zunahme der Bevölkerung zu enge wurden, sich nicht allmälig über die demselben benachbarten Gebiete verbreitet haben, sondern unter grossen Schwierigkeiten über weite Gebiete nach fernen unbekannten Ländern gewandert sein sollte. Dazu kommt noch ein anderes Moment. Wäre nämlich die Auswanderungstheorie richtig, so müssten wir erwarten, in den archäologischen Ueberresten aller von arischen Völkern besetzten Länder die Ueberreste einer vollkommen gleichen Cultur zu finden, nämlich jener Cultur, wie sie das arische Urvolk zur Zeit, als es noch in Sprache und Cultur ein einheitliches Ganze bildete, besessen hatte. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Trotzdem nicht geleugnet werden kann, dass die archäologischen Ueberreste, wie sie der Spaten in allen arischen Ländern Europas zu Tage gefördert hat, von der jüngeren Steinzeit an bis zur ersten Metallzeit die unverkennbaren Züge einer gewissen Familienähnlichkeit an sich tragen, die auf eine gemeinsame Herkunft hinweisen und eine stetige, wenn auch langsame und von allophylen Elementen unbeeinflusst gebliebene Entwicklung voraussetzen, so kann doch andererseits nicht geleugnet werden, dass zwischen der neolithischen Cultur der **südskandinavischen Urheimat der Arier** und der Cultur der ersten arischen Ansiedler Klein- und Vorderasiens, Griechenlands, Italiens, Spaniens und anderer im Süden und in der Mitte Europas gelegenen Länder ganz erhebliche Unterschiede vorhanden sind, die nur erklärt werden können, wenn man annimmt, dass der Zeit des ersten Auftretens arischer Ansiedler in den genannten Ländern eine viele Jahrhunderte umfassende Periode selbstständiger Entwicklung vorausgegangen ist. Während — um nur den hervorstechendsten Unterschied hervorzuheben — das arische Urvolk in seiner Heimat noch kein Metall — **auch nicht das Kupfer**[1]) — kannte, zeigen nach den Untersuchungen J. de Morgan's schon die **ältesten**, den europäischen sonst ganz gleichen Dolmen der im Südwesten des Kaspisees gelegenen, jetzt zu Russland gehörigen, doch seiner Bevölkerung nach iranischen (persischen) Provinz Linkoran ausschliesslich Waffen von Bronze, ein Beweis, dass die ersten arischen Einwohner dieses Landes schon im Besitze der Bronze waren, als sie die Thäler desselben betraten.[2]) Ebenso fand Schliemann in der ersten wie in der zweiten prähistorischen Stadt von Hissarlik Kupfergeräthe (Punzen, Spangen, Pfeilspitzen, Messer),[3]) was wiederum beweist, dass die Thraker schon das Kupfer kannten, als sie von Europa nach Asien zogen. Und obgleich in der ältesten Ansiedelung von Tiryns nichts von Metallen gefunden wurde, das ihr derselbe Forscher mit Bestimmtheit zuschreiben konnte, zweifelt er dennoch nicht, dass Bronze und Kupfer damals schon daselbst bekannt und im Gebrauche war.[4]) Und auch Tsuntas schliesst, trotzdem in den tiefsten Schichten von Tiryns und Mykenä, sowie in Thera die Steingeräthe prävaliren, aus dem Umstande, dass sich doch stets Metall gezeigt, dass, als die Minyer, Danaer und die anderen verwandten Völker im dritten Jahrtausende v. Chr. ungefähr nach Griechenland gekommen, ihnen die Metalle wohl nicht mehr ganz unbekannt, wenn auch noch sehr selten und im geringen Gebrauche waren.[4]) Entspricht es zwar nicht den Thatsachen, wenn seinerzeit Helbig behauptete, dass die ersten arischen Ansiedler Italiens, die er für Italiker erklärte, schon im Besitze der Bronze waren, als sie dieses Land betraten,[5]) so ist es doch sicher, dass ihnen das Kupfer schon bekannt war; die Terramaren allerdings gehören bereits der Bronzezeit an. Bekannt ist es ferner, dass die Dolmen Südfrankreichs und der pyrenäischen Halbinsel bereits Geräthe und Waffen aus Metall (Kupfer und Bronze) enthalten, während hingegen die Dolmen Nordfrankreichs, wie die Belgiens, Hollands, Norddeutschlands und der skandinavischen Länder **noch der reinen Steinzeit** angehören.

Dass die erste arische Besiedelung Europas und Asiens in verhältnissmässig rascher Zeit vor sich

---

[1]) Penka, Die Kupferzeit in Europa. Oesterr.-Ungar. Revue, XIV. 1893, S. 396 f. Nach der Ansicht Montelius' Archiv für Anthropologie, XXIII, 448 ist das Kupfer nach Dänemark und Schonen erst zu Anfang des zweiten Jahrtausendes v. Chr. eingeführt worden.

[2]) Morgan, J. de, Les nécropoles préhistoriques du nord de Perse. Revue archéologique, III. série, 16. tome, 1890, pag. 7.

[3]) Schliemann, Ilios 282—285.

[4]) Schliemann, Tiryns 87.

[4]) Tsuntas, Chr., Μυκῆναι, Ἀθῆνησι 1893, S. 246.

[5]) Helbig, Die Italiker in der Poebene 19.

ging, hatte darin seinen Grund, dass das mit Wald und Sumpf bedeckte Gebiet Europas ungleich grösser als gegenwärtig war, als Wegweiser nur die Flüsse dienen konnten und Ansiedelungen nur da möglich waren, wo sich eine Quelle, ein Bach, ein Fluss oder See in unmittelbarer Nähe befand. Im Osten Europas, sowie im angrenzenden Asien musste die Ausbreitung der Arier noch viel rascher erfolgen, weil der durch die klimatischen Verhältnisse verursachte Uebergang von dem Leben sesshafter Ackerbauer und Viehzüchter zum Leben von Wanderhirten die Besetzung weitaus grösserer Flächen, als sie der Ackerbau erfordert haben würde, nothwendig machte.[1])

Ist nun die Ausbreitungstheorie richtig, dann geht es schon vom Standpunkte dieser Theorie nicht weiter mehr an, in den ersten arischen Besiedlern Italiens Umbrer bezw. Italiker zu sehen, wie man es seit dem Jahre 1879, dem Jahre der Veröffentlichung von W. Helbig's Buch: „Die Italiker in der Poebene", fast allgemein zu thun pflegt. Wären nämlich die Erbauer der oberitalischen Pfahlbauten und Terramaren wirklich die Vorfahren der späteren Umbrer und Osker gewesen, wie Helbig annimmt, so müssten sich in allen jenen Gebieten, die zwischen dem oben nachgewiesenen Stammlande derselben und Oberitalien liegen, soweit sie von den sich allmälig gegen Süden ausbreitenden Italikern der P-Gruppe besiedelt worden wären, in den Orts- und Flussnamen jene durch den zweiten Theil (- apa) charakteristischen Composita wiederfinden, die sich, wie bemerkt, in grosser Anzahl im Gebiete Nordwestdeutschlands, Belgiens und Hollands nachweisen lassen. Dies ist jedoch nicht der Fall und schon dieser Umstand muss uns bestimmen, anzunehmen, dass die Vorfahren der späteren Umbrer und Osker nicht schon in der Periode der Ausbreitung, sondern in der erst später anhebenden Periode der Auswanderung nach Italien gekommen sind.

Zu demselben Ergebnisse kommt man übrigens auch noch auf einem anderen Wege. Vom archäologischen Standpunkte nämlich stellt sich die erste arische Bevölkerungsschichte, die sich über Italien verbreitet hat, als eine Abzweigung der im benachbarten Krain angesiedelten ersten arischen Bevölkerungsschichte dar. Schon Mehlis hat darauf hingewiesen, dass schon von vornherein die Annahme unmöglich sei, dass Italien seine erste arische Bevölkerungsschichte über die Westalpen erhalten hätte.[2]) Aber auch über den Brenner hat es dieselbe nicht erhalten. Dies hat Panizza nachgewiesen, indem er darauf hinwies, dass die im Trentino gefundenen Steingeräthe eine ganz besondere Aehnlichkeit mit den im Pothale gefundenen haben, dass in den östlichen Thälern des Trentino keine Steingeräthe, ebensowenig solche im nördlichen Theile desselben oberhalb Siegmundskrons gefunden worden seien. Er schliesst daraus mit Recht, dass das Trentino seine ersten Bewohner aus dem Pothale über den Gardasee erhalten hat.[3]) Von Krain hingegen bot sich durch die zwischen den Julischen Alpen und dem Adriatischen Meere gelegene Hochebene des Karst, wie Forrer richtig erkannt hat, die günstigste Gelegenheit zum weiteren Vordringen in die Ebenen Oberitaliens, die damals noch zum grössten Theile mit Wald bedeckt waren. Und diese Annahme machen auch die archäologischen Funde in höchstem Grade wahrscheinlich. Denn „es zeigen," wie der soeben genannte Forscher richtig bemerkt, „die Laibacher Ansiedelungen in ihren Funden eine hohe Uebereinstimmung einerseits mit den oberösterreichischen, süddeutschen und schweizerischen Seestationen, andererseits mit den Pfahlbauniederlassungen in Italien. Betrachten wir hiezu noch die geographische Lage Laibachs, so können wir uns des Gedankens nicht erwehren, dass die Laibacher Pfahlbauten die übrigen österreichischen Seeansiedelungen nicht nur geographisch, sondern auch materiell mit

[1]) Penka, Heim. d. Germ., a. a. O. 63.

[2]) Mehlis, C., Der Stand der Pfahlbautenfrage. Hamburg 1883. S. 20.

[3]) Panizza, Augusto, Sui primi abitatori del Trentino. Archivio Trentino. I. 7 sequ. Zur Ergänzung der Ausführungen Panizza's möge noch Einiges aus dem auf der Innsbrucker Anthropologen-Versammlung 1894 von Wieser gehaltenen Vortrage (Correspondenzblatt 1895, S. 9—11) mitgetheilt werden. Neolithische Stationen gebe es in der unmittelbaren Umgebung von Trient, bei Roveredo, auf dem Nonsberge u. s. w. „Erst in neuerer Zeit ist es dann gelungen, mehrere neolithische Stationen auch in Deutschtirol nachzuweisen." Eine der interessantesten Stationen dieser Art sei St. Hippolyt bei Meran. Im nördlichen Tirol seien verschiedene Einzelfunde aus der neolithischen Zeit bekannt geworden, aber es lasse sich nicht bestimmt sagen, ob eigentliche Stationen vorhanden waren, und wir seien vorderhand nicht berechtigt, von neolithischen Stationen im Norden Tirols zu sprechen. „Von zahlreichen Stationen in Südtirol besitzen wir Artefacte aus der Uebergangszeit der neolithischen in die Bronzecultur, die sich mit den Funden in den Terramaren der Poebene decken. Eigentliche Terramaren haben bisher mit Sicherheit in Tirol nicht nachgewiesen werden können, so wenig als eigentliche Pfahlbauten. Aber der halbmondförmige Henkel aus der Terramaren-Cultur, die ansa lunata der italienischen Prähistoriker, kommt bei uns gar nicht selten vor. Auch sonst treffen wir die eigenthümliche Decorationsweise der Terramaren-Cultur gelegentlich in den südtirolischen Stationen."

den ältesten Wassercolonien Italiens verbunden haben".[1]) Im Karste liegen auch die beiden bekannten Höhlenfundstätten von St. Canzian (bei Divazza-Triest) und Duino bei Monfalcone (Triest), in denen neben dem sonstigen Fundinventar der neolithischen Periode auch Kupfergeräthe wie in den Laibacher und oberösterreichischen Pfahlbauansiedelungen gefunden worden sind.

Von den Ornamenten der in Duino gefundenen Thongefässe bemerkt Much ausdrücklich, dass sie den Verzierungen der Gefässe aus den Laibacher Pfahlbauten ähnlich sind.[2])

Stellt sich also die erste arische Bevölkerungsschichte, die sich in Italien niedergelassen hat, als eine Abzweigung der ältesten arischen Bevölkerungsschichte Krains und des angrenzenden Küstenlandes dar, so gehörte dieselbe jedenfalls auch demselben Stamme an: **dann bestand sie aus Illyriern und nicht aus Italikern.** Denn dies ist eine unbestrittene Thatsache, dass die ältesten arischen Bewohner der genannten Länder, sowie der im Norden derselben gelegenen Alpenländer, dann des westlichen Ungarns (Pannoniens), wie Kroatiens und Slavoniens zum illyrischen Stamme gehörten. Ebenso sind das heutige Dalmatien, Bosnien sammt der Hercegovina, sowie Albanien altillyrische Länder. Wenn nun auch Italien zu diesen Ländern gezählt werden muss, so wird es uns durchaus nicht mehr befremden, wenn gewisse archäologische Formen, die man früher für specifisch „italisch" hielt, auch ausserhalb Italiens in illyrischen Ländern gefunden worden sind; wir werden im Gegentheile darin nur einen weiteren Beweis für die Unrichtigkeit der Ansicht erblicken, welche in den ersten arischen Besiedlern Italiens Italiker sah. So wurde der halbmondförmig gehörnte Thonschalenhenkel (die „ansa lunata") in den letzten Jahren nicht nur in Istrien (auf dem Castellier in Corridico, auf dem Castellier von Villanova bei Verteneglio, an der Pizzughi bei Parenzo), sondern auch in Bosnien (Blažuj, westlich von Sarajevo, Sobunar, Glasinac) gefunden.[1]) Diese Uebereinstimmung zwischen den im Osten und Westen der Adria gelegenen illyrischen Gebieten erstreckt sich sogar bis auf die Nebenformen dieses Henkeltypus, wie sie im Gebiete der Euganeer einerseits und in Sobunar und Zlatište bei Sarajevo, sowie in den Ringwällen auf dem Glasinac andererseits gefunden worden sind,[2]) sowie auch auf gewisse Ornamente der Gefässe, wie sie einerseits die Pfahlbauten von Arquà (im Gebiete der Euganeer) und Istrien und die Hercegovina andererseits geliefert haben,[3]) und erklärt sich nur daraus, dass die Illyrier schon in ihren älteren Wohnsitzen oberhalb der Adria diese charakteristischen Formen, die wir mit vollem Rechte als illyrisch bezeichnen können, ausgebildet hatten.[4])

Führt nun diese Vergleichung der archäologischen Funde Italiens mit denen der Nachbarländer, dessen erste arischen Bewohner sicher dem illyrischen Stamme angehörten, auf Grund der Ausbreitungstheorie dazu, auch die erste arische Bevölkerungsschichte Italiens als Illyrier und nicht als Italiker anzusprechen, so könnte man ferner ohneweiters eine directe Bestätigung dieses Ergebnisses in dem Umstande erblicken, dass noch in historischer Zeit ein illyrischer Stamm in dem südöstlichen Theile Italiens, dorthin anscheinend von den später erschienenen Italikern zurückgedrängt, gelebt hat. Es sind das die aus den Dauniern, Poedikulern (oder Peucetiern) und den Messapiern (oder Sallentinern) bestehenden Japyger

[1]) Forrer, R., Die Verbreitung der Pfahlbauten in Europa. Antiqua 1887. S. 27. Dass die Laibacher Pfahlbauansiedelungen sich zunächst an die oberösterreichischen anschliessen und mit diesen gleichsam eine engere Gruppe innerhalb der alpinen Pfahlbauansiedelungen bilden, hat bereits früher schon Munro (a. a. O. 2) aus der Aehnlichkeit der Ornamentik der Thongefässe erkannt. „Anstatt der rohen Tupfen und Einkerbungen, mit welchen die Ostschweizer ihre Töpfe verzierten, sehen wir hier die gerade Linie, die Bogenlinie, den Punkt, den Kreis und das Dreieck in der verschiedensten Weise angewendet." Auch Much (a. a. O. 17) bemerkt, dass die in den Pfahlbauten des Laibacher Moores gefundenen Thongefässe denselben Charakter, wie jene aus den oberösterreichischen Seen hätten, nur seien sie etwas vollkommener, mannigfaltiger und auch reicher verziert.

[2]) Much, a. a. O. 24.

[1]) Hoernes, M., Zur prähistorischen Formenlehre. I. Theil. Wien 1893. S. 6.

[2]) Hoernes, a. a. O. 7.

[3]) Hoernes, a. a. O. 8.

[4]) Während, wie wir schon früher dargelegt haben, die oberitalischen Pfahlbauten und Terramaren durch die im Karste gelegenen Stationen von St. Canzian und Duino mit den Laibacher Pfahlbauten verbunden sind, konnte andererseits A. Hernsoa (im „Correspondenzblatt" 1895, S. 25) auf Grund seiner Untersuchungen feststellen, dass die in der berühmten Station von Butmir (hinter dem Schwefelbade Ilidze in Bosnien) gemachten Funde sowohl der Form als dem Materiale nach mit seinen Karstfunden nahezu identisch, nur vielleicht etwas jüngeren Datums sind. Und schon Hoernes (Urgeschichte des Menschen. Wien 1892. S. 544) hat darauf hingewiesen, dass die spätneolithische und bronzezeitliche Cultur der illyrischen Castellieribevölkerung Istriens einerseits vielfach in schlagender Weise mit bosnisch-hercegovinischen Ansiedelungsfunden übereinstimmt, andererseits aber auch Anklänge an oberitalische Terramarenformen zeigt.

im Gebiete von Apulien und Calabrien. Thatsächlich ist dies auch die Meinung Mommsen's, der sich hierüber in folgender Weise ausspricht: „Die Japyger sind, für uns wenigstens, Aboriginer, da von ihrer Einwanderung in Italien die wirkliche Geschichte nicht die geringste Kunde bewahrt hat. Umschlossen aber sind sie an der Landseite überall von den samnitischen Stämmen, deren Einwanderung aus Norditalien vollkommen historisch ist und mit denen sie harte Kämpfe führten, als um 433 d. St. die Römer zuerst in Apulien erschienen. Damals wehrten nur die Samniter in Teanum und Luceria sich hartnäckig; die Apuler, namentlich die Arpaner an der samnitischen Grenze, nahmen Partei für Rom „Samnitium magis iniuriis et odio quam beneficio ullo populi Romani“ (Livius, IX, 13). Es ist schon danach wahrscheinlich, dass die Japyger selbst nur der Ueberrest eines viel ausgedehnteren Stammes sind, dessen Gebiet durch die Samniter und Lukaner beschränkt ward“ [1]) Auf demselben Standpunkte steht derselbe Forscher auch in seiner „Römischen Geschichte“: „Der wenig widerstandsfähige, leicht in andere Nationalitäten sich auflösende Charakter der japygischen Nation passt wohl zu der Annahme, welche durch ihre geographische Lage wahrscheinlich gemacht wird, dass dies die ältesten Einwanderer oder die historischen Autochthonen Italiens sind. Denn unzweifelhaft sind die ältesten Wanderungen der Völker alle zu Lande erfolgt, zumal die nach Italien gerichteten, dessen Küste zur See nur von kundigen Schiffern erreicht werden kann und deshalb noch in Homer's Zeit den Hellenen völlig unbekannt war. Kamen aber die früheren Ansiedler über den Apennin, so kann, wie der Geolog aus der Schichtung der Gebirge ihre Entstehung schliesst, auch der Geschichtsforscher die Vermuthung wagen, dass die am weitesten nach Süden geschobenen Stämme die ältesten Bewohner Italiens sein werden; und eben an dessen äusserstem südöstlichen Saume begegnen wir der japygischen Nation.“ [2]) Auch Kiepert scheinen die illyrischen Stämme Italiens (Veneter, Liburner, Japyger) der ältesten zu ermittelnden Bevölkerungsschichte dieses Landes anzugehören.[3]) Und E. Meyer hält es zwar für das Wahrscheinlichste, dass diese Stämme in früher Zeit über das Meer aus Illyrien nach Italien herübergekommen seien, doch sei es auch nicht unmöglich, dass die ältesten indogermanischen Bewohner Italiens illyrischen Ursprunges gewesen und später in den Südosten der Halbinsel zurückgedrängt worden seien.[1])

Die E. Meyer als die wahrscheinlichste erscheinende Ansicht, dass die Illyrier Unteritaliens auf dem Seewege von der entgegengesetzten Küste des Adriatischen Meeres nach Italien, und zwar erst in verhältnissmässig später Zeit gekommen seien, ist zuerst von Helbig ausgesprochen und zu begründen versucht worden,[2]) dem sich dann später auch Nissen anschloss.[3]) Es wurde besonders auf den Umstand hingewiesen, dass viele Stammnamen auf beiden Seiten der Adria wiederkehren: Μεσσάπιοι in Lokris (Thukyd., III, 101), Μεσσάπιον, Berg in Boetien, Μεσσαπέαι, Ort in Lakonien; Γαλάβριοι (Strabo, VII, C. 316), ein Gau der illyrischen Dardaner, — Calabri; Χῶνες am Siris neben Χάονες in Epirus; nach Ps.-Hecataeus bei Steph. Byz. Ἰαπυγία δύο πόλεις μία ἐν τῇ Ἰταλίᾳ καὶ ἑτέρα ἐν τῇ Ἰλλυρίδι; Peucetii in Illyrien nach Kallimachus bei Plinius (III, 139) und Peucetii in Unteritalien; Salluntum, ein Ort in Dalmatien nach It. Ant. 338 W., und Sallentini in Unteritalien. Dazu kommen die übereinstimmende Bildung der Ortsnamen mit den Endungen: -ntum, -etum, -etium, z. B. Tarentum, verglichen mit Dalluntum, Neretum, verglichen mit Veretum, Aletium, verglichen mit Eperetium u. s. w., sowie die Uebereinstimmungen in den Personennamen, wie sie besonders Deecke nachgewiesen hat.[4]) Ausserdem wird noch auf historische Zeugnisse, wie auf Plinius (III, 102: Brundusio conterminus Poediculorum ager: novem adulescentes totidemque virgines ab Illyriis duodecim populos genuere), auf Anton. Lib. 31, der erzählt, dass die drei Brüder Japyx, Peuketios und Daunios aus Illyrien nach Italien eingewandert seien, und auf Festus (s. v. Salentinos p. 329 Müller), nach welchem die Sallentiner Kreter und Illyrier gewesen sein sollen, hingewiesen.

Gegen diese Ansicht muss zunächst vom methodischen Standpunkte der Einwand erhoben werden, dass sie die Entscheidung der Frage, ob die Illyrier

---

1) Mommsen, Th., Die unteritalischen Dialecte. Leipzig 1850. S. 95—97.

2) Mommsen, Römische Geschichte *11.

3) Kiepert, H., Lehrbuch der alten Geographie. Berlin 1878. S. 381.

1) Meyer, E., Geschichte des Alterthums. II. Bd. Stuttgart 1893. S. 491.

2) Helbig, Studien über die älteste italische Geschichte. Hermes. XI. 257 f.

3) Nissen, H., Italische Landeskunde. I. Bd. Berlin 1883. S. 542.

4) Rhein. Museum. XXXVI, 576.

Italiens als erste arische Bevölkerungsschichte zu betrachten seien, ausschliesslich von der Entscheidung der Frage nach der Herkunft der Japyger abhängig macht und nicht zugleich auch die Untersuchung auf die anderen illyrischen Stämme Italiens, so vor Allem auf die Sikuler und Liburner ausdehnt, sondern im Gegentheile stillschweigend voraussetzt, es habe ausser den Japygern keine anderen Illyrier in Italien gegeben. Was nun die einzelnen für die Ansicht, dass die Japyger über das Meer von der entgegengesetzten Küste nach Italien gekommen seien, vorgebrachten Argumente anlangt, so beweisen zunächst die Uebereinstimmungen in der Bildung der Orts- sowie auch der Personennamen nicht das, was sie beweisen sollen: denn sie konnten bereits vorhanden sein, als die Illyrier Italiens und der Balkanhalbinsel oberhalb der Adria noch eine Einheit bildeten. Auch auf die durchaus fabelhaften Zeugnisse der Geschichtsschreiber wird man kein Gewicht legen dürfen. Was jedoch entschieden gegen diese Ansicht spricht, ist der Umstand, dass die Japyger, deren Namen Helbig selbst und mit vollem Rechte dem der Japuder gleichgestellt hat,[1] aus Gegenden gekommen sein sollen, die weit von den Sitzen der letzteren entfernt sind; denn die Japuder wohnten bekanntlich noch zur Zeit Strabo's im Norden der Adria in der Nachbarschaft der Istrer und waren erst wenige Jahrhunderte vorher von den Kelten in ihrem Gebiete eingeschränkt worden, und es ist daher nicht anzunehmen, dass durch die sogenannte griechische „Wanderung“ die Japyger aus ihren Stammsitzen vertrieben worden seien. Was aber den Umstand anlangt, dass viele Stammnamen (Μεσσάπιοι, Χάονες u. s. w.) auf beiden Seiten der Adria wiederkehren, so spricht der Umstand, dass sie nicht in einem geschlossenen Gebiete, sondern über weite Gebiete zerstreut vorkommen, vielfach nur an einzelnen Bergen und Städten haften, im Zusammenhange mit dem Umstande, dass es durchaus nicht feststeht, dass in vorgeschichtlicher Zeit sich Illyrier von Illyrien aus über das Gebiet des eigentlichen Griechenland verbreitet haben, eher dafür, dass die genannten illyrischen Stämme in einzelnen Schwärmen aus Italien nach Griechenland gekommen sind, und diese Vermuthung wird um so wahrscheinlicher erscheinen, wenn nachgewiesen werden kann, dass auch andere illyrische Stämme Italiens gezwungen worden sind, ihre früheren Wohnsitze zu verlassen und sich anderswo jenseits des Meeres eine neue Heimat zu suchen.

Dies ist der Fall bei den Sikulern (oder Sikelern) und den Liburnern, zwei illyrischen Stämmen, die ursprünglich in Norditalien ihre Sitze hatten, später nach Mittelitalien gedrängt worden sind und von denen die Sikuler zum Schlusse erst in dem nach ihnen benannten Sicilien zur Ruhe gekommen sind. Wenn auch von denselben keine längeren Sprachproben, wie von den Japygern, erhalten worden sind, so steht doch ihre Zugehörigkeit zu dem grossen illyrischen Stamme ausser Zweifel; dies zeigen sowohl die von ihnen in Latium sowie in Umbrien und Picenum hinterlassenen Sprachspuren,[1] als auch der Umstand, dass sie jedenfalls zusammenhängen mit den gleichnamigen unzweifelhaft illyrischen Stämmen jenseits der Adria, von denen der eine (die Sikuler) noch zur Zeit des Plinius in Dalmatien sass,[2] während der andere (die Liburner) zur selben Zeit im westlichen Theile von Kroatien und im nördlichen Dalmatien seine Wohnsitze hatte. Diesen Zusammenhang können wir uns entweder in der Weise denken, dass die Sikuler und Liburner Illyriens früher etwas nördlichere Wohnsitze hatten, aus denen sie wahrscheinlich durch die im III. Jahrhunderte v. Chr. aus dem Norden vordringenden Kelten mehr nach Süden gedrängt worden sind, wie denn auch Zeuss glaubt, dass das Gebiet der Liburner im Norden durch die Kelten eingeschränkt worden sei,[3] und dass von dieser nördlicheren gemeinsamen Heimat aus im Kupferzeitalter die gleichnamigen Stämme Italiens sich über diese Halbinsel — vielleicht in wiederholten Nachschüben — verbreitet haben, oder dass wenigstens ein Theil der von den Umbrern aus ihren norditalischen Stammsitzen vertriebenen Sikuler und Liburner als Flüchtlinge in das

[1] Der Name der Japuder kommt übrigens auch in Umbrien vor: auf den iguvinischen Tafeln finden wir unter den Fremden, die aus Iguvium ausgewiesen wurden, auch das Japuzkum numen (nomen). Aufrecht und Kirchhoff, Die umbrischen Sprachdenkmäler. II, 255. — E. Pais (J Messapi e gli Japigi, Studi stor. Pisa 1892. P. 32), der die Messapier von den Japygern trennt und nur die ersteren über das Meer aus Griechenland einwandern lässt, während die letzteren auf dem Landwege aus dem Norden Italiens gekommen sein sollen, führt eine Reihe geschichtlicher Zeugnisse an, aus denen hervorgeht, dass der Theil Venetiens, der sich von Aquileа bis nach Istrien erstreckt, noch in den letzten Jahren der Republik den Namen Japidia führte.

[1] Zusammengestellt von C. Pauli, Altitalische Forschungen. Die Veneter und ihre Schriftdenkmäler. Leipzig 1891. S. 417, 428 und 429.

[2] Plinius, III, 141; Ptolemaeus, II, 16.

[3] Zeuss, Die Deutschen und die Nachbarstämme 225.

Gebiet des nördlichen Illyrien, in dem wir sie noch in historischer Zeit finden, gekommen ist.

Und dass die Sikuler und Liburner einmal aus ihren oberitalischen Sitzen durch die Umbrer vertrieben worden sind, ist durch gute historische Zeugnisse erwiesen. So sagt Plinius: „*Siculi et Liburni* plurima eius tractus (Galliae togatae) tenuere, imprimis Palmensem, Praeturianum Adrianumque agrum. *Umbri hos expulere, hos Hetruria, hanc Galli.*“[1]) Während wohl der grösste Theil der vertriebenen Sikuler sich zunächst nach Latium gewendet hat, scheinen die Liburner sich hauptsächlich über die Gebiete von Umbrien und Picenum verbreitet zu haben, um jedoch später auch diese, wenigstens theilweise, aufzugeben und sich noch weiter im Süden niederzulassen, wie ja auch die Sikuler aus Latium wieder verdrängt worden sind. Dies ergibt sich aus dem Umstande, dass noch der Gewährsmann des Plinius, wahrscheinlich der alte Cato, Liburner in der picenischen Stadt Truentum kennt („Truentum, quod solum Liburnorum in Italia relicum est.“[2]) sowie daraus, dass Polybius ein Λιβυρνὸν ὄρος im Bereiche der Japyger anführt.[3]) Und dass auch diese auf demselben Wege nach Apulien und Calabrien gekommen sein dürften, kann man daraus vermuthen, dass Sallentiner — ein japygischer Name — auch in Umbrien erwähnt werden, indem Plinius bei der Aufzählung der Bevölkerung der sechsten Region Dolates cognomine Sallentini anführt.[4]) Von den Sikulern wiederum berichtet Dionysius, dass sie die ursprünglichen Bewohner in dem Lande, in dem später Rom gebaut wurde, nämlich in Latium und den südlichen Gegenden von Etrurien, gewesen seien und dass sie von da nach einer langen Reihe von Kriegen durch ein Volk vertrieben worden, welches Cato Aboriginer nennt und Dionysius mit den Latinern identificirt.[5]) Und derselbe Dionysius berichtet von den Sikulern weiter, dass, als sie von den Aboriginern aus Latium vertrieben worden seien, sie ihren Weg südlich längs der Gebirge genommen und in die unteren Theile Italiens gekommen seien; endlich hätten sie mit Hilfe von Flössen nach Sicilien übersetzt, das damals die Sikaner, ein iberischer Volkstamm, der vor den Ligurern geflohen sei, besessen haben; hier hätten sie den grössten Theil der Insel in Besitz genommen. Noch viele andere alte Schriftsteller bezeugen diese Wanderung der Sikuler, wenn sie auch die Zeit verschieden angeben. Am wichtigsten unter diesen Zeugnissen ist das des Thukydides. Er berichtet, dass die Sikuler von Italien aus, wo sie früher gewohnt und von wo sie den *Opikern* (*Oskern*) weichen gemusst hätten, nach Sicilien hinübergekommen seien, wo sie die Sikaner, einen iberischen Stamm, besiegt und sich des schönsten Theiles der Insel bemächtigt hätten. Dies sei ungefähr *dreihundert Jahre vor der Ankunft der Griechen in Sicilien* geschehen.[1])

Ist diese Zeitangabe richtig — und wir haben keinen Grund, die Richtigkeit derselben zu bezweifeln —, dann hat die Einwanderung der Italiker, die allmälig die illyrischen Völker Italiens nach dem Süden getrieben hat, spätestens im XI. Jahrhunderte v. Chr. stattgefunden.

Uebrigens haben die Vertreibungen der Illyrier durch die Italiker auch noch in historischer Zeit in Folge der fortschreitenden Ausbreitung der letzteren fortgedauert. So wissen wir aus Strabo, dass noch zur Zeit, als die Griechen in Italien erschienen (im VIII. Jahrhunderte), das später von den samnitischen Lukanern bewohnte und nach ihnen benannte Land von illyrischen Chonern (Chaonern) und Oenotrern bewohnt war, die erst später von den Samnitern vertrieben worden seien.[2])

Ist das Ergebniss dieser Untersuchung richtig, dass nämlich die Erbauer der oberitalischen Pfahlbauten und Terramaren, sowie die Begründer der auf Anhöhen, wie z. B. auf dem Hügel Castellaccio bei Imola gelegenen Ansiedelungen Illyrier waren und dass diese durch die im XI. Jahrhunderte v. Chr. eingebrochenen Italiker aus ihren bisherigen Wohnsitzen vertrieben worden sind, dann lässt sich erwarten, dass dasselbe auch durch die archäologischen Thatsachen bestätigt werde. Dies ist nun wirklich der Fall. Wären nämlich die oberitalischen Pfahlbauer und Terramaricoli, wie Helbig angenommen hat, Italiker gewesen, so müssten wir eine *ununterbrochene* Culturentwicklung bis zur *etruski-*

[1]) Plinius, III. 112.

[2]) Plinius, III. 110.

[3]) Polybius, III. 100. 2.

[4]) Plinius, III. 113.

[5]) Dionysius Hal., I, 22. II, 49.

[1]) Thukydides, VI. 2. Auch Antiochus von Syrakus (Dionys. H., I. 22) berichtet, dass die Sikuler von den Oenotrern und Opikern aus Italien vertrieben worden seien; doch gibt er keine Zeit für dieses Ereigniss an.

[2]) Strabo, VI. C. 253. Ebenso berichtet Thukydides (VI. 2), dass es noch zu seiner Zeit in Italien Sikuler gegeben habe, wie auch nach Polybius (XII. 5. 10; 6, 2) die Griechen, die das italische Lokri gründeten, die Umgebung noch von Sikulern bewohnt fanden.

schen Periode erwarten, wie sie thatsächlich während der ganzen Kupfer- und Bronzezeit geherrscht hat. Doch schon Helbig selbst muss „den plötzlichen Abbruch einer den grössten Theil der Poebene beherrschenden Entwicklung“ constatiren, der nothwendig mit einer historischen Katastrophe zusammenhängen müsse. Und diese Katastrophe sei durch den Einbruch der Etrusker verursacht worden, von denen Plinius (III. 113) erzähle, dass sie 300 umbrische Städte zerstört hätten.[1] Allein zwischen der Culturperiode der Terramaren und der Culturperiode der Etrusker liegt eine Culturperiode, die dem ersten Eisenalter angehört und mit Recht von allen Archäologen als italisch angesehen wird. Es ist jene Cultur, die nach der berühmten Nekropole von Villanova den Namen Villanova-Cultur erhalten hat und von der Cultur der Etrusker in einem wesentlichen Punkte verschieden ist. Zwischen dieser Cultur und der Cultur der Terramaren besteht nun eine tiefgehende Kluft. Es sind insbesondere der verdienstvolle Director der archäologischen Sammlungen in Bologna, E. Brizio, sowie der nicht minder verdienstvolle Erforscher der vorgeschichtlichen Alterthümer in und um Bologna, A. Zannoni, die seit Jahren auf diesen Hiatus zwischen den zwei Culturen hinweisen und denselben nur in der Weise erklären zu können glauben, dass sie als Träger der zwei Culturen zwei verschiedene Völker, die Ligurer als Träger der Terramaren-Cultur und die Umbrer als Träger der Villanova-Cultur, betrachten.

Brizio erhebt topographische und archäologische Bedenken gegen die von den Anhängern Helbig's aufgestellte Ansicht, dass die Terramaren-Cultur und die Villanova-Cultur nur verschiedene Phasen einer und derselben und von einem und demselben Volke getragenen Culturentwicklung seien. „La provincia bolognese,“ sagt derselbe, „è senza dubbio la più ricca di necropoli del tipo Villanova, ma viceversa è la più povera di terremare, non annoverandosene in essa che cinque. Per contrario le provincie limitrofe di Modena, Reggio e Parma sono le più popolate di terremare, comprendendone in complesso un' ottantina: ma in quelle località invece non si è mai scoperta finora alcuna necropoli del tipo Villanova. Non basta. Ma fra i sepolcreti tipo Villanova e quelli delle terremare, non esiste la più piccola, la più lontana analogia. Nei primi, siano essi del Bolognese, o dell' Etruria, o del Lazio, si trova sempre l'ossuario di una sola forma tipica, tradizionale, sacra, detto appunto di Villanova. . . . Quest' ossuario è sempre deposto in una buca e, spesso, anche circumdata da sei lastre che formano una maceria di sassi, a maggior sostegno della terra circostante ed a più saldo riparo dell' ossuario stesso. . . . Dentro l'ossuario poi od intorno ad esso trovansi, tranne rarissimi casi, collocati gli ornamenti in bronzo appartenuti all' estinto, e, fra questi, anche armi simboliche od in miniatura, quali oggetti votivi e sacri al morto. . . . Ogni tomba poi dista dalle circostanti circa un metro.“

„Si osservino invece le necropoli delle terremare, anche quelle di epoca più recente, e che i paletnologi fanno discendere fino all'età detta de ferro. In esse si cerca invano l'ossuario con una forma tipica o che almeno accenni a diventar tale. Tutti hanno una forma propria, individuale, e presentano le più grandi varietà e differenze anche nelle dimensioni e nelle altezze. . . . Questi ossuarii poi, longi dall' essere collocati in buche distinte ed a distanza gli uni dagli altri, stavano invece sopra terra e così vicini, aderenti, adossati quasi l'uno all' altro, in tutte le necropoli, che un solo metro quadrato di superficie ne conteneva più di trenta. Ma il più strano si è che in quasi tutte codeste necropoli gli ossuarii erano posti come in due piani, in due strati, l'uno immediamente sovrapposto all' altro, dimodochè i vasi del piano superiore erano penetrati in quello inferiore. . . . Non solo codesti ossuarii non erano riparati da veruna cassetta di lastre o da recinto di sassi, ma non contenevano il più piccolo oggetto di bronzo, quantunque, ripeto, alcune di queste necropoli, quella ad es. di Casinalbo, siano relativamente recenti, cioè dell'età del ferro, contemporanee quindi a quella di Villanova, e sia ben conosciuto che i terramaricoli, in quest' epoca, possedevano armi ed ornamenti di bronzo.“

„Sifatte molteplici, profonde, decise differenze fra le necropoli delle terremare e quelle tipo Villanova, le reputo sufficienti per dimostrare che esse appartengono a due popolazioni differenti; quelle di Villanova, come è ora universalemente ammesso, agli Umbri, la cui civiltà si svolse specialmente nel territorio felsineo, e nell' Etruria centrale e marittima; quelle delle terremare invece ad un popolo che raggiunse il suo massimo sviluppo di civiltà nei territorii di Modena, Reggio e Parma è nella valle del Po. Che questo popolo poi forse il Liguro è provato da taluni scheletri ch'erano sepolti in una delle summentovate

[1] Helbig, Die Italiker in der Poebene 99.

necropoli dei terramaricoli, quella cioè di Bovolone nel Veronese." [1])

Auch Zannoni's Beobachtungen verdienen in hohem Maasse unsere Beachtung. „Infatti comparando la ceramica di Villa Bosi, i vasi usciti dal Sepolcreto della terramara di Pragatto e quella delle terremare con quanto ci dannò gli scavi Benacci, De Luca, Arnoaldi, che risulta se non differenze? A Pragatto pressoche tutti diversi i tipi, unico il tipo Benacci, De Luca, Arnoaldi, il vaso biconico-tronco. Una singolarità caratteristica dal primo all' ultimo periodo delle terremare sono le ciotole con anse lunate. Se la gente dei sepolcri Benacci, De Luca, Arnoaldi fosse la continuazione di quella di Villa Bosi e delle terremare, dovremmo vedere una continuazione del sentimento artistico, come si osserva dal più arcaico Benacci all' ultimo sviluppatissimo periodo Arnoaldi. Notai i fatti della nessuna presenza delle terramare in tantissimi resti delle abitazioni umbre rinvenute qui in città, e l'ansa e i pochissimi frammenti usciti della casa in Via Senzanome, non possono essere se non un eccezione indicante, que ivi pure è una traccia della gente di villa Bosi, o della Grotta della fera. L'altro fatto, pure avvertito della supraposizione di abitazione umbra a quelle del Serbatoio, e di altre all' intorno del cumulo della terramare di Pragatto, confermano, come l'una non fosse l'altra gente, e la notevole interruzione avvenuta fra le dimore della prima e della seconda. Non uno adunque il popolo delle terremare, e quello degli scavi Benacci, De Luca, Arnoaldi e Stradello della Certosa." [2])

Selbst Pigorini, der hervorragendste italienische Prähistoriker, der sich Helbig's Ansicht angeschlossen, kann nicht umhin, zu erklären, „che il materiale archeologico dell' una (civiltà) differisce grandemente da quello dell' altra", und begreift es, dass man deshalb einer jeden Cultur einen eigenen Ursprung zuschreiben wolle. Doch lässt er den Einwand, dass die der Terramaren-Cultur und der Villanova-Cultur gemeinsamen Gegenstände zu gering an Zahl seien, als dass man in denselben einen Beweis sehen könnte, dass die Villanova-Cultur sich aus der Cultur der Terramaricoli entwickelt haben konnte, nicht gelten, sondern sucht den Unterschied in der Weise zu erklären, dass er sagt: „Nelle terremare è rimasto ciò che si attiene agli atti ordinarii della vita, mentre nei sepolcri si può solo trovare quello que vi veniva posto per ragione di rito, sicchè è facile comprendere che debebano existere notevoli differenze fra il materiale delle une e delle altre. . . . [1]) Wie wenig durch diese Erklärung der erhobene Einwand als beseitigt betrachtet werden kann, haben die Untersuchungen der Reste der alten, der Villanova-Periode angehörigen Wohnstätten, wie sie Zannoni in Bologna vorgenommen hat, ergeben; dieselben ergaben nämlich ganz dieselbe Cultur, wie sie vorher aus den Gräbern derselben Periode bekannt worden war. [2])

Waren daher Brizio und Zannoni vollkommen berechtigt, die Terramaren-Cultur und die Villanova-Cultur zwei verschiedenen Völkern zuzuschreiben, so irrten sie doch darin, dass sie die Terramaren-Cultur den Ligurern zuschrieben. Wie schon oben gezeigt worden, ist die Terramaren-Cultur der Emilia nichts Anderes als eine Abzweigung der Pfahlbauten-Cultur Veneziens [3]) und diese wiederum ist auf das Nächste mit der Cultur der Laibacher Pfahlbauten verwandt und aus derselben hervorgegangen, wie andererseits auf die letztere auch die dem Kupferzeitalter angehörende Cultur Bosniens und der Hercegovina zurückgeht. In allen diesen Ländern kann von Ligurern keine Rede sein. Ueberdies zeigen die in den letzten Jahren vorgenommenen Messungen altillyrischer Schädel (aus den Tumulis vom Glasinac), dass die Bewohner Illyriens noch in der ersten Eisenzeit vorwiegend dolichocephal waren, [4]) also eine Schädelform zeigen, die von der Schädelform der anarischen Ligurer ganz verschieden ist. Ueberhaupt kann von Liguren als frühen Bewohnern Italiens keine Rede sein. Dieselben sind vielmehr erst im V., IV. und III. Jahrhunderte v. Chr., von den durch

[1]) Brizio, E., Ancora della stirpe ligure nel Bolognese. Estratto degli Atti e Memorie della R. Deputatizione di Storia Patria per le Provinzie di Romagna. III. serie, vol. I, fasc. IV. Modena 1883. P. 13—15. Auch an anderen Stellen hat sich derselbe über diese Frage in ähnlichem Sinne geäussert, so noch insbesondere in den „Notizie degli scavi di antiquità" 1889, p. 289.

[2]) Zannoni, A., Gli scavi della Certosa di Bologna. Bologna 1876—1884. P. 452.

[1]) Bulletino di paletnologia italiana. XIII. 76.

[2]) Zannoni, A., Archaiche abitazioni di Bologna. Bologna 1892.

[3]) Pigorini bemerkt über das Verhältniss der Terramaren der Emilia zu den Pfahlbauten Veneziens: „Le terremare invece hanno una suppelletile perfettamente identica a quella delle palafitte orientali o del Veneto, per cui si dimostra che gli abitanti delle une e delle altre sono il medesimo popolo, sceso nella Valle del Po, probabilmente per la via dell'Adige, nella pura età del bronzo." Bull. pal. ital., XX. 177

[4]) A. Weisbach im Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. I. 40.

die Gallier nach dem Süden vertriebenen Kelten (Keltikanern) aus ihren im Südosten Frankreichs — ostwärts vom Léz und den Sevennen — gelegenen Stammsitzen theilweise verdrängt, in Italien erschienen und haben sich daselbst sowohl im Westen bis tief nach Etrurien hinein, wie auch im Norden auf dem Südrande der Alpen zu einer Zeit festgesetzt, als die Macht der Etrurier schon im Niedergange war. Was jedoch die späteren römischen und griechischen Schriftsteller von Ligurern in Latium erzählen (Festus, s. v. Sacrani appellati sunt Reate orti, qui ex Septimontio Ligures Siculosque exegerunt; nam vere sacro nati erant; Servius zu Verg., Aen., XI, 317: Siculi a Liguribus pulsi sunt, Ligures a Sacranis, Sacrani ab Aboriginibus), steht schon an und für sich miteinander in Widerspruch und verdient auch schon deswegen keine Beachtung, weil ältere und glaubwürdigere Alterthumsforscher, wie Cato und Varro, von Ligurern nichts zu wissen scheinen.[1]) Diese Ansicht von einer vorlatinisch-ligurischen Bevölkerung in Latium hängt unverkennbar zusammen mit der von Philistus von Syrakus aufgestellten Behauptung, dass einst die Ligurer vor den Umbrern und Etruskern das ganze obere Italien innegehabt hätten und dass die nach Sicilien eingewanderten Sikuler Ligurer gewesen seien. Wenn aber das, was die geschichtliche Tradition von den illyrischen Sikulern (und Liburern) erzählte, Philistus auf die Ligurer übertrug, so zog er nur die letzten Consequenzen aus der von Thukydides aufgestellten und von ihm selbst wiederholten Behauptung, dass die Sikaner im westlichen Sicilien Iberer gewesen, die, von den Ufern des iberischen Flusses Sikanos (dem heutigen Xucar) von den Ligurern verdrängt, eingewandert seien.[2]) So richtig es auch an sich ist, dass die (anarischen) Urbewohner Italiens und Siciliens mit den Urbewohnern der pyrenäischen Halbinsel (den Iberern) zu einer und derselben Rasse (der mittelländischen Rasse) gehören, so hat doch die von Thukydides aufgestellte Behauptung, wie Müllenhoff richtig erkannt und nachgewiesen hat,[3]) keine andere Stütze, als die zufällige Aehnlichkeit der Namen Sikanos und Sikaner. Indem nun Thukydides nicht annehmen zu können glaubte, dass die Sikaner freiwillig ihre angebliche Heimat am Sikanos verlassen haben, sondern annehmen zu müssen glaubte, dass sie hiezu von irgend einem Volke gezwungen worden seien, trug er kein Bedenken, diese Rolle den Ligurern zuzuschreiben. Denn Sikuler, die die alte Tradition als Verdränger der Sikaner bezeichnete, gab es nicht in Iberien.

Die Ausdehnung der Ligurer gegen Westen hin war damals nicht genau bekannt und sie waren es auch, die ja noch in historischer Zeit aus dem Westen nach Italien vordrangen. Setzte nun so Thukydides an Stelle der sicilischen Sikuler die Ligurer, so ging Philistus nur consequent vor, wenn er auch das, was man bisher von den italischen Sikulern erzählte, auf die Ligurer übertrug.

Unsere Kenntnisse von dem Stande der Cultur der Italiker, als sie ungefähr im XI. Jahrhundert v. Chr. den Boden Italiens betraten, sind seit den Achtziger-Jahren ausserordentlich bereichert worden. Man hat dieselbe nicht nur in allen Theilen Italiens, in denen vor dem Einbruche der Etrusker Italiker sassen, nachgewiesen, man hat auch innerhalb derselben bestimmte Perioden zu unterscheiden gelernt.[1]) Ihr

[1]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde, III, 176.

[2]) Thukydides, VI, 2; Dionys. Hal., I, 22.

[3]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde, III, 172.

[1]) Eine übersichtliche Darstellung dieser ganzen Culturperiode gibt Undset in seiner Abhandlung: L'antiquissima necropoli Tarquiniense (Annali 1885), wo p. 76 sequ. nachzuweisen versucht wird, dass die Phönizier die neuen in der Terramarenzeit noch unbekannten Formen nach Italien gebracht hätten. Dieser Beweis ist Undset nicht gelungen. Dass auch Etrurien zahlreiche Nekropolen aus dieser Periode besitzt, erklärt sich daraus, dass, wie O. Müller (Müller-Deecke, Etrusker, I, 96) nachgewiesen hat, einen grossen Theil des nachmaligen Etrurien, nicht blos des Binnenlandes, sondern auch der Küste, vor den Etruskern Umbrer inne hatten. Später hat noch einmal Undset in seiner leider nicht vollendeten Abhandlung: „Zur Kenntniss der vorrömischen Metallzeit in den Rheinlanden" (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, V, 105 f.) diese Periode besonders mit Rücksicht auf das chronologisch-topographische Moment zu charakterisiren versucht. Von Monographien sind besonders Jean Conte Gozzadini, La necropole de Villanova, Bologne 1870, Gherardo Ghirardini, La necropoli antiquissima di Corneto-Tarquinia, Roma 1882, und Isidoro Falchi, Vetulonia e la sua necropoli antiquissima, Firenze 1892, zu nennen. Die aus den Untersuchungen der oberitalischen Nekropolen gewonnenen Ergebnisse hat O. Montelius im ersten Bande seines grossen Werkes: La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux, Stockholm 1895, zusammengefasst und sei hier insbesondere auf die Beschreibung der Nekropole von Monceceo bei Como und der hier gemachten Funde (p. 228, pl. 42), der sog. Golasecca-Nekropolen am Ticino südlich vom Lago Maggiore (p. 232 sequ., pl. 43—45), der Nekropolen von Castelletto-Ticino (pl. 45), Valtravaglia bei Ligurno (p. 253, pl. 46), Trezzo an der Adda (p. 254, pl. 46), Este (p. 272, pl. 50), Benacci I (p. 273—280, pl. 73—75) und Bismantova in der Emilia (p. 221) hingewiesen. Die Nekropole von Bismantova gehört jedenfalls auch dieser Periode an, obwohl in derselben kein Eisen gefunden wurde.

Charakter ist für uns hauptsächlich durch die Art der Beisetzung, durch den allerdings noch spärlichen Gebrauch des Eisens, sowie durch einige charakteristische Formen von Waffen und Werkzeugen bestimmt.

Ganz dieselbe Cultur nun — um wieder auf die oben aufgeworfenen Fragen zurückzukommen — finden wir wieder in jenem Gebiete, das wir S. 24 als das Stammland der späteren Umbrer, Gallo-Belgen und Britonen nachgewiesen haben: im nordwestlichen Deutschland mit dem Main als Südgrenze, sowie im angrenzenden Belgien und Holland.[1]) Die nahe Verwandschaft der in diesen Ländern zahlreich vorkommenden, dem frühesten Eisenalter angehörenden Urnenfelder oder Urnenfriedhöfe mit den gleichfalls dem frühesten Eisenalter angehörenden Nekropolen Italiens, die von allen Archäologen den Italikern zugeschrieben werden, ist eine unzweifelhafte und insbesondere von Undset im Einzelnen nachgewiesen worden: es zeigen nicht nur die Gräber dieselbe Anlage, wie wir sie in Italien finden, es zeigen auch die Graburnen, die die Asche und Knochen des Verstorbenen aufgenommen haben, dieselben Formen und dieselben Verzierungen, wie wir sie bei den Urnen der **ältesten** Gräber Italiens finden:[1]) dasselbe gilt von den aus Bronze oder Eisen bestehenden Beigaben. Die Aehnlichkeit ist eine so grosse und betrifft Dinge, die mit den religiösen Anschauungen und mit durch die Sitte geheiligten Gebräuchen zusammenhängen, dass sie schlechterdings nicht durch von Italien ausgegangene „Cultureinflüsse", die sich über die österreichischen Alpenländer durch das Elbe- und Oderthal nach dem Nordwesten verbreitet hätten, wie Undset annimmt,[2]) erkärt werden kann, ganz abgesehen davon, dass diese Cultur in Italien ganz unvermittelt die frühere Terramaren-Cultur ablöst und durchaus nicht, wie früher gezeigt wurde, als eine unmittelbare Fortsetzung derselben betrachtet werden kann. Diese Uebereinstimmung beider Culturen lässt sich im Gegentheile nur durch die Annahme erklären, dass **die Träger derselben ein und dasselbe Volk waren, dass aus den Stammsitzen desselben ein Theil ausgewandert und die Cultur der alten Heimat in der neuen Heimat verbreitet habe**, ganz in der-

[1]) Die auf diese Culturperiode des nordwestlichen Deutschland bezüglichen, bis zum Jahre 1881 bekannt gewordenen archäologischen Thatsachen hat Undset in seinem grossen Werke: Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa. Deutsche Ausgabe von J. Mestorf. Hamburg 1882. S. 272—279) mit Angabe der älteren Literatur kurz zusammengestellt. Die von denselben im fünften Bande der „Westdeutschen Zeitschrift" (S. 1 f.) begonnene Abhandlung: „Zur Kenntniss der vorrömischen Metallzeit in den Rheinlanden" ist leider über die Darlegung der entsprechenden italischen Verhältnisse nicht hinausgekommen. E. Freiherr von Tröltsch gibt auf S. 2—91 seiner „Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete" (Stuttgart 1884) eine Zusammenstellung der Orte der B. Pfalz, des Grossherzogthums Hessen, Hessen-Nassaus, der Rheinprovinz und Westfalens, sowie Belgiens, Hollands, Frankreichs und Italiens, in denen die einzelnen Typen der vorrömischen Metallzeit gefunden worden sind. Wichtig ist ferner: J. H. Müller, Vor- und frühgeschichtliche Alterthümer der Provinz Hannover. Hannover 1893. Der Verfasser führt alle in Hannover bekannt gewordenen Urnenfriedhöfe an und gibt Beschreibungen der in denselben gefundenen Gefässe und Beigaben, sowie der Anlage der Gräber. Eine genaue Beschreibung und Abbildung der Gräberformen gibt auch Karl J. O. von Estorff, Heidnische Alterthümer der Gegend von Uelzen im ehemaligen Bardengau. Hannover 1846, S. 27 und Taf. III. Ueber die dem ersten Eisenalter angehörenden Urnenfriedhöfe Belgiens und Hollands, sowie über die in denselben gefundenen Beigaben aus Metall hat eingehend Ch.-J. Comhaire, Les premiers âges du métal dans les bassins de la Meuse et de l'Escaut (Bulletin de la Société d'anthropologie de Bruxelles. Tome XIII, 1894—1895, p. 97—226, mit 17 Taf.) gehandelt. „Le nord de la Belgique, c'est-à-dire la partie basse du pays, se rattache intimement, quant aux nécropoles du premier âge du fer, à la Hollande et aux contrées rhenans de l'Empire allemand. Le sud de la Belgique, de son côté, la région montagneuse et boisée, n'est guere privé de cimetières de la même époche; il en est, au ontraire, abondamment pourvu" (p. 177).

[1]) Wie J. Böhlau (Zur Ornamentik der Villanova-Periode, Kassel 1895) gezeigt hat, ist das Mäander-Ornament auf den in Villanova gefundenen Urnen von Griechenland nach Italien gebracht worden. Uebrigens hatte man schon früher erkannt, dass die Nekropole von Villanova einer jüngeren Periode als z. B. Benacci I angehört. Dagegen konnte K. Koenen (Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden, Bonn 1895, S. 55) als zweifellos feststellen, dass die von ihm aufgestellte zweite Classe mehr gedrungener, weitbauchiger Urnenformen der jüngeren Hallstattzeit, wie in der Form selbst, so in dem Ornamentations-Charakter einerseits grosse Aehnlichkeit besitze mit rheinischen Urnen der Bronzezeit, andererseits mit den Ossuarien der ersten Periode der Golasecca-Nekropolen. „Auch hier finden wir ein weitbauchiges Gefäss mit Reihen von Dreiecken ornamentirt, welche mit parallelen, mit weisser Farbe ausgefüllten Strichen geziert sind", wie denn überhaupt Koenen auf Grund des in den Rheinlanden vorliegenden archäologischen Materials, S. 48, folgende für unsere Frage wichtige Bemerkung macht: „An die Culturerscheinung der älteren Bronzezeit schliesst sich die der jüngeren und an diese die ältere Hallstatt-Periode an. Die Uebergänge von der einen in die andere Periode erfolgen so allmälig, dass es bei dem jetzigen Material noch schwer fällt, eine scharfe Grenze zwischen einer und einer zweiten Periode zu ziehen."

[2]) Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa 31, 42.

selben Weise, wie später durch die aus dem Norden kommenden Gallier die La Tène-Cultur in Italien verbreitet worden ist. Die archäologischen Thatsachen bestätigen also vollständig das Ergebniss, zu dem wir früher auf dem Wege der linguistisch-historischen Untersuchung gekommen sind.

Nach diesen und den noch später folgenden Darlegungen wird man es leicht verstehen, wie der Altmeister der deutschen Archäologie — L. Lindenschmit — zu den falschen und nun wohl allgemein als falsch erkannten Anschauungen über die Herkunft der in Deutschland gefundenen vorgeschichtlichen Bronzen gekommen ist, Anschauungen, die er bis zu seinem Tode festgehalten hat und auf Grund deren er auch die Gruppirung der in Deutschland, besonders in Gräbern Rheinhessens gefundenen Bronzealterthümer (Hals- und Fussringe, Armbänder, Haarnadeln, Fibeln, Paalstäbe, Meissel, Schwertklingen, Dolchklingen, Dolche, Schwerter, Sichelklingen u. s. w.) in dem von ihm geleiteten Römisch-Germanischen Centralmuseum in Mainz vorgenommen hat. Sowohl die Bronzecultur der Terramaren, wie die Bronzecultur der ersten Eisenzeit Italiens weisen mit ihren ältesten und am meisten charakteristischen Formen nach Mitteleuropa als demjenigen Gebiete hin, von dem dieselben ausgegangen sind, und hier wurzelt einerseits die Cultur der älteren Bronzezeit in der Cultur des Kupferzeitalters [1]) und andererseits die Cultur der ersten Eisenzeit in der Cultur der jüngeren Bronzezeit. Bei diesem Verhältnisse beider Ländergebiete zu einander wird es uns als durchaus nichts Auffälliges erscheinen, wenn uns sowohl in Italien wie in Deutschland dieselben Bronzeformen erscheinen. Indem jedoch Lindenschmit die Annahme einer vorgermanisch-arischen („keltischen") Bevölkerung in Deutschland durchaus nicht gelten liess, also auch nicht annehmen konnte, dass die Cultur der entwickelten Bronze- und ersten Eisenzeit durch aus Deutschland ausgewanderte Völker nach Italien gebracht wurde, sondern glaubte, dass Deutschland bereits in der Steinzeit eine germanische („urdeutsche") Bevölkerung hatte, wie denn auch wirklich hier bereits in der Steinzeit die früher für specifisch germanisch gehaltene Schädelform erscheint,[2]) blieb ihm thatsächlich für die Erklärung der Aehnlichkeit der in Deutschland und Italien gefundenen Bronzen kein anderer Ausweg als die Annahme übrig, dass die in Deutschland (und Nordeuropa) gefundenen Bronzen italisch-etruskische Exportartikel seien und dass diese ganze Periode als nichts anderes, als „die Zeit eines belebten Verkehres des Handels und der Industrie der Mittelmeervölker nach dem Norden" betrachtet werden müsse, so sehr er sich auch bemühte, die „Unmöglichkeit" nachzuweisen, „die Erscheinung der fremdartigen Erzgeräthe in einen begreiflichen und folgerechten Zusammenhang mit der nationalen Bildungsentwicklung zu bringen". Selbst nicht „die wirklich nachweisbaren Versuche im Giessen von Sicheln, Messerchen, Nadeln und Aexten" können in seinen Augen als „Versuche der frühesten Entwicklung einer selbstständigen Erfindung gelten"; „sie zeigen unverkennbar den Charakter roher Nachbildung oder die Benützung überlieferter Gussformen". „Weder ihre technische noch gegenständliche Bedeutung ist entfernt von der Art, dass sie als Grundlage für die Bildung eines besonderen Culturabschnittes einer nordischen Erzperiode sich verwerthen liesse. Sie haben nur den Belang einer sehr begreiflichen, die Regel bestätigenden Ausnahme in Bezug des auswärtigen Importes der weitaus immensen Mehrzahl der Erzgeräthe, welche nicht allein in der Form, sondern auch in der Vollendung ihrer technischen Ausführung mit jenen der alten Culturstaaten übereinstimmen." [1])

Die unrichtigen Anschauungen über die vorgeschichtlichen Völkerverhältnisse Deutschlands haben jedoch nicht nur in ungünstiger Weise die Auffassung der archäologischen Verhältnisse beeinflusst, sie haben es auch verschuldet, dass man bisher noch nicht einmal zu einer auch nur einigermassen richtigen absoluten Chronologie selbst der letzten vorgeschichtlichen Culturperioden Mittel- und Nordeuropas gekommen ist. Indem man Nord- und Mitteleuropa als den Ausgangspunkt mächtiger Völkerbewegungen nicht erkannte, konnte man auch nicht die für die durch dieselben unmittelbar und mittelbar bewirkten Völkerverschiebungen im Süden Europas überlieferten Zeitbestimmungen für die Zeitbestimmung jener benützen; und doch bilden die ersteren die einzige Grundlage für letztere, die wir überhaupt besitzen. Dazu kam noch, dass man von vornherein den Antheil der vorgeschichtlichen nord- und mitteleuropäischen Völker an der Culturentwicklung Europas äusserst gering veranschlagte, sondern im Gegentheile allgemein die Anschauung hegte, dass die Anfänge

[1]) Much, Die Kupferzeit in Europa 221 f. und Montelius im Archiv für Anthropologie. XXIII. 446 f.

[2]) Ranke, J., Der Mensch.[2] II, 565.

[1]) Lindenschmit, L., Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Erster Theil. Braunschweig 1880. S. 54.

der gesammten höheren Cultur Mittel- und Nordeuropas auf die alten Culturländer des Südens und Südostens zurückgehen, trotzdem gegen diese Anschauung schon die Erwägung spricht, dass Völker, die seit dem Beginne der historischen Zeit auf demselben Boden und unter denselben klimatischen Verhältnissen ununterbrochen bis zur Gegenwart in selbstständiger und hervorragender Weise an der Culturarbeit der Menschheit theilnehmen, während des vorausgegangenen Zeitraumes von vollen zwei Jahrtausenden nicht ohne jede schöpferische Thätigkeit gewesen sein konnten. Und so kam es, dass man zwischen dem Auftreten einer neuen Culturperiode im Süden und dem Auftreten derselben Culturperiode im Norden immer einen längeren Zwischenraum glaubte annehmen zu müssen, während welchem die neuen Culturelemente sich allmälig von Süd nach Nord verbreitet hätten.

So hat man auch angenommen, dass die Eisencultur Mitteleuropas aus dem Süden stamme. Montelius, der hierin noch am weitesten gegangen ist, glaubt trotzdem nicht, den Beginn des ersten Eisenalters Mitteleuropas früher als in das VII. Jahrhundert v. Chr. setzen zu dürfen.[1]) Gegen diese Annahme nun sprechen in entschiedener Weise die archäologischen Thatsachen einerseits und die Ergebnisse der Paläoethnologie Süd- und Mitteleuropas andererseits. Wie schon früher bemerkt wurde, ging ein Theil der illyrischen Sikuler, von den Oskern vertrieben, nach der nach ihnen benannten Halbinsel. Dieses wichtige Ereigniss ward von den älteren griechischen Historikern auch chronologisch bestimmt, allerdings nicht übereinstimmend: Hellanicus und Philistus setzten es ungefähr in das Jahr 1264 v. Chr., nämlich in das dritte Geschlecht vor dem trojanischen Kriege (Dionys. Hal., I, 22). Glaubwürdiger ist die abweichende Zeitangabe des Thukydides (VI, 2), der jene Vertreibung der Sikuler später setzt, nämlich ungefähr 300 Jahre vor den ersten griechischen Niederlassungen auf Sicilien (Olymp. XI, Frühling, 735 v. Chr.), also um das Jahr 1035 v. Chr.[2]) Daraus folgt, dass die Italiker spätestens in der zweiten Hälfte des XI. Jahrhunderts v. Chr. den Boden Italiens betreten haben. Damit stimmt auch die Zeitbestimmung der Villanova-Gräber, die, wie schon früher bemerkt wurde, keineswegs zu den ältesten Gräbern der Italiker (Umbrer) gehören; es hat dieselben Conestabile auf dem im Jahre 1874 zu Bologna abgehaltenen internationalen Anthropologen-Congress in das IX. bis X. Jahrhundert gesetzt und die meisten Archäologen haben ihm hierin beigestimmt.[1])

Haben die Italiker die Eisencultur aus Deutschland nach Italien gebracht, so muss dieselbe in Deutschland noch vor dem XI. Jahrhundert entstanden sein. Dass aber dieselbe daselbst selbstständig entstanden ist, dafür gibt es sowohl negative wie positive Beweise. Woher hätten denn die Italiker das Eisen bezogen, wenn sie nicht schon in ihrer früheren Heimat im Besitze der Kenntniss der Gewinnung und Verarbeitung des Eisens gewesen wären? In den mykenischen Schichten sowohl Trojas wie von Mykenä und Tyrins hat sich kein Eisen gezeigt und ist das Eisen erst von den Hellenen, die, wie später gezeigt werden wird, im XIII. Jahrhundert v. Chr. aus dem östlichen Deutschland nach Griechenland gekommen sind, dorthin gebracht worden. Dieses Ergebniss der Schliemann'schen Ausgrabungen wird uns jetzt weniger überraschen, seitdem Flinders Petrie auf der im Jahre 1895 in Ipswich abgehaltenen Hauptversammlung der British Association den Nachweis geführt hat, dass das alte Culturland Aegypten gleichfalls das Eisen nicht kannte, sondern erst durch die Hellenen mit demselben bekannt geworden ist. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, dass das lat. ferrum, das, wie Lottner zuerst erkannt hat,[2]) vom altnord. bras (isl. bras, ags. braes, engl. bras) Metall (*bharsom) nicht getrennt werden kann, ursprünglich nicht einmal Eisen, sondern Bronze bedeutet hat; dass dieser Name mit dem syr. parzel, assyr. parzillu, hebr. barëzel (ursemit. parzillu) zusammenhänge, davon kann schon aus sprachlichen Gründen keine Rede sein, ganz abgesehen davon, dass es unwahrscheinlich ist, dass die Italiker durch die Semiten mit einem Metalle bekannt gemacht worden sein sollen, das nicht einmal die benachbarten Aegypter und Kleinasiaten durch sie kennen gelernt haben.

Dazu kommt noch, dass die ältesten in Deutschland gefundenen Eisengeräthformen den Bronzegeräthformen nachgebildet sind[3]) und dass sich eine alte

[1]) Montelius, Om tidsbestämming inom bronsåldern. Stockholm 1885. S. 149.

[2]) Fischer, E. W., Römische Zeittafeln. Altona 1846. S. 2.

[1]) Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa 6.

[2]) Kuhn's Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. VII, 183.

[3]) Schon Sophus Müller, der Gelegenheit hatte, im Jahre 1880 die prähistorische Abtheilung des Museums schlesischer Alter-

autochthone, wenn auch wenig entwickelte Eisencultur in Deutschland durch directe Beweise erkennen lässt. Alsberg hat einige derselben zusammengestellt und mögen dieselben hier mitgetheilt werden: „Als ein solcher Beweis — sehr frühzeitiger Kenntniss der Gewinnung und Verarbeitung des Eisens — sind z. B. die in Lüderich bei Bensberg nachgewiesenen Spuren eines uralten Bergbaues — es wurden aus diesen Eisenerzgruben Geräthe, welche ein sehr hohes Alter des dortigen Bergwerksbetriebes bekunden, wie: Steinlampen, hölzerne mit kupfernen und eisernen Spitzen versehene Brechwerkzeuge, hölzerne Schaufeln u. dgl., zu Tage gefördert — zu betrachten und ebenso sprechen die in gewissen Theilen Norddeutschlands sich findenden prähistorischen Schlackenhalden zu Gunsten dieser Annahme. Was letzteren Punkt anlangt, so macht Ch. Hostmann in einer unlängst veröffentlichten Arbeit (Die ältesten Eisenschlacken in der Provinz Hannover) darauf aufmerksam, dass an den Abhängen der dünenartigen Alluvialbildungen, welche die Ufer der unteren Leine einfassen, in einer Tiefe von 0·3—1 Mtr. unter der Erdoberfläche eine durch das ganze, oft mehrere Hektaren umfassende Terrain sich hinziehende Ablagerung von Artefacten — eine Art von Culturschicht — nachgewiesen werden kann, welche vorwiegend aus einer fast unglaublichen Menge kleiner Topfscherben, untermischt mit Eisenschlacken, Kohlenresten, Thierknochen, vegetabilischen Abfällen, sowie mit einzelnen eisernen Gegenständen, Steingeräthen und Feuersteinsplittern besteht. Auch ist daraus, dass in den betreffenden Gegenden angestellte Nachgrabungen in vielen Fällen nicht nur jene soeben erwähnten Objecte, sondern auch Fundamentirungen aus Feldsteinen, Herdstellen aus Granitblöcken, sowie Ueberreste kleiner Schmelzgruben ergeben haben, wohl mit Sicherheit zu schliessen, dass wir es nicht etwa mit den Trümmern von . . . Urnenfeldern, sondern mit den **Rückständen uralter, zum Zwecke der Eisengewinnung gegründeter Ansiedelungen zu thun haben.** Als ein Umstand, welcher den soeben erwähnten Untersuchungen eine besondere Beweiskraft verleiht, muss ferner noch bemerkt werden, dass die besagten Anhäufungen von Eisenschlacken — welche nicht nur an den Ufern der Leine sich finden, sondern auch von diesem Flusse bis zur Hunte, von dort weiter westlich bis zur Ems und zum Zuidersee, sowie in südlicher Richtung bis zum Rheinthal sich fortsetzen — hier meistens in Gegenden angetroffen werden, in denen der moderne Betrieb von Schmelzhütten nie bestanden hat und dass ebensowohl die primitive Beschaffenheit der mit den Eisenschlacken vermischten, mässig gebrannten und wenig verzierten Topfscherben, wie der bedeutende Eisengehalt der Schlacken selbst zu Gunsten der Annahme einer sehr frühen und noch sehr unvollkommenen Eisengewinnung durch Verhüttung der Erze spricht."[1]) Ebensolche vorgeschichtliche Eisenschmelzstätten sind auch in Schlesien aufgefunden worden.[2])

Dass dieselben ein hohes Alter besitzen, geht auch noch aus einem anderen Umstande hervor. Wie schon seinerzeit Undset in dem zwischen der Oder und Weichsel gelegenen Gebiete in den Gräberfunden eine eigentliche Bronzezeit schwer erkennen konnte, indem schon überall früh Eisengeräthe auftreten,[3]) glaubt auch Comhaire nicht, dass die bisherigen in den Gräbern und in den Wohnplätzen gemachten Funde zur Annahme einer eigentlichen Bronzezeit in Belgien und Holland berechtigen.[4])

Ergibt sich also auch vom archäologischen Standpunkte die Richtigkeit der Annahme, dass, als die Stammsitze der P-Gruppe der italischen Völker

thümer in Breslau zu studiren, hebt die „hier eigenthümliche Wiederholung fast sämmtlicher Bronzegeräthformen in Eisen hervor". Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. 26. Ber., 1881, III. Bd., S. 10. Dieselbe Beobachtung wurde auch an den seither gemachten Eisenfunden des beginnenden Eisenalters, insbesondere an den in den Flachgräbern von Gross-Tschansch und Woischwitz, Kreis Breslau, gefundenen Eisenformen gemacht. Es erscheinen hier sogar Arm- und Halsringe aus Eisen. Auch das numerische Verhaltniss der Eisen- und Bronzesachen lässt auf eine heimische Production schliessen. Die in Woischwitz gefundenen Eisensachen füllen ebensoviel Tafeln (4) wie die Bronzesachen, die in Gross-Tschansch gefundenen Eisensachen sogar 6 Tafeln gegenüber 2 Tafeln mit Bronzesachen. Welches Etymon auch immer dem griechischen σίδηρος zu Grunde liege, darin stimmen alle Sprachforscher überein, dass dasselbe kein Lehnwort sei und aus dem Wortvorrath der arischen Sprachen erklärt werden müsse.

[1]) Alsberg, M., Die Anfänge der Eisencultur. Berlin 1886. S. 59.

[2]) W. Grempler führt in „Schlesiens Vorzeit", 81. Ber., 1893, V. Bd., S. 221, alle bis dahin bekannten Orte in Schlesien auf, wo solche aufgefunden worden sind: auf der „Tawale" in Trebnig, Kreis Nimptsch, wo reichlich Eisenschlacken, sowie Reste zweier grossen Töpfe, denen inwendig Eisenreste anhingen, gefunden worden; in Mahnitz, Kreis Trebnitz; beim Dorfe Silber in der Gegend von Malmitz; in Schlaupitz, Kreis Reichenbach.

[3]) Undset, a. a. O. 331.

[4]) Comhaire, a. a. O. 214.

(Umbrer und Osker) das Gebiet zu betrachten sei, das durch jene Composita von Orts- und Flussnamen charakterisirt ist, deren zweiter Theil auf -apa (aqua) zurückgeht und das im Süden im Wesentlichen durch den Main und im Osten durch die Leine begrenzt wird, so folgt von selbst daraus, dass wir die Stammsitze der Völker der Q-Gruppe, also vor Allem der Latiner, in der Nachbarschaft der Stammsitze der verwandten P-Gruppe zu suchen haben. Auch bei der Lösung dieser Frage gewährt uns die vorgeschichtliche Archäologie insoferne die werthvollste Hilfe, als sie nachweist, dass eine eigenthümliche Form der zur Aufnahme der gebrannten Gebeine des Verstorbenen bestimmten Urnen, wie sie in den gleichfalls dem beginnenden Eisenalter angehörigen Nekropolen Latiums (Alba, Rom, Velletri) und Südetruriens (Allumiere, Bisenzio, Corneto-Tarquinia, Vetulonia)[1]) zum Vorscheine gekommen ist — die sogenannten Hausurnen — auch in Deutschland, und zwar im Gebiete der Saale und der unteren Elbe — und nur in diesem Gebiete vertreten ist. Es ist klar, dass, wenn diese in Deutschland und in Italien gefundenen Hausurnen einen gemeinsamen Ursprung haben, wir ohne Weiteres das bezeichnete Gebiet als das Stammland der Latiner und der ihnen zunächst verwandten Völker (Falisker) betrachten müssen. Und den gemeinsamen Ursprung werden wir annehmen, wenn sich ergibt, dass sowohl die italischen wie die deutschen Hausurnen in Form und Material einander ähnlich sind und demselben Zeitalter angehören.

Was den letzten Punkt anlangt, so gehören die italischen ausschliesslich, von den deutschen die weitaus überwiegende Mehrzahl derselben der ersten Eisenzeit an, wie dies Virchow eingehend nachgewiesen hat.[2]) Und was den ersten Punkt betrifft, so war es von hervorragenden deutschen Archäologen zuerst Lisch in Schwerin, der das einheimische Fundmaterial kannte und auch Gelegenheit hatte, in der Privatsammlung des Königs Christian VIII. von Dänemark in Kopenhagen mehrere alte italische Grabhausurnen zu studiren, der feststellte, dass diese „genau dieselbe Gestalt und Grösse“ hätten, wie die im nördlichen Deutschland gefundenen Hausurnen, nur mit dem Unterschiede, dass sie aus rothem Thon bestünden, während die norddeutschen immer eine braune Farbe hätten. Auch bei dem in Berlin befindlichen Exemplare einer Hausurne aus Alba Longa[1]) erkennt Lisch eine „überraschende Aehnlichkeit“ mit den Hausurnen des Nordens. Auch die Masse und die Art der Verfertigung der Albaner Urnen stimme ganz mit den nordischen überein; die Albaner Urnen bestünden im Inneren der Wände aus grobkörniger, felsiger Masse, d. h. aus Thon, der mit zerstampfter Felsmasse durchknetet sei, und unterscheiden sich von den nordischen Urnen nur dadurch, dass die Masse, wie zahllose italische Gefässe, eine röthlichbraune Farbe habe, während die nordischen Gefässe aus braunem Thon bestünden, der mit zerstampftem dunklen Granit durchknetet sei.[2])

Doch zeigen weder die italischen und noch weniger die deutschen Hausurnen einen einheitlichen Typus und hat Henning unter letzteren fünf locale Gruppen unterschieden.[3]) Unter diesen haben jedenfalls die Hausurnen der vierten Gruppe, die auf der Ostseite des Harzes gefunden wurden (Aschersleben, Wilsleben u. s. w.), mit den italischen die meiste Aehnlichkeit. Der Unterschied besteht blos darin, dass die deutschen Urnen die Thüre in der Mitte der einen Seitenwand haben, während sie bei den italischen, mit einer einzigen Ausnahme bei einem Cornetaner Gefässe, an der Giebelwand sich befindet und dass sie bei den deutschen ungleich kleiner und mit einer höheren Schwelle versehen ist, ein Unterschied, der darauf hinweist, dass die Italiker bei dem Bau ihrer Häuser, so sehr sie auch sonst an der überkommenen Form fest hielten, doch die günstigeren klimatischen Verhältnisse Italiens für ihre Bequemlichkeit zu benützen suchten. Sonst aber sind sie einander ganz ähnlich und konnte sich Meitzen die „überraschende Uebereinstimmung“ zwischen den Albaner Hausurnen und der Aschersleben Urne „in ihrem ganzen Aeusseren, im Aufbau der Sparren, in dem mehr oder weniger gewalmten Giebeldach,

[1]) Ueber die italischen Hausurnen gab die letzte sorgfältige Zusammenstellung A. Taramelli, I cinerarii antiquissimi in forma di capanna scoperti nell' Europa. Rendiconti della R. Academia dei Lincei. Classe dei scienze mor., stor. e philologiche. Roma 1893, pag. 423—450.

[2]) Virchow, R., Ueber die Zeitbestimmung der italischen und deutschen Hausurnen. Sitzungsberichte der k. preuss. Akad. d. Wiss. zu Berlin 1883, S. 985—1026. Von anderen Erwägungen geleitet, kommt auch Lissauer (Globus LXVI, 145) zu demselben Ergebnisse.

[1]) Diese Hausurne befindet sich gegenwärtig nebst zwei anderen aus Alba Longa im Museum für Völkerkunde.

[2]) Lisch, Ueber die Hausurnen, besonders über die Hausurnen vom Albaner Gebirge. Jahrbücher des Vereines für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Schwerin 1856. S. 243 f. Lisch versetzte die deutschen und italischen Hausurnen in die entwickelte Bronzeperiode.

[3]) Henning, R., Das deutsche Haus. Strassburg 1882. S. 179.

in der Art der Stroheindeckung und in der Thüreinrichtung, sowie in der sonstigen Behandlung der Form und des Materiales" nur durch die Annahme erklären, dass die italischen Urnen während der Völkerwanderung von noch heidnischen Semnonen in Erinnerung an ihre Heimat angefertigt und zur Bestattung verwendet worden seien.[1] So unmöglich auch diese Annahme ist, so liegt ihr doch der richtige Gedanke zu Grunde, dass die Uebereinstimmung nur durch die Annahme erklärt werden könne, dass ein aus dem Norden nach Italien ausgewanderter Volksstamm die in Latium und Südetrurien aufgefundenen Hausurnen verfertigt hat.

Diese Annahme wird noch durch den Umstand bestätigt, dass es in den letzten Jahren Virchow gelungen ist, einige eigenthümliche Verhältnisse der italischen Hausurnen, namentlich die Giebel- und Dachconstruction — am Giebel selbst befindet sich oft ein dreigetheiltes Balkenfeld und darüber ein rundes oder dreieckiges Loch —, die ihm bis dahin räthselhaft erschienen, durch auf d e u t s c h e m Boden entdeckte Häuser mit derselben Giebel- und Dachconstruction aufzuklären, als er nämlich zuerst in Mödlich bei Lenzen a. d. Elbe, im Kreise Westpriegnitz, das Rauchloch und später an zahlreichen anderen Orten das sog. Ulenloch und die damit verbundene Construction des Giebeldaches und des Flét thatsächlich auffand.[2] „Man kann unmöglich," bemerkt treffend Lissauer, „die Darstellung beider Einrichtungen an den italischen Hausurnen für ein freies Spiel der künstlerischen Phantasie ansehen, dazu sind sie technisch zu innig mit der ganzen Hausconstruction verknüpft und wiederholen sich zu oft, als ob sie wesentlich zum Hause gehörten; die Verfertiger der etrurischen und lateinischen Hausurnen müssen nothwendig solche Vorbilder gesehen haben, wenn sie auch in Italien nicht mehr nachweisbar sind."[3] Es wäre jedoch ein Irrthum, wollte man aus dem Umstande, dass die Niedersachsen noch in neuerer Zeit solche Häuser erbauten, wie sie jedenfalls schon im beginnenden Eisenalter erbaut worden sind, den Schluss ziehen, dass damals schon Deutschland eine germanische Bevölkerung hatte; die Germanen haben jedenfalls nur nach Vertreibung der vorgermanischen Bevölkerung die vorhandenen Häuser weiter benützt und dann später ihre neuen Häuser nach dem Vorbilde der alten aufgeführt.

Ist demnach das Gebiet der unteren Elbe[1] und der Saale als das Stammland der Latiner und der ihnen zunächst verwandten Völker der Q-Gruppe anzusehen, so wird es uns nicht überraschen, in dem alten Namen der Tiber A l b u - l a das Diminutivum des Hauptstromes ihrer alten Heimat Alba wiederzufinden; benannten ja auch die nach Italien eingedrungenen Gallier das Flüsschen bei Bononia nach Flüssen ihrer alten Heimat Rhenus (Plin., III, 418).

Es entsteht nun die Frage, welche arischen Volksstämme v o r d e r g a l l i s c h e n I n v a s i o n Süddeutschland und die nördliche Schweiz bewohnten und ihre Todten in den zahlreichen daselbst nachweisbaren Hügelgräbern der Bronze- und beginnenden Eisenzeit bestatteten. Vom Standpunkte der Ausbreitungstheorie können wir von vornherein erwarten, dass dieselben denjenigen Völkern, die nördlich vom Main ihre Stammsitze hatten, der Cultur und Sprache nach nahe verwandt waren; müssen sie doch geradezu als eine Abzweigung derselben betrachtet werden. Liegt es da nicht nahe, an die Räter und Etrusker zu denken, von deren Sprache es in letzter Zeit durch die Untersuchungen von Deecke und Lattes immer wahrscheinlicher geworden ist, dass sie mit der italischen verwandt ist, wenn auch die Verwandtschaft nicht so nahe ist, wie zwischen den Sprachen, die man gewöhnlich als italische zu bezeichnen pflegt? Eine gewichtige Stütze hat ferner diese Vermuthung einerseits in den Mittheilungen der alten Geschichtsschreiber und andererseits in den Ergebnissen der vorgeschichtlichen Archäologie. Nach dem Zeugnisse des Pataviners Livius, eines Ortsnachbarn und Zeitgenossen der Räter, das also deshalb besondere Beachtung verdient, sowie anderer Historiker waren die Räter etruskischer Abstammung und die Sprache, die sie redeten, ein verdorbenes Etruskisch.[2] Sind aber die Räter ein etruskischer

[1]) Meitzen, Aug., Das deutsche Haus. Berlin 1882. S. 21.

[2]) Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch. 1892. S. 561.

[3]) Lissauer. Der Hausurnenfund von Seddin. Kreis Westpriegnitz. Globus. LXVI. 145.

[1]) Zu diesem Gebiete scheint auch noch Jütland zu gehören, das gleichfalls aus der vorrömischen Periode Urnenfriedhöfe besitzt, die den norddeutsch-italischen Nekropolen derselben Culturepoche bis auf charakteristische Einzelheiten vollkommen gleichen. Madsen og Neergaard, Jydske gravpladser fra den forromerkse Jernalder. Aarboger 1894. S. 165 f.

[2]) Livius V. 33, 11: „Alpinis quoque ea gentibus haud dubie origo est (sc. ab Etruscis), maxime Raetis: quos loca ipsa efferarunt, ne quid ex antiquo, praeter sonum linguae, nec eum incorruptum, retinerent." Plin., III, 133: „Raetos Tuscorum prolem arbitrantur. Steph. B.: Ῥαιτοὶ Τυρρηνικὸν ἔθνος.

Stamm, so können die Stammsitze der übrigen Etrusker nicht fern von den Stammsitzen der Räter gewesen sein. Die Stammsitze der Räter lagen aber in Süddeutschland, wo noch der heutige Name der Landschaft Riess (= Raetia) die Erinnerung an sie bewahrt, von wo aus sie jedenfalls durch die nach Süden vordringenden gallischen Stämme in die Berge Tirols und der Schweiz gedrängt worden sind.

Was die archäologische Seite der Frage anlangt, so unterscheidet sich die älteste Cultur der Etrusker auf italischem Boden, die im Uebrigen die grösste Aehnlichkeit mit der Cultur der übrigen italischen Stämme aufweist, hauptsächlich darin, dass die Etrusker ihre Todten unter runden Grabhügeln **bestatteten**, während die Umbrer und Latiner in der ältesten Zeit ihre Todten ausschliesslich verbrannten und die Reste des Leichenbrandes in Ossuarien beisetzten, ein Unterschied, auf dessen grosse ethnologische Bedeutung in den letzten Jahren insbesondere Duhn [1]) und Brizio [2]) hingewiesen haben. Denselben Unterschied zeigt aber auch während der Bronze- und beginnenden Eisenzeit Süddeutschland mit seinen bestattete Leichen enthaltenden Hügelgräbern gegenüber den Urnenfriedhöfen Norddeutschlands.[3])

Zum Schlusse möge noch bemerkt werden, dass auch die kraniologische Forschung diese Annahme bestätigt. Wenigstens bemerkt hierüber G. Sergi: „Chi legge l'opera del Calori con molta attenzione, si accogerà d'un fatto, cioè che egli non trova differenze sostanziali fra i crani umbri, romani ed etruschi; trova forme tipiche differenti nei tre popoli e comuni a tutte e tre, e poi anche delle differenze che devono riferiersi a variazioni individuali più che a differenze etniche fra cotesti tre popoli antichi.“ [4])

III. Thraker und Hellenen.

Vom Standpunkte der Ausbreitungstheorie können die Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen arischen Sprachen zu einander mit weit grösserer Berechtigung zur Bestimmung der älteren Wohnsitze der einzelnen arischen Völker benützt werden, als es vom Standpunkte der Auswanderungstheorie möglich war. Wenn wir nun die Frage aufwerfen, in welchem Theile Europas das Volk und die Sprache der Hellenen ihre Eigenart entwickelten, so kann kein Zweifel darüber sein, dass dieses Gebiet von den Stammsitzen der Latiner — der unteren Elbe und Saale — nicht weit entfernt sein konnte. Denn wenn auch die Italiker und Hellenen einst keine engere Einheit allen anderen arischen Völkern gegenüber bildeten, wie man früher allgemein angenommen (gräco-italische Spracheinheit), so kann doch andererseits nicht geleugnet werden, dass das Lateinische sehr viele Uebereinstimmungen aufweist mit dem Griechischen,[1]) Uebereinstimmungen, die sich nur durch die Annahme einstmaliger geographischer Nachbarschaft beider Völker erklären lassen. Andererseits ist das Griechische nahe verwandt mit den arischen Sprachen Asiens (Indisch und Eranisch)[2]) und insoferne diese Sprachen mit dem Baltischen und Slavischen auf eine engere indisch-eranisch-baltisch-slavische Einheit zurückgehen,[3]) auch mit dem Baltischen und Slavischen, wenn auch die Verwandtschaft mit den letztgenannten Sprachen weniger scharf hervortritt, als mit dem Indischen und Eranischen, was darin seinen Grund hat, dass das Baltisch-Slavische uns aus einer ungleich späteren Entwicklungsperiode bekannt ist, als das Indische und Eranische. Was nun die Stammsitze der Slaven anlangt, so erstrecken sich dieselben im **Norden der Karpathen** von dem oberen und mittleren Laufe der Weichsel an bis zum unteren und mittleren Lauf des Dniepers,[4]) während im

Die in den Alpen sesshaften Räter sind jedenfalls, wie mit Recht Niebuhr (Vorträge über römische Geschichte, I, 148) und Schwegler (Römische Geschichte, I, 256) annehmen, daselbst zurückgebliebene Reste der nach Süden gezogenen Etrusker und nicht erst aus Oberitalien von den einwandernden Galliern dorthin verdrängt worden.

[1]) Bull. pal. it. XVI, 118, 129; Atti e mem. d. R. deput. di stor. p. le prov. di Romagna 1892, pag. 280–323.

[2]) Nuova Antologia, 1892, Marzo-Aprile, pag. 140.

[3]) Undset, Westdeutsche Zeitschrift, V, 18; Hölder, H. v., Untersuchungen über die Skeletfunde in den vorrömischen Hügelgräbern Württembergs und Hohenzollerns. Stuttgart 1895.

[4]) Nuova Antologia, 1895, Luglio-Agosto, pag. 105.

[1]) Ascoli, G., Due recenti lettere glottologiche Roma 1886.

[2]) Ascoli, Ein Wort über die Verwandtschaftsverhältnisse innerhalb der indogermanischen Familie. Transactions of the ninth Intern. Congress of Orientalists (London 1892). London 1893. I, 255.

[3]) Diese Annahme stützt sich ausser anderen Uebereinstimmungen hauptsächlich auf den Umstand, dass in einer Reihe von Fällen dem indo-eranischen Sibilanten, der auf eine ursprüngliche Gutturale zurückgeht, auch im Litauisch-Slavischen ein Sibilant entspricht, während die anderen arischen Sprachen (Griechisch, Latein, Keltisch, German.) in denselben Wortern die ursprüngliche Gutturale zeigen, so z. B. sanskr. çata-, zend. çata-, lit. szimta-s, altsl. sûto hundert gegenüber lat. centu-m (aus kentu-m), griech. ἑ-κατό-ν u. s. w.

[4]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde, II, 89. Müllenhoff hat ferner (II, 87) nachgewiesen, dass noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung keine Slaven im Süden der Karpathen lebten. Daraus folgt, dass auch für die früheren Zeiten die Karpathen die Südgrenze ihres Verbreitungsgebietes gebildet haben.

Norden, von denselben durch die ausgedehnten Rokitno-Sümpfe auf eine weite Strecke hin getrennt, die Balten (Preussen und Litauer) von der unteren Weichsel an gegen Osten hin sassen und theilweise noch heute sitzen. Dass die noch heute in diesem Gebiete sesshaften Slaven und Litauer als die unmittelbaren Nachkommen der ersten arischen Besiedler, die sich in der jüngeren Steinzeit von Westen aus allmälig über dasselbe verbreitet hatten, betrachtet werden müssen, dafür gibt es, wenigstens für das Gebiet der Litauer, einen interessanten sprachlichen Beleg, auf den weitere Kreise A. Bezzenberger aufmerksam gemacht hat.[1]

Das in die Memel mündende unscheinbare Flüsschen, Namens Jura oder, wie der dortige Litauer allgemein sagt, die „Jur", bezeichnet nämlich den westlichen Rand eines grossen alten Sees, der bis zur Zeit des älteren Alluviums bestand, etwa bis vor ungefähr 5000 Jahren nach der Berechnung von A. Jentzsch; der den Mittelpunkt des Beckens erfüllende Forst führt denselben Namen und das am oberen Ende gelegene russische Städtchen die Benennung Jurbork. „Nun heisst aber," fährt G. Berendt fort, „preuss. jurian, lit. júres, lett. juhra das Meer, das grosse Wasser und dient nur zur Bezeichnung der Ostsee. Hier aber trägt, um nur bei dem einen Eigennamen der Jur oder des Juraflusses zu bleiben, ein verhältnissmässig ganz unscheinbares Flüsschen diesen Namen, aber ein Flüsschen, das auf ein paar Meilen Länge genau an der Stelle fliesst, wo von Westen her der grosse alte Binnensee, das grosse Wasser (juhra) begonnen haben muss. Ich glaube, keinen zu kühnen Schluss zu machen, wenn ich daraus folgern möchte, dass die Ureinwohner des Landes das grosse Wasser (juhra) hier noch gekannt haben."[2]

Aus diesen Darlegungen ergibt sich, dass schon auf Grund der Verwandtschaftsverhältnisse der vorhin erwähnten Sprachen die Stammsitze der Hellenen im Osten der Elbe einerseits und im Westen der Weichsel andererseits, also im Flussgebiete der Oder gesucht werden müssen. Zu einem ähnlichen Ergebnisse gelangt man aber auch, wenn man diese Frage mit Hilfe der Pflanzen- und Thiergeographie zu beantworten unternimmt. Die Hellenen kannten in ihren Stammsitzen jedenfalls den Aal (griech. ἔγχελυς, lit. ungurys, preuss. angurgis, altsl. ągorištĭ, poln. węgorz u. s. w.), und da bekanntlich der Aal in allen jenen Flüssen nicht vorkommt, die sich direct oder indirect in das Schwarze oder Kaspische Meer ergiessen, so ist es ausgeschlossen, dass die Hellenen vor ihrer Wanderung nach Griechenland in irgend einem Theile des östlichen, mittleren oder südlichen Russland oder im Gebiete des heutigen Mähren, Ungarn, Rumänien u. s. w. gelebt haben. Die Hellenen kannten aber auch in ihren Stammsitzen die Buche, die Eibe und den Epheu,[1]) deren Verbreitungsgebiet im Osten Europas nur auf den äussersten Westen Russlands beschränkt ist, woraus wiederum folgt, dass die vorhin angeführten Theile Russlands für unsere Frage nicht in Betracht kommen können.

Es entsteht nun die wichtige Frage, ob die Hellenen schon in der Ausbreitungsperiode, also ungefähr schon im dritten Jahrtausende v. Chr., als erste arische Bevölkerungsschichte nach Griechenland gekommen sind oder ob dieselben erst in der Wanderperiode den Boden Griechenlands betreten haben und, falls die letztere Annahme als die richtige sich erweist, in welchem Jahrhunderte ungefähr dieses Ereigniss eingetreten ist.

Gegen die erste Annahme, die in neuester Zeit eine Reihe bedeutender Vertreter[2]) gefunden hat,

---

1) Deutsche Literatur-Zeitung, 12. November 1892.

2) Berendt, G., Ein geologischer Ausflug in die russischen Nachbargouvernements. Schriften der k. physik.-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg, X, 185.

1) Penka, Heim d. Germ., a. a. O. 70. Man hat in jüngster Zeit gegen die Erklärung des Bedeutungswechsels von φηγός (dasselbe bedeutet nämlich nicht Buche (Fagus silvatica), wie das urverwandte fagus, sondern Eiche (Speiseeiche)) eingewendet, dass die derselben zu Grunde liegende Annahme, Griechenland besitze keine Buchen, unrichtig sei, da man sie nicht nur am Olymp, Pelion und Pindos, sondern sogar noch südlicher am Oxyagebirge (ὀξυά neugriech. Buche) und an noch weiteren fünf Stellen finde, wo sie Dr. Philippson entdeckt hat. Hier bilde sie überall ausgedehnte Wälder und zeige riesige Stämme. Hiebei vergisst man, dass wir die Entdeckung der Buche in Griechenland erst der wissenschaftlichen Forschung verdanken, dass die Buchenwälder sämmtlich in der Höhenregion von 1300—1800 m liegen und die Baumgrenze bilden (Globus, LXVI, 324). Man begreift leicht, dass diese Buchenwälder den alten Hellenen vollständig unbekannt bleiben konnten. — Nach dem Vorgange von Wiedemann (Curtius' Stud., VII, 184) stellt jetzt auch L. Horton-Smith im Am. Journ. Phil. XVI, 38—45 κισσός, κίσσαρος mit lat. hedera (Ephen) — von einer Wurzel ghedh „to cling" — zusammen und sucht das schwierige ι in κισσός durch mythologischen Einfluss zu erklären.

2) So z. B. G. Perrot in Perrot et Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité, Tome VI. La Grèce primitive. L'art mycénien. Paris 1894. P. 108: „Jusqu'à preuve du contraire, nous devons voir, dans ceux qui ont façonnés (les outils en pierre) les ancêtres directs des Grecs de l'histoire."

spricht eine Reihe gewichtiger Argumente. Vor Allem der Umstand, dass in dem weiten Gebiete zwischen den soeben nachgewiesenen Stammsitzen der Hellenen im Gebiete der Oder und Griechenland sich nirgends Hellenen nachweisen lassen. Dieses ganze Gebiet, von der „karpathischen Gebirgsumwallung, der Urheimat des thrakischen Volksthums“,[1]) angefangen bis tief nach Kleinasien hinein, war von thrakischen Stämmen, die wir als die ersten arischen Ansiedler betrachten müssen, bewohnt. Dazu kommt die Erwägung, dass die Hellenen während der Ausbreitungsperiode, die jedenfalls mehrere Jahrhunderte gedauert hat, in einem Gebiete, in dem der Aal nicht vorkommt, mit der Sache zugleich den aus ihren früheren Sitzen mitgebrachten Namen entweder verloren oder wenigstens in einer anderen Bedeutung zu gebrauchen gelernt haben würden. Und können wir nach all' dem, was wir von der geringen Widerstandskraft der arischen Rasse gegenüber den Einflüssen des tropischen und subtropischen Klimas wissen, annehmen, dass die Hellenen, wenn sie so früh aus ihren nordischen Stammsitzen nach Griechenland gekommen wären, sich bis zu den Perserkriegen als ein solch' kraftvolles Volk, als das sie sich noch in diesen gezeigt, erhalten haben würden? [2])

Wir müssten ferner, wenn die erwähnte Annahme richtig wäre, eine ununterbrochene, nirgends eine Kluft aufweisende Entwicklung in der Cultur von jener ersten primitiven Periode an, in der die Steingeräthe gegenüber den aus Metall verfertigten Geräthen weitaus überwiegen, bis zu jener Periode, in der die griechische Kunst ihren Höhepunkt erreichte, erwarten. Dies ist jedoch nicht der Fall, sondern nach der sogenannten mykenischen Periode tritt plötzlich und unvermittelt eine Culturphase ein, die von der vorhergehenden durch eine weite und tiefe Kluft getrennt ist.[3]) Es zeigt sich diese Kluft hauptsächlich in den Werken der Kunst und des Kunsthandwerkes, insbesondere in den Erzeugnissen der Keramik, die alle insgesammt im Anfange der zweiten Periode den Charakter grösserer Einfachheit gegenüber den mykenischen haben, ferner darin, dass jetzt plötzlich an Stelle der Bestattung, wie sie in der mykenischen Periode ausschliesslich im Gebrauche war, Verbrennung der Leichen eintritt, wie ja auch die Homerischen Gedichte nur Leichenverbrennung kennen, und endlich in dem Auftreten des der früheren Periode gänzlich unbekannten Eisens.[4]) Eine so plötzlich eingetretene und so tiefgreifende Unterbrechung der bisherigen Entwicklung aber, die nicht nur im Peloponnes, sondern auch im Bereiche des ganzen nordöstlichen Griechenlands eingetreten ist, lässt sich auf keine andere Weise als durch die Annahme erklären, dass ein neues Volk in Griechenland eingedrungen ist, einen Theil der vorgefundenen Bevölkerung, und zwar den herrschenden Theil derselben verdrängt, ihre alte, aus den früheren Wohnsitzen mitgebrachte Cultur aber, im Anfange wenigstens, unverändert beibehalten hat. Und dieses Volk waren die Hellenen.

Die Richtigkeit dieser Annahme wird noch ausserdem durch linguistische und historische Zeugnisse bestätigt. Es finden sich nämlich in Griechenland und auf den griechischen Inseln zahlreiche, theilweise auch in den nicht hellenisirten Theilen Kleinasiens wiederkehrende geographische Namen, die nicht griechischen Ursprunges sind und entschieden auf das Vorhandensein einer vorgriechischen, wenn

[1]) Tomaschek, W., Die alten Thraker. I. Wien 1893. S. 7. Die Thraker sind von den Illyriern strenge zu sondern und sind auch im Alterthume von guten Schriftstellern, wie z. B. von Strabo, immer auseinandergehalten worden. Auch ihre Sprachen waren verschieden, wie Tomaschek durch Vergleichung der thrakischen und illyrischen Orts- und Personennamen nachgewiesen hat. (Mitth. der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. 1893. Sitzungsberichte 36.)

[2]) Auch der arische Typus hätte sich nicht so lange und so allgemein erhalten. So aber zeigen die Terracotten aus bester griechischer Zeit gewöhnlich rothblondes Haar und blaue Augen; unter den vielen Tausenden von Figürchen, die in Tanagra in Böotien entdeckt worden sind, kommt niemals eine andere Haar- und Augenfarbe vor, ausser für Wesen untergeordneter Gattung, wie Satyrn, Sclaven u. dgl. m. In Uebereinstimmung mit diesen Funden ist es, wenn Busolt (Griech. Gesch., I. 59) noch einen Schriftsteller des III. Jahrhunderts (Herakleides den Kritiker, Beschreibung Griechenlands, I. 17) anführt, nach welchem die Böoterinnen noch in diesem Jahrhunderte meist blond gewesen sein sollen. Heute dagegen kommen blonde Haare und blaue Augen nur ganz selten in Griechenland vor und sind die heutigen Neugriechen als die Nachkommen der vorarischen Urbevölkerung zu betrachten, deren physischer Typus nur durch slavische und albanesische Beimischungen einigermassen verändert worden ist.

[3]) Am eingehendsten sind die Unterschiede beider Culturepochen Griechenlands dargelegt von Soph. Müller in seiner Abhandlung: „Ursprung und erste Entwicklung der europäischen Bronzecultur.“ Aus dem Dänischen von J. Mestorf. Archiv für Anthropologie. XV. 324—355. Ausserdem sind noch zu vergleichen: Schliemann, Tiryns 97. 116; W. R. Paton, Vases from Calymnos and Carpathos (Journal for hellen. Studies, VIII. 452) und H. Brunn, Griechische Kunstgeschichte. Erstes Buch. München 1893. S. 63.

[4]) Schliemann, Tiryns 87.

auch arischen Bevölkerungsschichte hinweisen. Und dass nicht etwa diese Namen auf die anarische Urbevölkerung, die wie die Urbevölkerung Italiens und der pyrenäischen Halbinsel zu der mittelländischen Rasse [1] gehörte, zurückgehen, ergibt sich deutlich aus Herodot, der ausdrücklich von dem pelasgischen Volke von Attika bemerkt, dass es „bei seinem Uebergange zu den Hellenen zugleich eine andere Sprache angenommen habe“, wie er denn überhaupt von den „Pelasgern“ bemerkt, dass sie eine „Barbarensprache“ gesprochen hätten. [2]

Es entsteht nun die Frage, welchem Sprachstamme die erste arische Bevölkerungsschichte Griechenlands, deren Cultur die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte unter der staunenden Theilnahme der wissenschaftlichen Welt erschlossen haben, angehört hat. Diese Cultur erscheint auf dem Höhepunkte ihrer Entwicklung, in der sogenannten mykenischen Cultur, als eine merkwürdige Mischung von Formen, die bestimmt auf orientalische Einwirkungen und auf orientalischen Import hinweisen, und Formen, die nur als das Ergebniss autochthoner Entwicklung betrachtet werden können. Für die Entscheidung unserer Frage kommt jedoch nicht der Höhepunkt dieser Cultur, sondern die ziemlich primitive Grundlage derselben, aus der sie erwachsen ist, in Betracht. Und diese primitive Cultur, wie sie aus den ältesten Ansiedelungen von Tiryns, Mykenä und anderen Orten bekannt geworden ist, ist ganz dieselbe, wie sie auch in Orten zum Vorschein gekommen ist, die eine unzweifelhaft thrakische Bevölkerung hatten, wie in Troja und in dem sogenannten Grabhügel des Protesilaos auf dem thrakischen Chersones. Was nun zunächst die für die ethnologische Bestimmung so wichtigen Thongefässe anlangt, so bemerkt Schliemann ausdrücklich, dass die Thongefässe der primitiven Ansiedler von Tiryns meistentheils zur Culturphase der von ihm ausgegrabenen vier letzten prähistorischen Städte von Troja, sowie der Bewohner der Stätte des am Ufer des thrakischen Chersones befindlichen Tumulus des Protesilaos gehören. Ebenso seien die in Tiryns gefundenen wenigen Messer und Sägen aus Silex oder Chalcedon den in Troja gefundenen ähnlich, ganz ähnlich die in grosser Zahl gefundenen Messer (und Pfeilspitzen) aus Obsidian, wie sie auch in Mykenä gefunden worden, den trojanischen Messern aus gleichem Stein; ebenso seien ähnliche Polirsteine wie in Tiryns, in Troja und Mykenä, ähnliche Handmühlen aus Trachyt auch in Troja und im Tumulus des Protesilaos, ähnliche Kornquetscher auch in Troja, Mykenä und Athen (Akropolis), ähnliche Hämmer auch in Troja und Athen gefunden worden. [1] Und mit demselben Rechte, mit dem Schliemann unter allgemeiner Zustimmung aus der Identität der im Tumulus des Protesilaos gefundenen Thongefässe mit den Thongefässen der ersten Stadt von Troja geschlossen hat, dass „auf dem thrakischen Chersones in einer fernen vorhistorischen Zeit ein Volk lebte, welches von derselben Rasse war, dieselben Gewohnheiten hatte und auf derselben Culturstufe stand wie die ersten Ansiedler auf dem Hügel Hissarlik“, [2] können auch wir aus der Identität der ältesten Cultur von Tiryns, Mykenä und anderen Orten Griechenlands und der griechischen Inseln mit der ältesten Cultur Trojas und des thrakischen Chersones denselben Schluss ziehen, und dieser Schluss führt uns eben dazu, in den ältesten Ansiedlern von Mykenä, Tiryns, Athen u. s. w., sowie überhaupt in der gesammten vorhellenisch-arischen Bevölkerung des östlichen Griechenlands Thraker zu erkennen. [3]

Erscheint es auch im ersten Momente befremdend, sich als Träger der glanzvollen mykenischen Cultur Thraker denken zu sollen, so möge man sich erinnern, dass das Bild, das, wie Helbig ausführlich dargelegt hat, die Ilias selbst von der Cultur der in Thrakien wohnenden Thraker entwirft und das keineswegs als

---

[1] Zu der mittelländischen Rasse gehören nicht nur die erwähnten Urbevölkerungen der drei südeuropäischen Halbinseln, sondern auch die Hamiten Nordafrikas und die Semiten Vorder- und Kleinasiens. In Kleinasien ist das semitische Element frühzeitig von einer vielleicht nur dünnen arischen Schichte überdeckt worden.

[2] Herodot, I. 60.

---

[1] Schliemann, Tiryns 87.

[2] Schliemann, Troja 292.

[3] So erklärt sich auch die merkwürdige Bemalung des Amorginer Marmorkopfes, in dessen senkrechten rothen Streifen gewiss mit Recht P. Wolters (Athen. Mitth., XVI. 57) eine Art von Tätowirung gesehen hat. Von den Thrakerinnen wird mehrfach erwähnt, dass sie sich tätowirten, und so erscheinen sie auch auf den Vasenbildern, die Orpheus' Tod darstellen. Ebenso wie in Griechenland finden sich auch in Thrakien Reste cyklopischer Mauern und hat solche A. Dumont auf seiner im Jahre 1868 nach Thrakien unternommenen archäologischen Forschungsreise (Mélanges d'archéologie et d'épigraphie. Paris 1892. P. 196) in der Nähe von Philippi entdeckt. „Il est intéressant de retrouver chez les Thraces un mode de construction dont la Grèce nous offret des exemples, mais qui est loin d'avoir été, en Europe, d'usage général.“ Die Form der Tumuli, die in Thrakien nach Hunderten gezählt werden, findet Dumont gleich mit der des Tumulus von Marathon.

ein Idealbild betrachtet werden darf, dieselbe als eine ganz bedeutende, der Cultur der Achäer ebenbürtige erscheinen lässt.[1]) Von dieser Höhe der Cultur sind allerdings die Thraker in späterer Zeit herabgesunken.

Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit der Frage nach der Nationalität der vorhellenisch-arischen Bevölkerung Griechenlands darf nicht unerwähnt bleiben, dass Dümmler die Vermuthung ausgesprochen hat, dass vielleicht die vorgeschichtliche Bevölkerung Trojas semitisch gewesen sei. Seine Vermuthung beruht hauptsächlich auf der vollkommenen Uebereinstimmung der alttroischen und altkyprischen Cultur, eine Uebereinstimmung, die sowohl formeller wie technischer Natur sei, indem nicht nur die Formen der meisten Thongefässe, sondern auch sämmtliche Waffen und Idole, sowie die Herstellung der Thongefässe, die Art des Schlämmens, Brennens, die Politur der Oberfläche, die eingeritzten und weissen gefüllten Ornamente identisch seien, wie ja auch Ohnefalsch-Richter die altkyprische Cultur ein Gegenstück der alttrojanischen nennt.[2]) Und da er die ältesten Nekropolen auf Kypern einer vielleicht semitischen, jedenfalls aber vorphönischen Binnenbevölkerung zuschreibt und die so weitgehende Uebereinstimmung an zwei Punkten, welche in jener Zeit schwerlich durch Schifffahrt verbunden waren, nur durch Identität der Bevölkerung erklärt werden könne, gelangt er zum Schlusse, dass vielleicht auch die vorgeschichtliche Bevölkerung Trojas eine semitische gewesen sei.[3])

Dagegen ist zu bemerken, dass die Cultur der ersten prähistorischen Stadt Trojas sowie der ältesten Ansiedelung von Mykenä und Tiryns mit der Cultur der mitteleuropäischen Stein-Kupferzeit identisch ist; konnte doch Schliemann fast allen in diesen gefundenen Gefässformen, Geräthen und Waffen aus Stein, Knochen und Metall analoge Formen mitteleuropäischer Herkunft zur Seite stellen.[4]) Da es ganz ausgeschlossen ist, dass diese Cultur durch Semiten nach Mitteleuropa gekommen ist, so muss auch die Vermuthung, dass die Troier Semiten gewesen, als unrichtig zurückgewiesen werden und kann aus der Identität der alttroischen und altkyprischen Cultur nur der Schluss gezogen werden, dass bereits in sehr früher Zeit in Kypern sich Thraker angesiedelt haben, ein Schluss, den auch wirklich Ohnefalsch-Richter gezogen hat.[1])

Dazu kommt noch, dass wir Zeugnisse aus dem Alterthum besitzen, die nicht nur die Troer[2]), sondern auch noch andere kleinasiatische Völker als Thraker bezeichnen und nach denen dieselben nicht aus Kleinasien nach Europa, sondern umgekehrt aus Europa nach Kleinasien gekommen sind. So werden ausdrücklich die Thyner und Bithyner als thrakische Stämme bezeichnet;[3]) ebenso die Phryger[4]) und Myser,[5]) deren Namen auf der Balkanhalbinsel in den Namen der Briger und Möser wiederkehren. Auch aus dem von Herodot erwähnten Umstande, dass an dem uralten Tempel des karischen Zeus zu Mylassa die Myser und Lyder als B r ü d e r der Karer theil hatten,[6]) können wir entnehmen, dass die drei genannten Völker stammverwandt waren, dass also auch die Lyder und Karer zu demselben Stamme gehörten, wie die ausdrücklich als Thraker bezeugten Myser. Und von den Armeniern, deren Sprache sich noch bis heute erhalten hat, sagt derselbe Herodot, dass sie Abkömmlinge der Phryger seien.[7]) Dieffen-

[1]) Helbig, Das homer. Epos. Zweite Aufl. Leipzig 1887 S. 6—12.

[2]) Ohnefalsch-Richter, M., Kypros. Berlin 1893. Vorwort VII. Auf den Tafeln CXLVI—CXLIX zeigt derselbe die frappirenden Aehnlichkeiten der trojanischen Hissarlik-Cultur und der frühen kyprischen der Kupfer-Bronzezeit. Doch hält er die älteste Bevölkerung Kyperns für keine semitische, sondern für eine europäische, und zwar phrygisch-thrakische.

[3]) Dümmler, F., Mittheilungen von den griech. Inseln. Athen. Mittheil., XI, 212.

[4]) Schliemann, Ilios 244—298 und Tiryns 65—93. Furtwängler (Anhang zum XI. Bd. d. Beitr. z. Anthrop. u. Urgesch. Bayerns. München 1895. S. 15) bemerkt, dass die ganze Cultur der Bewohner der ersten Stadt Trojas im engsten Zusammenhange mit der in Mitteleuropa während der Kupferzeit herrschenden stehe. „Troja stellt nur einen Ausläufer mitteleuropäischer Cultur dar, und seine Bewohner waren aller Wahrscheinlichkeit nach europäischer Herkunft."

[1]) Ohnefalsch-Richter, a. a. O. 260.

[2]) Schliemann, Ilios 144.

[3]) Herod., I. 28, VII, 75; Thukyd. IV, 75; Strabo, VI, C 295, XII, C. 541.

[4]) Herod., VII, 73; Strabo, X, C. 471, und XII, C. 572. Die Richtigkeit der alten Tradition ist in neuester Zeit durch die Untersuchungen A. Kœrte's glänzend bestätigt worden. Ein bei der Station Bosöjük im nordwestlichen Phrygien befindlicher Tumulus, den dieser Forscher untersucht hat, wurde mit einem gleichfalls von demselben untersuchten Tumulus bei Salonik als wesentlich übereinstimmend befunden, wie auch die in dem phrygischen Grabhügel gemachten, sehr zahlreichen Funde in Thon, Bronze, Knochen und Stein den troischen genau gleichen sollen. Verh. d. Berl. Ges. f. Anthrop., Ethn. u. Urg. 1896, S. 123.

[5]) Strabo, XII, 541.

[6]) Herod., I, 171.

[7]) Herod., VII, 73. Eudoxus bei Steph. B. v. Ἀρμενία und bei Eusthath. in Dionys. Perieg. v. 694 sagt: Ἀρμένιοι τὸ γένος ἐκ Φρυγίας καὶ τῇ φωνῇ πολλὰ φρυγίζουσι.

bach bringt einige Zeugnisse, aus denen hervorgeht, dass auch die Kappadoker mit den Armeniern nahe verwandt waren. Er erwähnt des Zeugnisses des Geographen Vartan, nach welchem Kappadokien zur πρώτη Ἀρμενία gehörte, in welcher Aram zuerst armenische Herrschaft und Sprache verbreitet haben soll. Ebenso erwähnt er, dass die jüdischen Schriftsteller Armenier, Kappadoker und Phryger zu dem einen Stamme Thogarma zählen, wie auch aus Moses Chorenensis (I, 13) zu entnehmen sei, dass Armenier und Kappadoker dieselbe Sprache gesprochen hätten.[1]

Das Ergebniss der archäologischen Betrachtung, dass thrakische Stämme diesseits und jenseits des Hellespontus verbreitet waren, wird jedoch nicht nur durch historische, sondern auch durch linguistische Zeugnisse bestätigt. Es finden sich nämlich im Bereiche des alten Thrakiens sowohl wie in Kleinasien zahlreiche Orts-, Fluss- und Bergnamen, welche mit den Suffixen -ss- (-s) und nd- (-d-) gebildet sind. Hat man schon mit Recht aus dem Gleichklang der Endungen auf Sprachenverwandtschaft der diese Länder bewohnenden Völker geschlossen, so erhält dieser Schluss volle Gewissheit durch den Umstand, dass sogar dieselben Namen wiederkehren. Solche Namen sind: Σαλμυδησσός in Thrakien, Salmalassus in Kappadokien; Ὀδησσός in Thrakien, Ἀδησσός in Karien, Ἔδεσσα in Makedonien; Ἀγησσός in Thrakien, Ὑγασσός in Karien, Ἄγασσα in Makedonien; Ζάλμισσος in Thrakien, Σαλμισσός in Lydien; Θυσσός in Thrakien und Makedonien, Θυεσσός in Lydien, Συασσός in Phrygien; Patanissa in Dacien, Πινδενισσός in Kilikien, Πατενησσός in Lykaonien.[2] Mit dem Suffixe -nd- sind folgende thrakische Ortsnamen gebildet: Ἄκανθος, Πέρινθος, Ζήρυνθος, Ὄλυνθος u. a., denen eine sehr grosse Zahl gleichgebildeter Ortsnamen Kleinasiens zur Seite stehen: Πέρινθος kehrt in dem Namen Πύρινδος in Karien und Ἄκανθος in Ἄκανδα in Lykien und Ὄργονδα in Karien wieder.[3]

Namen dieser Formation finden sich jedoch nicht nur in Thrakien und Kleinasien, sondern, was für unsere Frage von besonderer Wichtigkeit ist, auch in Griechenland: in Phokis das Gebirge Παρνασσός, der Fluss Κηφισός und die Städte Κυπαρισσός und Ἄμβρυσσος; bei den ozolischen Lokrern Ἄμφισσα; in Aetolien die Gebirge Ταφιασσός und Ἀράκυνθος; in Achaia und Elis das Gebirge Ἐρύμανθος; im jonischen Meere die Insel Ζάκυνθος; auf dem Isthmus Κόρινθος; in Argolis Σάμινθος; auf Euboea Κήρινθος; auf Keos Κορησσός, Ποιήεσσα; auf Parus Μάρπησσα, daneben die kleine Insel Πρεπέσινθος; unter den Sporaden die Insel Λέβινθος; auf Chios Βολισσός und das Vorgebirge Καύκασα; auf Kreta Τυλισσός und Κνω(σ)σός.[1]

Ein Theil der griechischen Ortsnamen kehrt sogar in Kleinasien wieder, so der Name Παρνασσός in Phokis in Παρνασσός in Kappadokien und Πριναssός in Karien; Μυκαλησσός in Böotien in Μυκαλησσός in Karien, Megalassus in Kappadokien, Μεγαλωσσός in Pontus; Κορησσός auf Keos in Κρησσός in Lydien, Κερασσός in Lydien, Κάρησος in Mysien, Κάρισσα in Galatien, Κάρυσις in Lykien; Μάρπησσα auf Parus in Μαρπησσός in Mysien; Κηφισ(σ)ός in Attika und Böotien in Καρησσός in Lykien, Καβασσός in Kappadokien; Ἄργισσα in Thesalien in Ἄργιζα in Mysien; Ἄμφισσα bei den ozolischen Lokrern in Ἀμβρασον in Phrygien; Καύκασα auf Chios in Κουκουσός in Kappadokien; Λάρισα in Thessalien in Λάρισα in Lydien, Mysien und der Troas; Ἐρύμανθος in Elis in Ὀρομανδός in Kappadokien; Κήρινθος auf dem Isthmus und Κήρινθος auf Euboea in Κάλυνδος in Lydien.[2]

Zeigen diese Namen, dass einst Thraker nicht allein im eigentlichen Thrakien, sondern auch in Griechenland und in denjenigen Theilen Kleinasiens sassen, wo auch die historische Tradition von thrakischen Volksstämmen zu erzählen weiss, so können wir aus dem Umstande, dass gleichgebildete und gleiche Namen auch in solchen Gegenden Kleinasiens gefunden werden, für die keine ausdrücklichen Zeugnisse vorliegen, dass sie einst eine thrakische Bevölkerung hatten, den Schluss ziehen, dass auch über sie einst Thraker sich verbreitet hatten. So findet sich der Name Ὄλβασα in Kilikien, Pisidien und Pamphylien; Ἀρνησσός in Mysien und Pamphylien; Ἰασσός in Kappadokien und als Ἴασος in Karien; Τερμησσός in Pisidien und Τελμησσός in Karien; Ἀριασσός in Pisidien und Ἀλιασσός in Galatien; Ἀβασσός in Phrygien und Halessus in Lykien; Ταμασσός auf Kypern.[3]

[1] Diefenbach, Orig. Europ. 44.

[2] Pauli, C., Eine vorgriechische Inschrift von Lemnos. Leipzig 1886. S. 49.

[3] Pauli, a. a. O. 51.

[1] Pauli, a. a. O. 47.

[2] Pauli, a. a. O. 50.

[3] Ausführliche Versuche, das Lykische als eine arische Sprache zu erweisen, haben M. Schmidt (The Lycian inscriptions, Jena 1868, und Neue lycische Studien, Jena 1869), Savelsberg (Beiträge zur Entzifferung der lycischen Sprachdenkmäler, Zwei Theile, Bonn 1874—78) und Deecke (in Bezzenberger's Beiträgen, XII, 124 f. und 315 f.; XIII, 258 f.; XIV, 181 f.) unternommen. Den arischen Charakter des

Wenn Pauli aus dem Umstande, dass in den arischen Sprachen kein Suffix oder Wort nachzuweisen sei, mit dem sich -asso unbedenklich identificiren liesse, und dass dieser Thatsache gegenüber die Uebereinstimmung der übrigen Suffixe, mittelst deren die übrigen kleinasiatischen Ortsnamen gebildet sind (-n-, -m-, -r-, -l-, -k-, -t-), mit auch sonst in anderen arischen Sprachen nachweisbaren Suffixen nicht viel sage, weil sie „gar nichts specifisch Indogermanisches“ an sich trügen, sowie aus dem Umstande, dass die Deutungen mehrerer karischer Ortsnamen, wie sie G. Meyer gegeben, wenig wahrscheinlich seien, den Schluss zieht, dass diese Ortsnamen gar nicht arisch seien und, hierin H. Kiepert folgend, annimmt, dass sie, da sie auch nicht semitisch wären, „auf eine den arischen und semitischen Einwanderungen vorangegangene Bevölkerungsschicht“ zurückgehen, mit der er übrigens auch noch die Etrusker in Verbindung bringt, so zieht er einen Schluss, dessen Tragweite in gar keinem Verhältnisse steht zu der Bedeutung der Thatsachen, auf die er sich stützt und wobei er von vornherein gar nicht einmal die Möglichkeit in Betracht zieht, dass ebenso wie ganze Wörter auch Suffixe in allen arischen Sprachen bis auf eine ausser Gebrauch gekommen sein konnten. Im Uebrigen muss bemerkt werden, dass Jensen die Endung -σσος für verwandt mit der Endung -š im Altarmenischen hält und in Folge dessen auch der Meinung ist, dass die „vorderasiatischen“ Namen auf -σσος und -š auf die Altarmenier und deren weitverbreitete „Sippe“ zurückzuführen seien.[1]) Möglich ist es indessen auch, dass die Ortsnamen auf -σσός Composita sind. Fick wenigstens spricht in seiner im Vorjahre erschienenen Abhandlung über die altgriechischen Ortsnamen bei der Besprechung der griechischen Berg- und Ortsnamen auf -σσός die Vermuthung aus, dass in ihnen, da analoge Bildungen im Griechischen sonst fehlen, möglicherweise Zusammensetzungen mit einem verschollenen ἄσσος, etwa „Spitze“ bedeutend, vorliegen, das man in dem Namen der troischen Stadt Ἀσσός, die auf steiler Höhe lag, wieder erkennen könnte; σσ müsste aus κ-Laut und -jος entstanden sein, und eine Grundform *ἄκjος würde zu jon. ἀκή Spitze, lat. acies, ācer wohl stimmen.[1]) Für Berg- und Ortsnamen[2]) würde diese Bedeutung („Höhe“) wohl passen, und es ist für uns nur die Frage, ob wir diesen für das Griechische nachgewiesenen Lautwandel auch für das Thrakische annehmen dürfen.

Positive Gründe für seine Hypothese hat Pauli weder aus dem Bereiche der Anthropologie noch der Archäologie und Geschichte beigebracht, und doch sollte man erwarten, dass wenigstens die Etrusker, die er ja auch zu dieser von der arischen und semitischen Rasse angeblich verschiedenen Völkergruppe rechnet, auf ihrem weiten Wege von Lydien durch die nördlichen Landschaften Kleinasiens, durch Thrakien, Dacien, Pannonien, Noricum und Oberitalien Spuren ihrer einstigen Anwesenheit hinterlassen hätten und dass diese Spuren leicht nachzuweisen wären. Lässt uns demnach Pauli über die Rassenzugehörigkeit seiner angeblich weder arischen noch semitischen Völker Kleinasiens, die die Ortsnamen auf -ss- und -nd- gebildet haben, vollkommen im Unklaren, so hat wenigstens Kiepert die Vermuthung ausgesprochen, dass dieselben möglicherweise mit den kaukasischen und subkaukasischen Stämmen zu einer Gruppe gehören;[3]) doch auch dieser hat keine nähere Begründung seiner Vermuthung versucht.

Der Nachweis, dass nicht allein der östliche Theil der Balkanhalbinsel, sowie das nördliche und östliche Ungarn, sondern auch ganz Kleinasien und die benachbarten Inseln eine thrakische Bevölkerung hatten, macht es begreiflich, wie Herodot den thrakischen Volksstamm für den grössten aller Volksstämme nach den Indern ansehen konnte.[4])

Ausser den besprochenen Ortsnamen auf -nd- und -ss- gibt es noch eine Reihe von eigenartigen Völkernamen mit der Endung -op(s), die,

… Karischen hat Gustav Meyer (in Bezzenberger's Beiträgen, X, 147 f.) zu erweisen versucht. In neuester Zeit hat es P. Jensen (in der Zeitschrift d. Deutsch. Morgenl. Ges. XXXXVIII, 429 f.) unternommen, auch das Kilikisch-Hetitische als eine arische Sprache, und zwar als eine, die dem armenischen Sprachzweige am nächsten stehe, nachzuweisen. Dafür, dass die Hetiter (Kilikier und Kappadoker) Arier waren, spricht auch der Umstand, dass auf den ägyptischen Denkmälern ihre Hautfarbe als sehr hell, hellroth oder fast rosenroth und im Ramesseum nach Flinders Petrie auch das Haar als orange erscheint. Dazu, dass ihre Hautfarbe weisser erscheint als die der Semiten, stimmt es auch, dass die Kappadoker bei den Griechen Λευκόσυροι heissen. W. M. Müller, Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern. Leipzig 1893, S. 331.

¹) Jensen, a. a. O. 477.

¹) Fick, Bezzenberger's Beiträge, XXI, 273.

²) Es scheint, dass die Berg- und Ortsnamen auf -σσός (att. -ττός), z. B. Βριλησσός, in attischer Form Βριληττός von den Flussnamen auf -σός (Περμησσός Τερμησσός in Böotien, Κηφισός in Attika) getrennt werden müssen und dass wir nur in dem -σο- der letzteren gegenüber dem -σσο- der ersteren ein Suffix erblicken dürfen.

³) Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie 73.

⁴) Herodot, V. 3.

ebenso in thrakischen Gebieten im Norden von Griechenland wie in Griechenland selbst verbreitet, das Thrakerthum der vorhellenisch-arischen Bevölkerung Griechenlands bezeugen. Dahin gehören die Namen der Almopen und Deuriopen im oberen Makedonien, der Kassopen in Epirus, der Landschaft Hellopia, der Doloper im Pindus und auf der Insel Skyros, der Dryopen am Oeta und im Peloponnes, des attischen Urkönigs Kekrops, sowie der frühere Name Attikas Mopsopia und der des Pelops, des Eponymus der Pelopsinsel. Selbst E. MEYER, der schon die Mykenäer für Hellenen hält, will nicht bestreiten, dass die genannten in Griechenland sesshaften Stämme als daselbst zurückgebliebene Reste thrakischer Völkerschaften betrachtet werden können, und erklärt, dass kein Grund vorliege, diese Thraker und gar die Thraker von Pierien zu einem verschollenen griechischen Stamme zu stempeln.[1])

Thier- und pflanzengeographische Erwägungen, sowie die Verwandtschaftsverhältnisse des Griechischen zu den anderen arischen Sprachen haben uns dazu geführt (s. S. 40), für die Stammsitze der Hellenen das Odergebiet anzusprechen. Es ist ferner darauf hingewiesen worden, dass die hellenische Cultur durch eine tiefe Kluft von der mykenischen Cultur getrennt ist, und dass sich dieser Unterschied der beiden Culturen nicht nur auf die Kunst und das Kunsthandwerk, sondern auch auf die Art der Beisetzung der Todten, sowie auf den Gebrauch der Metalle erstreckt. Ist die Ansicht, dass die Hellenen aus dem Odergebiete nach Griechenland eingewandert sind, richtig, dann müssen auch die Anfänge der Cultur, die wir in Griechenland als die eigentlich hellenische kennen, mit der Cultur des Odergebietes, wie sie uns in der beginnenden Eisenzeit daselbst entgegentritt, übereinstimmen. Dies ist auch wirklich der Fall.

Es wurde bereits früher bemerkt, dass schon sehr frühe in Schlesien das Eisen auftritt, so dass nur schwer in diesem Lande eine reine Bronzeperiode sich innerhalb der ersten Metallzeit absondern lässt, und dass die ältesten Eisenformen den daselbst gefundenen Bronzeformen nachgebildet sind, ein Umstand, der nur in der Annahme seine Erklärung findet, dass die Eisengeräthe im Lande selbst verfertigt worden sind. Was die Beisetzung der Todten anlangt, so ist diese Periode auch in diesem Lande durch die Urnenfriedhöfe charakterisirt. Ein besonderes Merkmal dieser schlesischen und der benachbarten posen'schen Urnenfriedhöfe aus der ersten Eisenzeit liegt jedoch darin, dass man in ihnen bemalte Thongefässe mit geometrischen Ornamenten gefunden hat, wie sie in gleicher Form auch die ältesten hellenischen Gräber enthalten. Diese Thongefässe, deren man jetzt über 600 zählt, sind aus sehr feinem, meist sandfreiem Thon hergestellt, ausnahmslos gebrannt und in bunten Farben mit den verschiedenen geometrischen Ornamenten, die jedoch stets in ein gewisses System gebracht sind, bemalt. Bemalt wurden sie erst nach dem Brennen und nachdem man ihnen einen farbigen, meist hellgelben oder bisweilen rothbraunen Ueberzug durch Eintauchen in eine dicke Flüssigkeit von verdünntem Thon gegeben hatte, und wurden die Farben nicht eingebrannt. Die Ornamente bestehen aus Dreiecken, die entweder roth oder schwarz oder auch weiss bemalt, bisweilen auch mit geraden Linien oder Zickzacklinien ausgefüllt sind, aus Kreisen, Rhomben, Hakenkreuzen, Zickzacklinien, Bändern u. s. w. Die Gefässe selbst haben meistens die Form flacher und niedriger Schalen, niedriger Näpfchen und Urnen. Das Verbreitungsgebiet dieser durch bunten Farbenschmuck, zierliche Form und geschmackvolle Anordnung der Ornamente gleich ausgezeichneten Thongebilde ist hauptsächlich Mittelschlesien, der südliche, im Norden von der Warthe begrenzte Theil Posens und die Neumark.[1])

Bekanntlich zeigt sich die grosse Verschiedenheit der mykenischen Cultur von der hellenischen in ganz besonders auffälliger Weise in der Verschiedenheit der Thongefässe, sowohl was die Art ihrer Herstellung, das Material wie den Charakter der Ornamente selbst betrifft.[2]) Der Charakter der Ornamente der hellenischen Gefässe ist ein ausgesprochen geometrischer. Was nun diese unzweifelhaft von Hellenen herrührenden bemalten Gefässe mit geometrischem Ornamentationssystem anlangt, so haben die Ausgrabungen und Untersuchungen der letzten Jahre in mehr als einer Hinsicht neues Licht über dieselben

[1]) MEYER, Geschichte des Alterthums, II. 68.

[1]) LUCHS, H., Ueber die bemalten Gefässe in den heidnischen Gräbern Schlesiens. Schlesiens Vorzeit. 24. Bericht. 1875, II. 268 f.; ZIMMER, M., Die bemalten Thongefässe Schlesiens in vorgeschichtlicher Zeit. Mit 7 Bildtafeln. Breslau 1889. Ueber die wichtigen Ergebnisse der Untersuchungen der Gräberfelder von Gross-Tschantsch und Woischwitz wird eine grössere Publication mit Bildtafeln von SEGER in Breslau vorbereitet.

[2]) SCHLIEMANN, Tiryns 116. Die mykenischen Vasen sind herausgegeben von A. FURTWÄNGLER und P. LOESCHCKE. (Mykenische Vasen. Berlin 1886.)

verbreitet: sie haben gezeigt, dass nicht die am Dipylon in Athen im Jahre 1871 gefundenen Gefässe die ältesten und reinsten Vertreter dieser Art sind, dass diese im Gegentheile in der Art ihrer Herstellung, in der Bemalung und Ornamentik den Einfluss der mykenischen Technik und Ornamentik in ganz erheblicher Weise zeigen, dass an anderen Orten Griechenlands, sowie in Kleinasien gefundene Gefässe weit älter sind und dem als gemeinhellenisch anzusehenden Typus dieser Gefässgattung viel näher stehen, und dass es unrichtig war, wenn Furtwängler und Löschcke dieselbe für eine specifisch dorische erklärten.[1] J. Böhlau[2] und F. Dümmler[3] waren es, die sich um die Aufhellung dieser Fragen besonders verdient gemacht haben.

Nach den Untersuchungen dieser Forscher sind es nebst den böotischen Vasen[4] vor Allem die kyprischen, die als die ältesten Vertreter dieser Art von Keramik auf griechischem Boden betrachtet werden müssen. Dieselben gehen, wie der Dialect beweist, auf ausgewanderte Arkader zurück, die wahrscheinlich, wie Dümmler meint, im XI. Jahrhundert v. Chr. aus Griechenland nach Kypern gekommen sind. Diese kyprischen, der hellenischen bezw. hellenisch-phönizischen Periode angehörenden Vasen zeigen in ihrer Form, in der Art ihrer Bemalung, sowie in der Ornamentik eine solche Uebereinstimmung mit der schlesischen, wie sie grösser nicht leicht gedacht werden kann.[5] Es fehlen auf den meisten derselben noch die Thier- und Menschengestalten, dann alle jene Ornamente, die, wie Böhlau scharfsinnig nachgewiesen hat, erst in einer späteren Periode der griechischen Kunstentwicklung auftreten und entweder unmittelbar aus den mykenischen Ornamentik entlehnt oder aus mykenischen Ornamenten weiter gebildet sind: der Mäander, die durch Tangenten verbundenen Kreise, das Vierblatt, die geometrische Rosette u. s. w. Alle diese Ornamente fehlen auch den schlesischen; dafür haben beide nebst allen anderen Ornamenten auch das so charakteristische Hakenkreuz gemeinsam.

Dass die Hellenen diesen geometrischen Ornamentationsstil, sowie überhaupt die ganze Gefässgattung bereits fertig nach Griechenland gebracht und nicht erst daselbst entwickelt haben, ergibt sich einerseits aus dem Umstande, dass der Grundcharakter der Ornamentik aller dieser Vasen, mögen sie nun in Attika, Böotien, Korinth, Apulien, Kleinasien oder Kypern verfertigt worden sein, trotz aller localen Abweichungen derselbe ist, und andererseits daraus, dass nirgends in Griechenland Gefässe gefunden worden sind, die uns die Anfänge dieser Gefässgattung und dieser Stilrichtung vorführen. Diese Anfänge liegen in Schlesien und sind in den letzten Jahren nachgewiesen worden. Es ist insbesondere das Gräberfeld von Göllschau (bei Haynau, Kreis Goldberg), dessen Funde in dieser Richtung besonders bemerkenswerth sind. Langenhan bemerkt über dieselben:

„Das Göllschauer Gräberfeld hat neben anderen gleichfalls in den letzten Jahren systematisch untersuchten (zu Woischwitz, Gr.-Tschantsch, Wangern, Kreis Breslau, Petschkendorf und Brauchitschdorf, Kreis Lüben) nähere Aufschlüsse über das Vorkommen und die Zeitstellung der bemalten Gefässe gebracht, welche seiner Zeit das Zimmer'sche Werk über die bemalten Thongefässe Schlesiens wegen nicht ausreichenden Materiales noch nicht geben konnte. Es hat sich erwiesen, dass die bemalten Thongefässe die höchste Entwicklungsstufe der so reichen schlesischen vorgeschichtlichen Keramik darstellen. Sie stehen jedoch keineswegs unvermittelt da, sondern lassen sich Uebergänge und Zwischenstufen zwischen ihnen und den einfachen Gefässen mühelos feststellen. Die Zeit der bemalten Thongefässe fällt mit der grösseren Verbreitung des Eisens als Material zu Schmuckgegenständen und Werkzeugen zusammen. Vor dieser Zeit sind sie nicht nachzuweisen, ebensowenig wie sie mit Funden der La Tène-Zeit oder der Zeit des römischen Einflusses gefunden worden sind. Für Schlesien bezeichnen diese späteren Zeiten einen Rückschritt in den keramischen Leistungen."

„Die Uebergänge von der gewöhnlichen Thonwaare zu den feineren, bemalten Gefässen werden

[1] Furtwängler und Löschcke, a. a. O. XI.

[2] Böhlau, J., Böotische Vasen. Archäol. Jahrbuch. III. 325; derselbe, Zur Ornamentik der Villanova-Periode 4.

[3] Dümmler, F., Bemerkungen zum ältesten Kunsthandwerke auf griechischem Boden. II. Der kyprische geometrische Stil. Athenische Mittheilungen. XIII, 280 f.

[4] Auch die in Karien gefundenen hellenischen Vasen (F. Winter, Athen. Mittheil., XII, 223 f.) zeigen noch einen alterthümlichen Charakter.

[5] Als Grundlage zur Beurtheilung dieses Verhältnisses diente mir die in der Vasensammlung des Wiener kunsthistorischen Hofmuseums befindliche Sammlung kyprischer Gefässe, sowie die von Ohnefalsch-Richter in den Räumen der Berliner Gewerbeausstellung (1896) veranstaltete Specialausstellung kyprischer Alterthümer. Nur in der Form zeigt ein Theil der kyprischen Gefässe den Einfluss der vorhellenisch-thrakischen Keramik. Ueber das Vorkommen des Hakenkreuzes in Schlesien hat ausführlich Seger (Das Svastika in Schlesien. Schlesiens Vorzeit. 71.—74. Bericht, 1890, V. 113—122) gehandelt.

vermittelt durch Gefässe gleicher Herstellungsart, insbesondere kugelige Urnen mit trichterförmig abstehendem Rande, die auf einer gröberen Grundmasse einen Ueberzug von feinerem, geschlemmtem, rothem Thon zeigen. Wahrscheinlich ist dieser Ueberzug, ebenso wie bei den bemalten Gefässen, durch Eintauchen in einen flüssigen Thonbrei entstanden. Fast ganz gleiche rothe Gefässe, mit braun-schwarzen Verzierungen bemalt, sind an anderen Orten mit Leichenbrandresten gefunden worden. Bei weitem zahlreicher als die bemalten Leichenbrandurnen sind jedoch die bemalten Beigefässe. Bei diesen wird eine Zwischenstufe gebildet durch eine Art sehr dünnwandiger Schalen mit rothem, gelbem, braunem oder Graphitüberzug, mit eingeritztem oder gestrichenem, gerad- und krummlinigem Ornament auf der Aussen- oder Innenseite, die schon durch ihr Aeusseres ihre Verwandtschaft mit den eigentlichen bemalten Gefässen erkennen lässt. Die Erdfarbstoffe, wohl nur aus Gelberde, Röthel, Russ, Kreide und Graphit bestehend, sind theils in Göllschau, theils an anderen Orten in Gefässen gefunden worden. Die bemalten Gefässe, deren gefällige, zum Theil an classische Formen heranreichende Gestalt von jeher den Stolz der Freunde schlesischer Alterthümer gebildet hat, erscheinen nunmehr in anderer Beleuchtung. Nicht eine Sondergattung, unerklärt und losgerissen von den übrigen Gebilden der Keramik, stellen sie dar, sondern nur eine höchste Entwicklungsstufe. Das Bild dieser Entwicklungsreihe ist ein geschlossenes, klar vor Augen liegendes und durch viele Funde belegtes. Die Sorgfalt in der Zubereitung, der Bearbeitung und Glättung des Materiales, die Geschicklichkeit in der Herstellung der zierlichen Form ohne Hilfe der Drehscheibe, die Sicherheit des Auges bei der Pinselführung, der bei der Bemalung bethätigte Farbensinn, alles dieses sichert jenen anmuthigen Erzeugnissen eine der höchsten Stellen unter den Erzeugnissen der vorgeschichtlichen Töpferkunst".[1])

Was die Zeitstellung dieser bemalten Gefässe betrifft, so bemerkt hierüber Langenhan Folgendes: „Was die Zeitstellung der beiden Haynauer Ausgrabungen, der Schiller'schen und insbesondere der Göllschauer anlangt, so zeigen sie, wie die grosse Mehrzahl der schlesischen Gräberfelder, ein gleichzeitiges Vorkommen von Bronze und Eisen. Die Bronzegegenstände gehören der jüngeren und jüngsten Bronzezeit an: den Eisensachen haben im Allgemeinen die Formen jener Bronzen zum Vorbilde gedient. Merkwürdig ist die eiserne Scheibenknopfnadel, übereinstimmend mit einer im Norden sehr häufigen Bronzenadel, die Montelius seiner fünften Periode zuweist. Es würde hiedurch das frühe Auftreten des Eisens in Schlesien nachgewiesen, für welches ja auch sonstige Fundergebnisse sprechen. Der Zahl der Gegenstände nach ist die Verbreitung des Eisens in Schlesien zu der fraglichen Zeit bereits sehr erheblich gewesen; Schlesien war in dieser Beziehung den nördlich gelegenen Theilen Deutschlands voraus, wo das Eisen zum Theile erst unter dem Einflusse der La Tène-Cultur jene Bedeutung erlangte." [1])

Die Uebereinstimmung der schlesischen Keramik aus der beginnenden Eisenzeit mit der kyprisch-hellenischen Keramik zeigt sich auch darin, dass in beiden Gebieten Thierfiguren, die sich in der Bemalung und in der Ornamentation den bemalten Gefässen auf das Engste anschliessen, gefunden worden sind. Von diesen Thongebilden, die in anderen Ländern zu den grössten Seltenheiten gehören, sind in Schlesien bis zum Jahre 1896 24, und zwar 16 sogenannte Klappern und 8 offene Gefässe, gefunden worden. Dieselben stellen Schildkröten, allerhand Vögel (Enten, Gänse, Hühner) und Vierfüssler dar.[2]) Die kyprische Sammlung des Wiener kunsthistorischen Hofmuseums allein besitzt 7 solcher Thierfiguren: 2 Schildkröten, 1 Vogel, 3 Vierfüssler und 1 Schlange.

Auch die in Griechenland gefundenen Fibeltypen lassen sich in Schlesien nachweisen, so die unter dem Namen der „griechischen" Fibel bekannte, häufig vorkommende bronzene Spiralbrosche,[3]) von der, von einigen Bruchstücken abgesehen, vollständige Exemplare in den Kreisen Rothenburg O. L., Freistadt i. Schl. (Niederschlesien) und am Zyrusberg bei Sagan gefunden worden sind.[4]) Die von Studniczka behandelte Fibelform,[5]) die auch in böotischen Gräbern

---

[1]) Langenhan, A., Die Gräberfelder von Haynau. Schlesiens Vorzeit. 80. Bericht. 1892. V, 203.

[1]) Langenhan, a. a. O. 202.

[2]) Seger, H., Thierfiguren aus schlesischen Gräbern. Festschrift zum 70. Geburtstage Grempler's. 1896. Schlesiens Vorzeit. VI, 461 f.

[3]) Helbig, Das homerische Epos 280, Fig. 101.

[4]) Langenhan, Fibelfunde in Schlesien. Schlesiens Vorzeit. 71.—74. Bericht. 1890. V. 105. Taf. 1. Fig. 2. Auch die von Helbig, a. a. O. 281, Fig. 103, abgebildete Spiralfibel mit dem rautenförmigen Mittelstück ist in Schlesien vertreten. O. Mertins, Depôtfunde der Bronzezeit in Schlesien. Schlesiens Vorzeit. VI, 361.

[5]) Athenische Mittheilungen. XII. 14

zusammen mit bemalten geometrischen Vasen gefunden worden ist,[1]) deren Eigenthümlichkeit darin besteht, dass sich an dem dem Nadelansatz gegenüberliegenden Bügelende ein quadratisches Blech findet, ist auch in Schlesien vertreten.[2]) Ebenso ist die in Griechenland häufige Kahnfibel in Schlesien gefunden worden.[3])

Bekanntlich haben Semper[4]) und nach ihm Conze[5]) in ausführlicher Darlegung das geometrische Ornamentationssystem, wie es die ältesten hellenischen Vasen aufweisen, für gemeinarisch erklärt: die Hellenen hätten dasselbe, wie die anderen Völker Mitteleuropas, als gemeinsames Erbtheil aller arischen Völker schon gekannt und verwendet, bevor sie ihre Wanderungen aus dem Norden nach dem Süden angetreten hätten. Das war entschieden ein Irrthum, wenn Conze dasselbe für gemeinarisch hielt, aber darin war er, wie soeben nachgewiesen wurde, ebenso entschieden im Rechte, wenn er die Ansicht aussprach, dass die Hellenen dasselbe schon fertig aus ihren früheren nordischen Sitzen nach Griechenland gebracht hätten. Hat wenigstens in dieser Hinsicht sich die Conze'sche Theorie als richtig erwiesen, so ist im Laufe der Jahre die Unhaltbarkeit der nun jetzt allgemein aufgegebenen Ansicht Helbig's, nach welcher das geometrische Ornamentationssystem semitisch-orientalischen Ursprungs sei,[6]) zu Tage getreten. Die Geschichte der Frage nach der Herkunft des auf den hellenischen Vasen zur Anwendung gekommenen geometrischen Stils ist neben ihrer engeren Bedeutung auch noch deshalb für uns von besonderem Interesse, weil sie in dem engen Rahmen einer Frage die zwei entgegengesetzten Strömungen deutlich erkennen lässt, von denen die ganze vorgeschichtlich-arische Alterthumskunde bis in die neueste Zeit beherrscht wurde: während man auf der einen Seite die Cultur des arischen Urvolkes sich nicht hoch genug vorstellen zu sollen glaubte und demselben sogar die Kenntniss fast aller Metalle zuschrieb, war man auf der anderen Seite der Ueberzeugung, dass alle Elemente der höheren Cultur, die sich bei den arischen Völkern finden, auf den Einfluss der vorderasiatisch-ägyptischen Cultur zurückgeführt werden müssten, eine Ansicht, die seit dem Sturze der alten Hypothese von der asiatischen Herkunft der Arier und seitdem man den vorgeschichtlichen Alterthümern Europas eine erhöhte Aufmerksamkeit und ein eingehenderes Studium zugewendet hat, von Tag zu Tag mehr an Anhängern verliert.[7])

[1]) Archäologisches Jahrbuch. III. 356.

[2]) Langenhan, a. a. O., Taf. II, Fig. 9a, 9b und 16.

[3]) Langenhan, a. a. O., Taf. II, Fig. 11.

[4]) Semper, G., Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten. München 1860–63. II, 138.

[5]) Conze, A., Zur Geschichte der Anfänge der griechischen Kunst. Wien 1870, 73. Später hat derselbe unter dem Einflusse der gleich zu erwähnenden Ausführungen Helbig's seine Ansicht dahin modificirt, dass er zwar den von diesem angenommenen assyrischen Ursprung zurückwies, jedoch es als wahrscheinlich bezeichnete, dass dieser Stil überall im Anfange der künstlerischen Entwicklung entstand (Annali 1877, p. 384–397). Conze's Theorie hat dann Rayet vollständig wieder aufgenommen. Derselbe bemerkt, dass die wenigen in Assyrien (Kujundschik) und Palästina (Jerusalem, Gaza, Askalon) gefundenen Fragmente geometrischer Vasen, auf die Helbig seine Ansicht stützte, nicht hinreichen, um diese Ansicht zu begründen; derselbe legt ferner grosses Gewicht auf das Vorkommen des bei den meisten arischen Völkern nachweisbaren Svastika auf den hellenischen Gefässen und bemerkt, dass kein einziges der Grundelemente des geometrischen Stils, wie sie auf den hellenischen Gefässen erscheinen, sich auf den Denkmälern Babylons und Niniwes, Syriens und Phöniziens finde. (O. Rayet et M. Collignon, Histoire de la céramique grecque. Paris 1888. P. 20–33.)

[6]) Helbig, Lettera di W. Helbig a A. Conze. Osservazioni sopra la provenienza della decorazione geometrica. Annali 1875, p. 221–253. Mit Recht wendet darin derselbe gegen Conze's Ansicht, dass dieser Stil das gemeinsame Erbtheil aller arischen Völker sei, ein, dass die in den Terramaren Oberitaliens gefundenen Gefässe zwar gerade und krumme Linien sammt Punkten in ganz willkürlicher Anordnung aufweisen, jedoch ein eigentlich decorativ geometrisches System vermissen lassen und nur einige wenige Thon- und Bronzeobjecte Dreiecke, Kreise, Gruppen von geraden Linien aufweisen, die gleichfalls nicht als geometrisches System genommen werden könnten. Dagegen weiss derselbe dafür, dass auf den ältesten geometrischen Gefässen Griechenlands keine orientalischen Thiere vorkommen, noch das Pflanzenornament Verwendung gefunden hat und für die Frage, wie dieser Stil nach Mitteleuropa gekommen sei, entweder gar keine oder nur schwache Erklärungen vorzubringen. Helbig's Ansicht hat sich Dumont (Bulletin de correspondance hellénique, 1883 p. 371–382) angeschlossen. Zu bemerken ist noch, dass Perrot und Chipiez, welche die in den Ruinen von Kujundschik gefundenen Fragmente von geometrischen Vasen in dem zweiten Bande ihrer Histoire de l'art dans l'antiquité. Paris 1889, p. 713, Fig. 372–379, abbilden, dieselben in die Zeit zwischen dem IX. und VII. Jahrhundert setzen. Rayet glaubt, dass dieselben dorthin entweder durch Reisende, Söldner oder Gefangene gebracht worden seien.

[7]) Ein Gegenstück zu der soeben besprochenen Ansicht Helbig's über die Herkunft des geometrischen Ornamentationsstils und auf denselben Grundanschauungen beruhend ist der von demselben Gelehrten in einem am 31. Mai 1895 in der Pariser Académie des Inscriptions et Belles-Lettres gehaltenen Vortrage über die mykenische Cultur unternommene Versuch, diese Cultur als phönizisch nachzuweisen. Aus der auf diesen Vortrag folgenden bemerkenswerthen Discussion (7. und 14. Juni) möge insbesondere auf die Ausführungen

Was die Zeit der Einwanderung der Hellenen nach Griechenland anlangt, so haben wir zur Bestimmung derselben einen wichtigen Anhaltspunkt in der von den Alten herrührenden chronologischen Fixirung der dorischen Wanderung: dieselbe setzt die ältere attische Berechnung in das Jahr 1149 v. Chr. War die dorische Wanderung auch der letzte hellenische Einbruch nach Griechenland, so kann schon mit Rücksicht auf den einheitlichen Charakter der griechischen Sprache nicht angenommen werden, dass die Einwanderung der übrigen hellenischen Stämme durch einen grossen Zeitraum von der Einwanderung der Dorer getrennt war. Zu dieser Annahme gelangen wir auch noch auf einem anderen Wege. Schon Schliemann hat bemerkt, dass mit höchster Wahrscheinlichkeit angenommen werden könne, dass sowohl Tiryns als Mykenä zur Zeit einer grossen Umwälzung zerstört worden seien, in einer Umwälzung, die so vernichtend und verheerend in ihrer Wirkung, so furchtbar in ihren Folgen gewesen, dass die Civilisation Griechenlands vollends untergegangen und dass auf ihren Trümmern eine neue, von der früheren durchaus verschiedene Cultur entstanden, die daher auch in allen Zweigen des menschlichen Gewerbefleisses etwas von dem Früheren durchaus Verschiedenartiges geschaffen habe. Indem Schliemann die dorische Invasion mit dieser furchtbaren Umwälzung in Verbindung bringt, fährt er fort: „Die Einwanderer wurden entweder zu Sclaven gemacht oder getödtet oder gezwungen, in Masse zu emigriren, und entstand so die grosse, sogenannte äolische Auswanderung nach Kleinasien. Durch diese grosse historische Begebenheit erklärt es sich auf sehr natürliche Weise, dass die blühende, aber ganz eigenthümliche Civilisation, welche wir in den Alterthümern von Tiryns und Mykenä vertreten finden, plötzlich spurlos verschwindet. Es kann aber wohl keinem Zweifel unterliegen, dass sich die Alles zerstörende grosse Umwälzung nicht, wie man anzunehmen pflegt, blos auf den Peloponnes beschränkte, sondern muss sich auch auf das nordöstliche Griechenland und allerwenigstens, wenn auch in viel milderem Grade, über Attika ausgedehnt haben, denn die den tirynthischen und mykenischen so nahe verwandten Culturproducte, die uns im Kuppelgrabe von Menidi, auf den Akropolen von Athen und Megara, in Eleusis, in den Gräbern von Spata und Aliki, sowie in denen der Inseln Salamis und Aegina entgegentreten, verschwinden auch hier plötzlich und spurlos.“ [1])

Ravaisson's hingewiesen werden (Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Compte-rendus des séances de l'année 1895, p. 242 et 244). Was dieser und andere Gelehrte zu Gunsten der Annahme des hellenischen Ursprunges der Denkmäler dieser Culturperiode vorgebracht haben, findet ebensogut seine Erklärung, wenn man ein anderes arisches Volk wie die Thraker als Schöpfer derselben betrachtet. Der eigenthümliche von der Kunstübung der Semiten und Hamiten abweichende Charakter derselben liegt eben in der tiefgehenden Verschiedenheit der arischen Rasse als solcher gegenüber der semitisch-hamitischen Rasse begründet.

Es möge dahingestellt bleiben, ob Tiryns und Mykenä gerade durch die Dorer zerstört und die Auswanderung der Aeoler nach Kleinasien durch den Einbruch desselben Volksstammes veranlasst worden sei: so viel ist im höchsten Grade wahrscheinlich, dass die Einwanderungen der hellenischen Stämme eine wenigstens theilweise Auswanderung der vorhellenischen Bevölkerung nach Kleinasien zur Folge haben mussten. Damit hängt es aber jedenfalls zusammen, wenn plötzlich im fünften Jahre der Regierung König Merneptah's, des Sohnes und Nachfolgers Ramses II. (gestorben 1230 v. Chr.), im Vereine mit den Turuša, Šardana, Šakaruša und Ruka (Lykier) auch der vorhellenische Volksstamm der Aquaiwaša, an dessen Identität mit den homerischen Ἀχαιϝοί wohl nicht gezweifelt werden kann, „von den Ländern des Meeres“, unter welchen wir wohl die Inseln und Küsten im Norden des Mittelmeeres, insbesondere des Aegäischen Meeres zu verstehen haben, im Osten Aegyptens erscheinen. Ein ähnlicher Einbruch kleinasiatisch-griechischer Völker (der Šardana, Turuša, Šakaruša, Sakkari, Pursta, Uašaš) mit Weib und Kind und aller Habe erfolgte im achten Jahre der Regierung Ramses III. (um 1180 v. Chr.) im nördlichen Syrien. Im Bunde mit diesen Völkern erscheint gleichfalls ein vorhellenischer Volksstamm, die Danauna, die man wohl gleichfalls ohne Bedenken mit den homer. Δαναοί identificiren kann.[2])

Demgemäss können wir den Beginn der hellenischen Wanderungen in das XIII. Jahrhundert setzen und damit stimmt es, dass die jüngsten sicher bestimmbaren ägyptischen Skarabäen, die in Mykenä gefunden wurden, dem XIV. Jahrhunderte angehören.

Jedenfalls war bereits zur Zeit, als die Hellenen aus ihren mitteleuropäischen Stammsitzen nach Griechenland kamen, die grosse Periode der Ausbreitung, während welcher der grösste Theil Europas

[1]) Schliemann, Tiryns 97.

[2]) Meyer, Geschichte des Alterthums. I. 312, 317.

und ein Theil Asiens seine ersten arischen Bewohner erhalten hat, abgeschlossen, und, soweit wir bis jetzt die Vorgeschichte Europas überblicken können, leiten die Wanderzüge der Hellenen jene neue Periode der Auswanderungen ein, die dann später durch die Wanderzüge der Italiker, Gallier und Germanen ihre weitere Fortsetzung finden sollten und die bis zur Gegenwart noch fortdauert. Die mittelbaren und unmittelbaren Ursachen der Auswanderung der Hellenen, die Wege, die dieselben eingeschlagen, und die Kämpfe, die sie jedenfalls auf ihren Zügen durch die streitbaren illyrischen und thrakischen Völker bestanden, werden uns wohl für immer verborgen bleiben. Möglich ist es, dass sie durch eine von Westen her erfolgte Völkerbewegung aus ihren Sitzen im Gebiete der Oder vertrieben wurden, und würden gewisse archäologische Erscheinungen (wie z. B. das Vorkommen runder Grabhügel mit Buckelurnen des sogenannten Niederlausitzer Typus bei Deutsch-Wartenberg, Kreis Grünberg) darauf hinweisen. So viel ist jedoch sicher, dass noch vor der Einwanderung der Germanen Schlesien eine gallische Bevölkerung hatte. Gallische Ortsnamen, wie Lugidûnum, wahrscheinlich das heutige Liegnitz, Budorigum, das heutige Brieg, Carrodûnum an Stelle des heutigen Krappwitz an der Oder, der Name des linksseitigen Nebenflusses der Oder, Oppa, sowie die im Lande gemachten Funde von Alterthümern der gallischen La Tène-Cultur liefern hiefür einen unzweifelhaften Beweis.

Wie lange es gedauert hat, bis die Sprache der Hellenen den Sprachen der benachbarten arischen Völker gegenüber ihren individuellen Charakter erhalten hat, lässt sich selbstverständlich nicht ziffermässig feststellen. Bedenkt man jedoch, dass es in ganz Deutschland, in dem seit mehr als zweitausend Jahren das Deutsche die herrschende Sprache ist, zwar zur Bildung zahlreicher Dialecte, doch nicht zur Bildung selbstständiger Sprachen gekommen ist, dass sammtliche slavischen Sprachen, von denen einzelne seit Langem in vom Stammlande weit entfernten Gebieten gesprochen werden, noch immer in einer für Jeden leicht erkennbaren Weise den Charakter gemeinsamer Abkunft an sich tragen, so können wir wohl annehmen, dass ein sehr langer Zeitraum erforderlich war, bis sich die Sprache der Hellenen soweit differenzirt hatte, dass sie den Nachbarn derselben als eine fremde Sprache erschien.

In die Zeit, als die Hellenen noch unmittelbare Nachbarn der Balten und Slaven waren, fällt jedenfalls auch die Entlehnung des Namens χαλκός, Bronze[1] von Seite dieser Völker: lit. geležis, lett. dzelse, preuss. gelso, altslav. želězo. Dass hier Entlehnung vorliegt und nicht etwa an Urverwandtschaft zu denken ist, ergibt sich aus den archäologischen Thatsachen, insoferne als aus denselben hervorgeht, dass die arischen Völker erst lange nach der Trennung zuerst mit dem Kupfer und dann mit der Bronze bekannt geworden sind. Andererseits steht es nach Anuchin fest, dass Polen und das westliche Russland ihre Bronzen, die den mitteleuropäischen gleichen, aus Mitteleuropa erhalten haben; nur der äusserste Osten Russlands, die Gouvernements Viatka, Kasan, Ufa, Samara, gehören der Zone der sibirischen Bronzecultur an.[2] Jedenfalls haben die Balten und Slaven zugleich mit den Bronzegegenständen auch den Namen der Bronze von ihren westlichen Nachbarn übernommen, denselben jedoch später, nach dem Ende der Bronzeperiode, zur Bezeichnung des Eisens verwendet.

[1]) Dem Worte χαλκός liegt jedenfalls dieselbe Wurzel (ghal) zu Grunde, die auch dem germ. galla Galle, gel-va gelb, gol-tha Gold und dem altsl. zlŭ-tŭ gelb, zlato Gold zu Grunde liegt; gewiss eine passende Bezeichnung für das goldglänzende Metall.

[2]) Baye, de, le baron. Compte rendu des travaux du neuvième congrès russe d'archéologie 1893. Paris 1894. P. 62.

Literaturberichte.

1.

H. Kluge: Die Schrift der Mykenier. Eine Untersuchung über System und Lautwerth der von Arthur J. Evans entdeckten vorphönicischen Schriftzeichen. Mit 4 Schrifttafeln und 80 Abbildungen und Reproductionen von Inschriften. Köthen 1897.

Arthur J. Evans hatte von seinen erfolgreichen archäologischen Forschungen auf Kreta zahlreiche Steine mitgebracht, welche, ähnlich den babylonischen Siegelcylindern gestaltet, eine Art Bilderschrift zeigten, deren genaue, mit vorzüglichen Abbildungen ausgestattete Beschreibung im Journal of Hellenic Studies XIV, 2, 1894, veröffentlicht wurde, aus der hervorging, dass es sich wirklich um eine bis dahin nicht bekannte Schrift der mykenischen und vormykenischen Periode, jedenfalls um eine vorphönicische Schrift handelt. Zugleich zeigte sich, dass nicht Kreta allein Fundort solcher mit Inschriften versehener Steine sei, sondern dass sie sich auch auf den Inseln und an den Küsten des aegäischen Meeres

finden. Das Material, auf dem die Inschriften eingegraben worden sind, ist theils weicher Stein (Speckstein), theils auch härterer, wie Carneol, Jaspis u. s. w. Die Gestalt ist meistens prismatisch (drei-, vier-, fünfseitig), bisweilen scheiben- oder cylinderförmig.

In sehr sorgfältiger Forschung sucht Evans das Alter dieser Steine und ihrer Inschriften zu bestimmen und gelangt zu dem Ergebnisse, dass als obere Zeitgrenze etwa der Anfang des 3. Jahrtausends v. Chr., als untere der Anfang des 1. Jahrtausends v. Chr. anzusetzen sei. Was die Schriftzeichen selbst betrifft, so unterscheidet er zwischen Inschriften mit linearen und solchen mit figürlichen Schriftzeichen, in welch' letzteren Evans die Vorstufe der linearen Schriftzeichen sieht, die sich gewissermassen von der figürlichen Darstellung losringen.

Evans unterlässt es, ein Urtheil über die Sprache dieser Inschriften abzugeben, die er den Eteokretern zuschreibt. H. Kluge nimmt nun die weitere Forschung auf, verweist auf die Verbreitung von verwandten Inschriften auf den Inseln und Küsten des aegäischen Meeres, auf den Zusammenhang der homerischen Gedichte mit der mykenischen Periode, auf die zweifellosen Beziehungen auf frühere Nachrichten und Gedichte, endlich auf die durchaus griechische Form der in den homerischen Gedichten genannten Griechennamen, weshalb für die Annahme einer nichtgriechischen Sprache der mykenischen Periode kein Raum bleibt. Da andererseits nicht erwiesen werden könne, dass die Sprache der kretischen, beziehungsweise aegäischen Inschriften nicht die griechische sei, so sei immerhin der Versuch, ob die Lesung mit Zugrundelegung der griechischen Sprache möglich sei, gerechtfertigt.

Es würde den zur Verfügung stehenden Raum überschreiten, wenn ich dem Verfasser in alle Einzelheiten seiner Ausführungen folgen wollte, und es dürfte zur Erklärung seines Versuches genügen, wenn ich beifüge, dass er das bekannte Grundgesetz der Bilderschrift zur Anwendung bringt, wonach der Anlaut (oder auch die Ansilbe) der Bezeichnung des im Bilde dargestellten Gegenstandes den Lautwerth des Zeichens gibt. Beispielsweise würde also das Bild der Axt „Ἀξίνη" A, des Winkels „Γωνία" Γ, der Pforte „Πύλαι" Π, der Auges „Ὄμμα" O, der Brüste „Μαμμη" M, des Zaunes „Ἕρκος" H oder E u. s. w. ergeben.

Auf dieser Grundlage kommt nun Kluge, allerdings auf einem Wege, der nicht so glatt und mühelos fortläuft, wie es nach diesen deutlicheren Zeichen scheinen könnte, zu ansprechenden Lesungen einer grossen Anzahl kretischer Inschriften; er ist der Ansicht, dass sich auch die aegäischen, beziehungsweise die meisten mykenischen Inschriften mit Zugrundelegung der griechischen Sprache lesen lassen.

Obwohl Kluge mit grosser Vorsicht zu Werke geht, alle Schlussfolgerungen aus seiner Aufstellung sorgfältig meidet, kurz, seinen Gedanken überzeugungssicher, aber zurückhaltend ausführt, so wird es doch nicht an Angriffen fehlen. Der erste Einwand wird selbstverständlich von den Sprachforschern ausgehen, welche das Bedenken erheben werden, dass griechische Inschriften des 2. Jahrtausends v. Chr. die griechische Sprache doch in einer ganz anderen Gestalt zeigen müssten, als in der des 1. Jahrtausends v. Chr., welche zur Grundlage der Lesungen diente. Kluge sucht dieses Bedenken mit dem Hinweise auf das Grundgesetz der Bilderschrift zu beseitigen, demzufolge der Lautwerth der Zeichen den Anlaut der Bezeichnung des im Bilde dargestellten Gegenstandes geben. Für Zeitabschnitte, in denen der Anlaut der betreffenden Wörter eine ältere Entwicklungsstufe vertritt, musste das entsprechende Zeichen demnach auch einen etwas anderen Lautwerth haben. Was die Flexions- und Declinations-Endungen betrifft, so bewegen sich diese bei dem geringen Umfange der Inschriften in einem sehr engen Kreise, stehen aber doch auf einer ziemlich ursprünglichen Stufe.

Ein anderer Einwand wird sich gegen die aus der Lehre Kluge's hervorgehende Schlussfolgerung ergeben, dass Kreta und die Inseln und Küsten des aegäischen Meeres schon im 3. Jahrtausend v. Chr. von Griechen bewohnt gewesen sein müssen. Die ältesten von Kluge gelesenen Inschriften mögen wohl nicht über 1500 v. Chr. zurückreichen, doch ist auch diese Zahl noch geeignet, zu Erörterungen Anlass zu geben. Bekanntlich gehen die Ansichten über die Zeit der griechischen Einwanderung sehr auseinander; denn während Einige die Griechen in ihrem Lande seit unbestimmbarer Zeit heimatberechtigt sein lassen, bestreiten ihnen Andere selbst die Theilnahme an der mykenischen Cultur oder lassen sie in diesem Zeitalter noch tief im Continente oder gar in der norddeutschen Ebene sesshaft sein. Paul Kretschmer, der in seiner kürzlich erschienenen, sich durch kritische Schärfe auszeichnenden „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache" auch dieser Frage entgegentritt, äussert sich über die Einwanderung der Griechen folgendermassen: „Wir können demnach mit ziemlicher Sicherheit schliessen, dass die Wanderung europäischer Stämme nach Kleinasien bereits im dritten vorchristlichen Jahrtausend ihren Anfang genommen hat. Dieses Ergebniss hat aber noch weiter reichende Consequenzen. Es kann nicht zweifelhaft sein, dass jene Wanderungen durch den Druck verwandter Stämme von Norden her veranlasst worden sind. Wenn nun die in ihren Sitzen in Makedonien und Thrakien verdrängten Völker, statt nach Süden in die ihnen zunächst liegende fruchtbare thessalische Ebene auszuweichen, sich nach Osten längs der ganzen Küste des thrakischen Meeres bis nach Kleinasien geschoben haben, dann müssen sie im Süden bereits ein Volk gefunden haben, welches ihnen die Einwanderung unmöglich machte. Nun ist es ja an sich glaublich, dass die in historischer Zeit südlich von den phrygisch-thrakischen Stämmen sitzenden Griechen vor jenen hergegangen, nicht aber ihnen gefolgt sind. Somit mussten auch die Griechen ihre historischen Wohnsitze schon im 3. Jahrtausend erreicht haben, und es wird nun auf jeden Fall wahrscheinlich, dass sie bereits in vormykenischer Zeit in Griechenland ansässig gewesen sind."

Sehr beachtenswerth ist auch, was Penka, der in seinem Aufsatze „Zur Paläoethnologie Mittel- und Südeuropas" (Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXVII, S. 18) sich für eine sehr späte Einwanderung der Griechen ausspricht, am angeführten Orte S. 52 sagt: „Wie lange es gedauert hat, bis die Sprache der Hellenen den Sprachen der benachbarten arischen Völker gegenüber ihren individuellen Charakter erhalten hat, lässt sich selbstverständlich ziffermässig nicht feststellen. Bedenkt man jedoch, dass es in ganz Deutschland, in dem seit mehr als 2000 Jahren das Deutsche die herrschende Sprache ist, zwar zur Bildung zahlreicher Dialecte, doch nicht zur Bildung selbstständiger Sprachen gekommen ist, dass sämmtliche slavische Sprachen, von denen

einzelne seit Langem in vom Stammlande weit entfernten Gebieten gesprochen werden, noch immer in einer für Jeden leicht erkennbaren Weise den Charakter gemeinsamer Abkunft an sich tragen, so können wir wohl annehmen, dass ein sehr langer Zeitraum erforderlich war, bis sich die Sprache der Hellenen soweit differenzirt hatte, dass sie den Nachbarn derselben als eine fremde Sprache erschien." Ich möchte hier nur beifügen, dass zur eigenartigen Ausgestaltung der griechischen Sprache nicht blos eine sehr lange Zeit, sondern auch eine grössere räumliche Scheidung von den zunächst verwandten Dialecten nothwendig gewesen ist. Im oberen Flussgebiete der Oder, wo nach Penka's Ansicht die Griechen noch während der Mykenäzeit sesshaft gewesen und sich sprachlich individualisirt haben sollen, haben sich die Deutschen während eines 2000jährigen Aufenthaltes nicht sprachlich gesondert und es konnte sich der individuelle Charakter der griechischen Sprache, wenn jenes Gebiet wirklich die Wiege der Griechen gewesen, aus dem von Penka selbst angedeuteten Grunde allzu naher Berührung mit den umwohnenden arischen Stämmen umsoweniger ausgebildet haben, als die Griechen nur ein Stamm von geringer Volkszahl, durch die sie überhaupt niemals hervorragten, gewesen sein konnten. Es scheint mir daher auch aus diesem Grunde die Annahme berechtigt, dass die Griechen eben in demjenigen Gebiete, in welchem sie uns die Geschichte zuerst kennen lehrt, auf welch' vorgeschobenem Posten sie durch Meer und Gebirge von anderen arischen Stämmen abgeschieden waren, jene sehr lange Zeit zugebracht haben, die zur eigenartigen Ausgestaltung ihrer Sprache nothwendig gewesen ist. Auch diese Erwägung führt zu dem Schlusse, dass die Griechen vor sehr langer Zeit in ihre geschichtlichen Wohnsitze eingewandert sein mussten.

Ich habe nach dieser Ausführung nichts beizufügen, als dass ich glaube, dass wir die Zahlen für die vorgeschichtliche Chronologie, so wie sie anfänglich viel zu hoch angenommen wurden, nunmehr zu tief ansetzen. Jedenfalls aber kann danach der Einwand aus der Zeitfrage als beseitigt betrachtet werden und wir können daher die Möglichkeit zugeben, dass die Griechen in der That in vormykenischer Zeit eine Bilderschrift besassen, die sie schon ein Jahrtausend vor der Berührung mit den phönicischen Händlern zu ersinnen begonnen haben.

Bewährt sich die Aufstellung Kluge's auch vom Standpunkte der Sprachforschung, dann darf man sie als eines der wichtigsten Ergebnisse der neueren Alterthumsforschung überhaupt betrachten; dann fällt jene bisher allgemein giltige Lehre, dass die Phönicier die Verbreiter jeder feineren Cultur nach Griechenland und durch dieses nach dem europäischen Norden und insbesondere, dass sie die Erfinder der Schrift gewesen seien. Die neuesten archäologischen Forschungen, welche uns eine tiefere Einsicht in die vorgeschichtlichen Culturzustände gewährt, hat schon Vieles von diesem Wahnglauben zerstört, zuletzt wird kaum etwas Anderes übrig bleiben, als die Thatsache eines tiefeingreifenden Einflusses des phönicischen Handelsvolkes auf die griechische Religion und die Sitten, der dem griechischen Volke vielleicht einen der Todeskeime einimpfte, glücklicherweise aber das Aufblühen der griechischen Kunst und Philosophie nicht zu verhindern vermochte.

M. Much.

2.

Heierli J. und W. Oechsli: Urgeschichte des Wallis. Mit 9 Tafeln und 1 Uebersichtskärtchen. 84 pp. (Mitth. d. antiquar. Gesellsch. in Zürich, Bd. XXIV. Heft 3). Zürich, Fäsi & Beer, 1896. 4°.

Das Rhônethal oberhalb des Genfersees, das enge Land am Nordost- und Nordfuss der grössten Erhebungen unseres Continentes, ist trotz der Nähe so vielbesuchter Reiseziele, wie sie die Westschweiz bietet, wissenschaftlich noch lange nicht genügend gewürdigt. Von den anthropologischen Verhältnissen desselben ist jetzt an einem Ende durch die fleissige Arbeit Heierli's der Schleier etwas gehoben worden. Es ist kein Bericht über systematische Ausgrabungen, die in dem Canton Wallis noch kaum stattgefunden haben, sondern eine Zusammenstellung und Betrachtung der in den Museen von Sitten, Lausanne, Genf, Bern, Zürich, im Hospiz auf dem St. Bernhard und in Privatsammlungen zerstreuten prähistorischen Funde aus diesem Gebiete, das Meiste natürlich aus dem Rhônethale selbst, Anderes aus Seitenthälern, z. B. am Grossen St. Bernhard. Gute, in $^2/_3$—$^3/_4$ n. Gr. ausgeführte Abbildungen ergänzen die Schilderung. Die Fundberichte sind oft weder genau noch zuverlässig, da die meisten Objecte nicht planmässig, sondern durch Zufall bei allerlei Erdbewegungen gewonnen wurden.

Das Wallis hat nur einen ordentlichen Zugang am Austritte der Rhône in den Genfersee; ausserdem bezwang menschliche Energie mühsam die Pässe im Süden. Im Ganzen aber ist es ein abgeschlossenes, in sich gekehrtes Ländchen, wie man auch an den urgeschichtlichen Funden trotz ihrer Anlehnung an südliche und westliche Formen erkennt. Heierli findet sie „oft von ganz besonderer Art. Man sieht, dass sie einem Lande entstammen, das wenig Verbindungen mit den umliegenden Gegenden hatte. Wenn sich auch zu keiner Zeit eine Völkerschaft von der anderen ganz absondern konnte, so mussten die prähistorischen Bewohner eines so abgeschlossenen und abgelegenen Erdenwinkels, wie das Wallis der Urzeit es war, die schwachen Wellen des Culturstromes, die zu ihnen gelangten, in besonderer Weise aufnehmen und gestalten. Wirklich findet man unter den Walliser Funden so eigenthümliche Formen, eine so bezeichnende Technik und Ornamentik, dass man in vielen Fällen auf den ersten Blick weiss, dass der betreffende Gegenstand aus dem Wallis stammt und nur von dort stammen kann".

Unter diesen Umständen ist es einigermassen merkwürdig, dass die Steinzeit nur durch spärliche keramische Reste eines neolithischen Skeletgräberfeldes auf der Höhe von Tourbillon bei Sitten vertreten ist. Nicht einmal vereinzelte polirte Steinbeile scheinen im Lande vorzukommen; es gibt nur ein paar vage Nachrichten über solche Funde. Das Wallis hatte offenbar für neolithische Ansiedler wenig Reiz und wurde relativ spät fest bewohnt.

Die reichlich vorhandenen Bronzezeitfunde, unter welchen sich eigenthümliche Ziernadeln durch ihre vertical-plattenförmigen, ovalen oder kreisrunden Köpfe auszeichnen, verrathen die Wege, auf welchen Cultur in's Land kam. Die meisten weisen nach dem Genfersee — am dichtesten besiedelt ist wieder die Gegend von Sitten —, nur wenige stammen vom grossen St. Bernhard- und dem Gemmipass.

Aber erst die Eisenzeit bringt einen erheblichen Aufschwung. „Wer die eisenzeitlichen Funde des Wallis durchgeht," sagt Heierli, „der ist erstaunt über deren Zahl und ganz besonders über das häufige Vorkommen gewisser in Technik und Verzierung charakteristischer Formen von Schmucksachen." Er schliesst daraus, dass im oberen Rhônethal schon vor unserer Zeitrechnung eine verhältnissmässig dichte Bevölkerung sass, und dass die prähistorischen Walliser eine locale Technik und Ornamentik hatten. Ausser dem Hauptthal scheinen als Verkehrslinien die Wege über den St. Bernhard, wie über die Grimsel eine bedeutende Rolle gespielt zu haben und auch die Pässe über die Furka und den Simplon bekannt gewesen zu sein. Im Rhônethal ist die linke Seite unterhalb St. Maurice auffallend arm an archäologischen Funden, die rechte Seite dagegen um so reicher, ein Zeichen, dass schon in vorrömischer Zeit, wie noch jetzt, die Hauptverbindung des Wallis mit dem Leman auf der rechten Seite der Rhône sich hinzog.

Innerhalb der prähistorischen Eisenzeit fällt das Hauptgewicht auf die La Tène-Periode. Von circa 70 Funden der vorrömischen Eisenzeit entfallen nur 10 auf die Hallstatt-Periode, gegen 60 auf die La Tène-Periode. Die Frühstufe der letzteren ist mit circa 25, die mittlere mit über 30 Funden vertreten. Diese Objecte sind mit Sicherheit den historisch bekannten Keltenstämmen der Seduni und Nantuates zuzurechnen.

Prof. W. Oechsli hat der Arbeit Heierli's ein Capitel über „die älteste Geschichte des Wallis", sowie einen Excurs über Avien's Schilderung des Rhônelaufes hinzugefügt. Eine „Urgeschichte des Wallis", wie der Titel lautet, ist die Publication der Herren Heierli und Oechsli wohl nicht; aber sie enthält die derzeit bekannten Materialien zu einer solchen in bester Ordnung und liefert also eine werthvolle Vorarbeit zu einer Darstellung, welche erst von der Zukunft erwartet werden darf.

M. Hoernes.

3

Niederle, Dr. Lubor: O původu Slovanů. (Ueber die Herkunft der Slaven. Prag 1896, Bursík und Kohout. 149 S.)

Die Aufgabe, die sich Verfasser in der vorliegenden Arbeit gestellt hat, bestand hauptsächlich darin: 1. in Bezug auf die verschiedenen älteren und neueren Ansichten über den Ursprung und die Herkunft der Slaven Alles zusammenzufassen, was wir vom heutigen Standpunkte aller diese Frage berührenden Wissenszweige Positives wissen, und 2. speciell die noch viel verbreitete, in Frankreich aufgetauchte und dort noch am meisten gepflegte Theorie zu bekämpfen, nach welcher die arischen Völker Europas aus zwei anthropologisch verschiedenen Quellen sich entwickelten, von denen die eine der germanischen, die zweite der keltoslavischen, von Beginn an gleich ganz verschiedenen Rasse den Ursprung gab. Im Speciellen versucht Verfasser nach Vorführung und Analysirung der Factoren, welche die „Nationalität" bilden, festzustellen, was die Linguistik, die Anthropologie und die Archäologie zur Lösung der Frage beitragen können, wie und wann die slavische Nation als etwas Eigenthümliches zu existiren, als solche sich zu repräsentiren begann. Im I. Capitel fasst Verfasser die Erfolge der linguistischen Studien über die Entwicklung der slavischen Sprachen aus der arischen Ursprache zusammen und erörtert kurz, wie die Linguistik in der Frage der wechselseitigen grösseren oder geringeren Verwandtschaft der slavischen Sprachen zu den anderen arischen Stämmen zu zumeist negativen Endschlüssen gelangte. Im II. Capitel befasst sich Verfasser mit der anthropologischen Seite dieser Frage und führt besonders alle unsere Kenntnisse über die körperlichen Eigenthümlichkeiten der Slaven in früheren und vorhistorischen Zeiten, sowie in der Jetztzeit an. Dass dabei hauptsächlich die kraniologischen Merkmale (besonders der Kopf- und Schädelindex) und die Complexion berücksichtigt wird, ist aus dem Reichthum der diesbezüglichen anthropologischen Literatur erklärlich. Es handelte sich dem Verfasser sicherlich vor Allem darum, die grosse Veränderung, welche der anthropologische Typus der Slaven gerade in diesen zwei Richtungen durchmachte, zur Geltung zu bringen. Die anderen anthropologischen Charaktere sind bis jetzt noch zu wenig erforscht und bieten auch keine so markanten Unterschiede. — In den Schlussfolgerungen dieses Capitels neigt Verfasser zumeist — jedoch mit einigen Einschränkungen — zu den Ansichten Penka's vom anthropologischen Typus der Arier hin. Er erkennt blos so viel an, dass sich im Wassergebiete der Ostsee ein schon primär dolichocephales, secundär noch blond gewordenes Volk aus bis jetzt sonst unbekannten Gründen entwickelte. Das Entwicklungscentrum für diesen secundären Charakter befand sich zweifelsohne da, aber an dieser Entwicklung betheiligte sich nur jener Theil der Urarier, welcher im Gebiete dieses Centrums oder in seiner Nähe sass. (Durch diese Beschränkung weicht Verfasser von der Ansicht anderer Autoren ab, welche für den ganzen Umkreis der Urarier, für alle ihre Zweige diesen Charakter annehmen.) Zu diesem Theile gehörten nach Dr. N. sicherlich die Gallier, Germanen und Baltoslaven — von den übrigen kann das nicht so sicher behauptet werden — und es scheint, dass die von diesem Centrum entfernteren Stämme an der Entwicklung dieses Charakters überhaupt nicht oder doch nur theilweise participirten. Verfasser sucht so an einer grossen Reihe von Belegen zu beweisen, dass die alten Baltoslaven einem dolichocephalen, vorwiegend blonden (aber nicht hochblonden, sondern dunkleren, mit einem Stich in's Rothe gehenden) Typus angehörten. Er weist darauf hin, dass in den altslavischen Gräbern, überall wo Slaven sassen, der dolichocephale Typus vorgefunden wird (noch in der ersten christlichen Zeit), dass nach verschiedenen Berichten auch bei ihnen die helle Complexion vorherrschend war, so dass z. B. bei den Arabern am Ende des ersten Jahrtausends n. Chr. die Bezeichnung „Slave" überhaupt für einen Menschen heller Complexion üblich wurde.

Heute sind die Verhältnisse allerdings andere: überall hat die Brachycephalie die Oberhand gewonnen (obzwar sie in der Richtung nach Nord und Ost abnimmt); auch die dunkle Complexion ist stark vertreten und überwiegt namentlich im Westen und Süden.

Die Ursachen dieser Veränderungen zu erklären, ist schwer; aber es sind sicherlich grösstentheils dieselben Ursachen, die im Laufe der Zeit die Umwandlung der alten Germanen in Brachycephale hervorgerufen und ihre Complexion gedunkelt haben. Es geschah dies noch unter dem Einflusse einer uns nicht näher

bekannten centraleuropäischen brachycephalen Rasse, vielleicht auch unter den unerforschten Einflüssen der Umgebung (Milieu), in welcher die Slaven lebten. Den Einfluss der Finnen und Mongolen schätzt Verfasser diesen Ursachen gegenüber, die im ganzen Mitteleuropa allgemein wirksam waren, bedeutend geringer, worin er ebenfalls von Penka abweicht. Im III. Capitel zeigt Verfasser, dass man auf Grund der archäologischen Forschungen nicht annehmen kann, dass irgendwelche culturelle Abweichungen eine Abtrennung des slavischen Urvolkes von den Urariern bedingt hätten. Im Gegentheil ist die culturelle Eigenheit der Slaven ein Product späterer Perioden, namentlich erst der historischen Zeit. Hingegen benützt Verfasser die archäologischen Angaben dazu, zu zeigen, dass die definitive Trennung der arischen Völker, also auch der Baltoslaven (in grossen Intervallen), etwa um 2000 J. v. Chr. oder schon früher vor sich ging. Wann sich von den Baltoslaven die baltischen Völkerschaften (Preussen, Letten und Littauer) abgetrennt haben, lässt sich bis jetzt nicht sicherstellen. Es ist also die Sprache das älteste Trennungsmerkmal der arischen Völker.

Im Anhang führt Verfasser die von ihm benützte Literatur an und schliesst eine kurze Betrachtung über das Verhältniss der Finnen zu den Slaven bei.

Dies der bündige Inhalt der Arbeit Niederle's, die sicherlich die Berücksichtigung aller Forscher auf diesem Gebiete verdient und auch wohl noch Anlass zu weiteren Discussionen in dieser Frage geben wird.

H. Matiegka.

4.

Ratzel, Prof. Dr. Friedrich: Völkerkunde. Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage. 2 Bde. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1894 und 1895.

Zweck dieser etwas verspäteten Anzeige ist nicht etwa der, eine Besprechung dieses schönen Werkes zu geben, die bei der Eigenart des Verfassers, den Stoff zu formen und zu gestalten, ohne Inanspruchnahme eines grossen Raumes auch gar nicht auszuführen wäre, sondern nur der, auf ein wirklich gutes und ernstes Buch aufmerksam zu machen, das die weiteste Verbreitung verdient. Die vorliegende zweite Auflage in zwei Bänden erscheint der ersten dreibändigen Ausgabe gegenüber wesentlich günstiger; die einzelnen Abschnitte sind mehr gegeneinander abgewogen und wird dadurch der ganze Eindruck, den das Werk macht, ein viel einheitlicherer. Schon die Grundeintheilung zeigt in der neuen Auflage eine nahezu durchgreifende Verschiedenheit gegenüber jener der ersten. Während in der letzteren die Naturvölker von den Culturvölkern ziemlich streng geschieden waren, ist jetzt den natürlichen Verhältnissen mehr Rechnung getragen, indem die geographischen Einheiten mehr zusammengehalten sind. Vollständig consequent durchgeführt erscheint dies in dieser Ausgabe auch noch nicht, indem die Culturvölker Afrikas von den Naturvölkern dieses Continentes abgesondert behandelt und überdies noch die Zwergvölker Afrikas als eine eigene Rasse eingeführt werden.

Angenehm berührt ferner die durch das ganze Werk gehende Tendenz, dass nicht der physische Habitus, sondern Sprache und Cultur, sowie geographische Einheit das wesentliche Eintheilungsprincip abgeben. So ist der pacifisch-amerikanische Völkerkreis zu einer grossen Gruppe vereinigt, obzwar schwarze, gelbe und rothe Menschen in demselben untergebracht sind. Man muss für eine verständliche Darstellung von einer festen Basis ausgehen; dies ist in weit höherem Maasse der Fall, wenn wir hiezu die geographische Einheit wählen, als die stets schwankende Brücke der physischen Merkmale zu betreten.

Die Aufnahme der amerikanischen Culturvölker in den entsprechenden Völkerkreis erscheint gegenüber der ersten Auflage, wo dieselbe gesondert behandelt wird, als ein Vorzug.

So viel nur über die allgemeine Eintheilung. Was die Behandlung und Verarbeitung des Stoffes anbelangt, so muss man sich die etwas eigenartige Richtung des Verfassers stets vor Augen halten. Ratzel hat durch seine bekannte Auffassungsart die Völkerkunde wesentlich vertieft, wenn er auch durch seine speculative Methode nicht immer zu ganz klaren Resultaten gelangt. Immerhin darf die Völkerkunde heute die von ihm eingeschlagenen Wege nicht ausser Acht lassen, ohne eine Unterlassungssünde zu begehen. Die geographische Betrachtungsweise in der Völkerkunde ist ohnehin lange genug zurückgedrängt worden; sie darf heute nicht mehr vernachlässigt oder übersehen werden.

Ueber die Darstellungsweise ist schwer, ein gerechtes Wort zu sagen. Man muss sich immer vor Augen halten, dass das Werk als Brehm's Nachfolger eigentlich für den grossen Kreis Gebildeter geschrieben sein soll. Und doch vermissen wir gerade hier die Leichtfasslichkeit der Darstellungsweise und den glatten, fliessenden Stil, die dem Werke des grossen Thierkenners eine so kolossale Popularität verschafft haben. Man muss die Sätze und deren Zusammenhang studiren und darum auch ein Theil mehr Gedankenarbeit daran wenden, als der gewöhnliche Leser solcher Werke zu leisten gewohnt ist. Freilich ist der geistige Genuss und Nutzen ein weit grösserer, da gerade die Ratzel'sche Diction zu tieferem Nachdenken auffordert. Die gewaltige Geistesarbeit, die der Verfasser geleistet, wird aber erst dann zur vollen Anerkennung gelangen, wenn er seine gesammelten Daten zu einer rein wissenschaftlichen Völkerkunde verwenden wird, was wir auf das Lebhafteste wünschen.

Das Werk ist heute durch Form und Ausstattung das erste seiner Art in der Weltliteratur und steht als solches ohne Rivalen da.

Heger.

Die neolithische Ansiedelung bei Gross-Czernosek.[1])

Ausgrabungen in den Jahren 1895 und 1896.

Von **Robert Ritter v. Weinzierl** in Prag.

(Mit 20 Abbildungen im Texte.)

Diese letzten beiden Grabungen, die im Anschlusse an die früheren durchgeführt wurden, bieten eine Fülle von interessanten Facten, neue Beweise für die aus früheren, jahrelangen Betrachtungen gefolgerten Annahmen, so dass sich das Bild, das sich vor unseren Augen bereits entrollte, immer mehr klärt.

Während wir in der IX. Grabung 1895 ein schönes Bild gewinnen, wie sich die bronzezeitliche Nachbesiedelung vollzogen hat, auch aus den Wohnstätten, Feuerherden und Töpfereien eine friedliche Niederlassung jenes Volkes erkennen, das in seiner Fortentwicklung gedeihlich weiter schritt, so bringt uns die X. Grabung 1896 mit einer Ruhestätte in Berührung, die von grossem Interesse ist, da sie der Bestattungsart und Tiefe nach wohl als die älteste Cultusstätte unserer Ansiedelung gelten kann. Diese liegenden Hocker in Steinkisten oder Steinpackung, sehr arm an Beigaben, in tiefster Lage gebettet, sind wohl als die ersten Besiedler unserer Station anzusehen. Während die jüngeren neolithischen Skeletgräber ein ziemlich reiches Grabinventar aufweisen, sind diese schmucklos bis im Mergel zwischen grossen Steinmassen gebettet worden, oft in einer förmlichen Kiste von Steinplatten. Von weither müssen die verschiedenartigen Steinblöcke und Platten hergeschleift und geschleppt worden sein, um dem Verstorbenen eine sichere Ruhestätte zu schaffen.

Unter diesen 1896 ausgegrabenen neun neolithischen Gräbern befanden sich zwei Bestattungen, mit denen wir uns zwar später eingehender befassen werden, die aber dennoch verdienen, vor Allem erwähnt zu werden. Es ist dies das Grab IV, das Spuren von theilweiser Verbrennung aufweist, und das Grab VI, in welchem eine vollständige Verbrennung constatirt wurde.

Nachdem nun diese Kistengräber als die ältesten unserer Ansiedelung gelten müssen und ebenso beschaffen sind, wie jene älteren neolithischen Gräber südöstlich von Lobositz,[1]) so erscheint die Constatirung eines Brandgrabes innerhalb dieser Bestattungsart von grosser Wichtigkeit. Warum soll auch die Verbrennung der Todten erst in der Bronzezeit aufgekommen sein? Dass diese Bestattungsart in der Metallzeit grösstentheils eingeführt wurde und durch ganze Culturphasen fortgedauert hat, bis die christliche Zeit dieser Gewohnheit einen Damm setzte, ist uns genügend bekannt. Dass diese Bestattungsart in der Steinzeit bereits theilweise geübt, besser gesagt, mit dieser Bestattungsweise begonnen wurde, lässt sich wohl nicht leugnen, nachdem — ich spreche hier nur vom nördlichen Böhmen — die Beweise sich mehren[2]) und, wie uns die Begräbnisstätte von Gross-Czernosek lehrt, die Verbrennung der Leiche in so früher Zeit durchgeführt wurde. Ob wir es hier, unter acht Skeletgräbern, mit einer Feuerbestattung an und für sich zu thun haben, mit einer bereits angenommenen, irgendwo abgesehenen neuen Form des Todtencultus, oder ob diese Verbrennung auf irgend einen anderen Umstand zurückzuführen ist, das zu constatiren ist ein Ding der Unmöglichkeit. Genug, in der Reihenfolge der neun Gräber befand sich inmitten eine Grabstätte, kistenartig umstellt mit Geröll und gedeckt mit einer grossen, schweren Platte, die eigens und weit hergeschleppt werden musste, um der in einer elliptischen Einmuldung zusammengehäufelten Todtenasche die ewige Ruhe zu sichern.

Wir werden später noch einmal darauf zurückkommen und gehen nun zur ausführlichen Beschreibung der Culturschichten der Grabung IX von 1895 über.

Wenn wir uns den Situationsplan[3]) zur Hand nehmen, so finden wir auf dem Mittelfelde die

[1]) Siehe: Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien 1895. Bd. XXV. S. 29 f.; desgl. S. 180.

[1]) Zeitschr. f. Ethnologie, Berlin 1895, S. 49: Weinzierl R. v., Der prähistorische Wohnplatz und die Begräbnisstätte auf der Lösskuppe südöstlich von Lobositz a. Elbe. S. 55, a) Kistengräber.

[2]) Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien 1895, Bd. XXV, S. 189 u. s. f.

[3]) Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien 1895, Bd. XXV, S. 31, Fig. 2.

Grabung VI verzeichnet. Von dieser wurde im Vorjahre westlich bis zum Feldrain (*e*) gegraben.

Gerade dort, dem höchsten Punkte der Ansiedelung, glaubte ich, wie schon früher erwähnt,[1] die bronzezeitliche Nachbesiedelung constatiren zu müssen, um mit einer sorgfältig durchgeführten Grabung den Beweis für die früher ausgesprochene Annahme einer Nachbesiedelung erbringen zu können.

Das Resultat der Arbeit blieb nicht hinter den Wünschen zurück.

In westlicher Richtung weiter und vertical abgrabend, zeigt sich uns ein Profil, dessen Culturschichte 2 m tief ist und bis auf den Mergel herabreicht. Diese mächtige neolithische Culturschichte, die ungestört auflagert, zeigt stellenweise eingesenkte Wohnstätten, Töpfereien und Feuerherde, die selbst bis auf den Mergel herabreichen und von oben in die neolithische Schichte eingeschachtet sind. Zwischen diesen bronzezeitlichen Gruben finden wir Intervalle, wo die ältere, ungestörte Schichte bis zur Ackerkrume aufsteigt und in ihren horizontalen Lagerungen einen festen Zusammenhang zeigt.

Auch im Farbenton unterscheiden sich die beiden Schichten, die ineinander geschoben sind, oft wesentlich. Die Contur hebt sich dann in Folge dessen ziemlich scharf ab, doch muss immer genau auf den Inhalt dieser Culturgruben geachtet und Schritt für Schritt jede, auch die kleinste Erdbewegung genau untersucht werden.

Indem die Nordwand des Mittelfeldes stehen blieb und dadurch eine genaue Orientirung stets ermöglicht war, wurde westwärts, vertical abgegraben.

Zunächst wurde ein mächtiger Feuerherd von 2 m Durchmesser in einer Tiefe von 1 m angeschürft. Derselbe kennzeichnete sich in einer langen, schmalen, spitzelliptischen Form mit verlaufenden Schichten nach aufwärts, so dass die Einsenkung genau gekennzeichnet war. Dessen Inhalt bestand aus: Holzasche, Holzkohlenstücken und einigen rohen Scherben, mitunter schwach graphitirt.

Südlich von diesem Feuerherde, aber nur 0·7 m tief, lag eingebettet ein Kindesskelet, dessen Lebensalter einige Monate gezählt haben konnte. In seiner nächsten Umgebung war diese Bestattung durch nichts gekennzeichnet.

Erhalten waren wenige Knöchelchen und der Stirntheil mit den Augenhöhlen. Die Knochen zeigen keinerlei Brandspuren, so dass es eine Bestattung ist, die in den oberen auslaufenden Schichten des vorbesprochenen bronzezeitlichen Feuerherdes eingesenkt wurde.

Die Zeitstellung ist genau charakterisirt durch ein kleines bronzenes Armband, das einzige Inventar des Grabes.

Dieses kleine Armband, das in seiner Grösse dem zarten Alter des Todten entspricht, besteht aus einem glatten, nicht ornamentirten Reifen, der nicht ganz zusammengebogen ist.

Westwärts folgte, nach einem kurzen Intervall in der neolithischen Schichte, ein 1·6 m tief eingesenkter Brandherd, der aus einer mächtiger Schichte von Holzasche bestand. Nördlich von diesem wurde ein solcher in derselben Tiefe angeschürft, der aber in die Feldwand hineinreicht.

Daneben südwestlich lag, 1·2 m tief, ein Feuerherd eingesenkt, der ausser Holzasche viele rohe Topfscherben vom Lausitzer Typus (ohne Ornament), viele Thierknochen, Unioschalen und Herdsteine enthielt. In den obersten Schichten wurde ein kleiner Steinmeissel gefunden, der den bronzezeitlichen Funden zuzuzählen ist.

Nun folgt westwärts ein 2 m langer Intervall der unberührten neolithischen Culturschichte.

Der nun folgende Feuerherd (Fig. 74 *A*) ist in seiner Ausdehnung sehr bedeutend.

In einer Tiefe von 1·5 m hatte derselbe eine kreisförmige Ausdehnung von 3 m Durchmesser, dessen Aschenlager eine Mächtigkeit von 0·8 m.

In der Holzasche und den nach aufwärts auslaufenden Schichten wurden eine grosse Zahl roher, massiver Scherben vom Lausitzer Typus, offenbar von Nutzgefässen herrührend, gefunden, ferner ein Beinmeissel, ein abgenützter Glätter aus Bein, viele Knochenfragmente und Herdsteine.

Auf der Asche lag ein Urnendeckplattenfragment und ein Sandstein mit Spuren von Bearbeitung und seitlichen Einkerbungen.

Dieser grosse Brandplatz, der an der Basis horizontal verlief (wie die übrigen), enthielt auch eine Gefässbrennerei. Dieselbe war seitlich, im Beginne, bis in den Mergel (Fig. 74 *a*) 0·3 m eingetieft, bei einem Durchmesser von 1 m. Ueber diesem Herde lagen viele grosse Herdsteine, starke, gebrannte Lehmstücke (Fig. 74 *b*), ziegelartig geformt, die mit Weizenspreu gemengt sind und wahrscheinlich Fragmente eines Gefässbrennofens darstellen (Fig. 75). Ueber diesem Herde lagen in der Asche unzählige rohe, theils auch zerschmolzene Gefässscherben von ver-

[1]) Desgleichen, S. 189.

schiedener Güte, mit und ohne Henkel, darunter russgeschwärzte und graphitirte. Sämmtliche Fragmente, die verschiedenen Formen von Urnen und Schüsseln, erstere vielfach mit Tupfenleisten versehen, angehören, sind als keramische Erzeugnisse des Lausitzer Typus charakterisirt.

Offenbar sind hier allerlei Gefässe erzeugt und auch sofort gebrannt worden, da eine grosse Zahl von verschlackten und zusammengeschmolzenen Scherben vorkam. Am Ende der Grabung kommen wir nochmals auf eine Töpferei, die uns ein recht anschauliches Bild dieses Gewerbes in jener Zeit vor Augen führt.

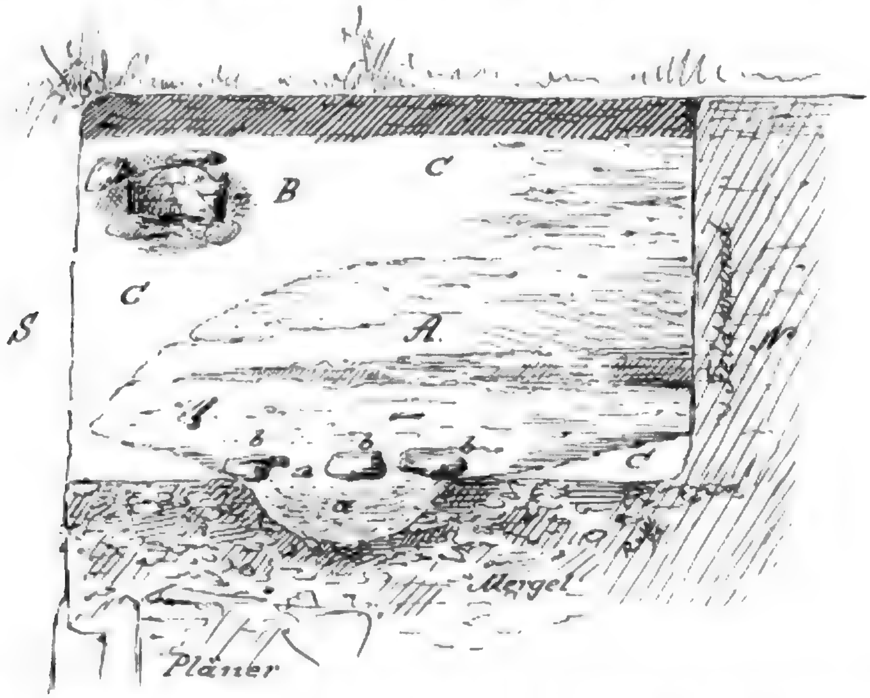


Fig. 74. Bronzezeitliche Wohnstätte (*A*) mit Gefässbrennofen (*a*) in der neolithischen Culturschichte (*C*) eingetieft. *B* ein Urnengrab mit Leichenbrand.

Der vertiefte Boden des Töpferherdes, welcher im Mergel eingegraben war, ist stark ausgeglüht, ein Beweis, dass hier lange gefeuert worden sein musste.

Diese Brennofentheile (Fig. 75) sind an der Basis 8—10 cm breit, abgeflacht, 20 cm hoch und bedeutend verengt, Keilziegeln ähnlich. Die Aussenseite ist rauh, die Innenseite zeigt eine öftere Ausschmierung mit feinerem Thon. Dieselben sind stark durchgeglüht, sehr leicht und mürbe — das Thonmaterial war stark mit Weizenspreu durchsetzt —, so dass man einen lang andauernden Gebrauch im Feuer voraussetzen kann. Diese Brennofenfragmente lagen regellos zerstreut umher, weshalb die Ofenanlage nicht zu ersehen war.

In den Aschenschichten lagen viele Knochenfragmente vom Hirschen, von der Ziege, vom Schweine, Hunde und Bären.

In den obersten Schichten wurde eine kleine Topfurne von gewöhnlichster Form, ein flacher, doppelt gelochter Wirtel aus Thon, zwei Glätter, aus einer Rippe hergestellt, und eine unfertige Pfeilspitze aus Bein gefunden. Ausserdem wurde ein Urnendeckel, aus rothbraunem Thon gebrannt, gefunden, dessen eine Seite mit Nägeleindrücken reihenförmig geziert ist. Dieser Deckel hat einen Durchmesser von 29 cm und eine Dicke von 1 $^1/_4$ cm.

Von Bedeutung ist noch die einzeln gefundene Pfeilspitze aus Bein (Fig. 76), mit abgebrochenem oberen Ende. Diese mit langausgezogenen, spitzen Flügeln gezierte Pfeilspitze ist charakteristisch für die Bronzezeit, da sie sich gegenüber den mit abgerundeten Flügeln und rundem Stiele versehenen neolithischen Pfeilen wesentlich unterscheidet: ausserdem ist deren Stiel vierkantig. Diese Art von Pfeilspitzen kommt selbst noch in jüngeren Perioden vor, ist aber in

der neolitischen Culturepoche in Böhmen nicht beobachtet worden.

Die südliche Peripherie des grossen Herdes war, offenbar als Wohnstätte, mit Hürden überdacht gewesen, da längs derselben zahlreicher Bewurf aus gebranntem Lehm gefunden wurde. Unter diesen Stücken lag ein geglättetes Fragment eines vier-



Fig. 75. Fragment eines Gefässbrennofens (1/2).

kantigen Webstuhlgewichtes, sowie auch Bruchstücke von rohen, gebrannten, kegelförmigen Gewichten.

Ueber dieser Wohnstätte, aber nur 0·4 m tief, befand sich ein Urnengrab mit Leichenbrand (Fig. 74 *B*).

Die grosse Haupturne lag in südnördlicher Richtung zerdrückt, verschiedene rohe Scherben von 2—3 kleineren Urnen enthaltend. Ausserdem bestand der Inhalt aus Herdasche und nur im kleinsten



Fig. 76. Pfeilspitze aus Bein (1/1).

Theile aus Knochenasche. Umgeben war das sehr seichte Grab von einigen Steinen.

Die Haupturne (Fig. 77), die eine bekannte Form der Lausitzer Haupttypen ist, hat eine Höhe von 34, einen oberen Durchmesser von 20, einen mittleren von 31 und einen Bodendurchmesser von 13·5 cm.

Dieselbe ist formvollendet geknetet, dickwandig, besteht aus grauem Thon mit wenig Quarz und hat ein rauhes Ansehen, da dieselbe nicht geglättet ist. Wesentlich wichtiger ist die einfache Ornamentik dieser Urne. Unter dem weit ausladenden Rande ist dieselbe im Umkreise mit sechs stark modellirten Warzen versehen, welche untereinander mit einem eingeritzten Wellenband, das aus zwei unregelmässigen Wellenlinien besteht, verbunden sind.[1] Die Urne war vollständig zerdrückt, liess sich aber, bis auf einen kleinen Theil, wieder vollständig herstellen.

Dies ist das erste Urnengrab vom Lausitzer Typus in der Nachbesiedelung von Gross-Czernosek, es ist aber auch in der Folge der weiteren Grabung keines mehr gefunden worden.

Gegen die Feldwand zu, etwa in der Tiefe dieses Urnengrabes, wurde vereinzelt eine 6 cm lange Bronzenadel mit doppelt konischem Kopfe gefunden.

Westwärts weiter grabend, wurde eine ungestörte neolithische Culturschichte von über 3 m Breite und

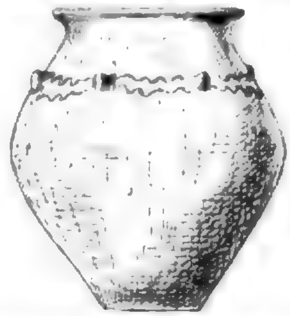


Fig. 77. Bronzezeitliche Urne mit Wellenbandornament (1/4).

etwa 5 m Länge bis zur nächsten bronzezeitlichen Einsenkung durchforscht, die abwechselnde Aschenlagen mit spärlichen Scherbenfunden, Knochenfragmenten, Herdsteinen etc. ergab.

Nennenswerthe steinzeitliche Funde wurden bei dieser Erdbewegung nicht gemacht, wie überhaupt diese Erd- und Aschenschichten sehr arm an belangreichen Streufunden sind.

Der nun gemachte Fund ist höchst eigenthümlicher Art. Im Mergel, 0·45 m tief eingebettet, lagen in einer elliptischen Grube von 2·35 m Länge und 0·85 m Breite, von zahlreichen grossen Steinen umgeben, zwei Hunde bestattet (Fig. 78). Während der eine Hund mit dem Schwanze im Süden, gestreckt nach Norden mit dem Kopfe lag, lag der zweite in entgegengesetzter Richtung, so dass sich die Füsse theilweise kreuzten. Beide Skelette waren

[1] Dieses eigenthümliche und interessante Wellenbandornament ist wohl zu unterscheiden von dem sogenannten Wellenornament der auf der Töpferscheibe gedrehten Gefässe der römischen Provinzialzeit. Anm. d. Red.

gut erhalten; der Kopf des ersten war der Länge nach, der des zweiten Hundes hinter der Schnauze quer durchhackt. Beide Hunde waren bis 0·7 m mit Steinen bedeckt und in und unter ungestörter neolithischer Culturschichte gebettet, so dass wir diese Hundedoppelbestattung der Steinzeit zuschreiben müssen.



Fig. 78. Bronzezeitliche Hundebestattung.

Hundebestattungen sind sowohl aus der neolithischen Culturepoche, als auch aus jüngeren Perioden bekannt, doch ist mir in der Literatur eine derartige Doppelbestattung noch nicht vorgekommen.

Dem treuen Begleiter des Menschen ist hier in dankbarer Zuneigung eine Ruhestätte geschaffen worden. Wie es scheint, sind beide Hunde als Vertheidiger des Herrn im Kampfe verwundet oder durch

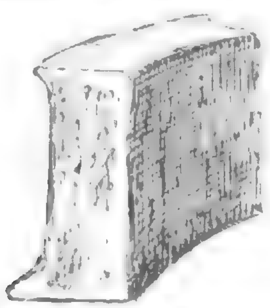


Fig. 79. Fragment eines Gefässbrennofens (¹/₄).

wuchtige Hiebe einer Steinaxt getödtet worden, todt oder schwerverwundet nach Hause geschleppt und in der Nähe der Wohnstätte innerhalb der Ansiedelung bestattet worden.

Nördlich von dieser eigenthümlichen Bestattung fand ich einen Küchenherd, der zur Hälfte in der Feldwand verlief, daher mit aller Vorsicht ausgegraben werden musste.[1]) Dieser Herd von 2 m Durchmesser war sichtbar in der neolithischen Culturschichte eingetieft und erwies sich durch seine Gefässreste als der Bronzezeit zugehörig. Die bis 1·8 m nahezu kreisrunde, vertiefte Sohle war stark ausgeglüht durch einen dauernden, intensiven Brand und lagerte darauf eine starke, weisse Holzaschenschichte. Darüber kam Holzasche mit Holzkohle gemischt und über dieser 1 m starken Schichte lagen eine Unzahl verbrannter Lehmklumpen (Estrich), Thonschlacken und Scherben von verschiedenen stark- und dünnwandigen Gefässen vom Lausitzer Typus. Westlich von diesem Herde wurde eine Wohnstätte mit drei verschieden tief liegenden, kleinen Gefässbrennöfen durchgegraben. Dieselbe ist bei einem Durchmesser von 3·5 m, im Zusammenhange mit dem vorigen Herde, 1·5 m eingetieft.[1]) Diese Wohnstätte, war die eines Töpfers, und befanden sich unter dem Bodenniveau drei ungleich grosse Gefässbrennöfen, wovon der grösste mit verschiedenen Scherben und Schlacken erfüllt war. In denselben standen, um den oberen Rand gruppirt, noch die einzelnen Theile der Ofenwandung (Fig. 79), welche ebenso hoch wie die frühere Fig. 75, jedoch mit verbreitertem Fusse und gleich starker Wandung erbaut war. Dieselbe war aussen mehrfach überstrichen, vollständig durchglüht, innen stark russgeschwärzt. Dem Materiale nach bestand diese Ofenwandung aus Lehm, welcher stark mit Weizenspreu durchsetzt war.

Die weitere Beschreibung der Töpferwerkstätte kann hier wegbleiben, da sie bereits im Jahrgange 1895 dieser Mittheilungen, S. 190, an der Hand der Abbildung gegeben ist.

Ich will nur kurz erwähnen, dass über dem Boden der Werkstätte Rohmaterial (Sand mit feinem Ziegelthon gemengt) in grösserer Menge angehäuft war; dasselbe musste etwa 1 km weit getragen werden, da in unmittelbarer Nähe weder Thon noch Sand vorhanden ist.

In den Schichten ober dem Estrich, dessen Theile unmittelbar auf dem Rohmateriale auflagen, wurden ein erhaltener Hundeschädel (ganz gleichartig der heutigen Dorfhunderasse), Töpferspatel und Glätter, aus Rippen gefertigt und stark abgenützt, Pfriemen und eine kleine Urne von gewöhnlicher Form gefunden.

Die keramischen Reste und Fragmente dieser Töpferhütte sind ebenso wie früher solche, die dem Lausitzer Typus angehören.

[1]) Abgebildet in den Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien 1895, Bd. XXV, S. 190, Fig. 271 C.

[1]) Abgebildet in den Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien 1895, Bd. XXV, S. 190, Fig. 271 B.

Dieser bronzezeitliche Töpfer hatte die Werkstatt knapp neben seiner Wohnstätte erbaut und sein Handwerk bereits in ausgedehnterem Maasse betrieben. Früher hatten wir beides unter einem Dache vereint gefunden, auch war nur ein Brennofen vorhanden. Hier scheinen mehrere Personen zusammen gearbeitet zu haben, immerhin aber finden wir genau dieselben Typen in den Gefässresten, dasselbe Material und dieselbe Brennmethode.

Es scheint nach alledem die Töpferei bereits in der älteren Bronzeperiode eine Art selbstständiges Gewerbe gebildet zu haben; es befassten sich also specielle Personen mit der Massenerzeugung der Keramik und wurde vielleicht auch in weitem Umkreise dieser Ansiedelung Handel mit Nutzgefässen und Urnen getrieben. Die Gleichartigkeit dieser Keramik mit jener der Gräber derselben Zeit in und um Lobositz deutet auf eine gleichmässige Nachbesiedelung der neolithischen Stationen dieser Gegend hin. Auch die Entwicklung der Verzierungstechnik, die Gleichartigkeit im Materiale ist sowohl hüben, als drüben der Elbe zu beobachten.

Die Beschaffenheit der Wohnstätte ist noch ganz die gleiche, wie in der Steinzeit; derselbe Hürdenbau bei versenktem Bodenniveau, derselbe Hürdenanwurf und auch dasselbe Deckmateriale.

Die Behelfe, die bei der Töpferei verwendet wurden, sind ganz die gleichen, überdies finden wir dieselben Hausgeräthe mit wenigen Ausnahmen noch in Verwendung.

Ausser dem Metall und der Keramik sehen wir eine wesentliche Uebereinstimmung in beiden aufeinanderfolgenden Culturepochen, d. h. der jüngeren Steinzeit und diesem Abschnitte der Bronzezeit, der sich uns als Lausitzer Typus in der Keramik charakterisirt.

Wir werden daher keinen Fehlgriff thun, wenn wir annehmen, dass bei uns dem Neolithiker in nicht gar langer Zeit der metallkundige Culturmensch gefolgt ist und Besitz genommen hat von den verlassenen Siedelungen seines Vorgängers. Die Ansiedelung von Gross-Czernosek macht den Eindruck, als ob hier, wie schon früher erwähnt, der Neolithiker bereits abgezogen, südlich oder östlich weiter gewandert und die erste Culturstätte vollkommen verödet war, als, in entgegengesetzter Richtung drängend, die Horden der zweiten Besiedelung eintrafen und sofort die alte, verödete Wohnstätte in Besitz ergriffen und ein neues Volk das schöne Elbethal belebte.

Ausser den beschriebenen Funden dieser IX. Grabung sind noch einige Streufunde zu erwähnen, deren Zugehörigkeit nicht genau festzustellen ist, da dieselben keine besondere Charakteristik an sich tragen.

Es sind dies: eine bearbeitete Hirschhornzacke, ein stumpfes, pfriemartiges Beininstrument, ein runder Beinstiel (wahrscheinlich einer stumpfgelappten neolithischen Pfeilspitze angehörend), mehrere Spatel und Glätter, letztere aus Rippen gefertigt und stark

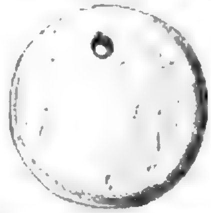


Fig. 80. Runde, gelochte Thonscheibe ($^1/_1$).

abgenützt, Wirtel, Pfriemen aus Knochen, eine kleine, runde und gelochte Thonscheibe (Fig. 80) und verschiedene Scherben aus den neolithischen, viele aus den bronzezeitlichen Nachbesiedelungsschichten, auch kleinere Gefässe, deren Form in beiden Epochen vorkommt.

Dazu kommen noch aus dem Reste der überworfenen Aschenlage ein unfertiger Hirschhornhammer, ähnlich dem in der ersten Abhandlung beschriebenen, nur dass der vorliegende noch kein fertiges Schaftloch besitzt, sondern beiderseits erst angebohrt ist,



Fig. 81. Hirschhornhacke (Feldgeräth) mit Schaftloch ($^1/_4$).

und ein grosser Knochendolch oder Pfriem, aus dem Wadenbeine des Hirschen hergestellt, mit sehr scharfer Spitze.

Im darauffolgenden Winter wurde von Seite des Besitzers, H. Franz Parthe, ein kleiner Theil, der seiner Zeit von der Grabung III stehen bleiben musste, abgetragen und nebst vielen neolithischen Scherben, verschiedenen Thierresten eine prachtvolle Feldhacke (Fig. 81) aus Hirschhorn, mit rundem Schaftloche, gefunden. Dieselbe hat eine Länge von 21·5 cm und ist aus einer 6 cm starken Geweihsprosse gefertigt. Die Schneide ist auf ein Drittel der Länge zugehauen; dieses Feldgeräth scheint noch nicht im Gebrauche gewesen zu sein.

Im Frühjahre 1896 wurde im östlichen Steinbruche des H. Nikolaus Parthe ein grosses Stück der Culturschichte abgetragen. Auch hier kommen mächtige Einsenkungen der Nachbesiedelung vor, die oft die ganze Culturschichte durchgreifen und bis auf den Mergel hinabreichen. Aus diesen Nachbesiedelungsgruben, Herden und Wohnstätten ist eine Localität (Fig. 82 *A*) bemerkenswerth, die, bis auf den Mergel eingesenkt, in einer Ausdehnung von 5 m Durchmesser nach zwei Seiten hin aussen bedeutend gehoben erscheint und auf den Ausgangspunkten, sowie im tiefsten Centrum je einen vertieften, konischen Feuerherd (*a*, *b*, *c*) hatte. Der unterste ist bis

Diese Lampe ist aus einem Stück Thon modellirt, hat einerseits ein Ausgussrohr zur Aufnahme des Dochtes und entgegengesetzt eine Handhabe. Das erstere hat eine enge Oeffnung, welche mittelst Durchstechen erzeugt wurde.

Die Lampe ist aus grauem Thon erzeugt und gut gebrannt. Deren Form weicht vollständig ab von den flachen Formen, die uns aus verschiedenen neolithischen und bronzezeitlichen Stationen Böhmens und Mährens bekannt sind und die vor Allem eine weite Oeffnung zur Aufnahme des Dochtes haben, während hier diese Oeffnung eng ist und schliessen lässt, dass man bereits dünnere Dochte, wahrschein-

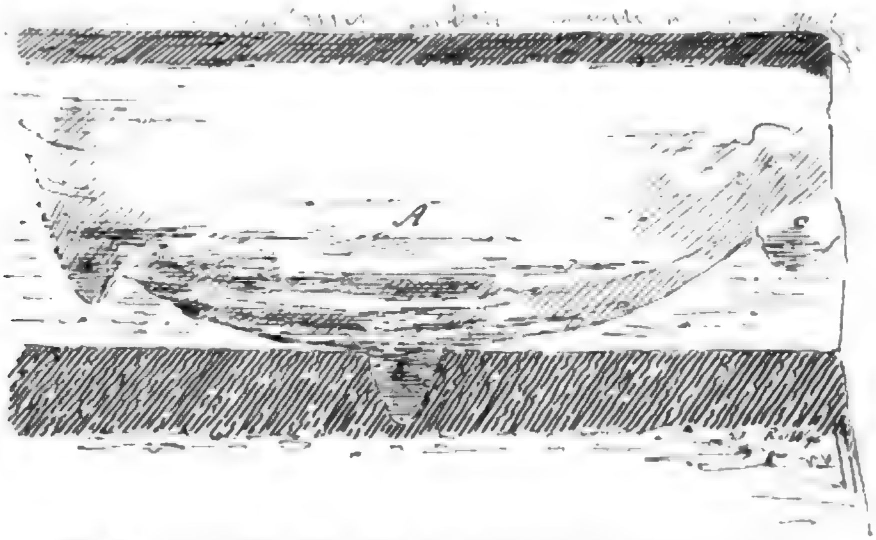


Fig. 82. Bronzezeitliche Wohnstätte (*A*) mit mehreren Feuerherden *a*, *b* und *c*.

in den festen Mergel eingegraben. Das Ganze scheint blos eine Wohnstätte gewesen zu sein, während die drei Feuerherde zu Küchenzwecken benützt wurden. Die ganze Tiefe dieser Culturgrube beträgt hier bis auf den Mergel 1·75 m bei einer Mächtigkeit von 0·75 m der aufgelagerten Aschenschichte in der Wohnstätte.

In diesen Schichten wurden viele Scherben grosser und kleiner Gefässe gefunden, darunter nur wenige einfach ornamentirt und graphitirt. Ausserdem wurde eine kleine Urne mit kurzem Halse und stark bauchigem Körper und eine kleine Krugurne mit schlankem Halse, bauchig und gehenkelt, gefunden. Beide Gefässe sind geschwärzt. Auch ein Wirtel aus Thon kam vor. Interessant ist besonders eine Lampe (Fig. 83), die ebenfalls in der Aschenlage, wohl erhalten, gefunden wurde.

lich gedrehte, und flüssigeres Brennmaterial verwendete.[1])

Auf diesem Felde, wo ich ursprünglich am Fusse des Anstieges vier sitzende Hocker[2]) fand, hören jetzt, seit der Abflachung, die Gräber ganz auf. Auch die neolithischen Abfallsgruben und Herde sind seltener geworden, dagegen nehmen die bronzezeitlichen Wohnstätten, Herde und Abfallslöcher zu und sind ebenso wie im westlichen Felde (Franz Parthe) als Nachbesiedelung in den neolithischen, bis 2 m tiefen Culturschichten eingesenkt.

Diese Vor- und Nachbesiedelung zieht sich am Ostrande des Feldes nördlich hin und läuft in der Nord-

[1]) Die Deutung dieses Stückes als Lampe ist recht fraglich. Anm. d. Red.

[2]) Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien 1895, Bd. XXV, S. 31. Situationsplan, Grabung VIII, Grab 25—28.

westecke des nachbarlichen, abgebauten Kalksteinbruches aus. Die neolithischen Aschenschichten verringern sich gegen Osten zu in diesem Bruche und enden ganz im Nordrande; dort, wie am Ostrande sehen wir zwar mächtige (2—2·5 m) Schichten über dem Mergel, aber bei näherer Besichtigung und Untersuchung finden wir, dass dies nur herabgeschwemmtes Erdreich ist. Hie und da wird ein Herd gefunden; auch kam heuer ein Urnengrab mit Leichenbrand zum Vorschein, ein Beweis, dass von dieser (der östlichen) Seite her unsere Station in der Bronzezeit besiedelt wurde.

Die westliche Grenze der neolithischen Ansiedelung ist durch den Fahrweg neben dem Felde Franz Parthe's gegeben, während die nördliche Abgrenzung wahrscheinlich weit über die drei Felder hinausgeht und erst im steileren Aufstieg des Mittelgebirgsgeländes ausläuft.



Fig. 83. Lampe (?) aus Thon (²/₃).

Ich hatte bisher keine Gelegenheit, nördlich von diesen drei Feldern Versuchsgrabungen vornehmen zu können. Die Grabung VII ergab bis zum nördlichsten Punkte die gleiche Mächtigkeit der Culturschichte; ausserdem wurde in der ganzen Länge kein bronzezeitliches Artefact, über dem Feuerherde 14 hinaus, mehr constatirt, so dass die bronzezeitliche Nachbesiedelung wohl grösstentheils nur die Felder der H. Hausmann und Nikolaus Parthe deckt und sich über die südliche Partie des Feldes Franz Parthe's erbreitert.

Die weiteren Grabungen, die jährlich und stückweise in nördlicher Richtung fortgesetzt werden, vervollständigen uns das Bild, so dass wir seiner Zeit, nach Durchforschung des ganzen Terrains, einen klaren Ueberblick über die ganze Situation gewinnen werden.

Bevor ich mit der heurigen Grabung X auf dem westlichen Felde, von dem Punkte, wo die Grabungen V und VII zusammentreffen, westwärts beginnen konnte, musste ein stehengebliebener Block abgetragen werden, in welchem nebst einigen gewöhnlichen Artefacten (Knochenpfriemen und Feuersteinschaber) ein ausserordentlich schöner Beinlöffel oder löffelartiger Spatel gefunden wurde.

Fig. 84 zeigt uns dieses schöne Artefact, welches sammt Stiel 20 cm lang ist. Der Löffel selbst ist 5·5 cm lang und an der Basis 3·5 cm breit. Der Stiel ist rund geschnitten und am Ende mit einem Loche zum Aufhängen versehen. Ob dieses Object neolithisch oder bronzezeitlich ist, kann nicht mehr constatirt werden, da dessen Lagerung nicht klargestellt werden konnte.

Die Grabung X nun wurde von dem früher bezeichneten Punkte aus westwärts, anlehnend an die Grabungen V, dann II, vorgenommen, erbreiterte sich bis zu 3·5 m und endete etwa in dem einspringenden rechten Winkel der Grabung II. (Siehe Situationsplan, Bd. XXV, S. 31.)

Die Länge des abgegrabenen Stückes betrug 25 m.

Die abgegrabene Culturschichte gehört zwei Perioden an, wovon die jüngere, die Bronzezeit, der älteren, der



Fig. 84. Langgestielter Löffel aus Bein (¹/₂).

neolithischen Periode, als Nachbesiedelung übergelagert und in der neolithischen ungestörten Aschenlage, wie früher erwähnt, eingetieft ist.

Das Profil (Fig. 85) zeigt uns über dem Mergel *C* (1·65 m tief) und theilweise in demselben eingetieft die Steinschichte der neolithischen Grabstätten *A* mit stark gekrümmten Skeletten (liegende Hocker), welche theilweise in Steinkisten oder mit Steinpackung bestattet sind. Die Zwischenräume der Gräber sind mit grossen und kleinen Roll- und Bruchsteinen ausgefüllt.

Ueber den Gräbern zieht sich eine Steindecke bis zur Tiefe von 1 m hin. Bis zu dieser Schichte herab sind die Herde der bronzezeitlichen Nachbesiedelung eingetieft, wovon der in Fig. 85 *B* bildlich dargestellte einen Durchmesser von 6—8 m hat. Die grösste Mächtigkeit der Aschenlage beträgt 0·5 m.

Ueber diesem Brandherde und mit demselben zusammenhängend sehen wir eine seichtere Wohnstätte *E*, wo nebst vielen rohen und graphitirten Scherben vom Lausitzer Typus auch Estrichstücke mit Zweigabdrücken gefunden wurden.

Im Feuerherde (bei *D*) lagen vier Reib- oder Mahlsteine, langoval mit stark konischer Rückseite und planer Mahl- oder Reibfläche.

Der grösste dieser Steine misst 52 cm Länge, 27 cm Breite und 23 cm Dicke, während die anderen drei successive kleiner werden. Dieselben bestehen aus Porphyr und sind in den neolithischen Ansiedelungen der Umgebung in der Regel etwas flacher und primitiver, während sie in den jüngeren Zeitfolgen so formvollendet bis in die La Tène-Zeit (Liebshausen) beobachtet wurden.

Uebrigens ist ja diese Art der Mahl- oder Reibsteine überall bekannt und ein häufig vorkommendes Hausgeräth.

Auf dem Situationsplane (Fig. 86) übersehen wir genau die Lagerung der neolithischen liegenden Hocker, so dass die einleitenden Worte genügen werden, um zur Beschreibung der einzelnen Bestattungen übergehen zu können.

Grab I. Stark zusammengekauertes, männliches Skelet, 20 cm tief und muldenartig im Mergel ohne Beigaben gebettet. Richtung Nord-Süd, der Schädel im Süden, Gesicht gegen Osten gewendet. Lage horizontal, der Kopf etwas erhoben; die Wirbelsäule war stark gekrümmt, die Kniee bis zur Brust aufgezogen, die Arme gegen das Gesicht gehoben. Die Knochen waren gut erhalten, stark entwickelt, der Schädel von den über ihn lastenden Steinen vollständig zertrümmert; immerhin aber liess sich daraus eine ältere Person erkennen.

Vor dem Kopfe stand in verticaler Lage eine grosse Plänerkalksteinplatte; die anderen drei Seiten des Grabes waren mit grossen Steinblöcken eingerahmt, so dass sich dadurch eine innere Länge von 1 m und eine Breite von 50 cm des Grabes ergab. Gedeckt war das Grab mit einer grossen Menge von Roll- und Bruchsteinen und finden wir auch später die verschiedenartigsten Gesteinarten der Umgebung zusammengetragen.

Grab II. 1 m nördlich von dem vorigen Grabe war ganz in derselben Weise, wie früher, ein stark entwickelter Mann bestattet, dessen Schädel, bis auf das Gesichtsskelet, gut erhalten ist.

Die Länge dessen beträgt 203, die Breite 133, daher der Längen-Breiten-Index = 65·5.

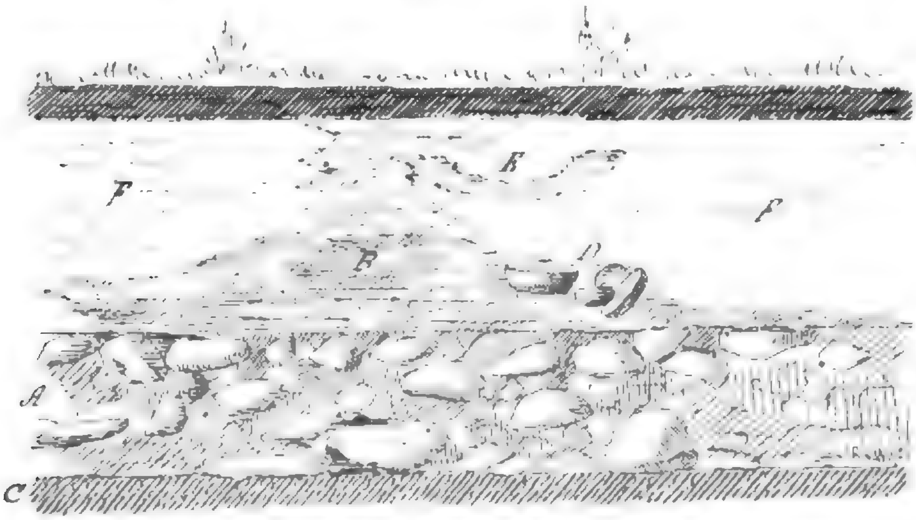


Fig. 85. Profil der Schichten von Grabung X. *A* Steinschichte des neolithischen Gräberfeldes; *B* und *E* Feuerherd und Wohnstätte der Nachbesiedelung. *D* Mahlsteine.

Dieses Grab enthielt ebenfalls keine Beigaben, war 1 m lang und 50 cm breit.[1])

Grab III. 50 cm südlich von dem Kopfende des Grabes II begann ein neues Grab, dessen Lagerung vollständig verschieden ist von den früheren. In der Richtung West-Ost lag das männliche Skelet mit dem Kopfe im Osten, das Gesicht gegen Norden gewendet. In einer elliptischen Mulde, im Mergel gebettet, lag der ältere Mann mit stark angezogenen Beinen und gehobenen Armen, den Schädel etwas gehoben, innerhalb einer Kiste von grossen, vertical stehenden Plänerkalkplatten, deren Höhe 0·35 bis 0·40 m betrug (Fig. 87).

[1]) Da die Hälfte des Grabes in die stehengebliebene Feldwand hineinragte, so konnte dasselbe nur innerhalb des Steinkranzes mit aller Vorsicht untersucht werden.

Der Boden des Grabes war mit vier Platten gepflastert, das ganze Grab mit grossen und kleinen Steinen umgeben und gedeckt, so dass der Schädel vollständig zerquetscht und deformirt war.

Beigaben wurden keine gefunden.

Die innere Länge des Grabes betrug wieder 1 m, die Breite 0·50 m; die an diesem Punkte gemessene Gesammttiefe betrug 1·75 m.

Grab IV. 1 m westlich vom vorigen Grabe lag, ganz in derselben Weise bestattet, aber nicht in den Mergel gebettet, ein weniger gut erhaltenes Skelet, dessen Unterkiefer (Fig. 88) bei *a* lag und dessen gänzliche Fehlen der Unterarme und der Zertrümmerung des Schädels. Sollten wir es hier nicht mit einem Falle von Anthropophagie zu thun haben?

Die Länge des Grabes betrug 1 m, die Breite 0·60 m; die hier abgenommene Gesammttiefe ist 1·25 m.

Grab V. 1 m südlich wurde ein Grab gefunden, das in einer dritten Anordnung, 0·25 m tief, im Mergel in einer elliptischen Grube gebettet war.

Richtung Ost-West, mit dem Kopfe im Westen, das Gesicht gegen Süden gewendet. Das stark zusammengekauerte, gut erhaltene, weibliche Skelet

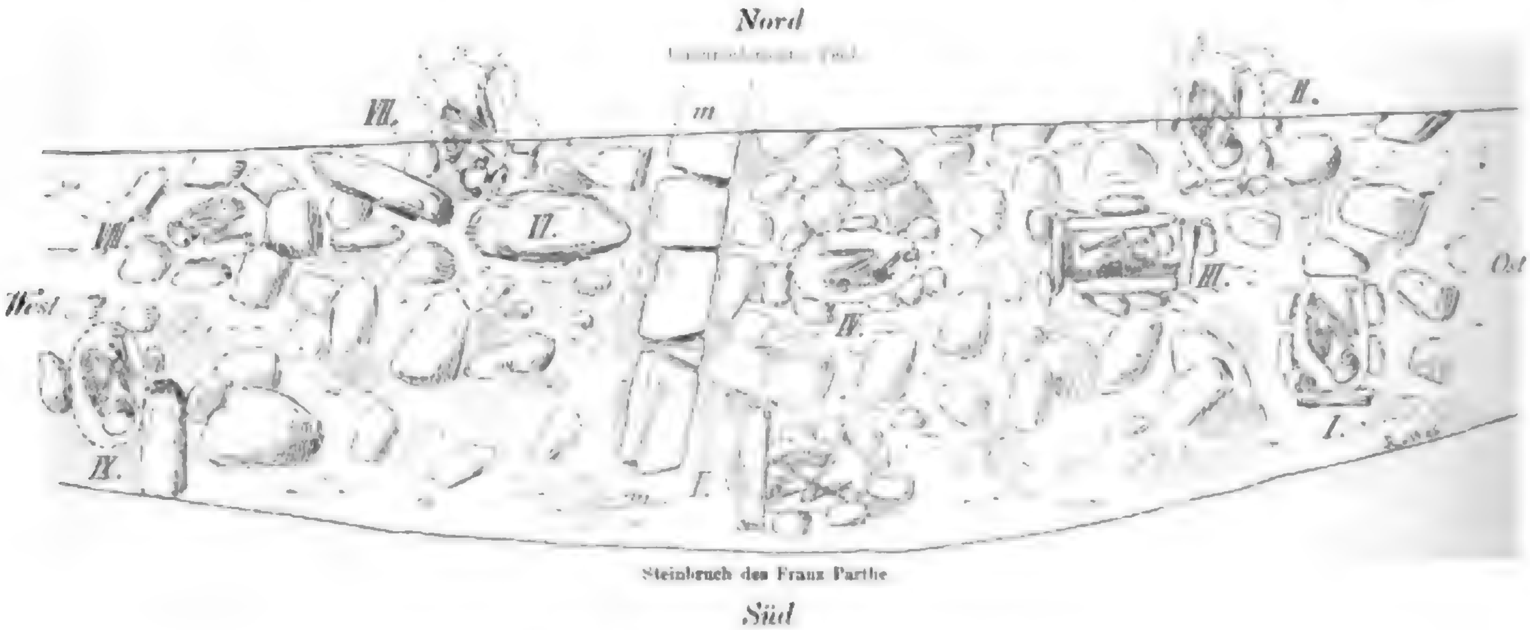


Fig. 86. Situationsplan der Gräberstätte (1 : 125).

Schädel bis auf zwei kleine Bruchstücke des Schädeldaches vollständig fehlte.

Allem Anscheine nach haben wir es hier mit einer jüngeren Person zu thun, die einer theilweisen Verbrennung ausgesetzt wurde; ohne dass die Knochen eigentliche Brandspuren zeigen, wohl aber stark gebräunt sind, lag das Skelet, dem auch die Unterarme fehlten, in einer starken Aschenlage gebettet, worin sich viele Holzkohlen vorfanden.

Ob nun hier eine wirkliche, geplante theilweise Verbrennung vorliegt oder ob die Leiche in die Reste des Opferbrandes gelegt wurde, ist nicht festzustellen. Thatsache ist, dass die Knochen stark gebräunt waren und die Leiche wenigstens einer starken Röstung ausgesetzt gewesen war. Eigenthümlich erscheint die Verstümmelung der Leiche durch das mittlerer Jahre hatte die Beine ungleich hoch aufgezogen und, während die rechte Hand unter dem Kopfe lag, war die linke bis zu den Füssen ausgestreckt. Der Kopf war stark gehoben, gebettet und durch eine lange Plänerkalkplatte vor der Zertrümmerung geschützt, so dass er tadellos gehoben werden konnte.

Dessen Länge beträgt 180, Breite 130, daher der Längen-Breiten-Index = 72·2.

Das Grab (1 m lang, 0·5 m breit) hatte keine Beigaben, war von einem elliptischen Kranze von Steinen umgeben und mit einer Menge solcher gedeckt.

0·70 m westlich von diesem Grabe begann, in nördlicher Richtung verlaufend, eine Mauer (Fig. 88 mm) von Plänerkalkplatten, welche ebenso zusammengesetzt ist, wie jene, die ich Bd. XXV, S. 41, ab-

gebildet und beschrieben habe.[1]) Es sind wieder vier Lagen über einander geschichteter Platten, die eine gerade Mauerflucht gegen Osten bilden. Diese Mauer, welche in der tiefsten Schichte über dem Mergel aufgelagert ist (Tiefe 1·55 m), ist durchschnittlich 0·55 m breit und in sich 0·45 m hoch; dieselbe verläuft, wie gesagt, 2·50 m gegen Norden und verschwindet da in der Feldwand, so dass sie bei einer späteren Grabung weiter verfolgt werden kann.

Ob und welchen Zusammenhang diese Mauer mit der Begräbnisstätte hat, wird die Folge lehren; heute können wir keinerlei Schlüsse ziehen, da die lithischen Culturschichte aufgebaut ist und nicht in die jüngeren, darüberliegenden Herde der Nachbesiedelung hineinreicht. Dieselbe ist wie die Gräber mit der gleichen Steinschichte gedeckt.

In westlicher Richtung vom Grabe IV und 50 cm jenseits der Mauer entfernt wurde eine grosse elliptische Phonolithplatte (Länge 1 m, Breite 0·45 m), die in der obersten Steinschichte lag, gefunden und vorsichtig gehoben. Darunter befand sich das

Grab VI mit nahezu vollständiger Verbrennung des Skeletes. In einer kreisförmig angehäufelten Aschenlage mit Holzkohlenresten und sichtbarem

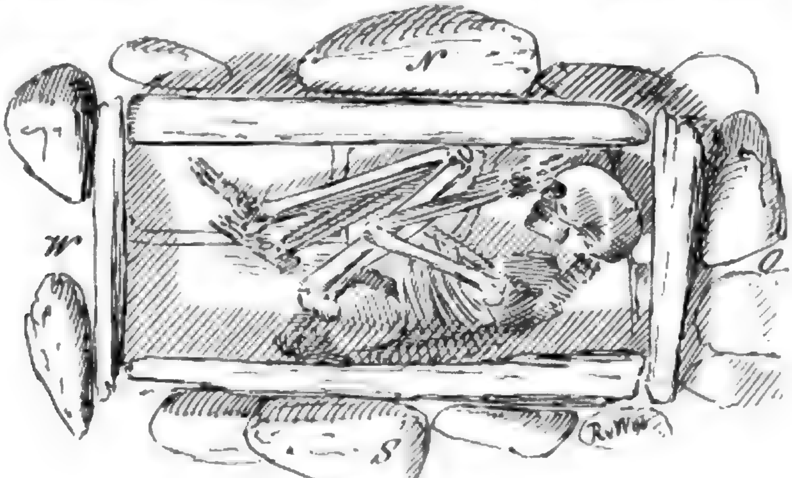


Fig. 87. Liegender Hocker in einer Steinkiste.

Begräbnisstätte sich westlich hinter der Mauer in derselben Weise und Anordnung der einzelnen Gräber fortsetzt.[2]) Aus der Lagerung der Mauer ist zu ersehen, dass dieselbe innerhalb der neo-

Feuerherd lagen Reste von angebrannten Fuss- und Armknochen, Unterkieferfragmente und Schädeltheile.

Nebst einigen Unioschalen wurden auch Splitter von gespaltenen Thierknochen constatirt, sonst aber bei genauer Untersuchung dieses **Brandgrabes** und seiner Umgebung ausser einigen neolithischen Scherben nichts weiter gefunden.

Das Grab, welches einen Durchmesser von 0·5 m hatte, war ebenso mit grösseren Steinen umgeben und gedeckt, wie die anderen Gräber.

Dieses **neolithische Brandgrab**, das unter anderen Gräbern gleicher Anordnung einer älteren Zeitphase angehört, erbringt den Beweis, dass, wie früher erwähnt,[3]) diese Art der Bestattung, schon in der Steinzeit Eingang gefunden hat, wenngleich

[1]) Diese, dort südöstlich endende Mauer, ist vom südlichen Anfangspunkte (in nordöstlicher Richtung) der heuer ausgegrabenen Mauer circa 10—12 m entfernt.

[2]) Es ist anzunehmen, dass sowohl die Mauer, wie auch die Begräbnisstätte sich nordwärts des ganzen Gräberfeldes in das noch undurchforschte Feld des J. Parim erweitern, weshalb ich in thunlichster Bälde das nächstliegende Terrain abzugraben gedenke. Grab II und VII reichen über die Hälfte in die Feldwand hinein.

Bei weiterer Durchforschung des Gräberfeldes ist es ja möglich, dass sich gewisse Reihenfolgen, z. B. parallel der Richtung von I und II, über Grab VII und auch IX in nördlicher Richtung zeigen werden. Auch zur Reihenfolge der Gräber III, IV, VI und VIII können in paralleler Anordnung wie V nordlich noch Reihen folgen.

Die bis zur Tiefe der Gräber II und VII fortgesetzte gleichartige Lagerung der Steine lässt jedenfalls eine Fortsetzung des Gräberfeldes nach Norden mit Bestimmtheit annehmen.

Nach Süden zu liegen dem Grabe V die Bestattungen der Grabung V (Nr. 29 und 30) am nächsten, circa 4—5 m entfernt.

[3]) Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien 1895, Bd. XXV, S. 189 u. s. f.

sehr sporadisch. Mit einer anthropophagen Mahlzeit können wir es hier kaum zu thun haben, was im Grabe IV eher zu glauben möglich wäre.

Alle Wahrnehmungen, die an diesem Grabe gemacht wurden, sprechen für eine Bestattung mittelst Feuer, und zwar an Ort und Stelle. Zunächst wurde ein grosses Feuer so lange unterhalten, bis die Leiche vollkommen verbrannt war — darauf deutet die grosse Menge von Asche (0·65 m) hin —, dann wurde

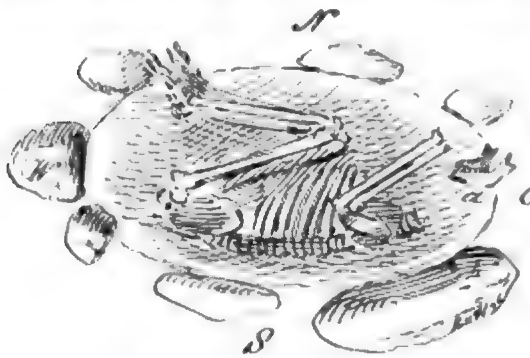


Fig. 88. Liegender Hocker, verstümmelt.

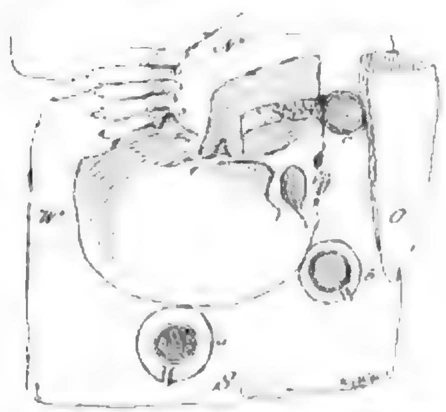


Fig. 89. Situation der Urnen in Grab VII.

diese zusammengehäufelt und dieselben Anordnungen getroffen, wie bei anderen Gräbern. Die Asche wurde einfach mit grossen Steinen umgeben und, um sie gesondert beisammenzuhalten, mit einer grossen Platte gedeckt. Gefässscherben wurden in der Asche keine gefunden.

Nördlich anstossend lag das

Grab VII, dessen Anordnung dem von I und II vollkommen entspricht.

Der gegen Süden liegende Kopf war mit dem Gesichte nach Osten gewendet, etwas gehoben und lag auf einer Phonolithplatte, umgeben von drei gut erhaltenen Urnen, die ersten Beigaben, die in dieser Begräbnissstätte gefunden wurden. Die in Fig. 89 abgebildete Situation zeigt uns, dass die grössere Topfurne vor der Mitte des Schädels stand, die kleinere, ornamentirte Urne vor der Stirne und der kleine Becher knapp beim Munde deponirt war. Fig. 90 zeigt uns die drei Grabgefässe und wäre nur noch zu bemerken, dass beide Topfurnen gehenkelt sind und der Becher mit zwei kleinen Oesen versehen ist. Das Ornament der mittleren Urne besteht aus einem horizontal umlaufenden Bande von mehreren parallel eingeritzten Linien, von dem nach abwärts, bis unter den Bauchumbruch, ein fünfmal im Umfange sich wiederholendes, kurzes Zickzackband von je drei parallelen Linien begrenzt ist. Je zwei Zickzackbänder, nahe aneinander gerückt, zieren die Urne zu beiden Seiten des Henkels, während das fünfte Verticalband entgegengesetzt des Henkels angebracht ist.

Beide Henkelurnen sind gut gebrannt und geglättet, während der Becher aus dunkelgrauem Thone besteht, schwach gebrannt und nicht geglättet ist.

Dem Materiale und der Form nach stimmen sie vollkommen mit jenen Urnen überein, welche ich Bd. XXV, S. 47, abgebildet und beschrieben habe.

Um die Urnen lag zerstreute Asche mit Holzkohlenstücken, darunter auch einige Unioschalen. Dieselben waren theils mit Asche und theils mit Modererde gefüllt. Das weibliche Skelet hatte kräftige Knochen, war gut erhalten und gehörte einem Individuum der mittleren Jahre an. Unter demselben befand sich ein flacher Brandherd, der wohl weniger zu diesem Grabe gehörte; die Bestattung ist aber etwas jüngeren Datums als der Herd.

Dieses Grab ist das seichteste von allen; kaum 1 m tief, war es in der obersten Schichte der Steindecke gebettet, 1 m lang und 0·5 m breit. Mit grossen Steinen eingefasst, war auch hier die elliptische Form deutlich sichtbar. Ueber demselben befand sich eine Lage von verschiedenartigem Gerölle.

Es scheint, dass hier ein Zusammenhang besteht mit früheren Bestattungen, da wir uns mit der Grabung nördlich der Skeletgräber 29 und 30 (siehe Situationsplan, Bd. XXV, S. 31) befinden. Hier wie dort ist beinahe die gleiche Tiefe constatirt; auch dort finden wir vertical gestellte Platten und eine Anhäufung von Steinen. Der einzige Unterschied besteht darin, dass jene Bestattungen liegende, gestreckte Skelette enthalten, während wir hier in acht Gräbern liegende und hockende Skelette finden.

Aus diesem Grunde möchte ich die uns jetzt vorliegende Begräbnisstätte, ungeachtet der Nähe der früheren Skeletgräber und der Gleichartigkeit der Gräberanlage, als älter hinstellen.

Westlich von diesem Grabe stand in schräger Stellung eine ebenso mächtige Phonolithplatte wie jene des Grabes VI, in verticaler Stellung.

2 m westlich von dieser Platte wurde das

Grab VIII aufgedeckt, dessen Skelet ebenso gelagert war, wie dasjenige des Grabes V. Da bei stark gekrümmter Wirbelsäule die Beine bis zum Kinn emporgezogen waren, so verringerten sich die Dimensionen und es misst dieses Grab in der Länge blos 0·6 m, während die Breite 0·45 m beträgt.

Das männliche Skelet, etwa 30 Jahre alt, war von schwächlicher Constitution. Dasselbe lag in einem Brandherde und war mit Asche gedeckt. Die Knochen waren mit calcinirtem Aschenansatze förmlich überzogen und wie zusammengebacken. Neben den Unterschenkelknochen lagen Fussknochen vom Schweine, ebenfalls incrustirt und mit den menschlichen Knochen zusammengekittet.

Der Schädel ist deformirt, jedoch nicht ganz zertrümmert. Während beiderseits die Ohrpartien eingedrückt sind, ist der Unterkiefer aus seiner linksseitigen Einlenkung herausgedrückt und steht vollständig umgedreht über dem Gesichte. Der siebente Halswirbel klebt am Gaumen und ein Zahn des Oberkiefers ist an der Basis des Schädels mit calcinirter Asche überzogen. Eine Messung des Schädels würde nur ein ungenaues Resultat ergeben. Beigaben wurden keine gefunden. Die Knochen sind theilweise stark gebräunt, aber nicht verbraunt; der linke Unterschenkelknochen weist einen starken Spalt auf, welcher von unten über zwei Drittel seiner Länge aufwärts verläuft. An demselben sind keinerlei Schlagspuren zu sehen, weshalb die Verwundung des Knochens schwer erklärlich ist.

Diese Lagerung des Bestatteten auf einem Feuerherde und die Incrustirung sämmtlicher Knochen mit der Asche, wie auch der gleichzeitige Fund von Schweinsknochen lassen weniger auf Kannibalismus schliessen, als auf eine mit der Bestattung gleichzeitig stattgefundene Opferung. 1 m südwestlich von diesem Grabe wurde die letzte Bestattung dieser Abgrabung gefunden.

Grab IX stimmt in der Lagerung des Skeletes mit I, II und VII vollkommen überein. Dadurch, dass die Beine weniger stark angezogen sind, ist es länger als die übrigen (1·3 m), hat aber dieselbe Breite von 0·5 m. Die Tiefe des Grabes ist mit der des Grabes VII gleich. Mit wenig Steinen umgeben, lagerte östlich vom Kopfe in südlicher Richtung ein mächtiger Felsblock. Der Schädel dieses jüngeren Weibes ist zwar zerdrückt, doch dürfte derselbe wieder hergestellt werden können. In unmittelbarer Nähe des Skeletes wurde ein abgebrochenes Segment eines Steinringes[1]) gefunden, welches an seinen Bruchflächen zugeschliffen und zweimal angebohrt wurde (Fig. 91), um offenbar als Amulet getragen zu werden. Dies die einzige Beigabe des Grabes.

Dieses Steinringfragment ist der erste Fund dieser Art in unserer Umgebung. Amulete aus Stein, Bein, Horn und Muschelschale werden öfters in den neolithischen Gräbern gefunden und wäre ein solches aus rothem Steine von unserer Ansiedelung, welches in aufgeworfener Erde gefunden wurde, erwähnenswerth. Fig. 92 *a*[2]) zeigt eine einfache Strich-

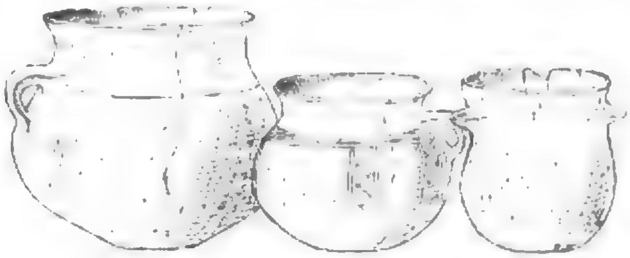


Fig. 90. Neolithische Urnen aus Grab VII (1/3).

[1]) Dieses Fragment besteht aus einem marmorartigen, weissen Stein. Solche Ringe kennen wir aus neolithischen Begräbnisstätten Thüringens (Rossen).

[2]) Im Besitze des Herrn Apothekers Focka-Wien. Die Abbildung nach einer freundlichst mitgetheilten Zeichnung. Im Corr.-Blatt d. deutschen Gesellsch. f. Anthrop., Ethnol. u Urgesch., XXVII. Jahrg., Nr. 8. wird ein ganz gleiches Artefact, aus demselben Materiale gefertigt, abgebildet und eingehend beschrieben.

ornamentik auf der oberen, gewölbten Seite, an den Kanten; das Amulet ist mit zwei Bohrlöchern zur Befestigung versehen. Gleichzeitig bilde ich noch zwei Zierstücke aus Hirschhorn und Knochen ab (Fig. 92, *b* und *c*), welche als Streufunde in die Collection des Dr. Maτιεζκα-Prag kamen.

Zwischen den Gräbern, in den Steinlagen, wurden nur sehr spärliche Funde in der neolithischen Schichte gemacht.

An der Mauer lag ein schmales, kleines Feuersteinmesser mit Gebrauchsspuren. Zwischen dem Brandgrabe VI und der Feldwandung wurden einzelne neolithische, rohe, nichtornamentirte Scherben von Bechern gefunden; auch kam dort ein vereinzelter Scherben mit Bandornament vor (Fig. 93 *e*).

Westlich vom Schädel des Grabes VII lagen mehrere Fragmente einer Urne mit massiven Oesen und Schnurornament (Fig. 93, *b* und *c*), welche vom

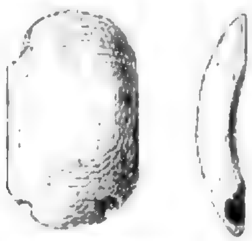


Fig. 91. Amulet aus Stein; obere und Seitenansicht ($^1/_1$).

Feuer geschwärzt waren; dieselben lagen über einem Feuerherd, der der neolithischen Schichte angehörte. Ausserdem wurden noch hie und da einzelne ornamentirte neolithische Scherben (*a d*), meist aber von Nutzgefässen gefunden; auch wären noch aus der tiefsten Schichte zu erwähnen: Pfriemen aus Knochen, Knochenspatel, Feuersteinknollen (Schlagstein), bearbeitete Hirschhornfragmente und ein angebohrter Netzsenker aus Kalkstein.

In den Schichten der Nachbesiedelung, den Feuerherden, wurden ausser den bereits erwähnten vier Reibsteinen nur einzelne Scherben gefunden, weniger graphitirte, die dem Lausitzer Typus angehören und mit jenen der Grabung IX vollkommen übereinstimmen.

Wenn wir nun einen Rückblick auf die Grabungen in der neolithischen Ansiedelung bei Gross-Czernosek werfen und die Gesammtergebnisse, besonders die der letzten beiden Grabungen, zusammenfassen, so rollt sich vor unseren Augen ein Bild auf, das uns in die weite Vergangenheit blicken lässt.

Bisher waren uns Gräber mit 1. sitzenden Hockern, 2. gestreckten, horizontal liegenden Skeletten und 3. Brandgräber bekannt. Zu diesen drei Kategorien reiht sich nun eine vierte, die der liegenden Hocker in Steinkisten. Dadurch verändert sich auch die Reihenfolge der Bestattungsarten, indem wir noch vor die sitzenden Hocker die letztgefundenen liegenden Hocker stellen müssen, wenn



Fig. 92. Amulette aus rothem Stein (darunter dessen Querschnitt), Hirschhorn und Bein ($^1/_1$).

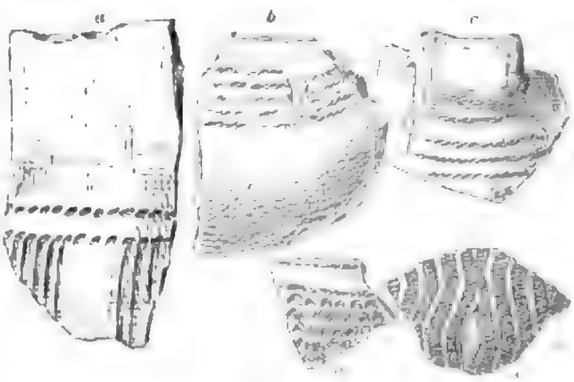


Fig. 93.
Neolithische Scherben mit Schnur- und Bandornament *a–e* ($^1/_2$).

wir nicht nahezu eine Gleichzeitigkeit dieser beiden Bestattungsformen in unserer Ansiedelung annehmen wollen. Diese liegenden Hocker der Grabung X ruhen alle auf der rechten Seite, wenn auch sonst ein übereinstimmendes System in der Lagerungsrichtung nur bei einigen zutrifft. Alle acht Skeletgräber aber stimmen auch in den Maassen der Grabanlage überein und während das Grab III eine wirkliche Steinkiste bildet, sind die übrigen Gräber gleichartig mit Steinen umgeben und gedeckt, und schliesslich beobachteten wir noch eine gleichartige Ausfüllung der Grabintervalle sowohl, als auch eine gleichartige Steindecke über der Gräberstätte, so

dass wir an eine Gleichzeitigkeit aller Bestattungen — das Brandgrab VI inbegriffen — denken müssen.

Vier Gräber (I, II, VII, IX) haben eine gleiche Richtung von Nord nach Süd, zwei Gräber (III, IV) sind von West nach Ost und zwei Gräber (V, VIII) von Ost nach West orientirt.

Sechs Gräber erweisen sich als Bestattungen in einer elliptischen Grube mit gehobenem Kopfe, zwei Gräber lassen theilweise eine Bestattung mit Feuer annehmen und endlich finden wir unter ihnen als gleichzeitige Bestattung ein Brandgrab mit nahezu vollständiger Verbrennung des Skeletes.

Die armselige Ausstattung dieser Gräber betreffend, stimmen alle (mit Ausnahme VII) im gänzlichen Mangel von Grabbeigaben überein.

Was die ältesten neolithischen Kistengräber jenseits der Elbe, auf der Lösskuppe südöstlich von Lobositz[1]) anbelangt, so finden wir zwischen jenen und diesen eine grosse Uebereinstimmung. Auch wurden im verflossenen Herbste beim Baue der Teplitz—Lobositzer Bahn, nördlich der Wirthschaft Kremer gegen das Dorf Welhotta zu, ähnlich situirte Gräber gefunden, die gar keine Beigaben enthielten und stark zusammengekauert zwischen Steinen lagen; doch fehlen mir darüber genauere Anhaltspunkte.

Die Grabstätten der Grabung X stehen offenbar in einem Zusammenhange mit den wenige Meter südlicher gelegenen, früher beschriebenen Skeletgräbern, wenn wir auch auf eine Gleichzeitigkeit dieser Gräber mit jenen nicht verweisen können.

In welchem Zusammenhange die Mauer der letzten Grabung mit den Gräbern steht, wird die Folge lehren; denn ich hoffe in den nächsten Jahren nördlich der heurigen Grabung die Culturschichten weiter untersuchen zu können.

Diese Begräbnissstätte erhärtet die früher aufgestellte Annahme, dass die ersten Besiedler der neolithischen Culturepoche angehörten und in einer langen Reihe von Jahren in friedlichem Beisammensein die Abfallskuppe ständig besiedelten und auch im Bereiche ihrer Wohnstätten ihre Todten bestatteten, und dass ferner in der neolithischen Culturepoche bereits die Feuerbestattung begonnen hat.

Die neolithischen Wohnstätten verweisen durch ihren Hausrath und die überhaupt spärlich gefundenen Waffen auf eine sesshafte, friedliche, Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung.

Der **gänzliche** Mangel an Metall innerhalb der genau untersuchten neolithischen Culturschichten beweist, dass dies Völkchen mit dem metallkundigen, bronzezeitlichen Menschen noch nicht in Berührung gekommen war.

Der von Osten längs der Elbe herandrängende, metallkundige Culturmensch fand hier zwar eine verödete, jedoch gastliche Anhöhe; er besiedelte dieselbe und, alter Gewohnheit gemäss, legte er seine Wohnstätten in derselben Weise an, wie wir selbe kennen gelernt haben. Auch verbrannte und begrub er seine Todten in der Nähe seiner Behausung. Dadurch wurde das verlassene Terrain neu aufgewühlt, steinzeitliche Artefacte vermengten sich mit bronzezeitlichen, wie überhaupt in der älteren Bronzezeit viele Geräthe und Waffen der Vorperiode noch im Gebrauche waren und welche leicht Verwirrung in die Situation bringen können. Aus den früheren Grabungen, besonders aber aus jener des Jahres 1895 (IX), ersehen wir und können genau verfolgen, wie die Nachbesiedelung stattgefunden hat und wie sie sich genau von den älteren Schichten als selbstständig abgrenzt. Da die Wohnstätten, Herde und Abfallsgruben ebenso, wie in der neolithischen Culturperiode, zerstreut auf der ganzen besiedelten Fläche umherliegen, so treten, wie wir bildlich gesehen haben, in den Profilen zwischen den Culturgruben jüngerer bronzezeitlicher Besiedelung die älteren, steinzeitlichen Schichten ungestört bis unter die Ackerkrume empor und lassen sich in ihrer horizontalen unberührten Lagerung zwischen den Einsenkungen genau verfolgen. Dadurch ist es möglich, auch vollkommen gleichartige Fundobjecte genau zeitlich sicherzustellen, denn irgend ein Artefact aus Bein oder Stein, welches in beiden einander folgenden Culturperioden gleichzeitig (bei verticaler Grabung!) gefunden wird, z. B. ein Knochenpfriemen, muss, in der neolithischen Culturschichte gefunden, als neolithisch bezeichnet werden, während das gleiche Object, in der Nachbesiedelungsschichte gefunden, noch neolithisch sein kann, doch bronzezeitlich angesehen werden muss.

Und nun noch einige Worte zu den bronzezeitlichen Töpferwerkstätten und der Erzeugung von Gefässen in grösserem Umfange.

Dass die Erzeugung von Urnen und Nutzgefässen in allen Stationen als Hausindustrie aufgefasst wird, wissen wir aus den unzähligen Fundberichten aller Länder.

In der Zeit der neolithischen Besiedelung hatte ich um Lobositz nur einmal Gelegenheit, einen Gefässbrennofen auszugraben; in unserer Ansiedelung

[1]) Zeitschrift f. Ethnologie. Berlin 1895, S. 49 u. s. f.

konnte ich bisher in dieser Periode noch keinen Ofen nachweisen, wiewohl ich oft gebrannte Lehmklumpen (nicht Hürdenbewurf!) fand. Es wurden also alle Gefässe noch am offenen Feuer gebrannt. In der bronzezeitlichen Nachbesiedelung finden wir hier die Töpferei bereits in einem grösseren Aufschwunge; es sind Brennöfen aufgestellt, wodurch die keramischen Erzeugnisse besser gebrannt und haltbarer werden.

Die gesammte bronzezeitliche Keramik von Gross-Czernosek entspricht dem uns bekannten Lausitzer Typus (einige seichte Streufunde ausgenommen), doch fand ich in der Ausformung des Materiales, der Verzierungstechnik — ich habe unzählige Scherben untersucht — meist nur primitivere und allgemeine Formen, grösstentheils einfache Ornamentik, seltener jene feine Keramik, glänzend graphitirt, mit eingeritzten strichlirten Dreiecken, Ringelchen, Buckeln, Rillen etc. geziert. Auch kommen hellrothe Scherben vor, grösstentheils findet man jedoch Fragmente von grossen, massiven Vorrathsgefässen.

Die Bronzeartefacte sind überaus spärlich und ergab die vorjährige Grabung nur zwei Metallfunde: einen schwachen, kleinen Armreifen eines Kindergrabes und eine kurze Nadel mit Kopf als Streufund.

In den nächsten Jahren hoffe ich durch weitere Grabungen und die folgenden Berichte noch manches Interessante von der neolithischen Station bei Gross-Czernosek und seiner Nachbesiedelung bringen zu können.

Das Rhinoceros der Diluvialzeit Mährens

als Jagdthier des paläolithischen Menschen.

Von Professor **Alexander Makowsky.**

(Mit einer Tafel.)

Vorwort.

Zu den wichtigsten und interessantesten Aufgaben der Urgeschichte gehört die Lösung der Frage über die Gleichzeitigkeit des Menschen mit den grossen diluvialen Säugethieren, dem Mammut und seinem Zeitgenossen, dem Rhinoceros.

Ungeachtet zahlloser beweisender Funde von bearbeiteten Skelettheilen dieser Thiere und daraus gefertigten Artefacten, die man in Höhlen und diluvialen Ablagerungen in Frankreich, Belgien, der Schweiz, Deutschland (Taubach bei Weimar), Niederösterreich und Mähren, durchgängig unweit der Grenze der grossen nordischen Eisbedeckung der Glacialperiode nachgewiesen hat, wollen die Zweifel an dem Vorkommen des paläolithischen Menschen in der Mammutzeit nicht schwinden. Viele pflichten der Ansicht nordischer Forscher (Steenstrup u. A.) bei, dass das Mammut und sein steter Begleiter, das wollhaarige Rhinoceros, **nicht** mit dem Menschen gelebt haben und dass eine ältere Mammutzeit und eine durch die zweifellose Anwesenheit des Menschen bezeichnete jüngere Renthierzeit der Diluvialperiode angenommen werden müsse, Zeitabschnitte, welche durch viele Hunderte, ja Tausende von Jahren von einander geschieden sein sollten.

Indessen können alle mährischen Forscher der Ansicht Steenstrup's, die er gelegentlich der Untersuchung der berühmten Mammutstation bei Prerau in Mähren im Jahre 1888 ausgesprochen hat,[1] dass die Reste des Mammut und Rhinoceros, gleichwie in Sibirien, aus dem beständig gefrorenen Boden aufgethaut und durch den Menschen der Renthierzeit bearbeitet worden seien, aus mehrfachen Gründen nicht beistimmen. Abgesehen von der Thatsache, dass die Stosszähne und sonstigen Knochen des Mammuts, welche eine Bearbeitung noch ermöglichen, nur im nördlichsten, durch sehr rauhes Klima ausgezeichneten Sibirien gefunden werden, hingegen solche aus südlicheren Gegenden, völlig morsch und leicht zerbrechlich, eine nachträgliche Bearbeitung nicht gestatten, so mehren sich auch dort, wie neuestens in Tomsk, die Funde von Mammutresten mit Steinwerkzeugen und bearbeiteten Knochen, welche die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut beweisen.

Mit Ausnahme des breiten Oderthales, in welches von Mährisch-Ostrau bis Weisskirchen im nordöstlichsten Theile des Landes die nordische Eisbedeckung hereinreichte, lässt sich in Mähren eine glaciale Ablagerung nicht nachweisen, daher die Annahme eines durch Jahrhunderte anwährenden Gefrierens des Bodens völlig unerwiesen, ja unhaltbar ist.

Schon im Jahre 1872 hat Graf G. Wurmbrand in einer Culturschichte bei Joslowitz im südlichen Mähren, viele Meter tief im Löss, Knochen vom Mammut, Rhinoceros, Renthier und fossilen Pferde, zum Theile bearbeitet, zusammen mit Steinwerkzeugen und Kohlenresten in gleicher Lage gefunden. In der berühmten Lössstation von Předmost bei Prerau sind seit dem Jahre 1880 durch Dr. Wankel, Maška und Dr. Kříž in einer und derselben Lage die Reste von mindestens 16 grösseren diluvialen Säugethieren, worunter Mammut, Rhinoceros, Urstier, Pferd und Renthier, in bearbeitetem Zustande, nebst Steinwerkzeugen, und anderen Artefacten nachgewiesen worden.

In einem Zeitraume von mehr als 25 Jahren hat der Verfasser theils in mährischen Höhlen, theils in diluvialen Ablagerungen um Brünn und im südlichen Mähren so viele Beweise der Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut gesammelt, dass er sich bemüssigt sieht, in Nachfolgendem einen kleinen, aber nicht unwichtigen Beitrag zur Lösung dieser Frage zu liefern.

Brünn, Ostern 1897.

Einschlägige Literatur.

Hochstetter, Ferdinand v.: Ergebnisse der Höhlenforschungen. Sitzungsb. d. Akad. d. Wissenschaften, Wien 1879.

— und Dr. Liebe: Diluviale Thierfauna der Wejpustekhöhle. Sitzungsb. d. Akad. d. Wissenschaften. Wien 1878.

Kříž M.: Die Lösslager in Předmost bei Prerau. Mitth. d. Anthrop. Ges., Wien. XXIV. Bd. 1894.

[1] Steenstrup, Mitth. d. Anth. Gesell. in Wien, XX, 1890.

Makowsky Alex.: Der Löss von Brünn und seine Einschlüsse von diluvialen Thieren und Menschen. Verhandl. des naturf. Ver. in Brünn. XXVI. Bd., 1888.
— Lössfunde von Brünn und der diluviale Mensch. Mitth. d. Anthrop. Ges., Wien. XIX. Bd. 1889.
— Ueber die Anwesenheit des Menschen während der Lössperiode in der Umgebung von Brünn. Mitth. d. Anthrop. Ges. XX. Bd. 1890.
— Der diluviale Mensch im Löss von Brünn mit Funden aus der Mammutzeit. Mitth. der Anthrop. Ges., Wien. XXII. Bd. 1892.

Maška Karl: Der diluviale Mensch in Mähren. 1886.

Wankel H.: Die Slouper Höhle und ihre Vorzeit. Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften. Wien 1868.
— Die prähistorische Jagd in Mähren. Olmütz 1892.

Wurmbrand, Graf G.: Die Lössstation von Joslowitz in Mähren. Mitth. d. Anthrop. Ges., Wien. III. Bd. 1873, und Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften, Wien, 1879.

I. Das Diluvium und seine fossilen Einschlüsse.

Als Bildungen der Diluvialzeit, welche auch die Eisperiode in sich schliesst, erscheinen in Mähren vornehmlich erratische Geschiebe, diluvialer Sand und Schotter und endlich der Löss.

Erratische Geschiebe hochnordischer Gesteine, mit erratischem Sand und Schotter der einstigen Grund- und Seitenmoränen der nordischen Eisbedeckung, sind blos im nordöstlichen Mähren durch die Oderspalte eingedrungen und finden sich zerstreut in dem etwa 45 km langen und bis 10 km breiten Oderthale von Mährisch-Ostrau bis Bölten bei Weisskirchen und in einzelnen Buchten dieses Gebietes (so bei Neutitschein, Fulnek, Freiberg u. A.).

In diesen erratischen Ablagerungen sind bisher keine Skelettheile diluvialer Säugethiere aufgefunden worden.

Diluvialer Sand und Schotter, das Product fluviatiler Strömungen, finden sich in ganz Mähren, vornehmlich in Buchten und in den Rändern hochgelegener Terrains, mächtig abgelagert und geschichtet.

Theils auf festem Gestein (Syenit, Kalkstein und Sandstein), theils direct auf marinem Tegel liegend, ist der diluviale Sand und Schotter zumeist vom Löss überlagert und schliesst nicht selten diluviale Thierreste, und zwar vom Mammut, Rhinoceros, Pferd und Renthier ein. (Rother Berg, Spielberg-Ziegelei, Zwittawabucht bei Malomierschitz etc.)

Der Löss oder Diluvialthon, das obere, also jüngere Glied der Diluvialperiode, ist ein leicht zerreiblicher, kalkhaltiger Thon von gelblicher Farbe, der bis zu einem Drittheil aus sehr feinem Sande besteht. Ein grösserer Kalkgehalt äussert sich durch die secundäre Bildung von Kalkmergelconcretionen (Lösskindeln), die nicht selten in beträchtlicher Menge im Löss enthalten sind und oft für Knochen gehalten werden.

Der Mangel einer Schichtung, die völlige Abwesenheit der Reste von im Wasser lebenden Thieren, namentlich aber die schneewehenartig zu bedeutender Mächtigkeit, in Buchten und an windgeschützten Lehnen der Berge (in Brünn meist die Süd- oder Ostseite der Berggehänge), anschwellende Lagerung des Löss lässt denselben als ein subaërisches Product, als einen angehäuften Staub von zerstörten und verwitterten Feldspathgesteinen erkennen. Hiebei ist nicht ausgeschlossen, ja in hohem Grade wahrscheinlich, dass der grösste Theil dieses Lössmateriales nordischen Ursprunges ist, nämlich ein durch Winde fortgeführter, kalkhaltiger Gletscherschlamm, welchen die Gletscher der Glacialzeit vom Norden her bis an die Randgebirge Böhmens, Schlesiens und Mährens abgesetzt und nach ihrem Rückzuge hinterlassen haben.

Während des nach Abschluss der Glacialzeit in der jüngeren Diluvialperiode folgenden Steppenklimas führten heftige Luftströmungen, begünstigt durch eine in Folge der niedrigen Temperatur spärliche Vegetation, die staubartigen Theilchen des getrockneten Gletscherschlammes in weite Ferne und bewirkten an windgeschützten Stellen die Anhäufung von Lössmassen, in welchen die Reste der gleichzeitigen Thierwelt eingebettet erscheinen.

Die Lehmmassen in den Kalksteinhöhlen Mährens und speciell der Umgebung von Brünn (Sloup, Kiritein, Kritschen etc.) müssen als degenerirter Löss bezeichnet werden, nämlich als ein abgeschwemmter und durch Strömung in das Innere der Höhlen eingeführter Lehm, zugleich mit Sand- und Gesteinsgeschieben.

Die fossilen thierischen Einschlüsse im Löss finden sich daher in der Regel in ungestörter Lagerung, einzeln oder depôtartig angehäuft, und zwar an Stellen, die eine geschützte Lage besitzen, so am Süd- und Südostabhange der Berglehnen. Hier zeigen sich in Tiefen von 3—12 m Holzkohlenspuren und mit Lehm gemischte Aschenlagen in einer Ausdehnung von höchstens 30 qm und geringer Mächtigkeit — bis zu 20 cm in muldenförmiger Lagerung. Sie müssen als Lagerplätze des Menschen in der Diluvialzeit gedeutet werden.

Die alkalische Reaction der dunklen Erde, vermischt mit grösseren und kleineren Holzkohlen, die in derselben oft eingebetteten Knochen, durch die Hitze mehr oder weniger verändert, unterscheidet diese kleinen Partien von anderen nicht selten im Löss vorkommenden schwarzen Erdschichten. Letztere, in weiter Verbreitung und bis zu 1½ m mächtig, sind das Product einer einstigen Vegetation; daher zeigt ihre Erde eine humöse, saure Reaction und geht allmälig in den normalen gelben Löss über.

In diesen humusreichen, blauschwarzen Erdschichten haben sich, wenigstens um Brünn, hin und wieder Lösschneckengehäuse, niemals aber diluviale Knochenreste vorgefunden. Diese dunklen Erdschichten als das Product von Bränden — ähnlich den Prairiebränden von Nordamerika — deuten zu wollen (Maška), ist schon wegen der fehlenden alkalischen Reaction der Erde und ihrer bedeutenden Mächtigkeit ganz ausgeschlossen.

Wenn wir nun die Fauna des Löss in nähere Betrachtung ziehen, so verdienen die um Brünn spärlich vertretenen Gehäuse sehr kleiner Landschnecken der Gattungen Helix, Pupa und Succinea volle Beachtung. Ihre noch lebenden Vertreter finden sich nur mehr in der Region des hohen Nordens oder der Alpen und bezeugen durch ihren nordisch-alpinen Charakter das kalte Klima der Diluvialzeit.[1])

Von Wirbelthieren finden wir im Löss nur die Reste von Landsäugethieren, die allem Anscheine nach dort verendeten, wo wir ihre Skeletreste finden, weil die Knochen niemals vom Wasser abgerollt sind.

Mit Berücksichtigung des Zweckes dieser Abhandlung und mit Hinweis auf die einschlägige Literatur wollen wir hier nur die im Löss der Umgebung von Brünn vorfindlichen grösseren Säugethiere in Betracht ziehen, welche dem Menschen zur Nahrung gedient und von demselben erlegt worden sind.

Das häufigste Jagdthier war das fossile Pferd, welches sich durch robusten Bau, Grösse und hakenförmige Eckzähne von dem heutigen Pferde unterscheidet. In gleicher Lagerung mit demselben treten am häufigsten das Wollnashorn und Mammut, seltener Wisent (Bos priscus) und Renthier, noch seltener Riesenhirsch und Edelhirsch (letzterer massenhaft bei Pausram) auf.

Vermengt mit diesen finden sich hie und da die Knochen und Coprolithen vom Höhlenbären und von der Lösshyäne (H. prisca), seltener vom Wolfe, Höhlenlöwen (Felis spelaea) und Dachs, offenbar Spuren von Raubthieren, die an den Lagerplätzen des Menschen Nachlese gehalten haben.

Von ganz hervorragender Bedeutung sind die Spuren der Anwesenheit des Menschen während der Diluvialzeit Mährens.

Schon Wurmbrand hat 1872 in der Lössstation von Joslowitz rohe Steinwerkzeuge vermengt mit aufgeschlagenen und bearbeiteten Knochen vom Mammut, Rhinoceros und Pferd in einer Holzkohle enthaltenden Culturschicht nachgewiesen. Menschliche Knochen jedoch fanden sich nicht vor.

In der Lössstation von Předmost haben Wankel, Maška und Kříž zahlreiche Artefacte aus Stein, Knochen und Zähnen mit Resten vom Mammut und anderen diluvialen Säugethierresten und selbst einen menschlichen Unterkiefer gefunden. (Siehe Literatur.)

Im Löss der Umgebung Brünn hat der Verfasser schon in den Jahren 1883—1890 ausser spärlichen Steinwerkzeugen einzelne menschliche Skelettheile, theils direct in Verbindung mit diluvialen Thierresten, theils in der Nähe derselben, in Tiefen von 3—6 m aufgefunden, welche nach eingehender Untersuchung von dem hervorragenden Anthropologen Prof. Schaaffhausen in Bonn als diluvial bezeichnet worden sind, obgleich von Einigen (Maška) der diluviale Charakter derselben in Zweifel gezogen wurde.

Diese Zweifel über die Anwesenheit des Menschen während der Lössperiode in der Umgebung von Brünn sind indessen gänzlich beseitigt worden durch den wichtigen Fund des Jahres 1891, indem sich gelegentlich des Strassencanalbaues in der Franz Josefstrasse in Brünn in einer Tiefe von 4½ m einige Skelettheile des paläolithischen Menschen, zum Theile bedeckt von Mammutknochen, Theile vom Rhinoceros, Pferd und Renthier, überdies mehrere Artefacte aus Stein, Zähnen, Knochen und endlich ein aus Mammutstosszahn hergestelltes Idol vorgefunden haben. (Siehe Literatur.)

Einen weiteren Beweis von der Gleichzeitigkeit des Menschen mit den diluvialen Thieren, namentlich mit Mammut und Rhinoceros, soll diese Abhandlung liefern, insbesondere durch den Nachweis von Schlagmarken und bearbeiteten Knochen des Rhinoceros.

In den Kalksteinhöhlen der Umgebung Brünns (Sloup, Kiritein, Kritschen) finden sich die fossilen Säugethierreste durchgängig in gestörter Lagerung, nicht selten in grösseren Mengen angehäuft.

[1]) A. Rzehak, Die pleistocäne Conchylienfauna Mährens. Verhandl. d. naturf. Ver. in Brünn. XXII. Bd.

Sie sind theils durch höhlenbewohnende Raubthiere in das Innere der Höhlen eingeschleppt, theils durch Wasserfluthen in die Tiefen eingeschwemmt und gleich den im Wasser umgekommenen Raubthieren im Höhlenlehm vergraben worden. Daher finden wir Mammut und Wollnashorn, Pferd und Rind, Renthier und Steinbock (Wejpustekhöhle), gemengt mit den Knochen massenhaft zu Grunde gegangener Höhlenbären (in allen Altersstadien), Höhlenhyäne und Höhlenlöwe (selten) mit vielen kleineren Raubthieren, wie Wolf, Höhlenfuchs, Fjälfrass (Gulo borealis), Luchs und mehreren kleineren Raubthieren, deren Reste in der diluvialen und nachfolgenden Zeit in den Höhlen nach und nach angehäuft worden sind.

Für die Beurtheilung der Altersbestimmung und Gleichzeitigkeit bieten daher die fossilen Thierreste in den Höhlen einen sehr unsicheren Maassstab.

II. Erhaltungszustände der diluvialen Thierreste.

Die theils im Löss, theils im Höhlenlehm eingebetteten diluvialen Thierreste befinden sich in sehr ungleichen Erhaltungszuständen und von verschiedenem Aussehen.

Die im Höhlenlehm mitunter in bedeutenden Tiefen eingeschleppten und eingeschwemmten Knochen sind, abgesehen von der Abrollung einzelner Exemplare, zumeist sehr gut erhalten, von gelblicher Farbe, oft mit beträchtlichem Leimgehalte; sie zeigen scharfe Bruchränder und, wenn Schlagmarken vorhanden sind, diese glatt, mit denselben Dendriten besetzt, wie die sonstige Oberfläche der Knochen.

Die besondere Glätte der Schlagmarken ist durch das Schlagen mit dem Steinwerkzeuge bewirkt worden, wodurch mit gleichzeitigem Austritte des Knochenfettes eine Verdichtung des Gewebes herbeigeführt wurde. Dieser durch den Schlag verursachte Knochenbruch unterscheidet sich daher leicht vom gewöhnlichen splitterigen Bruche des Knochens.

Dieser Erhaltungszustand der Knochen in Höhlen muss auf die Verhinderung des Luft- und Wasserzutrittes in dem durch Kalksinterdecken geschützten Höhlenlehm zurückgeführt werden.

Wesentlich von diesen unterscheiden sich in der Regel die im Löss gelagerten Knochen, weil in Folge der leichteren Wasser- und Luftdurchlässigkeit des mit Sand gemengten Diluvialthones eine grössere oder geringere Auslaugung der Knochen stattgefunden hat. Daher erscheinen die Knochen in oberen Lagen gebleicht und leicht zerbrechlich, die Schlagmarken oft rauh und schwer erkennbar; dabei ist die Oberfläche der Knochen seltener von Mangandendriten besetzt, häufig durch eingedrungene Pflanzenwurzeln corrodirt und mit feinen Rinnen versehen.

In einem besseren Erhaltungszustande befinden sich die Knochen im Löss entweder nur in sehr tiefen Lagen (bei 5—12 m Tiefe) oder wenn sie in feinem, mit Asche gemengtem Lehm eingehüllt sind, wobei sich eine feste, oft nicht absprengbare, mergelartige Hülle gebildet hat.

Diese Rinde ist offenbar dadurch entstanden, dass der Knochen, nachdem das Fleisch und Mark demselben entnommen war, in die heisse Asche geworfen und so gänzlich von dieser eingehüllt wurde. Deshalb erscheinen derlei Knochen wie gebrannt, calcinirt und durch den Einfluss der Hitze nicht selten in Theile zersprungen.

Sehr häufig bemerken wir in der Umhüllungskruste grössere oder kleinere Holzkohlenstücke.

Bei nicht wenigen Knochen, die sorgfältig aus der mergeligen Aschenkruste herausgelöst wurden, zeigten sich feine Ueberzüge von Russ und Asche, wobei die Schlagmarken besser erhalten sind.

Am auffälligsten jedoch sind die hie und da vorgefundenen, durch mergelige Asche fest verbackenen Knochenbreccien, d. h. Bruchstücke von Knochen entweder eines und desselben oder auch von verschiedenen Thieren. So besitzt das Cabinet der technischen Hochschule in Brünn unter Anderem eine Knochenbreccie vom Unterkiefer des Pferdes, mit einem Geweihstück des Renthieres fest verkittet; ferner einen Radius des Pferdes mit einem Metatarsalknochen des Rhinoceros u. dgl.

Derlei Funde von Knochenbreccien mit gefritteten Knochen und Gesteinstrümmern, die sonst im Löss nicht vorkommen und möglicherweise zum Aufschlagen der Knochen gedient haben mochten, in Verbindung mit Holzkohlenlagen, schliessen wohl jeden Zweifel aus, dass daselbst Lagerplätze des Menschen in der Diluvialzeit gewesen sind, welche nunmehr die verschütteten Reste von einstigen Mahlzeiten einschliessen.

III. Das diluviale Rhinoceros der Umgebung von Brünn.

Wie oben bemerkt, hat Graf Wurmbrand in der Lössstation von Joslowitz die Knochen des Rhinoceros in Gesellschaft mit denen des Mammuts und fossilen Pferdes aufgedeckt. Auch dem Verfasser gelang es, beim Besuche dieser Station daselbst einen Astragalus und Metacarpus des Rhinoceros zu finden.

In der Lössstation von Prerau wurden von Wankel, Maška und Kříž neben zahllosen Mammutresten Knochen von Rhinoceros, wiewohl nur spärlich, nachgewiesen. Sie werden dem Rh. tichorhinus zugeschrieben.

Aus den Kalksteinhöhlen von Sloup und namentlich von Kiritein (Wejpustek) etc. sind Kieferstücke und lose Zähne, ferner Extremitätenknochen und besonders Phalangen des Rhinoceros, zumeist in bearbeitetem Zustande, häufiger als die Knochen des Mammuts oder des Wisents, zu Tage gefördert worden, und zwar mehr von jungen als von alten Thieren.

Aehnlich verhält es sich mit den Funden von Rhinocerosknochen im Löss von Brünn und Umgebung, wo die Knochen dieses Thieres die seines Begleiters, des Mammuts, überwiegen.

Die Ursache mag wohl darin liegen, dass es dem paläolithischen Menschen leichter war, das kleinere und in seinem Fleische vielleicht schmackhaftere Thier zu erlegen, als das Mammut.

Wenn wir von einzelnen Fundstücken absehen, so haben sich in überzeugender Weise an vier Punkten um Brünn bearbeitete Knochen des Rhinoceros in Begleitung von anderen diluvialen Thierresten aufdecken lassen.

1. Lössfund der Wranamühle.

Bei der sogenannten Wranamühle unweit Jehnitz, 8 km nördlich von Brünn, wurde gelegentlich des Baues der Brünn—Tischnowitzer Localbahn im Jahre 1884 in einer bis zu 10 m anschwellenden Lössmasse ein förmliches Depôt von vortrefflich erhaltenen Knochen diluvialer Säugethiere, zum nicht geringen Theile bearbeitet und mit Schlagmarken versehen, aufgeschlossen, und zwar vom Mammut (Arm- und Fusswurzelknochen), Rhinoceros in grosser Anzahl (alle Extremitäten ausgehöhlt), Wisent (Humerus), Pferd (viele Theile), Riesenhirsch (Geweihstücke), Höhlenbären und von der Lösshyäne (Kopf).

Wenngleich hier Kohlenspuren fehlten oder vielmehr nicht beobachtet worden sind, so befanden sich doch einige Knochen in durch Hitze calcinirtem Zustande.

2. Lössstation am Rothen Berge.

Ueberaus reichhaltig an diluvialen Thierresten haben sich die mächtigen Lösslagen am Südostabhange des „Rothen Berges“ ausserhalb der Wienergasse in Brünn erwiesen.

Obzwar schon früher in den dort seit langen Jahren betriebenen Ziegeleien Mammutstosszähne aufgefunden worden sind, so wurde doch erst seit 16 Jahren durch die Bemühungen des Verfassers eine grosse Zahl diluvialer Thiere daselbst constatirt.

Am häufigsten das fossile Pferd, sodann das Rhinoceros und Mammut in jungen und alten Exemplaren, Zähne und einzelne Knochen von der Lösshyäne (mit vielen Coprolithen), Wisent, Ren, Wolf und jüngst ein prachtvoll erhaltener Schädel und Atlas vom Riesenhirsche (Megaceros hibernicus) mit abgeworfenem Geweih. Es ist dies der einzige Fund eines Schädels von diesem Thiere in Mähren und überhaupt in Oesterreich.

Hiezu kommen einige unzweifelhafte Steinwerkzeuge und Artefacte aus Knochen in der Nähe einer kohlenführenden Culturschichte in grosser Tiefe. Aus diesem Löss stammen auch ein gut erhaltenes Cranium (theilweise mit Kalksinter überzogen), einige Zähne und Extremitätenknochen des Lössmenschen. (Siehe Literatur.)

3. Lössstation der St. Thomas-Ziegelei.

Eine gleichfalls sehr reiche Fundstätte von diluvialen Thierknochen mit Rhinoceros ist die mächtige Lössablagerung am Südostabhange des Urnberges am Ende der Thalgasse in Brünn.

Bis in Tiefen von 12 m fanden sich mehrere Holzkohlenlagen und massenhaft Knochen mit Aschen- und Mergelrinden, Breccien von solchen, und zwar vom Mammut, Rhinoceros, Pferd, Ren, Wisent und von Raubthieren: Höhlenbär, Wolf, Eisfuchs und Bobac.

4. Fund in der Franz Josefstrasse in Brünn.

Der wichtigste Fund ergab sich bei dem Canalbau in der Franz Josefstrasse (am östlichen Ende unweit von Obrowitz) im Jahre 1891.

Unter sorgfältiger Beihilfe des Verfassers wurde hier in einer Tiefe von $4^1/_2$ m ein theilweise erhaltenes menschliches Skelet, von einem Schulterblatte und einem grossen Stosszahne des Mammuts bedeckt, mit zahlreichen Artefacten, einem zertrümmerten Schädel des Rhinoceros, mit Rippen desselben, (eine davon mit deutlicher Schlagmarke), aufgedeckt. (Siehe: Der diluviale Mensch mit Funden aus der Mammutzeit, 1892.)

IV. Specielle Betrachtung bearbeiteter Rhinocerosknochen.[1])

Wenngleich bisher in Mähren ein vollständig erhaltenes Skelet des Rhinoceros nicht vorgefunden

[1]) Das Mineraliencabinet der technischen Hochschule in Brünn besitzt vom Mammut ausser mehreren Stoss- und

worden ist, so konnte aus den in verschiedenen Gegenden gesammelten Skelettheilen mit voller Sicherheit das in Sibirien, Ungarn, Niederösterreich und Osteuropa überhaupt constatirte Rhinoceros tichorhinus Fisch (Rh. antiquitatis Bl.) bestimmt werden. Diese Art unterscheidet sich durch kürzere, wenngleich stärkere Extremitätsknochen, also durch gedrungene Bauart von dem schlankeren, um ein Drittel grösseren Rhinoceros Merckii Jäg., welches, in West- und Südeuropa in Gesellschaft mit Elephas antiquus Falc vorkommend, auch bei Taubach (Weimar) nachgewiesen worden ist.[1])

Vor Allem muss die Thatsache hervorgehoben werden, dass Mammut und Rhinoceros, wie alle übrigen Pachydermen, keine Mark- oder Röhrenknochen, wie z. B. Pferd, Hirsch, Rind etc., besitzen. Deshalb sind auch die Knochen der Extremitäten nicht hohl, sondern im Inneren mit einem spongiösen Knochengewebe versehen, dessen einzelne Zellen mit Mark erfüllt sind und gegen die Mitte des Knochens immer grossmaschiger werden. Wenn wir daher im Inneren des Knochens vom Rhinoceros eine Höhlung finden, so konnte sie nur auf künstlichem Wege vom Menschen durch Beseitigung des Knochengewebes hergestellt worden sein. In den meisten Fällen sehen wir an der Innenwand des Knochens die Kratzspuren, offenbar in dem festen Knochengewebe durch Steinwerkzeuge erzeugt, schraubenförmig über einander und die Höhlung selbst mit Lehm, Sand, Kohlenstückchen oder auch oft mit fester Aschenrinde versehen.

Die wichtigsten Belegstücke von bearbeiteten Knochen des Rhinoceros, die sich grösstentheils im Mineraliencabinete der technischen Hochschule in Brünn vorfinden, sind nun folgende:

1. **Schädel und Theile desselben.** Nachweislich wurde schon im Jahre 1852 bei der Grabung eines Weinkellers in der Schreibwaldstrasse (Lehmstätte) ein vollständiger Schädel gefunden, jedoch der Zähne halber zerschlagen.

Ein vortrefflich erhaltener Schädel, im Juli 1879 in der unteren Ziegelei am Rothen Berge aufgedeckt, 85 cm lang, wurde nachträglich an das naturhistorische Hofmuseum in Wien abgetreten.[1])

Ein gleichfalls gut erhaltener Schädel fand sich im Herbste 1896 im Diluvialschotter der Ziegelei am Fusse des Spielberges. Dieser Schädel, 75 cm lang, im Besitze des Franzensmuseums in Brünn, ist, wie die gleichzeitig gefundenen Rippenstücke, ein Rückenwirbel und ein bearbeiteter Humerus, mit Quarzgeröllen stark überzogen.

Die technische Hochschule besitzt nur mehrere Bruchstücke vom Oberschädel und neun Stück Unterkieferbruchstücke von jungen und alten Exemplaren, theils aus den Höhlen, theils aus dem Löss.

Das in Taf. I, Fig. 1, abgebildete Bruchstück eines 1896 (St. Thomas-Ziegelei) gefundenen Unterkiefers zeigt deutliche Schlagmarken und den linken Kieferast abgeschlagen. Dazu kommen noch viele lose Zähne, theils vom Ober-, theils vom Unterkiefer.

2. **Wirbelkörper.** Von diesen zählt die Sammlung nur drei vollständige Halswirbel und vier abgeschlagene, am oberen Ende theilweise ausgekratzte Dornfortsätze von Rückenwirbeln (Wranamühle).

3. **Schulterblatt.** Ein zum Theile ausgekratztes Bruchstück einer linksseitigen Scapula.

4. **Rippen.** Im Ganzen zwölf Stück; sieben davon gehören einem Thiere (Franz Josefstrasse) an. Es sind 45—60 mm breite und bis 75 cm lange Bruchstücke. Eine Rippe zeigt deutliche Schlagmarken. (Taf. I, Fig. 2.) Die im Lössfunde der Franz Josefstrasse gleichzeitig gefundenen kleinen Knochenscheiben von 35—60 mm Durchmesser (siehe Mitth. d. Anthrop. Ges. Wien. XXII. Bd., Taf. III, Fig. 6) stammen ohne Zweifel von Rippen des Rhinoceros.

5. **Becken.** Zwei Untertheile des rechten Beckens mit 110 mm Durchmesser der Gelenkspfanne; ferner mehrere abgebrochene und theilweise ausgehöhlte Beckenäste.

6. **Oberarmknochen (Humerus).** Von diesem wichtigen und häufigsten Skeletbestandtheile liegen 21 Stücke vor; alle zeigen das obere (proximale) Ende auf gleiche Weise schief abgeschlagen; 18 Stück sind im Inneren tief ausgehöhlt und mit schraubenförmigen Kratzspuren versehen, so zwar, dass die Knochenwand am Rande oft nur mehr 2 mm dick ist. Bei einigen ist mit ganzer oder theilweiser Beseitigung des unteren Gelenkkopfes das Knochengewebe in der Achse des Knochens ganz durchlöchert oder mit Lehm- und Kohlenstücken verstopft. Ab-

Mahlzähnen über 30 Stück Knochen von jungen und alten Thieren, von welchen einige in Aschenrinden gelegen und calcinirt sind und mehrere Extremitätenknochen eine deutliche Bearbeitung und Aushöhlung nebst Schlagmarken aufweisen. Von Rhinoceros tichorhinus besitzt das Cabinet 96 Stück theils ganze Knochen, theils Bruchstücke, grösstentheils bearbeitet, und überdies 50 Stück lose Zähne.

[1]) A. Portis, Rhinoceros Merckii Jäg. Palaeontographica. Dunker 1878.

[1]) Makowsky, Verhandl. des naturh. Vereines in Brünn. XVIII. Bd. 1880.

gebildet sind Taf. I, Fig. 3 aus der Kiriteiner Höhle,[1]) Fig. 4 und 5 aus dem Löss von Pausram und dem Rothen Berge bei Brünn. Alle zeigen deutliche Schlagmarken.

Obgleich kein Humerus ganz erhalten ist, so lässt sich bei einem völlig erwachsenen Exemplar auf eine grösste Länge des Humerus von 400 mm schliessen.

7. Ellenbogen (Cubitus). Von fünf Stück sind alle ohne unteren Gelenkskopf; vier davon zeigen den Bogen des Olecranons abgeschlagen und das Knochengewebe tief ausgekratzt; bei zweien ist auch das Vorderende ausgehöhlt und zum Theile mit Lehm und Sand erfüllt.

Taf. I, Fig. 6 (vom Rothen Berge).

8. Speiche (Radius). Von diesem Skelettheil liegen sieben Exemplare vor, alle am unteren (distalen) Ende abgeschlagen, drei davon auch deutlich ausgehöhlt (Taf. I, Fig. 7, aus der Slouperhöhle) Bei Vergleichung mit dem Cubitus lässt sich die wahre Länge des am distalen Ende stark abgeplatteten Radius auf annähernd 320 mm bestimmen.

9. Schienbein (Tibia). Von diesem massiven Knochen erhielt erst im Herbste 1896 das Cabinet aus der Lehmstätte der St. Thomas-Ziegelei ein in festem Mergel ganz eingehülltes Exemplar, mit anhaftendem Wadenbein. Mühsam herausgelöst, zeigt die vollständige Tibia eine Länge von 405 mm, mit grösster Breite von 170 mm im proximalen (oberen) Ende; das anhaftende Wadenbein (Fibula) ist 346 mm lang. Eine zweite, etwas beschädigte Tibia aus dem Knochendepôt der Wranamühle hat eine Länge von 380 mm; zwei Tibien, jüngeren Thieren angehörig, sind künstlich abgeschlagen und am unteren Ende ausgehöhlt; ein drittes endlich, etwas gebrannt, ist auf beiden Seiten tief ausgehöhlt, mit Schlagmarken. (Taf. I, Fig. 8, St. Thomas-Ziegelei.)

10. Oberschenkel (Femur). Von diesem längsten Knochen des Rhinoceros (mindestens 500 mm lang), besitzt das Cabinet nur zwei Bruchstücke, 308 bezw. 420 mm lang. Der obere (proximale) Gelenkskopf ist bei beiden abgeschlagen und das stark abgeplattete Knochenende tief ausgehöhlt, wenn auch die Schlagmarken nicht deutlich erkennbar sind.

11. Kniescheibe (Patella). Von diesem festen Knochen besitzt das Cabinet aus dem Löss der Wranamühle ein sehr gut erhaltenes Exemplar, 104 mm lang, 80 mm breit, ganz unverletzt.

12. Fusswurzelknochen. Zwei Stück Calcanei aus der Slouperhöhle und aus dem Löss, beide gut erhalten, 110 mm lang; ferner ein Os capitatum aus dem Löss, 76 mm lang und 62 mm breit.

Zwei Astragail (Joslowitz und Wranamühle), vollständig erhalten, 82 mm lang und 72 mm breit in der Mitte.

13. Zehenglieder. Zehn Stück Metacarpalknochen: von diesen sind zwei aus den Höhlen und einer (der grösste) aus dem Löss, vollständig, bis 198 mm lang und 64 mm breit in der Mitte. Letzterer (Taf. I, Fig. 9) stark mit Russ geschwärzt und calcinirt, mit theilweise noch anhaftender Kohlenrinde.

Sieben Stück Metacarpalknochen sind in ihrem unteren Ende bis zur Mitte abgeschlagen und theilweise ausgekratzt und gebrannt. (Taf. I, Fig. 10.) Ferner neun Stück Metatarsalknochen, davon drei, aus Höhlen stammend, vollständig erhalten; der grösste 176 mm lang und 45 mm breit; die übrigen sechs sind aus dem Löss, manche theilweise am Ende ausgekratzt oder von einer festen Aschenrinde, die im Inneren durch die Hitze zersprungen ist, eingeschlossen. (Taf. I, Fig. 11, theilweise durch Abnehmen eines Theiles der Aschenkruste zerbrochen.)

Erklärung der Abbildungen auf Tafel I von Skelettheilen des Rhinoceros tichorhinus Fisch. in $^1/_3$ nat. Gr. (s = Schlagmarken).

Fig. 1. Vordertheil des Unterkiefers. Aus dem Löss der Thomas-Ziegelei, theilweise mit Aschenrinde überzogen, linker Ast abgeschlagen.
„ 2. Rippenbruchstück. Aus dem Löss der Franz Josefstrasse.
„ 3. Linker Humerus. Aus der Wejpustekhöhle, beiderseits ausgehöhlt.
„ 4. Rechter Humerus. Aus dem Löss von Pausram, schraubenförmig ausgekratzt.
„ 5. Rechter Humerus. Aus dem Löss des Rothen Berges, beiderseits ausgehöhlt.
„ 6. Linker Cubitus. Aus dem Löss des Rothen Berges, beiderseits ausgehöhlt.
„ 7. Linker Radius. Aus der Slouperhöhle, unten ausgekratzt.
„ 8. Linke Tibia. Aus der Culturschichte der Thomas-Ziegelei, beiderseits ausgehöhlt und stark gebrannt.
„ 9. Metacarpus. Aus der Culturschichte des Rothen Berges, stark gebrannt, theilweise mit Aschenrinde versehen.
„ 10. Metacarpus. Aus dem Löss des Rothen Berges, abgeschlagen und etwas ausgekratzt.
„ 11. Metatarsus. Aus dem Löss der Thomas-Ziegelei, mit starker Aschenrinde, die theilweise abgelöst, im Inneren durch Hitze zerklüftet ist.

(Fig. 9, 10 und 11 nach Photographien.)

[1]) Einen gleich bearbeiteten, gut erhaltenen Humerus aus der Wejpustekhöhle besitzt das Hofmuseum in Wien. Das Franzensmuseum besitzt drei ausgehöhlte Humeri: aus Zazowitz, der Höhle Pekarna und aus der Spielberg-Ziegelei (vom Jahre 1896).

Altbosnische Schädel.

Von k. u. k. Oberstabsarzt **Dr. A. Weisbach** (Sarajevo).

(Mit einer Maasstabelle.)

Die nachstehende Beschreibung der wenigen Schädel aus Bosnien und der Hercegovina möge deshalb gerechtfertigt erscheinen, weil bisher ausser den prähistorischen Schädeln vom Glasinac[1]) meines Wissens keine weiteren veröffentlicht worden sind. Freilich stammen diese Schädel nicht aus der Gegenwart, sondern aus mehr oder minder naher Vergangenheit; übrigens waren beide Länder auch in den vergangenen Jahrhunderten bis auf das siebente zurück von demselben Volke der Südslaven bewohnt, wie heutzutage, mögen sie welchem Glaubensbekenntnisse immer angehört haben.

I. Schädel von Višegrad.

Diese vier Schädel stammen von einem alten mohamedanischen Friedhofe in Višegrad (Südbosnien), wurden durch die Drina-Ueberschwemmung Mitte November 1896 blossgelegt und vom Herrn Civiladlatus Baron Kutschera gesammelt.

Nr. 1. Hoher männlicher Brachycephalus ohne Gesicht, Knochen sehr gut erhalten, Nähte feinzackig. Obere Ansicht: Fast kreisrund, Stirne breit, Schläfen stark gewölbt, Hinterhaupt flach, kaum sichtbar. Hintere Ansicht: Rundlich, oben und unten gleich breit, Hinterhauptschuppe breit, dreieckig, flach, Rauhigkeiten wenig ausgebildet, Interparietaltheil klein, breit. Untere Ansicht: Hinterhauptsumriss sehr flachbogig, Receptaculum kurz; for. occ. magn. länglich; proc. condyl. stark, ziemlich convex. Seitenansicht: Hoch und kurz; Stirne senkrecht mit deutlichen arc. supreil.; Scheitel stark gewölbt, hinten fast senkrecht abfallend zum flachen Hinterhaupte; Warzenfortsätze kurz und dick; alae magnae breit. In der Vorderansicht die Stirne sehr breit, Scheitelwölbung stark.

Nr. 2. Kleiner, niedriger, etwas länglicher weiblicher Schädel, die dünnen Knochen vollkommen gut erhalten, die Nähte meist armzackig, nur die Lambdanaht fein, reichzackig mit mehreren Zwickelbeinen um den Lambdawinkel. O. Stumpf oval, Stirne breit, Schläfen mässig gewölbt, Hinterhaupt wenig sichtbar; Jochbrücken deutlich vortretend. H. Rundlich, oben etwas breiter als unten; Hinterhaupt stark gewölbt, sein Interparietaltheil klein, breit, Muskelleisten deutlich. U. Hinterhaupt breit parabolisch, Receptaculum lang, for. occ. magn. klein, rundlich, proc. condyl. klein, wenig convex; äussere Flügelfortsatzplatte breit, Gaumen flach, schmal. S. Niedrig, länglich, Stirne niedrig, etwas geneigt, wenig gewölbt, arcus supreil. nur angedeutet; Scheitelwölbung flach, hinten rasch abfallend; Hinterhaupt etwas wenig vorstehend, Receptaculum lang, mehr aufgerichtet; proc. mast. sehr klein, alae magn. breit. V. Stirne niedrig, Scheitelwölbung stark, Orbitae sehr gross, fast quadratisch, hoch, Nasenwurzel schmal, Nase scharfrückig, stark vorspringend, apert. pyrif. sehr schmal, Jochbeine dünn.

Nr. 3. Niedriger, länglicher, weiblicher Schädel ohne Gesicht, Knochen gut erhalten, Nähte meist fein, Stirnnaht offen, armzackig. O. Abgestutzt oval, Stirne breit, Schläfen flach, Hinterhaupt kaum sichtbar. H. Rundlich, oben und unten gleich breit, Hinterhaupt stark gewölbt, ohne Rauhigkeiten, Interparietaltheil klein, niedrig. U. Hinterhauptsumriss sehr breit, parabolisch, for. occ. magn. klein, rundlich; proc. condyl. sehr klein, flach. S. Niedrig, Stirne senkrecht, glatt, stark gewölbt, Scheitel flach, Hinterhaupt etwas vortretend; proc. mast. sehr klein, alae magnae schmal. V. Stirne sehr breit, flach.

Nr. 4. Kinderschädel, sehr hoher Brachycephalus mit 12 Milchzähnen im Oberkiefer; Nähte meist armzackig; Knochen gut erhalten. O. Rundlich, Stirne mässig breit, Schläfen stark gewölbt, Hinterhaupt

[1]) Weisbach, Prehistoričke Lubanje sa Glasinca. Glasnik, VII, 1895.

breit abgerundet. H. Hochrundlich: Hinterhaupt flach, Interparietaltheil klein, breit. U. Sehr breit parabolisch, Receptaculum lang, for. occ. magn. rhombisch, proc. condyl. flach; Synchondrosis basilaris ganz offen. Gaumen klein, tief, breit. S Kurz, sehr hoch; Stirne senkrecht, glatt, sehr stark gewölbt, Scheitel oben flach, hinten fast senkrecht abfallend; Hinterhaupt hoch, wenig sichtbar, mit aufgerichtetem, langem Receptaculum; process. mast. verschwindend klein, alae magnae sehr breit. V. Gesicht lang, schmal, Stirne sehr breit, stark gewölbt, Nasenwurzel kaum vertieft. Orbitae gross, viereckig, hoch; apert. pyrif. ziemlich breit; Jochbeine angedrückt, sehr dünn.

II. Schädel aus dem Trstenicathale bei Hatinići.

Beim Baue der Fahrstrasse im Trstenicathale von der Eisenbahnstation Čatići (nördlich von Visoko) nach dem Franciskanerkloster Sutjeska, wurde an der Nordseite der Strasse zwischen den Dörfern Brezani und Hatinići am „Crkveniak" genannten Hügel (Crkve = Kirche), der jetzt mit Gestrüpp bewachsen ist und keine Spur einer Ruine zeigt, ein Gräberfeld (Popusko groble genannt, Pop = Priester) an der Hügellehne blossgelegt.

Alle Gräber sind von West nach Ost gerichtet, mit natürlichen Steinplatten senkrecht ausgelegt und wagrecht überdeckt, am Kopfende breiter, als am verschmälerten Fussende.

Die Skelette liegen mit dem Schädel nach West, mit den Füssen nach Ost gerichtet in vollkommen ungestörter, horizontaler Rückenlage, ohne auffindbare Beigabe und auch ohne jede Spur von Sarg; sie sind alle von gewöhnlicher Länge.

Die Knochen aller sechs untersuchten Gräber sind gracil, von dem fest angeschmiegten, feinen, weisslichgrauen Lehm derart umhüllt, dass ihre unbeschadete Aushebung trotz aller Sorgfalt nicht gelang, da auch an den feuchten Stellen die Knochen förmlich verzehrt waren.

Zweifellos sind diese Gräber christliche aus nicht zu ferner Vergangenheit, wahrscheinlich nicht älter, als höchstens 200 Jahre.

In dieser Gegend wohnen heutzutage neben Mohamedanern viele Katholiken.

Nr. 1. Dünner männlicher Brachycephalus, Knochen gut erhalten, Nähte armzackig. O. Rundlich, Stirne schmal, Schläfen stark gewölbt, Hinterhaupt breit abgerundet. H. Fünfeckig abgerundet, oben etwas breiter als unten, Schuppe mässig gewölbt, Interparietaltheil gross. U. Breitbogig; for. occ. magn. rundlich, proc. condyl. sehr klein, niedrig, flach. Gaumen gross, tief, lang. Zähne mässig gross, etwas abgeschliffen. S. Kurz und hoch. Stirne etwas geneigt, niedrig, glatt, mässig gewölbt, Scheitel stark gewölbt, Hinterhaupt wenig vorragend, Receptaculum aufgerichtet; Warzen dick, gross; alae magnae gross; Gesicht etwas prognath. V. Gesicht mässig gross, Stirne flach, Orbitae viereckig, niedrig. Nasenwurzel breit, Nasenbeine gross, einen scharfen Rücken bildend (Nase jedenfalls gebogen gewesen), apert. pyrif. gross, breit; Jochbeine angedrückt. Unterkiefer schwach, dünn, niedrig. Aeste sehr geneigt.

Nr. 2. Grosser männlicher Brachycephalus, etwas asymmetrisch ohne Nahtverknöcherung, nämlich Hinterhauptsgegend rechts etwas flacher als links — ohne Gesicht und rechte Schläfe; Knochen sehr gut erhalten, neueren Ansehens, Nähte alle deutlich, Pfeil- und Lambdanaht reichzackig. O. Breitoval, Schläfen stark gewölbt. Hinterhaupt breit, stumpf vortretend. H. Breitrundlich, oben breiter als unten, Schuppe ziemlich gewölbt, tuberos. ext. deutlich, Interparietaltheil niedrig, breit. U. Hinterhauptsumriss sehr breitbogig, for. occ. magn. gross, rundlich, proc. condyl. klein, niedrig, flach. S. Länglich, Stirne senkrecht, niedrig, glatt, stark gewölbt, Scheitel allmälig abfallend zum vorragenden Hinterhaupte, Receptaculum aufgerichtet; proc. mast. dick, kurz. Bruchstücke der linken Unterkieferhälfte und des linken Oberkiefers mit niedrigen, ziemlich abgeschliffenen Zähnen; Unterkieferast klein, steil eingepflanzt.

Nr. 3 Dünner, hoher männlicher Brachycephalus, Knochen mürbe, alle Nähte deutlich, armzackig, blos der unterste Theil der Kranznaht und linkerseits der grosse Keilbeinflügel mit der Schläfenschuppe verwachsen. O. Rundlich, Stirne schmal, Jochbogen sichtbar, Schläfen wenig gewölbt, Hinterhaupt flach, breit. H. Rundlich, Schuppe breit, flach, glatt. U. Flachbogiger Hinterhauptsumriss, Receptaculum kurz, for. occ. magn. gross, breit, proc condyl. sehr convex, äussere Flügelfortsatzplatten breit, Gaumen gross, tief, breit, Zähne gross, stark abgeschliffen. S. Kurz und hoch, Stirne steil, wenig gewölbt, arc supcil. bemerkbar, Scheitel sehr stark gewölbt, hinten senkrecht abfallend; Hinterhaupt flach, Receptaculum aufgerichtet; Warzen gross, dick; Gesicht am Alveolarfortsatze etwas prognath. V. Gesicht gross, lang; Stirne flach, Nasenwurzel breit; Nasenbeine gross, breit, Nasenrücken wenig scharf; apert. pyrif. gross, breit; Orbitae gross, viereckig.

Unterkiefer gross mit breiten, etwas geneigten Aesten; seine Zähne gross, mehr abgeschliffen als im Oberkiefer.

Nr. 4. Sehr grosser männlicher Brachycephalus, Knochen dünn, mürbe; Verwachsung des untersten Theiles der Kranznaht beiderseits und leichte Einsenkung am Vereinigungspunkte der Kranz- und Pfeilnaht; sonst alle Nähte vorhanden, armzackig. O. Sehr breit oval, Stirne schmal, Schläfen stark gewölbt, Hinterhaupt flach, kaum sichtbar. H. Rundlich, Schuppe ziemlich gewölbt, glatt, Interparietaltheil gross. U. Breitparabolisches Hinterhaupt, for. occ. m. gross, rhombisch, Condyli klein, niedrig, wenig convex, Gaumen lang, tief. Schneidezähne gross, wagrecht abgeschliffen. S. Niedrig, Stirne senkrecht, niedrig, stark gewölbt, arcus supercil. deutlich. Scheitel oben flach, hinten rasch abfallend; Hinterhaupt hoch, etwas vorstehend; Receptaculum aufgerichtet; Warzen gross, Gesicht orthognath. V. Gesicht gross, lang, schmal, Stirne breit, stark gewölbt, Nasenwurzel schmal, Nasenbeine klein, einen breiten Rücken bildend, apertura pyrif. gross, breit; Orbitae gross, viereckig; Jochbeine angedrückt, dünn. — Unterkieferbruckstück dünn, niedrig, Ast klein, sehr stark geneigt; Schneide-, Eck- und kleine Backenzähne horizontal abgeschliffen.

Nr. 5. Juveniles, brachycephales Schädeldach mit einzelnen Bruchstücken; alle Nähte armzackig, Knochen dünn. O. Breitoval, Stirne sehr breit, Schläfengegend stark gewölbt, Hinterhaupt wenig vortretend. H. Jedenfalls rundlich, Schuppe ziemlich gewölbt; die beiliegenden Bruchstücke lassen das Offensein der Synchondrosis basilaris deutlich erkennen. S. Stirne niedrig, senkrecht, glatt, Scheitel stark gewölbt, Hinterhaupt wenig merkbar. — Unterkiefer klein mit breiten, niedrigen, schrägen Aesten; linker Weisheitszahn im Durchbrechen.

Nr. 6. Grosser, sehr regelmässiger, männlicher, länglicher Schädel, dem ein Theil des linken Gesichtes und der linken Schläfengegend fehlt; Knochen erdig, Nähte deutlich, theils arm, theils reichzackig.

O. Langoval, Stirne breit abgestutzt, Schläfen wenig gewölbt, Hinterhaupt vorstehend. H. Rundlich, Schuppe ziemlich gewölbt, glatt, Interparietaltheil gross, lang. U. Breitbogig, Receptaculum kurz, for. occ. m. breitoval, proc. condyl. klein, niedrig, flach; Gaumen gross, lang, tief, Zähne sehr gross, nicht abgeschliffen, Weisheitszahn noch nicht durchgebrochen. S. Länglich, Stirne senkrecht, stark gewölbt, glatt, Scheitel oben flach, hinten rasch abfallend, Hinterhaupt wenig vorstehend; ala magna sehr breit. V. Gesicht lang, schmal, Jochbein angedrückt, Stirne sehr breit, stark gewölbt, Nasenwurzel breit, Nasenbeine gross, breitrückig, apert. pyrif. gross, breit. — Rechtsseitiges Unterkieferbruchstück mit kleinem, niedrigem, stark geneigtem Aste, grossen, nicht abgeschliffenen Zähnen und dem Weisheitszahne noch im Fache.

III. Bogumilenschädel.

Die Bogumilen, auch Patarener genannt, waren eine religiöse, christliche Secte, im Mittelalter in Bosnien und vorzüglich in der Hercegovina sehr verbreitet, wo sie zeitweise sogar die Mehrzahl der Bewohner zu ihren Bekennern zählte. Nach der Eroberung des Landes durch die Osmanen übertraten die meisten Bogumilen zum Islam, wiewohl andere ihrem Glauben treu geblieben sind, dessen Anhänger jedoch sich immer mehr verminderten, was ihr schliessliches Aussterben zur Folge hatte; noch zu Anfang unseres Jahrhunderts sollen Bogumilen in einzelnen entlegeneren Landestheilen existirt haben; jetzt sind sie vollständig verschwunden.

Von ihnen ist uns nichts weiter geblieben, als ihre merkwürdigen Grabstätten und oft weit ausgedehnten Gräberfelder, die sich im ganzen Lande, besonders häufig aber in der Hercegovina vorfinden und durch ihre meistens massiven Steinmonumente auffällig machen.

Auf den Grabstätten liegen nämlich Steinblöcke von oft riesigen Dimensionen, vierseitig prismatisch zugehauen, entweder nur ganz roh gearbeitet, ohne jedes weitere Abzeichen, oder auch mit malteserkreuzähnlichen Reliefs, oder mehr minder fein ausgearbeitet mit erhabenen, arcadenförmigen, vergissmeinnichtähnlichen, ringförmigen und anderen Zeichnungen; besonders reich daran ist das weite Gräberfeld beim Dorfe Radmilović nächst Bilek an der montenegrinischen Grenze; auch Thiergestalten, kämpfende Reiter und Bogenschützen finden sich ausgemeisselt (bei Stolac).

Die zwei zunächst zu beschreibenden Schädel sind zwei nebeneinander befindlichen Gräbern entnommen vom Gräberfelde bei Stolac (Hercegovina) an der Strasse nach Domanović; beide Gräber waren sehr oberflächlich, jenes des weiblichen Schädels (*a*) ohne den gewöhnlichen grossen Grabstein, das des männlichen (*b*) mit einem einfachen, schweren Steinblocke bedeckt; in keinem Grabe irgend eine Beigabe.

a) Kleiner, weiblicher, länglicher Schädel mit dünnen, morschen, schlecht erhaltenen Knochen; Nähte armzackig, theilweise undeutlich. O. Länglich-oval, Stirne schmal, Schläfen wenig gewölbt, Hinterhaupt etwas stumpf vorstehend. H. Fünfeckig abgerundet, Schuppe stark gewölbt, linea musc. sup. deutlich, sonst glatt. Interparietaltheil ziemlich gross. U. Breit parabolisch; Receptaculum lang, for. occ. m. klein, länglich; proc. condyl. klein, niedrig, wenig convex; proc. pteryg. schmal; Gaumen klein, flach, schmal. S. länglich, Stirne senkrecht, niedrig, stark gewölbt, arcus suprc. angedeutet, Scheitel oben flach, hinten rasch abfallend, Hinterhaupt etwas vorstehend; Warzen sehr klein; Gesicht etwas prognath. V. Gesicht klein, breit; Stirne stark gewölbt, Nasenwurzel sehr schmal, Nase scharfrückig, apert. pyrif. lang; Orbitae sehr gross, hoch, viereckig; Jochbeine angedrückt, sehr dünn. Unterkiefer klein, niedrig, mit kleinen, schmalen, schräg eingesetzten Aesten; Mahlzähne sehr stark concav abgeschliffen.

b) Sehr schwerer, männlicher, dickknochiger Brachycephalus; Knochen gut erhalten, Nähte sehr armzackig, stellenweise undeutlich. O. Breitoval, Stirne schmal, Schläfen stark gewölbt, Hinterhaupt vorragend. H. Abgerundet fünfeckig, oben etwas breiter, Schuppe sehr stark gewölbt, linea musc sup. sammt der tuberos. occ. ext. eine scharf vorspringende Kante; Interparietaltheil gross, breit. U. Breit parabolisch, for. occ. m. klein, fast rhombisch, proc. condyl. klein, stark convex; äussere Platten der Flügelfortsätze sehr breit, mit dem proc. spinosus durch eine Leiste verschmolzen; Gaumen gross, flach, breit; Zähne ziemlich abgeschliffen (horizontal). S. Länglich, hoch, Stirne niedrig, senkrecht, sehr stark gewölbt, arc. suprc. angedeutet, Scheitel stark gewölbt, Hinterhaupt vorstehend, hoch; Receptaculum fast horizontal; Warzen gross, alae magnae breit, Gesicht orthognath. V. Gesicht gross, sehr breit, Stirne stark gewölbt, Nasenwurzel mässig breit, Nasenbeine gross, ziemlich scharfrückig, Nase jedenfalls gebogen gewesen; apert. pyrif. gross, breit; Jochbeine stark vortretend. — Unterkiefer gross, stark, Aeste schmal, ziemlich geneigt; Zähne klein, an allen Höckern abgeschliffen.

Die zwei folgenden Schädel hatte ich vor mehreren Jahren Gelegenheit, im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien zu messen.

a) Grosser, männlicher, hoher Brachycephalus; Knochen leicht, sehr gut erhalten, Nähte alle fein- und reichzackig. O. Rundlich, rechts hinten etwas flacher als links; Stirne schmal, Schläfen gewölbt, Hinterhaupt flach. H. Hoch rundlich, Schuppe breit dreieckig, flach, rechts flacher als links; linea musc. sup. und tuberos ext. sehr stark ausgebildet. U. Hinterhauptsumriss breitbogig, Receptaculum sehr kurz; for. occ. m. klein, rhombisch; proc. condyl. klein, niedrig, flach; proc. pteryg. breit; Gaumen gross, sehr tief, lang, Zähne alle gut, mit wenig abgeschliffenen Kronen. S. Kurz und hoch, Stirne senkrecht, stark gewölbt, mit deutlichen arc. suprc.; Scheitel hinter der Kranznaht leicht vertieft, hinten rasch abfallend; Hinterhaupt flach, kaum sichtbar; Warzen mässig gross, breit; Jochbeine stark; Gesicht orthognath. V. Gesicht gross, unten breit, Nasenwurzel unter den zusammenfliessenden, sehr deutlichen arc. suprc. stark vertieft, schmal; Orbitae klein, niedrig, rechteckig; Nasenbeine kurz, breit, aber in einem scharfen Rücken zusammenstossend; apert. pyrif. sehr lang und schmal, fossae caninae sehr vertieft, Jochbrücken vorstehend. — Unterkiefer sehr gross, hoch, mit grossen, steil ansteigenden Aesten.

Dieser Schädel wurde sammt gut erhaltenem Skelete vom Berghauptmanne Radimsky einem Grabe nächst der orthodoxen Kirche in Gacko (oder Metohia, einem Städtchen an der montenegrinischen Grenze) entnommen, welches, von Ost nach West gerichtet, mit Steinplatten ausgelegt war und das Skelet in ungestörter Rückenlage, Kopf nach West, aber ohne jede Beigabe enthielt. In nächster Umgebung finden sich noch andere Bogumilengräber.

Alle Skeletknochen sind stark gebaut, ihre Muskelleisten kräftig entwickelt, das Becken enge (querer Durchmesser des Einganges 129 mm, Conjugata 89 mm, Index 690), die Oberschenkelknochen sehr stark mit fast wagrechtem Schenkelhalse, der linke mit einem deutlichen dritten Trochanter, die Tibien platycnemisch; die Körperlänge dürfte 170 cm betragen haben.

b) Grosser, massiver, männlicher Brachycephalus aus Dobrunje bei Višegrad (Südbosnien); Nähte meistens undeutlich, Lambda- und seitliche Theile der Kranznaht feinzackig. O. Breitoval, Stirne sehr breit, Schläfen wenig gewölbt, Hinterhaupt breit, flach. H. Hoch, gerundet; Schuppe flach, linea musc. sup. sammt der tub. ext. sehr stark ausgeprägt. U. Hinterhaupt breitbogig, Receptaculum kurz, for. occ. m. asymmetrisch, rhombisch, Condyli klein, niedrig, flach, Flügelfortsätze sehr breit; Gaumen gross, lang, ohne spina post.; Zahnfächer niedrig, jene der Molares verschwunden. S. hoch, kurz, Stirne fast senkrecht,

mässig gewölbt, arc. supr. deutlich, Scheitel hinten fast senkrecht abstürzend zum flachen Hinterhaupte; Warzen kurz, sehr breit; Jochbeine sehr stark, Gesicht orthognath. V. Gesicht sehr gross, breit, mit vorstehenden Jochbeinen; Stirne breit, Nasenwurzel wenig vertieft; Orbitae gross, hoch, quadratisch; Nasenbeine oben schmal, unten breit, in scharfem Rücken zusammenlaufend; Nasenöffnung sehr lang und schmal mit sehr langer spina anterior. Unterkiefer sehr gross und stark, seine sehr wenig geneigten Aeste gross, breit und hoch, die Zähne sehr stark abgeschliffen

Dem Erhaltungszustande der Knochen nach erscheinen die Schädel von Višegrad als die neuesten, jene von Hatinići als die ältesten.

Ohne auf die einzelnen in der Tabelle verzeichneten Maasse näher einzugehen, sei im Allgemeinen blos Nachstehendes hervorgehoben.

Die Capacität (durch Ausfüllung mit Erbsen bestimmt) scheint häufig eine recht beträchtliche zu sein, da unter sechs Männerschädeln zwei Kephalonen sich befinden und auch der kindliche Schädel als solcher gelten muss. Dem entspricht auch der horizontale Umfang (489—537 mm), welcher bei den Erwachsenen sechsmal unter 500 mm, aber auch sechsmal mehr als 510 mm beträgt.

Die grösste Länge, bei den Erwachsenen zwischen 166 und 188 mm, ist meist gering — zehnmal unter 180 mm —, die grösste Breite (136—152 mm) eine ansehnlichere, nämlich fünfmal unter 140 mm, achtmal über 140 mm, und somit der Längenbreitenindex (782—885) in engen Grenzen schwankend, nach welchem unter diesen 14 Schädeln nur 3 Mesocephali (21·4%), aber 11 Brachycephali (78·5%), letztere also weit überwiegend vorkommen.

Wenn von den an Lebenden erhaltenen Indices,[1]) um eine Vergleichung ermöglichen zu können, je 2% abgezogen werden, erhalten wir nach Messungen an 3803 Männern für die Schädelformen der heutigen Bosnier 55 Dolichocephali (1·44%), 554 Mesocephali (14·56%) und 3194 Brachycephali (83·98%), also gleichfalls weit überwiegend vorherrschende Brachycephalie, weshalb man behaupten kann, dass diese beschriebenen altbosnischen Schädel im Vorkommen der einzelnen Hauptformen fast genau jenen der Gegenwart entsprechen.

Anders gegenüber den prähistorischen Schädeln vom Glasinac: Ihre grösste Länge (169—204 mm) fällt je 19mal unter und über 180 mm, ist also im Allgemeinen grösser als bei den altbosnischen, während ihre grösste Breite (114—159 mm) fast ebenso oft (17mal) unter, als auch über 140 mm (16mal) beträgt, daher eine geringere sein muss. Diesem entsprechend finden sich unter den Glasinacschädeln 11 Dolicho- (29%), 14 Meso- (37%) und nur 13 Brachycephali (34%), die letzteren demnach in bedeutender Minderzahl, im Gegensatze sowohl zu den altbosnischen, als auch zu den heutigen Schädeln.

Die Höhe (vom vorderen Rande des grossen Hinterhauptsloches gemessen, 126—141 mm) gibt rücksichtlich der Schädellänge Indices von 723 bis 855, worunter jedoch blos zwei Schädel als orthocephale, 11 dagegen, die grosse Mehrheit, als hypsicephale sich einreihen; auch dies bestätigt die grosse Aehnlichkeit derselben mit den Schädeln der Jetztzeit, welche den Eindruck beträchtlicher Höhe machen.

Nach dem leider nur an sieben Schädeln bestimmbaren Gesichtsindex (808—921) erscheinen fünf chamae- und zwei leptoprosop, die Gesichter also mehr niedrig und breit, wie bei den heutigen Bosniern

Der Obergesichtsindex (557—530) reiht im Gegensatze zum vorigen alle in die Leptoprosopie ein.

Der Nasenindex (460—530) ist vorwiegend nicht leptorrhin (achtmal), da nur zwei Schädel in diese Abtheilung fallen, fünf mesorrhin und drei selbst platyrrhin sind, trotzdem die Nasenbeine fast durchgehends eine sichtlich vorspringende Nase andeuten.

Nach dem Orbitalindex (794—972) gibt es einen einzigen mit niedrigen Augenhöhlen (Chamaekonchie), vier besitzen mittelhohe (Mesokonchie) und fünf hohe (Hyprikonchie).

Der Gaumen ist nach seinem Index (753—1000) selten lang und schmal (ein leptostaphyliner), öfter (drei) mesostaphylin, am häufigsten kurz und breit (fünf brachystaphylin).

Nach dieser freilich nur oberflächlich möglichen Vergleichung ähneln diese altbosnischen Schädel denen der Jetztzeit, mit welchen sie sich von den prähistorischen des Glasinac gründlich unterscheiden.

[1]) Weisbach, Die Bosnier. Wiener Anthropologische Gesellschaft, XXV. S. 206 ff.

Altbosnische Schädel.

Nr.	Fundort	Geschlecht	Beiläufiges Alter	Capacität	Hirnschädel: Grösste Länge	Hirnschädel: Grösste Breite	Hirnschädel: Stirnbreite	Hirnschädel: Höhe	Hirnschädel: Länge der Schädelbasis	Hirnschädel: Umfang: Horizontal-	Hirnschädel: Umfang: Sagittal-	Hirnschädel: Umfang: Quer-	Gesichtsschädel: Höhe: Gesichts-	Gesichtsschädel: Höhe: Obergesichts-	Gesichtsschädel: Breite: Gesichts-	Gesichtsschädel: Breite: Joch-	Gesichtsschädel: Nase: Höhe	Gesichtsschädel: Nase: Breite	Gesichtsschädel: Orbita: Höhe	Gesichtsschädel: Orbita: Breite	Gesichtsschädel: Gaumen: Länge	Gesichtsschädel: Gaumen: Breite	Index: Längenbreiten-	Index: Längenhöhen-	Index: Gesichts-	Index: Obergesichts-	Index: Nasen-	Index: Orbita	Index: Gaumen
1	Višegrad	♂	40	1470	166	147	98	142	105	497	347	330	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	885	855	—	—	—	—	—
2	„	♀	30	1360	171	139	92	130	90	490	360	306	—	64	86	128	46	22	35	36	40	35	812	760	—	744	478	972	875
3	„	♀	30	1310	170	136	98	128	95	493	346	305	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	800	752	—	—	—	—	—
4	„	Kind		1330	160	138	90	128	86	471	344	313	—	58	82	104	41	21	31	34	31	30	862	800	—	557	512	911	967
1	Hatinići	♂	30	1260	167	141	94	126	97	489	337	300	104	67	96	128	49	26	32	39	—	39	844	754	812	697	530	820	—
2	„	♂	40	—	178	147	96	133	95	510	359	312	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	849	768	—	—	—	—	—
3	„	♂	50	—	169	143	93	139	102	495	350	310	117	71	90	127	49	25	32	38	42	42	846	822	921	788	510	842	1000
4	„	♂	40	1730	188	150	97	136	98	537	391	320	118	72	89	136	50	26	35	41	42	40	797	723	867	808	520	853	952
5	„	juv.		—	167	139	94	—	—	490	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	832	—	—	—	—	—	—
6	„	♂	20	—	175	137	96	128	101	510	365	328	106	67	—	—	48	23	31	36	46	39	782	731	—	—	479	861	847
a	Stolac	♀	40	—	173	137	89	131	93	494	365	291	101	63	89	125	48	23	34	39	43	31	791	757	808	707	479	871	753
b	„	♂	40	1380	178	147	100	134	101	515	368	310	117	69	88	137	48	24	33	39	42	39	825	752	854	784	500	846	928
a	Gacko	♂	30	1690	184	152	101	141	102	535	390	338	124	72	97	140	50	23	31	39	50	40	826	766	883	742	460	794	800
b	Dobrunje	♂	60	1420	180	147	100	136	106	520	367	316	126	74	100	139	59	34	34	40	47	33	816	755	906	740	461	850	808

Das ethnographische Dorf der ungarischen Millenniums-Landesausstellung in Budapest.

Von **J. R. Bünker** in Oedenburg.

(Mit 11 Text-Illustrationen.)

Zu Anfang der Sommerferien des vorigen Jahres reiste ich nach Budapest, um im ethnographischen Dorfe, das eine Zierde der Budapester Millenniums-Landesausstellung bildete und in dem aus allen Gegenden des weiten Ungarlandes eine grössere Anzahl von Bauernhäusern eng beisammen lag, die heute, nachdem das anmuthige und so lehrreiche Ausstellungsdorf nun schon verschwunden ist, vom Hausforscher nur durch kostspielige Reisen in alle Theile des Landes erreicht werden könnten, jene Bauernhäuser zum Gegenstande meines Studiums zu machen.

Ich brachte zwei Wochen hindurch fast jede Stunde des Tages, während welcher die Häuser offen standen, fortwährend fragend, notirend und zeichnend im Dorfe zu, und von dem, was ich dort erschaut und erforscht, soll hier jetzt Einiges mitgetheilt werden.

In einer Arbeit, die ich über die „Herde und Oefen in den Bauernhäusern des ethnographischen Dorfes der Millenniums-Ausstellung in Budapest" im vorigen Herbste schrieb und die im ersten Hefte des laufenden Jahrganges der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde" in Berlin erschienen ist, sagte ich im einleitenden Theile über den Zweck und die Entstehung des ethnographischen Dorfes Einiges, das hier zum Eingange mit geringfügigen Abänderungen wiederholt werden soll.

„Die Aufgabe des Dorfes bestand darin, sowohl den einheimischen, als auch den ausländischen Besuchern der Ausstellung Einblick in die Ethnographie der in Ungarn lebenden verschiedenen Volksstämme zu bieten, soweit einerseits das Bauernhaus mit Allem, was zu demselben gehört, die Lebens- und Wohnverhältnisse, andererseits die Nachbildung der Bewohner durch gute Figurinen die Vorführung typischer Gesalten aus den einzelnen Volksstämmen und deren Tracht im Stande sind, wesentliche Theile des Volkslebens zur Anschauung zu bringen.

Typische Gestalten aus dem Volke derjenigen Gegenden, aus denen die jeweiligen Häuser stammten, waren den Häusern übrigens noch beigegeben in einzelnen Personen, den „Hütern" der Häuser, denen es oblag, die Häuser zu bewachen und den Besuchern erbetene Auskünfte zu ertheilen. Mehrere dieser Hüter hatten ihre Frauen bei sich, einer derselben seine ganze Familie. Da alle diese Personen in der Tracht ihres Dorfes gekleidet waren, bildeten sie, wie die Figurinen, treue Trachtenbilder ihrer Gegend. Dem Forscher waren sie überdies eine wahre Fundgrube ethnographischen Materiales. Ich werde Gelegenheit haben, mich in Nachfolgendem oft auf diese Hüter, unter denen ich manch' sehr verständigen Mann fand, dem ich für die von ihm erhaltenen, oft recht interessanten Aufklärungen zu warmem Danke verpflichtet bin, als auf meine Gewährsmänner zu berufen.

Die Aufgabe, in den Häusern besonders dem Hausforscher treue Typen aus den einzelnen Gegenden Ungarns vorzuführen, wurde durch die Ausstellungsdirection in anerkennenswerther Weise dadurch gelöst, dass sie tüchtige Ethnographen in die verschiedenen Theile des Landes aussandte, welche die nöthigen Studien an Ort und Stelle vorzunehmen und von den typischen Häusern einer Gegend eines auszuwählen hatten, das geeignet war, dem im ethnographischen Dorfe der Ausstellung zu errichtenden Hause als Muster zu dienen. Das betreffende Haus wurde dann in der Regel von Organen der königlichen Staatsbauämter aufgenommen und nach deren Plänen ein gleiches im Territorium des ethnographischen Dorfes zumeist auf Kosten des Comitates, in dem das Original stand, erbaut.

So entstanden denn im Dorfe 24 Bauernhäuser, Nachahmungen ebenso vieler typischer Originale aus den verschiedensten Gegenden des Landes, durch welche die Bauernhäuser fast aller in Ungarn wohnenden Volksstämme vertreten waren."

So viel sagte ich dort. Dem füge ich nun noch bei, dass all' die Häuser selbstverständlich mit allem Hausrath, der zum jeweiligen Hause gehörte und aus dem betreffenden Orte stammte, in dem das Original des Hauses stand, ausgerüstet waren.

Das Dorf begann mit einer Gasse, die sich zu einem freien Platze weitete und sich schliesslich wie ein Y in zwei Arme theilte. Die linksseitige Gassen-

zeile bildete die Zeile der magyarischen Häuser und die rechtsseitige die Zeile der Häuser der in Ungarn lebenden anderen Volksstämme.

Die Anlage des Dorfes hatte den Charakter eines Gassendorfes. Es war demnach im Ausstellungsdorfe jene Art von Dorfanlagen vertreten, die in Ungarn am häufigsten vorkommt. Dabei wendeten alle Häuser des Dorfes, mit Ausnahme eines einzigen, nicht die Frontseiten, sondern, was für Ungarn eben auch wieder charakteristisch ist, eine der Giebelseiten der Strasse zu.

Von magyarischen Häusern waren im Dorfe zwölf vertreten, von deutschen Häusern vier, von slavischen sechs und von rumänischen zwei.

Von den zwölf magyarischen Häusern stammten vorerst drei aus der grossen ungarischen Tiefebene:

das erste, ein jazygisches Haus aus Jász-Apáthi, also aus dem Herzen des Landes,

das zweite aus Büd-Szt. Mihály, somit aus dem nördlichsten Theile der Ebene, und

das dritte aus Szegvár, aus dem südlichen Theile der Ebene.

Aus dem Kreise jenseits der Donau waren ebenfalls drei Häuser vertreten:

eines aus der Somogy von Csököly,

eines aus dem Bakonyer Walde von Szt. Gaál und

eines aus Zebeczke in der Göcsej, „einem von äusseren Einflüssen fast völlig abgeschlossenen Gebiete des Zalaer Comitates“.[1])

Zwei der Häuser waren aus Oberungarn, und zwar:

das Palóczen-Haus aus Kis-Hartyán im Neograder Comitate und

das Matyó-Haus aus Mezőkövesd im Borsoder Comitate.

Schliesslich stammten vier magyarische Häuser aus dem Kreise jenseits des Königsteiges, aus dem ehemaligen Siebenbürgen, und zwar:

ein Haus aus dem Kalotaszeg,

ein Csángó-Haus aus Hetfalu,

ein Székler-Haus aus Csik-Szt. Domonkos und

ein Haus aus Toroczkó, dessen Bewohner, die sich durch Schönheit und malerische Tracht vortheilhaft auszeichnen, aus Steiermark eingewandert sein sollen, heute aber schon ganz magyarisirt sind.[2])

Deutsche Häuser waren vertreten aus den bedeutendsten deutschsprachigen Gebieten des Landes:

ein sächsisches Haus aus Schellenberg im Comitate Hermannstadt,

ein Zipser-Haus aus Metzenseifen im Comitate Abauj-Torna,

ein schwäbisches Haus aus Gr.-Jécsa im Comitate Torontal und

ein Haudörfer-Haus aus Krickerhäu (Handlova) im Comitate Neutra.

Dass eine der interessantesten der deutschen Hausformen Ungarns, das fränkische Gehöfte des heanzischen Volksstammes in Westungarn, nicht vertreten war, mag darin seine Ursache gehabt haben, dass eben die Comitate für die Kosten der Errichtung der Häuser im Ausstellungsdorfe aufkommen mussten und das Eisenburger Comitat, dem ein heanzisches Gehöfte hätte entnommen werden müssen, schon durch die Errichtung eines wendischen Hauses belastet war.

Von slavischen Häusern standen im Dorfe:

ein serbisches aus Czrepálya im Comitate Torontal,

ein bulgarisches aus Vinga im Comitate Temes,

ein wendisches aus Perestó im Comitate Eisenburg,

ein slovakisches aus Somos im Comitate Sáros,

ein ruthenisches aus Vereczke im Comitate Bereg und

ein sokaczisches aus Szantova im Comitate Bács-Bodrog.

Rumänische Häuser waren da:

eines aus Felső-Szálláspatak im Comitate Hunyad und

eines aus Kornyeréva im Comitate Krassó-Szörény.

Ich gehe nun auf die Besprechung der Häuser über. Dabei halte ich vorläufig nur jene Räume des Hauses vor Augen, welche dem Menschen als Wohnung dienen. Ställe und Scheunen sollen später eine kurze Berücksichtigung finden.

Der Typus, welchem ohne Ausnahme alle Häuser des ethnographischen Dorfes angehörten, ist der o b e r d e u t s c h e. Dabei haben wir es fast bei allen Häusern des Dorfes mit einer der untersten Stufen zu thun, die der oberdeutsche Typus in seiner Entwicklung genommen. Die Einförmigkeit im Grundrisse der 24 Häuser, die doch aus einem relativ grossen Gebiete zusammengetragen waren, ist geradezu staunenswerth. Der Grundriss von sechs Häusern zeigt die einfache Dreitheilung. Es sind dies die Häuser aus Toroczkó, Hétfalu, Kalotaszeg, Csököly, Felső-Szálláspatak und Vereczke.

[1]) Vgl. den „Allgem. Katalog der Millenniums-Landesausstellung“, Heft XXI, S. 13.

[2]) Siehe ebenda, S. 12.

Den Plan des Hauses aus Toroczkó bringt Fig. 94. Das Haus ist ein Holzbau. Die Balken, aus denen es gefügt ist, sind sorgfältig behauen. Die Balkenköpfe, welche an den Kanten des Hauses vorstehen, enden in stumpfe, vierseitige Pyramiden. Gedeckt ist das Haus mit einem vollen Walmdach aus Schindeln.

Im Hause aus Toroczkó hält die Küche *K* die Mitte. An sie gliedert sich rechts und links je eine Wohnstube Z_1 und Z_2 an.

Die Küche wird durch die einzige Thüre, die von aussen in das Haus führt, betreten. Der Ein-

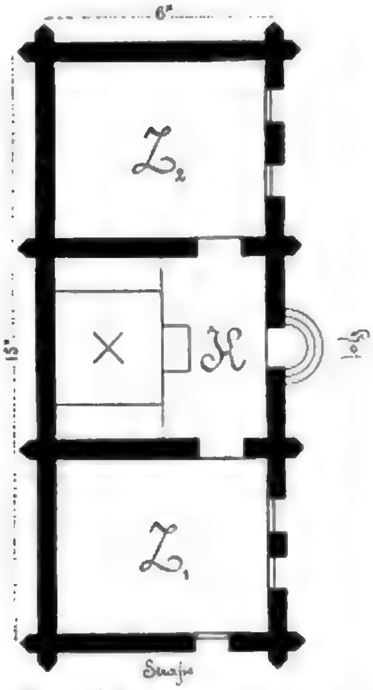


Fig. 94. Plan des Hauses aus Toroczkó.

gangsthüre gegenüber befindet sich der grosse offene Herd, der sich mit einer Seite an die Rückwand der Küche anlegt, von drei Seiten frei ist und den Backofen in sich schliesst. Dem Herde sind rechts und links und vorne Stufen vorgelegt. Eigenthümlich ist es, dass der Bewohner von Toroczkó diesen Raum nicht Küche = konyha nennt, sondern ihn mit pitvar bezeichnet, diesem Ausdrucke, der sonst von Magyaren dem Vorhause beigelegt wird, wenn sich ein solches, von der Küche abgetrennt, im Hause vorfindet. „Konyha" nennt der Bewohner von Toroczkó den Herd selbst.

Da die Küche keine Decke hat, steigt der Rauch vom offenen Herde frei in den Dachraum empor, von wo er, da das Haus keinen Schornstein hat, durch die Dachlucken entweicht.

Aus der Küche führen nach rechts und links Thüren in die beiden an die Küche angegliederten Stuben. Die linksseitige Stube ist gegen die Gasse gekehrt. Es ist auffallend, dass sich in der Wand, die der Gasse zugekehrt ist und die die Giebelwand des Hauses bildet, nur ein Fenster befindet. Dieses Haus mit der einfensterigen Giebelwand hatte im ethnographischen Dorfe nur noch zwei Seitenstücke, die ebenfalls nur ein Fenster in der der Strasse zugekehrten Giebelwand zeigten. Es waren dies das magyarische Haus aus Csököly und das rumänische Haus aus Felsö-Szálláspatak, auf die ich bald zu sprechen kommen werde. Ausser dem einen Fenster in der Giebelwand hat das Gassenzimmer im Hause aus Toroczkó noch zwei Fenster in der Wand, die dem Hofe zugekehrt ist.

Eine zweite Thüre führt aus der Küche des Toroczkóer Hauses in die hintere Stube. Aus dieser sehen, wie aus der vorderen Stube, zwei Fenster in den Hof.

Im Hause aus Hétfalu, das ein Ziegelbau war und dem genau dieselbe Eintheilung im Plane zu Grunde lag, wie sie das Haus aus Toroczkó aufwies, sehen wir den Herd, den ich in der oben genannten Arbeit über „Herde und Oefen etc." abbildete und beschrieb, in einer Ecke der Küche angebracht und dem Stubenofen vorgebaut. Aus dem vorderen Zimmer sehen zwei Fenster auf die Gasse und zwei in den Hof. Das hintere Zimmer hat nur ein, und zwar gegen den Hof gerichtetes Fenster.

Beim Kalotaszeger Hause ist der Küche und dem vorderen Zimmer ein Gang vorgelegt, der vom hier weit vorspringenden Dache beschattet wird. Der vorspringende Theil des Daches wird von hölzernen Säulen getragen. Der rückwärtigen Stube ist eine schmale Kammer von der Breite des Ganges vorgebaut, die vom Gange aus betreten wird. Da die dem Hofe zugekehrte Seite dieses Zimmers durch die vorgebaute Kammer verdeckt ist, erhält es Licht durch Fenster, die nach rückwärts in den Hof blicken.

Das Haus aus Csököly, von dem ich bereits erwähnte, dass es so wie das Toroczkóer Haus in der der Strasse zugekehrten Giebelwand nur ein Fenster hat, zeigt im Grundrisse die Dreitheilung der vorbesprochenen Häuser, doch fällt hier auf, dass der dritte Raum eine Kammer, die zur Aufnahme von Lebensmitteln bestimmt ist. Genau genommen, liegt also den Wohnräumen dieses Hauses nur die primi-

tive Zweitheilung zu Grunde. Bemerkenswerth ist an diesem Hause ferner, dass jeder der drei Räume durch Thüren direct von aussen, vom Hofe aus betreten werden kann. Alle drei Räume stehen jedoch auch im Inneren durch Thüren in Verbindung.

Das vordere Zimmer weist ausser dem einen Fenster, das sich der Gasse zukehrt, noch ein zweites Fenster auf, das gegen den Hof gerichtet ist. Dies sind die zwei einzigen Fenster des Hauses. Weder die Küche noch die Kammer haben Fenster. Beide Räume erhalten ihr Licht durch die Thüren.

Zu bemerken habe ich hier noch, dass auch bei diesem Hause ein Säulengang angebracht ist. Er zieht sich aber nicht nur vor der hofseitigen Front, sondern im rechten Winkel gebrochen auch vor der Giebelseite des Hauses hin. Vor dem Giebel ist der Gang verschalt, gegen den Hof ist er offen.

Einfache Dreitheilung zeigen auch die Pläne des rumänischen Hauses aus Felsö-Szálláspatak und das ruthenische Haus aus Vereczke. Die einzelnen Gemächer sind jedoch nicht in derselben Weise angeordnet, wie bei den vier eben besprochenen Häusern. Im rumänischen Hause hält die Küche, wie der Plan Fig. 95 zeigt, nicht mehr die Mitte Sie ist an eine der Enden des Hauses gerückt. Die Küche ist der grösste unter den drei Räumen. Leider war sie nicht vollkommen ausgestattet, denn es fehlte in ihr der Herd und der sich diesem anschliessende Backofen, welche beide, wie mir der Hüter des Hauses sagte, die hintere rechte Ecke des Raumes einzunehmen pflegen. Es wird hier jedoch nur im Sommer gekocht. In der Küche sah ich auch einen Webstuhl aufgestellt. Es ist dies ein Beweis dafür, dass diese Küche im Sommer nicht nur zum Kochen dient; sie dürfte während der warmen Jahreszeit überhaupt der Brennpunkt für das Leben im Hause sein. Vor Zeiten wird sich im rumänischen Hause wahrscheinlich auch im Winter das Hausgesinde hier versammelt haben. Die Küche ist wohl die Urzelle, der sich die anderen Räume angegliedert haben werden. Die Angliederung erfolgte hier nicht wie bei den vorbeschriebenen Häusern nach zwei Seiten, sondern nur nach einer. Der Raum, welcher sich der Küche anschliesst und mit dieser durch eine Thüre verbunden ist, wurde mir vom deutschsprechenden Hüter „Paradezimmer" genannt. Der dritte Raum ist das Wohnzimmer, der Sammelplatz für den Winter. Hier ist an einem Kachelofen, in dem ehemals jedenfalls auch gekocht worden ist, ein kleiner blecherner Sparherd angebracht, auf dem gegenwärtig im Winter die Speisen bereitet werden. Die Wohnstube steht mit dem Paradezimmer nicht in Verbindung. Sie wird vom Gang aus, der sich vor beiden Zimmern hinzieht, betreten. So wie die Häuser aus Toroczkó und Csököly hat auch dieses Haus nur ein Fenster in der Giebelwand. Die Wohnstube erhält übrigens noch durch ein zweites Fenster, das hofseitig angebracht ist, Licht. Beide Fenster sind nieder, fast quadratisch und mit zierlichen Gittern aus glattgehobelten Holzstäben versehen. Das Paradezimmer hat merkwürdigerweise kein Fenster.

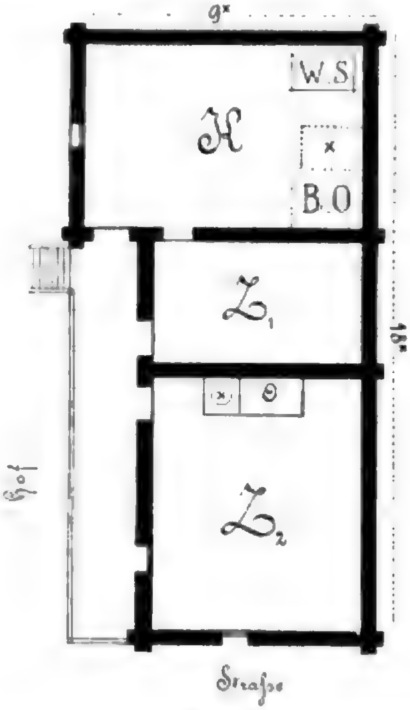


Fig. 95. Plan des rumänischen Hauses aus Felsö-Szálláspatak.

Das sechste Haus, dessen Plan, wie aus Fig. 96 zu ersehen ist, heute einfache Dreitheilung zu Grunde liegt, ist das ruthenische Haus aus Vereczke. Es war das einzige Haus des Dorfes, das nicht die Giebelseite, sondern die Frontseite der Gasse zukehrte. Es lag jedoch nicht unmittelbar an der Strasse; es war ihm ein geräumiger Hof vorgelagert. In diesem lag vor dem Hause rechts ein Stall und links war auf vier Säulen ein nach auf- und abwärts bewegliches Strohdach angebracht, unter dem ein Heuschober untergebracht werden kann.

Der Raum links, der durch zwei Thüren, und zwar von der Frontseite und der Rückseite aus betreten werden kann, spielt heute die Rolle eines

Vorzimmers, dessen mangelhafte Ausstattung — ich sah darin nichts als eine Bank, auf der einige Wassergefässe standen — auf den ersten Blick errathen liess, dass dieser Raum ehedem einem anderen Zwecke gedient haben musste. Von diesem Raume aus betritt man den einzigen Wohnraum des Hauses, denn der dritte Raum kann, streng genommen, nicht als Wohnraum betrachtet werden, da es eine Vorrathskammer ist, die nicht mit dem Wohnraume in Verbindung steht, sondern eine gesonderte Eingangsthüre hat, die vom Gange aus betreten wird, der sich vor allen drei Räumen des Hauses hinzieht.

Ich nannte den mittleren Raum den „einzigen" Wohnraum des Hauses, denn schlechterdings kann der erste, der dem Wohnraume heute als Vorzimmer vorgelagert ist, auch nicht als Wohnraum betrachtet werden. Dafür spricht nicht nur seine heutige primitive

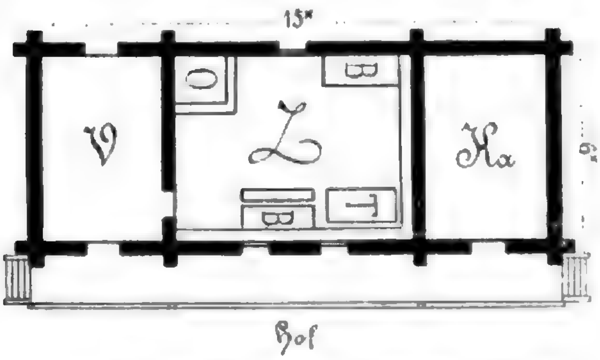


Fig. 96. Plan des ruthenischen Hauses aus Vereczke.

Ausstattung, sondern noch mehr die Bestimmung, die er noch in der jüngsten Vergangenheit hatte. Damals war es wohl ein Wohnraum, jedoch nicht für den Menschen, sondern für das liebe Vieh; es war ein Stall bis vor acht Jahren, bis der Stuhlrichter, wie mir der Hüter des Hauses sagte, den Befehl ergehen liess, dass diese Ställe aus Gesundheitsrücksichten aus dem Wohnhause, aus der unmittelbaren Nachbarschaft der Wohnstube in besondere Gebäude verlegt werden müssen.

Nehmen wir das ruthenische Haus aus Vereczke, wie es noch vor acht Jahren war, so haben wir das primitivste Haus nicht nur aus dem Budapestor Ausstellungsdorfe, sondern überhaupt die primitivste Form des oberdeutschen Hauses vor uns.

Primitiv wie das Haus selbst, ist auch die Ausstattung des einzigen Wohnraumes. Er hat, wie der ehemalige Stall und die Vorrathskammer, einen Lehmfussboden. An zwei Wänden entlang laufen stabile Sitzbänke. In der Ecke, welche durch die beiden Bänke gebildet wird, steht ein primitiver Tisch mit verschränkten Beinen. Ein Bett steht an der dem Hofe zugewandten Bank und davor eine Bank ohne Lehne. Ein zweites Bett steht an der hinteren Wand. Das ist das Ehebett, denn darüber hängt von der Decke herab, an Stricken befestigt, eine aus der Hälfte eines Baumstammes gefertigte muldenförmige Wiege. Die Stube ist Koch-, Wohn- und Arbeitsraum zugleich. In der Ecke links von der Eingangsthüre steht der Ofen. Er ist von einer Ofenbank umgeben und dient nicht nur zum Erwärmen der Stube, sondern auch zum Kochen.[1]) Der Rauch strömt aus dem Ofenloche, durch das geheizt wird, hervor und wird durch einen darüber hängenden Rauchfang aufgefangen und kurzen Weges nur durch die Stubenwand in das Vorhaus, den ehemaligen Stall, abgeleitet. Von diesem Raume ist nur die vordere und die linke hintere Hälfte gedeckt. Die hintere rechte Hälfte ist offen gelassen, damit dort der Rauch in den Dachraum des Hauses entweichen kann.

Bemerkenswerth ist ferner, dass dieses Haus das einzige im Ausstellungsdorfe war, welches Fenster in zwei sich gegenüberliegenden Wänden hatte. Sie hatten die Form liegender Rechtecke und waren zu schieben. Die Hausthüre war durch ein hölzernes Schloss zu schliessen von der Form, wie sie Professor Dr. Kaindl Bd. XXVI der „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", S. 151, Fig. 221 und 222, aus dem Hause der Huzulen, der Gebirgsruthenen der Bukowina, bekanntgemacht hat und wie ich sie, ganz gleich, vor zwei Jahren in mehreren der Altersberger Sennhütten im Lieserthale Oberkärntens gefunden habe.

Ein hölzernes Schloss, das in seiner Form dem in Rede stehenden ähnlich ist und im Principe für gleich gehalten werden kann, hat noch früher Herr Professor Dr. Meringer aus Ober-Lupitsch bei Alt-Aussee im Bd. XXI der „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", S. 125, Fig. 144 und 145, abgebildet.

Dieselbe Dreitheilung im Grundrisse der Wohnräume zeigen elf weitere Häuser, doch weisen sie eine nicht unwesentliche Weiterentwicklung auf, die darin besteht, dass der Mittelraum in zwei Theile geschieden ist, wovon der eine, der durch die Haus-

[1]) Die Abbildung siehe in meiner Arbeit „Herde und Oefen etc." in der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde", 1897, Taf. I, Fig. 8.

thüre zuerst betreten wird, ein schmales Vorhaus bildet, der andere die Küche. Als Beispiel dieser Eintheilung der in Rede stehenden elf Häuser gebe ich in Fig. 97 den Grundriss des magyarischen Hauses aus Szegvár. *V* ist das Vorhaus, *K* die dahinter liegende Küche, Z_1 das bessere Zimmer, Z_2 die Wohnstube und *G* ist ein Gang, der sich vor dem Hause hinzieht, in der Mitte eine Ausweitung aufweist und von dem vorhängenden Dache, das hölzerne Säulen tragen, beschattet wird. Die Strecken zwischen den Säulen sind bis zur Höhe von 70—80 cm mit Brettern verschalt. Durch die Verschalung führen zwei Thürchen in den Hof.

Wie die punktirten Linien im Grundriss andeuten, ist die Trennung zwischen Vorhaus und Küche keine vollkommene. Zumeist geschieht die Abtrennung des Vorhauses von der Küche durch einen gemauerten Bogen, der oft halbkreisförmig, oft aber auch sehr flach ist. Dieser Bogen ist durch eine Thüre nicht zu schliessen. Er hat lediglich den Zweck, den Rauch in der Küche zurückzuhalten und ihn nicht in das Vorhaus und in die Zimmer gelangen zu lassen.

Diese Art der Abtrennung eines Vorhauses von der Küche habe ich in der Umgebung von Oedenburg und auch in der Heanzerei vielfach vorgefunden und sie in meinen Arbeiten Bd. XXIV und XXV der „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien" bereits beschrieben und im Grundrisse auch abgebildet.

Auf der Ausstellung war diese Abtrennung eines Vorhauses von der Küche in dem Hause von Büd-Szt. Mihály vertreten, dessen Abbildung mein schon citirter Aufsatz in der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde" 1897, Taf. 1, Fig. 3, bringt. Vor dem Bogen liegt das Vorhaus und innerhalb desselben die Küche. Rechts und links bemerken wir in der Küche gemauerte Bankherde, auf denen vor den Ofenlöchern gekocht wird. Im Hintergrunde steht eine Bank und darauf ein Wasserschaff und ein Abwaschschaff. Die Rückwand der Küche ist mit Tellern geschmückt. Auf dem hinteren Ende des rechtsseitigen Bankherdes steht ein kleiner Kessel eingemauert.

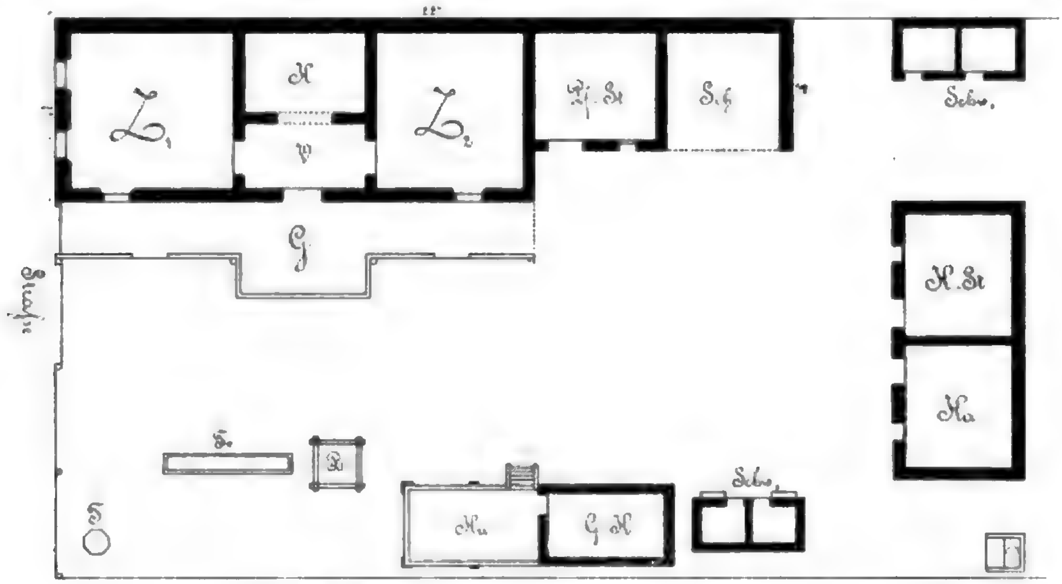


Fig. 97. Plan des magyarischen Hauses aus Szegvár.

Dem Plane des Hauses aus Szegvár gleichen, unwesentliche Abweichungen zugestanden, die Pläne der magyarischen Häuser aus Jász-Apáthi, Zebeczke, Büd-Szt. Mihály, Mezökövesd, Szt. Gaál, der Plan des deutschen Hauses aus Gr.-Jécsa, der des rumänischen Hauses aus Kornyeréva, der des serbischen aus Czrepálya, der des bulgarischen aus Vinga und der Plan des sokaczischen Hauses aus Szantova.

Von den fünf magyarischen Häusern, welche im Plane dem Hause aus Szegvár gleichen, sind ihm am ähnlichsten die Häuser aus Jász-Apáthi und Szt. Gaál. Beiden Häusern sind Gänge vorgelegt. Beim Hause aus Szt. Gaál wird das vorspringende Dach durch gemauerte cylindrische Säulen getragen, die durch Bogen miteinander verbunden sind. Am

Gange des Hauses aus Jász-Apáthi stehen hölzerne Säulen. Den Wohnräumen dieses Hauses ist eine Kammer angegliedert. Hervorzuheben ist beim Hause aus Szt. Gaál noch, dass jeder der drei Räume wie beim Hause aus Csököly seinen eigenen Eingang hat. Im Inneren sind die drei Räume jedoch nicht verbunden (s. Fig. 98).

Gesonderte Eingänge finden wir auch im Hause aus Zebeczke und auch hier fehlt jede Verbindung der Räume im Inneren. Dieses Haus weicht im Grundrisse von den anderen Häusern wieder dadurch ab, dass der dritte Raum nicht als Zimmer, sondern als

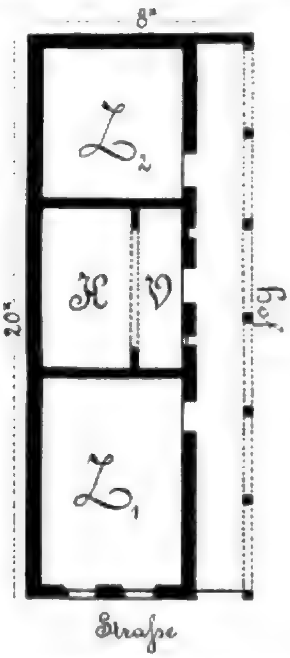


Fig. 98. Plan des magyarischen Hauses aus Szt. Gaál.

Kammer zum Unterbringen des Getreides, des Mehles und der Werkzeuge dient.

Sehr ähnlich im Grundrisse sind sich die Häuser aus Büd-Szt. Mihály und Mezökövesd. In beiden Häusern treten die hinteren Stuben in der Breite des Ganges vor. Auch hier finden wir Säulengänge.

Säulengänge gewahren wir auch beim schwäbischen Hause aus Gr.-Jécsa, beim serbischen Hause aus Czrepálya, beim rumänischen Hause aus Kornyeréva und beim bulgarischen Hause aus Vinga.

Bei den zuletzt genannten drei Häusern ist überall ein Theil des Säulenganges in eine kleine Kammer umgewandelt. Ueber die Risse lässt sich sonst nichts Besonderes sagen; sie gleichen ganz dem Plane der Wohnräume des Hauses aus Szegvár.

Gleich im Plane mit diesen Häusern war nun noch das sokaczische Haus aus Szantova. Ich nahm jedoch den Plan dieses Hauses nicht auf, befasste mich überhaupt mit diesem Hause nicht näher, da es von Dr. Jankó in Heft 1—3, Bd. VII, der „Ethnographia“ vom Jahre 1896 bereits eingehend beschrieben war, noch ehe ich nach Budapest kam.

Ganz gleich im Plane mit dem Szegvárer Hause sind ferner das Paloczen-Haus aus Kis-Hartyán, das wendische Haus aus Perestó und das slovakische aus Somos; nur ist hier die Trennung des Vorhauses von der Küche eine vollkommene, da sie nicht durch einen offenen Bogen, sondern durch eine schliessbare Thüre bewerkstelligt ist. Wir haben in den Plänen dieser Häuser — ich bringe als Beispiel unter Fig. 99 den Plan des wendischen Hauses aus Perestó — die vollzogene Viertheilung im Grundrisse vor uns.

Da die Küche, wenn die Thüre geschlossen ist, von vorne, d. h. durch das Vorhaus, kein Licht erhält, befindet sich im wendischen Hause in der Wand, die der Küchenthüre gegenüberliegt, ein Fenster. Das Paloczen-Haus und das slovakische Haus zeigen keine Fenster in der Küche; es erhellt hier das offene Herdfeuer die Küche. Am Tage bleiben zudem die Thüren der Küche und des Vorhauses offen.

Einen Säulengang zeigte nur eines dieser Häuser, das Paloczen-Haus. In Bezug auf das slovakische Haus sei noch erwähnt, dass der dritte Raum, welcher in der Regel das hintere Zimmer ist, hier wieder als Speisekammer benützt wird.

Aehnlich im Plane mit den bisher besprochenen Häusern sind, mit Ausnahme eines, alle noch übrigen Häuser des ethnographischen Dorfes; nur zeigen sie alle eine noch weiter gehende Entwicklung. Es ist nicht ohne Interesse, dass die Häuser, welche die am weitesten gehende Gliederung in den Wohnräumen aufweisen, deutsche Häuser sind. Die Häuser, von denen die Rede ist, sind das sächsische Haus aus Schellenberg, das Haus aus Metzenseifen und das Haudörfer-Haus aus Krickerhäu.

Im sächsischen Hause ist von der Küche kein Vorhaus abgetrennt. Findet hier also keine Untertheilung statt, so sehen wir sie im hinteren Zimmer. Die Untertheilung des einen Raumes in zwei Theile ist aber auch hier keine vollkommen durchgeführte, denn zwischen beiden Räumen bleibt ein Durchgang frei, über den sich ein Bogen wölbt und der nicht durch eine Thüre zu schliessen ist. Die Räume des Wohnhauses liegen hoch über der Erde; es führt daher zur Eingangsthüre eine kurze Treppe empor,

die in einen terrassenartigen Vorraum endet. Die Stiege und auch der Vorraum sind durch gemauerte Säulen flankirt, welche durch Bogen verbunden sind. Die Abtrennung eines Vorhauses von der Küche kommt, wie mir der Hüter versicherte, wohl vor, doch selten.

Eine noch weiter gehende Gliederung der Räume zeigt, wie der Plan Fig. 100 darthut, das Haus aus Metzenseifen. Der Mittelraum ist wieder die Küche. Von ihr wird, wie mir der Hüter dieses Hauses grosse Kachelofen, welcher beide Räume heizt, steht nämlich in einem Ausschnitte der Wand, welche beide Räume trennt. Einen Durchgang habe ich in der Wand auch eingezeichnet, doch fehlt in meiner Skizze die Thüre. Ob sie nun aus Versehen weggeblieben oder ob sie sich in der That nicht vorfand, daran weiss ich mich nicht mehr mit Bestimmtheit zu erinnern.

Der grössere nach der Strasse gerichtete Raum ist das „Visitzimmer“, der kleinere die „Schlaf-

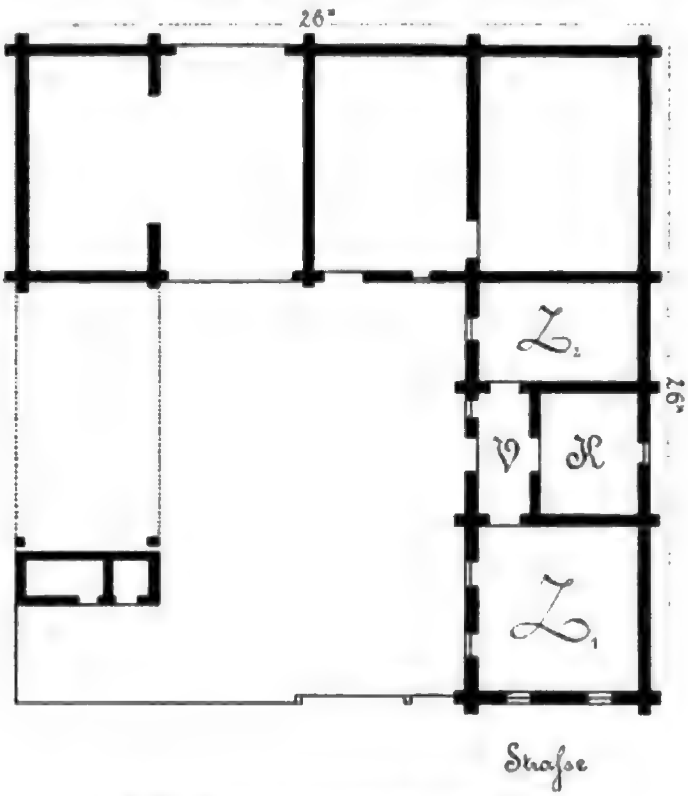


Fig. 99. Plan des wendischen Hauses aus Perestó.

sagte, nie ein Vorhaus abgetrennt. Bemerkenswerth ist, dass dieser Raum in Metzenseifen nicht den Namen Küche, sondern „Vorhaus“ führt, und eigenthümlich ist, dass der Plafond dieses Raumes in seinem vorderen Theile durch eine horizontale Decke hergestellt ist, während über dem rückwärtigen Theile dieses Raumes sich ein hohes Kreuzgewölbe erhebt, auf dessen höchstem Punkte der Schornstein aufsitzt.

An das „Vorhaus“ schliessen sich nach vorne und rückwärts je zwei Räume an. Während die beiden rückwärtigen Räume vollkommen von einander getrennt sind, ist die Trennung zwischen den beiden vorderen Räumen wieder keine vollkommene. Der kammer“. Das „Visitzimmer“ hat vier Fenster, davon zwei gegen die Strasse gerichtet, die „Schlafkammer“ dagegen hat nur ein Fenster, das ebenfalls gegen die Strasse gerichtet ist. Das Metzenseifener Haus war das einzige der Häuser des ethnographischen Dorfes, das in der gegen die Strasse gekehrten Giebelwand nebeneinander drei Fenster aufwies.

Aus der „hinteren Stube“ sehen zwei Fenter in den Hof. Die daneben liegende „Kammer“, in der Mehl, Erdäpfel und Kleider etc. aufbewahrt werden, hat kein Fenster.

Die am allerweitesten gehende Entwicklung aller Häuser des ethnographischen Dorfes zeigte das

deutsche Haus aus Krickerhäu. Es war nämlich das einzige Haus des ganzen Dorfes, das zwei Stockwerke hatte.

Es ist mein Vorhaben, um der grossen Action, die eben jetzt im Zuge ist und an der sich besonders die deutschen Ingenieur- und Architektenvereine mit lobenswerthem Eifer betheiligen, das deutsche Haus gründlich zu erforschen, einigen Vorschub zu leisten, auf die Besprechung der deutschen Häuser, die im ethnographischen Dorfe vertreten waren, etwas tiefer einzugehen.

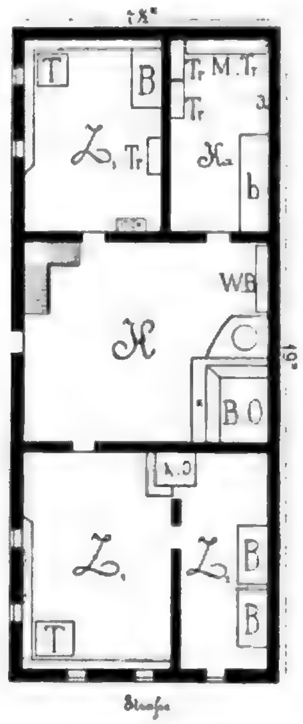


Fig. 100. Plan des deutschen Hauses aus Metzenseifen.

Ich beginne also bei der eingehenderen Besprechung deutscher Häuser Ungarns gleich mit dem deutschen Hause aus Krickerhäu.

Ich bin dabei genöthigt, nicht nur die Grundrisse des Hauses, sondern auch sein Aeusseres und sein Inneres, nämlich die Einrichtung, in den Bereich der Besprechung zu ziehen. Zur Vergegenwärtigung des Aeusseren vom Hause aus Krickerhäu verweise ich auf die im Bd. XXVI der „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien" erschienene Taf. IV, welche dem Artikel: „Ethnographische Elemente der Millenniums-Ausstellung" von Otto Herman beigegeben ist und im Bilde links die Ansicht des Hauses aus Krickerhäu bietet.

Das Haus hat, wie gesagt, zwei Geschosse.

Aus der Ansicht des Hauses ist ferner zu ersehen, dass es aus zwei Tracten besteht. Der mit Fenstern versehene senkrecht zur Strasse gestellte Tract ist der Wohntract und der im rechten Winkel angegliederte Tract ist der Wirthschaftstract.

Der ganze Bau ist aus Holz aufgeführt. Die Balken, welche den Wohntract bilden, sind sorgfältig vierkantig behauen und an den Kanten des Hauses verzahnt. Die Balken des Wirthschaftstractes sind weniger genau bearbeitet. Das Erdgeschoss des Wohntractes und jener ebenerdige Theil des Wirthschaftstractes, der den Stall in sich schliesst, sind aussen mit Lehm beworfen und beweisst.[1]) Alles andere Zimmerwerk zeigt die natürliche Farbe des Holzes. Zwischen dem ersten und zweiten Geschoss sehen wir ein gesimsartiges Schutzdach, das sich an der linken Seite des Wohntractes fortsetzt. Auf der rechten Seite schützt den Lehmbewurf ein balconartiger Gang, der „Hausgang". Der Hausgang ist wieder geschützt durch das hier weit vorspringende Dach. Jedoch nicht nur an der Hofseite, sondern auch an der Stirnseite springt das Dach weit vor. Der mit Brettern verschalte Giebel endet nach aufwärts mit einer kurzen Abwalmung des Daches. Gedeckt ist das Haus mit Stroh. Das Dach zeigt dieselbe Deckart, mit welcher in der Heanzerei die Abwalmungen über den Giebeln hergestellt werden. Während jedoch dort nur eben die Abwalmungen die charakteristischen Stufen zeigen, ist hier das ganze Dach aus Stufen gebildet.[2])

Das Innere des Wirthschaftstractes ist, wie die Risse (Fig. 101) dieses Hauses zeigen, in drei Theile gegliedert. Im Erdgeschosse schliesst sich unmittelbar an den Wohntract der Stall an, an den Stall gliedert sich die Tenne mit dem grossen Tennenthor an. Auf die Tenne folgt der „Pons'n". Dieser Raum reicht durch das Obergeschoss bis in den Dachraum. Hier wird das Getreide, so lange es in Garben liegt, untergebracht.

Im Obergeschoss liegt über dem Stalle die „Futterkammer", der Raum für das Heu, das von aussen durch eine Thüre hieher verladen wird. Ueber der

[1] Der ebenerdige Theil des Wohntractes zeigt auf dem beregten Bilde den beweissten Lehmbewurf nicht. Er fehlte jedenfalls damals noch, als das Haus im Dorfe photographirt wurde.

[2]) Vgl. hiezu die in meiner Abhandlung „Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn)". Bd. XXV d. Mitth. gebrachten Ansichten heanzischer Bauernhäuser.

Tenne liegt das „G'rüst“, der Platz für das ausgedroschene Stroh.

Dem Wohntract liegt auch die Dreitheilung zu Grunde. Durch Untertheilung ist jedoch die Dreitheilung sowohl im Parterre, als auch im Obergeschosse zur Fünftheilung geworden.

Der erste Raum, den man ebener Erde von aussen betritt, ist ein Vorhaus, das die halbe Tiefe des

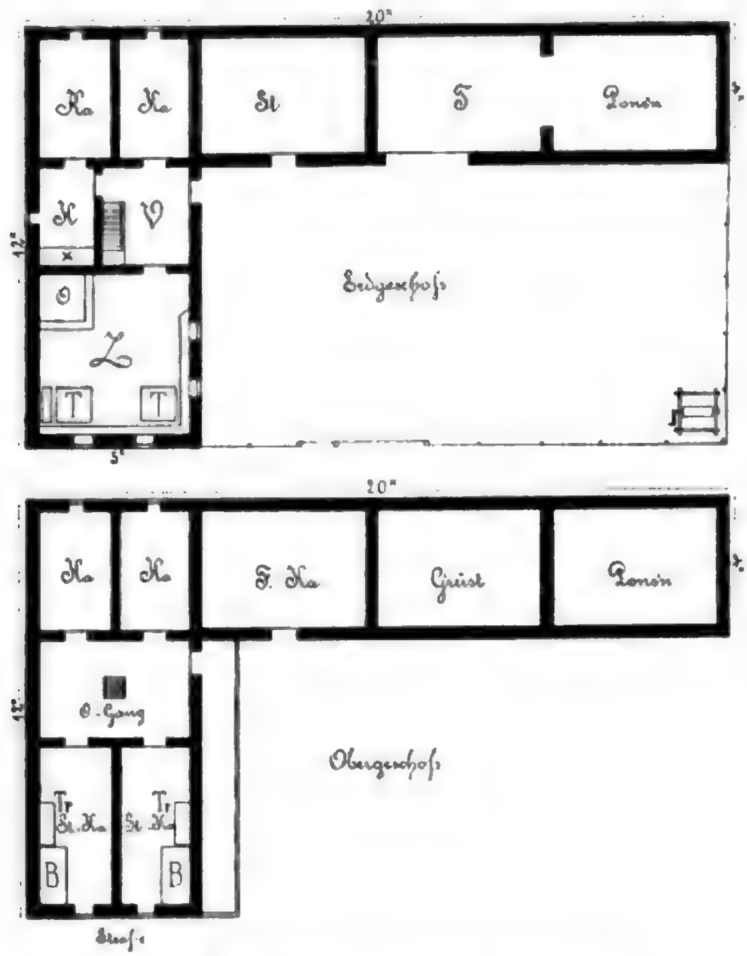


Fig. 101. Risse des deutschen Hauses aus Krickerhäu.

Hauses einnimmt. Hinter dem Vorhause liegt die Küche. Sie wird durch ein Fenster erhellt. Der Herd liegt an jener Wand, die die Küche von der grossen Wohnstube trennt. Der Herd nimmt die ganze Breite der Küche ein. Ueber den Herd wölbt sich ein gemauerter Bogen, der als Feuerschirm dient und die aufsteigenden Funken zurückschlägt. Er ist nothwendig, da alle Wände und auch die Decke der Küche aus Holz sind. (Vgl. hiezu die Fig. 9 auf Taf. II im Bd. VII der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde“.)

Die grosse Wohnstube wird vom Vorhause aus betreten. Sie erhält Licht durch vier Fenster, von denen zwei in der gassenseitigen und zwei in der hofseitigen Wand liegen. Diesen beiden Wänden entlang ziehen sich stabile Bänke. In den beiden vorderen Ecken stehen zwei Tische, neben dem einen Tisch noch eine kurze Bank. In der Ecke, welche sich der Küche zukehrt, steht ein grosser Kachelofen, der von zwei Seiten durch Bänke eingefasst ist. Der Kachelofen wird von der Küche aus geheizt. Der Rauch strömt aus dem Ofenloch wieder in die Küche zurück. In der Stube ist nahe dem grossen Durchzugbalken, welcher „Rest“ genannt wird, parallel zu diesem eine Stange angebracht. Darauf hängt man, wie mir der Hüter, Andreas Tonhaiser aus Krickerhäu, sagte,

Kleider. Auch werden „Hutsch'n“, d. s. Schaukeln, daran befestigt, die die Stelle der Wiegen vertreten.

Aus dem Vorhause führt eine Thüre in die „vordere Kammer“ und aus der Küche eine in die „hintere Kammer“. Diese beiden Kammern sind Vorrathskammern.

Vorrathskammern sind auch die beiden Räume, die im Obergeschosse über diesen Kammern liegen. Man nennt die eine die „vordere obere Kammer“ und die andere die „hintere obere Kammer“.

Der Raum, der über Küche und Vorhaus liegt, ist im Obergeschoss ungetheilt und heisst der „obere Gang“. In der Mitte desselben mündet die hölzerne Stiege nach aufwärts. Die Stiegenöffnung ist mit einem Gitter aus Holzstäben umschlossen; man heisst es den „Stiegenschranken“.

Aus dem oberen Gang führen zwei Thüren nach vorne in zwei nebeneinanderliegende Kammern, in die „vordere obere Stubenkammer“ und in die „hintere obere Stubenkammer“. Wie schon ihre Namen sagen, sind es zwei Wohnräume. Jede der beiden Kammern sah ich ausgestattet mit einem Bette und einer Truhe.

„Hier oben,“ sagte mir der Hüter, „wohnen die Alten, wenn sie in den ‚Brotvierteln‘ leben. Sie erhalten Geld und Naturalien von den Jungen.“

Im „Allgemeinen Katalog der Millenniums-Landesausstellung“, Heft XXI, las ich S. 19 von den Bewohnern Krickerhäus Folgendes: „Die deutschen Bauern der Gemeinde Handlova sind das interessanteste Völklein deutscher Zunge im Lande, denn sie leben noch in Hausgemeinschaften. In Beziehung auf Wohlstand sind sie das directe Gegentheil der (reichen) Jécsaer Schwaben. Im Sommer ziehen sie als Feldarbeiter und Gärtner in's Alföld, nur den Winter über sind sie daheim. Alle Angehörigen der Hausgemeinschaft erhalten ihre Aufträge vom Familienoberhaupte, dem Alle, als dem Aeltesten, willig gehorchen.“

Die Thatsache, dass die Bewohner Handlovas in „Familiengemeinschaften“ — so werden die Vereinigungen genannt — wohnen, wurde mir von Tonhaiser bestätigt. Er sagte mir in Bezug darauf noch Folgendes: Das Haus, welches im Ausstellungsdorfe stand und das ich eben beschrieben, war nach dem Muster der kleinsten Häuser Handlovas erbaut. Eine Familiengemeinschaft, die stets nur aus Angehörigen einer Familie besteht und die nur durch Geburten und Zuheiraten vergrössert werden kann, umfasst oft an 40 Personen, die immer in einem einzigen Hause ihre Unterkunft finden. Die Folge davon ist, dass grosse Häuser mit grossen Familiengemeinschaften im Obergeschoss allein oft 12 Kammern, im Ganzen nicht selten 20 Kammern aufweisen. Jede Familie der Gemeinschaft hat bei genügender Anzahl von Kammern eine Kammer als Schlafraum für sich. Es kommt jedoch vor, dass eine Kammer, wenn eben nicht genug Kammern im Hause vorhanden sind, von zwei Familien als Schlafraum benützt wird. Grosse Wohnstube befindet sich in jedem Hause nur eine. Sie ist am Tage der Sammelplatz für die ganze Gemeinschaft. Hier wird gemeinsam gearbeitet und auch gemeinsam gegessen. Die Mahlzeit jedoch ist keine gemeinschaftliche. Jede Familie kocht für sich und jede Familie hat ihren eigenen Tisch. Die zwei Tische in der Wohnstube des besprochenen Hauses weisen auf eine nur kleine Familiengemeinschaft hin, die nur aus zwei Familien besteht. Besteht eine Gemeinschaft aus sieben Familien, so stehen in der Wohnstube sieben Tische und der Herd ist dann in sieben Theile getheilt, von denen je einer einer der sieben Frauen zufällt. Es ist begreiflich, dass Herde, auf denen sieben Feuer brennen, um die die Kochgeschirre aufgestellt werden, gross sein müssen. Nach der Grösse der Gemeinschaft richtet sich auch die Grösse des Kachelofens. Der Kachelofen dient nämlich auch als Backofen. Das Brot wird für die ganze Gemeinschaft gemeinsam gebacken. Da der Brotbedarf in einer grossen Gemeinschaft ein grosser ist, muss viel Brot auf einmal gebacken werden. Es soll Kachelöfen geben, die 24 grosse Laibe fassen.

Wie aus der kurzen Notiz im „Ausstellungs-Katalog“ hervorgeht, wird alle Arbeit gemeinsam verrichtet. Die Erträgnisse der Arbeit, der Landwirthschaft und Viehzucht fliessen, wie mir Andreas Tonhaiser berichtete, in eine gemeinsame Casse, die vom Aeltesten der Gemeinschaft verwaltet wird. Aus dieser Casse erhalten die einzelnen Glieder der Gemeinschaft nur dann Geld, wenn sie es nothwendig brauchen.

Ueber die Hausgeräthe kann ich nichts von besonderem Interesse berichten. Die Ausstattung des Hauses im Ausstellungsdorfe war eine äusserst spärliche. Tische und Betten sind primitiv und schmucklos. Die Truhen sind einfach bemalt und zeigen auf blauem oder grünem Grunde Pflanzenornamente in schwarzer, weisser und rother Farbe. In neuester Zeit kommen statt der Truhen Schubladkasten in die Mode.

Die Küche war leider nicht mit den dorthin gehörenden Geräthen ausgestattet, doch erfragte ich

vom Hüter des Hauses, dass das Feuerross in Handlova nicht bekannt sei, dafür aber stehen die Ofengabel und der Ofenwagen in den Formen, wie ich die eine Bd. XXV der „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", S. 122, Fig. 174, aus der Gegend von Oedenburg und den anderen ebenda Fig. 173 aus Oberschützen abgebildet habe, in Gebrauch. Daraus geht hervor, dass wenigstens im Winter in Krickerhäu auch im Ofen gekocht wird.

Die gründliche Erforschung nicht allein des Hauses der Krickerhäuer, sondern auch der Ethnographie des ganzen interessanten Volksstammes, der heute, wie ich dem „Pallas-Lexikon" entnehme, unter Slaven in den Comitaten Neutra, Bars und Turócz in drei Gruppen noch drei Marktflecken und 31 Dörfer bewohnt, wäre umsomehr hoch an der Zeit, da dieser einst ausgedehnte deutsche Volksstamm allmälig slavisirt wird und in starker Abnahme begriffen ist.

Das zweite deutsche Haus ist das Haus aus Unter-Metzenseifen. Fig. 102 gibt die Vorderansicht dieses Hauses. Es ist mit Schindeln gedeckt. Der Giebel zeigt wieder Bretterverschalung und darüber eine kurze Abwalmung. So wie beim Krickerhäuer Hause fällt uns auch hier an der Giebelwand beim Abschlusse des Erdgeschosses ein vorspringendes schmales Schutzdach auf, das das Mauerwerk dieser Wand vor Regen zu schützen hat. Das Haus ist ein Ziegelbau moderner Form. Vom Hüter des Hauses erhielt ich die Auskunft, dass ältere Häuser in Unter-Metzenseifen noch aus Holz erbaut wären.

Das gemauerte Einfahrtsthor ist auch durch ein Dach geschützt. Ein Flügel des Thores steht gewöhnlich offen. An das Thor schliesst sich ein fast 2 m hoher Bretterzaun an, der den Einblick in den Hof verwehrt.

Die Wirthschaftsräume fehlten bei diesem Hause, doch sagte mir der Hüter des Hauses, dass sie sich in der Regel in gerader Linie an die Wohnräume anschliessen. Es folgt auf das hintere Zimmer eine „Hofkammer" und auf diese der Stall für Pferde und Rinder. Die Scheune ist an den Stall angebaut, liegt jedoch quer und schliesst den Hof nach rückwärts ab.

Ich greife nun auf die Wohnräume zurück (s. Fig. 100). Von diesen haben nur das „Visitzimmer" und die von ihm getrennte „Schlafkammer" Bretterfussböden. Die anderen drei Räume haben Fussböden aus gestampftem Lehm.



Fig. 102. Vorderansicht des deutschen Hauses aus Metzenseifen.

Im Visitzimmer finden wir wieder die stabilen Bänke und in dem Winkel, den sie bilden, den Tisch. Zwischen den beiden hofseitigen Fenstern ist oben eine „Rem" oder „Tellerrem" angebracht, von der Form, wie ich sie Bd. XXV der „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", S. 138, Fig. 215, abgebildet habe. Sie ist demnach der im heanzischen Hause gleich. Im Tischwinkel befindet sich oberhalb der Bank ein verziertes Eckbrettchen, die „Winkelrem". Zwischen den beiden gassenseitigen Fenstern hängen ein Spiegel und Heiligenbilder („Jesus" und „Maria") an der Wand. An der Wand, welche die Schlafkammer vom Visitzimmer trennt, ist ein Schüsselkorb, auch „Rem" genannt, angebracht. Zwischen der Thüre und dem grossen, schönen Kachelofen, um den sich wieder eine Ofenbank zieht, befindet sich etwa 1 m hoch über dem Fussboden in der Wand ein kleiner Kamin, der mit

ebensolchen, grünen gerippten Kacheln, wie sie der Kachelofen zeigt, bekleidet ist Er wurde mir „Kochofen“ genannt. Auf meine Frage, ob solche Kochöfen in den Häusern noch vorkommen oder noch im Gebrauche stehen, antwortete mir der Hüter, der 27 Jahre alt war: „Ich weiss mich schon gar nicht mehr daran zu erinnern.“

Ich halte dafür, dass dieser kleine Kamin wohl nie als Ofen zum Kochen, sondern wahrscheinlich als „Kienleuchte“ gedient haben wird.

In der neben dem Visitzimmer liegenden „Schlafkammer“ sah ich sonst gar nichts untergebracht, als zwei Betten.

Auch die hintere Stube zeigte nur eine spärliche Einrichtung. Ausser den stabilen Bänken und dem Tisch finden wir hier ein Bett, eine Kleidertruhe und einen kleinen Sparherd.

Ich fragte den Hüter des Hauses, ob denn sonst nichts in den Zimmern zu sein pflege?

Seine Antwort war die: „Nach altfränkischem Gebrauch ist sonst nichts in den Zimmern.“

Der Sparherd ist natürlich ein neuerer Eindringling. Früher wurde in der Küche, und zwar bei offenem Herdfeuer gekocht. Von einem offenen Herde der landläufigen Formen findet man jedoch keine Spur in der Küche, dafür aber gewahrte ich neben dem grossen, ja unförmlichen Backofen ein Arrangement von Küchengeräthen, von denen eines, ein Bratspiess, unzweifelhaft auf das ehemalige Vorhandensein eines offenen Herdes schliessen liess.

Ich holte den Hüter zu Rathe. Er erklärte mir nun die Construction des Backofens. Der Backofen ist aus gebrannten Ziegeln erbaut. Er bestand aus einem Sockel, dessen Länge 2·03 m, dessen Tiefe 2·01 m und dessen Höhe 0·76 m betrug. Auf diesem Sockel erhob sich nun das prismatische Mittelstück von 0·98 m Höhe und dieses schloss ab mit einem pyramiden-stumpfförmigen Obertheil von 0·42 m Höhe. Der eigentliche Ofen ist so auf den Sockel aufgesetzt, dass links ein schmälerer, vorne ein breiterer flacher Rand des Sockels vorsprang. Der vordere Rand mass 0·39 m in der Breite. Er wird „Vorriss“ genannt. „Auf diesem Vorriss wird vor dem Ofenloch in Häusern, wo man keine Sparherde hat, gekocht.“ So erklärte mir der Hüter. Das war also der offene Herd. Er erinnerte lebhaft an den Herd aus dem ruthenischen Hause.

In der Ecke neben dem Backofen fehlte, wie mir der Hüter sagte, die „Kesselmauer“ mit dem Kessel, welcher stets zur Ausstattung der Küche gehört. In der hintersten Ecke der Küche war eine niedere, nur 0·20 m hohe, schemelartige Wasserbank, auf der kannenförmige Wassergefässe aus Holz standen.

Das Arrangement der Küchengeräthe, von dem ich oben sprach und das an eine analoge Zusammenstellung ähnlicher Geräthe aus Wandorf bei Oedenburg gemahnt, die ich Bd. XXV der „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, S. 131, Fig. 199, abgebildet habe, will ich nun auch noch besprechen.

Oben hängen vier „Kuchenbleche“ mit ganz niederen gewellten Rändern. Dann sah ich da zwei „Hackbeile zum Hacken von Saufutter“, dann zwei „Schaumlöffel zum Abheben des Schaumes, wenn z. B. Fleisch gesotten wird“, weiter eine „Fleischgabel“, ferner einen „Schöpflöffel“ und schliesslich einen „Siedlöffel zum Abseihen der Nockerle“. Die Siedlöffel, der Schöpflöffel und die Schaumlöffel waren jeder aus einem einzigen Stück Eisen geschmiedet. Unten war noch ein Bratspiess von 1·4 m Länge an der Wand befestigt, hinter dem zwei „Blechstürze“ und ein eigenartig geformtes „Hackmesser zum Zerhacken von Fleisch und Leber“ steckten.

In Metzenseifen kommt, wie mir der Hüter sagte, das Feuerross auch vor. Es führt dort den Namen „Feuerhund“. Man trifft es aber nur mehr selten, weil die offenen Herde schwinden, und nur in einfacher Form mit Bügeln ohne die charakteristischen Hörner und ohne Haken.

In der Kammer, die neben der hinteren Stube liegt und die kein Fenster hat, weil an sie doch die „Hofkammer“ sich anschliesst, fand ich zwei Kleidertruhen und eine viertheilige Mehltruhe. Oberhalb *a* waren Nägel zum Aufhängen von Kleidern in die Wand geschlagen. Bei *b* war ein Verschlag für Erdäpfel aus Brettern errichtet. Auch stand in der Kammer ein „Knetstuhl“ und darauf lag ein Backtrog. Beide Geräthe glichen vollkommen dem Backtrog und Schragen, den ich Bd. XXV der „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, S. 144, Fig. 229, aus Oberschützen abgebildet habe. In der Kammer sah ich schliesslich auch noch einige nicht uninteressante Geräthe. Es waren dies eine eigenartige „Brotwiege für sechs Laibe“, die von der Decke der Kammer herabhing, und mehrere „Brottrög'l“ oder „Simperle“, von denen besonders die interessant waren, von denen zwei durch einen Stiel mit einander verbunden und aus einem Stück Holz gefertigt waren. Der verbindende Stiel diene als

Griff, sagte mir der Hüter, und so könne man in beiden Händen vier Brote auf einmal tragen.

Solche hölzerne Zwillings-Brottrögel fand ich noch im slovakischen Hause aus Somos und merkwürdigerweise in dem aus dem südlichsten Theile Ungarns stammenden rumänischen Hause aus Kornyeréva.

Das dritte deutsche Haus im Ausstellungsdorfe war das schwäbische Haus aus Gr.-Jécsa. Die Vorwand zeigte, im Jahre 1878 von Georg und Magdalena Altmeyer erbaut. Die an den Zopfstil erinnernde Giebelwand gibt dem Hause ein äusserst stattliches Aussehen. Eine Giebelwand von ähnlicher Form zeigte auch das serbische Haus aus Czrepálya im selben Comitate.

Imposant sind auch die hohen gemauerten cylindrischen Säulen, die auf prismatischen Postamenten

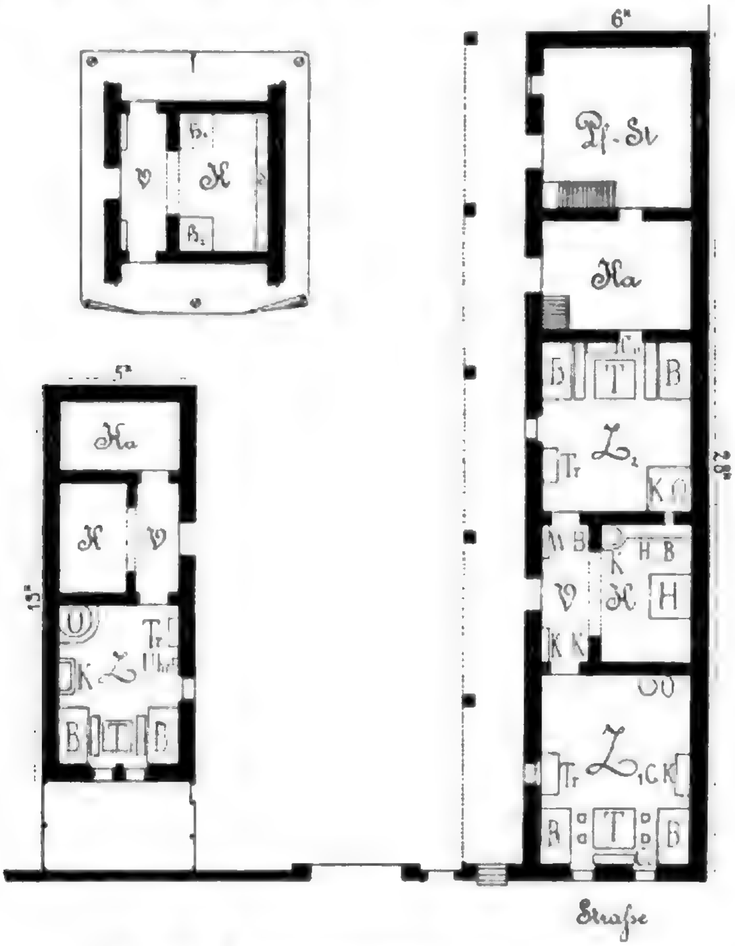


Fig. 103. Plan des schwäbischen Hauses aus Gr.-Jécsa.

stehen und den über den Hausgang vorspringenden Theil des Daches tragen. Das Dach ist mit Ziegeln gedeckt. Das schwäbische Haus war unstreitig das stattlichste des ethnographischen Dorfes. Es darf dies nicht Wunder nehmen, denn die schwäbischen Bauern gehören zu den reichsten des Landes.

fahren der Bewohner von Gr.-Jécsa sollen, wie mir der Hüter des Hauses, Jakob Gutekunst, mittheilte, aus Elsass-Lothringen und aus Württemberg eingewandert sein. Die Form, welche das Haus im Ausstellungsdorfe aufwies, haben die alten Ansiedler wohl nicht aus ihrer Heimat mitgebracht. Die oben herangezogene Taf. IV in Bd. XXVI d. „Mitth.“ bietet im Bilde rechts auch die Ansicht dieses Hauses. Das Vorbild des Hauses, welches im Ausstellungsdorfe stand, wurde, wie die Inschrift an der Giebel-

War nun zwar das Aeussere dieses Hauses ein moderneres, so glich doch seine innere Ausgestaltung, sein Grundriss, wie wir dies in Fig. 103 sehen, denen vieler anderer Häuser; er ist althergebracht.

Gegen die Strasse zu liegt die „gute Stub'" Z_1, dann folgen Küche *K* und Vorhaus *V*, welch' letzteres durch einen wagrechten Balken von der Küche abgetrennt ist. Dann folgt die „hintere Stub'" Z_2. Die vordere Stube hat selten einen Lehmboden, dagegen haben die hintere Stube, Küche und Vorhaus selten Bretterböden.

Die beiden Stuben sind fast ganz gleich eingerichtet. Da wie dort sehen wir in den beiden innersten Ecken die Betten stehen. Zwischen den Betten steht der Tisch, hinter dem Tische an der Wand eine Commode und darüber Hausaltäre. Nahe der Thüre, an der hofseitigen Wand, erblicken wir in beiden Zimmern eine Truhe. Gegenüber der Truhe steht im vorderen Zimmer ein Schränkchen mit einer Stellage für Gläser. Dieses fehlt im hinteren Zimmer. Ferner vertreten im hinteren Zimmer die Stelle der vier Stühle, die im vorderen Zimmer an beiden Seiten des Tisches vertheilt stehen, zwei Lehnbänke und den eisernen Kanonenofen des vorderen Zimmers ersetzt im hinteren Zimmer ein Kachelofen.

In Bezug auf die Küche sagte mir Jakob Gutekunst, dass er sie in seinem Dorfe nie so ausgestattet traf, wie er sie im Hause des Ausstellungsdorfes eingerichtet vorfand. Hier stand nämlich in der linken vorderen Ecke der Küche ein eingemauerter Kessel *K* und an diesen schloss eine gemauerte Bank *H. B* an. Der Herd *H* aber stand von drei Seiten frei an der rückwärtigen Wand der Küche. So sah er es nie.

Gewöhnlich steht der Herd (H_1) dort, wo sich der Kessel eingemauert fand. (S. Fig. 103 links oben.) In der vorderen rechten Ecke steht oft ein zweiter Herd (H_2) und immer dann, wenn zwei Familien im Hause leben. An der hinteren Wand steht eine lange Stellage *S* für das Küchengeschirr und über derselben hängen zum Schmucke der Küche Teller an der Wand.

Im Vorhause stehen links vom Eingange in der Ecke eine Wasserbank *W. B* und rechts ein Küchenkasten *K. K.*

An die Wohnräume schliessen sich die Wirthschaftsräume an. Neben dem Fenster der hinteren Stube öffneten sich zwei eng aneinander liegende Thüren. Die eine führte in eine Speisekammer, die andere über eine Stiege hinab in den Keller. Gutekunst gab mir diese Anordnung auch als unrichtig an. Es sei, theilte er mir mit, an dieser Stelle stets nur e i n e Thüre, die in die Speisekammer führe. Aus der Speisekammer selbst leite dann die Kellerstiege hinab. An die Speisekammer reiht sich noch der Stall für die Pferde an.

Bei älteren Häusern, sagte mir Gutekunst, laufe der Säulengang stets durch, so wie es der Plan Fig. 103 zeigt; bei neueren Häusern dagegen trete der Pferdestall in der Breite des Ganges vor.

Nicht unerwähnt darf bleiben, dass alle Räume von der guten Stube bis in den Pferdestall im Inneren des Hauses durch Thüren in Verbindung stehen.

Abgesondert vom Hause lag quer gebaut noch ein Gebäude, das einen Kuhstall und einen Wagenschuppen enthielt.

Zu einem grösseren schwäbischen Bauernhause gehört nun noch ein „Kleinhaus". Es besteht aus einer Stube, aus Vorhaus und Küche und einer Kammer. Vorhaus, Küche und Stube sind in ganz gleicher Weise eingerichtet, wie die entsprechenden Räume des Wohnhauses, nur vertritt die Stelle des Kachel- resp. Kanonenofens ein aus kleinen Ziegelstücken und Lehm aufgebauter kegelstumpfförmiger Ofen, wie ich einen solchen in meiner Arbeit über „Herde und Oefen", S. 28 ff., beschrieben habe. Dieser Ofen war mit einer Ofenbank umgeben. Gutekunst bezeichnete mir auch dies als einen Fehler. Die Ofenbank fehlt nämlich im schwäbischen Hause Jécsas stets. Es sei dies serbischer Brauch.

Die beiden Fenster in der Giebelwand des Kleinhauses lagen sehr eng beisammen, wie dies aus dem Grundrisse ersichtlich ist. Auch dies sei falsch, sagte mir Gutekunst, denn zwischen den Fenstern hätte ja kein Altar Platz, der in keinem Zimmer fehlt. Im Kleinhause leben die Alten im „Ausbehalt".

Nun bliebe mir noch übrig, über das vierte im Ausstellungsdorfe vertreten gewesene deutsche Haus, über das siebenbürgisch-sächsische, zu sprechen. Ich kann mich dessen jedoch entheben, da in einem kleinen, 40 Seiten umfassenden Werkchen: „Der siebenbürgisch-sächsische Bauernhof und seine Bewohner" (erschienen bei Jos. Drotleff in Hermannstadt 1896) ein gleiches Haus wie das, welches im ethnographischen Dorfe stand, von Professor Gustav Schullerus besser beschrieben ist, als ich es nach dem einen Objecte und bei dem wenig freundlichen Entgegenkommen, das mir der Hüter des sächsischen Hauses bewies, zu beschreiben im Stande gewesen wäre.

Ich will nun das einzige noch übrige Haus des Ausstellungsdorfes, von dessen Plan noch nicht die Rede war, der mir aber der interessanteste gewesen,

weil mir ein gleicher noch nicht untergekommen ist, einer kurzen Besprechung unterziehen. Es ist dies das Haus der Székler, dieses im äussersten Osten von Siebenbürgen vom Mutterlande abgesondert lebenden Stammes der Magyaren.

Ich bringe in Fig. 104 den Plan der ganzen Hofstätte mit den drei Gebäuden, welche darauf liegen, so, wie ich sie im Ausstellungsdorfe fand.

Den Hof betritt man von der Strasse aus durch ein grosses, geradezu auffallend schönes, reichbeschnitztes hölzernes Thor. Dasselbe besteht aus einem grossen Einfahrtsthore und einem daneben angebrachten kleinen Pförtchen. Im obersten Theile des Thores befindet sich der Taubenschlag.

Das Wohnhaus kehrt den Giebel der Gasse zu. Zwischen dem Hause und der Hofumzäunung liegt der Strasse zu ein kleines Gärtchen. Im Hintergrunde des Hofes liegt das Wirthschaftsgebäude. Es besteht aus einem Stalle, aus einem Wagenschuppen und dem Schweinestalle. Ueber dem Stalle und dem Schuppen liegt der Raum für das Futter. Ueber diesem erhebt sich dann erst das Dach. Das Wirthschaftsgebäude besteht sonach aus zwei Geschossen. Der Hüter des Hauses, Michael Karda, setzte an dem Stallgebäude aus, dass es viel zu klein gerathen sei. Die Scheunenräume, die hier fehlten, seien für sich allein so gross, als das Stallgebäude, wie es im Ausstellungsdorfe stand. Man konnte das ganze Wirthschaftsgebäude nicht so ausführen, wie es ausgeführt hätte werden sollen, da es an Platz mangelte.

Links von dem Wirthschaftsgebäude lag das dritte Gebäude, die „Sommerküche“.

Ich gehe jetzt auf das Wohngebäude zurück. Es wird von zwei Seiten durch einen Gang eingefasst. Der Boden des Ganges liegt etwa 1 m hoch über der Erde, so dass man zu demselben über mehrere Stufen emporsteigen muss. Der Gang ist mit einer Brüstung versehen, die aus zierlich ausgesägten Brettern gebildet ist. Das Dach des Hauses ragt über den Gang hervor und wird durch schöne, hölzerne Säulen getragen. Sagte ich vom schwäbischen Hause, dass es das stattlichste des Ausstellungsdorfes gewesen, so muss ich vom Székler-Hause bekennen, dass es das schmuckste war.

Dem Plane des Hauses liegt ursprünglich wieder die Dreitheilung zu Grunde, die durch Untertheilung zur Fünftheilung geworden. Von hohem Interesse ist nur das Folgende: In diesem Hause fehlt eine eigene Küche. Der mittlere Raum des Hauses, den sonst bei dreigliedrigen Häusern in Ungarn in der Regel die Küche und ein Vorhaus einnehmen, ist auch

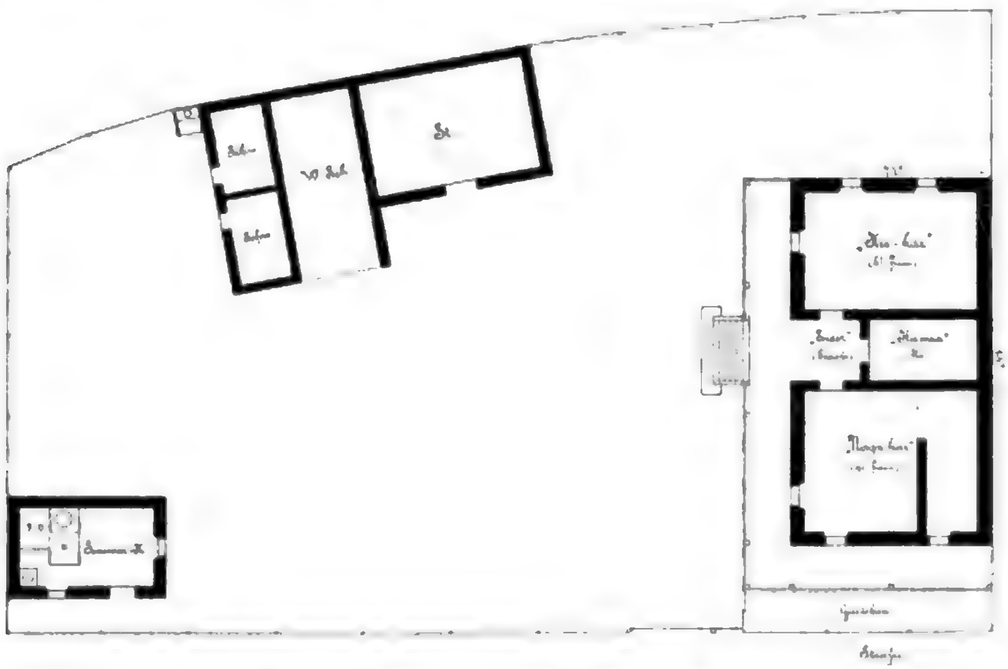


Fig. 104. Plan der Hofstätte des Székler-Hauses.

hier in zwei Theile getheilt, den rückwärtigen Theil nimmt jedoch eine Kammer ein, während den vorderen Theil ein nach vorne offener Vorraum ausfüllt. Er heisst „eresz", zu deutsch: Traufe. An den mittleren Theil schliessen sich nach vorne und nach rückwärts je ein Raum an. Ich sage, je ein Raum, da im vorderen Theile die Untertheilung wie im siebenbürgisch-sächsischen Hause wieder keine vollkommen durchgeführte ist. Die offene, durch keine Thüre zu schliessende Verbindung ist hier noch grösser als dort.

Von besonderer Wichtigkeit ist nun wieder der Name, der diesen beiden Räumen beigelegt wird. Der Székler benennt die Stuben nicht, wie es sonst im ganzen Lande bei den Magyaren üblich ist, mit szoba = Zimmer oder Stube, sondern mit „ház" = Haus. Die vordere Stube nennt er „nagy ház" = grosses Haus, die rückwärts liegende dagegen „kis ház" = kleines Haus.

Die vordere Stube wird nur benützt, wenn Gäste in's Haus kommen. Die rückwärtige Stube ist die Wohnstube.

Ich habe vorher erwähnt, dass das dritte Gebäude auf der Székler-Hofstätte den Namen „Sommerküche" führt. Aus dem Namen geht hervor, dass im Winter dortselbst nicht gekocht wird. So ist es nun auch. Da nun im Hause selbst eine Küche fehlt, so ist der Székler gezwungen, im Winter in der Wohnstube zu kochen. Wir treffen also im äussersten Osten von Siebenbürgen wieder dieselben primitiven Verhältnisse, wie in unseren Alpenländern. Trotzdem sinkt die Wohnstube des Széklers nicht zur russigen und qualmenden Rauchstube herab, wie die Wohnstube des Bauern in den österreichischen Alpenländern. Dies dankt er seinem Herd, der, wenn in demselben das Feuer auch offen lodert, doch um Vieles praktischer ist, als der primitive Herd beispielsweise des Bauern in der Gegend von Vorau, wo ich ihn im verflossenen Sommer fast in jedem Bauernhause antraf.

Ich habe den Herd aus dem Székler-Hause in meiner Arbeit: über „Herde und Oefen" besprochen und in Fig. 5 abgebildet. Der Székler verdankt es in der That seinem Herd, dass seine Stube keine Rauchstube ist. Der Rauch wird nämlich durch einen Kachelaufbau über der Feuerstelle aufgefangen und dann durch einen Schlot abgeleitet. Vor Zeiten wird freilich auch das Székler-Haus ein Rauchhaus gewesen sein. Damals wird das Haus des Széklers auch noch nicht aus einem „nagy ház" und einem „kis ház" bestanden sein, sondern die einzige Stube mit dem vorgelegten „eresz" wird sein ganzes Um- und-Auf, in der That also sein ház, sein Haus gebildet haben.

Ich glaube das Székler-Haus in der Ausgestaltung, wie ich es im Ausstellungsdorfe gefunden und wie ich es beschrieben, bietet einen werthvollen Beitrag zur Klarstellung der Entwicklungsgeschichte des oberdeutschen Hauses.

Was nämlich der Székler „eresz" = Traufe nennt, ist offenbar die Laube des oberdeutschen Hauses. Der „eresz" bildet doch am Székler-Hause auch heute noch eine offene freie Laube. Ehemals dürfte sie durch das ganze Haus gegangen, resp. wenn dasselbe nur aus einer Stube bestanden ist, dem ganzen Hause vorgelegt gewesen sein, ähnlich wie der ehemalige Stall im Vereczkeer ruthenischen Hause dem einzigen Wohnraume jenes Hauses, der zugleich Koch- und Schlafraum, vorgelegt ist. Dort ist dieser Raum bereits geschlossen und diente, wie gesagt, noch vor ganz kurzer Zeit als Stall. Zu Anfang dürfte er nur überdacht und nur theilweise geschlossen gewesen sein und wahrscheinlich dem Vieh als Unterstandsort gedient haben, wie dies in meiner oberkärntnerischen Heimat bei Sennhütten in ganz analoger Weise auch heute noch der Fall ist

Ich hoffe, es werden sich diese Annahmen durch die eingehende Erforschung des Székler-Hauses, wenn dabei auch die primitivsten Wohnverhältnisse, Hirten- und Holzfällerwohnungen, mit in Betracht gezogen werden, als Thatsachen bewahrheiten und dann in der That neue Lichtstrahlen in die Entwicklungsgeschichte des oberdeutschen Hauses werfen.

* * *

Nachdem ich über das Wesentlichste aller Häuser des ethnographischen Dorfes, nämlich vor Allem über ihre Grundrisse gesprochen habe, will ich zum Schlusse in nur ganz skizzenhafter Weise noch Einiges im Allgemeinen über das Aeussere der Häuser, über die innere Ausstattung derselben, über einzelne Hausgeräthe und schliesslich über die Wirthschaftsgebäude, die ich bei den einzelnen Häusern antraf, sagen. Es werden sich daraus Schlüsse von nicht geringer Bedeutung ziehen lassen.

In Bezug auf das Material, aus denen die Häuser im Ausstellungsdorfe errichtet waren, habe ich bei einzelnen Häusern bereits Erwähnung gethan. Ich stelle nun vorerst alle Häuser des ethnographischen Dorfes nach dem Material, aus dem sie erbaut waren, in Gruppen zusammen.

Hölzerne Wohnhäuser waren im Ausstellungsdorfe vertreten aus Handlova im Comitate Neutra, aus Perestó im Comitate Eisenburg, aus Somos im Comitate Sáros, aus Vereczke im Comitate Bereg, aus Toroczkó im Comitate Torda-Aranyos, aus dem Kalotaszeg im Comitate Klausenburg, aus Felső-Szálláspatak im Comitate Hunyad und aus Csik-Szt. Domonkos im Comitate Csik.

Unter diesen Häusern sah man es nur dem deutschen Hause aus Handlova, dem magyarischen aus Toroczkó, dem rumänischen aus Felső-Szálláspatak und dem ruthenischen aus Vereczke auf den ersten Blick an, dass es Holzbauten waren. Alle anderen der erwähnten Holzbauten waren aussen und viele auch innen mit Lehm verschmiert und mit weisser Thonerde oder mit Kalkmilch geweisst. Die Hüter der Häuser aus Toroczkó, Felső-Szálláspatak und Vereczke sagten mir übrigens, dass man in ihren Gegenden gegenwärtig alle Häuser in der angedeuteten Weise verputzt. — Bei den Häusern aus Toroczkó und Felső-Szálláspatak beginnt übrigens der Holzbau erst etwa 1 m über der Erde. Die Grundmauern dieser Häuser waren aus Stein

Steinerne Häuser standen im Ausstellungsdorfe nur zwei. Es waren dies das sächsische Haus aus Schellenberg und das magyarische Haus aus Szt. Gaál im Bakonyer Walde. Der Hüter des Csányó-Hauses sagte mir, dass in seiner Heimat die alten Häuser auch aus Stein erbaut seien. Jetzt erbaue man die Häuser jedoch stets aus Ziegel, da Stein für zu kalt gehalten werde.

Ziegelbauten waren die deutschen Häuser aus Jécsa und Metzenseifen, die magyarischen Häuser aus Jász-Apáthi, Szegvár, Hétfalu und Kis-Hartyán, ferner das serbische Haus aus Czrepálya, das bulgarische aus Vinga und das rumänische aus Kornyeréva.

Aus ungebrannten Ziegeln, denen in der Regel Spreu beigemengt wird, war erbaut das magyarische Haus aus Büd-Szt. Mihály im Comitate Szabolcs, und Lehmbauten waren die magyarischen Häuser aus Zebeczke im Comitate Zala, aus Csököly im Comitate Somogy, das Matyó-Haus aus Mezökövesd im Comitate Borsod und das sokaczische Haus aus Szantova im Comitate Bács-Bodrog.

Der Hüter des Hauses aus Csököly, Franz Korcz, erklärte mir die Art und Weise der Aufführung des Lehmbaues in seiner Heimat. Da ich annehmen darf, dass diese Art des Lehmbaues weiteren Kreisen ebenso unbekannt sein wird, wie sie mir bis dahin unbekannt war, will ich deren Beschreibung hier einflechten.

Es wird vorerst das Gerippe des Hauses aufgestellt, wie bei einem Riegelwandbau. In einzelnen Gegenden pflegt man die durch das Gebälke gebildeten Felder mit Aesten oberflächlich zu verflechten, um dem Lehm besseren Halt zu verleihen. In anderen Gegenden unterbleibt dies. Der Lehmteig erhält einen Zusatz von Stroh. Das Stroh wird mit dem Lehm dadurch gut vermengt, dass man das Gemenge durch Pferde, die man darin im Kreise herumführt, treten lässt. Das Ausfüllen der Felder geschieht nun in der Weise, dass man den mit Stroh vermengten Lehmteig mittelst Schaufeln von innen und aussen gleichzeitig anwirft. Auf Glätte wird dabei nicht gesehen. Ist der Bau nach etwa einer Woche so weit getrocknet, dass die Wände nicht mehr weich und auch noch nicht allzu hart sind, so werden die Wände von aussen und innen mit einer an den Kanten scharf geschliffenen Schaufel glatt behauen. Ist dies geschehen, werden die Wände mittelst Lehmteig und mit Hilfe des Reibbrettes noch weiter geglättet und schliesslich nach einiger Zeit, wenn der Bau gut ausgetrocknet ist, mit Kalkmilch geweisst. Diese Art des Lehmbaues führt den bezeichnenden Namen „fecskerakás“, zu deutsch etwa: Schwalbenbau.

Ebenso verschieden, wie das Material, aus dem die Häuser erbaut wurden, war auch das Material der Dächer.

Strohdächer hatten die magyarischen Häuser aus Csököly und Zebeczke, das deutsche Haus aus Handlova, das wendische aus Perestó, das slovakische aus Somos und das ruthenische aus Vereczke

Dächer aus Rohr oder Schilf besassen die magyarischen Häuser aus Szegvár, Mezökövesd und Büd-Szt. Mihály, das bulgarische Haus aus Vinga und das sokaczische Haus aus Szantova.

Schindeldächer wiesen auf die magyarischen Häuser aus Toroczkó, aus dem Kalotaszeg, aus Jász-Apáthi und aus Csik-Szt. Domonkos, dann das deutsche Haus aus Metzenseifen und die rumänischen Häuser aus Felső-Szálláspatak und Kornyeréva

Ziegeldächer hatten die magyarischen Häuser aus Mezökövesd, Kis-Hartyán, Szt. Gaál und Hétfalu, dann die deutschen Häuser aus Gr.-Jécsa und Schellenberg und schliesslich das serbische Haus aus Czrepálya.

Mannigfaltig war auch die Form der Dächer Die einfachste Dachform, ein schlichtes Satteldach bei senkrechten Giebelwänden, zeigten die Häuser

aus Gr.-Jécsa, Schellenberg, Czrepálya, Somos, Szantova, Kis-Hartyán, Büd-Szt. Mihály, Szt. Gaál, Mezökövesd, Jász-Apáthi und Szegvár.

Kurze, zumeist auf ein Drittel der Dachhöhe herabreichende Abwalmungen gewahrte ich an den deutschen Häusern aus Metzenseifen und Handlova, an den magyarischen Häusern aus Hétfalu, Csököly, Zebeczke, Büd-Szt. Mihály, Csik-Szt. Domonkos, an dem wendischen Hause aus Perestó und dem rumänischen Hause aus Kornyeréva.

Volle Walmdächer zeigten die magyarischen Häuser aus Toroczkó, aus dem Kalotaszeg, das rumänische Haus aus Felsö-Szálláspatak und das ruthenische Haus aus Vereczke. Das Dach des letztgenannten Hauses fiel durch seine grosse Steile und seine ausserordentliche Höhe, die die Höhe des Geschosses annähernd um das Vierfache überragte, auf.

Von allen Häusern hatten nur die Häuser aus Toroczkó, Kalotaszeg und Vereczke keine Schornsteine. Auf dem slovakischen Hause und dem Hause aus Krickerhäu fielen hölzerne Schornsteine auf.

Wenn ich vom Aeusseren der Häuser spreche, so darf ich des Säulenganges nicht zu erwähnen vergessen, denn wie ich von den Häusern des ethnographischen Dorfes gelernt, scheint er geradezu ein Charakteristicum der Häuser vieler Gegenden Ungarns zu sein, ohne dass er zur Eigenart des Hauses eines Volksstammes, etwa des magyarischen, wogegen ich schon in meiner Arbeit über das heanzische Bauernhaus in Bd XXV der „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ sprach, gehörte, da ich ihn an Häusern aller Volksstämme, soweit dieselben im Ausstellungsdorfe vertreten waren, fand.

Gefehlt hat ein Säulengang unter allen 24 Häusern nur an fünf Häusern, und zwar an den deutschen Häusern aus Handlova und Metzenseifen, am magyarischen Hause aus Toroczkó, am wendischen Hause aus Perestó und am slovakischen Hause aus Somos.

Am deutschen Hause aus Schellenberg und am magyarischen Hause aus Hétfalu hat ein eigentlicher Säulengang zwar wohl auch gefehlt, doch waren die Stiegenaufgänge zu den Hauseingangsthüren von Säulen flankirt und da wie dort waren diese Aufgänge durch das hier überhängende Dach geschützt.

Alle anderen Häuser des Dorfes besassen also Säulengänge. Sie zogen sich bei allen der dem Hofe zugekehrten Frontseite entlang und bei dreien dieser Häuser setzte sich der Säulengang auch an der Giebelseite, die der Strasse zugekehrt war, fort. Es waren diese Häuser: die magyarischen Häuser aus Csököly, Zebeczke und Csik-Szt. Domonkos.

Bei den meisten der Häuser waren die Säulen aus Holz, oft waren sie zierlich geschnitzt.

Hölzerne Säulen flankirten die Gänge der magyarischen Häuser aus Apáthi, Szegvár, Kalotaszeg, Csököly, Kis-Hartyán, Zebeczke, Büd-Szt. Mihály und Csik-Szt. Domonkos, der rumänischen Häuser aus Felsö-Szálláspatak und Kornyeréva, des bulgarischen Hauses aus Vinga und des sokaczischen Hauses aus Szantova.

Gänge mit gemauerten Säulen wiesen auf das deutsche Haus aus Gr.-Jécsa, das serbische aus Czrepálya und die magyarischen Häuser aus Mezökövesd und Szt. Gaál. Unter diesen vier Häusern waren die Säulen nur beim Hause aus Gr.-Jécsa **nicht** durch Bogen verbunden.

Nur bei einzelnen Häusern waren die Säulengänge gegen den Hof zu nicht abgeschlossen. Die Abschliessung geschieht gewöhnlich durch eine Bretterverschalung, bei Gängen mit gemauerten Säulen jedoch auch durch gemauerte Brüstungen.

In Bezug auf das Aeussere der Häuser muss noch besonders betont werden, dass kein einziges derselben einen Hauseingang in der Giebelseite aufwies; alle Häuser hatten die Eingänge in der dem Hofe zugekehrten Frontseite.

Die innere Ausstattung der Häuser war fast überall eine sehr einfache, oft eine geradezu primitive.

Als Beweis dafür kann gelten, dass in einzelnen Häusern, wie im bulgarischen Hause aus Vinga, im wendischen Hause aus Perestó, im slovakischen Hause aus Somos und im ruthenischen Hause aus Vereczke, alle Räume Fussböden aus festgestampftem Lehm aufwiesen. Im Hause aus Jász-Apáthi hatten die beiden Stuben ebenfalls Lehmfussböden, während die Küche mit Ziegeln gepflastert war. In anderen Häusern wieder zeigte, wenn die Stuben Bretterböden hatten, die Küche einen Lehmfussboden, so in den Häusern aus Szegvár, Mezökövesd und Felsö-Szálláspatak. In einigen Häusern war nur der Fussboden des vorderen Zimmers mit Brettern belegt, während die Küche und das hintere Zimmer Lehmböden hatten. So war es in den Häusern aus Kis-Hartyán und Csököly. Die wenigsten Häuser hatten Bretterböden in allen Räumen. Ich notirte als solche nur die Häuser aus Handlova, Schellenberg, Hétfalu und Csik-Szt. Domonkos.

Nicht unerwähnt will ich hier lassen die Art und Weise der Bereitung des Lehmfussbodens, wie mir

dieselbe Andreas Varga, der Hüter des Hauses aus Szegvár, geschildert hat. Man mischt dort in den Lehmteig Pferdemist, der vorher fein verrieben werden muss. Der Zusatz des Pferdemistes, versicherte mir mein Gewährsmann, bewirke, dass der Lehm zäh werde, sich, nachdem er festgestampft worden ist, schön glatt reiben lasse und nicht reisse, d. h. Sprünge erhalte.

Hier will ich auch eine interessante Mittheilung des Hüters aus dem Hause von Jász-Apáthi einschalten, die mich lebhaft an die eben mitgetheilte Klarstellung erinnerte und die mit dieser erkennen lässt, wie wenig mancherorts das Gefühl für Reinlichkeit oder die Scheu vor Ekelerregendem im Volke ausgebildet ist. Blasius Nagy, der nicht selbst aus Jász-Apáthi, sondern aus Jász-Árokszállás war, sagte mir nämlich, dass man die Küche in seiner Heimat gewöhnlich nicht einfach weiss tünche, sondern sie entweder blau, gelb oder sehr häufig grün färbe. Will man nun die Küche grün haben, so mischt man einfach unter den weissen Thonbrei etwas Kuhmist (marhaganaj) und bestreicht dann damit die Wände der Küche. Lächelnd meinte er, das sehe so gut aus, dass man gar nicht glauben würde, dass die grüne Farbe vom Kuhmist komme.

Der einfachen Ausstattung des Hauses gleicht nun an Einfachheit fast durchwegs auch die Einrichtung der Zimmer. War in der Regel schon das vordere Zimmer, das mir häufig als „Visitzimmer" oder „parádi-szoba" bezeichnet wurde, höchst einfach ausgestattet, so war das zweite Zimmer, die eigentliche Wohnstube, oft geradezu ärmlich eingerichtet und glich, wie im Paloczen-Hause aus Kis-Hartyán, eher einer Gerümpelkammer als einem Wohnraume.

Den grössten Schmuck des vorderen Zimmers bilden in der Regel die Betten. Je höher gethürmt mit Polstern und Tuchenten sie sind, desto stolzer blickt die Hausfrau auf sie. Von den vielen Betten, die in der That bis zum Plafond gethürmt waren, habe ich leider nur eines, das aus dem Matyó-Hause, skizzirt. Im Jász-Apáthier Hause stand ein Himmelbett, das ebenfalls bis an den „Himmel" hinan vollgethürmt war.

Einen eigenartigen Zimmerschmuck fand ich in Häusern aus Gegenden, in denen die Weberei als Hausindustrie betrieben wird. Man hängt dort, wie dies z. B. im Csángó-Hause aus Hétfalu der Fall war, die selbstgewebten Tücher und Teppiche an die Wände.

Der gebräuchlichste und fast in keinem Hause fehlende Schmuck der Wände waren die vielen bunten Teller, die oft zu Dutzenden entweder, wie dies in Küchen und Vorhäusern zumeist zu sehen war, frei an der Wand hingen oder in den Stuben in Tellergestellen standen.

Die Tellergestelle hatten fast durchwegs die Form der heanzischen „Schüsselrem", in der Gegend von Oedenburg und auch anderwärts „Zinnas'n" genannt, wie ich sie Bd. XXV der „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", S. 138, aus Oberschützen abgebildet habe. Dieses Möbelstück ist, soweit ich nach dem im Ausstellungsdorfe Gesehenen schliessen kann, in ganz Ungarn, wie schon gesagt, in gleicher Form vertreten.

Neben der „Tellerrem" tritt auch der von Prof. Meringer Bd. XXIII der „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", S. 152, aus Schloss Röthelstein bei Admont abgebildete „Schüsselkorb" in vielen Gegenden auf. Ich übersah es leider, mir die Häuser zu notiren, in denen ich ihn antraf, obwohl ich einzelne interessante Formen dieses Geräthes skizzirt habe.

Angebracht ist nun die Rem in den verschiedenen Häusern aber nicht nur an verschiedenen Orten, sondern auch in verschiedener Weise. Zumeist fand ich sie wohl in den Stuben, oft aber auch in den Vorhäusern und selbst in einzelnen Küchen.

In den Wohnstuben der Häuser aus Schellenberg und Hétfalu zogen sich die Tellergestelle an allen vier Wänden rund herum. In den Häusern aus Kalotaszeg und Toroczkó sah ich sie an jenen zwei Wänden, welche die Ecke bilden, in der nach oberdeutscher Art gewöhnlich der Tisch steht. Im Metzenseifener Hause war sie über den beiden Fenstern angebracht, die gegen den Hof schauen. An der hofseitigen Wand war sie auch im vorderen Zimmer des Hauses aus Szegvár angebracht. Im hinteren Zimmer desselben Hauses hing sie an der Wand, die der Küche zugekehrt war. Im Hause aus Czököly war sie über den Fenstern der gassenseitigen Wand befestigt.

In Bezug auf die Anordnung der anderen Möbel in den Stuben fiel mir auf, dass in den Häusern, die aus dem südlichsten Theile Ungarns stammten, der Tisch nicht jene Ecke einnahm, welche die gassenseitige Wand mit der hofseitigen bildete. Er stand vor der Mitte der gassenseitigen Wand. Hinter dem Tische stand dann an der Wand eine Bank und rechts und links daran auch Bänke oder Stühle.

Die Betten waren in die Ecken rechts und links vom Tische gerückt. Diese Anordnung, welche von der herkömmlichen Anordnung der Möbel im oberdeutschen Bauernhause abweicht, fand ich im serbischen Hause aus Czrepálya, im bulgarischen aus Vinga, in den rumänischen Häusern aus Kornyeréva und Felső-Szálláspatak und auch im schwäbischen Hause aus Jécsa. In den Plan dieses Hauses in Fig. 103 habe ich diese Anordnung der Möbel eingezeichnet.

Bezüglich der Küchengeräthe kann ich nur sagen, dass sie sich den offenen Herden, wie ich sie in den meisten Häusern noch antraf, anbequemen. Sie sind jedoch in spärlicherer Zahl vorhanden, als sonst im oberdeutschen Hause. Die Bäuerinnen der verschiedenen Volksstämme Ungarns scheinen auch mit weniger Behelfen, und zwar gut, wie man allgemein weiss, kochen zu können.

Hängende Kessel fand ich über den Herden nur in drei Häusern. Im rumänischen Hause aus Kornyeréva hing er an einer Kette von der Decke der Küche. Im Hause aus Toroczkó schwebte er an einem hölzernen Kesselträger, der mit Zähnen wie eine Säge versehen war, an denen der Kessel höher oder tiefer gehängt werden kann. Im Csángó Hause aus Hétfalu war er an einem eisernen drehbaren Kesselhälter von der Art angebracht, wie man ihn in den Bauernhäusern der Alpenländer häufig begegnet.

Dreifüsse waren in allen Häusern auch nur drei vertreten, und zwar in der einfachsten dreieckigen Form in den Häusern aus Jász-Apáthi, Szegvár und Kornyeréva. Dass ich den Dreifuss nur in diesen drei Häusern vorfand, hat seinen Grund wohl darin, dass in Ungarn auch die Thongeschirre — die, nebenbei bemerkt, auch heute noch eine bedeutendere Rolle spielen, als Geschirre aus Blech oder Eisen — sehr häufig mit Beinen versehen sind, die den Dreifuss überflüssig machen.

Feuerrösser sah ich nur zwei, und zwar eines im Hause aus Toroczkó und das andere im Hause aus Zebeczke. Das Feuerross aus Zebeczke hatte eine häufig vorkommende Gestalt, dagegen ist mir die Form des Feuerrosses aus Toroczkó sonst noch nicht untergekommen. Es war 48 cm lang und 18 cm hoch und hatte nur einen Bügel. Dieser endete in eine wellenförmige Ausbiegung, welche zum Einlegen des Bratspiesses diente. Ein solcher von ebenfalls eigenartiger Form — es fehlt an demselben eine Kurbel zum Drehen — war in der Küche des Hauses aus Toroczkó ebenfalls vorhanden.

Bratpfannen waren in der Küche des Toroczkóer Hauses zwei vorhanden, eine aus Eisen, die andere aus Thon. Wie mir der Hüter des Hauses, Johann Klocza, sagte, wird in Toroczkó auch jetzt noch häufig, besonders im Winter, am Spiess gebraten. Man bratet daran aber nicht nur Spannferkel und Geflügel, sondern auch Schweinefleisch und Würste.

Durch Umfragen bei den Hütern habe ich erfahren, dass das Feuerross über ganz Ungarn unter verschiedenen Namen verbreitet gewesen sein muss. In Toroczkó nennt man es „vasmacska", zu deutsch „Eisenkatze" oder „eiserne Katze". Bei den Csángó kommt es unter dem Namen „macska" = „Katze" noch vor, doch schon seltener. „Im Arader und Torontaler Comitat kam es vor 45 Jahren noch häufig vor", sagte mir der Hüter des serbischen Hauses, Mathias Persich. Der Hüter des Matyó-Hauses kannte das Geräth unter dem Namen „vasláb" = Eisenfuss. In der Gegend von Szegvár trifft man es noch auf entlegenen Dörfern. Der Hüter des sächsischen Hauses erklärte mir, dass die Siebenbürger Sachsen das Geräth noch gebrauchen. Es weise verschiedene Formen auf. Die am häufigsten vorkommende Form sei jedoch jene ohne Bügel. Man nenne das Geräth einfach das „Eisen zum Holz auflegen". In Metzenseifen heisst das Geräth „Feuerhund".

Bratspiesse fand ich in den Häusern des ethnographischen Dorfes nur zwei vor, und zwar, wie schon erwähnt, im deutschen Hause aus Metzenseifen und im magyarischen Hause aus Toroczkó. In Metzenseifen steht der Bratspiess nicht mehr in Verwendung. Hölzerne Bratspiesse werden gebraucht von den Matyó zum Braten des Speckes und in Szt. Gaál von den Hirten zum Braten von Fleisch. Die hölzernen Spiesse erhalten keine Unterlage. Sie werden mit der Hand frei über das Feuer gehalten.

Im Hause aus Szt. Gaál sah ich einen Rost, der in seiner Form ähnlich war jenen Rosten, von denen einen Professor Dr. Meringer in den „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", Bd. XXI, S. 137, Fig. 161, aus Brodersdorf und einen gleichen ich in den „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", Bd. XXV, S. 131, Fig. 199, aus Wandorf, die dort und in den um Oedenburg liegenden Dörfern „Pöllas'nrost", in Oedenburg selbst aber „Rostbratenrost" genannt

werden, abgebildet haben. In Szt. Gaál vertritt der Rost die Stelle des Dreifusses. Es werden Reinen auf ihn gestellt. Er führt auch den Namen, der dem Dreifusse häufig beigelegt wird, und heisst „vaslab“ = Eisenfuss.

Der Hüter des serbischen Hauses, Mathias Persich, sagte mir, dass diese Art von Rosten auch bei den Serben des Torontaler Comitates im Gebrauche stehe. Der Rost wird bei ihnen jedoch nicht als Dreifuss, sondern wie in Oedenburg zum Braten von Fleisch verwendet. Das Braten von Fleisch auf dem Roste geschieht jedoch, wie mir Persich erzählte, auf eigene Art. Man hat in seiner Gegend grosse, halbkugelförmige Topf- und Reinendeckel. Sie heissen „Zaklopacz“. Einer dieser Art war im serbischen Hause des Ausstellungsdorfes vorhanden. Diese Deckel sind aus Thon gefertigt und haben an der Basis einen Durchmesser von 30—60 cm. Da sie eine Wandstärke von $1^1/_2$—2 cm haben, sind namentlich die grossen Deckel sehr schwer und schwer zu handhaben. Die grössten Deckel haben im Mantel daher zwei Löcher, die sich gegenüberliegen. Durch diese zwei Löcher kann eine Stange gesteckt werden und an dieser Stange wird der Deckel durch zwei Personen von links und rechts gehoben. Diese Deckel werden nun auch zum Braten von Fleisch verwendet. Man stellt einen derselben schräg auf und stützt ihn mit einem Stabe. Nun wird unter dem Deckel ein Feuer angefacht und so lange geheizt, bis der Deckel heiss wird Hierauf nimmt man die Gluth heraus und stellt unter den Deckel den Rost, auf den das gesalzte und gewürzte Fleisch gelegt wird. Der Stab wird dann entfernt, so dass der Deckel jetzt vollkommen auf der Herdsohle oder auch im Freien, im Hofe, auf der Erde aufliegt. Die Gluth kommt nun auf den Deckel. In seinem obersten Theil hat der Deckel ein Loch, das mit einem Stöpsel aus Lehm zugestopft ist. Hebt man den Lehmpfropfen ab und es strömt aus dem Loche weisser Dampf hervor, so ist der Braten noch nicht gut. Erst wenn der Dampf schön dunkelbraun kommt, so ist dies ein Zeichen dafür, dass der Braten gar ist. Auf dieselbe Weise werden unter dem „Zaklopacz“ auch einzelne Brote gebacken. Sie werden aber nicht auf Roste gelegt.

Ich könnte nun noch lange von verschiedenen interessanten Geräthen des Hauses, insbesondere auch von solchen, die in der Landwirthschaft gebraucht werden, erzählen; dies würde aber zu weit führen. Unerwähnt kann ich aber nicht lassen, dass ich den Gangelwagen, den ich aus Oberschützen Bd. XXV der „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, S. 139, Fig. 218, abbildete, in ganz gleicher Gestalt auch im Paloczen-Hause aus Kis-Hartyán antraf. Der Palócze ist, wie es scheint, von sehr findiger Natur. Im Gangelwagen erleichtert er seinen Kindern die Kunst des Gehenlernens. Dann verwendet er früher noch zwei andere Geräthe, um den Kindern zuerst das Sitzen, dann das Stehen zu lehren. Mir waren sie bis dahin fremd. Die Vorrichtung, in der das Kind das Sitzen lernt, nennt er „ülcsik“, wohl eine Verunstaltung des Wortes „ülszék“ = Sitzstuhl.

Das andere Möbel, in dem das Kind das Stehen lernt, nennt er „lyukas szék“, zu deutsch: lochiger Stuhl oder Lochstuhl. Es ist ein schemelartiges Geräth mit einem Loche in der Mitte. Vor dem Kinde befindet sich in diesem Geräthe, das für das Kind eigentlich mehr Tisch als Stuhl ist, eine ausgehöhlte Mulde, in die ihm Leckereien gegeben werden, um ihm den Aufenthalt im „lyukas szék“ angenehm zu machen.

Ich will jetzt mit der kurzen Besprechung der Lage, welche die Wirthschaftsgebäude in den verschiedenen Gegenden Ungarns zum Hause einnehmen, zum Schlusse trachten. Hiebei kann ich leider kein vollkommenes Bild bieten, da mehrere Häuser im Dorfe standen, bei denen die Wirthschaftsgebäude gänzlich fehlten, so bei den Häusern aus Metzenseifen, Schellenberg, Hétfalu, Czrepálya und Vinga, und viele Häuser da waren, bei denen die Wirthschaftsgebäude nur zum Theile vorhanden gewesen.

Der Mangel an Raum liess die Ausstellungs-Direction das Dorf leider nicht in der Vollkommenheit errichten, wie sie es wohl geplant haben mag und in der es besonders dem Hausforscher zu sehen erwünscht gewesen wäre. Der Raummangel verleitete die massgebenden Factoren bei der Aufstellung der Wirthschaftsgebäude sogar zu Fehlern, die danach angethan waren, einen wenig vorsichtigen Hausforscher eher zu Irrthümern als zur Wahrheit zu führen. Auf einen solchen Fehler, der durch den Mangel an Raum herbeigeführt wurde, habe ich bei der Scheune des Székler-Hauses schon hingewiesen. Ich bin genöthigt, noch zwei solche Fehler aufzudecken. In der Hofstätte des Hauses aus Büd-Szt. Mihály lag das Wohnhaus in der linken vorderen Ecke unmittelbar an der Strasse. Im Bretterzaune, welcher den Hof gegen die Strasse absperrte, öffnete sich ein Pförtchen und das grosse Einfahrtsthor Rechts vom Thore lag innerhalb des Zaunes ein

kleines Gärtchen. In weiter Entfernung davon lag in der hinteren rechten Ecke das Stallgebäude. Seine Längenachse war der des Wohnhauses parallel. Der Stall lag also vom Hause rückwärts schräg nach rechts im Hofe. Nach der Versicherung des Hüters müsste der Stall unmittelbar an das Gärtchen anschliessen, also dem Hause direct gegenüberliegen. Eine Scheune fehlte im Hofe, da sie nicht mehr Raum gefunden. Der Hüter sagte mir, dass sie den Hof nach rückwärts abschliesse. Sie sei jedoch nicht quergebaut, sondern erstrecke sich in ihrer Länge nach rückwärts. Vor ihr liegt der Platz zum Dreschen.

Häuser, bei denen der Stall so wie beim Hause aus Büd-Szt. Mihály parallel zu liegen kommt, fand ich im Ausstellungsdorfe vertreten aus dem Kalotaszeg, aus Toroczkó, Kornyeréva und Zebeczke. Bei den Häusern aus dem Kalotaszeg, aus Toroczkó und Kornyeréva fehlte eine Scheune. Sie ist bei allen diesen Häusern, wie mir die Hüter sagten, freistehend und schliesst den Hof nach rückwärts querliegend ab. In Zebeczke sind Wohnhaus und Stallgebäude durch die angebaute querliegende Scheune verbunden. Das Gehöfte hat Hufeisenform und nähert sich der Form des fränkischen Gehöftes.

Den zweiten Fall, der, wie ich erwähnte, angelegt war, irrezuführen, bildete der Hof aus Szt. Gaál. Hier lag das Wohnhaus wieder, mit dem Giebel zur Strasse gekehrt, in der linken vorderen Ecke der Hofstätte. Das Stallgebäude war hinter dem Hause in der rechten Ecke des Hofes querliegend so aufgestellt, dass es den Hof nach rückwärts abschloss. Der Hüter, Gabriel Hegyi, sagte mir jedoch, dass dies falsch sei. An das Haus schliesst sich in gerader Linie erst eine Kammer, dann der Stall an. Die Scheune liegt vom Hause getrennt quer hinter demselben.

Weitere solche Häuser, bei denen die Ställe in gerader Linie mit den Häusern verbunden standen, waren die Häuser aus Somos und aus Kis-Hartyán. Beim slovakischen Hause aus Somos fehlte die Scheune. Beim Paléczen-Hause aus Kis-Hartyán ist die Scheune mit dem Hause im rechten Winkel verbunden. So wie beim Paléczen-Hause sollen, wie mir der Hüter sagte, auch die Ställe und Scheunen im Metzenseifener Hause angeordnet sein.

Im Hause aus Gr.-Jécsa (s. den Plan Fig. 103) und im Hause aus Szegvár (s. den Plan Fig. 97) sind von den Ställen nur die Pferdeställe dem Hause angegliedert. Die Kuhställe befinden sich in eigenen Gebäuden, welche querliegend den Hof nach rückwärts abschliessen.

In Fig. 97 biete ich nicht allein den Plan der Wohnräume, sondern den Situationsplan der ganzen Hofstätte des Bauernhauses aus Szegvár. *Pf.-St.* ist der Pferdestall, der sich der hinteren Stube anschliesst. Seine Frontseite liegt mit der des Hauses nicht in einer Linie. An den Pferdestall schliesst sich ein Wagenschuppen *Sch.* an. *K.-St.* ist der Kuhstall, *Ka.* eine Kammer, in der Lebensmittel untergebracht werden. $Schw._1$ und $Schw._2$ sind Schweineställe. In $Schw._1$ werden die Zucht- und in $Schw._2$ die Mastschweine gehalten. Dem Wohnhause gegenüber liegt ein kleines Gebäude. Dasselbe ist in zwei Theile getheilt. *Ku.* ist eine Hütte, die auf gemauerten Sockeln ruht. Durch die aus Latten gebildeten Gitterwände kann die Luft frei durchziehen. Man hängt darin die Kukuruzkolben auf. *G.-K.* ist die Getreidekammer. Unter ihr ist ein Keller, in dem während der warmen Jahreszeit die Milch untergebracht wird. Im Vordergrunde des Hofes liegt unter *B.* der Brunnen und vor demselben, bei *Tr.* der Brunnentrog. In der vorderen rechten Ecke des Hofes ist auf einer Holzsäule der achtseitige Taubenschlag *T.* angebracht.

Eine andere Lage nehmen die Ställe bei folgenden sieben Häusern ein: bei den Häusern aus Mezökövesd, Felsö-Szálláspatak, Czik-Szt. Domonkos, Jász-Apáthi und Csököly. Hier lagen alle Ställe in besonderen freistehenden Gebäuden. Diese schlossen den Hof nach rückwärts quer ab. Bei den Häusern aus Felsö-Szálláspatak, Csik-Szt. Domonkos und Csököly schloss das Stallgebäude auch die Scheune in sich. Bei den Häusern aus Mezökövesd, Gr.-Jécsa, Jász-Apáthi und Szegvár fehlte die Scheune. Sie liegt rückwärts in grösserer Entfernung im Scheunengarten. Eine solche grössere Scheune hat neben der kleinen Scheune, die mit dem Stalle in Verbindung steht, auch das Csökölyer Bauernhaus. So sagte mir der Hüter. Im Ausstellungsdorfe fehlte die grosse Scheune. Sie dient zur Aufnahme des Futters, das im Spätjahre für den Winter eingeheimst wird und heisst „téli takarmányos pajta“, zu deutsch: Scheune für das Winterfutter; die andere, welche mit dem Stalle in Verbindung steht, heisst „nyári takarmányos pajta“, zu deutsch: Scheune für das Sommerfutter. Zwischen beiden Scheunen liegt der „szürü“, der Dreschplatz.

Querliegende, doch mit dem Hause verbundene Stallgebäude, die zugleich die Scheunen in sich

schliessen, fand ich schliesslich bei den Häusern aus Perestó und Handlova. Ihre Pläne zeigen die Fig. 99 und 101.

Aehnlich sind, wie mir der Hüter des siebenbürgisch-sächsischen Hauses sagte, auch die Höfe der Sachsen ausgestaltet. Die Stallgebäude liegen auch quergebaut und mit dem Hause verbunden, doch schliessen sie die Scheune nicht in sich. Dieselbe liegt, wie bei den vorher besprochenen Häusern, hinter den Ställen im Scheunengarten.

* * *

Eingangs des vorstehenden zweiten Abschnittes der vorliegenden Arbeit sagte ich, dass sich aus dem, was ich über das Aeussere der Häuser im Ausstellungsdorfe, über die innere Ausstattung derselben, über einzelne Hausgeräthe und schliesslich über die Wirthschaftsgebäude im Allgemeinen mitzutheilen vermag, Schlüsse von nicht geringer Bedeutung werden ziehen lassen. Ich will nun trachten, diese Schlüsse aus dem im zweiten Theile Gesagten abzuleiten.

Das Material, aus denen die Häuser des ethnographischen Dorfes erbaut waren, war kein einheitliches. Wie überall, werden auch in den verschiedenen Gegenden Ungarns die Häuser zumeist aus dem Material errichtet, das am nächsten liegt, also am billigsten kommt. In holzreichen Gegenden trifft man Holzbauten an, in steinreichen Gegenden Steinbauten und dort, wo Holz und Stein fehlt, werden die Häuser aus Ziegeln oder einfach aus Lehm erbaut. Aus der eben durchgeführten Zusammenstellung geht z. B. hervor, dass in den verschiedensten Theilen Ungarns sich sowohl Deutsche, als auch Magyaren, Wenden, Slovaken, Ruthenen und Rumänen Häuser aus Holz erbauen.

Dieselbe Thatsache lässt sich nun auch feststellen in Bezug auf das Material, aus welchem die Dächer der Häuser im Ausstellungsdorfe hergestellt wurden, und auch hinsichtlich der Formen der Dächer habe ich nachgewiesen, dass dieselben, soweit sich nach den im Ausstellungsdorfe gesammelten Erfahrungen schliessen lässt, sich an kein Haus irgend eines bestimmten Volksstammes binden. Das Dach mit der kurzen Abwalmung an der Giebelseite (Halbwalm, Schopf) ist in Ungarn eigen deutschen, magyarischen, slavischen und rumänischen Häusern. Volle Walmdächer (Ganzwalm) hatten im ethnographischen Dorfe nur vier Häuser. Es ist auffallend genug, dass jedes dieser Häuser von Angehörigen vier verschiedener Volksstämme bewohnt wurden. Es war das eine Haus ein magyarisches (Kalotaszeg), das zweite ein ehemals deutsches (Toroczkó), das dritte ein rumänisches (Felső Szálláspatak) und das vierte ein ruthenisches (Vereczke).

W e d e r i m M a t e r i a l, a u s d e m d i e W ä n d e o d e r d a s D a c h d e r H ä u s e r i n U n g a r n h e r g e s t e l l t w e r d e n, n o c h i n d e r D a c h f o r m s i n d d e m n a c h n a t i o n a l e E i g e n h e i t e n z u e r b l i c k e n. Dagegen muss h e r v o r g e h o b e n w e r d e n, d a s s k e i n e s d e r H ä u s e r i m A u s s t e l l u n g s d o r f e e i n F l a c h d a c h h a t t e. D a s S t e i l d a c h b i l d e t d a h e r e i n e E i g e n h e i t d e s B a u e r n h a u s e s i n U n g a r n.

V o m S ä u l e n g a n g h a b e i c h d a s s e l b e b e r e i t s o b e n a u s g e s p r o c h e n. E r b i l d e t, s o w e i t s i c h a u s d e m i m e t h n o g r a p h i s c h e n D o r f e E r f a h r e n e n ü b e r b l i c k e n l ä s s t, e i n C h a r a k t e r i s t i c u m f ü r d a s u n g a r i s c h e B a u e r n h a u s, o h n e d a s s e r z u r E i g e n a r t d e s H a u s e s e i n e s V o l k s s t a m m e s g e r e c h n e t w e r d e n k ö n n t e.

Dieser aus den im Ausstellungsdorfe gesammelten Erfahrungen abgeleitete Schluss wird wohl unumstösslich sein.

D i e L a g e d e r W o h n h ä u s e r i m H o f e u n d z u r S t r a s s e s c h e i n t i m g r ö s s t e n T h e i l e d e s L a n d e s d i e g l e i c h e z u s e i n. Eine Ausnahme in seiner Lage zur Strasse und im Hofe nahm unter den Häusern im Ausstellungsdorfe nur das Haus aus Vereczke ein.

D i e L a g e d e r W i r t h s c h a f t s g e b ä u d e (S t ä l l e u n d S c h e u n e n i s t i n d e n v e r s c h i e d e n e n G e g e n d e n d e s L a n d e s e i n e v e r s c h i e d e n e; s i e i s t i n v i e l e n G e g e n d e n e r s t n o c h z u e r f o r s c h e n, d o c h w e r d e n s i c h w o h l a u c h a u s d e r c h a r a k t e r i s t i s c h e n L a g e d e r W i r t h s c h a f t s g e b ä u d e z u m W o h n h a u s e S c h l ü s s e i n B e z i e h u n g a u f n a t i o n a l e E i g e n t h ü m l i c h k e i t — s o w e i t s i c h a u s n a c h d e m d u r c h d a s e t h n o g r a p h i s c h e D o r f G e b o t e n e n f o l g e r n l ä s s t — n i c h t z i e h e n l a s s e n.

D i e G e r ä t h e d e s H a u s e s i n U n g a r n s c h e i n e n m i t d e n e n d e s o b e r d e u t s c h e n H a u s e s i m A l l g e m e i n e n ü b e r e i n z u s t i m m e n. Die weite Verbreitung nur zweier derselben, des Feuerrosses und der Tellerrem, unterstützt schon diese Annahme.

Die Anordnung der Möbel in den Wohnstuben des grössten Theiles des ungarischen Bauernhauses, die namentlich durch den charakteristischen Standort des Tisches, den dieser in den meisten Häusern des ethnographischen Dorfes in jener Ecke einnahm, in der die stabilen Sitzbänke im rechten Winkel zusammenstiessen, gekennzeichnet ist, ist der üblichen Anordnung der Zimmergeräthe im oberdeutschen Hause gleich. Eine Abweichung in der typischen Zimmerausstattung liess sich unter all' den Häusern, die im ethnographischen Dorfe standen, nur bei jenen Häusern feststellen, die aus dem südlichsten Theile Ungarns stammten. Ob hiebei nicht etwa nationale Einflüsse vorwalten, müsste erst durch weitere Untersuchungen festgestellt werden.

Hoffentlich löst diese eine Frage und mit ihr noch zahlreiche andere, die in Bezug auf die Bauernhäuser vieler Gegenden Ungarns noch in undurchsichtbares Dunkel gehüllt sind, die Hausforschung, welche gerade in letzterer Zeit in Ungarn häufigere und gute Früchte gezeitigt hat, recht bald!

Literaturberichte.

5.

Trojanović, Sima: Starinska srpska jela i pića. K. serb. Akad. d. Wissensch. Serb. ethnogr. Sammlung. II. Buch. Belgrad 1896. 8°. 124 Seiten.

Der Autor der vorgenannten Abhandlung zählt zu den strebsamsten jüngeren serbischen Forschern. Im Mai 1896 veröffentlichte er eine interessante anthropologische Mittheilung (Delo. III. 252 ff.) über das in Albanien und Montenegro bei gewissen Krankheiten des Gehirns von ganz einfachen Leuten mit kleinen Sägen geübte, allerdings der Mehrzahl der Patienten das Leben kostende „Šaronjanje“ (Trepaniren) und wieder verpflichtet er uns zu Dank durch seine auf eigene Studien, auf die Mittheilungen Vuk's und anderer zuverlässiger Beobachter gestützte Arbeit über „Alterthümliche Speisen und Getränke bei den Serben“.

Im einleitenden Worte: „Vergangenheit des serbischen Volkes“ betont Trojanović, dass nach den alten Liedern und Traditionen die schon frühzeitig mit Vorliebe den Ackerbau treibenden Südslaven weit weniger als die Griechen, Kelten und Germanen vom Fleische des erlegten Wildes sich nährten. Der folgende Abschnitt II: „Töpferei und Hauseinrichtung“ bietet einen übersichtlichen Abriss der Entwicklung der Keramik bei den Südslaven. Ausgehend vom getrockneten Kürbis, dem „Urmodell des Topfes“, und den einfachen Holzgeräthen, welche heute noch im Užicer „Zlatibor“ im Haushalte vorwiegen, glaubt der Autor, dass die Töpferkunst durch Fremde auf serbischem Boden eingeführt und lange Zeit auch betrieben wurde. Noch gegenwärtig gelte sie im Umkreise des altserbischen Budimlje als entehrend, deshalb werden dort Töpfe, Schüsseln u. s. w. ohne Anwendung der Drehscheibe, ausschliesslich von Frauen mit der Hand hergestellt; trotzdem zweifle er aber, dass die im bosnischen Budmir ausgegrabenen prähistorischen Objecte, mit an griechisches Flechtwerk, Mäander u. s. w. mahnenden Verzierungen, direct aus dem fernen Oriente importirt wurden; dagegen sprächen ausser ihrer Fragilität die damals noch schlechten Strassen u. A. Trojanović erinnert an die noch heute üblichen Wanderungen von Meistern einzelner, in manchen Gegenden mit besonderem Geschicke betriebener Handwerke in entfernte Länder; beispielsweise der Piroter Töpfer nach Bosnien, der tüchtigen Häuserbauer und Zimmerleute mit eigener Geheimsprache des bosnischen Osat (bei Srebrnica) bis Constantinopel; ferner an die Berufung südslavischer Filigranarbeiter durch Peter d. Gr. nach Russland und schliesst daraus, dass derartige Beeinflussung der heimischen Production durch fremde Lehrmeister auch auf heute südslavischem Boden schon in prähistorischer Zeit stattfand.

Wie in diesem Abschnitte liegt auch der Hauptwerth der folgenden: Haus und Herd; Aussaat, Ernte und Einbringen des Getreides; Braten, Rösten und Mahlen der Cerealien; wovon und wie backen die Serben das Brot; welche Speisen werden gebacken und wie; Fleischrösten; Fleisch-Conservirung; Dämpfen und Kochen mit erhitzten Steinen; verschiedene Verwendung erhitzter Steine, grösstentheils im gut beobachteten und klar geschilderten Detail, das sich leider hier, des uns zugetheilten knappen Raumes wegen, der breiteren Anführung entzieht. — Sehr interessant ist: XII. „Das Kochen der Skythen, Serben und Zigeuner im Thiermagen (burag)“. Lurvar und auch andere Forscher bezweifelten die von Herodot berichtete Uebung der Skythen, ihre Nahrung, ohne Anwendung glühender Steine, im Magen geschlachteter Thiere zu bereiten; Trojanović erhärtet aber durch viele unanfechtbare Beweise, dass dieser Brauch sich bis in die Gegenwart bei den macedonischen Haiduken und selbst bei den im Felde stehenden Montenegrinern und Serben, wenn es an Kochgeschirr fehlt, erhalten hat. Sie kochen auf diese Weise nicht nur eine sehr schmackhafte Suppe, sondern auch Fleisch und Gemüse, und die Zigeuner bedienen sich sogar eines und desselben Thiermagens durch mehrere Tage ohne jeden Nachtheil für die bereiteten Speisen. Sehr ausführlich beschreibt der Autor auch das Kochen in rasch selbstverfertigten Töpfen aus Baumrinde, das gleichfalls noch heute von den serbischen Haiduken geübt wird.

In den Abschnitten „Baćije“ und „Beli smok“ schildert Trojanović auf 34 Seiten eingehend Sitte und Brauch der seit altersher auf der Balkanhalbinsel eingebürgerten, Milch und Käse producirenden „Molkerei-Genossenschaften“

und jene der macedo-vlachischen Wanderhirten (Cincaren). Auch hier bekundet der Autor seine Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur; er zeigt, dass schon Plinius den „caseus Diocleas" aus der heutigen montenegrinischen Landschaft Podgorica und den „caseus Dardanicus" aus dem Alpengebiete von Skopje gekannt habe und dass die altserbischen Käsefabrikate unter dem Despoten Stefan Lazarevic (1404—1427) einen bedeutenden Ausfuhrartikel bildeten. Interessant erscheint, dass es im serbischen Krivi vir- und Rtanjgebiete, ebenso bei den macedonischen Vlachen — ganz so wie bei den Zulukaffern — als Schande gilt, wenn das Melken der Thiere durch das weibliche Geschlecht besorgt wird; alle Verrichtungen, welche mit der Molkerei und Käsefabrikation zusammenhängen, sind ausschliesslich Sache der Männer und werden bis in die kleinsten Details durch traditionell vererbte Gesetze geregelt. Trojanović' sehr lehrreiche Mittheilungen in dieser Richtung verdienen vollstes Lob. Ich selbst begegnete den nomadisirenden Macedovlachen während meiner 18maligen Passagen der Balkankette zuerst 1870 unter ihren höchsten Gipfeln (2380 m), auf den grasreichen Triften bei Kalofer; später konnte ich einen höchst interessanten Zweig derselben, die „Crnovunci", im Sommer 1889 auf dem Rakošplateau der Suva planina eingehender studiren, was mir demnächst Gelegenheit bieten wird, namentlich Trojanović' den „Kačkaval" berührende Daten in manchen Punkten zu ergänzen.

Die letzten Abschnitte der inhaltsreichen Arbeit behandeln das „Trinken von Menschenblut" bei gewissen Anlässen, z. B. beim Schlusse der „Wahlbruder- oder Schwesterschaft"; ferner: das Würzen der Speisen; das Löschen des Hungers und Durstes; die altherkömmlichen Getränke; die Verbreitung des Tisches und Speisegeräthes, wobei angeführt wird, dass der Clerus noch im 12. Jahrhundert den Gebrauch von Gabeln als sündhaft streng verpönte. Derartige vielfache Anziehung von Cultus, Sitte und Brauch bei alten und neuen Cultur- und Naturvölkern, sowie häufig eingestreute ethnographische Parallelen verleihen Dr. Trojanović' Publication erhöhten Reiz und Werth.

F. Kanitz.

6.

Götze, Dr. Alfred: Die Vorgeschichte der Neumark. Nach den Funden dargestellt. Mit 126 Abbildungen. (Sonderabdruck aus den Schriften des Vereines für die Geschichte der Neumark. Heft V.) In Commission bei A. Stuber's Verlag (C. Kabitzsch), Würzburg 1897. 63 pp. 8°.

Diese kleine Schrift hat doppelten Werth. Erstlich gibt sie eine Zusammenstellung und Erläuterung der vorgeschichtlichen Funde aus der Neumark, wofür die Prähistoriker und Localinteressenten dem Verfasser dankbar sein müssen. Zugleich aber liefert sie an der Hand dieser Funde und mit speciellem Bezug auf dieses Gebiet einen Ueberblick der vorgeschichtlichen Denkmäler Norddeutschlands überhaupt, der von weiteren Kreisen mit Vertrauen benützt werden kann, da er aus der Feder eines in eigenen Untersuchungen geschulten Fachmannes stammt und getreu den heutigen Stand der prähistorischen Forschung auf jenem Boden wiedergibt. So ist das Büchlein Götze's ein Zeugniss des Fleisses und des strengen Ernstes, mit welchem in Norddeutschland, namentlich von Berlin aus, durch Virchow, Voss, den Verfasser selbst, Olshausen und viele Andere die ältesten einheimischen Denkmäler studirt worden sind und noch fortwährend studirt werden. Namentlich solche mit dem Getriebe der prähistorischen Forschung noch nicht vertraute Leser, welche sich in den bunt angehäuften Stoffmassen der „Verhandlungen" der Berliner Anthropologischen Gesellschaft nur schwer zurechtfinden, dürften in Götze's „Vorgeschichte der Neumark" einen vielfach brauchbaren Leitfaden erkennen. Die Darstellung reicht, durch zahlreiche kleine, aber saubere und correcte Abbildungen unterstützt, vom „ersten Auftreten des Menschen" bis tief in's Mittelalter hinein und gliedert sich in folgende Abschnitte: Die jüngere Steinzeit; das erste Auftreten der Metalle; die Periode der grossen Urnenfelder (nach sonstiger Terminologie Bronzezeit und Hallstatt-Periode, werthvoll durch die Beschreibung der jüngeren Urnenfelder vom „Göritzer" und vom „Aurither Typus"); die La Tène-Zeit, die römische Kaiserzeit und die slavische Zeit. Wir im südlichen Mitteleuropa pflegen die Betrachtung prähistorischer Zeitläufte viel früher abzuschliessen, da sich mit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung in den Alpen- und Donauländern, ganz anders als in Norddeutschland, antik-classische Lebensformen an die Stelle der prähistorischen setzen. Indessen geht dieser Wechsel doch nicht tief genug und ist nicht anhaltend genug, um für die jüngeren Zeiträume das völlige Aufgeben der naturwissenschaftlichen Arbeitsmethode zu rechtfertigen und an Stelle der ergrabenen einfach die literarischen Zeugnisse treten zu lassen. Wenn also bei uns neben den archäologischen Funden auch noch andere Quellen zu berücksichtigen sind, so muss die Art und Weise, wie die ersteren in Norddeutschland erschlossen werden, für uns doch als Muster gelten, dem wir nachzustreben haben. Der römischen und der slavischen Zeit ist fast ein Drittel der Darstellung Götze's gewidmet, und mit Recht bemerkt dieser, dass es — wenn sich auch manche von Händlern oder Gefangenen herrührende Notiz über die Cultur der römischen Kaiserzeit bei den Historikern finde — doch sicherer sei, das Culturbild dieser Zeit aus den Funden, als aus den Angaben der Classiker zu gewinnen. Sehr exact und sorgfältig ist das jedem Abschnitte angehängte Verzeichniss der Fundstellen und der darauf bezüglichen Literatur.

M. Hoernes.

7.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Der Festkalender der Rusnaken und Huzulen. Czernowitz 1896. Commissionsverlag der Universitätsbuchhandlung H. Pardini. Separatabdruck aus den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien 1896. Heft VI und VIII.

Der Verfasser, der sich durch seine gediegenen Beiträge zur Volkskunde der Ruthenen bekanntgemacht hat, gab schon ein eigenes Werk über die Huzulen (Gebirgsruthenen) mit Unterstützung der Anthropologischen Gesellschaft (1894) heraus. Da er unterdessen im Auftrage der Anthropologischen Gesellschaft den Hausbau der Huzulen studirte, für das k. k. naturhistorische Museum in Wien huzulische Objecte ankaufte und Material für einen Artikel über die Huzulen für „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und

Bild" sammelte, so erweiterten sich seine Kenntnisse über den Festkalender der Huzulen wesentlich. Er beschloss daher, dieses Material mit dem einschlägigen über die Rusnaken (Ruthenen des Flach- und Hügellandes) zusammen zu veröffentlichen, was bei der engen Verwandtschaft der beiden Zweige desselben Volksstammes nur zu billigen ist. Wir haben also einen kurzgefassten, aber an Material äusserst reichen Festkalender der Ruthenen der Bukowina und auch Galiziens vor uns, der um so werthvoller ist, als er sich unter dem Einflusse der orthodoxen Kirche und der Cultur von Byzanz gebildet hat. Ausserdem ist in Betracht zu ziehen, dass die Ruthenen nur ein kleiner Bruchtheil des ganzen kleinrussischen Stammes (mehr als drei Viertel wohnen in Russland) sind, so dass dieses nun den Forschern in deutscher Sprache leicht zugängliche Material zum Theile die meist unbekannten russischen und polnischen Arbeiten über die Kleinrussen ersetzen, ja in vielen Punkten sogar für die Grossrussen gelten kann. Mich hat die grosse Verwandtschaft des ganzen Festkalenders der russischen Stämme bis zu einem gewissen Grade überrascht. Für Aberglauben und Zauber jeder Art können sich die Forscher viele Belege aus diesem Büchlein holen, aber im Grossen und Ganzen werden sie doch weniger Neues finden, als sie vielleicht erwarten, mag auch der Verfasser mit Recht hervorheben, dass sich wohl in keinem anderen Theile der Volksüberlieferung der Ruthenen so viele alterthümliche Elemente erhalten haben, als in dem Festkalender. Das Völkchen der Rusnaken und Huzulen befindet sich in der That erst auf einer sehr primitiven Entwicklungsstufe, so dass bei ihnen so mancher Brauch, der anderswo schon zur blossen Gewohnheit oder zu Scherz herabgesunken ist, noch sehr ernst genommen wird. So lassen sich am Osterdienstag in der Bukowina die Mädchen gerne von den Burschen begiessen, bringen ihnen sogar Wasser herbei und beschenken sie mit Ostereiern, da der Volksglaube noch lebendig ist, dass dieser Wasserguss belebend und verschönernd wirke. Staunen muss man über die grosse Zahl der Tage, an denen nicht gearbeitet werden dürfe.

Der Verfasser beschränkt sich meist auf Mittheilungen, die aber hie und da etwas zu hypothetisch klingen; auch eine bestimmtere Localisirung wäre manchmal am Platze. Zu loben ist es, dass der Verfasser die ruthenischen Ausdrücke häufig verzeichnet und sie in der dialectischen Form (der Name Chlib für russ. Glěb ist wohl nicht richtig wiedergegeben, S. 438) bringt, aber daneben wäre doch auch die literarische Form und die deutsche Erklärung so manchen Namens angezeigt; die Namen sollen immer im Nominativ gebracht werden (vgl. dagegen Pokrowa 440, ponedilnyczne mi 444). Bemerken möchte ich, dass die an den Bächen und Flüssen wohnenden Rachmanen (423), die halb Mensch und halb Fisch sind und sogar ihr eigenes Fest haben, aus den aus der Alexandersage den Russen bekannten Brahmanen hervorgegangen sind. Dem entspricht auch die Tradition, dass sie „weit unten" an den Flüssen oder am Meeresgestade wohnen und als Zwerge gelten (430).

M. Murko.

8.

Munro, Robert M. A., M. D. etc.: Prehistoric Problems being a selection of essays on the evolution of man and other controverted problems in Anthropology and Archaeology. Edinburgh and London, William Blackwood & Sons 1897. XIX + 371. pp. 8°.

Der bewährte Verfasser, sehr bekannt durch seinen gehaltvollen Band über die Pfahlbauten Europas („The Lake-Dwellings of Europe"), welchem ein Werk über die Crannogs seiner Heimat („Ancient Scottish Lake-Dwellings or Crannogs") vorausgegangen und ein anziehendes Buch über seine Reisen in Bosnien, der Herzegowina und Dalmatien („Rambles and Studies in Bosnia" u. s. w.) gefolgt ist, gibt in dem gegenwärtigen Sammelband acht grössere Aufsätze über verschiedene anthropologische und prähistorische Probleme. Diese Artikel waren grösstentheils früher in Zeitschriften, von welchen den Lesern auf dem Continente manche nicht leicht zugänglich sind, gedruckt, erscheinen jedoch hier mit einer Ausnahme sämmtlich in erweiterter Form. Der erste Theil umfasst folgende anthropologische Capitel: Beginn und Fortschritt der anthropologischen Forschung, Beziehung zwischen der aufrechten Haltung und der physischen und geistigen Entwicklung des Menschen, Bemerkungen über den fossilen Menschen, Zwischenglieder zwischen dem Menschen und den tieferstehenden Lebewesen. Der zweite Theil enthält vier archäologische Aufsätze über prähistorische Trepanation und Schädelamulette, über Otter- und Biberfallen, über Schlittknochen und über prähistorische Sensen und Sicheln. 8 Tafeln und 150 Textfiguren erläutern die Ausführungen des Verfassers, welcher im archäologischen Theile die Methode und die Ergebnisse der vergleichenden Alterthumsforschung an einigen Beispielen zu zeigen wünscht, während er in den mehr zusammenhängenden Capiteln des ersten Theiles die Beziehungen zwischen der Umgebung des Menschen und seiner körperlichen und geistigen Erscheinung darzulegen versucht.

M. Hoernes.

Das Bauernhaus

in der

östlichen Mittelsteiermark und in benachbarten Gebieten.

Von **J. R. Bünker** in Oedenburg.

(Mit 56 Text-Illustrationen.)

A. Einleitung.

In meiner Arbeit, die im Bd. XXIV dieser Mittheilungen, S. 155 ff., erschienen ist, besprach ich das Bauernhaus der Gegend von Oedenburg. Durch eine Unterstützung, die mir seitens der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien" zu Theil ward, war es mir ermöglicht worden, meine Studien in Bezug auf das Bauernhaus weiter nach Süden, in das Gebiet der Heanzerei, auszudehnen. Die in Bd. XXV dieser Mittheilungen, S. 89 ff., abgedruckte Arbeit: „Das Bauernhaus in der Heanzerei", ist die Frucht meiner dort gepflogenen Untersuchungen.

Der charakteristische Unterschied in der Anlage des Gehöftes und damit auch des ganzen Bauernhauses liegt, wie aus der zuletzt erwähnten Arbeit hervorgeht, darin, dass, während in der Gegend von Oedenburg fast ausnahmslos nur der Stall nebst einigen Kammern und, wo ein Presshaus vorkommt, auch dieses mit dem Wohntracte in Verbindung, d. h. unter einem Dache verbaut anzutreffen ist und die Scheune (Stadel) freistehend, oft ziemlich weit, bis zu 20 und 30 m hinter dem Hause zu liegen kommt, findet man in der nördlichen Heanzerei in der Regel alle Wirthschaftsgebäude mit dem Wohnhause derart verbaut, dass sämmtliche Räume des Hauses ein Ganzes bilden, dem zumeist ein quadratischer oder doch annähernd quadratischer Riss zu Grunde liegt, der dann immer einen von den verschiedenen Räumen des Hauses vollkommen eingeschlossenen Hof aufweist. Während in der Gegend von Oedenburg das Centralsystem in der Anlage von Bauernhäusern, das fränkische Gehöfte, so weit mir bekannt ist, keinen einzigen Vertreter hat, ist der Centralbau für den nördlichen Theil der Heanzerei typisch.

Ich sprach mich über die Verbreitung des Centralbaues in jener Gegend in der erwähnten Arbeit, Bd. XXV, S. 110 ff., folgendermassen aus: „Jedenfalls liegt vom Verbreitungsgebiete des Centralbaues jenseits der ungarischen Grenze, hauptsächlich in der Steiermark, die grössere Hälfte, diesseits der Grenze, in Ungarn, die kleinere. Gerade so wie der steirisch-österreichische Dialect über die Grenze nach Ungarn herein vorzudringen scheint, so wird auch der Centralbau sich aus den benachbarten österreichischen Kronländern eingebürgert haben. Als Heimat des Centralbaues diesseits und jenseits der ungarisch-österreichischen Grenze wird also nicht die Heanzerei, sondern Steiermark und Niederösterreich anzusehen sein."

Daran fügte ich noch den Wunsch, „dass, angeregt durch diese vorstehenden Worte, die keine Feststellung, sondern nur eine auf Vermuthungen sich gründende Annahme sein wollen, durch weitere Forschungen besonders auf steirischer Seite bald Klarheit in die Sache der Hausforschung auf diesem Gebiete kommen möge".

Durch ein zweites Reisestipendium, das mir der Ausschuss der „Wiener Anthropologischen Gesellschaft" zusprach, wofür demselben auch hier auf's Beste gedankt sei, war es mir möglich, im Laufe der Sommerferien des Jahres 1895 den dort ausgesprochenen Wunsch selbst zu erfüllen. Mein Reiseziel war demnach die östliche Mittelsteiermark, um in dem an die Heanzerei nach Westen anschliessenden Gebiete der Steiermark meine Studien in Bezug auf das Bauernhaus fortzusetzen.

Ein drittes Stipendium, das ich von derselben Körperschaft mit Dankbarkeit entgegennahm, ermöglichte mir es, im Sommer des Jahres 1896 meine Studien im nordöstlichen Theile der Steiermark, in der Gegend von Vorau, fortzusetzen.

Gelegentlich meiner Excursion im Jahre 1895 entschloss ich mich dazu, nicht nur die Oststeiermark, das eigentliche Feld meines Studiums, und die Strecke von Oberschützen aus, wo ich im vorigen Jahre abgeschlossen hatte, in östlicher Richtung bis an die ungarisch-steirische Grenze zu Fuss zu durchwandern, sondern meine Wanderung gleich von Oedenburg aus

zu beginnen. Es sollte mir dabei Gelegenheit werden, das Bauernhaus solcher Gegenden der Comitate Oedenburg und Eisenburg kennen zu lernen, die ich gelegentlich meiner Excursion zu Ostern des Jahres 1894 nicht bereist habe. Dieser Theil meiner Wanderung, der mich über Harkau, Neckenmarkt, Lakendorf, Lakenbach, Weppersdorf, Kobersdorf und Landsee durch das Oedenburger Comitat und von Kalteneck, südlich von Kirchschlag an der ungarisch-niederösterreichischen Grenze gelegen, über Bernstein und Mariasdorf nach Oberschützen durch das Eisenburger Comitat führte, sollte die Verbindung herstellen zwischen den beiden Gebieten, aus denen ich das Bauernhaus in diesen Mittheilungen (Gegend von Oedenburg: Bd. XXIV, und Heanzerei: Bd. XXV) bereits beschrieben habe.

Ich unternahm ferner zu Ostern des Jahres 1895 einen kleinen Ausflug in südöstlicher Richtung von Oedenburg über Harkau, Neckenmarkt, Horitschon, Raiding, Stoob, Dörfl, Piringsdorf und Hochstrass nach Lockenhaus und im September desselben Jahres eine Tour in südlicher Richtung von Oedenburg über Harkau, Neckenmarkt, Horitschon, Gross-Warasdorf, Langenthal, Unter-Pullendorf, Unter-Loisdorf und Mannersdorf nach Güns. Ueber diese Wanderungen werde ich zuerst zu berichten haben.

Bei Landsee betrat ich auf meinem Wege von Oedenburg nach Oberschützen niederösterreichisches Gebiet und kam von dort über Blumau und Stang nach Kirchschlag, bezw. Aigen, wo ich einige Tage Aufenthalt nahm, um das Bauernhaus dieser Gegend in eingehender Weise kennen zu lernen, und setzte dann meinen Weg von Kirchschlag über Ungerbach nach Kalteneck in der Richtung gegen Oberschützen fort. Solchergestalt habe ich den südöstlichsten Theil von Niederösterreich auf einem Wege von etwa 15 km durchquert. Die Erfahrungen, welche ich auf dieser kurzen Strecke gemacht, sollen in zweiter Linie mitgetheilt werden.

Drittens berichte ich über den Weg, den ich in der östlichen Mittelsteiermark zurückgelegt habe.

Viertens schreibe ich schliesslich über die Ergebnisse meiner im Jahre 1896 in der Gegend von Vorau vorgenommenen Hausforschungen.

B. Wanderungen durch Theile der Comitate Oedenburg und Eisenburg.

In meiner Arbeit: „Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Oedenburg in Ungarn" (Bd. XXIV dieser Mittheilungen) sagte ich S. 115 vermuthungsweise: „dass die Wohnverhältnisse der Landwirthschaft betreibenden Bevölkerung im westlichen Theile Ungarns, zum Mindesten von dem Höhenzuge an, der sich südlich der Güns nach Osten erstreckt, bis nördlich zur Donau und darüber hinaus, und zwar so weit die Bevölkerung dieses Theiles von Ungarn die deutsche Sprache ihre Muttersprache nennt, allenthalben dieselben seien", und in meiner zweiten Arbeit: „Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn)" (Bd. XXV dieser Mittheilungen) fügte ich, darauf Bezug nehmend, dem bei: „Meine Annahme kann ich für den Strich von Oedenburg gegen Süden bis zu Güns nach all' dem, was mir über die Form des Bauernhauses von Kennern dieser Gegend gesagt wurde, heute bereits als feststehende Thatsache betrachten. Was demnach in Bezug auf Besiedelung, Besitz- und Wohnverhältnisse, Dorfanlage und Mundart der Landwirthschaft betreibenden Bevölkerung in der Gegend um Oedenburg in meiner oben angeführten Arbeit gesagt ist, wird voll und ganz auch für die deutschen Dörfer (vorerst sind diese es ausschliesslich, welche den Gegenstand meiner Untersuchungen in Bezug auf das Bauernhaus bilden) südlich von Oedenburg bis zur Güns gelten."

Ich vermochte mich nun mit dieser nur auf Aussagen von Kennern dieser Gegend festgestellten Behauptung nicht zufrieden zu geben. Dies war die Veranlassung zu meinem oben erwähnten Osterausflug nach Lockenhaus und zu meinem Ausflug im September 1895 nach Güns. Ich kann nun aus eigener Erfahrung die eben aus Bd. XXV citirte Annahme in Bezug auf die Form und Ausgestaltung des Bauernhauses, über die Anlage der Dörfer, die Besitzverhältnisse und den Dialect jenes Gebietes des Oedenburger Comitates, das sich von Oedenburg südlich bis zur Güns erstreckt, voll und ganz bestätigen. Alle Dörfer, die ich auf diesen Ausflügen berührte, sind Gassendörfer, ganz in derselben Weise angelegt, wie die Dörfer um Oedenburg, und überall liegt das Bauernhaus auf schmalem Hausgrund, der eine Parallelstellung des Hauses in seiner Länge zur Strasse nicht erlaubt. Es sieht dasselbe also fast ohne Ausnahme mit seinem Giebel auf die Gasse, während sich die Längenachse des Hauses senkrecht zur Strasse stellt. Der schmale Hof ist gegen die Gasse in der Regel durch ein Thor und ein Eingangsthürchen abgeschlossen. Solcher Weise gleichen die Dörfer südlich von Oedenburg nicht nur den Dörfern um Oedenburg, sondern auch jenen im südlichen Theile der Heanzerei, und man kann sich von den-

selben annähernd ein Bild machen, wenn man den Grundriss der Bauernhäuser Nr. 133—136 in Wandorf bei Oedenburg (siehe Bd. XXIV, S. 129) und das Bild: „Eingang des Dorfes Tobaj bei Güssing" (siehe Bd. XXV, S. 98) sich besieht. Mit Rücksicht auf die letzterwähnte Illustration bin ich gezwungen, zu betonen, dass mir Blockbauten, wie sie dieses Bild zeigt und wie sie im südlichen Theile der Heanzerei häufig vorkommen, südlich von Oedenburg bis Güns nicht untergekommen sind. Das Baumaterial bilden hier fast ausschliesslich Ziegel.

Die innere Ausgestaltung des Hauses ist auch allenthalben dieselbe, wie sie aus meiner Beschreibung der Bauernhäuser um Oedenburg und in der südlichen Heanzerei bereits bekannt ist. Der Eingang in die Wohnräume befindet sich in der dem Hofe zugekehrten Längsseite des Hauses. Man betritt die kleine Laube („Lab'm", ortweise auch das „Vorhaus" genannt), von der durch eine Mauer, in der ein grosser Bogen ausgespart, die Küche abgetrennt ist, und rechts und links von Laube und Küche liegen die beiden „Stuben". Wir haben auch hier also eine der untersten Stufen der Entwicklung in der Ausgestaltung des oberdeutschen Hauses vor uns. Das Darbieten des Grundrisses eines Hauses aus dieser Gegend wäre nahezu eine Wiederholung von Zeichnungen aus meinen früheren Arbeiten. Ich enthalte mich derselben und verweise zum Zwecke der Versinnlichung der Ausgestaltung des Wohnhauses in dieser Gegend auf die Fig 82, Bd. XXIV, und zur Veranschaulichung der Eintheilung eines ganzen Gehöftes auf die Fig. 142 in Bd. XXV dieser Mittheilungen.

Auch in Bezug auf die Ausstattung der Wohnräume in den Bauernhäusern südlich von Oedenburg bis zur Güns vermag ich keine wesentlichen Unterschiede von der Einrichtung des Hauses um Oedenburg hervorzuheben. Man trifft hier wie dort dieselben Möbel, dieselbe Einrichtung der Küche und dieselben Haus- und Küchengeräthe.

Bd. XXV, S. 122, hebe ich hervor, dass sich das Geräth, mittelst dessen im heanzischen Hause beim Kochen im Winter die Töpfe in den Kachelöfen an's Feuer gestellt werden, von dem unterscheidet, das in der Gegend von Oedenburg gebraucht wird. Dort ist es der Bd. XXV, Fig. 173, abgebildete Ofenwagen, hier die ebendort Fig 174 wiedergegebene Ofengabel. Südlich von Oedenburg bis zur Güns wird nun auch nicht der Ofenwagen, sondern die Ofengabel gebraucht. Als weiteres unterscheidendes Merkmal am Bauernhause der Heanzerei von dem in der Gegend von Oedenburg erwähnte ich Bd. XXV, S. 120, die Eingangsthüre zur Laube. Hier ist es eine Doppelthüre, die sich Bd. XXIV, S. 121, näher beschrieben findet, dort eine wagrecht zweigetheilte Thüre, die Bd. XXV, Fig. 171, abgebildet ist. Von der Gegend südlich von Oedenburg bis zur Güns hebe ich, darauf Bezug habend, hervor, dass die Doppelthüre der Gegend von Oedenburg hier zwar vorherrscht, dass ich aber die zweigetheilte Thüre, wie ich sie aus der Heanzerei beschrieben, auch, und zwar im südlichsten Theile dieses Gebietes, das also der Heanzerei am nächsten liegt, nämlich in den Orten Dörfl, Piringsdorf und Lockenhaus an alten Häusern beobachtet habe.

Als Curiosum aus der Heanzerei beschrieb ich Bd. XXV, S. 124, den aus der Nabe eines Wagenrades hergestellten Mohnmörser, von dem ich a. a. O. unter Fig. 177 ein Bild gab. Diese Art von Mohnmörsern ist weder um Oedenburg, [1]) noch in den südlich davon liegenden Dörfern bekannt, doch fand ich neben den kleinen gedrehten hölzernen Gewürz- und Salzmörsern auch grosse hölzerne Mohnmörser. Sie waren aus dem Stücke eines Baumstammes gemacht. Man verwendet gewöhnlich Kirsch-, Aepfel-, Birnen- oder Zwetschkenholz, also sehr harte Holzarten. Der etwa 60—70 cm hohe Holzklotz wird durch den Schmied mit einem glühenden Eisen ausgebrannt. Die Rinde wird vom Holze nicht entfernt. Zum Stossen des Mohnes verwendet man nicht, wie in der Heanzerei, den Stiel einer Hacke, sondern einen eigengeformten Stössel, den sich der Bauer selbst anfertigt und den er an seinem unteren Ende durch den Schmied beschlagen („ringeln") lässt. Einen solchen Mörser habe ich im Hause Nr. 24 des Johann Kneiss in Dörfl für das k. k. Hofmuseum in Wien angekauft.

Eines unterscheidenden Merkmales aus der Gegend um Oedenburg und der Heanzerei von der Gegend südlich von Oedenburg muss ich noch gedenken. Es gehört dieses Merkmal nicht zum Hause selbst, sondern bezieht sich auf die Umzäunung der Hofstätte. Dass Zäune im westlichen Theile Ungarns fast nur zum Abschliessen der Hofstätte verwendet werden, habe ich bereits Bd. XXV, S. 152, erwähnt.

[1]) Ich hielt diese aus einer Radnabe erzeugten Mörser für eine heanzische Specialität und war daher sehr erstaunt, gelegentlich eines leider nur sehr flüchtigen Besuches des Wiener „Museums für österr. Volkskunde" dort unter der Nr. 1207 einen aus Gottschee stammenden ähnlichen Mörser zu finden, der ebenfalls aus einer Radnabe gefertigt war.

Während man nun in der Gegend von Oedenburg den neueren Stackettenzaun, die Bretterwand oder Mauerwerk, in der Heanzerei aber den geflochtenen „Spältenzaun", von welch' letzterem ich Bd. XXV, Fig. 240, ein Stück abbildete, zur Einfriedung der Hofstätte benützt, fand ich in den Dörfern von Stoob bezw. Gross-Warasdorf südwärts bis zur Güns eine Zaunart, die mir sonst noch nicht untergekommen ist. An je zwei Zaunsäulen, die in gewissen Abständen stehen, sind in gleicher Entfernung von einander drei starke Latten wagrecht über einander befestigt. $1^1/_2$—2 m lange Aeste von Nadelhölzern oder auch von einzelnen Laubholzarten (Birken, Buchen, Erlen) werden in einer Weise zwischen die drei Latten verflochten, die sich leichter abbilden, als beschreiben lässt (s. Fig. 105). Ich muss hier erwähnen, dass einzelne der Dörfer, die ich auf dem

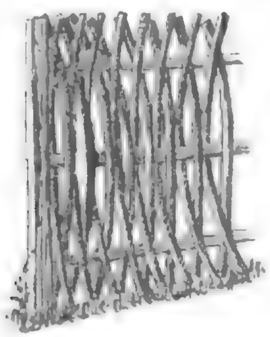


Fig. 105. Zaun aus der Gegend von Güns.

Wege von Oedenburg bis Güns berührte, von Croaten bewohnt werden, so Gross-Warasdorf und Unter-Pullendorf. Dörfl soll ehemals ebenfalls croatisch gewesen sein, vielleicht auch das benachbarte Piringsdorf. Die Mundart der Piringsdorfer ist zwar reines Heanzisch, gerade so wie bei den Bewohnern von Dörfl, doch sprechen die Piringsdorfer das sonst so weiche und breite Heanzische womöglich noch härter, als die Dörfler. Ich erwähne die nationale Abstammung der Bewohner dieser Dörfer deshalb, weil ich den oben beschriebenen Zaun in einer Gegend mit croatischen Spracheninseln gefunden habe. Ich sah diesen eigenartigen Zaun, der bei gut schliessenden Thüren und Thoren ein geradezu ausgezeichnetes Absperrmittel der Hofstätte bildet, bei meiner Wanderung über Kirchschlag nach Oberschützen, über Lackendorf, Lackenbach, Weppersdorf, Kobersdorf und Landsee hinaus bis in's Oesterreichische hinein, bis Blumau angewendet.

In Stoob fand ich den Dachraum an der Giebelseite eines kleinen Häuschens in eben derselben Weise zugeflochten, in der der besprochene Zaun gemacht wird. In dieser geflochtenen Wand befand sich ein ebenfalls geflochtenes Thürchen zum Verladen des Heues auf den Dachboden. Die Sache schien mir interessant genug, ein Bild davon zu nehmen. Ich gebe es in Fig. 106 wieder. In Piringsdorf und in Langenthal an der Strasse von Oedenburg nach Güns traf ich weitere Beispiele dieser Art der Abschliessung des Dachraumes und — eigenthümlich genug — fiel mir diese Flechtart in derselben Anwendung in Weinberg bei Hartberg (s. die Fig. 130) und tief im Steirischen, in Schrems bei Fladnitz, östlich von Passeil, bei Häusern wieder auf, auf die ich weiter unten noch zurückkommen werde.

In Rücksicht auf die beiden Endpunkte der Ausflüge, von denen ich gerade spreche, habe ich, bevor

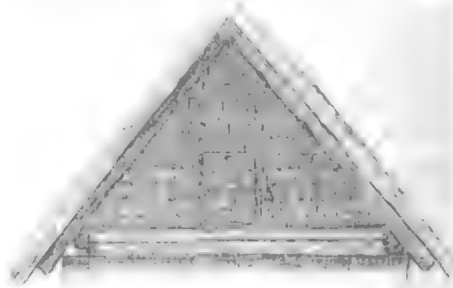


Fig. 106. Geflochtener Giebel aus Stoob.

ich weiter gehe, noch etwas zu sagen. Diese beiden Orte an der Güns, aber an ihrem südlichen Ufer gelegen, werden schon zur Heanzerei gerechnet. Es ist geradezu auffallend, dass, während in den ihnen gegen Norden vorliegenden Dörfern — ich nenne die nächstliegenden, hier Mannersdorf und Unter-Loisdorf, dort Hochstrass und Piringsdorf, die nur durch einen verhältnissmässig niederen Bergrücken von den Orten Güns und Lockenhaus getrennt sind — keine Spur vom Centralbau zu entdecken ist, so tritt er sowohl in Güns als auch in Lockenhaus bereits vereinzelnt auf, obwohl diese beiden Orte mit den nördlich liegenden Ortschaften in engerem Verkehre stehen, als mit der eigentlichen Heanzerei, von der sie durch die Rechnitzer Bergkette, deren höchste Punkte 500—540 m über der Thalsohle der Güns liegen, getrennt sind. Die Güns bildet also in der That, wie ich vermuthungsweise angenommen hatte, die nördliche Grenze des in der Heanzerei mit Vorliebe gepflegten Centralisationssystems in der Anlage

von Bauernhäusern. In Lockenhaus fand ich einzelne Gebäude, die ganz in derselben Weise angelegt sind, als die, welche ich Bd. XXV aus der nördlichen Heanzerei beschrieb. In Güns ist die Mehrzahl der Bauernhäuser („Hauer-Häuser“ werden sie genannt, da ihre Besitzer nicht nur Ackerbauer, sondern auch Weingärtner, d. i. Hauer, sind) zwar nicht vollkommen geschlossen, die hufeisenförmige Anlage der Häuser kennzeichnet aber schon das Streben nach Centralisation. Um den Hof vollkommen geschlossen zu erhalten, ist der Ausbau der dritten Seite übrigens hier auch nicht erforderlich, da er nach dieser Seite durch das Nachbarhaus abgegrenzt ist. Die Bauernhäuser in Güns, soferne sie nicht kleine Häuschen sind, die ihren Giebel wie die Bauernhäuser der nördlich von Güns gelegenen Dörfer der Gasse zukehren, sind in städtischer Manier an einander angebaut. Der Grundriss dieser Häuser zeigt demnach dasselbe Bild, wie der Grundriss des Hauses Nr. 123 in Stegersbach (vgl. Fig. 153, Bd. XXV). Die Stelle, die in diesem Plane der Kitting innehat, nimmt im Günser Bauernhause häufig das Presshaus ein. Der Kitting ist dann durch eine Kammer ersetzt, die sich nach rückwärts an den Wohntract angliedert. Oft findet sich im grösseren Günser Bauernhause an der Stelle, wo im heanzischen Bauernhause neben der grossen gassenseitigen Stube das einfensterige schmale „Stüb'l“ sich befindet (vgl. z. B. den Plan Fig. 160 in Bd. XXV), zwischen Einfahrt und Stube noch ein zweites Zimmer eingeschoben, das aber zwei Fenster aufweist. Dieses Zimmer im Günser Bauernhause ist jedenfalls eine Erweiterung, die aus den herrschenden städtischen Verhältnissen hervorgewachsen ist. So wie im Bauernhause der Stadt Oedenburg, hat auch im Günser Bauernhause der Sparherd den offenen Herd schon stark verdrängt, und an der Stelle des alten massigen Kachelofens steht ein neuerer modernerer oder ein eiserner Ofen. Mit den modernen Feuerstellen sind auch modernere Geräthe und Geschirre eingezogen, über die sich nichts Besonderes berichten lässt.

In Lockenhaus herrschen die ländlichen Verhältnisse noch stark vor. Der offene Herd steht noch in vielen Häusern in Gebrauch. Auch der grosse Kachelofen, umgeben vom „Ouf'ngàding“,[1] macht sich in der Stube noch breit. Die Gewandstange nächst dem Ofen, hier Ëis'n[2]) genannt, findet sich ebenfalls noch vor. Der Ofenwagen war auch in Lockenhaus nicht in Gebrauch. Im Allgemeinen schliesst sich Lockenhaus, obwohl es bereits im Eisenburger Comitate liegt und auch sporadisch schon die geschlossene Hausform der Heanzerei aufweist, in Bezug auf Geräth und Geschirr mehr den Verhältnissen im Oedenburger Comitate als denen der Heanzerei an. So wird es auch sein in Bezug auf die familiären und socialen Verhältnisse und die der Moral (vgl. Bd XXV, S. 115 ff.).

Es sei mir gestattet, noch Einiges über die Besitzverhältnisse der Bauern in dem Strich von Oedenburg südlich bis zur Güns zu sagen. So wie überall, so ist es auch hier, dass dort, wo der Grossgrundbesitz vorherrscht, der Besitz des Bauern an Ausdehnung zurückgeht. Aus der Gegend von Oedenburg habe ich die Besitzverhältnisse bereits Bd. XXIV bekannt gemacht. Von Oedenburg südwärts nimmt nun der Grossgrundbesitz zu und der Besitz des einzelnen Bauern so weit ab, dass in Lockenhaus die Hälfte von etwa 200 Besitzern nicht mehr als über ein Achtel = $2^1/_4$ Joch Ackerland mit 8 Metzen (1 Metzen = 0·615 hl) Aussaat, 1 Joch Wiese und $^1/_4$ Joch Hutweide, welch' letztere erst vor 16 Jahren aus einem ehemaligen Waldgrunde aufgetheilt wurde, verfügt. Die zweite Hälfte der Bauern besitzt gar nur ein Sechzehntel. Dafür aber umfasst das fürstl. Eszterházy'sche Gut Lockenhaus an 8000 Joch Wald und an 1800 Joch Ackerland, Wiesen und Hutweide auf Lockenhauser Gemarkung

Es ist darum in Lockenhaus auch kein Landmann, der sich mit dem Betriebe seiner Wirthschaft allein fortbringen könnte. Der grösste Theil der Wirthschaftsbesitzer treibt nebenbei ein Handwerk. Viele beschäftigen sich auch mit Handel, andere mit Fuhrwerk von Holz aus den herrschaftlichen Waldungen. Dazu wird das einzige Paar Kühe oder Ochsen — einen grösseren Viehstand besitzt, wie mir gesagt wurde, in Lockenhaus unter der ackerbautreibenden Bevölkerung Niemand — verwendet.

Schon etwas besser steht es in Hinsicht auf die Besitzverhältnisse im nördlich von Lockenhaus, von diesem über eine Wegstunde entfernt liegenden Piringsdorf. Das Ausmaass der Hausgründe, das sind die Gründe, die ehemals unzertrennlich zum Hause gehörten, übertrifft zwar die Lockenhauser Bauernbesitzthümer an Grösse nicht, denn von 166 Hausbesitzern haben etwa 40 Besitzer nur ein Sechzehntel, ein einziger ein Viertel, zu 24 Metzen Aussaat gerechnet, und der Rest der Besitzer verfügt über ein

[1]) Vgl. Bd. XXV, S. 134.

[2]) Vgl. Meringer, „Studien zur germanischen Volkskunde, I.“ in Bd. XXI dieser Mittheilungen, S. 107, Anm. 1.

Achtel Land, doch besitzen die meisten der Bauern sogenannte „Ueberländgründe", die auf den Gemarkungen benachbarter Dörfer liegen und an Ausmaass die Hausgründe oft um das Dreifache übertreffen.

Trotzdem ist aber ein grosser Theil auch der Piringsdorfer Bauern auf Verdienst durch Nebenbeschäftigung angewiesen. Diese besteht in Hausindustrie, als welche das Korbflechten gepflegt wird. Angefertigt werden die im Bauernhause am meisten verwendeten Korbarten: der Ruckkorb und die „Schwinge". Diese Producte des Hausfleisses, an welchen sich ein Mann während der Wintertage, zu welcher Zeit die Arbeit in Hof und Feld ruht, wöchentlich oft fl. 6—8 verdient, werden nach Oedenburg und Güns auf die Wochenmärkte und sonst auf Jahrmärkte der Nachbarschaft gebracht.

Ich gehe nun über auf meine Wanderung, die mich von Oedenburg nach Oberschützen führte. Von der Strecke Oedenburg—Kirchschlag war der Weg bis Horitschon derselbe, den ich auf den eben besprochenen Ausflügen zurückgelegt habe. Von Horitschon aus nahm ich meinen Weg nach Westen durch Ortschaften, die mir bisher fremd waren, bis an die ungarisch-niederösterreichische Grenze zwischen Landsee und Blumau. Die Orte, die ich da berührte, boten in ihrer Anlage nichts Neues. Das Bauernhaus und seine Ausgestaltung ist hier gleich wie um Oedenburg und südlich davon. Das Einzige, was mir hier als erwähnenswerth aufgefallen, ist eine Art von Giebelverzierung, die ich in dieser Gegend noch nicht gesehen. Das erste Haus mit solch' einer Giebelverzierung traf ich in Weppersdorf. Im südöstlich davon gelegenen Dorfe Stoob, das ich zu Ostern berührte, fand ich die in Rede stehende Giebelverzierung nicht, wohl aber westlich von Weppersdorf in allen Dörfern, die ich bis Oberschützen berührte.

Es wird also die Grenze des Gebietes, über die sich die auffallende Giebelverzierung verbreitet, gegen Osten und Süden durch die Dörfer Weppersdorf, Landsee, Bernstein und Jormannsdorf (bei Oberschützen) gehen. In Oberschützen fand ich sie an keinem einzigen Hause mehr, auch östlich und südlich davon nirgends. Im südöstlichen Theile von Niederösterreich scheint sie weit verbreitet zu sein. Die Giebelverzierung, von der ich spreche, findet sich stets nur an Gebäuden mit senkrechter Giebelwand ohne Abwalmung („Schopf"). Die beiden äussersten Dachsparren reichen, in der Firsthöhe sich kreuzend, über den First empor. Die emporragenden Stücke sind nun mannigfaltig gestaltet. Ich bringe solche Giebelverzierungen im Bilde in den Fig. 107—109 aus Jormannsdorf, Bernstein und Landsee. Aus den Bildern 107 und 108 wäre für einen Uneingeweihten wohl kaum zu errathen, was die Enden der Dachsparren vorzustellen haben. Fig. 109 lässt schon unschwer den Kopf eines Thieres erkennen. Die Form, welche ich in Landsee skizzirte, ist aber, da sie mit dem Kopfe eines Vogels Aehnlichkeit zeigt, eher angethan, zu verwirren, als aufzuklären. Die althergebrachte Form erscheint hier in allen drei Fällen als verkümmert.

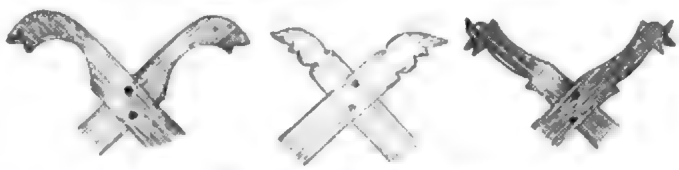


Fig. 107—109. Giebelverzierungen.

Der Zimmermann von heute weiss nicht mehr, welche Bedeutung diese Giebelverzierung seinerzeit gehabt hat. Er formt einfach nach Vorbildern, die entweder schlecht oder die er unrichtig auffasst, oder nach seinem Gutdünken und Geschmack, weil es nun einmal Gebrauch ist, den Giebel auf solche Art zu verzieren. Die Urform der Giebelverzierung, wie ich sie hier fand, ist jedenfalls der Pferdekopf. In der Gegend, von welcher hier die Rede ist, sind Formen der Giebelverzierung, in denen sich der Pferdekopf erkennen lässt, aus der Ursache, die ich angedeutet, jedenfalls schon selten, da mir nur ein einziges Mal eine Form, und zwar in Weppersdorf, unterkam, die Aehnlichkeit mit dem Kopfe des Pferdes zeigt. Fig. 110 gibt sie wieder.

In Landsee machte ich die Erfahrung, dass die Abwalmung (der „Schopf") jedenfalls neuerer Zeit ist, als die senkrechte Giebelwand (ohne Abwalmung). Die Dorfgasse in Landsee entlang gehend, gewahrte ich nämlich nur zwei oder drei Häuser, die den oben besprochenen Giebelschmuck trugen. Es waren jene wenigen Häuser, die eine senkrechte Giebelwand gegen die Strasse wandten. Alle anderen hatten

„Schopfdächer“. Als ich mich nach den ältesten Häusern des Dorfes erkundigte, wurden mir gerade die, welche den Giebelschmuck trugen, also senkrechte Giebel aufwiesen, als die ältesten Bauten des Dorfes bezeichnet. Auch der Bauer trägt das Neue,

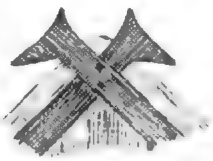


Fig. 110. Giebelverzierung aus Weppersdorf.

Moderne, wenn er es einmal angenommen hat, gerne zur Schau. Neuerungen am Hause, besonders wenn sie einen Schmuck desselben bilden sollen, bringt er natürlich am liebsten dort an, wo sie am besten in die Augen fallen. Der Ort, der dazu am geeignetsten ist, ist die Stirnseite des Hauses. In Landsee trägt nun den neueren Giebelschmuck, die Abwalmung oder den „Schopf“, der grösste Theil der Häuser an sich. Der alte Giebelschmuck wurde dabei aber keineswegs verworfen, sondern nur zurückgedrängt. Der Stadel, welcher nach rückwärts den Hofraum querliegend absperrt, steht ziemlich weit von der Strasse ab, fällt also nicht in's Auge. Er ist nun der Träger der alten Giebelverzierung geworden. Da der Stadel wie in der Gegend von Oedenburg und im südlichen Theile der Heanzerei, so auch in Landsee frei steht, also nicht mit dem Wohntracte verbaut ist, hat er zwei freie Giebelwände. Beide haben keine Abwalmung, sind also senkrecht und tragen den althergebrachten Giebelschmuck. Mir ist in Landsee kein Stadel aufgefallen, der diese Giebelverzierung nicht aufgewiesen hätte.

Sonst habe ich auf dem Wege bis Landsee, also bis zum Uebertritte auf österreichisches Gebiet, nichts Erwähnenswerthes verzeichnet.



Fig. 111. Gasse in Bernstein.

Wie ich eingangs hervorgehoben, gebieten die Verhältnisse, die ich im südöstlichsten Theile Niederösterreichs vorfand, da sie von westungarischen Verhältnissen, soweit sie in diesen Mittheilungen bereits bekannt gemacht worden sind, abweichen, eine abgesonderte Behandlung für sich. Ich überspringe darum vorläufig dieses Gebiet und knüpfe in meiner Schilderung der Erfahrungen, die ich auf meiner Wanderung von Oedenburg nach Oberschützen durch ungarisches Gebiet gemacht, Bekanntes mit Gleichartigem zusammenstellend, mit Beschreibungen von Resultaten meiner Forschungen auf dem weiteren Wege, der mich bei Kalteneck, südlich von Kirchschlag an der österreichisch-ungarischen Grenze gelegen, wieder auf ungarischen Boden brachte, an.

Der nächste grössere Ort, den ich nach dem Ueberschreiten der Grenze bei Kalteneck berührte, war Bernstein. Was ich von Bernstein mitzutheilen habe, verdanke ich den freundlichen Aufklärungen des dortigen Gastwirthes Johann Mager.

Bernstein besteht aus 175 Häusern mit ungefähr 1300 Einwohnern. Die ältesten Häuser liegen im Centrum des Ortes. Sie bilden den „Markt“. Die Häuser liegen hier ziemlich eng aneinander. Die Folge davon ist, dass viele derselben den Giebel zur Strasse kehren. Ausserhalb des Marktes liegen die Häuser auf breiterem Hausgrunde. Fränkische Gehöfte und Vierkante wechseln hier ab. Ein grosser Theil des Dorfes wurde im Jahre 1876 durch eine Feuersbrunst verheert. Man findet darum in Bernstein eine grosse Anzahl neuerer Bauten mit Ziegeldächern. Die Anlage dieser Häuser ist jedoch ganz die der alten, da die Häuser nach dem Brande alle wieder auf den alten Grundmauern errichtet worden sind. Ich habe eine Gasse des Dorfes, und zwar jene, aus der die Strasse in nordöstlicher Richtung nach Kirchschlag und Lockenhaus führt, photographirt. Fig. 111 bietet eine Zeichnung, die ich nach der

Photographie angefertigt habe. Da Bernstein zur Heanzerei gehört, gibt dieses Bild als Ansicht eines Theiles eines Dorfes aus dem nördlichen Theile der Heanzerei ein Gegenstück zu dem aus der südlichen Heanzerei Bd. XXV., S. 151, abgebildeten „Eingang des Dorfes Tobaj".

Aus dem Bilde (Fig. 111) ist ersichtlich, dass Bernstein in Bezug auf die Dorfanlage bereits abweicht von den Dörfern um Oedenburg und auch von denen der südlichen Heanzerei. Auch herrscht hier der Centralbau in der Anlage des Hauses vor. Das erste Haus links im Bilde ist ein Vierkant mit einem Einfahrtsthore in der Mitte der Vorderfront, einer Ausfahrt im hinteren, parallel liegenden Tracte (Stadeltract) und einem dritten, seitlich angebrachten Thore. Die anderen Häuser auf dem Bilde, welche zum Theile ersehen lassen, dass sie nicht vollkommen ausgebaut sind, d. h. keinen ganz geschlossenen Hof aufweisen, lassen an ihren senkrechten Giebelmauern erkennen, dass sie den Ausbau ermöglichen oder erwarten (vgl. damit das Bd. XXV, S. 108, in Bezug auf das Haus Nr. 100 in Oberschützen Gesagte). Auch die innere Ausgestaltung des Hauses, sowohl der Wohn- als auch der Wirthschaftsräume, stimmt in Bernstein im Wesentlichen mit dem überein, was ich Bd. XXV über das Bauernhaus der nördlichen Heanzerei gesagt. Liegen demnach rechts vom Einfahrtsthore die Wohnräume, an die sich gewöhnlich der Pferdestall angliedert, so schliesst sich vom Thore nach links der Kitting an, an den sich nach rückwärts in der Regel der Kuhstall anreiht, und quergebaut schliesst nach rückwärts der Stadel, bestehend aus Tenne, Heu- und Baustadel, den Hof ab.

Der Dialect ist auch in Bernstein der heanzerische. Von woher in Bernstein die Besiedelung geschah, ist heute noch eben so unklar wie bei Oedenburg, Oberschützen und allen anderen Orten Westungarns, die von Deutschen bewohnt werden. Von seiner Familie und von den Bernsteiner Familien der Frühwirth und Krug sagte mir Herr Mager, dass sie aus Kärnten, die Familie der Baldauf aber aus Böhmen angesiedelt worden seien. Die Ansiedelung dieser Familien geschah zu Ende des XVI. Jahrhunderts während der Gegenreformation durch den protestantenfreundlichen Grafen Sigmund Batthyányi v. Bernstein. Die aus den erwähnten Ländern flüchtenden Familien wurden als bergbaukundige Leute vom Grafen zum Betriebe seiner Bergwerke [1]) angesiedelt und mit Ackerland belehnt. Ich erwähne dies hauptsächlich mit Rücksicht auf das Nachfolgende.

Wie mir Herr Mager mittheilte, wird damals je ein Mager, Frühwirth, Krug und Baldauf angesiedelt worden sein, und jeder der damals Neuangesiedelten scheint eine ganze Session, nach heutigem Maasse 12 Katastraljoch, erhalten zu haben, die aus drei grösseren Stücken Ackerland („Tafeln") bestanden sein wird. Herr Mager, ein gewiegter Kenner der Verhältnisse seiner Heimat, schliesst nämlich so. Sowohl die Familie der Krug, als auch die der Frühwirth hat sich bis heute in vier Linien getheilt. Wie bei den Frühwirth'schen, so haben auch bei den Krug'schen Linien je zwei ihre Häuser im Markte und zwei im oberen Theile der Ortschaft. Die Häuser liegen also nicht beisammen, sondern sind zum Theile räumlich ziemlich weit von einander getrennt. Auffallend ist nun, dass dies in Bezug auf die Lage der Felder nicht ebenso ist. In den verschiedenen Fluren liegen sowohl die Krug'schen, als auch die Frühwirth'schen Felder in vier Streifen stets unmittelbar beisammen, wonach Herr Mager folgert, dass diese vier und vier Streifen ehemals eine Tafel gebildet, je einem Besitzer angehört haben und erst durch Vererbung getrennt worden sein werden. Wenn ich nun noch hervorhebe, dass die Mager'schen und Baldauf'schen Gründe — wie Herr Mager mir sagte — analog liegen wie die Krug'schen und Frühwirth'schen und auch diese sich auf das Ausmaass einer ganzen Session zurückführen lassen, so lässt sich die Folgerung des Herrn Mager um so eher als richtig annehmen, als in Bernstein, so lange Menschen gedenken, keine Neuauftheilung der Gründe stattgefunden hat. Auch gelegentlich der Ablösung des Grundes von der gräfl. Herrschaft Bernstein, die so wie in Oberschützen auch in Bernstein vor der allgemeinen Grundablösung (in Oberschützen 1840, in Bernstein 1845) erfolgte, kamen keine Aenderungen im Besitze der einzelnen Bauern vor. Während nämlich im nahen Dorfe Holzschlag, das zur fürstlich Eszterházy'schen Herrschaft Lockenhaus gehörte, bei der Grundablösung nur die Hausgründe ungeschmälert in den Besitz der Bauern übergingen, von allen anderen Gründen (Wald, Hutweide, Rottgründe) aber ein Drittel an die Grundherrschaft fiel, blieb in Bernstein durch den Freikauf Alles beim Alten. Wald und Hutweide blieben bis 1875 Gemeingut, die Rottgründe aber gingen voll und ganz in das Eigenthum der damaligen Besitzer über.

[1]) Spuren der aufgelassenen Bergwerke finden sich noch heute südlich des Dorfes.

Ueber die Besitzverhältnisse der Bauern in Bernstein berichte ich nach Angaben des Herrn Mager noch Folgendes: Auch hier bildet ein ansehnlicher Theil der Gemarkung des Ortes einen Grossgrundbesitz, den der ehemaligen gräfl. Herrschaft Bernstein, die sich jetzt im Besitze eines Herrn v. Almásy befindet. Dieser Grossgrundbesitz umfasst rund 2000 Katastraljoch, davon sind 1500 Joch Wald. Im Besitze der Bauern befinden sich ebensoviel, nämlich 2000 Joch, davon 140 Joch Gemeindewald, aus welchem nur die Holzdeputate der in den beiden confessionellen Gemeinden angestellten Pfarrer und Lehrer bestritten werden. Dieser Gemeindewald bildet den Rest von jenem ehemaligen Gemeindewalde und der dabei gewesenen gemeinschaftlichen Hutweide, die zusammen 600 Joch umfassten und 1875, wie schon oben bemerkt, aufgetheilt wurden. An der Theilung participirten alle Bauern. Das Maass zur Vertheilung bildete die Anzahl der Achtel jedes Bauern. Da der ganze Besitz der Bauern damals (und wohl auch heute noch) aus 209 Achteln bestand, wurde der zu theilende Grund in 209 Theile getheilt. Davon fielen dem, der vier Achtel besass, vier Antheile, dem, der nur zwei Achtel sein Eigen nannte, zwei Antheile zu u. s. f.

Der Besitz, der den Grossgrundbesitz in Bernstein ausmacht, ist nach dem Gesagten ebenso gross als Alles zusammen, was die Bauern besitzen. Durch Vertheilung bei Vererbung ist auch manches ehemals grösser gewesene Bauernbesitzthum in Brüche gegangen. Es ist darum nicht zu verwundern, dass die Besitze auch der Bauern in Bernstein keine grossen genannt werden können. Ganze Session existirt auch hier keine mehr. Der grösste Besitzstand sind vier Achtel. Vier Achtel besitzen nur vier Bauern, zwanzig Bauern haben drei Achtel, vier Bauern besitzen zwei Achtel und die übrigen Bauern haben nicht mehr als je ein Achtel Grund. Obwohl die Besitzverhältnisse in Bernstein wesentlich besser sind, als in Lockenhaus, so könnte auch hier nur ein geringer Theil der Bauern von dem Erträgnisse der Wirthschaft allein das Auskommen finden. Trotzdem — so versicherte mir Herr Mager — stehen sich die Leute recht gut und der grösste Theil der Bauern sei schuldenfrei. Nicht einmal zwei Bauern wären im Orte, die sich mit dem Betriebe der Landwirthschaft allein begnügten. Viele betreiben nebenbei ein Handwerk, zum grössten Theile die Schuhmacherei. Die Erzeugnisse werden auf die Jahrmärkte von Güns, Pinkafeld, Oberwarth, ja selbst nach Oedenburg und Steinamanger gebracht. Andere sind Händler. „Wir haben hier ein sehr tüchtiges, arbeitsames und haushälterisches Volk", so sagte mir Herr Mager, und in der That machen die Häuser, wenn man den Ort durchwandert, den Eindruck, dass hier, wenn auch nicht gerade Wohlhabenheit herrsche, so doch ein jeder Besitzer sein Auskommen haben müsse.

Oben habe ich bereits erwähnt, dass ich in Bernstein dieselbe Giebelverzierung fand, wie sie mir zuerst in Weppersdorf aufgefallen ist. Auch eine zweite Art von Giebelverzierungen sah ich in Bernstein noch. Unter Fig. 112 bilde ich sie ab. Die Häuser, auf denen ich sie gewahrte, wurden mir als „katholische Häuser", als solche, die von Katholiken, welche in Bernstein etwa den siebenten Theil der Bewohner ausmachen, bewohnt werden, bezeichnet. Die drei Nägel, welche in den kreisrunden Abschluss

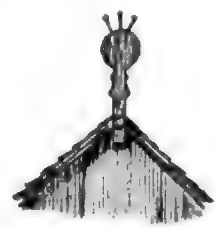


Fig. 112. Giebelverzierung aus Bernstein.

der Giebelverzierung eingeschlagen sind, bedeuten „die drei Kreuznägel Christi".

Von Bernstein ging ich über Mariasdorf nach Oberschützen. Ich war nun wieder in jenem Theil der nördlichen Heanzerei, von welchem der grösste Theil meiner Arbeit in Bd. XXV handelt. Ich führe hier an, dass ich mir Gelegenheit nahm, von Oberschützen aus einen kleinen Abstecher nach Norden, über Willersdorf hinaus nach Schmiedraith, das nahe der dreifachen ungarisch-steirisch-niederösterreichischen Grenze liegt, zu machen. Ich fand auch dort das fränkische Gehöfte, ganz in derselben Anordnung wie in Oberschützen erbaut, wieder. Grund- und Aufriss eines der drei Häuser, die ich dort photographirte, mögen davon Zeugniss geben.

Das Schmiedraither Haus, dessen Vorderansicht das Bild (Fig. 113) bietet, trägt die Nummer zehn. Der Eigenthümer des Hauses heisst Johann Kirnbauer. Er gibt an, dass der Theil des Hauses, der vom Thore rechts liegt, zu Anfang des Jahrhunderts erbaut worden sei. Der Tract links vom Thore stammt aus neuerer Zeit. Das Aeussere des Hauses erinnert stark an das der Häuser in Oberschützen. Man ver-

gleiche besonders Fig. 161 in Bd. XXV mit der oben stehenden Fig. 113.

Der Plan (Fig. 114) dagegen zeigt einzelne Abweichungen, die nicht unwesentlich sind, da sie für Schmiedraith nach meinen gemachten Erfahrungen ortsüblich, also typisch sind.

Im Oberschützener Hause liegen hinter den drei Fenstern der Giebelmauer stets zwei Zimmer. In das ich in Schmiedraith aufnahm, Nr. 8, ist wohl das älteste der drei photographirten Häuser. Es hat nur zwei Fenster in der Giebelwand. Dies ist wohl typisch für alle älteren Häuser in Schmiedraith. Aus dem Plane (Fig. 114) ist zu ersehen, dass das Haus Nr. 10 ein drittes Zimmer hat. Dasselbe liegt im neuen Tracte. Auch dieses Zimmer hat drei Fenster in einer Wand: In älteren Häusern, wie z. B. im



Fig. 113. Haus Nr. 10 aus Schmiedraith.

Schmiedraith fand ich jedoch in all' den Häusern, die ich besichtigte, an derselben Stelle immer nur e i n e Stube, auch wenn drei Fenster in der Giebelwand sich befanden. Es gehörten eben dann alle

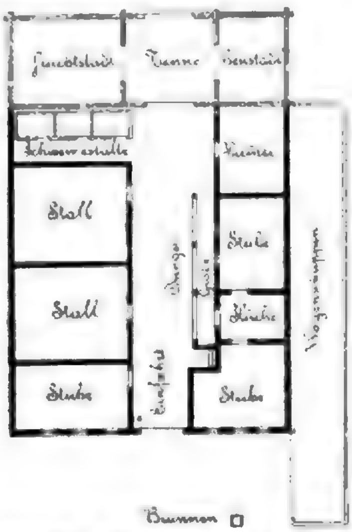


Fig. 114. Plan zum Hause Nr. 10 in Schmiedraith (1 : 480).

drei Fenster dieser einen Stube an. Die eigenartige Form der vorderen Stube im Plane lässt übrigens darauf schliessen, dass die vordere Stube des Hauses Nr. 10 das dritte Fenster erst während eines Umbaues erhalten haben dürfte. Ein neueres, das Haus Nr. 7 in Schmiedraith, hat drei Fenster im Giebel schon von Anfang an gehabt. Auch dort gehören die drei Fenster einer Stube an. Das dritte Haus, Hause Nr. 8, nimmt diese Stelle wie im Oberschützener Hause der Kitting ein. Der Bogengang (Gräd'n) vor dem Wohntracte ist für Schmiedraith ebenso typisch, wie für Oberschützen. Die Küche liegt stets zwischen der vorderen und hinteren Stube eingeschlossen. Laube liegt ihr im Hause Nr. 10 keine vor.

Aus Holz ist bei diesem Hause nur der Stadel erbaut. Die weiteren Räume sind durch die Einzeichnungen im Plane erklärt. Die Einrichtung der Stube ist der im Oberschützener Hause gleich. Am Backofen dieses Hauses, der in die Stube hineinragt, fand ich eine eigenartige Kienleuchte angebracht. Ich werde eine gleiche aus einem Hause der Gegend von Kirchschlag weiter unten beschreiben.

Zu den Wanderungen, die ich auf dem Gebiete der Comitate Oedenburg und Eisenburg unternahm, gehört schliesslich noch jener Weg, der mich von Oberschützen über Riedlingsdorf, Buchschachen, Kitzladen und Alhau an die ungarisch-steirische Grenze führte. Die Verhältnisse, die ich da fand, boten mir auch wenig Neues. Riedlingsdorf weist verhältnissmässig wenig fränkische Gehöfte auf. Das einfache kleine Bauernhaus, wie ich es aus der Gegend von Oedenburg und aus der Heanzerei beschrieben habe, herrscht hier vor. Eigenthümlich ist, dass in Riedlingsdorf, wie ich bereits Bd. XXV, S. 110, Anm. 2, erwähnte, nicht heanzisches „Kui" und „Pui", sondern steirisch-österreichisches „Kua", „Pua" etc. gesprochen wird. Es ist dies um so auffallender, als in den westlich davon gelegenen Orten Buchschachen, Kitzladen und Alhau, die doch der

steirischen Grenze näher liegen, wieder reines Heanzisch gesprochen wird. Sollte Riedlingsdorf etwa eine neuere Ansiedelung sein? Die Flurforschung könnte hierauf vielleicht die richtige Antwort geben.

In den Dörfern Buchschachen, Kitzladen und Alhau kommen fränkische Gehöfte wieder in überwiegender Zahl vor. Auch aus dieser Gegend will ich die Ansicht und den Grundriss eines Hauses im Bilde bieten, um die Gleichartigkeit der fränkischen Gehöfte in Oberschützen und in der Gegend westlich davon nachzuweisen. Das Haus, dessen Bild Fig. 115 wiedergibt, steht in Buchschachen. Auf den ersten Blick schon fällt die Aehnlichkeit des



Fig. 115. Haus Nr. 13 in Buchschachen.

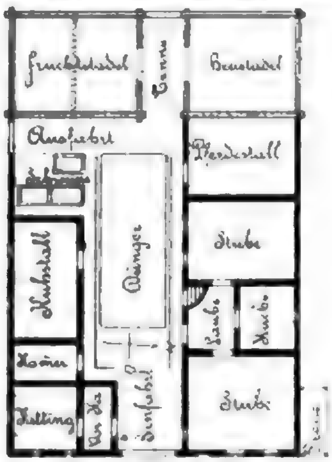


Fig. 116. Plan zum Hause Nr. 13 in Buchschachen (1 : 400).

Aeusseren dieses Hauses mit dem jener Häuser, die ich in Bd. XXV aus Oberschützen abgebildet habe, auf. Der Umstand, dass auch bei diesem Hause die Ecken der Dächer nicht verschmolzen sind, lässt annehmen, dass auch hier nicht alle Tracte gleichzeitig entstanden sind, sondern dass, wie es wirklich der Fall ist, das Haus erst allmälig, d. h. durch Zubauten die Ausgestaltung zum vollkommen geschlossenen Gehöfte erhielt, die es heute zeigt.

Das Haus hat die Nummer 13 und ist Besitzthum des Bauern Johann Kurz und seiner Frau, Theresia, geb. Böhm. Der Bauer ist 50 Jahre alt, seine Frau 10 Jahre jünger. Die beiden Eheleute haben drei Söhne: Johann (geb. am 2. Februar 1877), Samuel (geb. am 7. Februar 1881) und Josef (geb. am 26. Februar 1884). Zur Familie gehört noch die 56 Jahre alte, ledige Schwester des Bauern, Marie.

Das Bauerngut umfasst 10 Joch à 1200 Quadratklafter Ackerland, 3½ Joch Wiesen und 8 Joch Wald. Der Grund, auf dem das Haus steht, umfasst mit dem das Haus umschliessenden Obstgarten 1400 Quadratklafter. Es kommt somit dieses Ausmaass dem Durchschnittsbesitze eines Bauern von Oberschützen und Agersdorf nahe (vgl. Bd. XXV, S. 101).

Der Viehstand besteht aus 2 Zugpferden und einem jährigen Füllen, 2 Kühen, 1 Kalb, 7 Stück Schweinen und 16 Stück Hühnern. Den Eintritt in's Haus verwehrt kein bissiger Hund. Hunde findet man im Eisenburger Comitate bei Bauernhäusern überhaupt verhältnissmässig wenige, seit die Hundesteuer auch in den Dörfern eingeführt worden ist.

Die Familie bewirthschaftet das Anwesen ohne Dienstboten.

Den Grundriss des Hauses bietet Fig. 116. Er zeigt sowohl in den Wohn- als auch in den Wirthschaftsräumen dieselbe Anordnung, wie die Oberschützener Bauernhäuser. Hervorgehoben mag werden, dass das Haus ausser dem Einfahrtsthore in der Stirnseite noch zwei Thore, eines im gegenüberliegenden Stadeltracte, welches hier zugleich Tennenthor ist, und ein zweites Einfahrtsthor in der Südseite des Gehöftes hat.

Wie schon oben bemerkt, wurden nicht alle Theile des Hauses gleichzeitig erbaut. Der Wohntract (vordere Stube, Küche, Laube und hintere Stube) mit dem anstossenden Pferdestalle und dem

rechtwinkelig verbundenen Stadel wurden durch den damaligen Besitzer Hans Kurz im Jahre 1819 erbaut. Geschlossen wurde der Hof durch den Zubau des Kittings, der anstossenden Kammer und des Kuhstalles im Jahre 1827. Der Stadel ist ein Blockbau; alles Andere ist aus Ziegeln aufgeführt. Gedeckt ist das ganze Gebäude mit Stroh. Die Schweineställe gehören nicht zum stabilen Bau, sondern sind transportabel. Gefertigt sind sie aus starken Pfosten.

Aus dem Grundrisse geht hervor, dass die Räume des Wohnhauses, wie schon hervorgehoben, ganz in derselben Weise angeordnet sind, wie im Bauernhause Oberschützens. Um darzuthun, dass auch die Einrichtung des Wohntractes im Buchschachener Bauernhause sich nicht wesentlich weder von der des Hauses in Oberschützen, noch von der des Hauses um Oedenburg (vgl. Bd. XXIV, Fig. 82, S. 123) unterscheidet, sei unter Fig. 117 der Wohntract des Hauses Nr. 13

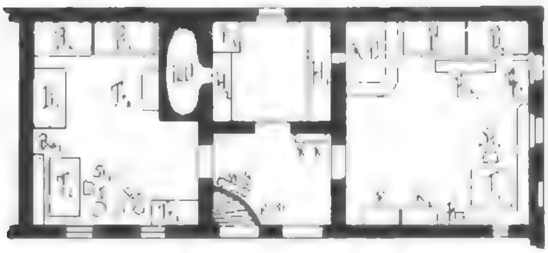


Fig. 117. Grundriss des Wohntractes im Hause Nr. 13 in Buchschachen (1 : 200).

in Buchschachen in grösserem Massstabe hier gegeben.

Die vordere Stube, welche einen Bretterboden und eine Tramdecke aufweist, zeigt bei *KO* den grossen Kachelofen, der von der Küche aus geheizt wird und mit einer Bank, der Ofenbank, umgeben ist, dann bei T_1 den grossen viereckigen Tisch, der dieselbe Gestalt und Einrichtung zeigt, wie der Bd. XXV, S. 139, abgebildete und beschriebene typische Tisch aus dem Hause des Tobias Posch in Oberschützen, ferner bei Ba_1 die stabile Lehnbank im Tischwinkel, bei Ba_2 eine freistehende Bank, die beim Essen an den Tisch gerückt wird, und bei St_1 einen Stuhl; weiters bei B_1 und B_2 die beiden Betten, bei K_1 und K_2 zwei Kästen und schliesslich bei Tr_1 eine Truhe.

Die hintere Stube hat ebenfalls eine Tramdecke, aber keinen Bretterfussboden, sondern einen Lehmboden („Flötz") Diese Stube hat keinen Ofen; sie ist also nicht heizbar. Erwärmt kann sie nur zu Zeiten werden, wenn im Backofen, der bei *BO* aus der Küche in's Zimmer ragt, geheizt wird. Unter T_2 steht ein Tisch von untypischer Form. Ba_3 gibt die Stelle an, auf welcher eine Bank steht. Bei B_3, B_4 und B_5 sind Betten, unter Tr_2 und Tr_3 zwei Truhen. Bei *E* steht ein Essigfass, bei *Sch* zwei Schmalzkübel und bei St_2 ein Stuhl.

Laube („Lab'm") und Küche sind auch hier in der Bd. XXIV und XXV beschriebenen Weise zwischen den beiden Stuben eingeschoben. Beide Räume sind gewölbt. In der Laube führt bei *BSt* die Bodenstiege in den Dachraum hinauf. Der Aufstieg geschieht jedoch nicht von der Laube, sondern vom Hofe aus. Gegen den Hof ist die Stiege durch eine Thür abgeschlossen. Bei *WB* steht die Wasserbank und bei *K. K.* ein Kuch'lkast'l. Die Küche ist auch hier nicht durch eine Thüre von der Laube getrennt. Die Oeffnung, welche beide Räume mit einander verbindet, ist aber bedeutend schmäler, als in den Bauernhäusern um Oedenburg und in der Gegend von Oberschützen. Die Küche würde also sehr dunkel sein, wenn sie nicht durch ein Fenster, welches dem Eingange gegenüber liegt, das aber für die Gegend von Oedenburg und Oberschützen untypisch ist, Licht bekäme.

Die Küche weist zwei offene Herde auf: H_1 und H_2. Der Herd H_1, welcher gewöhnlich im Gebrauche steht, nimmt, was ich in der von mir aus dieser Gegend bisher beschriebenen Bauernhäusern noch nie wahrgenommen habe, die ganze Länge derjenigen Wand ein, an die vom vorderen Zimmer aus der Kachelofen anstösst. Er hat also grössere Länge als der Kachelofen, dem er vorgebaut ist. Auch H_2, der gegenüberliegende Herd, der eigentlich durch die vorragende Sohle des Backofens gebildet ist, wird ehedem die ganze Länge der westlichen Küchenseite eingenommen haben, da H_3, ein kleiner Herd, der jetzt die nordwestliche Ecke der Küche besetzt, nur eine Backröhre in sich schliesst, die als Neuerung zu betrachten sein dürfte.

So wie ich also in Bezug auf die Anlage des ganzen Gehöftes, als auch in Hinsicht auf die Anordnung der Wohnräume und deren Einrichtung keine hervorragenden Unterschiede im Vergleiche zu den Bauernhäusern und ihrer Einrichtung in der Gegend von Oberschützen hervorheben kann, kann ich dies auch nicht thun in Bezug auf das Küchengeräth. Es ist hier im Grossen und Ganzen Alles so zu finden, wie in Oberschützen und seiner Umgebung.

In Buchschachen fand ich noch, was ich nicht unerwähnt lassen will, dass die Gepflogenheit geherrscht hat, die Häuser mit Inschriften, sogenannten „Haussegen“, zu zieren. Ich sage „geherrscht hat“, weil diese schöne Sitte wohl nicht mehr geübt wird. Auf dem Hause des Johann Kurz, das ich eben beschrieben habe, stand in dem Kreisrund, das auf der Abbildung des Hauses zwischen den beiden Bodenfenstern ersichtlich ist, wie mir mein Freund, Bürgerschullehrer Johann Gall, ein geborener Kitzladener, der mich in meinen Bestrebungen in seiner Heimat unterstützt hat, mittheilte, ein Spruch folgenden Wortlautes:

„Ich hab mich geplagt und baut das Haus
Und pflanze mir auch mein Brot;
Ich danke für meinen Stand
Dem lieben, guten Gott.“

Der Spruch ist verweisst und nicht mehr erneuert worden.

Die Sprüche stehen stets an der Giebelwand des Hauses in einem runden oder viereckigen Felde an der Stelle, die auch der citirte Spruch seinerzeit eingenommen hat. Ich theile aus Buchschachen noch folgende Sprüche in derselben Schreibweise mit, wie sie sich noch heute an den betreffenden Häusern befinden.

Am Hause Nr. 112 des Johann Reisner steht in einer Kreisform in fünf Zeilen folgender Spruch:

„Wer Gott
Verdraut: hat
Wohl gebaut im
Himmel und
auf Erden.“

Das Haus Nr. 42 des Johann Benedek ziert in Rechteckform ein Spruch, der folgendermassen lautet:

„Wir Bauhen Hie
Gar feste Und sind
Nur fremde geste
und Wo wir sollen
Ewig sein da Bau-
hen Wir gar Wen-
nig drein :: Mid
Gottes Hilf Erbaud
im Jahr anno 1.8.2.0.
Lorenz Benedek.“

Der gleiche Spruch befindet sich, abgerechnet das, was sich auf den Erbauer bezieht, auf dem Hause Nr. 63 des Ludwig Kurz.

Ein weiterer Spruch, der auf dem Hause Nr. 58 des weiland Tobias Kurz steht, heisst:

„Wo Gott nicht
Wacht und baut das Haus
Dräg unser Wach und Müh
nichts aus Behüt uns freindlich
und beschehr Brod Leibes
Frucht und anders
Mehr. 1815.
T K“

An dem Hause Nr. 23 des Johann Sander steht folgender Spruch zu lesen:

„Dieses Haus ist mein und nicht mein
Und nach mir wird's auch so sein.“

Dies ist jedenfalls nur das Bruchstück eines anderen Spruches, den ich in Kirchschlag an dem Hause Nr. 76 fand. Er lautet:

„Dieses Haus gehört mein und auch nicht mein,
Und meinem Vorwirth war's auch nicht sein;
Denn er musst hinaus und ich herein.
Und nach meinem Todt wird es auch so seyn.
Jakob Schlögl, Schneider-Meister.“

Ich bemerke hier noch, dass in Oberschützen seinerzeit die Sitte, Häuser mit solchen Sprüchen zu zieren, auch bestanden hat. Das von mir Bd. XXV, Fig. 159, abgebildete Haus wird in dem kreisrunden Felde zwischen den beiden Bodenfenstern auch einen Spruch getragen haben. An der Stelle, wo heute in Oberschützen das neue Haus des Herrn Privaten Mathias Polster steht, stand noch vor etwa 15 Jahren ein kleines Bauernhaus, das folgenden Haussegen, dessen Mittheilung ich dem Herrn Seminarvorstande Johannes Ebenspanger verdanke, trug:

„Friede sei in diesem Haus,
Alles Böse weich' hinaus.
Und es wohne immerhin
Nur, was recht und gut ist, drinn.
Dann ist Gott mit seinem Segen
Allzeit gnädig Dir zugegen.
Alles steht in Gottes Hand,
Haus und Dorf und Stadt und Land.
Drum, Herr, auch dies Haus bewahr'
Vor jeder drohenden Gefahr.
Lasst auch uns merken dies Sprüchlein fein:
Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
Der nach mir kommt, wird's auch so sein.“

Nachträglich theilte mir Herr Seminarvorstand Ebenspanger noch einen Spruch mit, der sich auch heute noch auf dem Hause Nr. 6 in Oberschützen befindet. Er lautet:

„Demuth ist die schönste Tugend,
Aller Christen Ruhm und Ehr',
Denn sie zieret uns're Jugend
Und das Alter noch viel mehr.“

Ferner sei hier hingewiesen auf die Bd. XXV, Fig. 141, gebrachte Abbildung des Hauses Nr. 42 aus Heiligenkreuz bei St. Gotthard und auf die Abbildung des Hauses Nr. 14 aus Rauchwarth bei Stegersbach unter Fig. 148 ebendort. Beide Häuser tragen an der Giebelseite zwischen den beiden Bodenfenstern Felder, das erste ein quadratisches, das andere ein kreisrundes, ganz in derselben Weise, wie die Häuser in Buchschachen, an denen ich die oben mitgetheilten Sprüche fand. „Haussegen" fand ich in den Feldern keine mehr. Es mag sogar möglich sein, dass sie nie solche enthalten haben, doch wird unbestreitbar sein, dass sie einen Hinweis bilden, wonach man auch in der Gegend, in welcher die Häuser stehen, also in der südlichen Heanzerei, ehemals an den Häusern Sprüche anzubringen pflegte.

In Vorstehendem schrieb ich also die Wahrnehmungen nieder, die ich in Bezug auf das Bauernhaus auf den Wegen von Oedenburg über Gross-Warasdorf nach Güns, von Oedenburg über Stoob nach Lockenhaus, von Oedenburg über Kobersdorf nach Landsee, von Kalteneck über Bernstein nach Oberschützen, von Oberschützen nach Schmiedraith und von Oberschützen in westlicher Richtung bis nahe an die steirische Grenze (Alhau) gemacht habe.

Diese Wahrnehmungen lassen sich der Hauptsache nach in folgende Punkte zusammenfassen:

1. Die Anordnung der Wohnräume, ihre Lage zur Sonne, die Einrichtung der Stuben, die Kücheneinrichtung, dann weiterhin der Dialect, Sitten und Gebräuche und das Arbeitsleben der Bewohner ist allenthalben in den Dörfern, die ich auf diesem Wege berührte, bei geringen unwesentlichen Abweichungen, die sich zum Theile aus dem Vergleiche der vorstehenden Mittheilungen mit meinen Arbeiten in den Bd. XXIV und XXV dieser Mittheilungen ergeben, dieselben.

2. Wesentliche Unterschiede ergeben sich auf diesem Gebiete, das durch die bezeichneten Wege gekennzeichnet ist, in der Anlage der Dörfer und der daraus sich ergebenden Anlage der Gehöfte, so dass das Territorium durch diese Unterschiede in zwei Theile getheilt wird, deren Scheidelinie der Lauf der Güns bildet. Südlich derselben tritt in all' den von mir berührten Orten das fränkische Gehöfte auf, während es nördlich davon vollkommen fehlt.

Schicke ich noch voraus, dass die Grenze des Gebietes, über welches sich das fränkische Gehöfte im westlichen Ungarn ausbreitet, nach Süd und Ost bereits Bd. XXV, S. 110, von mir bestimmt wurde, so geht aus dem bisher Gesagten und aus dem vorstehenden Punkte 2 nun hervor, dass das Verbreitungsgebiet des fränkischen Gehöftes im westlichen Ungarn nach Nordosten hin, was ich in meiner Arbeit Bd. XXV nur als Annahme aussprach, thatsächlich nur bis zur Güns reicht und Güns und Lockenhaus die nordöstlichsten Punkte in diesem Theile Ungarns sind, wo das fränkische Gehöfte noch constatirt werden kann. Nach Norden reicht das Gebiet, wie aus den in Schmiedraith gemachten Erfahrungen sich feststellen lässt, bis an die ungarisch-niederösterreichische Grenze und, wie aus dem im nachfolgenden Theile dieser Arbeit Mitzutheilenden zu ersehen sein wird, auch darüber hinaus. Nach Westen hin habe ich das Vorkommen des fränkischen Gehöftes bis an die ungarisch-steirische Grenze und nach dem, was ich im Abschnitte D mittheilen werde, auch darüber hinaus verfolgt. Ebenso erstreckt sich das Verbreitungsgebiet des fränkischen Gehöftes, was der Abschnitt E beweisen wird, auch in der Richtung nach Nordwest über die steirische Grenze bis über Vorau hinaus. Demnach wird auch meine Bd. XXV, S. 110, auf Aussage von Kennern der Gegend gethane Aeusserung, dass der Centralbau „gegen Norden in's Oesterreichische hinein bis Hochneukirchen und Kirchschlag — wenn nicht weiter —" und „nach Westen über Hartberg hinaus bis tief in's Steirische hinein verfolgt werden könne", als feststehende Thatsache angenommen werden können.

In der Gegend von Oberschützen habe ich bei meinem zweiten Besuche noch einige weitere Erfahrungen gesammelt, die ich um so mehr hier, bevor ich auf den dritten Theil meiner Arbeit übergehe, für nöthig erachte, mitzutheilen, als sie in einiger Beziehung Manches von dem, was ich Bd. XXV aus dieser Gegend sagte, ergänzen, Anderes berichtigen.

Bd. XXV erging ich mich auf Seite 95 ff. über die Art und Weise der Ausführung eines Blockbaues in der südlichen Heanzerei und über den Vorgang bei der Ausführung eines gestampften (g'satzt'n) Hauses. Zur Ergänzung des dort Mitgetheilten habe ich nun noch Einiges, was ich erst bei meinem zweiten Besuche der Heanzerei in Erfahrung gebracht, in Bezug auf Bauten, die aus Ziegeln aufgeführt werden, zu berichten.

Ziegel bilden das Material, aus welchem heute in der Heanzerei die meisten Bauernhäuser aufgeführt werden. Es liegt dies in den dortigen Ver-

hältnissen begründet. Bruchsteine, die sich zum Baue von Häusern eignen, sind in vielen Theilen der Heanzerei so rar, dass sie, weil sie zugeführt werden müssen, ein so kostspieliges Material bilden, dass man höchstens, um dem Hause eine sichere Basis zu geben, sie zur Aufführung der Grundmauern verwendet, um den Bau nicht allzusehr zu vertheuern. Lehm aber gibt es in der Heanzerei in Hülle und Fülle und zum Zwecke des Ziegelschlagens in ausgezeichneter Qualität. Fast jeder Bauer kann in seinem Besitzthume ein Stück Land finden, das er in eine Lehmgrube zu verwandeln vermag. Dieser günstige Umstand wird nun, wenn sich ein Bauer zum Bauen genöthigt sieht, auch ausgenützt. Er schlägt sich oder, besser gesagt, er lässt sich die Ziegel selbst schlagen. Dazu dingt er sich ein paar Ziegelschläger oder Zigeuner, von denen viele Dörfer der Heanzerei grössere oder kleinere Colonien besitzen, weist ihnen einen passenden Grund, aus dem der nöthige Lehm

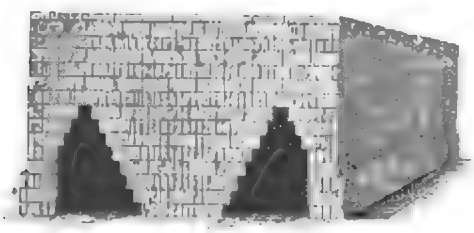


Fig. 118. Ziegelofen aus Willersdorf.

gehoben werden soll, an und die Arbeit des Ziegelschlagens beginnt. Ist die erwünschte Anzahl von Ziegeln beisammen, so werden sie in nahe beisammenliegende Stösse zum Austrocknen aufgeschichtet und durch ein Pultdach aus Stroh vor Regen geschützt. Ställe, Kammern und Schuppen werden oft nur aus Ziegeln, die nicht gebrannt, sondern nur gut getrocknet sind, aufgebaut. Zum Baue von Wohnräumen werden in der Regel gebrannte Ziegel verwendet. Auch das Brennen der Ziegel besorgt sich der Bauer in vielen Fällen selbst. Es wird zu diesem Zwecke kein eigener, stabiler Ziegelofen aufgeführt, auch wird zum Brennen der Ziegel nicht der Ziegelofen verwendet, den man, wie dies bei fast allen grösseren Dörfern der Fall ist, im Orte hat und der häufig Eigenthum der Gemeinde ist, sondern es wird gleich aus den zu brennenden Ziegeln ein eigenartig gebauter Ofen aufgeführt. Fig. 118 gibt das Bild eines solchen Ofens, den ich in Willersdorf, zwischen Oberschützen und Schmiedraith gelegen, zeichnete. Wie das Bild zeigt, werden die Ziegel so zu einem prismatischen Ofen geschichtet, dass im Inneren desselben röhrenförmige Hohlräume freibleiben, die den Ofen seiner Länge nach parallel bis nahe an die rückwärtige Wand durchziehen. Der abgebildete Ofen zeigt zwei „Röhren". „Es werden aber auch Oefen mit vier und fünf Röhren angelegt. Die Zahl der Röhren ist abhängig von der Menge der Ziegel. Man rechnet auf eine Röhre 10.000 Ziegel. Ein Ofen mit zwei Röhren, wie der abgebildete, besteht demnach aus 20.000, ein solcher mit fünf Röhren aus 50.000 Ziegeln." (Joh. Kirnbauer in Schmiedraith.)

Die Röhren bilden die Feuerstellen. Geheizt wird mit Baumstämmen bis zu 2 cm Durchmesser ununterbrochen durch drei Tage und drei Nächte. Ist der Ofen ausgekühlt, so können die Ziegel in Verwendung genommen werden. Oft brennt der Bauer seine Ziegel im Spätherbste, wenn er gut Zeit dazu hat, und der Bau, wozu er die Ziegel braucht, wird dann im Frühlinge begonnen. Für die dazwischen liegende Zeit wird über den Ofen ein Dach geschlagen, damit Regen und Schnee nicht nachtheilig auf die Ziegel einwirken können.

Bd. XXV, S. 111, berührte ich mit wenigen Worten auch die Tracht aus der Gegend von Oberschützen, wie sie heute üblich ist. Gelegentlich meines zweiten Aufenthaltes in Oberschützen bemühte ich mich, Näheres über die ältere Tracht zu erfahren, und es ist mir gelungen, einige interessante Aufschlüsse darüber zu erhalten, die ich zum grössten Theile der schon im Bd. XXV zu wiederholten Malen erwähnten Familie des gediegenen Landmannes Tobias Posch verdanke.

Eigenartig war besonders auch das Frauenhemd, wie es früher, vor etwa 30 Jahren, noch getragen wurde. Es bestand nicht, wie das heutige Hemd, aus einem Ganzen, das am Halse geschlossen wird und bis unter die Kniee reicht, sondern aus zwei Theilen, einem Unter- und Oberhemd. Das Unterhemd hatte die Form eines Frauenrockes, bestand gewöhnlich aus gröberem Gewebe, reichte vom halben Waden bis in die Lende und schloss mit einer breiten Binde ab, an der zwei Träger, die auf den Schultern hingen, befestigt waren. Den Oberleib bekleidete das jackenförmige Oberhemd. Das für gewöhnlich getragene Oberhemd war ebenfalls aus grober Leinwand gefertigt und hatte enganliegende, fast bis zum Ellbogen reichende Aermel. Oberhemdchen, die an Sonntagen getragen wurden, waren aus feiner Leinwand gefertigt, hatten weite, lange Aermel, die oberhalb des Ellbogens gebunden wurden, so dass

sie pauschig erschienen. Von der Frau des Tobias Posch erhielt ich noch ein altes Unterhemd und ein ebenfalls altes Oberhemdchen (Brauthemd) aus dem Nachlasse ihrer Mutter, welche beide Stücke ich an das Hofmuseum in Wien einsandte.

Während des Sommers war die alte Arbeitstracht der Frauen, wie mir die gute alte „Posch'n-Muam" erzählte, staunenswürdig einfach. Sie bestand nur aus den beschriebenen zwei Hemden, einer blauen Schürze, welche rückwärts schloss, und einem Kopftuche. Sonntags wurden über dem Untergewande auch Röcke getragen und über dem Oberhemde trug man ein bis in die Achselhöhlen reichendes Leibchen aus einfärbig schwarzem oder dunklem geblumten Stoff, oft Seidenstoff. Der Obertheil der Brust wurde dabei vom Leibchen freigelassen und nur vom dünnen Hemdchen verhüllt. Am Leibchen befanden sich so wie am Oberhemde Träger. Zur Winterkleidung kam noch der Spenser. Es war dies eine warme Jacke von eigenartiger Form und aus noch eigenartigerem Stoffe gefertigt.

Der Spenser hatte weite Aermel von der Form, wie sie vor zwei Jahren bei unserer Damenwelt unter dem Namen „Schinkenärmel" wieder modern waren. Am Halse und vorne an der Brust war der Spenser weit ausgeschnitten. Der Leib war auffallend kurz. Die Blösse am Halse wurde durch ein um denselben geschlungenes Tuch (Halstuch) gedeckt. Der Stoff, aus dem der Spenser gefertigt war, bildete das Fell eines Lammes. Das Fell wurde so gegerbt, dass die Wolle nicht beseitigt wurde. Das nach aussen gekehrte Leder war weich gegerbt und schwarz gefärbt, so dass es das Aussehen von schwarzem Tuch erhielt. Auch einen sehr gut erhaltenen Spenser von der beschriebenen Art vermochte ich in Oberschützen noch aufzutreiben. Er ging auch an das Hofmuseum in Wien. Die grosse dunkelblaue Schürze durfte auch am Sonntagsstaat nicht fehlen, weder im Sommer, noch im Winter.

Die Kopfbedeckung bildete das auch schon Bd. XXV, a. a. O. erwähnte, grosse weisse Kopftuch, der „Fetzen", welcher im Genicke gebunden wurde. Damit der Fetzen recht stattlich stehe, worunter man verstand, dass er sich bauschig um den Kopf lege und diesen so gross als möglich mache, wurden in die Haare zu beiden Seiten des Scheitels fingerlange und -dicke Wülste, sogenannte „Haarriegel", eingeflochten. Ueber den auf diese Weise vergrösserten Haarwuchs wurde nun noch ein durch Organtin gesteiftes Häubchen gestülpt und über dieses erst wurde der Fetzen gebunden. Der Fetzen wurde von Frauen und Mädchen getragen. Dort, wo die Zipfel des Fetzens, die rechts und links über den Rücken hinunterhingen, zusammengeschlungen waren, traten unter dem Knoten die Enden eines weissen, ungefähr dreifingerbreiten Leinenbandes hervor. Es war dies das „Kopfbindel", das unter dem Fetzen um das Haupt geschlungen und so wie der Fetzen im Genicke gebunden worden war. Die Enden, welche in der Länge einer Spanne auf den Rücken hinabhingen, waren bei Frauen meist mit dunkelblauer Seide bestickt und schlossen mit kurzen, ebenfalls dunkelblauen Seidenfransen ab. Bei Mädchen liefen die weissen Kopfbinden in lange, bunte, fast bis an den Boden reichende Seidenbänder aus. Die Kopfbinde erhielt für Mädchen besonders dadurch hohe Bedeutung, dass sie von solchen, die sich in sittlicher Beziehung vergangen hatten, nicht getragen werden durfte. Die unscheinbare und doch so bedeutungsvolle Kopfbinde hatte ausserdem gegebenen Falles den Zweck, die Trauer sichtbar zum Ausdruck zu bringen. Es wurden, wenn in einer Familie ein Todesfall eintrat, von den weiblichen Familienangehörigen weisse Kopfbinden getragen, die schwarz bestickt und mit schwarzen Fransen versehen waren. Ein Häubchen, ein paar Haarriegel, einen Fetzen und zwei Kopfbindel habe ich ebenfalls für das k. k. Hofmuseum in Wien theils zum Geschenke erhalten, theils angekauft.

Die alte Krankenwärterin der Oberschützener Schulanstalten, Witwe Rosina Kirnbauer, hat mir den Gefallen erwiesen, sich mit der alten Tracht, wie sie sie noch vor 30 Jahren als junge Frau getragen und die sie mit Mühe stückweise im Dorfe zusammenbrachte, zu bekleiden und sich von mir photographiren zu lassen. So ist es mir gelungen, die alte heanzische Tracht auch im Bilde zu verewigen. Zu erwähnen ist in Bezug auf das Bild, das ich hier als Federzeichnung von der Hand des akademischen Malers Rudolf Steiner in Oedenburg unter Fig. 119 biete, dass der Spenser, den die Frau trägt, im Schnitte wohl ganz dem ähnlich ist, den ich an das Hofmuseum sandte, nicht aber so wie jener aus Lammfellen, sondern aus Tuch gefertigt war. Der aus Pelzwerk gemachte Spenser scheint nur von reicheren Frauen getragen worden zu sein; ärmere mussten sich wohl mit Spensern aus Tuch begnügt haben.

Mein Nachfragen über die ältere Tracht der Männer war nur von geringem Erfolge begleitet. Noch vor

30—40 Jahren sollen aus den Filialen, die zur Muttergemeinde Oberschützen gehören, alte Männer mit langen Haaren, die in Zöpfe geflochten waren, Sonntags zur Kirche gekommen sein. Die Haare waren am Scheitel durch einen bogenförmigen Kamm, wie ihn Mädchen heute tragen, zusammengehalten. In Oberschützen scheinen die Zöpfe schon früher ausser Mode gekommen zu sein. Das war Alles, was ich zu erfahren vermochte, und Alles, was ich an alter Männertracht auftreiben konnte, war ein alter Hut mit ganz niederem runden „Gupf“ und etwa decimeterbreiter flacher Krempe, die nur am Rande etwas aufgebogen war.

Ich beschrieb Bd. XXV, S. 142, die Art und Weise, in welcher in der Gegend Oberschützens die



Fig. 119. Frau Rosina Kirnbauer in alter heanzischer Tracht.

Strohkörbe angefertigt werden, und erwähnte dort, dass nach einer Mittheilung meines Collegen S. Pauss in dessen Heimatsorte Jormannsdorf auch die grossen „Stibi“, die ich ebenfalls a. a. O. beschrieb, in derselben Weise aus Stroh angefertigt worden sein sollen, wie die Körbe. Ich ging der Sache, Gewissheit zu erhalten, in Oberschützen nach. Dort haben Stibi aus Stroh seit Menschengedenken nicht existirt. Nun ging ich von Oberschützen in das nahe gelegene Jormannsdorf, um an Ort und Stelle weitere Nachforschungen anzustellen. Der Vater meines Collegen Pauss hatte die Güte, mich zu unterstützen und mich von Haus zu Haus zu geleiten. Endlich fanden wir wirklich auf dem Dachboden des Hauses Nr. 14 der Lehrerswitwe Theresia Endler sieben Stück der in Frage stehenden Strohfässer. Sie waren ganz in der Bd. XXV, S. 142, beschriebenen Weise geflochten, durchschnittlich 1 m hoch und hatten am Boden und am oberen Rande einen Durchmesser von 0·75 m, in halber Höhe dagegen einen Durchmesser von 0·9 m. Der Kubikinhalt eines der Strohfässer belief sich daher auf rund 1·3 m³. Jedes der sieben Fässer vermochte somit etwa 13 hl zu fassen. Sie waren zur Aufnahme von Getreide bestimmt und immer noch in Gebrauch. Als „Stibi“ selbst, dessen Verwendung ich a. a. O. schilderte, wurden sie jedoch nicht gebraucht. Nur darin hat sich mein College getäuscht, an Interesse verlieren diese mächtigen Strohgebilde deshalb aber keineswegs, und ich bin meinem Collegen sehr zu Dank verpflichtet, dass es mir mit seiner Beihilfe gelungen ist, ein so hochinteressantes volksthümliches Erzeugniss dem Hofmuseum in Wien zu erwerben und es vor dem Vergehen zu retten.

Der junge Hauswirth, Sohn der Frau Endler, konnte sich nur schwer von einem seiner Strohfässer trennen und ich hätte wohl unverrichteter Sache abziehen müssen, wenn ich nicht in seiner verständigen Mutter, die stolz darauf ist, dass nun ein Erzeugniss aus ihrem Hause im Wiener k. k. Hofmuseum steht, warme Unterstützung meiner Bitten gefunden hätte. Wie mir gesagt wurde, ist es aber auch keine Kleinigkeit, ein solch' grosses Fass herzustellen. Ein Mann hat, beim Flechten fortwährend im Fasse selbst stehend, alle Abende eines ganzen Winters darauf zu verwenden, um bei fleissiger Arbeit ein solches Fass fertig zu stellen. Wollte man die darauf verwendete Zeit und Mühe in Rechnung bringen, so könnte ein solches Strohfass, wie mir der Vater meines Freundes Pauss sagte, in Rücksicht auf seinen eigentlichen Werth gar nicht gekauft werden.

In Bezug auf die Bd. XXV, S. 147 ff., beschriebenen und unter Fig. 233 und 234 abgebildeten beiden Buttermodel, die ich bei meinem ersten Besuche in Oberschützen von Tobias Posch erhielt, habe ich hier ebenfalls etwas nachzutragen. Ich schrieb dort, dass ich die beiden Buttermodel nicht für heanzische Producte halte. Gelegentlich meines zweiten Besuches erfuhr ich nun wirklich, dass ich mich nicht getäuscht habe. Die Mutter des Tobias Posch sagte mir, dass sie einen Bruder im Obersteirischen, in Schladming, habe, der dort Lehrer sei. Von ihm seien die beiden Model. Wollte man der Sache nachgehen, so müsste man in der Gegend von Schladming wohl noch solche Buttermodel finden können.

In der Heanzerei, sowie in der Gegend von Oedenburg scheinen Buttermodel nie verwendet worden zu sein. Eifriges Nachforschen hat mich zu diesem Schlusse gebracht.

C. Das Bauernhaus im südöstlichsten Theile von Niederösterreich.

Wie ich schon oben angedeutet, umfasst jener südöstlichste Theil von Niederösterreich, den ich durchwanderte, nur ein ganz kleines Gebiet, die nächste Umgebung von Kirchschlag, näher gekennzeichnet durch den Weg von Landsee (an der ungarischen Grenze im Oedenburger Comitate) über Blumau, Stang, Kirchschlag und Ungerbach bis Kalteneck, welcher Ort wieder an der ungarischen Grenze, jedoch schon im Eisenburger Comitate liegt.

Die wenigen zerstreut liegenden Häuser, die ich auf meinem Wege von Landsee bis Stang zu Gesichte bekam, unterschieden sich sozusagen in nichts von jenen Häusern, die ich auf dem Wege von Oedenburg nach Landsee, also auf ungarischem Gebiete, gesehen habe. Es waren kleine Häuser, Eigenthum kleiner Besitzer. In Stang gewahrte ich nun schon das Auftreten des fränkischen Gehöftes. Stang ist eine Gemeinde, die aus 52 Häusern mit 328 Einwohnern besteht. Von diesen 52 Häusern liegen nur 26 um Kirche und Schule eng beisammen und bilden das Dorf Stang. Alle anderen Häuser liegen in der Gemarkung der Gemeinde, die 9·05 Quadratkilometer umfasst, zerstreut. Darin liegt das Charakteristische dieser Gegend. Der Grund davon, dass es hier keine geschlossenen Dörfer gibt,[1]) wie ich solche auf ungarischem Gebiete vorher durchgewandert habe, liegt jedenfalls in der Verschiedenheit der Auftheilung des Grundes, wie sie vor Jahrhunderten erfolgt ist.

Ich konnte den Unterschied zwischen hüben und drüben in schönster Weise sehen, als ich bei Kalteneck die Grenze überschritt. Der Unterschied ist selbst für Einen, den die bäuerlichen Besitzverhältnisse weniger interessiren als einen Hausforscher, zwischen diesseits und jenseits der Grenze ein in die Augen springender. Während auf österreichischer Seite die einzelnen Aecker und Wiesen in behäbiger Breite sich vor dem Beschauer ausdehnen, sieht das Auge auf ungarischer Seite lauter Aecker- und Wiesenstreifen, deren Breite zur Länge in gar keinem Verhältnisse steht. Nicht umsonst spricht man häufig von „Strumpfbändern“ oder „Hosenriemen“, wenn man die Form von Parcellen bäuerlichen Besitzes im westlichen Ungarn ironisiren will, und nicht ohne Grund drängte sich in mein Sinnen über den Vergleich der Aecker, ihres Ausmaasses und ihrer Form zwischen diesseits und jenseits der Grenze ein abwägendes Vergleichen der Grösse von Bauernbesitzthümern und der Form der Bauernhäuser zwischen hüben und drüben, und mir war, als gäbe mir die Verschiedenartigkeit der Aecker von diesseits und jenseits der Grenze ein Bild der Verschiedenartigkeit des Besitzes und des Hauses der Bauern in den anliegenden Gebieten der Markscheide, auf der ich stand.

Und es ist in der That so. Wie österreichischerseits die Aecker gross und breit daliegen, neben denen die schmalen Streifenäcker auf ungarischem Boden fast verschwinden, so nehmen auch die Bauerngüter auf österreichischem Gebiete eine Ausdehnung an, die die Besitzthümer der westungarischen Bauern um das Doppelte und Dreifache an Ausmaass überragen. Ja, so weit geht die Verschiedenheit im Besitze sogar, dass ein einziger Acker eines Bauern aus der Gegend von Kirchschlag grösser ist, als das ganze Besitzthum der grössten Bauern um Oedenburg oder in der Heanzerei.

Aehnlich ist es auch mit dem Hause der Bauern in jener Gegend, aus welcher ich in Niederösterreich eintrat, bestellt. Vielfach habe ich bereits erwähnt, dass die schmale Parcelle dem Hause in der Gegend von Oedenburg und südlich davon die ihm eigene Form mit dem langgestreckten Grundriss aufdrängt. Das frei und unbeengt daliegende Haus des Bauern in der Gegend von Kirchschlag hat es noch leichter gehabt, sich frei zu entwickeln, als das Haus in der Gegend von Oberschützen, und das grössere Ausmaass an Besitzthum hat das Seinige dazu beigetragen, das Haus, das sonst vollkommen gleich ausgestaltet ist wie das Bauernhaus in und um Oberschützen, an Behäbigkeit und Ausdehnung zunehmen zu lassen.

Der grösste Unterschied in Allem, was mit dem Bauernhause um Kirchschlag zusammenhängt, von den Bauernhäusern, die durch mich in diesen Mittheilungen bereits bekannt gemacht worden sind, besteht, wie ich schon angedeutet habe, in dem Ausmaasse der Liegenschaften, welche zu den niederösterreichischen Bauernhäusern um Kirchschlag gehören.

[1]) Kirchschlag kann als Marktflecken hier nicht in Betracht kommen.

Mein väterlicher Freund, Herr FRANZ POPP senior, em. Postmeister in Lockenhaus, hat mich bereits gelegentlich meines Osterausfluges nach Lockenhaus (1895) auf diesen grossen Unterschied aufmerksam gemacht und mich angeregt, die Gegend von Kirchschlag zu besuchen. Frau LUDWIG POPP, geb. ERNY ELTZ, die Schwiegertochter des Herrn FRANZ POPP, besitzt in unmittelbarer Nähe von Kirchschlag selbst ein Gut, das vor Jahren aus der Vereinigung zweier grösserer Bauerngüter entstanden ist und in der Gemarkung der Gemeinde Aigen liegt, die sich nordwestlich von Kirchschlag ausdehnt. Herr FRANZ POPP hält sich den Sommer hindurch gerne auf diesem Gute auf. Seiner Güte habe ich es nun nicht nur zu danken, während der Zeit meines Aufenthaltes dortselbst sein Gast gewesen, sondern auch eingeweiht worden zu sein in all' die mich interessirenden Verhältnisse jener Gegend. Von dem, was ich hier aus der Gegend von Kirchschlag mitzutheilen vermag, verdanke ich also den grössten Theil den freundlichen Aufklärungen des Herrn POPP. Werthvolle authentische Daten aus dem Grundbuchsamte in Kirchschlag verschaffte mir die Zuvorkommenheit meines ehemaligen Schulgenossen, meines langjährigen Freundes KARL FLECK, der bereits durch Jahre Bediensteter am k. k. Bezirksgerichte in Kirchschlag ist.

Aigen, das Feld meines Studiums in der Gegend von Kirchschlag, bildet eine Gemeinde, die aus den Ortschaften Strass mit 6 Häusern, Gehring mit Kirche, Schule, Gasthaus und 2 Bauernhäusern, Löbenhausen mit 3 Bauernhäusern, Thomasdorf mit 5 Bauernhäusern und Aigen mit 53 Höfen und 40 Kleinhäusern besteht. Der aus den aufgezählten Ortschaften bestehenden Gemeinde Aigen steht ein Ortsvorstand (Bürgermeister) vor. Das Ausmaass der ganzen Gemeinde beträgt 22·84 Quadratkilometer. Auf diesem Complexe hügeligen Terrains mit tief einschneidenden Thälern (Gräben) liegen somit 69 Bauernhöfe und 40 Kleinhäuser. Jeder Hof liegt inmitten des arrondirten Grundes, der zum Hofe gehört. Die Durchschnittszahl an Hektaren, die auf einen der 69 Höfe entfallen, beträgt somit rund 30. Der wirkliche Besitz des Einzelnen weicht jedoch stark, sowohl nach aufwärts als auch nach abwärts, vom Mittel ab. Das grösste Bauerngut in Aigen, abgesehen von dem aus zwei Gütern vereinigten Besitzthume der Frau ERNY POPP, umfasst ein Ausmaass von 144 Joch = 81·7 ha und ist Eigenthum des Herrn Georg Grommel vulgo Lockabauer.



Fig. 120. Haus Nr. 30 in Aigen bei Kirchschlag.

Ich gehe nun auf die Beschreibung der Bauernhäuser aus dieser Gegend über und wähle als erstes eines der kleinsten unter den dortigen Bauernhöfen, den Hof Nr. 30 in Aigen. Ich gebe das Ausmaass des Grundes, der dazu gehört, hier an; es beträgt 36 ha 15 ar 51 m^2. Das Haus ist eines der ältesten der Gegend, denn jener Theil des Wohnhauses, der die grosse Wohnstube einschliesst, ist noch aus Holz. Die Jahreszahl, welche ich im Durchzugbaume des Wohnzimmers eingeschnitten fand, verweist auf das Jahr 1745 als auf das Jahr der Erbauung.

Fig. 120 bietet das Bild dieses Hauses. Es ist leider kein vollkommenes. Die Terrainverhältnisse erlaubten mir nicht, mehr auf die photographische Platte zu bringen, als ich hier im Bilde wiedergebe. Der Plan jedoch, den ich unter Fig. 121 bringe, und

die Beschreibung werden trachten, das Fehlende zu ersetzen. Wie schon gesagt, ist die Wohnstube des Hauses aus Holz erbaut. Aus Holz sind ferner alle Theile des Hauses mit Ausnahme des Vorhauses, der Küche, der hinteren Stube, des Kellers und der Kammer, die sich in gerader Linie der grossen Wohnstube anschliessen und aus Stein erbaut sind. Der Holzbau ist jedoch nicht überall in gleicher Weise durchgeführt. Während nämlich die Ställe, Stadel und Hütten roher Blockbau sind, zeigen die grosse Wohnstube und jene Theile des Hofes, welche im Plane mit Zeugkammer und Schafstall bezeichnet sind, sorgfältigere Arbeit. Die Holzbalken sind da an allen vier Seiten schön glatt behauen und an ihren Enden in einfacher, aber genauer (Schwalben-

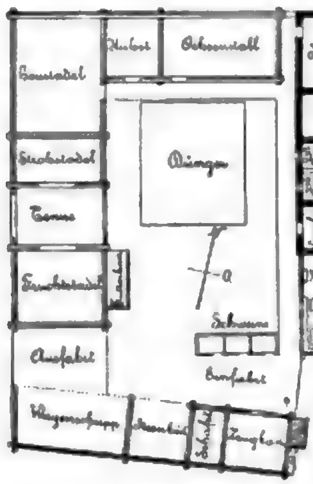


Fig. 121. Plan zum Hause Nr. 30 aus Aigen (1 : 480).

schwanz-) Verzinkung zusammengefügt. Vorstehende Balkenköpfe sind hiebei natürlich nicht zu sehen. Aus dem Plane geht hervor, dass die Giebelwand des Hauses drei Fenster hat. Bei all' den Häusern, die ich bis dahin in der Gegend von Oedenburg und in der Heanzerei aufgenommen habe, deuteten, bei alleiniger Ausnahme des oben Fig. 113 abgebildeten Hauses aus Schmiedraith, drei Fenster in der Giebelwand stets auf zwei nebeneinanderliegende Stuben hin. Auf eine dieser Stuben kamen dann von den drei Fenstern zwei und das dritte auf die andere. Hier war es nun wieder so, wie beim Hause aus Schmiedraith; alle drei Fenster gehörten immer der grossen Wohnstube an, die die ganze Breite der Giebelwand einnimmt. Aus der Ansicht des Hauses geht hervor, dass auch in der Aussenwand der Stube zwei Fenster sich befinden. Und der Plan zeigt, dass zudem zwei weitere Fenster auf den Hof gerichtet sind. Die Stube wird somit durch sieben Fenster beleuchtet. Die vier zuletzt erwähnten davon sind in zwei sich gegenüberliegenden Wänden angebracht. Die Fenster selbst sind nahezu quadratisch und klein, so dass der Raum trotz der ansehnlichen Anzahl der Fenster nicht allzu hell beleuchtet ist. Die grosse Stube ruht auf einem Unterbau aus Stein. Dieser Unterbau schliesst einen Keller ein. Der Steinbau erreicht aussen dort, wo im Inneren der Stube der Backofen an die Wand stösst, in der Holzwand die Höhe, die in der Stube der Backofen einnimmt. Weiter nach rückwärts steigt der Steinbau noch höher empor. Er verdrängt die Holzwand gänzlich. Von dort, wo er bis unter den Dachrand emporreicht, beginnt im Inneren des Hauses der Feuerraum, die Küche. Sie ist von allen vier Seiten von gemauerten Wänden umgeben und mit einem Gewölbe gedeckt, gewährt daher die grösstmögliche Sicherheit vor Feuersgefahr, die in der Küche doch am leichtesten entstehen kann. Von der Küche ist ein schmales Vorhaus abgetrennt. Dasselbe erhält Licht durch ein Fensterchen vom Hof aus. Die Küche selbst hat auch ein Fenster, das nicht etwa in das Vorhaus, sondern in's Freie sieht. Da die Küche nicht vom Vorhause aus beleuchtet wird, ist sie auch nicht in heanzischer Manier durch einen offenen Bogen (vgl. Bd. XXIV, S. 118) mit diesem verbunden, sondern durch eine Mauer, in der sich eine Thüre befindet, vom Vorhause abgetrennt. Hervorzuheben ist noch, dass aus der Küche eine zweite Thüre, die der ersten gegenüber liegt, in's Freie führt. Die Ableitung des Rauches aus der Küche geschieht durch einen Schornstein. An Küche und Vorhaus schliesst sich eine zweite Stube an. Sie wird durch eine Thüre vom Vorhause aus betreten. Auch diese Stube wird durch Fenster, die in sich gegenüberliegenden Wänden angebracht sind, beleuchtet. In der dem Hofe zugekehrten Wand sind zwei Fenster angebracht, in der gegenüberliegenden Wand ist nur ein Fenster. Dies sind die Wohnräume des Hauses. Es soll nun etwas näher auf ihre Ausstattung eingegangen werden.

Die Wohnstube hat einen Bretterboden. Die Lehmböden scheinen in dieser Gegend nicht vorzukommen; ich habe nämlich in keinem der Häuser, die ich besuchte, einen gefunden. Die Decke ist eine Tramdecke, die durch einen starken Durchzugbalken getragen wird. Auf dem Durchzugbaum befindet sich die bereits oben verzeichnete Jahreszahl eingeschnitten.

An der unteren Fläche des Balkens sah ich eine Rosette, ähnlich der, die ich in Bd. XXV, S. 133, Fig. 205, aus Oberschützen abgebildet habe. Die Holzwände der Stube sind innen weder bestrichen noch geweisst. Die Fenster bewegen sich an Charnieren nach innen. Trotzdem die Wand verhältnissmässig dünn ist, sieht man keine Doppelfenster.

Feststehende Ausstattungsstücke fand ich in der Stube nur drei: den Kachelofen *KO*, den Backofen *BO*, an den der Kachelofen angebaut ist, und die stabile Bank, die in der südwestlichen Ecke der Stube an den beiden dort zusammenstossenden Wänden befestigt ist und den Tisch *T* von zwei Seiten umgibt. Der Tisch ist dem im heanzischen Hause vorkommenden, den ich in Bd. XXV, S. 139 ff., beschrieb und ebendort Fig. 219 abbildete, gleich. Bei B_1, B_2 und B_3 stehen die Betten. Ausserdem stehen in dieser Stube noch ein Kleiderkasten *K*, ein Küchenkasten *K. K.* und eine Truhe *Tr*.

Ofen und Backofen sind in diesem Hause genau so eingerichtet, wie in dem Hause, das ich als nächstfolgendes beschreiben werde. Dort gedenke ich auf deren Besprechung einzugehen, weil ich in jenem Hause Ofen und Backofen skizzirt habe.

In der Küche des in Rede stehenden Hauses stehen ein offener Herd *H* und ein eingemauerter Kessel *Ke*. Ueber der Oberfläche des Herdes führen zwei Heizlöcher durch die Mauer zu den beiden Oefen in der Wohnstube.

Die „hintere Stube" ist nicht heizbar. Ihre Einrichtung ist sehr dürftig und besteht nur aus drei Betten B_4, B_5 und B_6 und einer Truhe Tr_1. Die mangelhafte Ausstattung erklärt sich dadurch, dass die Stube ihren Zweck nur dann vollkommen erfüllt, wenn sich „Ausnehmer" im Hause befinden. Ihnen dient sie dann als Wohnung. Jetzt schlafen die erwachsenen Töchter des Bauern dort. Der Bauer Anton Reithofer vulgo Bleyer, seine Frau, Apollonia, geb. Zöger aus Lembach und die beiden jüngsten Kinder schlafen in der grossen Wohnstube. Der erwachsene Sohn schläft, wenn er jetzt nicht etwa beim Militär ist, im Stalle.

Dienstboten hält sich der Bauer nicht, da er seinen Hof mit Hilfe seiner Kinder leicht selbst bewirthschaften kann.

In Bezug auf die Anlage des ganzen Hofes ist zu erwähnen, dass hier, wie der Plan zeigt, dem Einfahrtsthore gegenüber ein eigenes Ausfahrtsthor liegt. In den meisten Fällen ist sonst die Ausfahrt in Höfen dieser Gegend nur durch die Tenne möglich. Hervorgehoben muss noch werden, dass auch hier wie in den heanzischen Bauernhöfen im Hofe an zwei Tracten Gangsteige („Gräd'n")[1]) entlang laufen. Aus dem Plane ist schliesslich zu ersehen, dass die Streuhütte und die Wagenhütte gegen den Hof zu offen sind. Die Lage der einzelnen Wirthschafträume im Hofe ist durch die Einzeichnungen im Plane erklärt.

Die Ställe beherbergen 6 Ochsen, 4 Kühe, 8 Schafe und 4 Schweine

In Hinsicht auf das Aeussere des Hauses mag noch gesagt werden, dass sich an den Giebeln keine Abwalmungen, dafür aber, wie aus der Ansicht des Hauses (Fig. 120) zu ersehen, die oben bereits besprochene Giebelverzierung (Pferdekopf) befindet. Ausserdem ersieht man, dass am Giebel des Tractes, der unten die Zeugkammer und oben den „Schüttboden" (Getreidespeicher) enthält, ein Balcon angebracht ist. Ein solcher Balcon befindet sich auch an der Stirnseite des Wohnhauses. Ein Träger (Console) desselben ist im Bilde noch sichtbar. Unter diesem Balcone stehen unterhalb der Stubenfenster auf dem Mauervorsprunge eine Reihe von Bienenstöcken. Die Stöcke sind Strohkörbe von der Form eines Fasses. Die Bienenzucht wird hier eifrig, aber nicht rationell betrieben. Unter dem Balcone, der vor dem Schüttboden liegt und zu dem von aussen eine Stiege emporführt, steht die Mostpresse.

Ich gehe nun auf die Besprechung eines zweiten Hofes aus dieser Gegend über. Es ist das Haus des Johann Bauer vulgo Stöff'l-Jäck'l.

Schon die Ausmaasse, die dem Plane des vorbeschriebenen Hauses zu Grunde liegen, bestätigen meine Behauptung, dass das Bauernhaus in der Gegend von Kirchschlag jenes aus der Heanzerei an Grösse und Behäbigkeit überragt. Während nämlich in der Heanzerei die Wohnstube an Länge und Breite höchstens 5 und 4 m erreicht, ist die Wohnstube des Hauses Nr. 30 in Aigen schon 7 m lang und 3 m breit. Diesem Verhältnisse entsprechen nach Länge und Breite auch die Ausmaasse der Höfe hier und dort.

[1]) In meiner Arbeit, Bd. XXV, sprach ich in der Anm. 1, S. 93, die Vermuthung aus, dass „Gräd'n" mit dem Worte „gerade" in Zusammenhang gebracht werden dürfte. Herrn Prof. Dr. R. Henning verdanke ich die gütige Aufklärung, dass „Gräd'n" = bair. Gred „breite gepflasterte Stufe vor dem Hause" (Schmeller, I, 986), d. h. mhd. grede = „Stufe, Treppe" bedeute.

Der Stöff'l-Jåck'l-Hof ist nun noch grösser. Die Wohnstube misst 8 m in der Länge und 7 m in der Breite. Das Haus selbst ist 39·5 m lang und 25·5 m breit. Dem gegenüber hebe ich hervor, dass das grösste Bauernhaus, das ich in der Heanzerei aufgenommen habe, nur 28 m in der Länge und 24 m in der Breite mass (vgl. den Plan des Hauses Nr. 60 aus Oberschützen, Fig. 163, S. 107, Bd. XXV dieser Mittheilungen).

Die Besitzer des Hofes sind Johann und Marie Bauer, ein junges Ehepaar, das erst seit zwei Jahren verheiratet ist und erst seit dieser Zeit den Hof besitzt. Der junge Bauer, der so wie seine Frau 33 Jahre zählt, hat den Hof von seiner Mutter Anna Maria Ungerböck, die diesen Namen in zweiter Ehe erhielt, übernommen. Die beiden Alten — der Stiefvater ist 63, die Mutter 61 Jahre alt — leben in der Ausnahme. Im Hause ist noch die 21jährige Stiefschwester des jungen Bauern, Marie, welche aus der zweiten Ehe der Mutter stammt. Wenn sie heiraten wird, ist der junge Bauer verpflichtet, ihr eine Mitgift von fl. 2000 zu geben. So viel erhielt auch die ältere Schwester des Bauern bei ihrer Vermählung mit einem Bauern aus der Nachbarschaft. Die junge Bauerin erhielt mehr von ihrem Vater. Sie brachte nämlich ihrem Manne fl. 3000 in's Haus.

Obwohl die alten Leute den jungen in der Wirthschaft noch wacker mithelfen, so ist die Familie allein doch nicht im Stande, das grosse Gut zu bearbeiten; der junge Bauer ist daher auf die Mithilfe von Dienstboten angewiesen. Er hält deren vier: einen Knecht, dem er fl. 60 Jahreslohn zahlen muss, dann eine Magd im Alter von 40 Jahren (es ist dies eine „schwachsinnige Person"), die jedoch ihre Arbeit ganz gut verrichtet, ausserdem zwei „Buben". Der eine ist 16 Jahre alt und dient als „Ochsenhalter", der andere ist 12 Jahre alt und „Kuhhalter". Beide stehen nur während der Zeit vom Palmsonntag bis Allerheiligen im Dienste. Der ältere Hirte bekommt für diese Zeit fl. 16, der jüngere fl. 12, dazu Jeder 1 Paar Stiefel, 1 Hut, 1 Hemd, 1 Leinenhose und 1 Schürze. Im Sommer schlafen die Knechte im Stadel, im Winter im Ochsenstall. Die Magd schläft im Sommer in der Kammer, im Winter im Kuhstall.

Unter Fig. 122 bringe ich nun das Bild des Hofes Nr. 15 und unter Fig. 123 den Plan dazu.

Aus der Ansicht des Hofes ist zu ersehen, dass die beiden Tracte, der nördliche und östliche, die das Bild zeigt, aus Mauerwerk aufgeführt sind. Das Material ist Stein. Der westliche und südliche Tract sind roher Blockbau. Gedeckt sind alle vier Tracte mit Stroh. Eine Verschmelzung der Dächer findet nirgends statt. Das grosse Einfahrtsthor befindet sich im gemauerten Osttract. Im Thore selbst ist eine Thüre angebracht. Ausserdem befindet sich links neben dem Thore noch eine zweite Thüre, das „Hofthürl". Diese Hauptfront des Hauses ist durch senkrechte Linien in vier Felder getheilt, wovon das grösste, das zugleich die Giebelseite des Wohntractes ist, spärliche Flachornamente zeigt. Das Kreisrund zwischen dem ersten und zweiten Fenster dürfte ehedem einen Haussegen eingeschlossen haben. Heute ist das Feld leer.

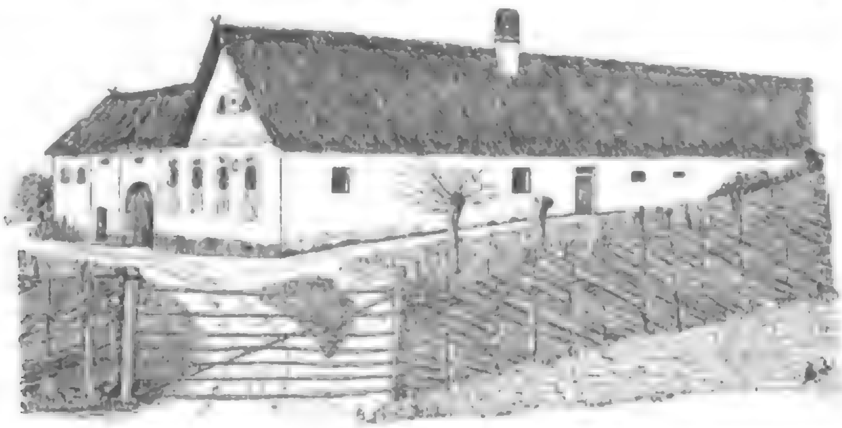


Fig. 122. Haus Nr. 15 in Aigen bei Kirchschlag.

Links aufwärts vom Hofthürl sind zwei blinde Fenster sichtbar. Senkrecht über dem Hofthürl und über dem Thore sind zwei kleine Fensteröffnungen zu sehen. Sie versehen einen Schüttboden mit Luft und Licht.

Aus dem Plane geht hervor, dass die grosse Wohnstube die nordöstliche Ecke des Hauses ein-

nimmt. Die Stube hat vier Fenster. Zwei davon blicken durch die Giebelwand nach Osten, eines nach Norden und das vierte schräg davon gegenüber nach Süden in den Hof. Die Ausstattung der Stube ist fast dieselbe, wie im vorbeschriebenen Hause. Der Tisch steht wieder in der Ecke. Ihn umgibt von zwei Seiten die stabile Bank. In der Nähe des Backofens ist das Ehebett der jungen Bauersleute. Bei Tr_1 und Tr_2 stehen eine grössere und eine kleinere Truhe. In der Ecke hinter dem Tische steht ein dreiseitiges Wandschränkchen auf der Bank. Ueber dem Schränkchen ist ein Hausaltar angebracht.

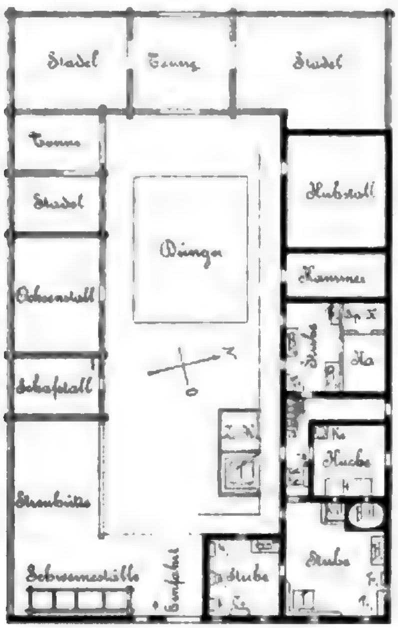


Fig. 123. Plan zum Hause Nr. 15 in Aigen (1 : 480).

Aus der grossen Wohnstube führt eine Thür in eine „Nebenstube". Um diese Nebenstube ist das Haus reicher als das beschriebene des Bauern Reithofer. Diese Stube hat wieder Fenster in gegenüberliegenden Wänden. Nach Osten sehen zwei Fenster und eines in den Hof. Die Einrichtung der Stube besteht aus folgenden Möbeln: bei *Co* steht eine Commode („Schubladkasten"), bei K_1, K_2 und K_3 befinden sich Kleiderkästen, ein gestrichener aus weichem und zwei polirte aus hartem Holze. B_2 zeigt die Stelle an, wo das Bett der Stiefschwester des Bauern steht. Diese Stube hat keinen Ofen; sie kann also nicht geheizt werden. Unter beiden Stuben liegt ein Keller.

Aus der grossen Stube führt eine zweite Thür in das Vorhaus. Es bildet einen rechten Winkel und umschliesst von zwei Seiten die Küche. Ob das Vorhaus immer diese Gestalt hatte oder ob es erst durch eine Verkleinerung der Küche den zweiten schmäleren Arm, durch den ein directer Verkehr aus dem Hofe durch den Wohntract in's gegenüberliegende Freie möglich ist, erhalten hat, konnte ich nicht ergründen. Aus dem Vorhause führt bei *a* eine Stiege auf den Dachboden. Unter der Stiege ist bei *b* ein Verschlag für die Hühner angebracht. Bei *K. K.* steht ein Küchenkasten und bei *G* eine Geschirrstellage.

Die Einrichtung der Küche entspricht ganz der Küche im Bleyer-Hofe. An der gleichen Stelle wie dort steht auch hier der offene Herd *H*. Im gemauerten Herdkörper ist ein Hohlraum, der sich nach vorne öffnet, ausgespart; er dient als Aschengrube. Im Schöllhofe, Besitz der Frau Erny Eltz, bewohnen Hühner, die Eigenthum der Dienstboten sind, welche das Haus beherbergt, einen in gleicher Weise ausgesparten Herdkörper. Es wird dies früher auch hier der Fall gewesen sein. Oberhalb der Herdoberfläche gewahrt man zwei Ofenlöcher, wovon das linksseitige dem Backofen, das rechtsseitige dem Kachelofen angehört. Bei *Ke* ist in der Ecke wieder ein Kessel eingemauert. Auf dem Herde sah ich einen runden und einen dreieckigen Dreifuss und ein Feuerross. Letzteres mag annähernd die Form des bei Meringer, Bd. XXI dieser Mittheilungen, S. 138, Fig. 165, abgebildeten schematischen Feuerrosses gehabt haben. Der rechte Bügel war oberhalb des Zackens abgebrochen. Die Küche steht mit dem Vorhause durch eine Thüre in Verbindung. Gegenüber der Thüre ist ein Fenster.

Vom Vorhause gelangt man durch eine Thüre, die der Thüre, welche in die grosse Wohnstube führt, gegenüberliegt, in die Ausnehmerwohnung. Sie besteht aus drei Räumen, die wohl aus einem Raume entstanden sein mögen. Die drei Räume sind eine Stube, eine Kammer und eine Speisekammer. In dieser Stube sind die Betten der Ausnehmer B_3 und B_4, ferner eine kleine Kleidertruhe Tr_3 und eine grosse Mehltruhe Tr_4. Tisch steht in dieser Stube keiner, da die alten Leute am Tische in der grossen Wohnstube mitessen.

Im Sommer wird übrigens im Hofe gegessen. Von der Thüre, durch welche das Vorhaus vom Hofe aus betreten wird, steht ein hüttenartiger Bau aus Holz. Derselbe ist in zwei Theile geschieden; der eine Theil ist eine Zeugkammer, der andere ist gegen das Haus zu offen und führt den Namen „Sommer-

tisch". An den drei Wänden dieses Raumes stehen stabile Bänke. Die Mitte nimmt ein Tisch ein; an diesem werden im Sommer die Mahlzeiten eingenommen. Der „Sommertisch" ist für das Bauernhaus der Gegend von Kirchschlag typisch, obwohl er ab und zu, wie z. B im Bleyer-Hofe, fehlt. Mich hat der Sommertisch lebhaft an das Ausseer „Brück'l" (vgl Meringer, Bd. XXI dieser Mittheilungen, S. 104) erinnert.

In Bezug auf die Wirthschaftsräume dieses Hofes mag nur hervorgehoben werden, dass sich hier drei „Städel" und zwei „Tennen" vorfinden. Die Ausfahrt geschieht durch die Tennen. Eine besondere Ausfahrt weist dieser Hof nicht auf.

Ich erwähnte bei der Beschreibung des Bleyer-Hofes, dass ich im Hofe des „Stöff'l-Jäck'ls" den Back-

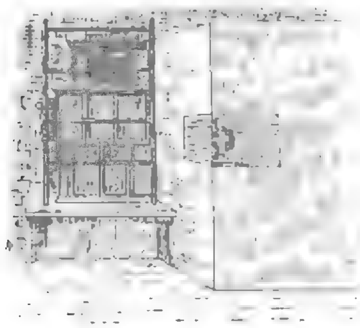


Fig. 124. Back- und Kachelofen aus dem Hause Nr. 15 in Aigen.

ofen und den Kachelofen in der Wohnstube in gleicher Weise angeordnet fand wie dort und dass ich hier auf die Beschreibung dieser Oefen eingehen wolle. Wie der Backofen und der Kachelofen nebeneinander in der Ecke der Stube liegen, veranschaulicht die Fig. 124. Die Breite des Backofens beträgt etwas über 2·50 m, die Tiefe etwa 2 m und die Höhe 1·58 m. Der Kachelofen ist ebenso hoch, in Bezug auf die Länge und Breite aber ungefähr um die Hälfte kleiner. Der Kachelofen zeigt keine aussergewöhnliche Form. Er steht auf einem gemauerten Sockel und ist aus grossen flachen Kacheln zusammengesetzt. Im obersten Theile der Stirnseite ist eine Bratröhre angebracht. An der zweiten freien Seite des Ofens ist ein Kupferkessel so in den Ofen eingefügt, dass die Hälfte desselben in den Ofen hineinragt, die andere Hälfte aber daraus hervorsteht. Die vorstehende Hälfte, die im Bilde sichtbar ist, kann aber durch einen Deckel geschlossen werden. Der Kessel dient dazu, im Winter, wenn der Ofen geheizt wird, fortwährend warmes Wasser bereit zu halten. Er führt den Namen „Luada'kess'l".[1])

Der Backofen selbst bietet nichts von besonderem Interesse. Er ist aus Ziegeln aufgemauert. Sein unterster Theil ist ein massiver Sockel. Die Basis der Ofenhöhle liegt mit der Oberfläche des Küchenherdes in einer Ebene. Merkwürdig ist nun eine an der einzigen freien, senkrechten Kante des Backofens angebrachte Beleuchtungsvorrichtung. Es ist da im Mauerwerke des Backofens ein prismatischer Raum ausgespart. Aus diesem führt schräg aufwärts durch den Körper des Backofens ein Schlot, der am hinteren oberen Theile des Backofens zu Tage tritt und durch die Zimmerwand in die Küche leitet. Der Schlot ist ein Rauchableitungscanal, die ganze Vorrichtung eine „Keañlaicht'n" (Kienleuchte). Wie schon der Name sagt, wird auch hier, wie es im heanzischen Hause üblich war (vgl. Bd. XXV, S. 135 ff.), mittelst Kienholz die Stube beleuchtet. Es wird zu diesem Zwecke in die Kienleuchte ein kleines Feuerross gestellt, das hier den Namen „Kienleuchtenrost" führt, und an dieses werden die Kienstückchen angelegt. Die Roste sind natürlich sehr klein und in einfachster Weise ausgestattet.

Die auffallend kleinen Feuerrösser, die ich Bd. XXV, S. 126, unter Fig. 181 und 187 abgebildet habe und die aus Oedenburg stammen, mögen wohl dem gleichen Zwecke gedient haben. Es liegt die Vermuthung nahe, dass auch in der Gegend von Oedenburg seinerzeit Kienleuchten nach dem Muster der Aigener Kienleuchte existirt haben werden, um so mehr nahe, als dort Kienleuchten nach dem Oberschützener Muster (vgl. Bd. XXV, S. 135) nicht verwendet geworden zu sein scheinen.

Die oben beschriebene Kienleuchte, welche, wie die Zeichnung es zeigt, im Falle sie nicht in Verwendung steht, durch zwei im rechten Winkel verbundene und in die Oeffnung passende Brettchen geschlossen werden kann, ist für die Gegend von Kirchschlag typisch. Man findet sie allenthalben noch im Gebrauche. Ihr Verbreitungsgebiet ist übrigens, wie aus später Nachfolgendem hervorgehen wird, ein grosses.

Nachzutragen habe ich noch, dass zu dem Stöff'l-Jäck'l-Hofe noch ein Kleinhaus mit einigen Parcellen Grund, die nicht mit den um den Hof herumliegenden Parcellen zusammenhängen und eine Ueberlände

[1]) Was das „Luada'", heanzisch „Luida'", ist, habe ich Bd. XXV, S. 116, erklärt.

bilden, gehört und ausserdem noch ein „Stieb'l" (ein kleines Häuschen mit nur einem Stübel und der dazugehörenden Küche), das in unmittelbarer Nähe des Hofes liegt. Solche „Stübel" findet man fast bei jedem Hofe in der Gegend um Kirchschlag. Auf diese Stübel ziehen sich in der Regel die „Ausnehmer" zurück. Sind sie durch Ausnehmer nicht besetzt, so werden sie vermiethet, wie dies hier sowohl mit dem Stübel, als auch mit dem Kleinhause der Fall war.

Die Institution der „Ausnahme"[1]) ist in der Gegend von Kirchschlag sehr im Schwunge. Es setzen sich oft Leute zur Ruhe, die noch recht tüchtig arbeiten könnten. Und die Bedingungen, die sich an die Ausnahme knüpfen, sind oft so drückend für die jungen Leute, dass sie, wie ich mir sagen liess, nicht selten an dem Niedergange der Wirthschaft Schuld tragen. Dabei halten die Alten aber streng an der Ausfolgung der ihnen grundbücherlich sichergestellten Ausnahme fest. Auch die Uebergabe des Gutes vom Vater an den Sohn ist eine streng geschäftliche Sache. Die Geschwister des übernehmenden Sohnes finden dabei wohl eine Sicherstellung ihres Antheiles am Vermögen, aber dass dabei die Heirat zum Geschäfte wird, ist leider zu beklagen. Der junge Bauer muss eben trachten, eine reiche Gefährtin zu erhalten, um seinerzeit seine Geschwister „hinausbezahlen" zu können.

In Bezug auf das Bild Fig. 122, das den Stöff'l-Jåck'l-Hof abbildet, will ich zum Schlusse nur noch erwähnen, dass es auch die Art des in der Gegend von Kirchschlag üblichen Zaunes ersehen lässt.

Der Stöff'l-Jåck'l-Hof selbst mag als Typus für den grösseren Bauernhof der Gegend angesehen werden. Das Wohnhaus, der eigentliche Hof selbst grösserer Bauern mit noch ausgedehnterem Besitze, ist in der Regel nicht grösser als das des Stöff'l-Jåck'l. Da sich nun die Erzeugnisse der Landwirthschaft grösserer Besitze in den mit dem Wohnhause zum geschlossenen Hof verbundenen Wirthschaftsräumen nicht alle unterbringen lassen, so hilft sich der Bauer damit, dass er um das Haus herum für Erdfrüchte (Kartoffeln, Rüben etc.) einen eigenen Keller, für das Getreide einen „Tråadkäst'n", für Heu und Stroh einen oder mehrere Städel errichtet. Um den Hof des Bauern Franz Liebentritt vulgo Pankertbauer in Aigen sah ich sieben oder acht solcher Gebäude, darunter einzelne mit ganz respectablen Ausmaassen, stehen. Der Hof des begüterten Bauern hatte das Aussehen eines kleinen Dörfleins.

[1]) In Aigen sagt man nicht „die Ausnahme", sondern „der Ausnahm".

Zum Schlusse sei aus dieser Gegend noch ein Haus besprochen. Es ist dies ein neuerer Bau aus den Dreissiger-Jahren, dessen Grundriss bei geringen Abweichungen dem der alten typischen Bauernhöfe gleicht, dessen Aeusseres jedoch von dem jener abweicht. Wir haben in Hinsicht auf diesen neueren Hof im Vergleiche zu seinen alten Nachbarn genau dasselbe Verhältniss vor uns, in dem das Haus Nr. 113 in Oberschützen, welches ich Bd. XXV, S. 109, abbildete und beschrieb, zu den dort beschriebenen älteren Häusern aus Oberschützen steht. Sowohl das Haus Nr. 113 in Oberschützen, als auch der Freiler-Hof, den ich jetzt kurz beschreiben will, sind Vierkante, geschlossene (fränkische) Gehöfte mit modernerem Aeusseren.

Der Freiler-Hof, der Besitzthum der Frau Erny Popp geb Eltz ist, hat seinen Namen von dem früheren Besitzer, der Freiler hiess, erhalten. Es scheint in der Gegend von Kirchschlag häufig der Fall zu sein, dass die Namen ehemaliger Besitzer zum Namen des Hauses, zum Hausnamen geworden sind. So mag dies mit den Hausnamen der Höfe „Bleyer", dessen Besitzer Reithofer, „Stocker", dessen Besitzer Pichler, und Stöff'l-Jåck'l, dessen Besitzer Bauer heisst, sein. Anders verhält es sich mit den Hausnamen Låcka'bauer und Felberbauer. Die Häuser, welche diese Namen tragen, verdanken sie jedenfalls charakteristischen Erscheinungen aus ihrer unmittelbaren Umgebung. In der Nähe des einen Hauses wird eine „Låcka'" (Lache) gewesen sein, und den anderen Hof werden „Felber" (Weiden), denen der Hof den Namen „Felberbauer-Hof" zu danken haben wird, umgeben haben. Die Namen Pankertbauer und Pankertbauer-Hof erklären sich von selbst. Charakteristisch für die Gegend ist es, dass die Namen fortbestehen, wenn auch die Besitzer wechseln. Man hat es hier also mit wirklichen Hausnamen zu thun.

Der Freiler-Hof, dessen Ansicht und Grundriss ich Fig. 125 und 126 bringe, ist einer der grössten Höfe der Gegend. Er nimmt etwas über 100 m² mehr Raum ein, als der Stöff'l-Jåck'l-Hof. Alle Tracte dieses Gebäudes bestehen aus Mauerwerk, nur die beiden Hütten an der Südseite des Hofes, welche übrigens neuere Zubauten sind, sind aus Holz (Bretter) errichtet. Der Wohntract zeigt drei Zimmer. Zwischen der zweiten und dritten Stube sind das Vorhaus und die Küche in ortsüblicher Weise eingeschlossen. Das erste Zimmer liegt vom zweiten

gesondert und hat einen separaten Eingang. Früher wird diese Stube wahrscheinlich mit der zweiten in Verbindung gestanden sein. Hofseitig führt den Wohnräumen entlang eine Gräd'n, zu welcher vom Hofthürl aus mehrere Stufen emporführen. Gegen den Hof zu ist dieser Gang mit einer gemauerten Brüstung versehen. Das Dach, welches über den Gang vorhängt und ihn beschirmt, wird durch vierseitige gemauerte Säulen getragen. Der Gang setzt sich vor dem Stalltract, im rechten Winkel gebrochen,



Fig. 125. Der Freiler-Hof in Aigen bei Kirchschlag.

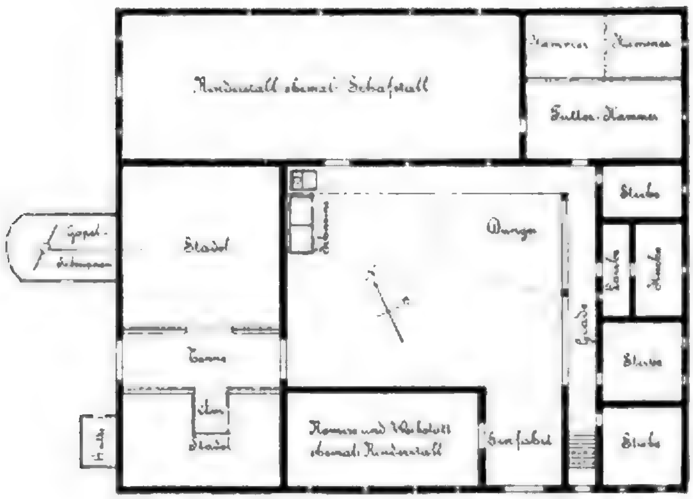


Fig. 126. Plan zum Freiler-Hof in Aigen (1 : 480).

fort. Dieser zweite Theil wird durch das Dach nicht überragt. Es fehlen hier somit Säulen und auch die Brüstung. Neben dem Hofthürl führt ein mächtiges Thor, durch das die grössten Getreidefuhren einfahren können, in die Einfahrt. Die Tenne hat zwei grosse zweiflügelige Thore, eines gegen den Hof, das andere in der Rückwand. Der Raum, der die nordöstliche Ecke des Hofes einnimmt und heute durch Bretterverschläge in eine Futterkammer und in zwei Kammern getheilt ist, war ehedem ein Raum und wurde als Kälberstall benützt. Alles Weitere erklärt der Plan.

In Bezug auf das Aeussere mag noch erwähnt werden, dass dieser Hof mit Schindeln gedeckt ist. Alle anderen Höfe, die ich in dieser Gegend aufgenommen habe, waren mit Stroh gedeckt. Gleich nach dem Ueberschreiten der Grenze bei Landsee fiel mir aber auf, dass die Strohdächer hier anders hergestellt werden, als in der Gegend von Oedenburg und in der Heanzerei. Bd. XXV, S. 96, erwähnte ich, dass der Heanze das Decken der Dächer mit Stroh meisterhaft verstehe. Die Häuser erhalten durch die Abstufungen im Dache, welche der Heanze besonders in der Abwalmung an der Giebelseite des Hauses anzubringen pflegt, geradezu einen Schmuck, der sich vortheilhaft von den anderen eintönigen glatten Flächen des Daches abhebt. Ein Blick auf die unter Fig. 141, 143, 147, 151, 152 und 159 in Bd. XXV abgebildeten Häuser wird dies bestätigen. Wenn ich von diesem Schmuck im Hinblicke auf das Strohdach der Gegend von Kirchschlag auch nicht sprechen kann, so muss ich doch sagen, dass der Bauer des südöstlichen Niederösterreich sein Haus nicht minder meisterhaft mit Stroh zu decken versteht, wie sein

Nachbar in der Heanzerei oder im Oedenburger Comitat. Mein oft erwähnter heanzischer Gewährsmann, Tobias Posch in Oberschützen, erkennt die Meisterschaft in dieser Sache sogar unverholen den „Prägnern" zu. Ihr Dach halte, so sagte er mir, wenn es gut hergestellt sei, 40 Jahre aus, während ein heanzisches Strohdach nur etwa 15 Jahre in gutem Zustande bleibe. Freilich, meinte er, habe das heanzische Dach wieder den Vortheil, dass man es „flicken", d. h. stellenweise ausbessern könne, was beim österreichischen Strohdache nicht möglich sei; denn wenn dieses einmal anfange, stark schadhaft zu werden, müsse man es ganz durch ein neues ersetzen. Meine Frage, welches Dach er nun vorziehe, beantwortete er mir so: „I'?, 's prägnarische, wal wånn ma' insar's a' flick'n kauñ, schaut's åft tou' åll-wal aus wia r a Pettla'g'wånt." „Und warum decken Sie dann Ihr Haus nicht nach der Art der Niederösterreicher?" fragte ich weiter. „Sëi [1]) wiss'n insa' Sprichwäa't jå eh' a': „An ålti G'wounhait unt an aisani Pfåat z'raiss'n gåa' håa't"; unt wëinn ma' wäs naiks firapringa' wüll, åft töinka' t' Lait glai', ma' wüll ta' G'schaitari saiñ, åft plaip' ma' liawa' pan Ålt'n."

Der Unterschied in der Art des Deckens besteht nun in Folgendem: Man beginnt auch mit Stroh am unteren Dachrande zu decken und schreitet dann nach aufwärts gegen den First zu allmälig vor. Der Heanze befestigt die unterste erste Lage der „Schabl" so, dass die Aehrenenden der Halme nach aufwärts zu liegen kommen. Diese Schauben müssen natürlich auch am Aehrenende gebunden sein. In der Gegend von Lockenhaus werden solche Schauben „Schopfschab'l" genannt, da sie vornehmlich auch am „Schopf" (Abwalmung, Halbwalm), und zwar zum Hervorbringen der Stufen Anwendung finden. In Oberschützen heissen sie „Kitt'lschab'l", wohl deshalb, weil sie in der Form Aehnlichkeit haben mit einem Frauenrocke, der „Kitt'l" genannt wird. Die Halme der „Schab'l", welche auf die erste Schichte, auf die Lage der „Schopf"- oder „Kitt'lschab'l" zu liegen kommen, sind nicht mehr am Aehrenende, sondern am Wurzelende wie die Garben gebunden. Durch eine einfache Manipulation, die mir Herr Tobias Posch vordemonstrirte, wird das Strohbündel, das so dick ist, dass man es dort, wo es gebunden ist, knapp mit beiden Händen umfassen kann, in eine Doppelschaube verwandelt. Dies geschieht folgenderweise: Man denke sich durch die Kreisfläche, welche das Strohband einschliesst, einen Durchmesser gezogen. Senkrecht zu diesem Durchmesser wird nun die obere Hälfte der Schaube, an der sich die Aehrenenden befinden, in zwei gleiche Theile geschieden. Den Durchmesser denke man sich jetzt als Achse. Um diese Achse wird nun die eine Hälfte der Schaube rundherum gedreht, bis sie wieder in ihre ursprüngliche Lage kommt. Das Strohband, welches vordem das ganze Bündel in Form eines Kreises umschloss, umfasst jetzt die beiden Theile des Doppelbündels in Gestalt einer Acht (8). Da es begreiflicherweise schwer wäre, einfache Schauben in Doppelschauben frei in der Hand umzugestalten, findet man fast überall in der Holzwand der Tenne, woselbst die Schauben gemacht werden, ein gebohrtes Loch, in das ein armstarker runder Stab gesteckt wird. Die Schaube wird jetzt mit den Händen in zwei Hälften geschieden und dann wie ein Reiter auf den Stab gesetzt. Auf dem Stabe reitend, gewinnt sie so viel Halt, dass die eine Hälfte um die bewusste Achse gedreht werden kann, während die andere Hälfte durch den Arbeitenden mit seinen Beinen eingeklemmt festgehalten wird. Die „Schopfschab'l" werden, wie oben gesagt, so an den Latten befestigt, dass die Aehrenenden in der Dachschräge nach aufwärts liegen, die Doppelschauben dagegen bindet man derart an, dass die Aehrenenden nach abwärts gerichtet sind. Das Strohband, mittelst welchem man jede neue Schaube an die Latte bindet, wird stets von der zunächst vorherliegenden Schaube genommen. Solchergestalt sind die Schauben nicht allein an der Latte befestigt, sondern auch unter sich verbunden. Der in die Augen fallende Unterschied zwischen den heanzischen und den niederösterreichischen Strohdächern besteht nun darin, dass, während beim heanzischen Strohdache nur die „Schopfschab'l", die Wurzelenden der Halme, alle anderen Schauben aber die Aehrenenden hervorkehren, beim niederösterreichischen Strohdache alle Halme so befestigt sind, dass die Wurzelenden sichtbar sind. Ein neues Strohdach, nach der Art der Niederösterreicher in der Gegend von Kirchschlag gedeckt, bietet einen sehr schönen Anblick, und das glänzende Gelb der Halme, in das sich die dunklen Punkte der Halmöffnungen mengen, geben dem Dache ein Aussehen, als ob es aus Sammt wäre. Die Ab-

[1]) Sëi = Sie; der Heanze gebraucht sonst in der Regel das alte „Öis (Ëinka'. Ëink, Ëink)", wenn er jedoch mit Gebildeten spricht, die sich des Hochdeutschen bedienen, bestrebt er sich, selbst auch ein besseres Deutsch zu sprechen, daher das Sëi, statt dem ma. Öis.

bildungen der Häuser, die ich aus der Gegend von Kirchschlag beschrieben habe (siehe Fig. 120 und 122), zeigen ferner, dass die Dächer keine Abwalmungen (Schopf) haben. Die Giebel sind dafür aber allenthalben mit dem „Pferdekopf" geziert.

Ob der Heanze sein Haus nun so deckt, dass das Dach die Aehrenenden der Halme hervorkehrt, und der Niederösterreicher in der Gegend von Kirchschlag so, dass die Aussenfläche des Daches die Wurzelenden der Strohhalme sehen lässt, so müssen doch beide, um ihre Strohdächer in allen Theilen wasserdicht zu erhalten, in gleicher Weise bedacht sein, die höchste Stelle des Daches, den First, der bei beiden Deckarten nicht ganz geschlossen werden kann, separat einzudecken, ebenso wie bei einem Ziegeldache der First durch die rinnenförmigen Firstziegel besonders gedeckt werden muss, weil die flachen Dachziegel, welche an der Firstkante von beiden Seiten des Daches zusammenstossen, dort eine Spalte offen lassen. Ich hebe dies im Besonderen hervor, weil mir in Bezug auf die Herstellung des Firstes bei Strohdächern in den Gegenden, die hier berührt werden, wieder Unterschiede vorgekommen sind.

Wie der First in der Gegend von Oberschützen gebildet wird, hat mir wieder der Landmann Tobias Posch erklärt. Ist das Dach bis auf die Eindeckung des Firstes fertig, so wird in der Nähe des Hauses eine seichte Grube ausgehoben und in diese Lehm gegeben, der, mit Wasser übergossen, zu einem dünnen Brei gerührt wird. In diesen Brei legt man grosse Strohschauben [1] (in der Heanzerei: „Schapstråb", in der Gegend von Oedenburg: „Schålpas" genannt), wälzt sie tüchtig darin, so dass sie allmälig von dem Lehmbrei ganz durchtränkt werden. Nun zieht man die Schauben einzeln an einem Seile bis an den First empor, löst oben das Strohband und biegt dann die Strohbündel knieförmig über den First.

Zu beiden Seiten des Firstes werden sie mit einem Brette an die Dachflächen angeschlagen. Der Lehm hält nicht nur die einzelnen Halme der Schaube fest zusammen, sondern er stellt auch zwischen diesen und den Dachflächen eine so gute Verbindung her, die jede weitere Befestigung der Firstschrauben überflüssig macht. Da die oberste Lehmschichte bald vom Regen weggewaschen wird und Vielen der beschriebene Vorgang unbekannt ist, kann sich gar Mancher nicht erklären, wie es denn möglich sei, dass schon bei ganz neuen Strohdächern und auffallenderweise noch dazu an der höchsten Stelle derselben sich ein Pflanzenwuchs entwickeln kann, der wirklich unerklärlich wäre, wenn man nicht wüsste, dass die Keime dazu mit dem Lehmteig auf das Dach gekommen sind.

Soweit ich mich erinnere und nach den vor mir liegenden Photographien jener Häuser zu schliessen, die ich oben Fig. 120 und 122 abgebildet habe, scheint die Eindeckung des Firstes in der Gegend von Kirchschlag auf dieselbe Weise zu geschehen, wie in der Gegend von Oberschützen. Eine andere Art der Versicherung des Firstes lernte ich gelegentlich des erwähnten Abstechers von Oberschützen nach Schmiedraith kennen. Ich spreche im vorstehenden Satze absichtlich von „Versicherung" und nicht von „Eindeckung" des Firstes, da ich mir über die Eindeckung selbst nicht die volle Klarheit verschaffen konnte. Es scheinen in Schmiedraith die Firste in gleicher Weise wie in Oberschützen überdeckt zu werden, nur wird kein Lehm verwendet. Da hier somit das bindende Mittel fehlt, ist man genöthigt, eine eigene Versicherung des Firstes, von der ich sprechen will, anzubringen. Man legt in Abständen von 40—50 cm zwei Stangen parallel zum Firste, und zwar jederseits desselben so auf die Dachflächen, dass auch der Abstand der obersten Stange vom Firste die Entfernung von 40—50 cm nicht überschreitet. Diese Stangen werden nöthigenfalls durch weitere Stangen verlängert. In gewissen Abständen sind die Stangen durch Wieden am Dache selbst befestigt. Um nun den First zu sichern, werden 2—3 cm lange Strohbündel, die durch mehrere Bänder zusammengehalten werden, in Abständen von 1 bis 1·5 cm hakenförmig über den First gelegt, stramm über die Stangen gezogen und schliesslich mit Wieden an diesen festgebunden. Es sei hier noch bemerkt, dass ich in Schmiedraith die Häuser in derselben Weise gedeckt fand, wie in der Gegend von Kirchschlag. Während sich in Bernstein, das doch bedeutend näher zu Kirchschlag liegt, die Deckart, wie sie in Kirchschlag geübt wird, nicht mehr findet, obwohl ich sie im ganzen Ungerbachthale, das von Kirchschlag her gegen Bernstein aufsteigt, bis in die Nähe von Bernstein beobachtete, tritt sie in Schmiedraith wieder auf. Die Landesgrenze scheint

[1] Damit das Stroh dieser Schauben so wenig als möglich verletzt werde, werden die Garben (so werden die Bündel genannt, so lange sie das Getreide noch enthalten) nicht gedroschen, sondern es werden die Körner ausgeschlagen, indem man das Aehrenende der Garbe in starkem Schwunge gegen einen Schragen schlägt. Man nennt diese Arbeit in der Heanzerei das „Schmaiss'n".

also zugleich annähernd die Grenze zu bilden zwischen den beiden verschiedenen Arten der beschriebenen Strohdächer. Hier will ich auch anfügen, dass sich von Oberschützen aus nach Westen das Decken der Dächer mit Stroh nach heanzischer Gepflogenheit auch nur bis zur Grenze erstreckt. In Buchschachen, Kitzladen und Alhau fand ich nur Strohdächer heanzischer Art. Ob schon in St. Johann in der Heide, dem ersten Orte, den ich auf steirischem Gebiete passirte, das Strohdach nach Kirchschlager Art gemacht wird, dessen kann ich mich nicht mehr entsinnen. Südlich von Hartberg, also in Orten, die unerheblich weiter von der Grenze abliegen, als St. Johann in der Heide, dann aber auch tief im Steirischen stiess ich allenthalben auf die Art des Strohdaches, wie es sich in Kirchschlag findet. Ich mache darauf besonders aufmerksam, dass im folgenden Abschnitte unter Fig. 127, 129, 132, 135 und 143, ferner im letzten Abschnitte dieser Arbeit unter Fig. 145, 147, 150, 153, 155 und 159 Belege nicht nur für die Kirchschlager Art des Strohdaches, sondern auch für die Art der Versicherung des Firstes, wie ich sie in Vorstehendem aus Schmiedraith bekannt gemacht habe, aus steirischen Orten bringen werde, welche, die beiden ersten Fälle berücksichtigt, der ungarischen Grenze nahe, in den drei weiteren Fällen aber derselben bedeutend ferne und in den sechs letzten Fällen in einem für sich behandelten Gebiete, in der Gegend von Vorau, liegen. Also auch nach Westen hin bildet die Landesgrenze die Grenze des Vorkommens der beiden Strohdächerarten. Es ist dies jedenfalls auffallend und bemerkenswerth, umsomehr, als sich das Gebiet des „heanzisches Strohdaches“ — ich will es vorläufig so nennen, ohne die Bezeichnung für eine endgiltige halten zu wollen — nach Westen und Nordwesten mit dem Gebiete, das der heanzische Dialect (ich ziehe vor Allem das charakteristische „ui“ in Betracht) nach diesen Richtungen hin einnimmt, fast vollkommen deckt. Ich habe die österreichisch-ungarische Grenze auf meinen Wanderungen dreimal überschritten: bei Landsee, bei Kalteneck, bei Alhau und bei Pinkafeld, und ein fünftes Mal bin ich ihr bei Schmiedraith nahegekommen. Während in den oben angeführten ungarischen Grenzorten überall reines Heanzisch gesprochen wird, schlägt überall in den ihnen zunächst liegenden Grenzorten auf österreichischer Seite die steirisch-österreichische Mundart an's Ohr. So in Blumau und Stang bei Landsee, in Kirchschlag und Ungerbach, Bernstein und Kalteneck gegenüber, so in Offenegg, das Schmiedraith so nahe, so auch in St. Johann in der Heide, das Alhau gegenüber und schliesslich in Sinnersdorf, das nahe Pinkafeld an der Grenze liegt. Die Landesgrenze ist also auf der ganzen berührten Strecke fast ganz genau auch die Grenze für das Gebiet des heanzischen Dialectes.

Die heanzische Mundart und die heanzische Art des Strohdaches reichen also nach dieser Richtung gleich weit. Anders verhält es sich mit dem Hause, wie aus dem Vorstehenden und dem Nachstehenden erhellt.

D. Wanderung durch die östliche Mittelsteiermark.

Ich komme jetzt auf den Theil meiner Excursion zu sprechen, den ich von Anfang an als dasjenige Gebiet mir auserkoren hatte, das mir für die Ferien des Jahres 1895 als das eigentliche Feld meines Studiums gelten sollte.

Aus dem Nachfolgenden wird nun hervorgehen, dass die mittlere Oststeiermark Anknüpfungspunkte bietet im Vergleiche ihrer Hausformen mit denen der besprochenen sowohl in Bezug auf die Heanzerei, als auch auf die Gegend von Kirchschlag und mit der Gegend um Kirchschlag auch ortweise in Bezug auf die Besitzverhältnisse.

Die wirklich staunenswerthe Gleichheit in der Ausgestaltung des Bauernhauses, wie ich sie auf ganz grossen Strecken meiner Tour gefunden, bietet dem Hausforscher in diesem Gebiete wenig Unbekanntes und in Folge dessen wenig Neues zur Mittheilung.

Ich halte es, bevor ich auf die Schilderung der vorgefundenen Hausformen übergehe, für nothwendig, erst die Wege zu kennzeichnen, die ich in der mittleren Oststeiermark zurückgelegt.

Bd. XXV dieser Mittheilungen, S. 110, verwies ich auf die Aehnlichkeit des dort unter Fig. 168 mitgetheilten Bildes „Blick in den Hof des Hauses Nr. 113 in Oberschützen“ mit der Ansicht eines Hofinneren von einem mittelsteirischen Bauernhause, das sich im Bande „Steiermark“, S. 149, des Werkes „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ veröffentlicht und von Johann Krainz beschrieben findet. Aus der Beschreibung sowohl, als auch aus der Abbildung ersah ich, dass das fränkische Gehöfte auch in der östlichen Mittelsteiermark vorkomme. Das Verbreitungsgebiet des fränkischen Gehöftes in der dortigen Gegend festzustellen, sollte

meine erste Aufgabe sein. Um genau zu erfahren, in welcher Gegend das am angeführten Orte abgebildete Bauernhaus stehe, in welchem Theile der Mittelsteiermark das fränkische Gehöfte vorkomme, wandte ich mich, um danach mein Reiseprogramm einrichten zu können, brieflich an Herrn Johann Krainz, den gewiegten Kenner seiner steirischen Heimat. Herr Krainz war so gütig, mir auf meine Anfrage hin unter Anderem Folgendes zu sagen: „Ihr Reiseprogramm betreffend, muss ich Ihnen entschieden anrathen, in dasselbe auch die Gegend von Fürstenfeld und Umgebung, namentlich Nord und Ost, einzubeziehen. Das im Kronprinzenwerke abgebildete Bauernhaus wurde (wenn ich nicht irre) in Blumau bei Fürstenfeld vom Künstler aufgenommen.“ Diese freundliche Aufklärung, für welche ich Herrn Krainz auch hier danke, veranlasste mich, wenigstens einen Theil des angegebenen Gebietes zu durchwandern. Ich musste mich mit einem Theile des bezeichneten Gebietes nothgedrungen deshalb begnügen, weil ich von meinem Wege, der mich in seiner Hauptrichtung von Osten nach Westen führen sollte, zu weit abgekommen wäre, wenn ich das ganze Gebiet hätte durchgehen sollen. Es fiel mir um so leichter, den Wunsch, das ganze bezeichnete Gebiet zu durchwandern, aufzugeben, da durch die Abbildung im Kronprinzenwerke und durch Krainz' Beschreibung des typischen Bauernhauses aus Blumau schon constatirt war, das dieselbe typische Form des Bauernhauses auch in der näheren nördlichen Umgebung von Fürstenfeld vorkomme, wie ich sie in weiterer Entfernung von Fürstenfeld gefunden habe. Die östliche Gegend von Fürstenfeld ist aber identisch mit jener, die ich zu Ostern 1894 durchwandert und von der der Abschnitt „Das Bauernhaus der südlichen Heanzerei“ meiner Arbeit in Bd. XXV dieser Mittheilungen handelt.

Mein Weg führte mich daher vorerst von Albau, wo ich vom heanzischen Boden Abschied nahm, über St Johann in der Heide nach Hartberg und von da bis Waltersdorf. Ueber diese Strecke will ich nun zuerst berichten.

Ich nahm meinen Weg nach Waltersdorf nicht durch die Dörfer, die im Thale an der Landstrasse liegen, welche von Hartberg in südlicher Richtung nach dem genannten Orte führt, sondern ging über Habersdorf, Schölbing, Weinberg, St. Magdalena und Rohrbach den abgelegenen Weg durch die Berge nach Waltersdorf, darauf rechnend, dass mir auf diesem Wege ursprünglichere Formen des Bauernhauses unterkommen dürften als im belebten Thale, und ich habe mich in dieser Voraussetzung wohl nicht getäuscht; denn ich glaube nicht, dass mir in den Dörfern an der Landstrasse ein Häuschen untergekommen wäre wie das, das ich weiter unten beschreibe und unter Fig. 129—131 abbilde und das mir zur Erklärung wurde, in welcher Weise sich das fränkische Gehöfte dieser Gegend zu der Form entwickelt haben wird, die es heute dort allenthalben zeigt.

Schon unmittelbar nach dem Ueberschreiten der ungarisch-steirischen Grenze, in St. Johann in der Heide, fiel mir auf, dass die Gehöfte daselbst ganz dasselbe Aeussere aufweisen, das jenes mittelsteirische Bauernhaus aus Blumau zeigte, welches sich im Bande „Steiermark“ des Kronprinzenwerkes, S. 149, abgebildet findet. Ich konnte also voraussetzen, dass ich auf dem ganzen Wege, den ich bis in die Nähe von Blumau vor mir hatte, dieselbe Hausform finden werde, und so war es auch. Waren es nicht ganz kleine Häuschen, die keinen geschlossenen Hof hatten und die weitaus die Minderzahl in der dortigen Gegend bilden, so trugen alle Häuser das Gepräge jenes Hauses aus Blumau oder dieses Hauses aus Sebersdorf, dessen Ansicht ich hier unter Fig. 127 wiedergebe, an sich.

Das hier abgebildete Haus gibt also ein Bild der Vorderansicht des typischen Hauses der ganzen Gegend von Fürstenfeld bis Hartberg. Der Grundriss des ganzen Hofes zeigt den des geschlossenen fränkischen Gehöftes mit dem vollkommen eingeschlossenen Hofraume und den charakteristischen zwei Thoren, dem Einfahrtsthore in der Vorderfront und dem gegenüberliegenden Ausfahrtsthore im Stadeltracte. Da das Fig. 127 abgebildete Haus Nr. 14 des Bauern Ferdinand Salmhofer, wie bereits erwähnt, ein für die Gegend grösseres typisches Bauernhaus ist und ich es, da die Beschreibung eines kleineren Bauernhauses aus dieser Gegend in Nachstehendem folgen wird, für überflüssig erachten kann, mehrere grössere Häuser aus dieser Gegend heranzuziehen, so erwächst mir andererseits die Nothwendigkeit, auf die Beschreibung dieses Hauses näher einzugehen. Ich bringe daher zur weiteren Illustration dieses Hauses unter Fig. 128 dessen Grundriss. Die eingezeichneten Namen der einzelnen Räume deuten den Grundriss so weit, dass ich zur weiteren Erklärung desselben nur wenige Worte anzufügen habe.

Die Wohnräume der Familie des Bauern liegen im südöstlichen Theile des Hauses. An die geräumige Stube, welche die südöstliche Ecke des Hauses ein-

nimmt, schliesst sich gegen die Einfahrt noch ein zweifensteriges Zimmer an, dessen Fenster aber so angebracht sind, dass nur eines davon sich in der Vorderfront des Hauses befindet; das andere sieht in den Hof. Beide Zimmer sind durch eine Thüre mit einander verbunden. Das grössere der beiden Zimmer hat vier Fenster. Zwei davon liegen in der etwas vorspringenden Giebelmauer und je eines der beiden anderen sich gegenüber in den an die Giebelwand anstossenden Mauern. Fenster in sich gegenüberliegenden Wänden sind für diese Gegend ebensowenig untypisch, wie für die Gegend von Kirchschlag (vgl. oben S. 132). Da wie dort ist also



Fig. 127. Haus Nr. 14 in Sebersdorf bei Hartberg.

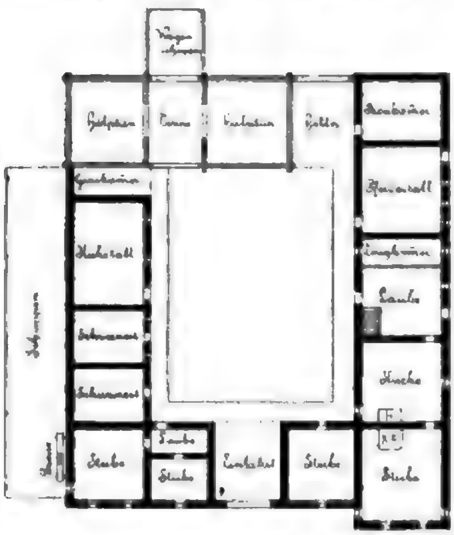


Fig. 128. Plan zum Hause Nr. 14 aus Sebersdorf (1 : 480).

der Zwang des althergebrachten Gesetzes, das da fordert, dass die Mauer, welche dem Nachbarhause zugekehrt ist, fensterlos sein muss, und welches Herkommen in der Heanzerei sowohl, als auch in der Gegend von Oedenburg noch streng beobachtet wird, bereits überwunden.

Wie aus dem Grundrisse des Hauses, Fig. 128, ersichtlich ist, gliedert sich an die grosse Stube die Küche an. Auch die Küche hat zwei Fenster in gegenüberliegenden Wänden. Besonders hervorgehoben muss hier werden, dass die Laube (Lab'm) und die Küche hier zwar auch in Verbindung mit einander stehen, d. h. neben einander liegen, dass sie aber nicht dieselbe Lage einnehmen, wie Laube und Küche in all' den Häusern, die von mir bis jetzt beschrieben wurden. In diesem Hause liegen nämlich Laube und Küche als vollkommen gesonderte Räume parallel zu einander in der Richtung der Längenachse des Hauses, während in all' den Gegenden, die bis jetzt von mir in Bezug auf das Bauernhaus durchforscht wurden, die charakteristische Lage von Küche und Laube die ist, dass die beiden Räume nicht durch eine Mauer, die rechtwinkelig zur Längenachse, sondern parallel zu dieser steht, getrennt sind. Die Trennung zwischen Küche und Laube in dieser Lage ist übrigens keine vollkommene, da der Ausschnitt in der Mauer, der die Verbindung zwischen beiden Räumen herstellt, meist grösser ist, als eine gewöhnliche Thüre und fast nie durch eine Thüre zu schliessen, sondern in den weitaus meisten Fällen offen ist. (Vgl. Bd. XXIV, S. 118.) Die Anordnung von Laube und Küche, wie sie dieses Haus zeigt, ist in dieser Gegend keineswegs selten, doch ist sie auch nicht ausnahmslos, da, wie aus der Beschreibung des nächsten Hauses aus dieser Gegend hervorgehen wird, auch die Anordnung von Laube und Küche vorkommt, die aus meinen Abhandlungen in Bd. XXIV und XXV bereits bekannt ist.

Die Laube des Hauses Nr. 14 in Sebersdorf hat ausser der einen Thüre, durch welche man vom Hofe aus Zutritt hat, übrigens noch eine zweite Thüre, die durch die gegenüberliegende Wand in's Freie führt. Sie ist also auch hier so eingerichtet, wie die Lauben in den oben beschriebenen Häusern

Nr. 30 und 15 in Aigen bei Kirchschlag und hat auch hier bereits die hervorragende Bedeutung, durch die zweite Thüre einen Verkehr vom Hofe aus durch das Haus in das gegenüberliegende Freie zu ermöglichen. Wenngleich auch diese Errungenschaft, wie aus dem Folgenden hervorgehen wird, nicht so alt ist, als das Haus selbst, da die Thüre hier erst später angebracht wurde, so deutet die heutige Ausgestaltung der Laube doch auf das Streben hin, die Laube derart umzugestalten, dass sie nicht nur als Verkehrsraum zwischen Innentheilen des Hauses, sondern auch zwischen dem Hofe und dem Freien diene.

Auf der der Küche gegenüberliegenden Seite der Laube gliedert sich hier kein weiterer Wohnraum an, wie es in anderen Häusern auch dieser Gegend häufig zu sein pflegt. Die Stube, welche in der Front des Hauses zwischen der grossen Stube und der Einfahrt liegt, macht eine hintere Stube hier überflüssig. Ein schmaler Raum, der von der Laube aus betreten und durch zwei sich gegenüberliegende Fenster beleuchtet wird, dient als Zeugkammer. An diese schliesst sich der Pferdestall an, welcher gewölbt ist und für zwei Paar Pferde Raum bietet. Auch der Pferdestall hat wie die Laube eine zweite Thüre, die in's Freie führt. Sie mag wohl deshalb angebracht worden sein, weil sie den Verkehr zu den hinter dem Hause liegenden Schuppen erleichtert. Auch gelegentlich einer Feuersgefahr ist diese Thüre nicht ohne Bedeutung.

Links vom Einfahrtsthore liegt nun auch noch eine kleine Wohnung, bestehend aus einer kleinen Laube, einer Küche und einer kleinen Stube. Laube und Küche sind gewölbt, das Zimmer hat eine Tramdecke. Ob diese drei Räume immer den heutigen Zwecken, als Wohnung, vielleicht gelegentlich als Ausnahmewohnung, gedient, konnte mir der Besitzer des Hauses nicht sagen. Jetzt ist die kleine Wohnung vermiethet. An diese Wohnung schliessen sich nach rückwärts, wie aus dem Plane zu ersehen, zwei Räume, in denen die Schweineställe untergebracht sind, ferner der Kuhstall und schliesslich eine nach dem Hofe zu offene Graskammer an.

Den Hofraum schliesst nach rückwärts der Stadel, ein Blockbau, ab. Zwei gepflasterte Gräden, die durch die in den Hof vorragenden Dachflächen überdacht sind, führen den Ställen entlang zum Stadel zurück. Der Stadel ist in vier Theile gegliedert: in eine von zwei Hålpåa'n eingeschlossene Tenne und eine Durchfahrt (Hitt'n).

Die hier übliche Bezeichnung „Hålpåa'n" [1]) erinnert an die Oedenburger Gegend, die „durchgängige" Laube findet gleiche Beispiele in der Gegend von Kirchschlag und die Anlage des ganzen Hofes ruft durch seine ausserordentliche Aehnlichkeit, welche aus dem Vergleiche des mitgetheilten Grundrisses Fig. 128 mit dem Grundrisse des Hauses Nr. 113 in Oberschützen (vgl. Bd. XXV, S. 109) hervorgeht, Rückerinnerungen an die Höfe der nördlichen Heanzerei, speciell an Oberschützen wach.

Auch die Anlage des Dorfes zeigt Aehnlichkeit mit der von Oberschützen (vgl. Fig. 154 in Bd. XXV). Sebersdorf besteht zwar nur aus einer Häuserreihe, weist also keine Gasse auf, wie benachbarte Dörfer an der Landstrasse gegen Hartberg, doch liegen die Häuser ganz analog den Häusern in Oberschützen nicht dicht an einander gebaut, also wie die Häuser der Dörfer im südlichen Theile der Heanzerei oder um Oedenburg, sondern auf Parcellen von so ausgiebiger Breite, dass, obwohl die einzelnen Häuser sich in behäbiger Breite ausdehnen, in der Regel immerhin noch genügend Raum zu freier Bewegung zwischen den einzelnen Häusern liegt. Die Vorderfronten der Häuser bilden eine fast gerade Linie. Vor dieser fällt das Terrain sanft ab bis zum Bache, der sich in einer Entfernung von etwa 100 Schritten durch's Thal schlängelt. Es ist nun auffallend, dass die Häuser hier — ich glaube ausnahmslos — ihre Vorderseite dem Bache zukehren, obwohl die Landstrasse knapp im Rücken der Häuser vorüberführt. Für den Fall, dass die Landstrasse eben so alt oder älter als das Dorf ist, was ich leider nicht festzustellen vermochte, wäre die Anlage des Dorfes eine absondere, da doch sonst stets die Häuser in geschlossenen Dörfern ihre Hauptfront der Strasse zuwenden. Die Lage des Hauses zur Sonne, hier

[1]) Ich habe noch keine mich befriedigende Deutung des Wortes „Halpaa'n" gelesen. Der Stadel zerfällt im westlichen Ungarn, in der östlichen Steiermark und im südöstlichen Niederösterreich zumeist in drei Theile. Die Tenne hält die Mitte und rechts und links gliedern sich je ein Raum an. Der eine dient zur Aufnahme des Heues; es ist dies der Heustadel. Der andere nimmt das Getreide, so lange es noch in Garben liegt, und wenn es ausgedroschen ist, das Stroh auf. Dies ist der „Hålpåa'n". Wo er nicht so genannt wird, fallen ihm in den verschiedenen Gegenden folgende Namen zu: „Fruchtstäd'l" und „Baustäd'l" (Stadel für das Erbaute, Oberschützen; Fruchtstadel auch in Aigen), „Strohstäd'l" (Aigen), dann „Schabpåa'n" (Schaubenbarren) im Gegensatze zu „Heupåa'n" in Auen, Gemeinde Krammersdorf, Steiermark. Die Bezeichnung „Schabpåa'n" rief in mir die Vermuthung wach, dass „Hålpåa'n" als „Halmbarren" zu deuten sein wird.

zwar die denkbar günstigste, ist nicht immer ausschlaggebend. Vorausgesetzt, dass die Strasse später entstanden als das Dorf, liegt es nahe, aus dem Ungewöhnlichen in der Lage der Häuser, das darin besteht, dass diese ihre Fronten dem Bache zuwenden, darauf zu schliessen, dass die Häuser deshalb ihre Fronten dem Bache zukehren, weil auch hier, wie ich das Bd. XXV, S. 108, von Oberschützen nachgewiesen, das Bachbett einst als Strasse für den Wagenverkehr gedient haben dürfte.[1])

Auch insoferne hat die Anlage des Dorfes Sebersdorf Aehnlichkeit mit Oberschützen, als sich auch hier dem Hausgrunde stets ein Streifen Landes anschliesst. Der Theil dieses Complexes, welcher sich der Hofstätte des Hauses Nr. 14 in Sebersdorf nach Osten anschliesst und vor der Vorderfront des Hauses gegen den Bach abfällt, ist ein Wiesengrund. Der grössere Theil, der sich hinter dem Hause nach Westen erstreckt, ist in der Nähe des Hauses als Obstgarten benützt. Hier stehen zwei Wagenschuppen. Weiterhin schliesst sich an den Obstgarten in gleicher Breite Ackerland an, das ich zum grössten Theile mit Hopfen bepflanzt sah, der hier nicht nur in verhältnissmässig grosser Menge, sondern auch in guter Qualität gebaut wird. Fast bei jedem Hause findet man daher auch eine Hütte, die zum Trocknen des Hopfens verwendet wird. Diese Hütte dient gewöhnlich einem doppelten Zwecke. Die eigentliche Hütte, der „Hopfenboden", ruht auf Säulen. Eine Stiege führt zum Boden empor. Der unter dem Boden liegende, nach allen Seiten hin freie Raum dient als „Holzschupfen".

Hervorheben muss ich in Bezug auf die Lage des Hauses auf der Parcelle noch, dass die nördliche Grenze der Parcelle jetzt so weit vom Hause abliegt, dass dort noch Raum bleibt für einen Fahrweg. Man kann also das ganze Haus heute ungehindert umfahren. Früher war dies nicht möglich, da dieser Streifen erst vom jetzigen Besitzer dem Nachbarn abgekauft wurde. Ehedem fiel die Grenze, wie mir der Bauer sagte, „mit dem Dachtropfen" (der Traufe) zusammen. Daraus ist zu folgern, dass sowohl die Thüre, welche aus dem Pferdestall, als auch die, welche aus der Laube in's Freie führen, in neuerer Zeit entstanden sein werden. Man ist beim Anlegen dieser Thüren, besonders der Laubenthüre, jedenfalls dem Beispiele, welches das Bauernhaus der westlicher gelegenen Gegenden bietet, gefolgt, von dem weiter unten die Rede sein wird.

Die Parcelle, auf der das Haus liegt, eingerechnet, umfasst das Besitzthum, welches zum Hause gehört, 26 Katastraljoch, wovon 9 Joch Ackerland, 6 Joch Wiesen und 11 Joch Wald sind. Der grösste Theil dieses Ausmaasses an Grund und Boden liegt in den Fluren zerstreut. Man hat also hier im östlichsten Theile der Mittelsteiermark, und zwar in den Thalsohlen, wo man geschlossene Dörfer antrifft, dieselben Verhältnisse im Hinblicke auf die Vertheilung des Grundes, wie im angrenzenden westlichen Ungarn, in der Heanzerei. In der bergigen Gegend jedoch, die ich von Schölbing bis nahe zu Wallersdorf durchgewandert, treten, analog jener hügeligen Gegenden der Heanzerei, die von „Bergbauern" bewohnt werden, die Einzelhöfe auf. Um diese liegen die dazu gehörenden Gründe zum grössten Theile arrondirt beisammen. So ist's auch im Westen von Sebersdorf, besonders in den höher gelegenen Theilen des Landes, wie aus dem Nachstehenden hervorgehen wird.

Um die Besitzverhältnisse in Sebersdorf im Allgemeinen zu skizziren, sei hier noch mitgetheilt, dass das Dorf Sebersdorf aus 119 Häusern besteht und der Bann des Dorfes 1216 Katastraljoch umfasst. Es kommen somit im Durchschnitte auf jedes Haus 10·2 Joch. Der begütertste Bauer aber nennt 40 Joch sein Eigen.

Die bäuerlichen Besitze sind hier im Durchschnitte (10·2 Katastraljoch) also etwas kleiner als in der Gegend von Oedenburg und Oberschützen (13 Joch; vgl. Bd. XXV, S. 101) und erreichen die Ausdehnung der Bauerngüter in der Gegend von Kirchschlag bei weitem nicht.

Der Bauer in Sebersdorf legt dem Ackerbau und der Viehzucht gleiche Wichtigkeit bei. Der Viehstand des Bauers Salmhofer besteht in 1 Paar Pferden, 1 Paar Ochsen, 4 Kühen und 9 Schweinen. Auf den Hopfenbau wird im Thale grosses Gewicht gelegt. Sebersdorf allein baut jährlich etwa 30—35 q Hopfen.

Auf dem westlichen Gelände der Hügelkette, die sich von Hartberg ab zwischen dem Safenthale und

[1]) Für die a. a. O. ausgesprochene und jetzt wiederholte Annahme, dass die Bachbette besonders in lehmigen Gegenden vor Zeiten häufig als Strassen für den Wagenverkehr gedient haben mögen, fand ich übrigens in „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", im Bd. „Steiermark", den ich durchlas, als ich mich zur Excursion rüstete, von der jetzt die Rede ist, eine Bestätigung. S. 64 heisst es dort, wo von der Weizer Klamm gesprochen wird, dass seit 1883 „eine vortreffliche, kunstvoll angelegte Strasse von Passail durch die Klamm nach Weiz führe", und vorstehend: „Ehedem konnte man durch die Klamm nur in dem Bachbette fahren".

dem Lafnitzthale nach Süden erstreckt, wurde noch vor wenigen Jahren viel Wein gebaut. Die vielen kleinen weissen Kellerhäuser, welche aus Getreide- oder Kartoffelfeldern in's Thal blicken, geben heute noch Zeugniss davon. Der Führer, welcher mich von Hartberg nach Waltersdorf begleitete, ein alter Mann, sprach mit Wehmuth von den einstigen schönen Tagen, die er in den Kellern dieser Gegend verlebt, und auch der Wirth, bei dem ich in St. Magdalena einkehrte, sprach mit Trauer von den schönen Weingärten von ehedem, die den besten Schillerwein der ganzen Gegend hervorgebracht haben, nun aber schon seit Jahren von der Peronospora zu Grunde gerichtet seien.

Nun nochmals auf den Typus des Bauernhauses dieser Gegend zurückgreifend, hebe ich hervor, dass, wie aus dem Grundrisse des Hauses Nr. 14 in Sebersdorf hervorgeht, kaum ein wesentlicher Unterschied in der Anlage des fränkischen Gehöftes aus dieser Gegend zwischen jenem in der Gegend von Oberschützen oder in weiterem Sinne aus der nördlichen Heanzerei und der niederösterreichischen Gegend von Kirchschlag besteht, wenn man von der durchgängigen Laube, wie eine solche den Wohntract des Hauses Nr. 14 in Sebersdorf und die meisten der von mir gesehenen Gehöfte in der Gegend von Kirchschlag aufweisen und die eine nicht zu unterschätzende Weiterentwicklung des Hauses dieser Gegenden im Vergleiche zum Gehöfte in der Heanzerei bedeutet, absieht. Einen in die Augen springenden und nicht unwesentlichen Unterschied zwischen den fränkischen Gehöften in der östlichen Mittelsteiermark und denen der eben berührten Gegenden Ungarns und Niederösterreichs zeigen die Vorderfronten der Gehöfte.

Sowohl das im Bande „Steiermark“ des Werkes: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“, S. 149, gegebene Bild eines fränkischen Gehöftes aus Blumau, als auch das von mir Fig. 127 mitgetheilte Bild des Hauses Nr. 14 aus Sebersdorf zeigen in der Vorderfront der Häuser zwei Giebel, die durch einen Mitteltract, in dem sich das grosse Einfahrtsthor befindet, verbunden sind. In der ganzen Heanzerei habe ich ein solches Bild der Vorderfront eines fränkischen Gehöftes nicht gefunden, in der Gegend von Kirchschlag zwar wohl, doch nur sehr vereinzelt, so dass dort eine Front mit zwei Giebeln eine Abweichung vom Typus bedeutet. Hier nun, in der östlichen Mittelsteiermark, ist gerade die Anlage des Gehöftes in der Weise, dass es in seiner Frontseite zwei Giebel zeigt, die typische. Ich nannte aber diesen Unterschied einen „nicht unwesentlichen“. Nicht unwesentlich scheint er mir in der That deshalb, weil er die Art und Weise der Anlage des Gehöftes, wie sie ehedem gepflogen gewesen sein wird, mir zu erklären scheint.

Die beiden Giebel gehören nämlich zwei Tracten an, die sich rechtwinkelig zur Vorderfront parallel oder annähernd parallel nach rückwärts erstrecken und den Hof von beiden Seiten einschliessen. Aus meiner im Bd. XXV abgedruckten Arbeit geht vor, dass bei all' den dort beschriebenen und abgebildeten vollkommen geschlossenen Gehöften stets jener Tract der ältere ist, der in der Vorderfront des Hauses den Giebel aufweist. Hier in der Gegend zwischen Hartberg und Fürstenfeld hat man nun stets zwei Giebel in der Vorderfront vor sich. Im Hinblicke auf die eben constatirte Thatsache, wonach der Giebeltract des fränkischen Gehöftes in der Heanzerei stets der älteste Theil des Hauses ist, drängt sich jetzt auch in Bezug auf das Gehöfte in der östlichen Mittelsteiermark die Frage auf, welcher Tract des hier zweigiebeligen Hauses der älteste sein wird. So viel ich nun erfragen konnte, weiss man in der Gegend von Hartberg von keinem Falle, der erweisen könnte, dass Theile eines Gehöftes in verschiedenen Zeitabschnitten entstanden, dass es erst nach und nach ausgebaut worden ist, wie dies bei heanzischen Gehöften nachgewiesenermassen fast ausnahmslos der Fall ist (vgl. Bd. XXV, S. 104 ff.).

Darin liegt jedoch noch nicht das „Nichtunwesentliche“ in der von der heanzischen verschiedenen Anlage des Gehöftes in der Gegend zwischen Hartberg und Fürstenfeld begründet. Die beiden Giebel können wohl als eine Folge der Gleichzeitigkeit der Entstehung aller Theile des Hauses angesehen werden, doch sind sie nicht durch die Gleichzeitigkeit der Entstehung bedingt. Das Vorkommen der typischen beiden Giebel muss also einen tieferen Grund haben.

Aus meiner Arbeit in Bd. XXV (s. S. 108) geht hervor, dass der ärmere heanzische Bauer sein Haus stets so anlegt, dass er es, was ich eben oben auch angedeutet, mit der Zeit zu einem geschlossenen Hofe ausbauen kann. Die Anlage des Gehöftes geschieht dann immer in der Form eines rechtwinkeligen Hakens. Dem Wohntracte schliesst sich in gerader Linie eine Kammer und ein Stall an, welch' letzterer nicht nur Kühe, sondern gegebenen Falles auch die Pferde beherbergt, und im rechten Winkel, also hakenförmig mit dem Hause verbaut, liegt der Stadel.

Der kleine Bauer in der Gegend von Hartberg scheint sein Haus schon von altersher nicht so angelegt zu haben. Zur Erhärtung dieser Annahme steht mir aus dieser Gegend leider nur ein Beispiel zur Verfügung. Der Grund dafür liegt wohl darin, dass kleine Bauern mit so wenig Besitz, wie sie im westlichen Ungarn die Mehrzahl bilden, hier nur spärlich



Fig. 129. Haus Nr. 12 in Weinberg bei St. Magdalena (Vorderansicht).

vorkommen. Auch das Vorkommen kleiner Bauernhäuser ist darum ein spärliches.

Das kleine Bauernhäuschen, dessen Anlage mir zum Beweise für die Annahme dient, dass die Anlage des Bauernhauses dieser Gegend sich von jener des Gehöftes im nahen westlichen Ungarn unterscheidet, ist jenes kleine Häuschen, von dem ich bereits oben sagte, dass ich ein ähnliches wahrscheinlich nicht



Fig. 130. Rückansicht desselben Hauses.

angetroffen hätte, wenn ich die Landstrasse entlang und nicht durch die Berge gegangen wäre.

Das Häuschen liegt zwischen Hartberg und St. Magdalena in der Ortschaft Weinberg ganz einsam am Wege. Es hat die Hausnummer 12 und ist Eigenthum des Ignaz Peintsepp und seines Weibes. Peintsepp ist ein Maurer. Das kleine Besitzthum, zu dem nur 2 Joch Ackerland und 1 Stück Hutweide gehören, vermöchte allein die Familie, zu der noch zwei Kinder gehören, nicht zu ernähren. Auch der Vorfahre im Besitze des Hauses musste ein Handwerk treiben. Er war Hafner. Peintsepp konnte mir über das Alter des Hauses keine bestimmte Antwort geben, da er es nicht erbaut hat; er sagte mir nur, dass es noch nicht alt sei, und auf mich selbst machte es auch den Eindruck, als ob es wohl nicht vor mehr denn höchstens 50 Jahren erbaut worden sein dürfte.

Fig. 129 gibt nun die Vorderansicht, Fig. 130 die Rückansicht und Fig. 131 den Grundriss des Hauses. Ein kurzer Blick auf diese Abbildungen genügt schon, erkennen zu lassen, dass die Anlage dieses Gehöftes eine ganz andere ist, als die in der Heanzerei gepflogene.

Bei einem kleinen, nicht geschlossenen Gehöfte der Heanzerei haben wir in der Regel zwei Tracte vor uns. Auch beim Hause Nr. 12 aus Weinberg fallen uns auf den ersten Blick zwei Tracte auf, wieder ein Wohn- und Stadeltract oder hier besser Stall- und Wirthschaftstract. Die Lage, in der sich

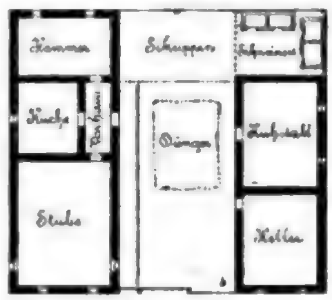


Fig. 131. Plan des Hauses Nr. 12 in Weinberg (1 : 400).

die beiden Tracte zu einander befinden, ist aber eine grundverschiedene von der beim heanzischen Gehöfte. Während sie dort rechtwinkelig oder hakenförmig mit einander verbunden sind, liegen sie hier parallel zu einander. Jeder der beiden Tracte hat hier zwei ganz freie Giebel, einen nach vorne und den anderen an der Rückseite. Wenn bei grösseren Bauernhäusern dieser Gegend die beiden freien Giebel an der Rückseite auch häufig in Wegfall kommen, da die beiden Haupttracte dort zumeist durch den dritten Tract, den Stadeltract, verbunden sind, so weisen doch die Giebel in der Vorderfront des Hauses für sich allein schon auf eine Parallelstellung der beiden Haupttracte des Hauses in seiner Anlage hin und umgekehrt: Die beiden Giebel in der Front des fränkischen Gehöftes zwischen Hartberg und Fürstenfeld finden ihre Begründung in der in dieser Gegend herrschenden, jedenfalls althergebrachten Gepflogenheit, die

Haupttracte des Gehöftes parallel zu einander und nicht in der Form eines Hakens, wie dies in der benachbarten Heanzerei üblich ist, anzulegen.

Dies hat mich das in Rede stehende kleine Häuschen gelehrt, und ich glaube nicht, dass es mich irregeführt, denn wenn ich auch aus dieser Gegend, wie ich schon oben gesagt, kein weiteres Beispiel dieser Art anführen kann, so habe ich doch weiter westlich, also tiefer im Steirischen, und zwar in Gegenden, wo das fränkische Gehöfte bereits in den Hintergrund tritt, viele Bauernhöfe getroffen, die eine ganz gleiche Anlage zeigten. Es tritt vielleicht auch hier wieder der Einfluss des Westens zur Geltung und ist wahrscheinlich er die Ursache davon, dass sich die Anlage des fränkischen Gehöftes in der Steiermark von jener des fränkischen Gehöftes in der Heanzerei „nicht unwesentlich" unterscheidet.

Erwähnen will ich in Bezug auf das Häuschen Nr. 12 in Weinberg bei Hartberg noch, dass die Verbindung der beiden Tracte zu einem geschlossenen Hofe nur eine sehr lose ist. Vorne ist der Hof nur durch ein hohes Bretterthor und ein daneben angebrachtes Eingangsthürchen abgesperrt. An der Rückseite verbindet die beiden Tracte ein nach dem Hofe zu offener Schuppen, dessen Dach genau in derselben Weise zwischen die Dächer der beiden Tracte eingeschoben ist, wie jenes des Mitteltractes an der Vorderfront des Hauses Nr. 14 in Sebersdorf (vgl. Fig. 127).

Küche und Laube sind in dem Häuschen aus Weinberg in der Weise angeordnet, wie sie in der Heanzerei als typisch gilt; doch zeigt auch hier die Küche ein Fenster in der dem Eingange gegenüberliegenden Wand. Die Wohnstube hat Fenster in sich gegenüberliegenden Wänden. Gegenüber der Stubenthüre öffnet sich in der Laube eine Thüre in eine Vorrathskammer. Der Raum, welcher im Plane mit „Keller" bezeichnet ist, ist eigentlich kein Keller, da er über der Erde liegt; er wird aber als Keller benützt. Die Fenster, welche in der Vorderansicht (Fig. 129) an der Kellerwand sichtbar sind, sind blind. Alles Weitere deutet der Plan, so dass ich auf Besonderes in der Anlage der Räume des Hauses hinzuweisen nicht nöthig habe.

Aufmerksam machen will ich aber noch darauf, dass sowohl dieses Haus als auch das vorbeschriebene Haus aus Sebersdorf gleich mit Stroh gedeckt sind, wie die Häuser in der Gegend von Kirchschlag (s. o. S. 139) und dass sie genau dieselbe Art der Versicherung des Firstes zeigen, wie die oben S. 140 beschriebene der Strohdächer auf den Häusern von Schmiedraith. Das Häuschen Nr. 12 aus Weinberg weist ferner jene eigenartige Absperrung nicht allein des einen Giebels an der Rückseite des Hauses, sondern der ganzen Giebelwand durch eine Art Flechtwerk auf, die mir, worauf ich oben S. 116 hingewiesen, in dem räumlich doch stark fernliegenden Orte Stoob bei Oberpullendorf im Oedenburger Comitate zuerst aufgefallen ist.

Das Vorstehende des Abschnittes D theile ich also aus der Gegend der Mittelsteiermark mit, die ich auf Veranlassung des Herrn Johann Krainz aufgesucht habe. Von Sebersdorf führte mich hierauf mein Weg nach Westen. Ich vermied es wieder, der Landstrasse nachzugehen, und bog bei Neustift in ein stark ansteigendes Seitenthal des Safenthales, in das Thal des Nörningbaches, ein. Dorthin lockten mich insbesondere die vielen zerstreut liegenden Gehöfte, worunter ich, nach einem Blicke in die Specialkarte dieser Gegend zu schliessen, auch fränkische Gehöfte anzutreffen hoffte. Ich habe mich darin nicht getäuscht. Auf dem Wege durch die Unter-Nörning, Ober-Nörning, Hinterwald und Hochstadl auf Kaibingsberg zu trifft man keine geschlossenen Dörfer an. Die Gehöfte liegen zerstreut theils in der Thalsohle, theils in mässiger Höhe über derselben, theils aber auch hoch auf dem Rücken der vielen Hügelketten des durch viele Gräben arg zerrissenen Terrains. Man hat also hier ein Bild vor sich, ganz ähnlich dem in der oben besprochenen Gegend von Kirchschlag. Zehn bis dreissig der zerstreut liegenden Gehöfte bilden eine „Ortschaft", mehrere Ortschaften zusammen eine Ortsgemeinde, der ein Ortsvorstand (Bürgermeister) vorsteht. So umfasst die Ortsgemeinde Hartl, zu welcher die eben genannten Ortschaften Unter-Nörning, Ober-Nörning, Hinterwald und Hochstadl gehören, im Ganzen 11 Ortschaften. Ausser den genannten zählen noch die Ortschaften Hartl, Kundegraben, Weixelberg, Rohregg, Gfangen, Frauhofen, Frauhofengraben und Langgraffen hinzu. Die ganze Gemeinde umfasst 2570 Joch 1064 Quadratklafter. Auf diesem Gebiete liegen 149 Häuser. Es kommen somit hier 17·9 Joch à 1600 Quadratklafter auf einen Besitzer. Das Mittel im Besitze kommt also dem Besitze des Bauern Salmhofer in Sebersdorf (26 Joch) nahe, übersteigt den Besitz eines Bauern in den Gegenden von Oedenburg und Oberschützen wenig (13 Joch), erreicht aber den durchschnittlichen Besitz eines Bauers von Aigen (30 Joch) nicht.

Der Bürgermeister Ackerl theilte mir mit, dass die Bauern in der Unter-Nörning sich besser stehen als die der Ober-Nörning, dass sie grösseren Besitz haben. Die meisten Bauern hätten dort 40—50 Joch; einer sei unter ihnen, der Bauer Lechner, der an 90 Joch besässe. Kleine Besitzer, das sind solche, die nicht mehr als etwa 20 Joch besitzen, werden, so sagte mir Ackerl ferner, „Keuschler" genannt. Der Grund eines jeden Bauern liege arrondirt in einem Complexe beisammen und der Hof zumeist mitten darin. Die 31 Joch Land, welche der Bürgermeister Ackerl besitzt, bestehen aus 13 Joch Ackerland, 5 Joch Wiesen und 13 Joch Wald.

Der Viehstand beläuft sich auf 1 Paar Ochsen, 3 Kühe, 3 Stück Jungvieh und 9—13 Schweine. Zur Bearbeitung seines Gutes bedarf Ackerl der Mithilfe von Dienstboten, da seine Kinder, Josef (13 Jahre alt) und Maria (10 Jahre alt), noch nicht ausgiebig in der Wirthschaft mithelfen können. Ausser einer älteren Magd („Dirn'"), die schon sechs Jahre im Hause ist, stehen noch ein sechzehnjähriger Knecht und eine sechzehnjährige Magd in den Diensten des Bauern. Zudem hilft noch ein „Tagwerker" den grössten Theil des Jahres hindurch aus.

Zu erhalten hat Ackerl ausser seiner Familie und den aufgezählten Dienstboten noch eine „Ausnehmerin", die vorhergehende einundachtzigjährige Besitzerin Josefa Schneider. Ihre Ausnahme besteht in freier Wohnung und der Verpflegung. Das noch auf dem Hause lastende Vermögen der Ausnehmerin ist grundbücherlich sichergestellt.

Wenn ich nun auf das Haus dieser Gegend zu sprechen komme, so betone ich vor Allem, dass hier noch immer die geschlossene Hofanlage (fränkisches Gehöfte) vorherrscht. Je weiter man jedoch von Sebersdorf durch die Nörning und gegen Kaindorf kommt, desto mehr verliert sich die für die Gegend zwischen Hartberg und Fürstenfeld typische Front des Bauernhauses mit den beiden Giebeln und dem grossen überdachten Einfahrtsthore in der Mitte. Die Gehöfte nehmen in ihrem Aeusseren mehr das Gepräge des Bauernhauses aus der Gegend von Kirchschlag an.

Ich bringe unter Fig. 132 das Haus Nr. 23 des Bürgermeisters Simon Ackerl in Ober-Nörning. Ein nur oberflächliches Vergleichen dieses Bildes mit der Illustration des Bauernhauses Nr. 15 aus Aigen bei Kirchschlag (Fig 122) wird die im vorstehenden Satze aufgestellte Behauptung bestätigen. Die grossen, zum Theile auch nur maskirten Fenster dieses Hauses weisen auf eine erst in neuester Zeit erfolgte Modernisirung des Hauses hin. Ich hätte wohl lieber ein anderes der Häuser, die ich in dieser Gegend aufgenommen, beschrieben, das mehr Ursprüngliches in seinem Aeusseren zeigt, doch bewog mich besonders ein Grund zur Besprechung gerade dieses Hauses, der darin besteht, dass ich hiebei in der Lage bin, das Haus vor Augen zu führen, wie es heute, nach seiner im Jahre 1872 erfolgten Renovirung, dasteht und wie es früher durch mehr denn hundert Jahre gewesen ist. Das alte Aeussere des Hauses kann ich im Bilde zwar nicht bieten, es mag sich aber, abgesehen von den jetzt grossen Fenstern, welche ehedem, nach den Fenstern der älteren Häuser aus dieser Gegend zu schliessen, etwa um die Hälfte kleiner gewesen sein mögen, übrigens wenig von dem heutigen Aussehen des Hauses unterschieden haben. Das Haus in der Ausgestaltung vorzuführen, wie es bis zum Jahre 1872 stand, vermag ich auf Grund eines vom Maurermeister Jakob Sindler aus Gersdorf mit dem Datum vom 22 Februar 1867 versehenen „Bauplan. Nach welchem Josef Schneider Grundbesitzer in der Gemeinde Hartl Haus Nr. 23 eine Umenderung im Wohnhaus und einen neuen Zubau zum Wirthschaftsgebäude nach



Fig. 132. Haus Nr. 23 in Ober-Nörning bei Hartberg.

den laut beigelegten Bauplänen Feuersicher herzustellen in Willens ist". Den Bauplan, welcher seinerzeit „Zur Einsicht der betreffenden Behörde" angefertigt wurde, stellte mir der heutige Besitzer des Hauses zur Verfügung. Ich gebe unter Fig. 133 aus dem Bauplane den Theil wieder, der den Bestand des alten Hauses illustrirt. Wie daraus zu ersehen, zeigt die Lage der Gebäude zu einander die Form des Hufeisens. Der Hof ist kein vollkommen geschlossener. Die gegen Osten gerichtete Seite des Hofes ist offen. Der Tract, den die Wohnräume einnehmen, fasste ausser diesen nur noch einen Raum, in dem die Schweine untergebracht waren, in sich. Fast rechtwinkelig zum Wohntracte schliesst sich

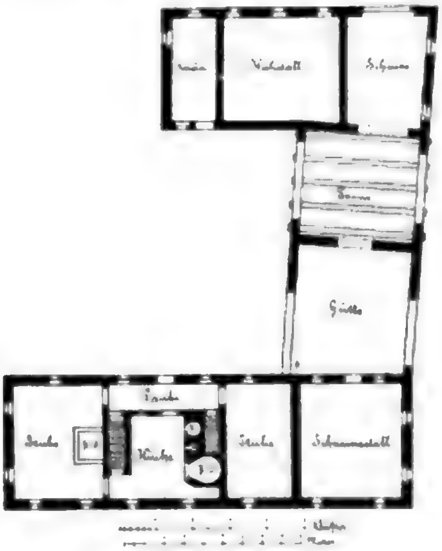


Fig. 133. Alter Plan des Hauses Nr. 23 in Ober-Nörning.

der Stadel an. Es ist dies ein Blockbau, bestehend aus einer Einfahrt („Hütte"), einer Tenne und der Scheuer. In einem Deckenbalken der Tenne ist die Jahreszahl 1763 eingeschnitten. Das Wohnhaus, welches aus Steinen und Ziegeln erbaut ist, wird also ebenso alt oder noch älter sein. Gegenüber dem Wohnhause, mit der Scheuer rechtwinkelig verbunden, lag der Rinderstall und neben diesem eine Futterkammer.

Das Wohnhaus zeigt genau dieselbe Ausgestaltung wie die Bauernhäuser aus dem westlichen Ungarn (Gegend von Oedenburg und Heanzerei). Man tritt vom Hofe aus in das Haus ein. Das „Vorhaus", wie mir die Laube hier bezeichnet wurde, ist wieder durch eine Mittelwand, die parallel zur Längenachse des Hauses läuft, von der Küche abgetrennt. Der Raum, den die mit zwei parallelen Tonnengewölben gedeckte Küche und das Vorhaus einnehmen, ist der grösste des Wohntractes. Die Mauer des Vorhauses, welche dem Hofe zugekehrt ist, ist so lang, dass sie neben der Eingangsthüre noch Platz für zwei Fenster hat. Vom Vorhause aus wird die Küche durch ein, durch die gegenüberliegende Wand durch zwei Fenster beleuchtet. Die Küche hat hier also reichliches Licht, während sie im Bauernhause des westlichen Ungarn in der Regel der dunkelste Raum des Hauses ist. Ursprünglicher ist aber jedenfalls die dunkle als die helle Küche. In das Vorhaus münden zwei Stiegen, die von der Küche rechts liegende aus dem Keller hinauf, die andere vom Boden herab. Im heanzischen Hause, woselbst die Küche zumeist sehr schmal angelegt ist, so dass neben derselben Stiegen nicht angebracht werden können, führen sie stets vom Hofe aus, die eine in den Keller und die andere, einen Theil der „Lab'm" überbrückend, auf den Boden (vgl. oben Fig. 116 und 117). Aus dem Vorhause führen zwei Thüren, die eine links, die andere rechts in die die Küche und das Vorhaus einschliessenden Stuben. Die geräumigere derselben, die in der südöstlichen Ecke des Hauses liegt, war das eigentliche Wohnzimmer der Familie und ehedem jedenfalls mit einem grossen Kachelofen, der durchaus noch nicht ganz aus den Bauernstuben dieser Gegend geschwunden ist, versehen. Die zweite Stube dürfte keinen Ofen gehabt haben und nur dann im Winter ausgiebig erwärmt worden sein, wenn in der Küche der Backofen, der, wie aus dem Plane ersichtlich ist, an die Wand dieser Stube stösst, geheizt worden war. Aus dem Plane sind neben dem Backofen noch zwei Feuerstellen zu ersehen. Es ist über der einen der grosse Wasserkessel und über der anderen der Kessel zum Brennen des Branntweines eingemauert gewesen. Das offene Herdfeuer wird jedenfalls, wie ich es auch anderwärts gefunden, auf der Oberfläche des Backofens gelodert haben. Das alte Wohnhaus zeigt also in der Anordnung seiner Gemächer wieder den oberdeutschen Typus in einer seiner einfachsten Ausgestaltungen.

Auf dem Wege, den ich von Kaibingsberg weiterhin über St. Johann, Stubenberg, Unter-Feistritz, Hohenilz, Peesen bis Weiz nahm, ist diese einfache Ausgestaltung der Wohnräume, wie sie der Plan (Fig. 133) zeigt und wie sie im ganzen Nörningthal und seiner Umgebung allgemein üblich ist, die Regel, wenn dabei, worauf ich später zurückkommen werde,

auch das Aeussere des Hauses und besonders die Lage der Wirthschaftsräume zum Hause sich ändern.

Dass das Haus Nr. 23 in Ober-Nörning heute nicht mehr so aussieht, wie es ehemals war, geht schon aus der Ansicht des Hauses (Fig. 132) hervor. An den südöstlichen Giebel des Hauses gliedert sich jetzt ein neuer Tract an, der den Hof nun auch gegen Osten absperrt, ihn also zu einem vollkommen geschlossenen macht. Ich bringe unter Fig. 134 jetzt auch den Plan des Hofes, wie er heute nach der erfolgten Umgestaltung, resp. nach seinem Ausbaue dasteht. Die Umgestaltung, welche die Wirthschaftsräume erfuhren, sind nicht von Bedeutung, denn die Erweiterung derselben besteht nur im Zuwachse von

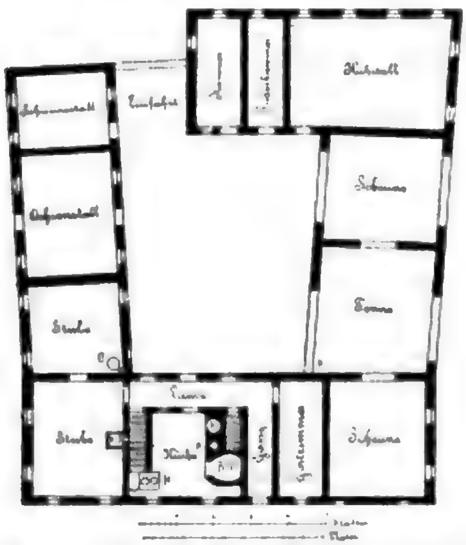


Fig. 134. Neuer Plan des Hauses Nr. 23 in Ober-Nörning.

zwei neuen Räumen, deren Angliederung nur eine unwesentliche Verlegung der einzelnen alten Räume zur Folge hatte. Anders steht es mit den Wohnräumen. Dieselben sind um einen Raum, durch eine Stube im Anbaue, erweitert worden. Das von der Küche, die jetzt in der südöstlichen Ecke einen Sparherd zeigt, rechts liegende Zimmer ist von der eigentlichen Wohnung durch einen schmalen Gang, der jetzt mit dem alten Vorhause ein neues rechtwinkelig gebrochenes Vorhaus bildet, abgetrennt und zu einem separirten „Gastzimmer" geworden, das gegenwärtig die alte Ausnehmerin beherbergt. Die Lage des neuen Zimmers zur alten Wohnstube (beide haben jetzt moderne Oefen) ist eine ungewöhnliche, und so ist denn auch die Wohnung durch diese Umgestaltung zu einer völlig untypischen geworden. Ja noch mehr, die Thüre, welche in die Aussenwand des Wohntractes gebrochen, als der neue Theil des Vorhauses angelegt wurde, hat dem ganzen Hause ein untypisches Aussehen gegeben. Bei diesem Hause bin ich in der Lage, mit Sicherheit feststellen zu können, dass der Gang, der jetzt vom Hofe aus quer durch das Haus in's Freie führt, erst in Folge einer Umgestaltung entstand. So wie beim Hause Nr. 14 in Sebersdorf jene Thüren, die jetzt durch die nördliche Wand aus dem Hause in's Freie führen, so ist auch diese in der Aussenseite des Hauses Nr. 23 des Simon Ackerl gebrochene Thüre, die diese Seite des Hauses gewissermassen zur Eingangs- und Hauptfront gemacht hat, während dies früher die dem Hofe zugekehrte Längswand des Hauses war, eine Neuerung, die nach dem Muster des entwickelteren Bauernhauses im Westen der mittleren Oststeiermark angebracht worden sein wird. Auf dieses entwickeltere Haus des Westens, dessen massgebenden Einfluss ich hier annehme, werde ich bald zu sprechen kommen.

In Bezug auf das Haus Nr. 23 der oberen Nörning hebe ich noch hervor, dass es, wie ja auch die Ansicht des Hauses Fig. 132 zeigt, mit Stroh, und zwar nicht nach heanzischer, sondern nach österreichischer Manier gedeckt ist. Dabei zeigt es dieselbe Firstversicherung, die mir zuerst in Schmiedraith aufgefallen ist. Das Strohdach herrscht überhaupt hier noch vor.

Ausser dem Hause sind in unmittelbarer Nähe desselben noch einige kleinere Nebengebäude aufgeführt worden. Unweit der Nordseite des Hauses liegt ein Wagenschuppen und daran der Abort. Im Westen des Hauses steht ein Schuppen, in dem ebenfalls Wagen sind und auch das Holz untergebracht wird. In südwestlicher Richtung von der Hofeinfahrt liegt im Obstgarten, der das Haus von der Süd-, West- und Nordseite umgibt, ein Presshaus, unter dem sich ein Keller befindet, der den Obstmost (Apfelwein), das beliebteste Getränk der Gegend, birgt, von dem jedem Gaste, der das Haus betritt, ein dickleibiger Masskrug credenzt wird.

Bevor ich weiter gehe, möchte ich einiges besonders Charakteristisches in Bezug auf das Bauernhaus dieser Gegend aus dem hier Mitgetheilten zusammenfassen: Das geschlossene fränkische Gehöfte ist durch die ganze Nörning und auf dem oben bezeichneten Wege über Kaibingberg hinaus bis gegen Stubenberg hin die allgemein übliche Art in der Anlage des Bauernhauses. Als Muster der inneren Ausgestaltung kann dabei die gelten, die der Grund-

riss des umgestalteten Hauses Nr. 23 der oberen Nörning (Plan, Fig. 134) zeigt, wenn man sich die durchgängige schmale Laube wegdenkt. Hiebei bemerke ich aber wieder, dass ich die schmale durchgängige Laube bei vielen Gebäuden bemerkt habe. Bei Neu- und Umbauten wird sie wohl immer als eine praktische Neuerung in den Plan aufgenommen werden. Das Wohnhaus ist zumeist aus Stein und Ziegeln erbaut. Die Scheune ist oft ein Blockbau. Die Anordnung der Wohnräume in älteren Häusern, die noch keiner Umgestaltung unterzogen worden sind, zeigt den oberdeutschen Typus in einer seiner untersten Entwicklungsstufen nach dem Muster der Wohnräume im alten Plane (Fig 133) des Hauses Nr. 23 der oberen Nörning. Rauchhäuser habe ich in der ganzen Gegend nicht mehr getroffen. Die Häuser sind fast durchwegs mit Stroh gedeckt. Der Besitz der Bauern ist arrondirt.

Den Weg, den ich von Kaibingsberg aus weiter nahm, habe ich bereits oben skizzirt. Die doch verhältnissmässig lange Strecke, welche ich noch vor mir hatte, und das von dem Punkte an, bei welchem ich das Feistritzthal betrat, stets gebirgiger werdende Terrain zwangen mich, von hier ab, um rascher vorwärts zu kommen, meinen Weg die Landstrasse entlang bis Ober-Feistritz durch das Thal zu nehmen. Von Ober-Feistritz aus übersetze ich, indem ich die Orte Hohenilz, Grub und Peesen berührte, den Höhenzug, der sich zwischen dem Feistritz- und dem Weizerthale hinzieht.

Die Hauptaufgabe eines Hausforschers, der längere Strecken begeht, besteht vor Allem wohl darin, die Grenzen der Gebiete festzustellen, über die sich ein und dieselbe typische Hausform erstreckt. Ich constatire also hier, dass die centrale Anlage des Bauernhauses auf dem ganzen bezeichneten Wege von Kaibingsberg über Stubenberg nach Weiz die allgemein übliche ist. Im Aeusseren, besonders im Aeusseren der freien Giebel, gemahnen einzelne Häuser jedoch schon an das obersteirische Gebirgshaus. So sah ich unmittelbar hinter St. Johann von der Strasse aus, die am rechten Ufer zum Schlosse Herberstein führt, am linken Ufer des Flusses ein Gehöfte liegen, dessen drei Gebäude, aus denen es bestand, in Hufeisenform mit einander verbaut sind. Die vordere, dem Flusse zugekehrte Seite des Hofes ist noch unverbaut und weder durch ein Thor, noch durch einen Zaun oder eine Mauer geschlossen. Ist der Hof also auch nicht vollkommen geschlossen, so zeigt die Lage der einzelnen Gebäude zu einander doch die des fränkischen Gehöftes. Die beiden freien, nach vorne gerichteten Giebel erinnern dabei lebhaft an das oben beschriebene Haus aus der Gegend zwischen Fürstenberg und Hartberg. Was nun aber wenigstens dem einen der freien Giebel das Gepräge des obersteirischen Gebirgshauses verleiht, ist der balconartige Gang in der Abschlusshöhe des Erdgeschosses. Es war dies das erste Haus in dieser Gegend, an dem mir ein Balcon auffiel. Das zweite und dritte Haus mit Balconen sah ich, nachdem ich Stubenberg verlassen hatte, im Eingange zur Freienburger Klamm. Beim Baue der beiden Häuschen, welche zwischen der Strasse und dem steil ansteigenden felsigen Terrain eingeklemmt liegen, wäre es, da hier nicht Raum genug vorhanden war, unmöglich gewesen, einen geschlossenen Hof anzustreben. Beide Häuser sind für die Gegend in ihrer Anlage untypisch und ich erwähne sie nur der Balcone wegen, die bereits an obersteirische Architektur erinnern. An dem Balcone des dritten der Häuser sah ich an dem Brette, das die Mitte der Balconbrüstung bildet, eine Rosette eingeschnitzt, ähnlich der schönen Rosette, die ich Bd. XXV, Fig. 205, abbildete und die sich auf dem Durchzugbalken im Hause Nr. 98 in Oberschützen befindet.

Auf ein kleines Gehöfte, das mich, wie das erste der oben erwähnten drei Häuser, an das charakteristische Aeussere des Bauernhauses der Hartberger Gegend gemahnte, stiess ich auf halbem Wege zwischen Schloss Herberstein und Stubenberg. Es liegt unmittelbar links an der Strasse. Auch hier waren die Tracte in Hufeisenform mit einander verbunden, von denen je zwei, welche den Hof von rechts und links einschliessen, ihre Giebel nach vorne kehren. Der Hof war hier übrigens an der unverbauten vorderen Seite durch ein grosses Bretterthor und einen daneben angebrachten Zaun geschlossen.

Die centrale Anlage des Bauerngehöftes konnte ich, wie ich schon oben hervorhob, auf meinem Wege bis nach Weiz verfolgen. Nach dem Verlassen des Feistritzthales bei Unter-Feistritz aber, und zwar von Hohenilz und Grub ab, nimmt die Zahl der Gehöfte, welche nicht mehr in die Art der fränkischen Gehöfte eingereiht werden können, merklich zu, jedoch nicht in solchem Maasse, dass die fränkischen Gehöfte bereits in die Minderzahl kämen. Eingangs des Dorfes Peesen fiel mir der erste „Haufenhof“ [1]) auf.

[1]) Nach Bancalari (Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen, S. 13) Josef Eigl nennt die genannte

Zwischen Stubenberg und Weiz stiess ich wiederholt auf einzelne Häuser, die schon in ihrem Aeusseren eine gewaltige Weiterentwicklung in der Ausgestaltung der Wohnräume verriethen. Sie zeigten nämlich in der Giebelwand drei Fenster. Drei Fenster in einer Wand einer Bauernstube sind mir aber in dieser Gegend noch nicht untergekommen. Sie mussten also zweien Stuben angehören, die durch eine Längswand von einander getrennt waren. Und so war es auch. Das nächste Haus, das ich beschreiben will, wird ein solches sein.

Von Hohenitz bis Weiz gewahrte ich auf den Firsten der Städel oft Hähne aus Blech oder Holz als Firstschmuck.

So im Thale. Wie es nun in Bezug auf das Bauernhaus auf den Höhen aussieht, vermag ich leider nicht zu sagen. Es wäre, dies festzustellen, die Aufgabe der localen Forschung, die besonders für die Strecke von Stubenberg bis Weiz um so wünschenswerther wäre, als ich bei der Begehung dieser Gegend unter der Ungunst der Witterung litt und auf diesem Wege weder zu zeichnen, noch zu photographiren vermochte. Leider gebrach es mir an Zeit, besseres Wetter abzuwarten, um, was ich sehr gerne gewollt hätte, das Kulmgebiet, das für den Hausforscher viel des Interessanten bieten soll, zu durchstreifen.

Von Daten, die sich auf das Bauernhaus der Gegend von Stubenberg beziehen und die ich hauptsächlich den Mittheilungen des Herrn Cooperators Michael Wilfing in Stubenberg verdanke, theile ich hier noch Folgendes mit.

Die Bauernbesitzthümer weisen gegen jene in der Nörning eine Zunahme an Ausdehnung auf. Der Bauer um Stubenberg besitzt im Durchschnitte 40 Joch à 1600 Quadratklafter Land; doch gibt es Bauernbesitze, die über 100 Joch umfassen. Kleine Besitzer, die nicht mehr als 5—20 Joch haben, werden auch hier Keuschler genannt. Die kleineren Besitze liegen der Mehrzahl nach im Thale. Das Bestimmen der Grösse eines Besitzes nach „Vierteln" und „Achteln" ist hier nicht üblich.

Auf dem Wege über Unter-Feistritz und Hohenilz bis Peesen scheinen, nach den Aussagen des Wirthes Josef Treiber in Stubenberg, bei dem ich Nachtquartier nahm, die Besitze der Bauern an Grösse wieder abzunehmen. Es sollen auf den Besitz eines Bauern in Unter-Feistritz nur mehr 30—40, in Hohenilz und Peesen aber nur mehr 20—30 Joch kommen. In der Nähe von Weiz, in der Ortschaft Büchl dagegen soll der Durchschnittsbesitz wieder auf 30 bis 50 Joch steigen. Ueberall jedoch sind die Liegenschaften der Bauern arrondirt.

Der Bauer im Thale treibt nebst Ackerbau und Viehzucht mit Vorliebe die Obstbaumzucht und zieht daraus namhaften Gewinn. Das Obst wird hier nur zu geringem Theile zu Most verarbeitet. Edlere Sorten, besonders an Aepfeln, so der beliebte, sich eines weiten guten Rufes erfreuende „steirische Maschanzker", der in der Gegend von Stubenberg „Eisapfel" genannt wird, wird von hier in grossen Mengen nach Wien und sogar nach Deutschland geschickt. Die Bauern, welche die höher gelegenen und rauheren Gebiete bewohnen, befassen sich vorzüglich mit Viehzucht. Es gibt in der Gegend von Stubenberg grössere Bauern, die einen Viehstand von 30 Stücken besitzen. Einer der begütertsten Bauern der Gegend, der „Heider-Bauer" in Zeil-Stubenberg, hat in seinen Ställen 8 Paar Ochsen, 8 Stück Kühe, 6 Stück Jungvieh, 50 Schafe und 20 Schweine stehen. Von den 8 Paar Ochsen stehen gewöhnlich zwei in der Mast. Sie werden gelegentlich dem Fleischhauer ausgeliefert. Die Milch, welche die Kühe liefern, wird zum Theile als solche im Hause verbraucht, zum Theile wird „saurer Käse" daraus bereitet, der auch im Hause aufgebraucht wird. Aus der überflüssigen Butter wird Schmalz gemacht und dieses zum Theile zum Verkauf gebracht. Von den Ergebnissen der Schweinezucht kommen nur die überzähligen Ferkel und „Frischlinge" zu Markte. Aeltere Thiere werden geschlachtet und dienen den Hausgenossen zur Nahrung. Da ausser Schaffleisch kaum anderes Fleisch als Schweinefleisch auf den Tisch kommt, so ist es leicht einzusehen, dass bei einem solch' grossen Hause, wie es der „Heider-Bauer" zu führen gezwungen ist, worauf ich alsbald zu sprechen kommen werde, eine erkleckliche Zahl von Schweinen das Jahr hindurch das Leben lassen muss. Eine gewisse Anzahl von Schweinen wird in der Regel um Weihnachten und Neujahr auf einmal geschlachtet. Sowohl das Fleisch als auch der Speck werden im Rauche über dem offenen Herdfeuer oder in eigenen Rauchkammern, wie solche bereits in einzelnen Häusern vorkommen, geräuchert, und die Hausfrau muss es sich eintheilen, dass sie das ganze Jahr hindurch Vorrath an beidem habe. Der Speck

Hofanlage, bei welcher sich Ställe, Scheune, Getreidekasten u. s. w. in gesonderten Gebäuden um das Wohnhaus gruppiren. „Gruppen-Hofanlage" (Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser, S. 9).

wird zumeist roh als Beigabe zum Jausenbrot genossen. Das Fleisch kommt als „G'selchtes" gesotten zu Sauerkraut oder „Prein" [1]) auf den Tisch.

Die Schafe haben die Bestimmung, dem Hause nicht nur Nahrung zu liefern, sondern dasselbe auch mit der nöthigen Wolle zu versorgen. Die Wolle wird im Hause selbst gesponnen. Dann liefert man sie nach Pöllau in die Weberei. Dort wird sie zu „Wifling" (eine Art Loden) verarbeitet. Der „Wifling" dient hauptsächlich zur Männerkleidung.

Die Anzahl der Dienstboten, die sich Bauern wie der „Heider-Bauer" halten müssen, ist eine noch grössere, als die der grösseren Bauern der Gegend von Kirchschlag. Der Dienstbotenstand des „Heider-Bauern" ist nach den Mittheilungen des Herrn Cooperators Wilfing der folgende (in Klammern gebe ich die Höhe des Jahreslohnes an): ein „Mâa'" (fl. 50—60), ein Hausknecht (fl. 60), ein Mitterknecht (fl. 40), ein Fütterer (fl. 25), ein Halterbub' (kein Geld, nur Kleider und hie und da ein Paar Schuhe), eine „Kuch'l-dia'n" (fl. 35), eine Kuhdirn' (fl. 35), eine Saudirn' (fl. 35) und eine Mitterdirn' (fl. 35).

Trotz einer solch' stattlichen Zahl von Dienstboten hat der Bauer oft doch nicht sein Auskommen damit. Besonders beim „Dungführen", das im Spätherbst oder im Vorfrühling geschieht, wenn andere Arbeiten ruhen, helfen sich die Nachbarn gegenseitig aus. Ebenso geschieht dies beim Heumähen und Brecheln. Solche Arbeiten, bei denen fremde Dienstboten Hilfe leisten, werden stets mit einem grösseren Mahle, dem immer ein und dasselbe Menu zu Grunde liegt, abgeschlossen. Der Speisezettel lautet, wie folgt:

1. eingemachte Suppe,
2. Geselchtes auf Kraut,
3. Gugelhupf,
4. gesottenes Schöpsernes mit Krensauce,
5. Schweinsbraten mit Salat,
6. Krapfen in gezuckertem Schnaps.

Das Düngerführen gilt als eine besonders schwere Arbeit in solchen Gegenden, wo die Aecker auf steilen Berglehnen liegen. Nach Schilderung des Herrn Cooperators Wilfing geschieht das Dungführen in den steilen Gegenden von Stubenberg in derselben Weise, wie sie Marie Rehsener in der schönen Arbeit „Aus Gossensass. Arbeit und Brauch in Haus, Feld, Wald und Alm", S. 127 u. 128 in Heft II der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde", 1894, beim „Erdtragen, -aufspringen oder -führen" in der Gegend von Gossensass beschreibt und durch die Tafel I veranschaulicht. So wie beim „Erdführen" in Gossensass werden beim Dungführen in der Gegend von Stubenberg natürlich auch Ochsen verwendet.

Interessant ist auch die Mittheilung des Herrn Cooperators Wilfing, nach welcher auf den steilen Abhängen des Kulmberges von den Bauern bei Feldarbeiten Wagen verwendet werden, deren Räder auf der Seite des Wagens, die dem Abhange zugekehrt ist, grösser sind, als jene an der Bergseite. Durch diese Vorkehrung wird der Wagen in horizontaler Lage gehalten. Fährt der Wagen in entgegengesetzter Richtung, so müssen die Räder natürlich umgesteckt werden.

Diese Mittheilungen des Herrn Cooperators Wilfing allein schon rechtfertigen seine Ansicht, dass sich eine eingehende Erforschung des Kulmgebietes gewiss lohnen möchte.

Von Weiz aus nahm ich meinen Weg durch die herrliche Weizer-Klamm über Passail nach Fladnitz. Hier nahm ich zwei Tage Aufenthalt, um mich in diesem abgelegenen Orte der Oststeiermark besonders nach Haus- und Küchengeräthen umzusehen. Von da aus ging ich in direct westlicher Richtung weiter. Ich durchquerte die Thäler des Schrems- und Tulwitzbaches, stieg den Südabhang des Sulberges empor, übersetzte die Wasserscheide zwischen den Wasserläufen der Raab und Mur und gelangte jenseits der Wasserscheide in den Thalgraben, der in die Gschendt mündet, durch die ich schliesslich bei Frohnleiten in's Murthal kam, wo ich meine Wanderung abschloss.

Hat der aufmerksame Beobachter die Thalenge zwischen Weiz und Passail hinter sich, so fällt ihm, wenn sich das Thal weitet und der Ausblick wieder ein freier wird, gar Manches auf, was dem nicht gleicht, was man in der Erinnerung von draussen mit hereinbrachte in diesen von hohen Bergketten umschlossenen Kessel.

Schon die Leute, denen man auf der Strasse begegnet, scheinen ganz anders zu sein, als die draussen im mehr offenen Lande. Ihre Tracht ist theilweise eine andere. Hier ist es nicht die Männerkleidung, die sich von den Nachbarn ausserhalb der Klamm unterscheidet, es ist auffallenderweise das Weib, das in seiner Tracht conservativ geblieben ist und sich durch diese von den benachbarten Schwestern unterscheidet. Während draussen dem Wanderer durch das ganze Safenthal, durch die Nörning und bis in die Gegend von Weiz stets helle Farben, hochrothe

[1]) Hirsebrei.

Miederleibchen und weisse Kopftücher aus dem Grün des Wâaz [1]) neckisch entgegenblicken, muthet innerhalb der Klamm das schwarze Kopftuch, das sowohl Frauen als auch Mädchen sich ähnlich wie die Oberösterreicherinnen im Genicke binden, ernst an. Auch der Gruss der Leute, ihre Antwort und Rede, ihr ganzes Gebahren kommt Einem weniger froh und offen, fast verschlossen vor, wie der Thalkessel, den sie bewohnen. Dies war der erste Eindruck, den die Leute auf mich machten, und es war kein falscher. Mein College, Herr Anton Stering, Oberlehrer in Fladnitz, der schon durch Jahre inmitten des Volkes wirkt und es kennt, sagte mir, dass die Leute Fremden gegenüber ausserordentlich zurückhaltend, ja misstrauisch seien. Ich habe dies dann, als ich in seiner Begleitung eine ganze Reihe von Bauernhäusern aufsuchte, um darin nach volksthümlichen Geräthen zu fahnden, selbst des Oefteren erfahren. Bei Leuten, mit denen er auf ganz gutem Fusse stand, vermochten wir uns, nachdem ich mein Anliegen vorgebracht und gefragt habe, ob sie nichts an altem Eisengeräth u. dgl. oder an Alterthümern im Hause hätten, kaum Eintritt in's Haus zu verschaffen. Wäre ich allein gewesen, so hätte ich allenthalben unverrichteter Sache abziehen können, denn die oft wenig höflichen Reden, wie: „Wenn Sie meinen, dass Sie nichts für uns haben, so werden wir einfach selbst nachsehen“ oder: „In der Kammer oder auf dem Dachboden werden wir schon etwas finden, kommen Sie nur mit!“ die sich mein wackerer Begleiter seinen Bekannten gegenüber erlauben konnte, hätte ich wohl nicht wagen dürfen, und so wäre ich wohl ohne viele der schönen Errungenschaften geblieben, die ich aus dieser abliegenden Gegend geholt. Meinem an meinen Bestrebungen so theilnehmenden und verständnissvollen Collegen bin ich für seine liebenswürdige Begleitung noch heute zu herzlichem Danke verpflichtet.

Ist das zurückhaltende Wesen der Leute zwar erklärlich aus der Thatsache, dass das Völklein hier, bevor die Strasse durch die Klamm nach Weiz (1883) eröffnet wurde, fast ganz von der Welt abgeschlossen war und wenig mit Fremden in Verkehr kam, was stets eine gewisse Scheu und Zurückhaltung vor dem Fremden zur Folge hat, die auch jetzt noch anhält, so gibt es noch manch' Anderes, was sich nicht aus der ehemaligen Abgeschlossenheit von der Welt erklären lässt.

[1]) „Wâaz“ heisst in der Nörning der Kukuruz; der Weizen wird „klaañ Wâaz“ (kleiner Weizen) genannt.

Ich hatte in Fladnitz Gelegenheit, eine grössere Menge von Leuten vor und nach dem Sonntags-Gottesdienste beisammen zu sehen. Es fiel mir dabei auf, dass die Männer durchschnittlich beträchtlich kleiner und gedrungener aussahen, als die Männer allenthalben auf dem von der ungarischen Grenze bis dahin von mir zurückgelegten Wegen. Auf der ganzen Strecke gemahnte mich das ganze Aeussere der Menschen stets an den heanzischen Volksschlag; hier wie dort derselbe hochgewachsene, hagere Schlag, gegen den die kleinen Gestalten, wie sie mir innerhalb der Weizer-Klamm begegneten, stark abstachen. Draussen herrscht das dunklere Blond vor, in der Gegend von Passail und Fladnitz begegnet man häufig Leuten mit schwarzem Haupthaar.

Auch der Dialect unterscheidet sich innerhalb der Klamm stark von dem, der aussen gesprochen wird. Ich habe zu Ende des III. Theiles dieser Abhandlung erwähnt, dass die Landesgrenze zwischen Ungarn und Niederösterreich bezw. Steiermark allenthalben auch die Grenze bildet zwischen den Mundarten. Jenseits der Grenze in Ungarn wird das Heanzische gesprochen und bereits in den zu allernächst liegenden Orten auf österreichischem Boden begegnet Einem schon der steirisch-österreichische Dialect. Das heanzische „ui“ für hochdeutsch „u“ wird nicht mehr gehört; Anklänge an die heanzische Mundart hörte ich jedoch auf meinem Wege fortwährend, selbst bis in die Gegend von Weiz. Vor Allem ist es der singende Ton, der, eine Folge der starken Diphthongirung, hüben und drüben dem Fremden ungewohnt ist. Dann sind es einzelne für den heanzischen Dialect ebenfalls charakteristische Wortfügungen, die ich sowohl in der Gegend von Kirchschlag, als auch bis tief in's Steirische hinein immer wieder zu hören bekam. So sagt z. B., was ich auch Bd. XXV, S. 116, Anm. 1, hervorhob, der Heanze statt „keiner mehr“ „mea' kâana'“; diese Umstellung hörte ich ganz in derselben Weise gesprochen in Sebersdorf und auch noch in Kaibingsberg und als „mea' kana'“ in Stang bei Kirchschlag. Ebenfalls dem heanzischen Dialect eigen ist der ma. Ausdruck „thun“ für „gehen“. Man sagt: „Wou tuit's töiñ hiñ?“ Antwort: „Mia' tâañ aussi in Wålt.“

Auf dem Wege gegen die Nörning zu hörte ich aus dem Munde meines Führers, eines Waltersdorfers, denselben Ausdruck. Er wurde von einem Bekannten gefragt, wohin er gehe. „Mia' woll'n in t'Nörning aini tan“, war seine Antwort.

Grösser als die Anklänge sind wohl die Unterschiede, die da auffallen. So geht meines Erachtens, nach dem, was ich gehört, der Bewohner in der östlichen Mittelsteiermark von der ungarischen Grenze bis gegen Weiz in der Anhäufung der Selbstlaute noch weiter als der Heanze. Der Heanze gebraucht statt „hinein" den ma. Ausdruck „aini"; in der Steiermark hörte ich dafür „åaini" und vielfach Aehnliches. Ist der Steirer demnach in der Anwendung von Selbstlauten noch verschwenderischer als der Heanze, so ist er im Worte selbst karger als dieser.

Mein Führer, den ich in Waltersdorf aufnahm, war in früheren Jahren häufig als Taglöhner in der Nörning beschäftigt. Er traf daher auf unserem Wege auf viele Bekannte von ehemals. Auch die Frau des Bürgermeisters Ackerl kannte er. Beim Eintritte in's Haus redete er die Hausfrau daher folgendermassen an: „Di Ackerlerin wirt mi' mea' ni't kenna'?" Ihre Antwort darauf lautete: „Sou nit'." Lakonischer hätte sie es wohl nicht mehr ausdrücken können, dass sie ihn nicht zu erkennen vermöge, wenn er ihr kein weiteres Zeichen der ehemaligen Bekanntschaft gebe.

Ebenso kurz und bündig antwortete mir der 14jährige Sohn der Frau Ackerl, als ich ihn fragte, wie alt seine Schwester sei. „In zehnt'n, denk' i'", sagte er. Der Heanze würde zum Mindesten folgendermassen sprechen: „Jå, Hea', i' måañ, in zëijat'n Jåa' wia't s' wul schouñ saiñ."

Mein Führer selbst war in seiner Rede auch nicht viel breitspuriger. Als ich vor einem Hause stehen blieb und ihm sagte, dass ich dasselbe photographiren wolle, weil es mir gefalle, gab er seiner Zustimmung und der Beifallskundgebung, dass auch ihm das Haus gefalle, folgenderweise Ausdruck: „War eh' ni't tumm sëlwi."

Ich habe mich hier tiefer eingelassen in die Besprechung der Dialecte zwischen dem Diesseits und Jenseits der österreichisch-ungarischen Grenze, um an einzelnen stark in die Ohren fallenden Ausdrücken Anklänge, in anderen wieder Unterschiede zwischen dem heanzischen und dem steirisch-österreichischen Dialect hervorzuheben. Wenn ich nun auf die Mundart zu sprechen komme, die innerhalb der Weizer-Klamm, besonders in der Gegend von Fladnitz, gesprochen wird, kann ich hier wohl nicht eigenartige Unterschiede in den benachbarten Dialecten hervorheben, denn die Zeit, dem Dialecte mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, war eben zu kurz. Sagen kann ich aber, dass mich der grosse Unterschied in der Mundart der Fladnitzer von jenem aus der Gegend ausserhalb der Klamm überraschte. Der Unterschied besteht wohl nicht in den Wortschätzen der Nachbarn und auch nicht in der Wortsetzung, sondern hauptsächlich im scharfen Tonfalle, der innerhalb der Klamm gehört wird, und in der äusserst scharfen Aussprache der gutturalen Laute k und ch. Einem, dem aus seiner Jugend, wie mir, noch immer die weiche Aussprache des k und ch des heimischen oberkärntnerischen Dialectes, der in Wörtern wie „Ecken", „wackeln" das ck in das weichere gg: „Egg'n", „wågg'ln", in Wörtern wie „kochen", „schleichen" das ch in das sanft aspirirte h: „koh'n", „schleih'n" umwandelt, noch fortwährend angenehm in's Ohr fällt, läuft es fast kalt über den Rücken, wenn er „Ecken", „wackeln", „kochen", „schleichen" als „Eckk'n", „wackk'ln", „kochch'n", „schleichch'n" gesprochen hört.

Wie sich nun zwischen den Bewohnern innerhalb und jener ausserhalb der Klamm und ihrer Mundarten Unterschiede ergeben, so ergeben sich auch namhafte Abweichungen in der Ausgestaltung ihrer Häuser; ja selbst die Anlage des Hofes ist eine andere. Ich habe eben festgestellt, dass ich das fränkische Gehöfte als den herrschenden Typus in der Anlage des Hofes bis in die Gegend von Weiz verfolgte. Vor Weiz tritt der Haufenhof nur sehr vereinzelnt auf. Innerhalb der Weizer-Klamm ist es nun anders. Das fränkische Gehöfte verschwindet ganz, um dem gegenwärtig allein herrschenden Haufenhofe den Platz einzuräumen. Ich hebe das Wort „gegenwärtig" absichtlich hervor, weil ich nach einer Mittheilung, die ich weiter unten an zuständiger Stelle bringen werde, annehmen kann, dass es ehedem nicht so war, dass das fränkische Gehöfte vor wenigen Jahren innerhalb der Klamm zum Mindesten noch seinen Vertreter gehabt hat. Da ich innerhalb der Klamm auf dem ganzen Wege bis Frohnleiten a. d. Mur kein einziges Gehöfte sah, das nach Art des fränkischen Gehöftes vollkommen geschlossen gewesen wäre, so werden wohl die Gebirgszüge, welche die Weizer-Klamm bilden, der Patschaberg und der Sattelberg und ihre Fortsetzung als die westlichen Grenzen des Gebietes anzusehen sein, über welches sich in der östlichen Mittelsteiermark das fränkische Gehöfte heute ausbreitet.

Die herrschende Gehöftsanlage im durchwanderten Gebiete westlich der Klamm ist, wie gesagt, der Haufenhof. Die Wirthschaftsgebäude liegen vom Wohnhause stets gesondert. Ich sage Wirthschaftsgebäude,

weil sich deren, wenigstens bei grösseren Höfen, zumeist mehrere vorfinden. Oft jedoch besteht der Hof nur aus zwei Gebäuden, aus dem Wohnhause und einem Stadel, der dann in der Regel alle Wirthschaftsräume in sich schliesst und das Wohnhaus an Flächenausdehnung und Höhe bedeutend überragt.

Das Wohnhaus zeigt überall wieder die Einrichtung des oberdeutschen Hauses, doch weist es in den Wohnräumen eine bedeutungsvolle Weiterentwicklung auf, die sich, wie ich oben bereits erwähnte, schon im Aeusseren darin zeigt, dass das Wohnhaus sehr häufig in der Giebelwand drei Fenster aufweist, hinter denen stets zwei Zimmer liegen, die durch eine Mittelwand, welche parallel zur Längenachse des Hauses läuft, geschieden sind.

Unter Fig. 135 bringe ich ein solches Haus im Bilde. Fig. 136 gibt den Plan dazu. Das Haus liegt



Fig. 135. Haus Nr. 3 in Auen, Gemeinde Krammersdorf.

etwa 200 Schritte links von der Strasse, die aus der Klamm gegen Passail führt, in der Ortschaft Auen, welche zur Gemeinde Krammersdorf gehört. Es ist Besitzthum des Bauern Franz Eggenreich vulgo Spirk und trägt die Nummer 3. Ueber das Alter des Hauses konnte ich keine Auskunft erhalten, es dürfte aber, seinem Aussehen nach zu urtheilen, mehr als hundert Jahre alt sein. Aus dem Plane geht hervor, dass man durch die gegen Norden gelegene Eingangsthüre in eine schmale „Lab'm" tritt, die durch ein vergittertes Fenster, das rechts vom Eingange angebracht ist, beleuchtet wird und von der dahinter liegenden, nahezu quadratischen Küche abgetrennt ist. Laube und Küche sind durch eine Thüre verbunden. Aus der Küche führt durch die Rückwand eine zweite Thüre in's Freie. Obwohl dieses Haus keine durchgehende Laube hat, ist somit doch ein Weg, der quer durch das Haus führt, offen. Die Küche wird durch ein Doppelfenster in der dem Eingange gegenüberliegenden Wand erhellt. Aus der Küche, die einen offenen Herd, auf dem neben dem Dreifuss auch ein Feuerross steht, enthält, der an die Zimmerwand stösst und den Backofen in sich schliesst, führt ein hölzerner Schlot durch das Dach in's Freie.

Bei *St* steht in der Küche eine Stellage für das Geschirr, bei *WB* eine Wasserbank, bei *K* ein Küchenkasten und bei *B* ein Bett für die Magd.

Links vom Hauseingange führt aus der Laube eine Thür in die geräumige Stube. Die Stube hat nur kleine, fast quadratische Fenster. Zwei davon blicken in der Giebelwand nach Osten und zwei schauen auf den grossen Hof. Welche Bedeutung das auf dem Bilde des Hauses in der Frontwand zu sehende, jetzt vermachte dritte kleine Fensterchen hatte, vergass ich zu fragen.

Aus der Stube führt eine Thüre durch die Mittelwand in das danebenliegende „Stüb'l". Das Stübel erhält durch drei Fenster, die den Fenstern der

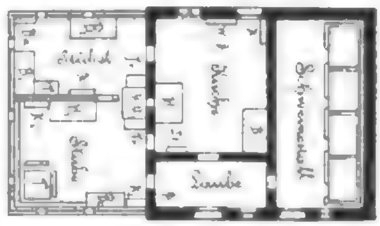


Fig. 136. Plan des Hauses Nr. 3 in Auen (1 : 333).

grossen Stube an Form und Grösse gleich sind, Licht. Eines davon ist in der Giebelwand, die anderen zwei sind in der der Thüre gegenüberliegenden Wand angebracht. Auffallend ist es, dass sowohl aus der Stube, als auch aus dem Stübel je eine Thüre direct in die Küche führt. Beide Stuben können im Winter durch einen gemeinschaftlichen Kachelofen erwärmt werden, der so angebracht ist, dass er in die Mittelwand, die beide Stuben scheidet, eingebaut ist und in beide Räume hineinragt. Geheizt wird der Ofen von der Küche aus. Die Heizöffnung befindet sich über der Herdoberfläche (vgl. Bd. XXV, S. 121 und 122).

Die Möbel der grossen Stube sind in der allgemein üblichen Weise angeordnet. In der Ecke, welche durch jene beiden Wände gebildet wird, in denen sich die Fenster befinden, steht der quadratische Tisch. An den beiden erwähnten Wänden ziehen sich unverrückbare Wände hin. Vor den Seiten des Tisches, die dem Inneren der Stube zugekehrt sind, stehen lange, schmale Bänke ohne Lehnen. Unter K_1 steht ein Kasten, bei B_1 das Ehebett und bei *Tr* eine

Truhe. Das bei B_2 stehende Kinderbett und der danebenstehende Kasten K_2 sind wohl nicht an ihrem Platze, wenn die Einrichtung des Zimmers als eine typische aufgefasst werden soll.

Ganz willkürlich ist die Anordnung der Möbel im Stübel. B_1 und B_2 sind Betten, *Ba* ist eine Bank, *T* ein kleiner Tisch, *K* ein Kasten, *Tr* eine Truhe.

Im Wohnhause befindet sich ausser dem Aufgezählten nur noch ein Raum, der rechts von Küche und Laube angegliedert ist und durch eine Thüre von der Laube aus und durch eine, die aus dem Freien hineinführt, betreten werden kann. Dieser Raum beherbergt die Schweine. Es ist derjenige von den Wirthschaftsräumen, der von dem Wesen, dessen Schaffensgebiet weniger der Stadel oder Feld und Flur, sondern das Haus selbst es ist, welcher von der Hausfrau am häufigsten betreten wird. Es nimmt darum nicht Wunder, wenn gerade das Schwein, eigentlich das unreinste aller Hausthiere, seine Wohnung unter demselben Dache erhält, unter dem der Mensch seine Tage verbringt.

Der Schweinstall, die Küche und die Laube sind aus Mauerwerk aufgeführt, die Wohnräume aus Holz gebildet. Die dazu verwendeten Stämme sind von allen Seiten glatt behauen und die Enden der Balken sind an den Ecken des Hauses sauber verzinkt. Das nette Aussehen und das dicht schliessende Gefüge der Balken macht einen Verputz aus übertünchtem Lehm, wie er in der Heanzerei üblich ist, hier aussen und innen überflüssig. Der Blockbau ist, wie dies in dieser Gegend vielfach vorkommt, untermauert. Das verhältnissmässig hohe Strohdach zeigt an beiden Giebeln Abwalmungen bis zur halben Dachhöhe. Der vordere Giebel ist offen, der rückwärtige mit Brettern verschalt. Die Deckungsart des Hauses ist jene der Gegend von Kirchschlag und die Firstversicherung die, welche ich aus Schmiedraith beschrieben habe. Vor der vorderen Giebelseite des Hauses liegt ein kleines Gemüsegärtchen.

Dem Hause gegenüber, etwa 25 m entfernt, liegt parallel zu diesem der grosse Stadel. Er ist aus Steinen erbaut. Das Mauerwerk ist roh und nicht verworfen. Der Stadel besteht aus zwei Geschossen. Ich bringe von diesem Stadel ebenfalls eine Ansicht (Fig. 137). Da ich in dieser Gegend wiederholt Städel von ähnlichem Aussehen angetroffen, kann dieser Bau wohl als der eines typischen Stadels angesehen werden. Charakteristisch ist der hängende Gang, der sich vor der ganzen Vorderseite des zweiten Geschosses hinzieht und der durch das an dieser Seite weit vorragende Dach geschützt ist. Zu diesem Gange führt in der Nähe des rechtsseitigen Endes eine Stiege hinauf. Ich erachte es nicht für nothwendig, auch die Grundrisse der beiden Geschosse zu bieten, da sich die Räume, welche dieser Stadel in sich schliesst, leicht vergegenwärtigen lassen, wenn man die Ansicht desselben vor Augen hat. Der Stadel hat keine grosse Tiefe, so dass hinter jeder der vier Thüren, welche das Erdgeschoss zeigt, nur ein Raum liegt, der von der Thüre bis zur rückseitigen Wand des Stadels reicht. Die erste Thüre rechts führt in eine Futterkammer. Die zweite grössere Thüre öffnet sich in den Ochsenstall, in dem gewöhnlich zwei Paar Ochsen stehen. Hinter der ebenfalls grossen dritten Thüre liegt der Kuhstall, in dem gegenwärtig zwei Kühe, drei Kälber und vier Schafe untergebracht sind. Durch die vierte Thüre gelangt man in einen

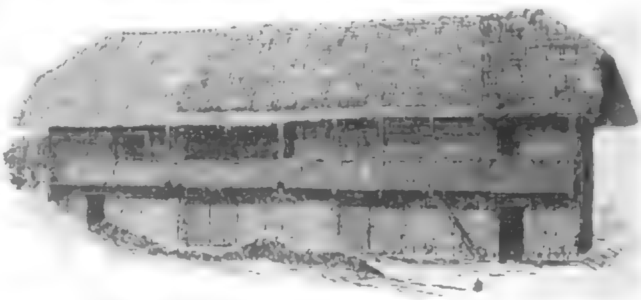


Fig. 137. Stadel beim Hause Nr. 3 in Auen.

Keller. Im Obergeschosse des Stadels liegt über dem Kuhstalle die Tenne. Zur Tenne führt an der Rückseite des Stadels eine Tennenbrücke empor, über welche die beladenen Erntewagen in die Tenne einfahren. Rechts und links von der Tenne sind die „Heuböden". Das unausgedroschene Getreide, Stroh und Klee werden im hohen Dachraume des Stadels untergebracht. Das Dach des Stadels ist, wie es den Anschein hat, zu wiederholten Malen ausgebessert worden. In der Wahl des Materiales, das zum Ausbessern verwendet wurde, war man nicht sehr wählerisch. Es wurde offenbar verwendet, was gerade als am entbehrlichsten zur Hand war. Die linke Ecke zeigt kurze Dachladen, gleich daneben besorgen die Eindeckung lange Bretter, die vom First bis unmittelbar an den Rand des Daches reichen. Hierauf folgt noch ein gutes Stück neueren Strohdaches. Es ist dieses Stück nicht so schön glatt geschoren, wie der das rechte Ende bildende Rest des alten Strohdaches. Das Flickwerk im Dache gibt

ein wahres Bild vom Vermögensstande des Bauern. Wie das Dach seines Stadels, so ist auch sein Rock, seine Einrichtung und wohl Alles, was er besitzt. Mein Führer, der von Weiz aus mit mir ging, hat wohl noch nie einen Hausforscher, desto öfter aber den Executor auf seinen oft schweren Gängen begleitet. Er kannte deshalb die Verhältnisse der Bauern, so weit sie sich auf Besitz und materielle Leistungsfähigkeit beziehen, in der ganzen Runde sehr gut und sagte mir, dass der „Spirk" einer der allerärmsten Bauern der Gegend sei. Sein Besitz bestehe aus 14 Joch Ackerland, 2 Joch Wiesen und 4 Joch Wald und sei stark verschuldet. Der arme Bauer mag uns daher recht bedrückten Herzens nahen gesehen, aber aufgeathmet haben, als er den Mann an meiner Seite nicht in der Eigenschaft vor sich sah, in der er ihn sonst bei sich zu sehen gewohnt war. Dass der Besitz des Bauern Franz Eggenreich einer der kleinsten der Gegend sein muss, geht auch daraus mit Stolz jedem Fremden zeigen, denn er ist einer der schönsten in der Umgebung. Die Ordnung und Reinlichkeit, die überall auffällt, muthet sehr an. Der Wohlstand hat den „Pirg'lbauer" aber durchaus nicht protzig gemacht. Er ist ein Bauer geblieben, wie er sein soll. Begnügt mit seinem Stande, zufrieden mit dem, was er sich durch Fleiss erworben, beruhigt im Hinblicke auf das gesicherte Los seiner alten Tage, beruhigt in dem Gefühl auch, seine Kinder versorgt zu haben, und immer noch lustig zur Arbeit, lebt er mit seinem um drei Jahre jüngeren Weib auf seinem Hofe frei und unabhängig, so frei und unabhängig eben nur ein Bauer leben kann. Ja, dass seine vier Kinder „g'råd'n sain" (gerathen sind) und „ihr schönes Auskommen haben", macht ihm noch „t'gresstì Fraid'". Sein ältester Sohn Michael, der jetzt 31 Jahre alt sei, habe eine Bauerntochter in Krichenlee geheiratet und das Bauerngut seines Schwiegervaters übernommen. Seine beiden



Fig. 138. „Pirg'lbauer"-Hof (Haus Nr. 13) in Auen.

hervor, dass der Besitz der Bauern um Passail und Fladnitz im Durchschnitte nicht kleiner ist, als in der Gegend von Weiz. Die Bauern besitzen auch hier meistentheils 30—50 Joch. So besitzt auch der Bauer, von dessen Hause jetzt die Rede sein soll, 51 Joch an Grund und Boden.

Der Hof, dessen Ansicht ich (Fig. 138) biete, liegt unter der Nummer 13 ebenfalls in Auen. Sein Besitzer ist Franz Linhofer vulgo „Pirg'lbauer", einer der wohlhabendsten Bauern der Gegend. Dass er zu den reichsten Bauern gehört, sieht man seiner Alltagskleidung nicht an, denn sie ist nicht besser als die einer seiner sechs Knechte. Auch die Bäuerin ist nicht gewählter gekleidet als eine ihrer drei „Menscher". Stellt man aber den um viele Jahre jüngeren „Spirk" neben den 62jährigen „Pirg'lbauer", so sieht man es dem runden, feisten Gesichte des letzteren wohl allsogleich an, dass des Lebens Sorgen da weniger Spuren hinterlassen haben, als in dem abgehärmten Antlitz des Anderen. Der „Pirg'lbauer" ist behäbig in seinem ganzen Wesen, wie sein Hof. Er kann ihn Töchter Marie (29 Jahre alt) und Johanna (27 Jahre alt), erzählte mir der Alte weiter, sind die Frauen zweier Brüder geworden; die ältere die des Bauern Friedrich Knoll vulgo „Gruber" im nahen Krammersdorf und die jüngere die des Bauern Johann Knoll vulgo „Jost" in Krichenlee. Es geht allen dreien gut, „sie wirthschaften sich recht schön". Das letzte seiner Kinder, der 18jährige Gottfried, helfe zu Hause in der Wirthschaft wacker mit und, wenn er seine Militärjahre hinter sich habe, könne er den Hof übernehmen.

Die 51 Joch Grund, die zum Hause gehören, liegen ausser 4 Joch Wald („Ueberlände") in einem Stücke beisammen. Sie vertheilen sich auf 20 Joch Ackerland, 12 Joch Wiesen, 1 Joch Hutweide und 18 Joch Wald. Der Viehstand besteht gewöhnlich aus 10—12 Stück Ochsen, 4—5 Stück Kühen und 12 Schweinen.

Ich komme nun auf den Hof zu sprechen. Auf dem Bildchen (Fig. 138), das die Ansicht des Hauses zeigt, sind vier Gebäude sichtbar. Das im Bilde ganz

links im Hintergrunde sichtbare „Gasthaus“,[1]) welches aus einem kleinen Wohnhaus und einem Wirthschaftsgebäude besteht, gehört heute nicht mehr zum Hofe. Der jetzige Besitzer des Hofes hat es, da es ihm gut gezahlt worden ist, verkauft. Im Bilde nicht sichtbar ist ein Schweinestall, der hinter dem Wohnhause liegt und von diesem verdeckt wird. Eine kleine Hausmühle, die auch zum Hofe gehört, aber etwa fünf Minuten Weges vom Hause abliegt, konnte ich auf dem Bildchen auch nicht anbringen.

Die Wirthschaftsgebäude umgeben das Wohnhaus, liegen aber wie dieses selbst, jedes für sich, vollkommen frei da. Der grosse Stadel, welcher nahe an der von Weiz nach Passail führenden Strasse liegt, kehrt dieser die Rückseite zu. Er besteht aus drei mit einander in Hufeisenform verbundenen Tracten. Ich biete von ihm, da sein Bild in der Ansicht des ganzen Hofes keine genaue Vorstellung ermöglicht, unter Fig. 139 den Grundriss. *H* und H_1

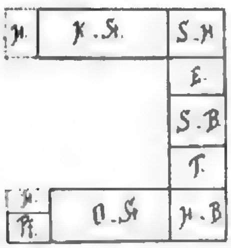


Fig. 139. Grundriss des Stadels beim Hause Nr. 13 in Auen.

sind Hütten, *Pf* ist der Pferdestall, *O-St* ist der Ochsenstall, *K-St* der Kuhstall, *S H* eine Streuhütte, *E* die Einfahrt, *S-B* der „Schabpåa'n“, *T* die Tenne und *H-B* der „Hålpåa'n“. Der Pferdestall und der Kuhstall sind gemauert. Alle anderen Theile des Stadels sind durch Blockbau hergestellt. Der Schweinestall kehrt die vordere Giebelwand dem Wohnhause zu. Die Eingangsthüre liegt in dieser Giebelwand. Von der Eingangsthüre führt ein Futtergang bis an die hintere Wand des Gebäudes. Zu beiden Seiten dieses Ganges sind die Ställe angebracht. Vom Wohnhause links steht ein Getreidekasten. Der demselben vorliegende, nach drei Seiten hin offene Schuppen wird zum Trocknen von Feldfrüchten (Erbsen, Bohnen, Kukuruz) gebraucht.

[1]) Miethparteien werden in dieser Gegend „Gäste“ genannt, „Gasthaus“ bedeutet sonach „Gästehaus“. Auch in Oberkärnten werden die Miethparteien Gäste genannt. Zur Geltung kommt diese Bezeichnung besonders bei einer weiblichen Miethperson. Eine solche wird dort mit „Gästin“ bezeichnet.

Das Wohnhaus ist ein alter, ganz gemauerter Bau von rechteckförmigem Grundrisse. Der Besitzer des Hauses schätzt das Alter auf 200 Jahre. Dass seine Annahme nicht unrichtig ist, beweisen mir hauptsächlich die Schlösser und Beschläge, welche ich an den Thüren des Hauses antraf, und auch die Thüren im Obergeschosse, sowie ein über der Thüre der grossen Stube im Obergeschosse angebrachter Schüsselkorb. Diese Dinge sind alle im Geschmacke der Zeit gearbeitet, aus der nach dem Urtheile des Bauern das Haus stammen soll.

Fig. 140 gibt den Grundriss vom Erdgeschosse des Hauses. Die Räume des Hauses werden durch eine grosse durchgehende Laube in zwei Theile getheilt. Die Küche ragt zum Theile in die Laube hinein. Dadurch erhält sie die Form eines Hakens. Gedeckt ist die Laube durch ein Kreuzgewölbe. Die Küche hat ein Tonnengewölbe. Ein mächtiger Sparherd *H*, an dessen Stelle früher ein offener Herd stand, nimmt einen

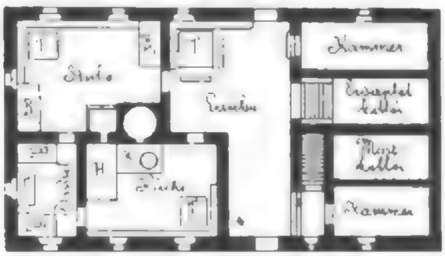


Fig. 140. Grundriss des Erdgeschosses vom Hause Nr. 13 in Auen (1 : 333).

beträchtlichen Theil der Küche ein. Ausser dem Herd fand ich in der Küche noch zwei Feuerstellen, die im Backofen *B-O* und jene unter dem grossen Kessel *K*. Der Backofen ragt in die grosse Stube hinein. Neben dem Theile des Backofens, der in der Stube sichtbar ist, schliesst sich ein Kachelofen *O* an. Die Stube hat eine Holzdecke. Die grosse Stube ist der Aufenthaltsort der Dienstboten. Die Mägde schlafen auch hier in den beiden dort aufgestellten Betten B_1 und B_2. Ausser diesen beiden Möbeln enthält die Dienstbotenstube noch einen mächtigen Tisch mit dicker, quadratischer Platte. Den Tisch umgeben von zwei Seiten stabile Bänke.

Ein grosser Tisch, ringsum mit Bänken umgeben, steht auch in der Laube. Hier versammeln sich während der warmen Jahreszeit die Hausgenossen zu den Mahlzeiten. Ein dritter ebenfalls grosser Tisch steht in der Küche. An diesem werden im Winter die Mahlzeiten eingenommen. Ein kleines Stübchen

liegt noch hinterhalb der Küche. Es ist das Wohngemach des Bauern und seiner Frau. Die Knechte schlafen in den Ställen.

Betritt man die Laube durch die Thüre in der Vorderfront, so liegen rechts von der Laube noch weitere vier Räume. Zwei Thüren in der Mitte der Laube führen über Stufen hinab in zwei Keller. Der eine ist der Erdäpfelkeller und der andere der Mostkeller. Links vom Eingange in den Erdäpfelkeller und rechts von der Thüre, die in den Mostkeller führt, betritt man durch zwei weitere Thüren zwei Vorrathskammern. Die Keller sind so angelegt, dass sie auch unter die Kammern hineinreichen.

vereinzelte Auftreten eines solch' abstechenden Hauses in einer Gegend erklärt es wohl, wenn ihm von der Bevölkerung eine besondere Bedeutung beigelegt wird, die es ehedem gehabt haben soll. So erzählte mir der Besitzer des Hauses, dass man in der Gegend allgemein meine, es müsse dieses Haus ehemals ein „Herrschaftsmeierhof" gewesen sein. Ich halte es nicht für etwas Aussergewöhnliches, sondern für ein echtes, rechtes Bauernhaus; denn aussergewöhnlich ist das Haus nur für die Gegend, in der es steht, und ein zweites solches Haus, das ich in Tulwitz bei Fladnitz fand, ist wieder aussergewöhnlich für s e i n e Gegend, weil es dort auch ganz vereinzelt dasteht. Hat man aber



Fig. 141. Haus des Paul Brunnecker in Tulwitz bei Fladnitz.

Die Theile der beiden Keller, welche unter den Kammern liegen, sind bedeutend niederer als jene Theile, welche an der sie trennenden Mittelwand aneinander stossen.

Von der rechtsseitigen Kammer ist ein kleiner, gegen die Laube zu offener Raum abgetrennt. Es ist dies ein Vorraum zur Stiege, die von hier in's Obergeschoss emporführt. Im Obergeschosse finden wir dieselbe Eintheilung wie im Erdgeschosse, es ist daher überflüssig, auch vom Obergeschosse einen Grundriss zu geben.

Wer sich das Bild des Aeusseren vom Hause aufmerksam besieht, dem wird auffallen, dass das Schindeldach des Hauses auf der linken Seite bedeutend weiter vorragt, als rechts. Dies hat seinen guten Grund, denn in der Höhe des Dachbodens ist hier ein balconartiger Gang vorgebaut, den der vorspringende Theil des Daches zu beschatten hat.

Das Haus, welches ich in Vorstehendem kurz beschrieben, war das einzige dieser ganz aus Stein gebauten Art von Häusern, das mir auf meinem Wege bis Fladnitz unterkam. Ganz ähnlichen Häusern begegnete ich wohl in Passail, ich liess sie jedoch, da sie bereits zu kleinstädtischen Bürgerhäusern gerechnet werden müssen, ausser Acht. Das ganz

die Wasserscheide zwischen Raab und Mur auf dem oben bezeichneten Wege überschritten und kommt in den Thalgraben und in die Gschwendt, so begegnet man solchen Bauernhäusern gar nicht selten und in Folge dessen fällt es auch Niemandem ein, in ihnen einen „Herrschaftsmeierhof" oder gar ein gewesenes „Rittershaus", wie mir als ein solches

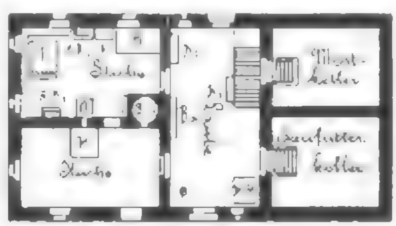


Fig. 142. Grundriss desselben Hauses (1 : 333).

das Haus bezeichnet wurde, das ich jetzt beschreiben will, zu sehen.

Das eben erwähnte zweite dieser Häuser fand ich, wie schon gesagt, in Tulwitz bei Fladnitz.

Das Haus, dessen Bild Fig. 141 bringt, ist im Besitze des Bauern Paul Brunnecker vulgo „Magerl". Es hat das respectable Alter von 272 Jahren, da es, wie die Jahreszahl, die an der vorderen Giebel-

seite des Hauses über den beiden Bodenfenstern in einer Steintafel eingegraben ist, beweist, im Jahre 1625 erbaut wurde. Im Jahre 1885 brannte der ganze Hof ab. Das Wohnhaus, dessen steinernes Mauerwerk stehen blieb, hat, nach der Versicherung des Bauern, im Grossen und Ganzen heute dasselbe Aussehen, das es vor dem Brande hatte. Die Wirthschaftsgebäude, auf die ich später zu sprechen komme, lagen jedoch früher anders, als jetzt.

Der Grundriss des Hauses (Fig. 142) zeigt grosse Aehnlichkeit mit dem des vorstehend beschriebenen Hauses. Die Eintheilung ist hier ganz dieselbe, wie dort. In der Ausgestaltung, d. i. in der Auftheilung der Räume, bietet dieses Haus jedoch grössere Einfachheit, also mehr Ursprünglichkeit.

Wieder sehen wir hier im Grundrisse dieselbe Dreitheilung, die beim Hause des „Pirg'lbauern" in Auen zu beobachten war. Die Mitte des Hauses nimmt die grosse durchgehende Laube ein; links davon liegen die Wohnräume, rechts Wirthschaftsräume. Die Wohnräume bestehen hier nur aus einer Stube und der danebenliegenden, von der Stube durch eine Mittelwand getrennten Küche.

Der Umstand, dass im Hause des „Pirg'lbauern" die Küche eigenthümlicherweise in die Laube vorragt und dieser die für die Gegend ganz untypische Form eines Hakens gibt, brachte mich, den weiteren Umstand in Betracht gezogen, dass die Lage des „Stübels" eigentlich auch eine untypische ist und es fast genau dieselbe Breite einnimmt, die der in die Laube vorragende Theil der Küche misst, nachdem ich das in Rede stehende Haus des Bauern Paul Brunnecker in Tulwitz gesehen hatte, auf die naheliegende Vermuthung, es könnte das Wohnstübchen des „Pirg'lbauern" erst in späterer Zeit angelegt und die Küche damals zum Theile in die Laube vorgerückt worden sein, so dass die ungewöhnliche Form der Laube die Folge einer später erfolgten Umgestaltung vom Inneren des Hauses sein dürfte.

Die Küche im Hause des „Magerl" weist bei *H* noch einen offenen Herd auf. Sie steht mit der Stube durch eine Thür in Verbindung. Betreten kann die Küche auch von der Laube aus werden. Eine dritte Thür führt aus der Küche in's Freie. Diese Thür ist wohl erst später, wahrscheinlich erst nach dem Brande, angelegt worden. Sie ist nämlich für die Gegend ganz untypisch. Dass sie nicht gleichzeitig mit der davon rechts liegenden Hausthüre angelegt wurde, beweist das Vorhandensein eines Bogengewölbes über der Hausthüre und das Fehlen eines solchen über der Küchenthüre.

In der Stube fällt vor Allem der grosse Backofen *B-O* auf, der aus der Küche hereinragt und von der Küche aus zu heizen ist. Den Backofen umgibt ein hölzernes Gitterwerk. Vor dem Backofen ist eine Bank angebracht. An Stelle der Bank stand vor dem Brande der Kachelofen. Die Thüre, welche jetzt hier in die Küche führt, war ehedem dort, wo heute der neue Kachelofen *O*, der ebenfalls durch ein Holzgitter eingefasst ist, steht. Herd, Ofen und Backofen standen also auch hier vor dem Brande genau in derselben Anordnung beisammen, wie in dem Hause Nr. 13 in Auen oder wie in den Häusern Nr. 30 und Nr. 15, die ich aus Kirchschlag beschrieben habe (vgl. oben die Pläne Fig. 120, 122 und 140). Der Tisch und die Bänke nehmen ihren typischen Platz ein. An weiteren Möbeln stehen in der Stube bei *A-K*, und *A-K*, zwei „Aufsatzkästen", wie sie hier häufig vorkommen. Auf einem commodeähnlichen unteren Theile steht ein kleines Kästchen mit Doppelthüre. Das Ganze sieht einer modernen Credenz ähnlich. Bei *K* steht ein Kleiderkasten und bei *T-B* ein „Tafelbett", in welchem die „Kuhdirn" mit der neunjährigen „Maried'l" schläft. Das Tafelbett ist ein ganz eigenartiges Möbel, das ich in dieser Gegend häufig gesehen habe. Es zeigt die Form eines Waschtroges und ist daher auch dem Untertheile eines Sarges nicht unähnlich. Am Tage wird es mit einem aus Brettern gefügten Deckel geschlossen und dient dann so als Tisch. Aus der kurzen Beschreibung dieser Stube geht hervor, dass sie ebensowenig die Wohnstube der Familie ist, wie die grosse ebenerdige Wohnstube im Hause des „Pirg'lbauern". Sie dient allen Personen des Hauses zum gemeinschaftlichen Aufenthalte. Hier werden die Mahlzeiten eingenommen, hier sitzt am Sonntag-Nachmittage der Bauer mit seinem alten Knechte beim Moste, hier spinnen die weiblichen Hausgenossen an den Winterabenden, während die männlichen eine andere Arbeit verrichten; die grosse Stube ist der Brennpunkt für das Leben im Hause. Der Kuhdirn dient die Stube nur darum zum Schlafgemach, weil eben gerade noch Raum für ein Bett im Zimmer übrig war und die Bäuerin ihr keinen anderen Platz anzuweisen hatte, da die grosse Stube, die über dieser im Obergeschosse liegt, keine Fenster hat. Der Wind bläst da lustig durch die eine Fensteröffnung hinein und durch die andere hinaus. Auf der anderen Seite der Laube liegen nicht vier Räume, wie im Hause Nr. 13 in

Auen, sondern nur zwei. Es sind dies zwei wenig tief liegende Keller. Links ist der „Mostkella'", rechts der „Saufuatta'kella'", in dem die „Ea't-ruab'm" und die „Åcka'ruab'm" aufbewahrt werden. Aus der Laube führt eine verschalte hölzerne Treppe in's Obergeschoss. Oben finden wir genau dieselbe Eintheilung wie unten. Ueber der grossen Stube liegt hier die schon früher erwähnte unbewohnte Stube. Sie dient als Raum, in dem Feldfrüchte und die Wäsche getrocknet werden. Ueber der Küche liegt ein Stübel, das Schlafgemach der Eheleute. Auf der rechten Seite der Laube (in Oberkärnten wird die Laube im Obergeschosse „Saal" genannt; ob auch hier, vergass ich zu fragen) ist über dem Saufutterkeller eine Kammer, in der das „Hâad'nâm" (Spreu vom Buchweizen), die Erzeugnisse des Flachsbaues, die „Kâa'tatsch'n (eine Vorrichtung, mittelst welcher die Wolle gekämmt wird), untergebracht sind. Ueber dem Mostkeller liegt die gewölbte Fleischkammer.

In der Laube des Erdgeschosses dieses Hauses steht in der Ecke rechts von der Hausthüre bei *H-St* ein Hackstock, ein auf vier Beinen stehender, aus Brettern gefügter Holztrog zum Zerkleinern der Rüben für das Schweinefutter. Bei *Ba* steht eine lange Bank ohne Lehne. Auf diese setzen sich die Hausgenossen, wenn hier im Herbste bei Spanlicht die Kukuruzkolben aus den Federn geschält oder die Rüben ihrer Blätter entledigt werden. Bei K_1 und K_2 sind zwei Kästen untergebracht, in denen die Dienstboten ihre Habseligkeiten aufbewahren.

Die Laube hat hier jedenfalls nicht mehr die Bedeutung, die jene im vorbeschriebenen Hause des „Pirg'lbauern" noch einnimmt, und noch viel weniger die Bedeutung solcher in Bauernhäusern in Salzburg, in denen, wie Herr Regierungs-Oberingenieur Josef Eigl in seinem ausgezeichneten Werke „Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser", Wien, Lehmann & Wentzel, 1895, mittheilt, die Laube der Herdraum war und hie und da noch ist.

Die beiden zuletzt geschilderten Häuser zeigen, abgesehen davon, dass es Häuser mit Obergeschossen sind, wenn man ihre Grundrisse denen der verschiedenen Häuser aus dem westlichen Ungarn, aus dem südöstlichen Niederösterreich und der östlichen Mittelsteiermark entgegenhält, einen bedeutenden Unterschied in ihrer Ausgestaltung.

Das, was hiebei als Unterschied am meisten in die Augen fällt, ist die durchgehende Laube. Ich habe mehrfach hervorgehoben, dass man in östlich liegenden Gegenden dem Beispiele des Westens zu folgen scheint, und das Vorbild, das, wo es sich thun lässt, zu erreichen angestrebt wird, ist eben das praktisch angelegte Haus mit der durchgehenden Laube.

Es erübrigt mir nun noch, Einiges über den Stadel zu sagen, der zum Hause des „Magerl" in Tulwitz gehört. Er gleicht dem auffallend, der beim Hause Nr. 3 in Auen steht. Im Parterre sind wieder die Stallungen untergebracht und oben befinden sich die Scheunenräume, zu denen wieder eine Tennenbrücke von der Rückseite des Stadels hinanführt. Vor den Räumen des Obergeschosses läuft an der Vorderseite wieder ein hängender Gang hin, zu dem hier zwei Stiegen emporführen. Sowohl der Stadel als auch das Wohnhaus sind mit Schindeln gedeckt.

Einen solchen Stadel, der in der beschriebenen Weise die Stallgebäude mit den Scheunenräumen in sich vereinigt, nennt man, wie mir die Bäuerin sagte, einen „Mâa'städl". Vor dem Brande, sagte sie mir ferner, habe der Stadel, was ich schon oben bemerkte, nicht die Lage eingenommen, die er heute innehabe. Es stand vor dem Brande kein separirt liegender „Mâa'städl" beim Hause, sondern es war der ganze Hof ein „Rundumadum-Hof", dessen einzelne Tracte, indem sie mit dem Wohnhause verbaut waren, rund um und um einen Hof vollkommen einschlossen. Es muss dieser Hof also ein fränkisches Gehöfte gewesen sein. Hienach ist es also richtig, dass in der Gegend innerhalb der Klamm, wie ich eben sagte, das fränkische Gehöfte vor kurzer Zeit noch mindestens einen Vertreter gehabt hat. Das Stall- und Stadelgebäude des „Pirg'lbauern" weist übrigens ja auch die Hufeisenform auf (s. o. Fig. 139) und beweist damit, dass in früherer Zeit das fränkische Gehöfte auch innerhalb der Klamm häufiger vorgekommen sein dürfte. Der Führer, welcher mich von Weiz bis Fladnitz begleitete, sagte mir übrigens, dass man auch in der Gegend von Weiz, wo das fränkische Gehöfte heute noch vielfach vorkommt, in Fällen, wo ein solches durch eine Feuersbrunst zerstört werde, statt des ehemaligen „Rundumadum-Hofes" die Höfe gewöhnlich nach dem Muster des „Magerl"'schen Hofes in der Weise erbaue, dass das Wohnhaus in einiger Entfernung von einem abgesondert stehenden Mahrstadel steht. Es hat diese Bauweise ihre Vortheile, denn sie kommt billiger zu stehen, und bricht in einem solchen Hofe Feuer aus, kann doch eines der Gebäude unversehrt bleiben, während bei einem geschlossenen Hofe zumeist Alles zum Raube der

Flamme wird und selbst die Thiere nicht selten, da sie aus dem engen Hofe nicht leicht gerettet werden können, dem verheerenden Elemente zum Opfer fallen.

Ich habe eben gesagt, dass ich, entgegen der Ansicht der Bewohner der beiden zuletzt beschriebenen Häuser, wonach man diese Häuser ihres abstechenden Aeusseren wegen für herrschaftliche Bauten hält, der Ueberzeugung bin, dass es „echte und rechte Bauernhäuser" sind. Ich sagte, dass mich in dieser Ansicht insbesondere ganz ähnliche Häuser, die ich nachher in grösserer Zahl im Thalgraben fand, bestärkt haben. Ich glaube, dass ich, wenn mir zu längerem Aufenthalte Zeit zur Verfügung gestanden wäre, Bauernhäuser mit gleicher Ausbildung im Grundrisse sowohl in Auen und seiner Umgebung, als auch in Tulwitz gefunden hätte, von denen Niemand behauptet haben würde, dass es ehedem nicht Bauernhäuser gewesen sein sollten. Freilich wären diese Häuser mit dem vollkommen gleichen Grundrisse nicht Bauten aus Stein und Mörtel, sondern Holzbauten gewesen. Das Aussergewöhnliche im Aeusseren lag eben darin, dass sie Bauten aus Mauerwerk waren.

Ein Häuschen habe ich nun eben in Tulwitz noch aufgenommen, dessen Beschreibung ich umsomehr für nothwendig erachte, als es als ein Holzbau aus derselben Gegend meine Annahme zu unterstützen berufen ist. Es bildet nämlich eine niederere Stufe, aus der sich die vorbesprochenen Häuser mit der durchgehenden Laube entwickelt haben.

Der Besitzer des Hauses ist der Bauer Bartholomäus Hofer vulgo „Leidinger". Das Haus trägt die Nummer 35. Rechts oben von der nach Osten gerichteten Eingangsthüre ist noch ein kleiner Rest alter Sgraffitomalerei erhalten. Sie ist wohl der Jahreszahl wegen, die sie enthält, nicht übertüncht worden. Die Jahreszahl verweist auf das Jahr 1656 als auf das Jahr der Erbauung. In Fig. 143 ist dieses Haus abgebildet. In Bezug auf das Aeussere des Hauses will ich nur kurz hervorheben, dass es zur Hälfte aus Holz und zur Hälfte aus Stein erbaut ist. Die Balken des Holzbaues sind auch hier sehr sorgfältig behauen und an ihren Enden durch einfache, aber sehr genaue (Schwalbenschwanz-) Verzinkung verbunden. An der Giebelseite des Hauses ist ein balconartiger Gang angebracht. Die Bretter, welche die Brüstung bilden, sind nicht durchbrochen; sie zeigen auch sonst keine Verzierung. Verziert dagegen ist durch einen zackigen Rand das lange, wagrecht laufende Brett, welches den Gang nach unten abschliesst. Die Giebelseite des Daches ist, soweit sie nicht durch eine bis annähernd zur halben Dachhöhe herabreichende Abwalmung gedeckt ist, offen. Der offene Dachraum dient vornehmlich zum Trocknen der Wäsche. Das Dach ist wieder in österreichischer Art mit Stroh gedeckt.

Vor der Giebelseite des Hauses ist eine Mostpresse von der Art und in derselben Weise angebracht, wie jene oben erwähnte am Hause Nr. 30 in Aigen bei Kirchschlag. Auch die Bienenstöcke, welche hier an der Langseite des Hauses auf einem Brettgestell stehen, erinnern lebhaft an die Bienenstöcke am selben Hause in Aigen, auf deren eigenartige Placirung ich eben aufmerksam gemacht habe. Dort waren es fassartige Strohkörbe, hier sind es vierseitige prismatische Ständer aus Holz.



Fig. 143. Haus Nr. 35 in Tulwitz bei Fladnitz.

Besonders aufmerksam mache ich noch auf die abnorme Form des Daches. Es hängt dasselbe nämlich an der westlichen Seite bedeutend tiefer herab als an der Ostseite und der First des Daches liegt nicht über der Mitte des Hauses. Die Ursache zu dieser unregelmässigen Form des Daches, die dem ganzen Hause ein ungewohntes Aussehen gibt, liegt darin, dass das Haus erst in neuerer Zeit eine Umgestaltung oder besser eine Erweiterung erfahren hat. Der heutige Besitzer des Hauses hat nämlich erst etwa vor 15—20 Jahren an der Westseite des Hauses ein Zimmer anbauen lassen, das nicht nur dem Aeusseren des Hauses, sondern auch dem Grundrisse eine ungewohnte Form gibt.

Ich erwähne noch, dass auch bei diesem Hause die Wirthschaftsräume vollkommen getrennt liegen, und gehe jetzt auf die Besprechung der Räume des Hauses über.

Zur leichteren Vergegenwärtigung des inneren Ausbaues dieses Hauses biete ich auch von diesem Hause den Grundriss (Fig. 144). Der neuere Zubau, das dem Hause angefügte Stübel, erscheint im Plane durch punktirte Linien ausgeführt, so dass die ausgezogenen Linien des Risses den Grundriss des alten Hauses darstellen.

Der Raum, der im Grundrisse mit „Stube" bezeichnet ist, ist die Wohnstube. In der anstossenden Laube steht bei *H* der Herd. Die Laube ist also Herdraum und Hausflur zugleich. An sie schliesst sich noch ein Keller an. So ist es heute, früher war es anders. Da das Stübel ehedem gefehlt hat, wies der Grundriss die charakteristische Dreitheilung des oberdeutschen Hauses auf. Die Laube war früher ausschliesslich Flur ohne Herd und hat als solche, trotzdem heute der Herd dort steht, ihren alten Namen

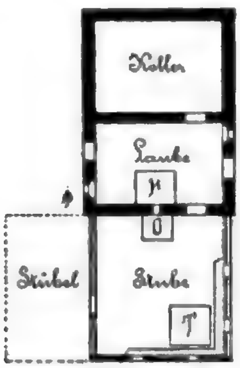


Fig. 144. Grundriss des Hauses Nr. 35 in Tulwitz (1 : 333).

„Lab'm" beibehalten. Die heutige Stube war auch früher die Wohnstube des Hauses, doch loderte in ihr auf offenem Herde das Feuer; es war eine Rauchstube („Rachstub'm"). Der Herd stand, wie mir der Besitzer des Hauses sagte, dort, wo heute der Ofen *O* steht. Beweise, dass diese Stube ehedem wirklich eine Rauchstube war, liegen mir ausser der Versicherung des Bauers noch drei vor. 1. Das Gebälke der Stube weist heute noch die glänzende schwarze Schichte abgelagerten Russes auf. 2. Das kleine, heute noch sichtbare und auch in der Ansicht des Hauses wahrzunehmende, über den beiden mittleren Fenstern angebrachte, jetzt durch Bretter verschlagene Fensterchen war dazu da, um den Rauch, wenn er in der Stube gar zu lästig wurde, in's Freie gelangen zu lassen.[1]) 3. Die tiefe Lage dieses der Rauchableitung dienenden Fensterchens mochte bald als unpraktisch erkannt worden sein. Es wurde darum für immer geschlossen und an seiner Stelle errichtete man in der Holzwand ziemlich hoch über dem zweiten Fenster eine andere Oeffnung und ein hölzerner Schlot, der ebenfalls in der Abbildung des Hauses zu ersehen ist, leitete den Rauch nun besser ab, als früher das tiefliegende Fensterchen.

Das Haus Nr. 35 in Tulwitz war das letzte Haus, das ich auf meiner Wanderung quer durch die östliche Mittelsteiermark aufnahm, und merkwürdigerweise war es das erste, das mir die Gewissheit verschaffte, dass die Rauchstube auch in dem durchwanderten Theile der östlichen Steiermark vor kurzer Zeit noch vorkam. Ich bin der Ueberzeugung, dass es in dem durchquerten Gebiete in abseits und höher gelegenen Orten auch heute noch Rauchstuben geben muss. In dieser Ueberzeugung bestärken mich die Erfahrungen, die ich während meiner letzten Excursion in den Sommerferien des Jahres 1896 gesammelt habe. Darüber handelt nun der letzte Abschnitt meiner vorliegenden Arbeit.

E. Das Bauernhaus in der Gegend von Vorau.

Der Marktflecken Vorau (ca. 800 E.) liegt in der nordöstlichen Ecke der Steiermark in einem vom Voraubache durchflossenen Seitenthale der Lafnitz, des Grenzflusses zwischen Ungarn und Steiermark, in einer Höhe von 660 m über dem Meere. Die Gegend um Vorau bildet einen Kessel, der im Süden, Südosten und Südwesten vom Masenberg (1262 m) und dessen Ausläufern halbkreisförmig eingefasst ist. Im Nordosten, Norden und Nordwesten umschliesst den Kessel eine Hügelkette, die aus dem Lafnitzthale aufsteigt, gegen Süden dem Wechsel (1730 m) vorgelegt ist und im Tommer (1059 m) seine höchste Höhe erreicht. Wie das Gebiet um Kirchschlag und die Gegend der Nörning, so ist auch der Kessel von Vorau durch eine Unzahl tief einschneidender Gräben arg zerrissen und „dieser reiche Wechsel von Thal- und Hügelformen, von dichten Waldmassen, bunt durcheinander liegenden Acker- und Wiesenfeldern bis zu den in blauen Fernen lagernden Alpenmatten vereinigt sich hier," wie Ferdinand Krauss in seinem Werke „Die nordöstliche Steiermark. Eine Wanderung

[1]) Unter diesem Fensterchen ist in der Zeichnung zwischen den beiden mittleren Fenstern noch ein verschlagenes Fensterchen zu sehen. Als das Stübchen angefügt wurde, wurden die Fenster des Hauses versetzt und vergrössert. Das verschlagene Fensterchen zeigt die Grösse der ehemaligen Fenster.

durch vergessene Lande" sagt, „zu einem wahrhaft herzerquickenden Bilde der Mittelgebirgslandschaft".

Auf Ferdinand Krauss' eben genanntes Werk verweise ich in Bezug auf die geschichtliche Vergangenheit der näheren und weiteren Umgebung von Vorau. In dem Abschnitte „Vorau", S. 112 ff., bespricht er ausführlich die Geschichte des Marktes und des Stiftes Vorau, während er sich in dem einleitenden Abschnitte „Geschichte", S. 20 ff., über die Vergangenheit der ganzen nordöstlichen Steiermark ergeht und dort auch Schlüsse zieht in Hinsicht auf die Urbewohner dieses Gebietes, die er für keltogermanischen Stammes hält, und auf die neuere Besiedelung nach der Vernichtung der Bojarenherrschaft durch Karl d. Gr. Sie soll aus Baiern und Franken geschehen sein.

Auch Ethnographisches bringt Krauss aus der Gegend um Vorau in seinem Buche. S. 80 ff. bespricht er unter dem Titel „Sitten und Gebräuche am Südgelände des Wechsel" das „Richtersetzen", das „Heilige Dreikönig-Spiel", den „Brecheltanz", „Hochzeitsgebräuche", „Hexen und Aberglaube", „Volksspiele", das „Alpenleben" und die „Bäuerlichen Mahlzeiten".[1])

„Der Bauer der nordöstlichen Steiermark ist, wie der Aelpler überhaupt, mittelgross, mehr untersetzt und kräftig. Beleibtheit ist sehr selten. In Augen, Haaren und Hautfarbe herrschen die hellen Farben vor. Frauen- und Männerschönheiten sind nicht häufig. Cretinismus findet man nicht allzu oft. Kräftigen Greisen von siebzig und mehr Jahren begegnet man nicht selten, doch ist die Zahl der über Achtzigjährigen gering. Die Tracht zeigt wenig Volksthümliches. Die Füsse stecken in derben Bundschuhen, bei Männern häufiger in kurzen Halbstiefeln. Im Hause, namentlich bei der Stallarbeit, sieht man häufig den Holzschuh; barfuss gehen die Erwachsenen selten. Die Kleidung der Männer besteht meist aus dem weissgrauen sog. Wiefeltuch, das nicht selten im Hause erzeugt wird. Die Wolle hiezu wird stets im Hause gesponnen. Der Bauer trägt lange, ziemlich weite Hosen, Jacke oder wohl auch kurzen Schösselrock und dazu häufig den rothen Brustfleck. An Sonn- und Feiertagen trägt der Wohlhabendere nicht selten dunkle Tuchkleidung mit Weste, deren Schnitt städtischen Anstrich hat. Charakteristisch ist in der Gegend die blaue Leinwandschürze, welche sehr lang ist, um die Mitte gebunden und mit Ausnahme vom Sonntag stets getragen wird. Als Kopfbedeckung erscheint meist ein runder, ziemlich niederer Filzhut; im Winter sind auch die sogenannten Pudelhauben (schildlose Kappen aus Thierfellen) beliebt. Die Frauen und Mädchen tragen Rock und Jacke aus gedruckter Leinwand, Percail, Wollenstoff, ja auch Seide; hiezu kommt an Werktagen die blaue, an Sonn- und Feiertagen die schwarze, mitunter seidene Schürze, ein über die Brust kreuzweise gebundenes, mehr oder minder werthvolles Tuch. Als Kopfbedeckung findet man ausschliesslich das unterm Kinn gebundene Kopftuch; dasselbe wird auch zu Hause nicht abgelegt und ist meist aus bunten Stoffen; bei feierlichen Gelegenheiten werden gerne seidene getragen; ältere Frauen wählen dann meist die schwarze Farbe. Die Leibwäsche besteht fast ausschliesslich aus grober, selbsterzeugter Rupfenleinwand.

Das Bauernvolk kann im Allgemeinen als ziemlich geistesrege bezeichnet werden. Doch findet man weltliche Bücher, mit Ausnahme kleinerer oder grösserer Kalender, in Bauernhäusern fast gar nicht. Von Zeitungen ist ein clerical-conservatives Wochenblatt verhältnissmässig ziemlich stark verbreitet. Der Sinn für Musik ist merkwürdigerweise sehr gering entwickelt; bodenständige Poesie fehlt gänzlich.

Was die Charaktereigenschaften betrifft, kann nicht gerade viel Ungünstiges gesagt werden. Der Bauer ist eher stolz und selbstbewusst als unterthänig und weiss seine unabhängige Stellung als Besitzer von Grund und Boden wohl zu schätzen; er ist ehrlich, friedfertig, fleissig, genügsam und meist sparsam. Politisch ist er ziemlich gleichgiltig und unreif; doch hängt er zähe am Alten, ist aber Neuerungen nicht immer abhold, zumal, wenn er deren Nutzen einmal wahrgenommen hat.

Das bäuerliche Volk kann man entschieden eher als leichtlebig, wie als ernst bezeichnen.

In vielen Häusern findet man musterhafte Ordnung und Reinlichkeit, doch gibt's selbstverständlich auch Ausnahmen, namentlich in Familien von geringerer Wohlhabenheit.

Eigenthümlich ist das Verhältniss zwischen Eltern und Kindern. Letztere werden bis in's schulpflichtige Alter sehr häufig geradezu verhätschelt. In späteren Jahren herrscht aber zwischen ihnen kein anderes Verhältniss, wie zwischen Dienstboten und Herren. Das erwachsene Kind bekommt seinen Lohn, geht sonst

[1]) Vgl. hiezu auch im Bd. „Steiermark" des Werkes „Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild" den Artikel von Johann Krainz: „Zur Volkskunde Steiermarks", worin sich besonders auch über das Wechselgebiet Volkskundiges befindet.

so ziemlich seine eigenen Wege und kümmert sich oft herzlich wenig um das Wohl und Wehe von Eltern und Geschwister. Häufig gehen erwachsene Söhne und Töchter als Schnitter und Schnitterinnen in's benachbarte Mürzthal oder nach Niederösterreich, wo sie besseren Verdienst finden, und bringen dann nur den Winter im Elternhause zu. In grösseren Familien wenden sich einzelne Söhne auch gerne einem Handwerk zu. Das Leben im Bauernhause ist sehr einfach. Fleisch gibt's in der Regel nur einmal in der Woche, und zwar am Dienstag. Das Frühstück ist die Milchsuppe; dieselbe besteht aus saurer Milch, Roggenmehl, Salz und Wasser. Am Mittagstische erscheint Sterz, aus Kartoffeln oder Mehl erzeugt, Krapfen, aus Leinöl und Unschlitt herausgebacken, Knödel (Klösse) aus Weizenmehl. Der sogenannte Germniegel (ein Kuchen, aus weissem Mehl mit Presshefe hergestellt), Strudel (zusammengerollter Teig mit Rosinen gefüllt) und am Sonntag Gerstenmus.

Beim Flachsbrechen, Mistführen, wobei die Nachbarn einander helfen, sind grössere Mahlzeiten üblich. Hochzeiten, Todtenzehrungen (Leichenschmaus) werden stets im Gasthause abgehalten; dabei gibt's meist mehrere Fleischspeisen und Wein. Bei ersteren zahlen die geladenen Gäste ihren Antheil selbst und ist der landesübliche Preis für ein Paar fl. 3.

Der Oststeirer geht fleissig zur Kirche, empfängt wiederholt die Sacramente der Busse und des Altares, bedenkt in seinem letzten Willen nicht selten die Kirche durch grössere Beträge für Messen und ist wohl der Priester der Einzige, dem er mit Hochachtung entgegenkommt. (Ob aber dies wahre Religiosität oder nur Gewohnheitsreligion beweist, wagt Schreiber dieser Zeilen nicht zu entscheiden.) Vom Aberglauben ist der Bauer noch nicht ganz frei; so glaubt manch' altes Bäuerlein unbeweglich an das Verhexen der Kühe und steckt in der Charfreitagnacht an Wegkreuzen Palmzweige zum Schutze gegen dasselbe aus.

In sittlicher Beziehung ist das hiesige Volk entschieden höher stehend, als das Obersteiermarks, doch beträgt der Procentsatz der unehelichen Geburten immerhin durchschnittlich 20 Procent, was auf ziemliche Sinnlichkeit, wie sie dem Aelpler überhaupt eigen ist, hinweist.

Die Hausindustrie ist im Rückgange begriffen. Erzeugt wird Leinwand (Rupfen nnd Reisten), etwas Loden, Holzschuhe, primitive Holzlöffel und einiges Hausgeräth; von künstlerischer Bethätigung ist gar nichts zu bemerken."

Diese Charakteristik, welche nach einer von mir ausgearbeiteten Disposition durch Herrn Oberlehrer Eugen Kowald in Vorau abgefasst wurde, bezieht sich auf den Bauer aus der unmittelbaren Umgebung von Vorau.

Die unmittelbare Umgebung ist nun auch das Gebiet, aus welchem ich die in Nachfolgendem zu besprechenden Bauernhäuser aufgenommen habe. Im Markte Vorau selbst habe ich keine Häuser aufgenommen. Sie stammen, ein einziges Haus ausgenommen, alle aus den vier Gemeinden Riegersbach, Vornholz, Schachen und Puchegg, welche die Gemarkung des Marktes Vorau nach Norden, Westen und Süden umschliessen. Im Osten grenzt die Gemeinde Kleinschlag an den Bann des Marktes Vorau; ich nahm, da diese Gemeinde vom Markte, in dem ich für die Zeit meines Aufenthaltes Quartier genommen hatte, weit abliegt, keine Häuser auf.

Von der Grösse der genannten vier Gemeinden und dem durchschnittlichen Besitze der einzelnen Bauern mag die nachfolgende Zusammenstellung einen Begriff geben:

Namen der Gemeinde	Zahl der Einwohner	Grösse der Gemeinde in Hektar	Zahl der Besitzer	Durchschnittlicher Besitz in Hektar
Riegersbach . .	728	1721·17	94	18·31
Vornholz . . .	492	1879·83	93	20·21
Schachen . . .	732	1899·21	126	15·07
Puchegg	423	1362·65	76	17·93

Unter keiner dieser Gemeinden darf man sich jedoch eine Dorfgemeinde vorstellen. Es liegen hier die einzelnen Bauernhöfe zumeist in grösserer oder geringerer Entfernung von einander entlegen und nur in wenigen Fällen in kleinen Gruppen von drei bis vier beisammen. Der Grund, welcher zu einem Hofe gehört, liegt stets arrondirt beim jeweiligen Hause. Wir haben hier also wieder dieselben Verhältnisse in der Anordnung der bäuerlichen Besitzverhältnisse vor uns, wie in der Gegend von Kirchschlag oder im Nörningthale.

Die Bauernhäuser haben in der Gegend von Vorau ebenso ihre althergebrachten Namen, wie jene in der Gegend von Kirchschlag und in dem Gebiete, das ich 1895 in der Oststeiermark durchgewandert habe. Ein Unterschied in der vor Zeiten vorgenom-

menen Namengebung in dieser Gegend ist mir aber doch aufgefallen, der nämlich, dass hier oft mehrere Bauernhäuser, die in einer kleinen Gruppe beisammenliegen, einen, ich möchte sagen, Cardinalnamen führen. Der Bauer Joh. Gschiel führt nach seinem Hause, das unter der Nr. 28 in Puchegg liegt, den Vulgärnamen „Hans'l in der Linden". In der Nachbarschaft des Hauses Nr. 28 liegen die Häuser Nr. 24 und 26. Der Besitzer des Hauses Nr. 24 heisst Simon Holzer und wird „Simon in der Linden" genannt, während der Besitzer des Hauses Nr. 26 Michael Holzer heisst und den Beinamen „Mich'l in der Linden" führt. Alle drei, die Besitzer der Häuser Nr. 24, 26 und 28, sind die „Lindenbauern".

So wie es in Puchegg „Lindenbauern" gibt, so gibt es beispielsweise in Riegersbach „Angerbauern" und in Vornholz „Grändbauern" („Gränd" ist ein Brunnentrog). Man unterscheidet dann hier einen „Hans'l beim Gränd" und einen „Haus'l (Balthasar) beim Gränd", und dort einen „Zenz'l im Anger" und einen „Hans'l in Anger". Bei dem letztgenannten Bauern habe ich in Erfahrung gebracht, dass sich der Taufname, der dem Hausnamen in solchen Fällen, wobei ein Name mehreren Häusern eigen ist, beigegeben wird, nicht vererbt. Der Vater des „Hans'l im Anger" hiess Jakob. Er führte daher den Namen „Jåk'l im Anger". Solche gemeinschaftliche Hausnamen, wie die besprochenen, gibt es in der Umgebung von Vorau noch viele. Ich nenne nur einzelne: die Stifingbauern (z. B. „Hans'l in da' Stifin'" oder „in da' Stift'n"), die Birkenbauern (z. B. „Hoiñdl [Hans'l] in da' Piara"), die Rechbergbauern (z. B. „Franz'l in Rechpea'"), die Zeilbauern (z. B. „Franz'l i' da' Zail") etc.

Es überwiegen dabei aber solche Hausnamen, welche nur einem Hause zufallen. Es mögen auch davon einige genannt werden: „Forster", „Kernbauer", „Breneder", „Fuchs in G'stainach", „Gressing", „Spitzer", „Doppelhofer". Es sind dies zum grössten Theile Familiennamen, die von früheren Besitzern auf das Haus übergegangen sind.

Ich nahm in der Gegend von Vorau im Ganzen 20 Häuser auf. Davon habe ich 9, die besonders vortheilhaft lagen, photographirt und 11 Häuser gezeichnet. Von allen diesen Häusern liegen natürlich auch die Pläne vor mir. So sehr ich wünschen möchte, alle diese 20 Häuser beschreiben zu dürfen, muss ich mich jedoch, um durch die vielen Clichés, die dabei nöthig wären, die Herausgabe dieser Arbeit nicht übermässig zu vertheuern, auf die Besprechung nur weniger Häuser beschränken. Ich wähle bei diesem Umstande, um das Bild der Bauernhäuser aus der Gegend von Vorau so vollkommen als möglich zu gestalten, aus meinem Materiale sechs Häuser aus, von denen mit Ausnahme zweier, des ersten und letzten, wie ich aus dem Besuche von etwa 40 Häusern und der oberflächlicheren äusseren Betrachtung weiterer 40 Häuser ersehen, ein jedes eine Reihe gleicher Bauten hinter sich hat, so dass die beregten sechs Häuser als eben so viele Typen in der stets fast vollkommen gleich wiederkehrenden Ausgestaltung des Bauernhauses aus der Gegend von Vorau gelten können.

Auch in der Gegend von Vorau ist die Centralanlage im Bauerngehöfte die übliche. Unter all' den Bauerngehöften um Vorau, die ich gesehen, traf ich — einzelne Keuschen, die nicht als Bauernhöfe angesehen werden können, nicht in Betracht gezogen — kein einziges, das nicht in der Form des fränkischen Gehöftes angelegt gewesen wäre. Kam mir also um Vorau kein Bauernhof unter, der nicht ein fränkisches Gehöfte gewesen wäre, so fand ich ein solches in nicht allzu grosser Entfernung von Vorau, von diesem in nordöstlicher Richtung etwa 5 km in der Luftlinie entfernt, im Thale des Schwarzbaches, der, nachdem er am Fusse des Bergrückens, auf dem die Festenburg malerisch thront, aus dem Zusammenflusse des vorderen und hinteren Waldbaches entstanden ist und sich nach kurzem Laufe in direct südlicher Richtung bei dem Oertchen Bruck in die Lafnitz ergiesst.

Kaum tausend Schritte oberhalb der Mündung des Schwarzbaches in die Lafnitz liegt dieses Gehöfte an der östlichen Berglehne, die sich aus dem Thale erhebt. Es liegt in dem zur Gemeinde St. Lorenzen gehörenden „Köppel-Viertel", trägt die Nr. 48 und führt den Hausnamen „Kainz in der Au". Das Anwesen wurde vom Bauern Anton Huber, der ein zweites, 108 Joch umfassendes Besitzthum hat, das ebenfalls im „Köppel-Viertel", und zwar in Feichtern liegt, erst im Frühjahre 1896 angekauft. Das Haus war, da der Bauer mit seinem Gesinde auf dem Gute in Feichtern wirthschaftet, während die Bäuerin mit ihren drei jüngsten Kindern unten im Keinzen-Hofe haust und dort das Jungvieh besorgt, nicht vollkommen bewohnt. Obwohl also dieses Gehöfte nicht wie ein normales Bauernhaus belebt war, nahm ich es trotzdem auf, da es eben das einzige bäuerliche Wohnhaus war, das ich freistehend und losgeschält von allen anderen Gebäuden fand, die sonst beim

fränkischen Gehöfte das Wohnhaus stets einschliessen und oft dem Zeichner gerade die Frontseite fast vollkommen unzugänglich machen.

Das Haus, dessen Ansicht ich unter Fig. 145 bringe, wurde im Jahre 1678 erbaut. Die Jahreszahl befindet sich links oberhalb jenes Fensters, das in der Frontseite des Hauses am weitesten nach rechts liegt, an der Aussenseite des Hauses in die Holzwand eingeschnitten. Das Haus liegt so, dass seine Giebelseite nach Südosten, die Vorderfront nach Südwesten gerichtet ist. Aus der Ansicht, welche diese beiden Seiten zeigt, sollte man glauben, schliessen zu müssen, dass dieses Haus aus zwei Tracten besteht, da der linke Theil der Vorderfront einen zweiten, nach vorne gekehrten Giebel aufweist, hinter diesem Dache an beiden Seiten gesonderte Strohbündel, die nur halb so lang als jene in Schmiedraith waren und mit ihren Köpfen über der Firstlinie zusammenstiessen.

Das Haus wurde, wie schon aus einer oben gethanen Erwähnung hervorging und wie es auch die Ansicht erkennen lässt, zum grössten Theile aus Holz erbaut. Die Balken sind aus Fichtenholz und aussen und innen glatt behauen. Die Stärke der Balken beträgt nur 12 cm. Die Breite derselben ist durchgehends gleich; sie mass 29 cm. Die gleiche Breite der Balken ist wohl eine Hauptbedingung zur Durchführung einer Verzinkung, so staunenswürdig exact und kunstvoll, wie sie dieses Haus zeigt. Ich werde Gelegenheit haben, weiter unten über diese



Fig. 145. Haus Nr. 48 im „Köppel-Viertel“ der Gemeinde St. Lorenzen.

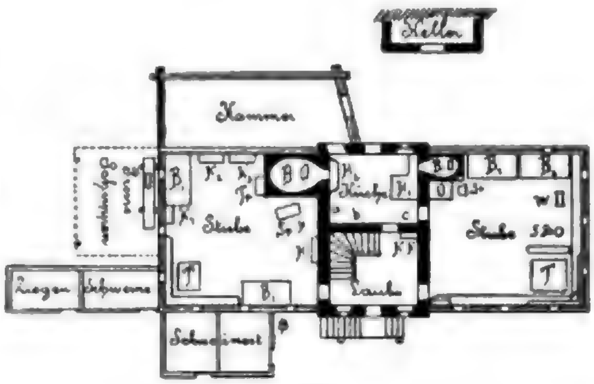


Fig. 146.
Grundriss zum Hause Nr. 48 im „Köppel-Viertel“ (1 : 333).

dem ein senkrecht zur Längenachse des Hauses gestellter zweiter, sich nach rückwärts erstreckender Tract vermuthet werden könnte. Dem ist jedoch nicht so. Das Haus besteht aus einem Tracte, der, wie der Grundriss (Fig. 146) zeigt, nur zwei Stuben und eine Küche mit einer ihr vorgelegten Laube einschliesst. Beide im Bilde sichtbaren Giebel des Hauses zeigen balconartige Gänge. Die Gänge sind von den hier weit vorspringenden Dächern beschirmt. Während beim frontseitigen Giebel eine Abwalmung auffällt, fehlt eine solche beim anderen Giebel. Dieser Theil des Daches ist ein einfaches Satteldach. Das Dach ist nach Art der Strohdächer um Kirchschlag gedeckt. Die Firstversicherung ist jener ähnlich, welche mir zuerst in Schmiedraith auffiel. Während jedoch in Schmiedraith und in allen Gegenden, in welchen ich diese Art der Firstversicherung antraf, lange Strohbündel knieförmig über den First gelegt und beiderseits befestigt waren, befanden sich an Art der Verzinkung, wie sie mir nicht nur an diesem Hause, sondern an allen hölzernen Bauernhäusern der Gegend von Vorau auffiel, des Weiteren zu sprechen.

In Bezug auf das Aeussere des Hauses habe ich noch aufmerksam zu machen auf die eigenartige Lage der Fenster. Wir erblicken vorerst in der Stirnseite des Hauses drei Fenster in einer Reihe und darüber noch weitere zwei Fenster in einer zweiten Reihe. Sie gehören der vorderen Stube an. Sie wird noch durch drei weitere Fenster beleuchtet; zwei davon liegen in derselben Höhe wie die untere Fensterreihe in der Giebelwand und über diesen beiden Fenstern ist das dritte Fenster angebracht. Zu bemerken ist hier noch, dass die tiefer liegenden Fenster etwas grösser sind als die oberen. Sie messen 40 cm in der Länge und in der Höhe, während die oberen 30 cm lang und ebenso hoch sind. Nach den in der Gegend von Vorau gemachten Erfahrungen

sind jedoch an diesen Fenstern bereits Veränderungen vorgenommen worden; sie sind nämlich vergrössert worden. Auf die Vergrösserung deuten vorerst die aussen um die Fensteröffnungen angebrachten Fensterrahmen, an welchen die sich um Charniere bewegenden Fensterflügel angebracht sind. Auch der Umstand, dass die Flügel sich an Charnieren bewegen, weist auf eine vorgenommene Umgestaltung der Fenster hin; denn die Fenster aller Häuser jener Gegend, welche annähernd gleich alt mit dem in Rede stehenden Hause sind, haben, falls keine Veränderungen an den Fenstern vorgenommen sind, stets Fenster, welche an der inneren Wand zwischen zwei Leisten in horizontaler Richtung zu schieben sind. Die hintere Stube dieses Hauses hat auch jetzt noch Schiebfenster. Ein weiterer Beweis dafür, dass die Fenster dieser Stube ehedem kleiner gewesen sind, bot sich mir in dem Vorhandensein zweier weiterer Fensterchen dieser Stube, die heute jedoch nicht mehr ihren ehemaligen Zweck erfüllen, sondern mit Brettern verschlagen sind. Das eine davon liegt in der Frontseite des Hauses und schliesst sich an die beiden dort sichtbaren unteren Fenster nach links an. Das andere liegt dem ersten der Fenster in der Frontseite gegenüber in der Rückwand des Hauses. Diese beiden Fensterchen messen nur 30 cm in der Länge und ebenso viel in der Höhe. So gross werden ehemals wohl auch die anderen Fenster der Stube gewesen sein.

Die hintere Stube besitzt sechs Fenster. Davon liegen drei in einer Reihe in der Vorderfront und drei, wieder in einer Reihe, in der nordwestlichen Seite des Hauses. Ueber diesen beiden Fensterreihen sind keine weiteren Fenster angebracht. Die höher liegenden Fenster der vorderen Stuben mögen, wie ich dies auch beim Hause Nr. 35 in Tulwitz schon sagte, in Häusern, in welchen, wie in der Gegend von Vorau, eben diese vordere Stube zumeist eine Rauchstube ist, nicht nur dazu gedient haben, um die Stube mit Licht zu versehen, sondern auch dazu, durch sie den Rauch aus der Stube entweichen zu lassen. Die hintere Stube enthält nie eine offene Feuerstelle. Da somit dort nie Rauch abzuleiten war, fehlen in der hinteren Stube die für die Rauchstube dieser Gegend typischen höher gelegenen Fenster stets.

In der Mitte der Vorderseite des Hauses liegt die Eingangsthüre und zu beiden Seiten derselben sind Fenster angebracht, die die Laube („Lab'm") beleuchten. Jener Theil der Frontseite, welcher die Laube nach vorne abschliesst, ist gemauert. Zur Eingangsthüre führen von rechts und links einige Stufen empor, die auf ein der Thüre vorgelegtes Plätzchen enden, das von einem Pultdache beschattet wird. In der Richtung nach der hinteren Stube fällt das Terrain vor dem Hause ab. Diesen Umstand hat man in der Weise ausgenützt, dass man unter der hinteren Stube einen Keller anlegte, der durch eine Thüre von aussen betreten wird. Der Keller ist aus Steinen aufgeführt; die hintere Stube liegt also auf Mauerwerk

Vor dem Keller ist, wie aus der Ansicht zu ersehen, ein Schweinestall so aufgestellt, dass er den Zutritt zum Keller freilässt. Nach Nordwesten hin schliesst sich an das Haus ein zweiter hüttenartiger Bau an, in dem ebenfalls Schweine und ausserdem noch Ziegen untergebracht sind.

Aus dem Plane ist zu entnehmen, dass demselben dieselbe Gliederung zu Grunde liegt, wie den meisten Häusern, die ich aus der Gegend von Oedenburg, Oberschützen, Kirchschlag und auch aus der östlichen Steiermark beschrieben habe Die beiden Stuben schliessen die Küche und Laube, welch' beide durch eine Mittelwand getrennt sind, die parallel zur Längenachse des Hauses liegt, ein. Jene Wände, welche die Küche und die Laube einschliessen, sind Mauerwerk. Alle anderen Wände des Hauses sind aus Holz. Die Küche ist mit einem Tonnengewölbe gedeckt. Alle anderen Räume haben Holzdecken. Während jedoch die Laube nur eine einfache Bretterdecke zeigt, weisen die beiden Stuben Tramdecken auf. Die Trambalken sind von unten mit sauber abgefasten Brettern verschalt. Man nennt eine solche Decke in der Gegend von Vorau einen „Reamlingpoud'n". Die Decke wird durch einen mächtigen Durchzugbalken getragen. In der Mitte der unteren Seitenfläche war ein Kreuz eingeschnitten. Die Fussböden der beiden Wohnstuben sind gedielt, Laube und Küche dagegen haben Böden, die mit unregelmässigen Steinplatten lückenhaft und uneben gepflastert sind. Die vier Räume des Hauses sind, wie der Plan zeigt, folgendermassen mit einander verbunden. Aus der Laube öffnen sich drei Thüren, und zwar eine in die vordere Stube, die zweite in die Küche und die dritte in die hintere Stube. Ausserdem stehen Küche und vordere Stube ebenfalls durch eine Thüre in Verbindung. Aus der Küche führt eine Thüre nach rückwärts in's Freie. Die zuletzt genannte Thüre gestattet einen Durchgang durch das Haus, wie ihn sonst die durchgehende Laube ermöglicht.

So ist das Haus heute ausgestaltet. Ehedem war es nicht so eingerichtet. Es hatte früher ebenso wie jenes Haus Nr. 35 aus Tulwitz eine Rauchstube. Beide Häuser haben also eine ganz ähnliche Umgestaltung erfahren. Beweise dafür, dass die vordere Stube dieses Hauses ehemals eine Rauchstube war, waren mir auch hier drei geboten: 1. Wie die Stubendecke des Hauses in Tulwitz war auch die Decke dieser Stube mit einer dichten Rauchschichte bedeckt; 2. deuteten die höher liegenden Fenster unzweifelhaft darauf hin, dass die Stube ehemals eine Rauchstube gewesen sein muss, und 3. hing über den Betten B_1 und B_2 von der Decke ein altes Ueberbleibsel der Rauchstube, eine „Holzpruck" (Holzbrücke), herab. Es sind dies zwei von der Decke hängende, an Ketten oder Eisenstäben befestigte armdicke Stangen, auf welchen nahe dem offenen Herde in den Rauchstuben die Holzscheite zum Backen des Brotes getrocknet werden.

An der Stelle, welche ehemals in dieser Stube der offene Herd eingenommen hat, steht jetzt in der Ecke ein Backofen und daneben ein Kachelofen. Diese beiden Oefen stehen ganz in derselben Weise angeordnet, wie die Oefen in der grossen Stube des Hauses Nr. 15 in Aigen bei Kirchschlag. Auch eine Kienleuchte sahen wir an der freien Kante des Backofens angebracht, ganz gleich hier wie dort. Am Kachelofen fehlt jedoch der für die Gegend von Kirchschlag charakteristische „Luada'kess'l". Vor den beiden Oefen hängt von der Decke, bis zum Durchzugbaume reichend, eine „Gewandstange". Vor dem Kachelofen steht ein Stuhl.

An den beiden Wänden entlang, die mit Fenstern versehen sind, laufen feststehende Bänke. In der Ecke, in welcher die beiden Bänke zusammenstossen, steht auf den Bänken ein Eckkästchen mit dreiseitiger Basis und von etwa 70 cm Höhe. Ueber dem Kästchen ist eine vom Winkel aus nach rechts und links laufende Stellage angebracht. Es sind einfache Bretter von 13 cm Breite. Die vorderen Kanten der Bretter sind mit dem Façonhobel abgefast. Ueber der Stellage befindet sich in der Ecke ein „Åltarl". Es besteht aus einem Crucifix und einigen kleinen Heiligenbildern. Ein zweites Wandkästchen mit rechteckförmiger Grundfläche steht hinter der Eingangsthüre auf der Bank. Auch über diesem Kästchen ist eine Stellage, die ebenfalls wieder nur aus einem Brette besteht, angebracht.

In der Ecke, welche die beiden stabilen Bänke bilden, steht der massive Tisch. Er zeigt genau dieselbe Gestalt und Einrichtung, wie jener Tisch, den ich im Bd. XXV dieser Mittheilungen aus Oberschützen beschrieben und dort (Fig. 219) abgebildet habe. Neben dem Tische steht eine Bank ohne Lehne. Unter der Bank sah ich einen dreibeinigen runden Schusterstuhl *S-S* stehen. Er fehlt in keinem Bauernhause der Gegend von Vorau. Wenn nämlich der Schuhmacher „auf die Stör" in's Haus kommt, so wartet seiner der Stuhl schon. Vor dem Bette B_2 stand eine Wiege *W*. An den Wänden fand ich oberhalb der Tischoberfläche kleine Lederstreifen an ihren Enden so befestigt, dass die Mitte der Streifen von der Wand abstanden. Hinter diesen Lederstreifen staken die Löffel. An der Unterseite der stabilen Bänke sah ich kleine Schubladen angebracht. In einer derselben hatte die Bäuerin Nadeln, Zwirn und ihr Strickzeug aufbewahrt, in der anderen die Kinder ihr Schulzeug und in einer dritten und vierten waren andere Kleinigkeiten untergebracht. Solche Schubladen findet man an den Bänken in der Gegend von Vorau in jedem Hause.

In der Laube führte in der linken Ecke eine Stiege zum Dachboden empor. Unter der Stiege standen drei Truhen links von der Küchenthüre. Rechts stand bei *K-K* ein Küchenkasten. Sonst war nichts in der Laube untergebracht.

In der Küche steht der offene Herd H_1, dem Kachelofen *O* vorgebaut. Das Ofenloch des Kachelofens mündet auf die Herdoberfläche. Der Herd besitzt nach links hin eine Fortsetzung, die in einer Steinplatte besteht. Auf diese mündet die Heize des Backofens. Auf diese Steinplatte werden die heissen Laibe gelegt, wenn sie aus dem Ofen kommen. Sie dient auch der „Ofenschüssel" beim „Einschiessen" als Unterlage. Ueber beiden Ofenlöchern waren Zuglöcher angebracht.

Gegenüber dem grossen Herd steht an der anderen Wand ein kleiner Herd H_2. Er wird im Sommer von den „Inwohnern" (Miethpartei) benützt, welche die zweite Stube bewohnen. Auf diesen Herd mündet die Heize eines zweiten Backofens, der in der hinteren Stube steht. Bei *a* war früher eine zweite Heize angebracht, die jetzt vermauert ist und zu einem Ofen führte, von dem ich später sprechen werde. Bei *b* hängt ein Schüsselkorb an der Wand und bei *c* befindet sich eine Nische in der Wand und in derselben eine Stellage für irdenes Kochgeschirr. Ueber der Küchenthüre, über der Nische und über dem Schüsselkorb ist ein langes Wandbrett befestigt. Auf demselben bemerkte ich einen kleinen drei-

beinigen Kessel mit mehreren dreibeinigen Pfannen mit langen Stielen.

Die hintere Stube konnte ich leider nicht betreten, da die Bewohner vom Hause fern waren. Es war mir jedoch möglich, durch die Fenster Einblick in diese Stube zu erlangen, und ich habe die Einrichtung dieses Raumes beiläufig in den Plan eingetragen.

Die feststehenden Bänke nehmen hier nicht die ganze Länge jener Wände ein, an denen sie befestigt sind. Der Tisch steht wieder in der Ecke, die die Bänke bilden. Bei B_1 und B_2 stehen Betten, bei K_1, K_2 und K_3 Kästen, bei *Tr* am Backofen eine Truhe und neben dem Backofen ein Sparherd *Sp-H.* Unter *H* stand eine „Hühnersteige", darüber hing an der Wand ein Schüsselkorb und über diesem sah ich eine Tellerrem angebracht von der Gestalt jener, die ich Bd. XXV, Fig. 215, aus Oberschützen abgebildet habe.

Wo heute der Sparherd in der hinteren Stube steht, stand früher, wie mir die Bäuerin sagte, ein „Ruab'mhauf'n". Diese Bezeichnung wird in der Gegend von Vorau jener Art von Kachelöfen beigelegt, welche Prof. Dr. Meringer im Bd. XXIII dieser Mittheilungen, S. 142 u. 143, beschreibt. Da Dr. Meringer daselbst die Beschreibung durch mehrere Illustrationen (Fig. 57, 67 u. 68) unterstützt, kann ich mich umsomehr der bildlichen Wiedergabe solcher Oefen entheben, als die Oefen der Gegend, in welcher ich sie fand, vollkommen jenem gleichen, welchen Dr. Meringer aus Mürzzuschlag abgebildet hat. Hervorheben will ich nur noch, dass mir der erste Ofen dieser Art in einem Holzknechthause (H.-Nr. 42) der neuen Glashütte bei Mönichkirchen am Wechsel unterkam. Die Kacheln hatten genau dieselbe Form, die Dr. Meringer a. a. O. unter Fig. 67 im Bilde wiedergibt. Ihre Tiefe betrug 13 cm und der grösste Durchmesser 11 cm. Die Kacheln waren weder glasirt noch geschwärzt, sondern zeigten die graubraune Farbe des gebrannten Thones. Ich sah dann im Wechselgebiete noch zwei solche Oefen, und zwar einen in der Thalberger Schwaig und einen in der Vorauer Schwaig. Der letztere Ofen hatte zwei Zimmer zu heizen; er ist daher auch grösser als der in der Thalberger Schwaig, der nur ein Zimmer heizt. Während nämlich der Ofen in der Thalberger Schwaig 1·2 m in der Höhe misst, wovon die Hälfte auf den gemauerten Sockel kommt, misst jener in der Vorauer Schwaig ohne den Sockel, der eine Höhe von 80 cm hat, 1·3 m. Der Ofen in der Thalberger Schwaig bestand aus 100—120 Kacheln. Man nennt diese Kacheln in der Gegend von Mönichkirchen „Hëifa'ln" und die Oefen „Hëifa'lëif'n". Sie dienen nicht allein als Stubenöfen, sondern auch als Backöfen. Der Pächter der Thalberger Schwaig sagte mir, dass dies die besten Oefen seinen. Der seinige wurde im Jahre 1868 vom „Åa'tgråb'm-Håfna'" in Friedberg gesetzt und werde wohl 100 Jahre aushalten. Der Hafner Alois Zeilinger in Vorau zeigte mir Kacheln, deren convexer Theil braun oder grün glasirt war. Er sagte mir, dass man solche Oefen besonders in den Brechelstuben häufig setzen lasse, und in der That sah ich dann in der Umgebung von Vorau mehrere Brechelstuben, in welchen solche „Rübenhaufen-Oefen" standen.

Zur Erklärung des Planes vom Hause Nr. 48 bei Bruck habe ich noch nachzutragen, dass an die Rückwand der hinteren Stube eine Kammer angebaut ist. Es ist dies ein einfacher Blockbau aus runden Balken, deren Köpfe an den Kanten der Kammer vorstehen. Diese Kammer dürfte erst angebaut worden sein, als die ehemalige durchgehende Laube in eine Küche und die ihr vorgelegte Laube umgestaltet worden ist. Es fanden sich nämlich darin all' die Geräthe und Dinge untergebracht, welche sonst in der durchgehenden Laube der Bauernhäuser jener Gegend zu sehen sind. An die nordwestliche Seite des Hauses ist dann noch ein offener Schuppen angebaut, über den sich ein Pultdach lehnt, das vorne von zwei Säulen getragen wird. In dem Schuppen steht eine Mostpresse. Hinter dem Hause liegt der Küchenthüre gegenüber ein Keller, der in das dort ansteigende Erdreich hineingebaut wurde.

Vor dem Wohnhause liegt der Stadel. Er hat in seiner Anlage und in seinem Aeusseren auffallende Aehnlichkeit mit dem oben besprochenen Stadel beim Hause Nr. 13 in Auen (s. d. Riss, Fig. 139). So wie bei jenem Stadel, liegen die drei Tracte, mit einander verbunden, in der Form eines Hufeisens beisammen. Der Unterschied zwischen beiden Städeln besteht nur darin, dass der Hof des Stadels bei dem oben besprochenen Hause Nr. 48 bei Bruck vollkommen geschlossen ist, während er dort nach einer Seite hin offen war. Abgeschlossen ist dieser Hof durch eine quergebaute Hütte, welche das „Liada'kamma'l" in sich schliesst, und durch ein grosses Einfahrtsthor, das rechts, und ein kleines „Thürl", das links von dieser Hütte angebracht ist. Ich sehe von der Beschreibung des Stadels ab, da ich späterhin andere Städel aus der Gegend von Vorau zu beschreiben

gedenke, die in der ortsüblichen Weise mit dem Wohnhause verbaut liegen.

In der engeren Umgebung von Vorau habe ich, wie ich bereits oben betonte, keinen einzigen Hof gefunden, in dem das Wohnhaus, wie bei dem eben beschriebenen Hofe, von den Wirthschaftsgebäuden vollkommen abgesondert gestanden wäre; solche Häuser traf ich jedoch einige, die in ihrem Inneren genau dieselbe Umgestaltung erlitten haben, welche ich am zunächst vorherbesprochenen Hause nachgewiesen habe, so z. B. das Haus des „Hans'l in der Stifing" (Gemeinde Riegersbach), das im Jahre 1616 erbaut wurde, und das Haus des Anton Weissenbäck vulgo „Duri-Toni" in Puchegg, das im Jahre 1764 gebaut wurde und bis vor 10 Jahren noch seine Rauchstube hatte. Ein anderes Haus, das des Josef Kerschbaumer vulgo „Gressing" in Schachen (H.-Nr. 78), wurde einfach dadurch umgestaltet, dass jener Theil der grossen Rauchstube, in welchem der Herd lag, durch eine Bretterwand vom anderen Theile abgetrennt wurde. Der Theil, in dem der Herd steht, ist jetzt Küche, während die andere Hälfte den Charakter der Rauchstube verloren hat und eine Wohnstube ist. Die Laube aber hat ihren alten Charakter beibehalten.

Das Haus, dessen Beschreibung jetzt folgen soll, liegt in der unmittelbaren Umgebung von Vorau. Es gehört zur Gemeinde Schachen, führt die Hausnummer 19 und trägt den Hausnamen „Lederer in Ėilla" (Erlach, Erlenwald oder Erlengestrüpp). Das Haus wurde, wie die eingeschnittene Jahreszahl auf dem Durchzugbalken beweist, im Jahre 1736 erbaut. Wie die Ansicht dieses Hauses (Fig. 147) zeigt, ist es wieder ein Holzbau. Das Holzgefüge ist mit derselben Sorgfalt hergestellt, wie beim vorherbesprochenen Hause. Die Holzwände der vorderen Stube liegen auf steinernen Mauern, die einen Keller einschliessen. Die Kellerthüre ist in der Giebelwand des Hauses angebracht. Das Haus deckt ein Strohdach. An der Giebelseite des Hauses ist wieder ein Gang angebracht. Er wird durch eine kurze Abwalmung vom Regen geschützt. In der Giebelwand dieses Hauses sehen wir sechs Fenster, vier in einer unteren und zwei etwas kleinere in einer oberen Reihe. Die Fenster dürften auch schon vergrössert worden sein. Sie haben nämlich aussen Fensterrahmen. An den Rahmen der unteren Fenster sind hölzerne Fensterladen befestigt. In der hofseitigen Wand der vorderen Stube sind vier Fenster, die in einer Reihe liegen, angebracht. In der Wand, die dieser gegenüberliegt, befinden sich zwei weitere Fenster. Da diese Stube im Ganzen also nicht weniger als 12 Fenster hat, ist sie, obwohl die Fenster nicht gross sind, ganz gut beleuchtet.



Fig. 147. Haus Nr. 19 in Schachen bei Vorau.

Wie aus dem Plane der ganzen Hofstätte (Fig. 148) hervorgeht, ist hier das Wohnhaus so zu den Wirthschaftsgebäuden gelegt, dass innerhalb aller Gebäude ein vollkommen abgeschlossener Hof liegt. Trotzdem steht das Wohnhaus noch insoferne frei, als es nicht überall mit anderen Gebäuden verbaut, sondern vorne nur durch ein Thor mit den in der Nähe liegenden Schweineställen verbunden ist.

Besehen wir uns nun den Grundriss des Wohnhauses näher, so erkennen wir, dass dem Hause dieselbe Dreitheilung zu Grunde liegt, welche das Kainzen-Haus aufwies, bevor es die Umgestaltung

im Inneren erlitt. Die Mitte hält die durchgehende Laube. Nach vorne liegt die Rauchstube und nach rückwärts gliedert sich an die Laube die hintere Stube an.

Ich beschreibe vorerst die Rauchstube. Sie hat wieder einen Bretterfussboden und als Decke einen „Reamlingpoud'n". Die Stube ist $1\frac{3}{4}$ Klafter hoch. Es ist dies für eine Bauernstube der Gegend von Vorau eine aussergewöhnliche Höhe. Der Besitzer des Hauses sagte mir, es soll diese Stube die höchste in den Bauernhäusern des ganzen Vorauer Bezirkes sein. In der Ecke links von der Stubenthüre steht der mächtige offene Herd *H*. In seinem rückwärtigen Theile schliesst er den Backofen *B-O* in sich. Fig. 149

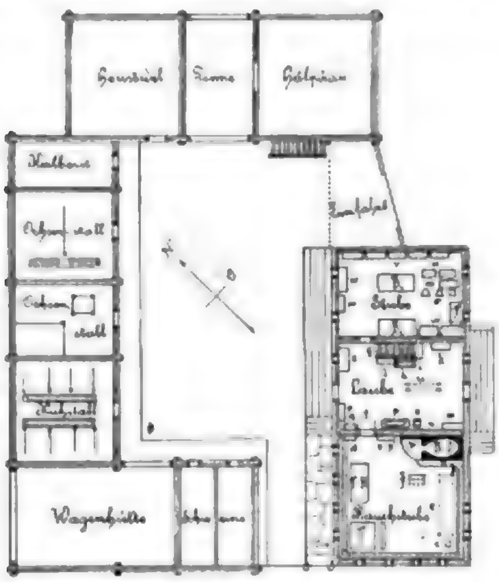


Fig. 148. Grundriss zum Hause Nr. 19 in Schachen (1 : 400).

bildet diesen Herd ab. Die Herdoberfläche liegt 50 cm hoch über dem Fussboden. Sie ist aus Steinplatten gebildet. Ueber der Herdoberfläche wölbt sich ein massiger Feuerhut, der die aufsteigenden Funken zurückzuschlagen hat. Dieser Feuerschirm ist, wie mir der Bauer sagte, aus Steinen erbaut. Der Backofen erreicht die Höhe des Feuerschirmes bei weitem nicht. Auf seiner Oberfläche liegt Scheiterholz zum Trocknen. Die Heize für den Backofen mündet auf den Herd. Sie ist im Hintergrunde des Herdes zu ersehen. Im gemauerten Sockel des Herdes ist im untersten Theile vorne am Boden eine Nische ausgespart, in welche die Fussspitzen gestellt werden, wenn Brot „eingeschossen" wird. Eine kleine Nische ist auch oberhalb der Herdsohle in der linken Herdmauer ausgespart. Sie wird das „Hea'tmaija'l" (Herdmäuerchen) genannt. Man legt dort die „Stia'z" (Hafendeckel) ab. Solche Herde, wie der beschriebene, werden in der Gegend von Vorau „Schwål'mnëista'" (Schwalbennester) genannt. Diese eigenthümliche Bezeichnung will die Form, welche in der That einem Schwalbenneste nicht unähnlich ist, charakterisiren. Unter dem Feuerschirm qualmt der Rauch hervor und erfüllt die ganze Stube. Es ist mir nie vorgekommen, dass in einem der vielen Häuser, welche ich besuchte, eines der oberen Fenster geöffnet worden wäre, auch wenn die Luft in der Stube ganz mit Rauch geschwängert war. Man scheint nachgerade ganz vergessen zu haben, zu welchem Zwecke die höherliegenden Fenster in den Rauchstuben angebracht worden sind. In dieser Annahme bestärkte mich das folgende Erlebniss: In einem Bauernhause, das ich aufnahm — ich weiss mich jetzt nicht mehr

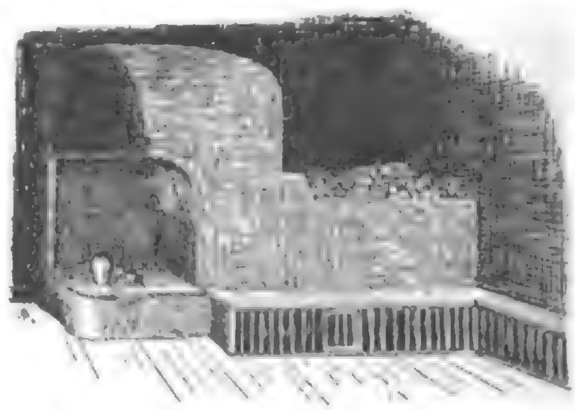


Fig. 149. Herd aus dem Hause Nr. 19 in Schachen.

zu erinnern, welches es war —, war der Durchzugbalken so dicht mit einer Russschichte belegt, dass man die Jahreszahl, welche in den Balken eingeschnitten war, nicht ausnehmen konnte. Man gab mir einen Stuhl und eine kleine Hacke, um die Russschichte entfernen zu können. Auf dem Stuhle stehend, empfanden meine Augen in den höheren Luftschichten der Stube das Beissende des Rauches so stark, dass ich unmöglich weiter arbeiten konnte. Ich bat die Bäuerin, eines von den Rauchfenstern öffnen zu dürfen. Die Erlaubniss ward mir wohl bereitwilligst ertheilt, doch die Ausführung des Vorhabens konnte nicht gelingen, denn die Fensterchen waren alle durch die Russschichte so arg in die Schiebrahmen eingeklebt, dass das Oeffnen zur Unmöglichkeit wurde. Die Fensterchen waren also durch Jahrzehnte nicht geöffnet worden. So wie es dort war, wird es wohl in fast allen Bauernhäusern der Gegend von Vorau sein. Es ist sogar wahrscheinlich, dass das Verkleben der oberen Fenster durch den Russ

auf die Dauer gar nicht verhindert werden kann und dass man deshalb in älteren Häusern bedacht sein musste, den Rauch auf einem anderen Wege abzuleiten. Im Hause Nr. 35 aus Tulwitz wurde der Rauch, so lange die vordere Stube noch Rauchstube war, wie ich mitgetheilt und wie am Hause jetzt noch zu ersehen (vgl. die Ansicht Fig. 143), durch einen hölzernen Schlot, welcher durch die Giebelwand des Hauses aus der Stube führt, abgeleitet. In ganz gleicher Weise und am ganz gleichen Orte sah ich einen Rauchabzugsschlot auch bei einem Bauernhause in der Gegend von Vorau angebracht. Es ist dies das Haus Nr. 80 des Franz Hammer vulgo „Franz'l in' Rechpea'", Gemeinde Schachen. Bei einem anderen Hause, beim Hause Nr. 67 des Josef Lechner vulgo „Obere Rothenleitner" in Puchegg, strömt der Rauch durch eine Seitenwand der Stube und wird von aussen durch einen hölzernen Schlot, der wie angeklebt an die äussere Stubenwand aussieht und durch den überhängenden Theil des Strohdaches durchragt, aufgefangen und abgeleitet. In ähnlicher Weise ist der Rauchableitungsschlot auch bei dem Hause Nr 84 des Johann Kager vulgo „Hans'l", früher „Jåg'l in Ånga'", Gemeinde Riegersbach, und bei mehreren anderen Häusern, die ich aufnahm, angebracht. Diese Schlote bestehen alle schon so lange, dass sie nicht erst in einer jüngeren Zeit, an die sich noch Jemand erinnern hätte können, angebracht worden wären. Trotzdem glaube ich aber, dass sie nicht gleichzeitig mit dem Hause errichtet worden sind, denn überall riefen diese Schlote und besonders die Art und Weise, in der sie zumeist höchst ungeschickt und unschön angebracht waren, in mir die Vermuthung hervor, als ob ich Flickarbeit vor mir hätte, die ursprünglich Versäumtes verbessern soll.

In der Regel wird jedoch der Rauch durch Schlote nicht direct aus der Stube abgeleitet, wie dies beispielsweise auch bei dem in Rede stehenden Hause Nr. 19 in Schachen und auch bei dem Hause Nr. 14 des Franz Holzer vulgo „Hoiñd'l i' da' Piara" in Puchegg, sowie beim erwähnten Hause Nr. 84 in Riegersbach, die noch beschrieben werden sollen, der Fall ist. Es befindet sich in diesen Häusern, sowie in vielen anderen, die ich sah, oberhalb der Eingangsthüre, die in die Rauchstube führt, ein Loch, durch das der Rauch streichen soll, um ausserhalb der Thüre, also in der Laube, durch einen vierseitigen, sich nach oben zu einem Schlote verengenden Rauchfange aufgefangen zu werden, wie einen solchen in ganz gleicher Ausführung Eigl in seiner „Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser" (Fig. 13, S. 48) abbildet. Da in der Rauchstube aber fast nie ein Gegenzug herrscht, so findet der Rauch nur selten den ihm angewiesenen Weg. Man hat sich darum im Hause Nr. 84 veranlasst gefunden, dem oben erwähnten und unten im Bilde (Fig. 150) zu sehenden Schlot, der aus der Seitenwand der Stube schräg durch das Dach führt, neben dem anderen Schlote, der aus dem Vorhause durch das Dach emporgeleitet, anzubringen. Der zweite, neue Schlot leitet den Rauch nun wohl besser ab, da durch ihn und das Loch über der Thüre fortwährend Zugluft weht.

Ich fahre jetzt in der Beschreibung der Rauchstube des Hauses Nr. 19 in Schachen fort. Die stabilen Bänke laufen hier nicht nur an zwei Wänden entlang. Auch an einer dritten steht eine solche und diese setzt sich, im rechten Winkel gebrochen, an der Vorderseite des Backofens bis an die Seite des Herdes fort. Unterhalb der Theile *a* und *b* der zuletzt erwähnten Bank ist eine Hühnersteige („Heañstaig'n") untergebracht, wie sich dies auch aus dem Bilde des Herdes (Fig. 149) ersehen lässt. Rundherum läuft an den drei Wänden über den Bänken eine Stellage, die wieder nur aus schmalen, 15 cm breiten Brettern besteht. Es ist dies daher keine „Rem" oder „Zinnås'n" von der Form, wie man sie in der Heanzerei und auch anderwärts findet. Es werden darauf auch nicht Teller gestellt oder Krüge gehängt wie dort, denn Alles würde in kurzer Zeit vollständig mit Russ überzogen werden. Aus demselben Grunde findet man hier und in keiner Rauchstube der Gegend von Vorau einen Hausaltar. Wohl zum Ersatze desselben steht aber in jeder Rauchstube der Gegend, auch in der, die ich eben beschrieben, auf dem grossen Tische im Tischwinkel ein kleines Crucifix aus Messing. Neben dem Tische *T* steht eine Bank. Einen Schusterstuhl fand ich auch hier wieder. Er stand neben dem Tische, unter die Bank gerückt. In der vorderen hinteren Ecke stand bei *c* ein Stuhl, der einzige, den ich in der Rauchstube sah. Im Tischwinkel stand ein dreieckiges Wandschränkchen auf der Bank und bei *d* hing ein Schüsselkorb hinter der Thür an der Wand. Neben dem Herde stand an der Thür ein Küchenkasten *K-K* und zwischen Thür und Tisch ein Tafelbett *T-B*. Bei *e* hing eine „Holzbruck" von der Decke und bei *f* ein ähnliches Traggerüst aus Stäben zum Trocknen der zur Beleuchtung dienenden Späne, die „Spanschwing'".

Aus der durchgehenden Laube leiten bei *g* eine Stiege hinauf zum Boden und bei *h* eine zweite Stiege unter der ersteren hinab in den Keller. Hinter der Bodenstiege steht bei *i* eine Hühnersteige und bei *k* an der Wand eine Bank. In der Ecke, welche die Kellerstiege und die Bodenstiege bilden, ist bei *l* ein „Kuch'lkast'l" aufgestellt. Bei *m* steht der „Spaiskäst'n", bei *o* „'s Ria'fase'l" zum Rühren der Butter und bei *p* ein „Pâchtron'" (Backtrog) auf einem „Schräg'n". Zwischen dem Speisekasten und dem Butterfasse hängt bei *n* Werkzeug (Sensen, Rechen, Hacken etc.) an der Wand. Unter *q* hängt ein Wandkasten an der Wand, unter *r* steht ein „Wässa'pank'l" und unter *s* eine „Luada'truch'n". Oberhalb *t* hängt über der Thüre der schon oben beschriebene „Rachfäng" und oberhalb *u* ein „Proutrend'l".[1])

Die hintere Stube hat keinen Ofen; sie ist unheizbar. Die Betten B_1 und B_2, in welchen die beiden Schwestern des Bauers, Marie (39 Jahre alt) und Anna (31 Jahre alt), die Miteigenthümerinnen am ganzen Besitzthume sind, schlafen, kommen im Winter, da es hier zu kalt wäre, in die Rauchstube und stehen dann dort unter der Holzbrücke bei *e*. Wohl deshalb, weil sie in der hinteren Stube keinen ständigen Standort haben, stehen sie, besonders das eine Bett, das in der Mitte des Raumes liegt, wie wenn sie in die Stube hineingeschneit wären. Mit hervorragendem Ordnungssinne scheinen die drei guten Leute, welche das Haus besitzen und bewohnen, übrigens nicht ausgestattet zu sein. Dafür zeugt nicht nur die Anordnung, eigentlich besser Unordnung, in welcher auch die anderen Möbel in dieser Stube stehen, sondern überhaupt der Schmutz und die Verwahrlosung, die Einem aus allen Ecken des Hauses entgegenstarren.

Bei *v* standen fünf Schränke in einer Reihe an der Wand. Unter *w* stehen acht Truhen verschiedener Grösse, theils bemalt, theils nicht bemalt. Bei *x* stehen drei Stühle und unter *T* ein Tischchen.

Noch bunter sah es auf den Dachböden des Wohnhauses aus. Der „vordere Stubenboden" war mit einer Lehmschichte gepflastert, der „Lab'mpoud'n" hatte dagegen nur einen einfachen Bretterboden. Hier lag „ålla'händ Graff'lwea'ch" (allerlei Gerümpel), wie zu mir die Anna sagte, durcheinander. So war es auch. Alte und neue Ochsenjoche, Spinnräder, „Ånmächat" (eine Art steinharter Käse, der zum Anmachen der Käsesuppe dient), Kleeblumen in Säcken, Haspel und Spulen, Hecheln und Flachs in Winkeln, Alles lag kunterbunt durcheinander.

Der „hintere Stubenboden" dient als „Tradkäst'n" (Getreidespeicher). Der Fussboden dieses Dachbodens ist ein Bretterboden. Er ist mangelhaft gemacht und so schlecht schon, dass das Getreide durch die Spalten in die darunter liegende Stube fallen würde, wenn es nicht durch Spinngewebe, die wie dichte Wolken von der Decke hängen, aufgefangen würde. An die Ausbesserung des Bodens denkt Niemand, obwohl sie leicht vollzogen werden könnte, da die Geschwister „sich sehr gut stehen", wie mir der Wirth, Franz Holler in Vorau, bei dem ich wohnte und der die Verhältnisse der Bauern seiner Gegend sehr gut kennt, sagte.

Herrn Holler klagte ich auch mein Leid über die Erfahrungen, die ich in Bezug auf die Reinlichkeit im Hause des „Lederer in Èilå" gemacht habe.

„Jå," sagte er, „insari Lait håb'm t' raiñsti Sauwia'tschåft. In da' Stub'm håb'm s' t' Sauschaff'l, t' Hèiñd'l (Hühner), unt schaun's amål t' Pèitt'n añ. Ti Tèicka', wås håb'm, tå håt schauñ ta' Ua'gråssvåtta' traiñ g'schläffa'. Unt wiss'n S', pan zèihnt'n Haus håb'm s' kåan Åptritt. Tå gaiñ s' glai' aussi hinta' 's Haus unt sèitz'n si' hiñ. Ta' Houf is' gåa' ta' raiñsti Sauställ."

Das vorstehende Urtheil Holler's ist nicht nur urwüchsig, sondern auch hart, aber gerecht. Gerade bei diesem Hause auch, das ich oben beschrieben, und bei vielen anderen fand ich in der That keinen Abort. Die Betten waren auch um die Mittagsstunde noch nicht gerichtet. So, wie sie Morgens verlassen wurden, traf ich sie übrigens auch in anderen Häusern selbst während der Abendstunden noch. Und das Bettzeug sah wirklich fast überall so aus, als ob es von der Urahne ererbt worden wäre. Der Hof ist in jedem Bauernhause, wenn sonst dessen Inneres auch rein ist — ich sah übrigens auch einige beispielhaft reine Bauernhäuser um Vorau und werde auch eines davon, das Haus Nr. 14 des Franz Holzer in Schachen, beschreiben —, so schmutzig, dass man, wenn man die vor dem Hause und den Ställen hinlaufenden Gräd'n verlässt, keinen Schritt trockenen Fusses machen kann.

Der Dünger wird nämlich nicht wie im Hofe des fränkischen Gehöftes in der Heanzerei in einer vertieften und oft ausgemauerten Stelle zusammengetragen, wohin auch die Jauche zumeist durch unterirdisch geleitete Canäle abfliesst, sondern man

[1]) „Proutrend'l" ist wohl ein verunstalteter dim. von Proutrem; Prätrem wird das gleiche Geräth, die hängende Brotbühne in der benachbarten Heanzerei genannt.

wirft ihn hier einfach durch die einzelnen Stallthüren hinaus in den Hof und dort, wohin er fällt, bleibt er auch liegen. Werden die angeworfenen Haufen endlich doch zu hoch, so werden die Massen über den ganzen Hof vertheilt. Der ganze Hof ist also eine Düngerstätte und Jauchengrube.

Es bleibt mir nun noch übrig, die zum Hause Nr. 19 in Schachen gehörenden Wirthschaftsgebäude einer kurzen Besprechung zu unterziehen. So wie das Wohnhaus, sind auch die Wirthschaftsgebäude aus Holz, nur sind die Balken, aus denen die Wirthschaftsräume gefügt sind, nicht so sorgfältig vierkantig behauen wie jene Balken, aus denen das Wohnhaus erbaut ist, und sie sind nicht verzinkt, sondern verzahnt. Die Balkenköpfe stehen also an den Kanten der Gebäude vor. Die Bewohner der Gegend von Vorau nennen die Zimmerungsart, in welcher die Wohnhäuser aufgeführt sind, „Schliasszimma't" (Schliessgezimmertes, Schliesszimmerung) und jene Art, in welcher die Wirthschaftsgebäude errichtet sind, „Schråtzimma'tʻ" (Schrotgezimmertes, Schrotzimmerung). Gedeckt sind auch die Wirthschaftsgebäude mit Stroh.

Nach rückwärts schliesst den Hof der Stadel ab. Er besteht aus drei Theilen. In der Mitte liegt die Tenne, links der Heustadel und rechts der „Hålpåa'n". Dem Wohnhause gegenüber liegt das Stallgebäude. Die Bestimmung der einzelnen Theile ist durch die Einzeichnungen im Plane erklärt. Vorne schliesst an die Stallreihe ein Wagenschuppen an, der die linke vordere Ecke des Gehöftes einnimmt. Zwischen dem Wagenschuppen und dem Wohnhause liegt noch der Stall für die Schweine.

Im Stalle für die grossen Ochsen ist Raum für ein Paar. Die Standorte für die beiden Thiere sind durch eine Stange abgetrennt. Vor den Köpfen der Ochsen steht ein Futtertrog und vor diesem liegt der Futtergang. Aehnlich ist auch der Stall für die Kühe eingetheilt. Er bietet Raum für sechs Thiere. Der Futtergang liegt hier in der Mitte des Raumes und zu beiden Seiten desselben die Futtertröge. An der Thüre des Ochsenstalles klebt aussen ein kleines Bild des heil. Leonhard und auf der des Kuhstalles ein Bild des heil. Oswald. Im „kleinen Ochsenstall", d. i. der Stall für die kleinen Ochsen, bewegt sich das Jungvieh ungebunden. In der rechten vorderen Ecke ist ihm ein Futterbarren aufgestellt. In der linken hinteren Ecke ist ein Verschlag für kleine Kälber errichtet.

Die Einfahrt an der rückseitigen Giebelwand des Hauses ist durch ein Strohdach gedeckt. Der Dachboden ist die „Luada'kåmma'" : zu ihr führt eine Stiege hinauf.

Wie ich oben erwähnt, laufen im Hofe, dem Wohnhause und den Ställen entlang „Gräd'n". Jener Theil der Gräde, welcher vor der vorderen Stube liegt, ist mit Steinplatten gepflastert. Am Ende des Plattenpflasters führen ein paar Stufen zur hofseitigen Eingangsthüre empor. Der Theil der Gräde vor der Laube und der hinteren Stube ist aus Pfosten hergestellt. Die Gräde, welche vor den Rinderställen und an beiden dem Hofe zugekehrten Seiten des Schweinestalles hinläuft, ist gebildet aus festgestampftem Lehm. Die Lehmschichte ist gegen den Hof zu durch Balken eingefasst. Auch vor der äusseren Frontseite des Hauses liegt eine Gräde, die sich jedoch nur vor der Laube hinzieht. Der Boden steigt dort von vorne noch rückwärts an. Es führt darum am rückwärtigen Ende dieser dem Hauseingange vorgelegten Gräde nur eine Stufe empor, während am vorderen Ende deren vier angebracht sind. Welche der beiden Frontseiten der Wohnhäuser in der Gegend von Vorau als die Hauptfront anzusehen ist, darüber werde ich bei dem vorletzten der Häuser, die ich aus dieser Gegend besprechen will, mein Urtheil abgeben.

Das dritte Haus, das ich jetzt aus der Gegend von Vorau beschreiben will, ist das Haus Nr. 84 des Johann Kager vulgo „Hans'l in Ånga'" in Riegersbach. Das Haus wurde, wie die Jahreszahl am Durchzugbalken angibt, im Jahre 1717 erbaut. Alle Gebäude des Hofes sind wieder aus Holz erbaut und wieder entspricht die Zimmerung des Wohnhauses dem des Wohnhauses des vorbesprochenen Hofes und die Zimmerung der Wirthschaftsgebäude der der Wirthschaftsgebäude eben desselben Hofes. Die Ausgestaltung dieses Hofes unterscheidet sich jedoch von der des Hofes Nr. 19 in Schachen darin, dass das Wohnhaus des „Hans'l in Ånga'" mit den Wirthschaftsgebäuden verbaut ist. Der Hof ist demnach ein vollkommen geschlossener. Die Ansicht, welche Fig. 150 bringt, bietet leider kein vollkommenes Bild des Hofes. Die Zäune und Obstbäume, welche das Haus umgeben, liessen es nicht zu, dass ich ein ganzes Bild des Hofes auf die Platte des photographischen Apparates hätte bringen können. Ich musste mich mit dem Bilde der Giebelseiten der beiden parallel gestellten Haupttracte des Hofes, mit den Vorderseiten des Wohntractes und des Stallgebäudes zufrieden geben. Was die Ansicht nicht zu bieten im Stande ist, trachtet der Plan des Hofes

(Fig. 151) zu ersetzen. Aus dem Plane geht hervor, dass die beiden parallelliegenden Haupttracte rückwärts wieder durch die quer gebaute Scheune, die auch hier aus drei Theilen, der Tenne, dem Heustadel und dem „Hålpåa'n", besteht, verbunden sind. Die Tenne ist hier gegen den Hof zu offen. Die Eintheilung des links liegenden Stallgebäudes ist der Eintheilung des Stallgebäudes im Lederer-Hofe zu stocke, der auf dem Gange steht, in Verbindung ist. Unter der Stiege ist die Hundehütte. Ich fand in der Gegend von Vorau kein Haus, das nicht von einem bissigen Köter bewacht gewesen wäre. Zum Glücke für den Fremden müssen hier jedoch alle Hunde tagsüber an der Kette liegen. An der Aussenseite der Wagenhütte steht ein laufender Brunnen, der sein Wasser in einen hölzernen Trog ergiesst.



Fig. 150. Haus Nr. 84 in Riegersbach bei Vorau.

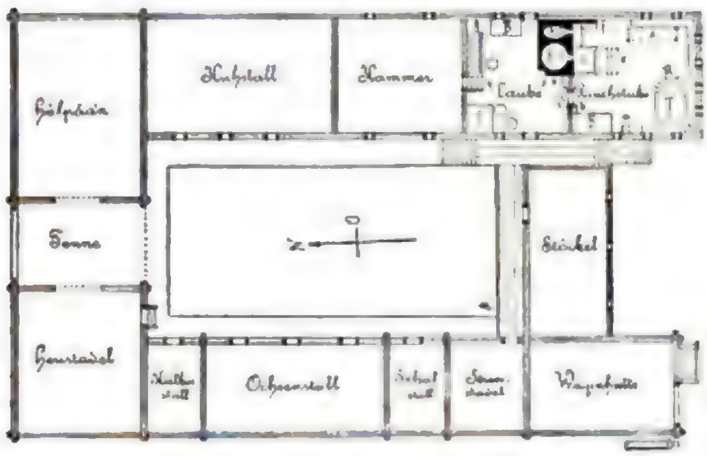


Fig. 151. Grundriss des Hauses Nr. 84 in Riegersbach (1 : 400).

Schachen ganz ähnlich. Das Stallgebäude schliesst nach vorne wieder mit einer Wagenhütte ab, die von der Giebelseite aus durch ein grosses Thor betreten werden kann. Oberhalb des Thores ist, wie sich aus der Ansicht ersehen lässt, ein Gang angebracht. Zu diesem führt eine Stiege empor. Vom Gange aus betritt man durch eine Thüre den über der Wagenhütte liegenden „Fruchtkasten". Das Wagenrad, das über die Brüstung des Ganges vorhängt, ist ein Schwungrad, das mit dem Schleif-

Aus dem Plane ist zu entnehmen, dass sich im Stallgebäude kein Kuhstall befindet. Derselbe liegt zwischen dem Wohnhause und der Scheune. Vorne stellt die Verbindung zwischen dem Wohnhause und dem Stallgebäude ein „Stöck'l", eine Kammer, her, in welcher Mehl und Fleisch etc. aufbewahrt wird. Wie die Ansicht sehen lässt, liegt die Stube hoch über der Erde. Sie ist untermauert. Die steinernen Mauern schliessen einen „Krumpia'nkella'" (Krumpian, Grundbirnen, Erdäpfel) ein. Von der Kellerthüre

führen vier steinerne Stufen vorerst auf einen Treppenabsatz und dieser leitet zu einer Thüre, zum „Hofthürl". Vom Hofthürl aus lenken wieder vier Stufen zum „Priggl" empor Das Brückel ist thatsächlich ein kurzer, hochgewölbter, brückenartiger Steinbau. Oben ist das Brückel mit dicken Brettern belegt und bildet eine kurze Gräde von der Länge der Laube vor der hofseitigen Hausthüre. Auf der anderen Seite des Brückels führen neun Stufen hinab zur Gräde, die in Form eines Hufeisens sich dem Kuhstall, der Scheune und dem Stallgebäude vorlegt. Im halbkreisförmigen Bogengewölbe des Brückels sind die Schweineställe untergebracht.

Das Brückel findet man bei Bauernhäusern der Gegend von Vorau sehr häufig und immer dann, wenn die Wohnräume wie beim Hause Nr. 84 in Riegersbach, was aber wieder sehr häufig vorkommt, hoch über der Erde liegen. Ich fand es in mehreren Häusern, unter anderen auch in den beiden Häusern, die ich zunächstfolgend beschreiben werde, genau in derselben Weise durch einen gemauerten Bogen errichtet, wie bei dem in Rede stehenden Hause. Doch auch Gräden, die wie beim vorstehend besprochenen Hause Nr. 19 in Schachen der Laubenthüre an der Aussenseite vorgelegt sind und zu denen einige Stufen hinanführen, werden, ohne dass eine solche Gräde Aehnlichkeit mit einer Brücke hat, Brückel genannt.[1])

Besonders aufmerksam machen muss ich noch darauf, dass der Boden des Stöckels nicht auf der Erde aufliegt. Er liegt in der Höhe der Oberfläche des Brückels. Das Stöckel schwebt also sozusagen in der Luft. Unter dem Stöckel durch führt die Einfahrt in den Hof. Nach aussen ist die Einfahrt durch ein grosses zweiflügeliges Thor geschlossen. Auch das Ueberbauen der Einfahrt durch ein Stöckel oder selbst durch Stuben bildet eine für das Bauernhaus der Gegend von Vorau häufig vorkommende charakteristische Eigenthümlichkeit. Die Eigenthümlichkeit steht auch damit in Zusammenhang, dass die Stuben der Bauernhäuser sehr oft stark untermauert sind. Sonst wäre es nicht gut möglich, zwischen die beiden parallelstehenden Haupttracte einen verbindenden Tract so einzuschieben, dass unter demselben eine Einfahrt von oft so grosser Höhe freibleibt, dass hochbeladene Erntewagen durch dieselbe einfahren können.

[1]) Ueber das Brück'l hat Prof. Dr. Meringer, der das Brückel auch am Bauernhause der Gegend von Aussee fand, schon im Bd. XXI dieser Mittheilungen gesprochen. Meine hier mitgetheilten Erfahrungen werden dem dort Gesagten zur Ergänzung dienen.

Ich muss nun auch noch das Wohnhaus des Hofes Nr. 84 in Riegersbach einer kurzen Besprechung unterziehen. Das Dach hat an der vorderen Giebelseite wieder eine Abwalmung und darunter ist ein Gang angebracht In der Giebelwand fallen bei diesem Hause sieben Fenster auf, davon liegen drei wieder höher. In der hofseitigen Wand der vorderen Stube sind drei, in der Aussenwand zwei Fenster angebracht. Die Laube hat beiderseits neben den Laubenthüren je ein Fenster und die hintere Stube in den beiden unverbauten Wänden je zwei Fenster. Die Fenster dieses Hauses haben noch keine Umgestaltung oder Vergrösserung erfahren. Sie sind sehr klein, kaum 30 cm lang und hoch. Es befinden sich aussen weder Fensterrahmen noch Fensterladen. Ueber der Kellerthüre und unter den hofseitigen Fenstern der vorderen Stube ist eine Bretterbühne befestigt, die von Stäben, die schräg gegen die Wand gerichtet und dort angenagelt sind, getragen wird. Dies ist der Standplatz für Bienenstöcke. Als ich das Haus aufnahm, standen jedoch keine Bienenkörbe darauf. Es war eine Anzahl von Rechen an der Bühne aufgehängt. Des Rauchschlotes, der oberhalb des zweiten Fensters aus der vorderen Stube kommt und in schräger Richtung das Strohdach durchbricht, habe ich schon oben erwähnt. Der zweite Schlot, der aus der Laube durch das Dach emporleitet, ist auf dem Bilde nicht sichtbar.

Die Ausstattung der vorderen Wohnstube ist der in der Rauchstube des oben beschriebenen Hauses Nr. 19 aus Schachen fast vollkommen gleich. Stabile Bänke mit kleinen Schubladen an der Unterseite des Sitzbrettes sind wieder an drei Stubenwänden angebracht. Die Bank, welche sonst in der Regel die längste ist, reicht hier jedoch nur bis zur Hälfte der Stubenwand. An dieser Wand stehen noch bei *a* eine Kastenuhr und unter *B* ein Bett. Neben dem Bett hängt bei *b* ein Wandkästchen hinter der Thüre an der Wand, während ein Eckkästchen *c* die Ecke im Tischwinkel ausfüllt. Der Tisch *T* und die Bank *Ba* nehmen den herkömmlichen Platz ein. Auch die Holzbrücke und die „Spansching" nehmen oberhalb *d* und *e* in der Stube die Plätze ein, an denen man sie zu sehen gewohnt ist. Die Hühnersteige bei *f* hat ihren Platz hier etwas geändert, und zwar wohl deshalb, weil der Herd, der zwar wieder den gewohnten Platz inne hat, anders gestellt ist Die Form, die dieser Herd aufweist, weicht zwar ab von der Form jenes Herdes, den ich oben unter Fig. 149 abgebildet habe und der den Namen Schwalbennest führt, ist ihr aber ähnlich. Da diese Art von Herden,

welche man für die neuere hält, ebenso häufig in fast vollkommen gleicher Ausstattung wiederkehrt, wie die „Schwalbennester“, bringe ich ein Bild auch dieses Herdes aus dem Hause Nr. 84 unter Fig. 152. Die Herdoberfläche hat annähernd quadratische Form. Der Herd ist aus Steinen aufgebaut. Die Oberfläche ist durch ein Ziegelpflaster gebildet. Dieses ist mit einem Kranz aus Brettern eingefasst. In der hinteren rechten Ecke setzt sich die Oberfläche des Herdes in eine Steinplatte fort. Sie bildet die Vorlage zur dahinter liegenden Heize, die in den „kleinen Ofen“, einen kleinen Backofen, in dem Strudel und andere Mehlspeisen gebacken werden, führt. Auf die Oberfläche des Herdes mündet eine zweite Heize aus dem „Backofen“. Die beiden Oefen sind nebeneinander angebracht. Sie sind in das Vorhaus hinausgerückt.

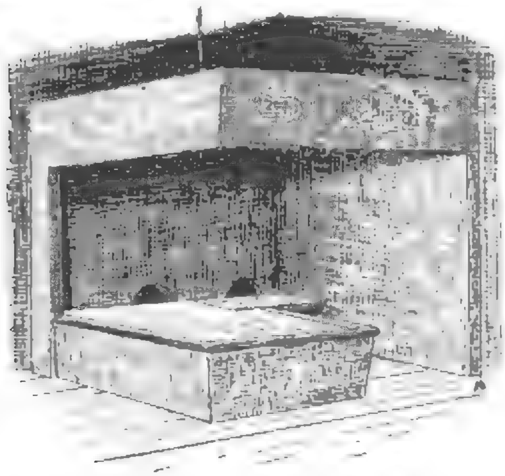


Fig. 152. Herd aus dem Hause Nr. 84 in Riegersbach.

Der Feuerhut gleicht einem Baldachin. Er ist aus armdicken, übereinanderliegenden Stäben, die mit Stroh umwickelt und mit Lehm verschmiert sind, hergestellt. An der Rückseite und rechts liegt der Feuerhut auf Mauerwerk auf. Nahe der freien vorderen Kante wird er durch eine starke Schraube, die in die Decke der Stube hineingeschraubt ist, emporgehalten. Sowohl der Hut als auch der Herd sind mit Kalkmilch geweisst.

Aus der Laube führen wieder Stiegen, und zwar die bei *g* auf den Boden und die bei *h* in die hintere Stube, die mir hier „Kammer“ genannt wurde und jetzt auch als solche benützt wird. Sie liegt etwa 1 m höher als die Laube, da sie wieder untermauert ist. Unter diesem Raume liegt ein Mostkeller, der von aussen, von der Gräde aus betreten wird.

In der Laube stehen unter *T* wieder ein Tisch und unter *B* ein Bett. Das Bett kommt im Winter in die Rauchstube. Bei *K*-*K* steht ein Küchenkasten. Die in der Laube eingezeichneten drei kleinen Kreise geben den Ort an, wo drei grosse Mehlfässer, die mir „Stibi“ [1]) genannt wurden, stehen. Ueber der Stubenthüre ist bei *i* der Rauchfang angebracht.

Der Kuhstall, welcher auf die Kammer folgt, liegt wieder beträchtlich tiefer als die Laube. Die Folge davon ist, dass der Dachboden des Kuhstalles mit dem Fussboden der Kammer in gleicher Höhe liegt. Auf dem Dachboden des Kuhstalles ist Stroh untergebracht.

Das Haus Nr. 14 des Franz Holzer vulgo „Hoiňd'l i'da'Piara“ in Puchegg, das ich schon einige Male erwähnte und auf dessen Beschreibung ich jetzt übergehe, dürfte wohl, wenn vorerst nur die Rauchstube und die Laube in Betracht gezogen werden, das älteste aller Häuser gewesen sein, die ich in der Gegend von Vorau betreten habe. Mehrere Umstände weisen darauf hin. 1. Das Dach hat, wie die Ansicht des Hauses (Fig. 153) zeigt, an der Giebelseite keine Abwalmung. Auch fehlt dort ein balconartiger Gang. 2. Der Durchzugbalken in der Rauchstube ist, obwohl er zum Mindesten 40 cm im Durchmesser hat, schon so schadhaft, dass er in der Mitte durch eine hölzerne Säule *a* gestützt werden musste. 3. Das Haus macht in seinem ganzen Aeusseren den Eindruck, als ob es älter wäre als das im Jahre 1678 erbaute, aus dieser Gegend zuerst beschriebene Haus zwischen Festenburg und Bruck und älter sogar als das älteste Haus, das ich in der Gegend von Vorau fand, nämlich das des „Hans'l in'da'Stifing“, welches, wie die Jahreszahl am Durchzugbalken untrüglich zeigt, im Jahre 1616 erbaut worden ist. Die Rauchstube und die Laube mögen wohl gut an die 300 Jahre alt sein. Andere Wohnräume dieses Hauses sind jünger. Jahreszahlen beweisen es. Sie beweisen zugleich auch, dass das fränkische Gehöfte in der Gegend von Vorau wohl nicht immer, doch auch nicht selten, so wie ich das vom fränkischen Gehöfte in der Heanzerei constatirt habe (vgl. Bd. XXV, S. 105 ff.), n a c h und n a c h erst zu einem vollkommen geschlossenen Gehöfte ausgebaut wird. Diese bei dem Hause Nr. 14 des Franz Holzer gemachte

[1]) Vgl. Bd. XXV, S. 142. Die Stibi, welche ich hier sah, gleichen ganz dem a. a. O. abgebildeten Stibi aus Oberschützen. Beiläufig erwähne ich hier, dass ich auch in Nöringer Bauernhäusern ganz gleiche Mehlfässer, die dort ebenfalls Stibi heissen, sah

Erfahrung wurde mir auch bei der Aufnahme des Hauses Nr. 57 des Johann Kienegger vulgo „Forster" in Riegersbach, das ich nachfolgend beschreiben werde, bestätigt.

Die hintere Stube wurde nämlich erst, wie die Jahreszahl am Durchzugbalken angibt, im Jahre 1835 der Laube angefügt. Da die hintere Stube und die Laube gemauert sind, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass auch die Laube erst im Jahre 1835 gemauert wurde. Dagewesen muss sie aber schon früher sein, da sich für diese Gegend eine Rauchstube ohne vorgelegte Laube gar nicht denken lässt. Von der hinteren Stube muss dies nicht gerade angenommen werden, denn wenn den Bauernhäusern der Gegend von Vorau, und mögen sie auch schon halte für ganz bestimmt, dass dieses Haus erst im Jahre 1835 dreitheilig wurde, und dies umsomehr, als ich nach dem Gesagten auch annehmen darf, dass es eines der ältesten Häuser in der Gegend von Vorau ist. Lässt sich darüber nun wohl noch rechten, und könnte, wenn nur die hintere Stube in Betracht käme, meine Behauptung von einem allmälig erfolgten Ausbau des Hofes zu einem geschlossenen auch hinfällig werden, so wird sie jedoch dadurch unumstösslich, dass ich für meine Behauptung einen zweiten Beweis erbringe. Aus dem Grundrisse dieses Hofes, den die Fig. 154 bietet, kann ersehen werden, dass sich an die Rauchstube nach links ein Tract angliedert, der den Hof nach vorne abschliesst. Dieser Tract, der wie beim vorstehend besprochenen



Fig. 153. Haus Nr. 14 in Puchegg bei Vorau.

recht alt sein, fast durchwegs die Dreitheilung zu Grunde liegt, so gibt es dort doch alte Keuschen und Brechtelstuben („Håa'stub'n"), die noch die primitivere Zweitheilung im Grundrisse zeigen[1]). Ich Hause die Einfahrt und ausserdem noch eine nach vorne sich öffnende Streukammer überbrückt, besteht aus einem kleinen „Fia'haus" (Vorhaus) *V-H*, das von der Rauchstube aus betreten wird, einer daneben liegenden kleinen Kammer *Ka*, die mit dem Vorhause durch eine Thüre in Verbindung steht und eine zweite Thüre hat, die auf einen Gang führt, der hofseitig angebracht ist, und zwei Stuben, die sich an Vorhaus und Kammer angliedern. Diese beiden Stuben werden mit dem Namen „Sait'nstib'l" benannt. Dieser Tract entstand erst im Jahre 1885, wie die Jahreszahl auf dem Durchzugbalken des inneren Stübels darthut. Der Besitzer sagte mir ferner,

[1]) Gerade zu dem Hause des „Hoiñdl i' da' Piara" gehört auch eine „Håa'stub'm", die unweit des Hofes liegt. Es sind die Brechtelstuben der Gegend von Vorau keine kleinen Häuschen, wie z. B. Dr. Meringer ein solches in Bd. II der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde", S. 263, abbildet und beschreibt, die nur dem einzigen Zwecke dienen, dass in denselben auf eigenartig construirten Oefen der Flachs unmittelbar vor dem Brecheln geröstet wird. Die Haarstuben in der Gegend von Vorau sind Wohnhäuschen, die zumeist an arme Leute, Taglöhner u. dgl. vermiethet werden. So auch die Haarstube des „Hoiñd'l i' da' Piara". Das Häuschen schliesst nur zwei Räume in sich, eine Küche und eine Stube. Oft vertritt aber die Stelle der Küche eine kleine Laube. Dann wird in der Stube gekocht. Kommt nun die Zeit des Brechelns, so werden die Habseligkeiten des Miethers aus der Haarstube entfernt, und er mit ihnen findet während der Zeit, als die Haarstube benützt wird, Unterkunft im Hause des Bauern. An Stelle der Möbel kommen Stangengerüste in die Stube. Auf die Stangen wird der Flachs gelegt. Die Fenster werden mit Werg gut verstopft und das Rösten des Flachses geschieht einfach durch Ueberheizung des Stubenofens, der stets, so viel ich sah, ein „Rübenhaufen-Ofen" ist, dessen Ofenloch in den Vorraum mündet.

dass vorher dort, wo heute unter dem inneren Stübel die Streuhütte ist, ein Wagenschuppen war. Zwischen dem Wagenschuppen und dem Wohnhause befand sich aber nichts, als ein einfaches Bretterthor, das den Hof hier absperrte Der Hof musste also dem Hofe des „Hans'l in Anger“ geglichen haben, wenn man sich das Stöckl über der Einfahrt, das vielleicht auch eine neuere Errungenschaft ist, wegdenkt.

Ich habe übrigens ein Gehöft, das des Johann Haspel vulgo „Hans'l in da' Grua'“, in Vornholz photographirt, das im Jahre 1770 erbaut wurde und genau so aussieht, wie das Gehöft Nr. 14 in Puchegg

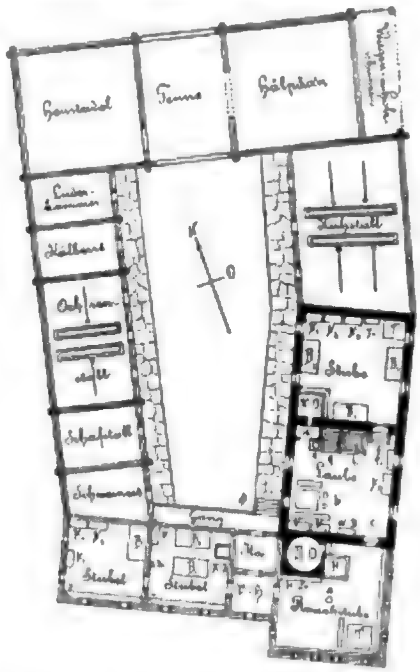


Fig. 154. Grundriss zum Hause Nr. 14 in Puchegg (1 : 400).

nach der Beschreibung seines Besitzers vor dem im Jahre 1885 erfolgten Ausbaue ausgesehen haben muss. Hier lässt sich also ein allmälig erfolgter Ausbau nicht in Abrede stellen.

Die Rauchstube dieses Hauses ist wieder untermauert. Sie hat in der Giebelwand fünf Fenster, wovon ein höherliegendes Fenster jetzt mit einem Brettchen vermacht ist. Hoch oben in der Mitte der Wand gewahrt man noch eine jetzt verschlagene Oeffnung. Dort dürfte wahrscheinlich ehedem ein Rauchschlot wie beim Hause Nr. 35 in Tulwitz (s. Fig. 143) hervorgeragt haben. In der Wand der Rauchstube, an welche der neue Tract anschliesst, befindet sich nur ein Fenster, in der gegenüberliegenden dagegen drei. Die Rauchstube ist sehr dürftig ausgestattet. Es befindet sich darin nichts als ein Tisch *T*, dabei eine Bank, zwei stabile Bänke, darüber die schmalen Wandbretter, im Tischwinkel das Eckkästchen, der Herd mit dem dahinterliegenden Backofen *B-O* und an der freien Wand des Backofens eine Hühnersteige *H-St*. Der Herd gleicht dem im vorbesprochenen Hause Nr. 84 aus Riegersbach. Bei *a* steht in der Mitte der Rauchstube die hölzerne Säule, welche den schadhaften Durchzugbalken stützt.

Die Laube ist reicher ausgestattet. In derselben steht wieder ein Tisch und daneben zwei Bänke und bei *b* zwei Stühle. Hinter dem Tische stehen bei K_1 und K_2 zwei Kästen und neben diesen eine Wasserbank *W-B*. Ein dritter Kasten steht unter K_1 und daneben eine Truhe *Tr*. Oberhalb *c* ist über der Thüre, die in die Rauchstube führt, auch hier wieder ein Rauchfang angebracht. In der gegenüberliegenden Ecke steht bei *d* ein aus Ziegeln aufgemauerter Kamin. Von diesem Kamin aus wird der Kachelofen *K-O*, der in der hinteren Stube steht, geheizt. Der Kamin dient dazu, den Rauch, der aus dem Backofen hervorströmt, aufzufangen. Vor dem Kamin ist bei *e* ein Wasserkessel angebracht. Auch den Rauch der darunterliegenden Feuerstelle nimmt der Kamin auf. Vom Kamin führt ein gemauerter Schlot schräg aufwärts durch das Dach. Sowohl der Kachelofen, als auch der Kamin und der Wasserkessel sind erst in neuerer Zeit aufgestellt worden.

Die hintere Stube liegt um mehr als 1 m höher als die Laube. Zu ihr führen bei *f* einige Stufen empor. Bei *g* leitet eine Stiege auf den Dachboden der hinteren Stube und bei *h* eine Treppe hinab in den Keller, der unter der Laube und der hinteren Stube liegt. In der hinteren Stube sind bei B_1, B_2 und B_3 drei Betten und bei K_1, K_2 und K_3 drei Kästen, bei *Tr* eine Truhe und bei *T* ein Tisch untergebracht. Der Kachelofen ist durch eine Ofenbank und ein „Ouf'nglanna'“ (Ofengeländer) eingefasst.

Das Vorhaus im neuen Tracte und die daneben liegende Kammer sind leer. Die beiden Stübel haben in den Aussenwänden je zwei Fenster, die mit hölzernen Gittern versehen und mindestens viermal so gross sind, als die Fenster der Rauchstube. Das zweite Stübel hat ausserdem noch zwei Fenster in der Giebelwand des Tractes. An den Aussenwänden steht in jedem Stübel eine stabile Bank. In den Ecken *i* und *j* sind oberhalb der Bänke Altäre angebracht. Im vorderen Stübel stehen zwei Betten B_1

und B_2, die Betten der Eheleute, ausserdem bei K ein Kasten, bei k eine Kastenuhr bei K-O ein Kachelofen. Im zweiten Stübel steht bei B ein Bett, das Bett vom Bruder des Bauern, und drei Kästen, K_1, K_2 und K_3.

Die Decken jeder der beiden Stübel werden durch Durchzugbalken getragen. An der unteren Fläche jedes dieser Durchzugbalken war eine Rosette eingeschnitten, welche der glich, die ich Bd. XXV der Mittheilungen, S. 133, Fig. 204, aus dem Hause Nr. 113 in Oberschützen abgebildet habe. Auf der rückwärtigen Seitenfläche der Durchzugbalken war der Namen „Jesu", die Jahreszahl und die Anfangsbuchstaben des Erbauers (Peter Holzer) eingeschnitten, wie folgt:

18 + 85
P IHS H

Auf der Vorderseite des Durchzugbalkens im ersten Stübel stand in zwei Zeilen folgender Spruch:

„Wenn Eheleute friedlich leben, wird ihnen Gott den Segen geben;
Er stärket sie in Kreuz und Leiden; er macht sie würdig zu seiner Freuden."

An den beiden im hinteren Stübel neben einander stehenden Kästen sind auch Sprüche angebracht An dem einen steht:

„Gesundheit, Glück und Segen
Das wolle Gott uns geben."

An dem anderen steht:

„An Gottes Segen ist alles gelegen."

Ueber der Laubenthüre, die von aussen in's Haus führt, steht geschrieben:

„Gott segne dieses Haus,
Wo wir gehen ein und Aus."

Muthen diese Sprüche schon an, so thut dem aufmerksamen Beobachter die Reinlichkeit, die in diesem Hause überall herrscht, noch mehr wohl. Zwar stehen auch hier in der Rauchstube die „Sauschaff'l" hinter der Thüre — es ist dies ihr angestammter Platz in der Nähe des Herdes, auf dem doch auch das Futter für die Schweine bereitet werden muss — und auch hier ist an der Seite des Backofens eine Hühnersteige aufgestellt, doch ist sonst Alles blank und rein; blank das Kochgeschirr und die kleinen Fenster, rein der Tisch und die Bänke. Der Fussboden war erst vor einigen Tagen gescheuert und der Herd frisch geweisst worden. Das Weissen des Herdes sollte alle Wochen einmal geschehen, erklärte mir die Bäuerin, doch findet sich nicht immer die Zeit dazu: „In Summa' is' åll's z'g'nedi', in Winta' geht's laichta'."

Die Familie hält sich im Sommer gerne in der Laube auf, dort ist es „liftig" (luftig), auch wird man da von Fliegen weniger geplagt, als in der Rauchstube. Im Sommer werden die Mahlzeiten in der Laube, im Winter in der Rauchstube eingenommen. In der Rauchstube schläft in diesem Hause Niemand, selbst auch im Winter nicht.

Von der Anlage der Wirthschaftsräume habe ich, um Irrthümern vorzubeugen, noch zu bemerken, dass sie tiefer liegen, als die Wohnräume, was sich übrigens schon durch einen Blick auf die Ansicht dieses Hofes erkennen lässt. Ich habe erwähnt, dass die hintere Stube um mehr als 1 m höher liegt, als die Laube. An die hintere Stube stösst rückwärts der Kuhstall an. Er liegt jedoch wie im vorbeschriebenen Hause so tief, dass die Decke des Stalles wieder mit dem Fussboden der hinteren Stube in gleiche Höhe zu liegen kommt. Eigentlich müsste daher an der Stelle, wo ich im Plane des Hofes den Riss des Kuhstalles eingetragen habe, der Riss des „Kuhstallbodens" sein. Der Kuhstall, wie er sich an die hintere Stube anschliesst, muss also um ein Geschoss tiefer gedacht werden und eben so alle übrigen Wirthschaftsräume, wie sie im Plane eingezeichnet sind. Die Wirthschaftsgebäude sind alle aus Holz.

Der Grundbesitz, der zu diesem Anwesen gehört, besteht, wie ich mir dies aus einem Grundbesitzbogen zusammenschrieb, aus:

Wiesen . . .	8	Joch	702	Quadratklafter
Hutweide . .	4	„	10	„
Hochwald . .	4	„	1171	„
Wechselacker .	20	„	815	„
Bauareal . .	—		973	„
	38	Joch	471	Quadratklafter

Der Bauer Franz Holzer (66 Jahre alt) ist nicht im Stande, mit seiner Frau Theresia geb. Lechner (34 Jahre alt), die er in ihrem 19. Jahre heiratete, und mit seinem Bruder Josef (60 Jahre alt) das Gut allein zu bewirthschaften, da die Mithilfe der Kinder: Miazal (15 Jahre), Franzal (14 Jahre), Toummal (11 Jahre), Loisal (9 Jahre) noch nicht in Rechnung kommt und das jüngste Kind, Seppal (5 Jahre), selbst noch der Pflege bedarf. Der Bauer ist daher auf die Mithilfe von Dienstboten angewiesen. Er hält deren drei, und zwar einen Knecht Namens Lois'l (25 Jahre), der schon 6 Jahre bei ihm dient, und zwei „Teañsttiaran" (Dienstdirnen), die „Hanni",

welche schon 34 Jahre im Hause ist, und die 31jährige Kat'l, welche dem Bauern schon 9 Jahre dient.

Ich beschreibe jetzt eines der grössten von den älteren Gehöften aus der Gegend von Vorau. Nicht nur das Gehöfte ist erheblich grösser als jedes der bisher beschriebenen, wie aus der Beschreibung hervorgehen wird, sondern auch der Besitzstand an Liegenschaften, der zum Gehöfte gehört, ist einer der grössten in der Gegend von Vorau. Wie ich wieder einem Besitzbogen entnahm, umfassen die Liegenschaften im Ganzen 97 Joch und 598 Quadratklafter. Der Besitzer dieses schönen Anwesens ist Joh. Kienegger vulgo „Forster" in Riegersbach.

Der Bauer steht im 49. Jahre. Seine Frau, Theresia geb. Mayerhofer, ist 41 Jahre alt. Sie haben 10 Kinder: Nand'l (18 J.), Hans'l (17 J.), Franz'l (15 J.), Sepp'l (13 J.), Resal (12 J.), Leinnal (9 J.), Patrizl (7 J.), Michal (5 J.), Julal (3 J.) und Miazal (1 J.).



Fig. 155. Haus Nr. 57 in Riegersbach bei Vorau.

Die Nand'l, der Hans'l und der Franz'l helfen in der Wirthschaft schon tüchtig mit. Auch der Sepp'l und die Resal werden zu leichteren Arbeiten schon herbeigezogen, so dass der Bauer nur der Mithilfe eines einzigen kräftigen Dienstboten, des 38jährigen Alois, bedarf, dem er jährlich fl. 45 und als „Pessarin'" (Besserung, Aufbesserung) 1 Paar „Fiata'" (Schürzen), 1 „Höimat" und 1 Paar „Schuach" gibt.

Die Vorderansicht des Hofes, der die Nummer 57 trägt, bringt das Bild Fig. 155, den Grundriss die Fig. 156. Die Tracte des Hofes, welche in der Ansicht sichtbar sind, sind alle aus Holz aufgeführt und alle Tracte des Hofes sind mit Stroh gedeckt. Die Fenster sind sehr klein. Der gegen den Beschauer vorspringende Tract mit der Abwalmung am Giebel und dem darunter liegenden Gange mit den zierlich ausgesägten Brettern der Brüstung schliesst die Rauchstube in sich. Die sechs Fenster, von denen wieder zwei höher liegen, weisen darauf hin. An die Rauchstube schliesst sich wieder eine durchgehende Laube an. Diese beiden Räume sind die ältesten des Hauses. Sie stammen aus dem Jahre 1727. Auf die Laube folgen zwei Stuben, die durch eine Mittelwand in der Richtung der Längenachse des Wohnhauses getrennt sind, jedoch durch eine Thüre mit einander in Verbindung stehen. Beide Stuben haben von der Laube aus separirte Eingänge, zu denen, da diese Stuben wieder höher liegen als die Laube, Stufen emporführen. Diese beiden Stuben bilden einen Quertract, der erst im Jahre 1776 der Laube angefügt worden ist. Dieser Anbau erhält besonders dadurch den Charakter eines Quertractes, dass er ein eigenes Dach hat, dessen First zu dem der alten Wohnräume im rechten Winkel liegt. Der Tract hat demnach auch zwei Giebel. Von diesen sieht der eine in den Hof, der andere ist auf der Ansicht links ersichtlich. Beide Giebel haben Abwalmungen. So wie beim Hause Nr. 14 in Puchegg, ist auch hier der Tract, welcher den Hof nach vorne querliegend absperrt und die Einfahrt in sich schliesst, erst später aufgeführt worden. Der Tract, welcher, wie aus der Ansicht zu ersehen, sich rechts an die Rauchstube angliedert und im rechten Winkel zu dieser liegt, schliesst ein Stübel, das „untere Stüb'l", eine Speisekammer und eine Luderkammer in sich und wurde im Jahre 1838 erbaut.

Auch dieses Haus ist also erst allmälig ausgebaut worden und es muss auch bei diesem Hause vor dem Jahre 1776 den ursprünglichen Wohnräumen, wie ich dies auch bei dem vorbeschriebenen Hause Nr. 14 in Puchegg annehme, die Zweitheilung zu Grunde gelegen sein.

Gesetzt den Fall, man wollte annehmen, dass die Dreitheilung beim Hause Nr. 14 in Puchegg schon vorher bestanden hätte und die hintere Stube im Jahre 1838 bereits baufällig gewesen wäre und deshalb mit der Laube gleichzeitig erneuert worden

sein dürfte, was ja nicht gerade unmöglich sein könnte, so dürfte sich eine solche Annahme in Bezug auf die hinteren Stuben des Hauses Nr. 57 in Riegersbach wohl nicht aufstellen lassen, denn dann, wenn die hintere Stube mit der vorderen im Jahre 1727 erbaut worden wäre, könnte sich nicht schon im Jahre 1776 die Nothwendigkeit der Erneuerung der hinteren Stuben ergeben haben, da die vordere, die

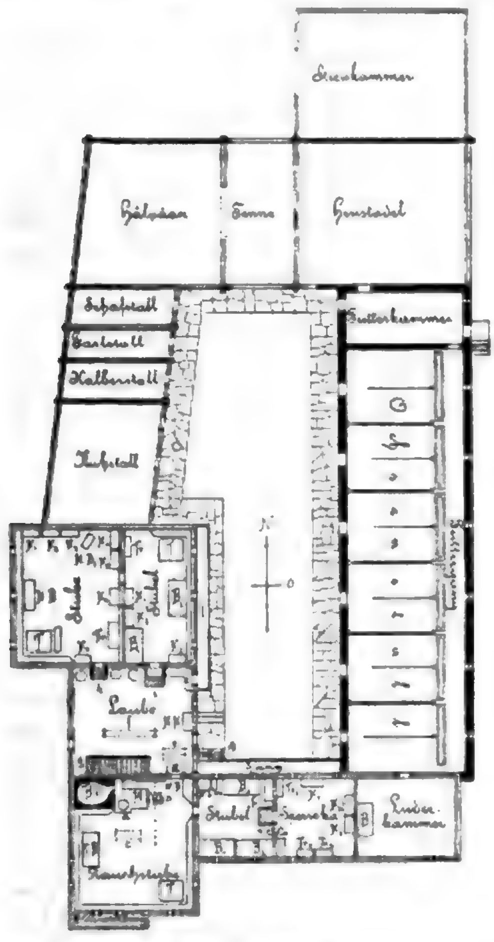


Fig. 156. Grundriss zum Hause Nr. 57 in Riegersbach (1 : 400).

Rauchstube, noch heute in vollkommen gutem Zustande sich befindet.

Die Rauchstube dieses Hauses ist die grösste von all' denen der bisher besprochenen Häuser. Sie misst nämlich $7^1/_2$ m in der Länge und $6^3/_4$ m in der Breite. Ich sah in der Gegend von Vorau überhaupt nur eine grössere noch, die bei gleicher Breite 8·25 m in der Länge misst. Sie befindet sich im Hause Nr. 80 des Franz Hammer vulgo „Franz'l in Rechpea'" in der Gemeinde Schachen. Die Ausstattung der Rauchstube im Hause Nr. 57 ist der der bisher besprochenen Rauchstuben gleich. Die im Plane den Wänden entlang laufenden Linien deuten wieder die stabilen Bänke an. In einer der vorderen Ecken steht der Tisch *T* und in der quer gegenüberliegenden der Herd *H*. Er ist dem aus dem Hause Nr. 84 in Riegersbach (s. Fig. 152) gleich, nur weist er bei *a* eine Ausweitung auf, in der ein „Aiñmauerkess'l" eingemauert ist. Das hier gehitzte Wasser dient zum „Abbrennen" des „Liada'". An den Herd schliesst sich wieder ein Backofen an, an dem wieder eine Hühnersteige steht. Vor dem Herde ist unterhalb der Decke bei *b* eine hängende Stange angebracht, die ich in anderen Rauchstuben nicht sah und deren Richtung durch die lange punktirte Linie angedeutet ist. Es ist die „Flaischstânga'". Von ihr reichen kleinere Stangen auf die Oberfläche des Feuerhutes; es sind dies die „Flaischstang'l". An diese wird das zu räuchernde Fleisch gehängt. Bei *c* hängt die Spanschwinge von der Decke. Unter *W-B* steht die Wasserbank und unter *T-B* ein Tafelbett.

In der Laube ist oberhalb *d* über der Thüre wieder ein Rauchfang befestigt. Oberhalb *e* hängt an Stangen das „g'selchti" (geräucherte) Fleisch. Hieher wird es also gebracht, wenn es in der Rauchstube geräuchert worden ist, und hängt hier, bis es zu Ende geht. Es dauert aber durch das ganze Jahr an. Ueber *f* hängt ein „Proutrènd'l". Von *g* aus führt eine Treppe auf den Dachboden. Bei *h* und *i* führen Stiegen zu den „oberen Stuben". Die Stiege bei *i* endet in ein rechtwinkelig gebrochenes Vorplätzchen, das mit einem Geländer versehen ist und bei *k* durch eine Thüre auf den balconartigen Gang *l* hinausführt. Die Kreise in der Laube deuten die Standplätze von Mehlfässern („Stibi") an.

In der grösseren oberen Stube stehen ausser dem Tische *T*, der daneben stehenden Bank und den stabilen Bänken sieben Kästen K_1—K_7, eine Truhe *Tr*, ein Hackbloch $H\text{-}B_1$ zum Zerhacken von Fleisch und unter *H-B* eine Hobelbank. Während der wärmeren Jahreszeit wird in dieser Stube gegessen, im Winter in der Rauchstube. In der kleineren oberen Stube stehen ausser dem Tische *T* drei Kästen K_1 bis K_3, zwei Betten B_1 und B_2 und eine Truhe *Tr*. Keine der beiden oberen Stuben ist heizbar.

Das untere Stübel ist ausgestattet mit einem Kachelofen *K-O*, neben dem bei *m* eine Bank steht und der mit einem „Glanna'" umgeben ist, dann mit drei Betten B_1—B_3, einer Truhe *Tr* und einer Kastenuhr *n*. Hier schlafen der Bauer, die Bäuerin

und die jüngsten Kinder. Die älteren Kinder haben ihre Betten in der oberen Stube.

Von diesem Stübel leiten einige Stufen in die etwa 1 m höher gelegene Speisekammer. Hier stehen wieder drei Truhen $Tr_1 - Tr_3$, in denen Speisevorräthe untergebracht sind, drei Kästen $K_1 - K_3$ und eine alte Commode *Co*.

An die Speisekammer schliesst sich noch eine Luderkammer an. Hier steht auch das Bett *B* des Knechtes. Zu dieser Kammer gelangt man über einen Gang, zu dem von der Laubenthür aus einige Stufen hinanführen. Ueber den Gang gelangt man auch auf den Stallboden, der mit der Luderkammer in einer Höhe liegt.

Neben der Stiege, die zu diesem Gange emporführt, führt rechts eine zweite Stiege hinab zu den Schweineställen, die unter dem „unteren Stübel" links von der Einfahrt liegen. Rechts von der Einfahrt ist eine Wagenhütte, dessen grosses Thor sich nach vorne öffnet.

Die beiden „oberen Stuben" liegen deshalb höher als die Laube, weil sie einen Keller unter sich haben. Die Kellerthüre ist hofseitig angebracht. Zu ihr führt eine ziemlich steil abfallende, mit Steinplatten gepflasterte Gräde hinab. Die Ställe, welche sich den oberen Stuben anschliessen und die Scheune sind aus Holz erbaut. Der grosse Stall, welcher parallel zum Wohnhause liegt, musste vor kurzer Zeit erneuert werden. Er ist aus Steinen aufgebaut. Obwohl auch hier eigentlich der Dachboden des Stalles mit der Luderkammer in einer Höhe liegt, also dieser hätte in den Plan eingezeichnet werden müssen, so habe ich statt dessen, um einen zweiten Riss zu ersparen, den Stall selbst eingetragen. Er ist, worauf ich wieder besonders aufmerksam mache, um ein Geschoss tiefer zu denken als die Luderkammer, da diese im Obergeschoss liegt, während der Stall natürlich ein ebenerdiger Raum ist.

In den grossen Stall des 36 Schritte langen Stallgebäudes, von dem nur eine schmale Futterkammer abgetrennt ist, führen sechs Thüren. In eben so viele Abtheilungen ist der ganze Stall getheilt. Die Abtheilungen sind bewerkstelligt durch je vier etwa armstarke Rundhölzer, die parallel übereinander liegen und an zwei Säulen zaunartig befestigt sind. In jeder dieser Abtheilung ist Raum für 2 Rinder. Die Standplätze der beiden Rinder sind durch eine Stange getrennt, welche an ihrem vorderen Ende etwa meterhoch über der Erde an einer Säule befestigt ist und mit ihrem rückwärtigen Ende am Boden aufliegt. Vor den Köpfen der Rinder stehen die Futtertröge. Wir haben hier also im Grossen und Ganzen dieselbe Einrichtung vor uns, die ich aus dem Stallgebäude des Hauses Nr. 19 in Schachen (s. o. S. 177) beschrieben habe und die sich in den Kuhstall des Planes vom Hause Nr. 14 in Puchegg (s. o. Fig. 154) eingezeichnet findet. Während jedoch die Standplätze von 4 resp. 6 Rindern sich in diesem alten Stallgebäude in von einander vollkommen abgesonderten Ställen befinden, sind in dem neuen Stallgebäude des Hauses Nr. 57 in Riegersbach die Standplätze von 12 Rindern in sechs Abtheilungen in einem Stalle vereinigt. Der Futtergang fehlt auch hier nicht. Er liegt jedoch nicht zwischen zwei resp. sechs gegen einander gekehrten Standplätzen, sondern läuft an der Stirnseite der Standplätze vor der Reihe der Futtertröge, als gemeinschaftlicher Futtergang für alle Standplätze, hin. Es erscheint also in diesem Stalle die alte Einrichtung im Principe wohl noch beibehalten, aber sie zeigt eine Vervollkommnung.

Die Rinderställe dieses Hofes enthielten 6 grosse Ochsen, 2 zweijährige Ochsen, 4 Kühe und 2 Kalbinnen, also 14 Stück Grossvieh. Der Bauer sagte mir jedoch, dass er auch 20 Stück Grossvieh halte, wenn das Futter gut geräth. An Kleinvieh enthält der Kälberstall zumeist 5—8 Stück Kälber, der „Farlstall" eben so viele junge Schweine (Farl und Frischlinge) und der Schafstall 30 Schafe. Davon gehören jedoch nur 2 oder 3 dem Bauern, die anderen sind Eigenthum der Kinder und des Dienstboten. Jeder Dienstbote ist nämlich in der Gegend von Vorau berechtigt, 2—3 Schafe zu halten, die mit denen des Bauern und denen seiner Familie auf die Weide gehen. Es ist dies jedenfalls ein uraltes Herkommen.

Bei der Beschreibung dieses letzten hölzernen Bauernhauses aus der Gegend von Vorau will ich auch der Zimmerarbeit, von der ich oben sagte, dass sie nicht nur äusserst exact, sondern, so weit sie sich auf das Wohnhaus bezieht, auch sehr kunstvoll ist.

Herr Prof. Dr. Meringer veranschaulicht durch die Fig. 60, S. 139 in Bd. XXIII der Mittheilungen, diese Art der Verzinkung, welche er zu Mürzzuschlag, in der Parkstrasse am Hause Nr. 54, das damals abgerissen wurde, beobachtet hat. Er theilt a. a. O. mit, dass diese Verzinkung in Wellenlinien bis über Aussee hinaus anzutreffen sei. Genau in derselben Weise fand ich nun auch die Balken der Wohn-

häuser in der Gegend von Vorau verzinkt, mit dem Unterschiede nur, dass die Verzinkung in vielen Häusern noch complicirter und kunstvoller war. So z. B. gerade auch bei dem Hause, von dem ich eben spreche. Die Art der Verzinkung, welche dieses Haus an den Ecken sowohl der Theile, die aus dem Jahre 1727 und 1776 als auch derer, die aus dem Jahre 1838 stammen, zeigt, veranschaulicht die Fig. 157. Eben so künstlich, wie die Balken an den Kanten

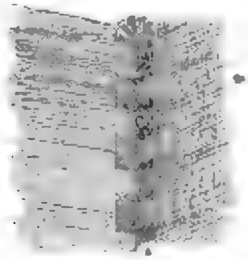


Fig. 157. Verzinkung am Hause Nr. 57 in Riegersbach.

zusammengefügt werden, werden auch die Balken der Mittelwände, wie solche beispielsweise in dem in Rede stehenden Hause das untere Stübel von der Speisekammer und diese von der Luderkammer trennen, in die Hauptwand eingefügt. Die Verbindung (Verzapfung) geschieht in der Fig. 158 bildlich dargestellten Weise.

Dr. Meringer berichtet a. a. O.: „Herr Baumeister Georg Schlott sagte uns, dass die Arbeiter so kunst-

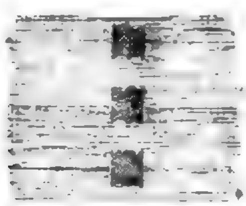


Fig. 158. Verzapfung am Hause Nr. 57 in Riegersbach.

volle Verzinkungen jetzt überhaupt nicht mehr machen können. Das Zimmerhandwerk sei im Niedergange.“ Mag im Allgemeinen wohl wahr sein, dass, wie der Gewährsmann Dr. Meringer's sagt, das Zimmerhandwerk im Niedergange begriffen sei, und erkenne ich auch dessen Aussage, dass die Zimmerleute der Gegend, welche Herr Schlott vor Augen hat (Mürzthal?), so kunstvolle Verzinkungen nicht mehr machen können, gerne als wahr an, so bin ich doch in der Lage, behaupten zu können, dass die Zimmerleute in der Gegend von Vorau diese schöne Arbeit noch nicht vergessen haben. Ich war nämlich im vorigen Jahre (1896) Zeuge davon, dass bei einer Erneuerung des baufällig gewordenen Stübels vom Hause Nr. 10 des Johann Saurer in Riegersbach die Balken an den Kanten des in Arbeit stehenden Neubaues genau in der Weise verzinkt wurden, wie sie Meringer a. a. O. unter Fig. 60 veranschaulicht, und sah, dass die Balken der Mittelwände genau so eingefügt wurden, wie ich es vorstehend in Fig. 158 gezeigt. Zum Herstellen der hohlen Flächen an und in den Balken bedienen sich die Zimmerleute, wie ich sah, grosser Hohleisen. Die Balken schliessen an den Verzinkungen mit geradezu staunenswürdiger Genauigkeit. Die Zimmerleute waren sich des Werthes ihrer Arbeit aber auch bewusst; denn als ich fragte, warum sie sich denn mit dem Aushöhlen der gekrümmten Flächen so viele Mühe machen, ich habe doch gesehen, dass man anderen Ortes die Verzinkungen einfach durch gerade Flächen in Schwalbenschwanzform viel müheloser herstellte, meinten sie, überlegen lächend, dass ihre Arbeit, wenn sie auch doppelt so viel Zeit in Anspruch nehme, auch doppelt so lange halte.

Am Hause Nr. 57 des Johann Kienegger habe ich noch etwas gelernt, das mir erlaubt sei, zur Sprache zu bringen.

In meiner oft erwähnten Arbeit, in Bd. XXV dieser Mittheilungen, habe ich dort, wo ich vom fränkischen Gehöfte der nördlichen Heanzerei sprach, häufig des für Bauernhäuser jener Gegend, wie überhaupt für das Bauernhaus Ungarns charakteristischen Säulenganges Erwägung gethan [1]. Für das Haus in der nördlichen Heanzerei und für das ungarische Bauernhaus im Allgemeinen ist jene Seite, an der der Säulengang angebracht, auch wenn sie nicht der Strasse zugekehrt ist, sondern sich dem Hofe zuwendet, stets die Hauptfront des Hauses. Ich habe es im Bd. XXV nachgewiesen und in der vorliegenden Arbeit zu öftermalen wiederholt, dass sich der heanzische Bauer seinen Hof zumeist erst nach und nach, wie ich dies nun auch bei einzelnen Höfen aus der Gegend von Vorau festgestellt habe, ausbaut. Der Ausbau geschieht nun, wie sich aus den Plänen Fig. 158, 160, 163 und 167 im Bd. XXV leicht ersehen lässt, so, dass die Gebäude, welche sich dem ersten Gebäude, das stets auch die Wohnräume mit dem ihnen vorgelegten Säulengang in sich schliesst, nach und nach, bis der Hof voll-

[1] Vgl. auch S. 204 in meiner jüngsten Arbeit „Das ethnographische Dorf der ungarischen Millenniums-Landesausstellung in Budapest“ in Bd. XXVII dieser Mittheilungen.

kommen geschlossen ist, angliedern, immer so angefügt werden, dass schliesslich die alte Hauptfront des Wohntractes mit dem Säulengange in den Hof zu liegen kommt. Dass auch der umgekehrte Weg in der Verbauung des Hofes eingeschlagen wird, so dass der Säulengang nach aussen zu liegen käme, habe ich in der Heanzerei nie beobachtet.

In Bezug auf das Wohnhaus des fränkischen Gehöftes von Vorau war ich nun, nachdem ich schon eine grössere Anzahl von Höfen aufgenommen hatte, immer noch im Unklaren darüber, welche der beiden Frontseiten als die Hauptfront des Hauses anzusehen sei. Es hat nämlich, dies festzustellen, seine Schwierigkeit. Auf das Urtheil der Bewohner der Häuser kann man sich nicht verlassen, und die beiden Frontseiten sind sich in vielen Fällen, unwesentliche Dinge natürlich ausser Acht gelassen, vollkommen gleich. Ziehen wir beispielsweise die beiden Häuser Nr. 19 in Schachen und Nr. 84 in Riegersbach in Betracht, so ersehen wir aus dem Plane des ersteren (Fig. 148), dass das Wohnhaus je eine Thüre in jeder der beiden Frontseiten und in der dem Hofe zugekehrten Front 7 Fenster, in der anderen 5 Fenster hat, während das andere neben den beiderseitigen Thüren hofseitig 6 Fenster und auf der anderen Seite 5 Fenster aufweist. Der Unterschied besteht also nur darin, dass die Aussenseite hier um 1 Fenster, dort um 2 Fenster weniger zählt, als die Hofseite. Der Unterschied ist aber in der Lage des Backofens bedingt, der in diesen Häusern an die aussenseitige Wand der Rauchstube angebaut ist. Beim Hause Nr. 14 in Puchegg (siehe den Plan, Fig. 154) wäre der Fall, wenn der 1885 aufgeführte Tract noch nicht bestünde, ein umgekehrter. Die Aussenfront hätte, da der Backofen jetzt hofseitig liegt, 6 Fenster, während die hofseitige Front deren nur 5 aufweisen würde.

Das Brückel gibt auch nicht den Ausschlag. Bei vielen Häusern ist es wohl nur hofseitig angebracht, wie bei den Häusern Nr. 84 und Nr. 57 in Riegersbach, bei vielen aber beiderseitig, wenn oft auch an der Aussenseite nur in Gestalt einer Gräde, wie beim Hause Nr. 19 in Schachen und beim Hause Nr. 14 in Puchegg und bei einzelnen nur an der Aussenseite, wie ich dies bei dem Hause Nr. 16 in Schachen gewahrte.

Die Lage des Gehöftes zur Sonne kann auch nicht als massgebend betrachtet werden. Das Haus Nr. 14 in Puchegg liegt mit dem Giebel gegen SSW, mit der Hofseite gegen WNW. Die Lage des Hauses Nr. 19 in Schachen ist eine ähnliche; der Giebel ist gegen SW und die Hofseite gegen NW gerichtet. Die Lage des Hauses Nr. 84 in Riegersbach ist eine solche, welche dafür spricht, dass die Hofseite als die Hauptfront des Wohnhauses aufgefasst werden könnte. Sie liegt nämlich gegen Süden, während der Giebel gegen Osten steht. Auch das in Rede stehende Haus Nr. 57 in Riegersbach hat eine Lage, die dieselbe Annahme rechtfertigt. Die hofseitige Front richtet sich nach Osten, der Giebel nach Süden. Doch kamen mir auch Häuser unter, bei denen, wie beim Hause Nr. 78 des Josef Kerschbaumer vulgo „Gresing“ in Schachen, die Hofseite nach NO und der Giebel nach NW gerichtet waren. Beim Hause Nr. 4 des Johann Lechner vulgo „Fuchs in G'stâanach“ sah der Giebel gegen Osten, die Hofseite aber nach Norden. Die oft schwierigen Terrainverhältnisse sind beim Bau eines Hauses in dieser Gegend gewöhnlich massgebender als die Himmelsrichtungen.

Das, was nun beim Hause Nr. 57 in Riegersbach mir den Aufschluss gab, welche von beiden Frontseiten des Hauses als die Hauptfront anzusehen sei, war der im Jahre 1776 der Rauchstube und der Laube angefügte Querbau. Wie ich schon oben hervorhob, hat dieser Querbau sein eigenes Dach mit zwei freien Giebeln, von denen einer nach Westen und der andere nach Osten in den Hof sieht. Diese Angliederung eines Querbaues kommt in der Gegend von Vorau bei Bauernhäusern, wie ich im weiteren Verlaufe meiner Forschungen gewahr wurde, keineswegs selten vor. Ich erwähne von solchen Häusern mit quergestellten neuen Tracten nur das Haus Nr. 68 des Josef Romierer vulgo „Unterer Rothenleitner“ in Puchegg, das Haus Nr. 4 des Johann Lechner vulgo „Fuchs in G'stâanach“ in Riegersbach und das Haus des Johann Siegharter, vulgo „Hansl pan Gránt“ in Vornholz. Bei all' diesen Häusern war nun einer der beiden Giebel des Querbaues ganz einfach ausgestattet und hatte keinen balconartigen Gang, während beim anderen Giebel dieser Gang fehlte. Beim Hause Nr. 57 in Riegersbach waren an der einen Giebelseite sogar zwei Gänge über einander angebracht, während die andere Giebelseite gar keinen Gang hatte. Es herrscht nun wohl kein Zweifel darüber, dass jene schmuckere Giebelseite mit dem Gange als der Frontgiebel anzusehen ist. Wichtig ist nun, dass die Giebel mit den Gängen bei all den genannten Häusern dem Hofe zugekehrt waren. Demnach ist wohl auch beim Bauernhause der Gegend von Vorau so wie beim

Wohnhause des fränkischen Gehöftes in der Heanzerei jene Frontseite des Wohnhauses als die Hauptfront zu betrachten, welche dem Hofe zugekehrt ist. Leider kann ich das Bild der Hoffront eines solchen Hauses nicht bieten. Ich versuchte gerade beim Hause Nr. 57 auch das Bild der Hoffront auf die photographische Platte zu bringen: doch gelang es mir nicht, da der enge Hofraum das Aufstellen des Apparates in der nothwendigen Entfernung nicht gestattete. Zum Zeichnen einer solchen Ansicht nahm ich mir aber nicht die Gelegenheit. Um jedoch klar zu machen, wie ungefähr die Hoffront eines der erwähnten vier Häuser aussieht, verweise ich auf das Bild des Hauses Nr. 48 im Köppel-Viertel der Gemeinde Lorenzen, Fig. 145. In derselben Weise wie hier gliedern sich auch dort die quergebauten Tracte mit dem dem Hofe zugekehrten Giebel mit dem Gange unter der Abwalmung dem ursprünglich zweitheiligen zu dreitheiligen geworden und die Höfe, zu denen die einzelnen dieser Häuser gehören, erst allmälig zu vollkommen geschlossenen ausgebaut worden sein werden.

Das letzte Haus, das ich jetzt aus der Gegend von Vorau noch zu beschreiben gedenke, ist ein neuer Bau, der an Stelle eines alten Gehöftes, das abbrannte, im Jahre 1887 errichtet worden ist. Das Haus Nr. 8 des Johann Spitzer in Puchegg zeigt, wie bei einem Neubaue das Aeussere wohl ein moderneres Gepräge erhält, die Anlage des ganzen Gehöftes jedoch, die Lage der Hauptrtracte zu einander noch die althergebrachte ist und selbst die Ausgestaltung des Wohnhauses, wenn dieselbe durch Untertheilung auch eine vielgestaltetere geworden, doch noch die Dreitheilung des herkömmlichen alten Gewohnheitsbaues, aus welcher die Sechstheilung im moderneren Hause erwachsen ist, erkennen lässt.



Fig. 159. Haus Nr. 8 in Puchegg bei Vorau.

alten Tracte an. Die Erfahrung, die ich an den Häusern Nr. 14 in Puchegg und Nr. 57 in Riegersbach geschöpft, dass nämlich wenigstens einzelne Höfe auch in der Gegend von Vorau nach und nach zu einem geschlossenen Ganzen ausgebaut worden sind, lässt mich vermuthen, dass auch das erste Haus, das ich aus dieser Gegend beschrieben, nämlich das eben erst erwähnte Haus aus dem Köppel-Viertel der Gemeinde Lorenzen, nicht vom Anfang an so da steht, wie es heute sich zeigt. Es dürfte ehemals auch ein zweitheiliges Haus gewesen sein, das erst durch den Anbau der Stube unter dem Giebel mit dem Gange zum dreitheiligen Hause geworden sein wird. Der in der Frontseite des Hauses liegende Giebel lässt sich ja doch nicht gut anders erklären. Ebenso nahe liegt die Vermuthung, dass auch die anderen der genannten Häuser mit den querliegenden Tracten aus zweitheiligen mit der Zeit

Fig. 159 gibt die Ansicht dieses Hauses. So wie bei allen Häusern der Gegend von Vorau, dessen vordere (Einfahrts-) Seite nicht durch einen Zwischentract verbaut ist, sehen uns auch hier zwei Giebelseiten entgegen. Sie zeigen im Dache wohl noch dasselbe Material und dieselbe Form, ein Satteldach aus Stroh mit kurzer Abwalmung, doch fehlen die charakteristischen Balcone und das Haus ist nicht mehr aus Holz gefügt, sondern aus Stein erbaut. Die Fenster des Wohntractes sind gross. Es liegen deren drei in der Giebelwand, in der hofseitigen Front fünf und in der äusseren Frontseite sechs.

Fig. 160 zeigt den Grundriss des Bauernhofes. An das Wohnhaus schliessen sich ein Schweinestall, von dem durch einen Bretterverschlag eine Zeugkammer abgetrennt ist, und ein Schafstall an. Gegenüber diesem Tracte liegt der Rinderstall. Er ist in ganz gleicher Weise ausgestattet wie der Stall des

vorbesprochenen Hauses, nur sind hier die Tröge nicht mehr aus einzelnen Baumstämmen hergestellt, sondern aus starken Brettern so zusammengefügt, dass die Futterbarren für das Vieh ein Ganzes mit drei grossen Abtheilungen bilden. Die Standplätze für die einzelnen Paare sind wieder in der schon besprochenen Weise abgesondert und der Stand eines jeden Paares ist durch eine Thüre von aussen zu betreten. An den langen Stall schliesst sich eine Futterkammer an. Diese ist mit dem Heustadl durch eine Thüre in Verbindung. Ein Theil des Heues wird hier untergebracht und ein Theil auf dem Dachboden des Stalles. Dorthin kann es durch eine Dachlucke, welche sich in der aussenseitigen Dachfläche befindet,

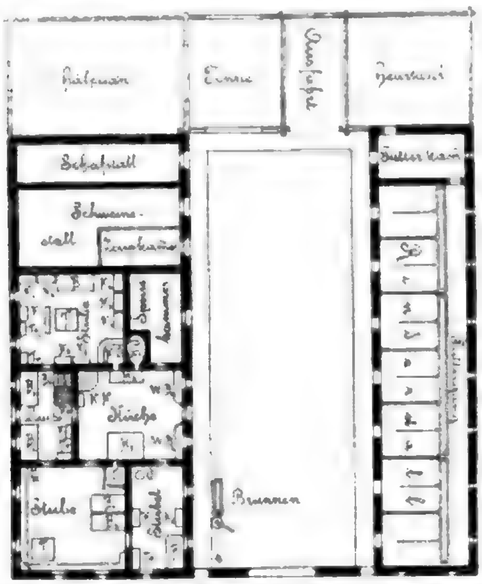


Fig 160. Grundriss des Hauses Nr. 8 in Puchegg (1 : 400).

und durch ein Thürchen, das im Giebel des Stallgebäudes angebracht ist, verladen werden.

Die beiden Tracte sind durch die quergebaute Scheune verbunden. Die Scheune gliedert sich hier in vier Theile. In dem schon erwähnten Heustadel, in eine gegen den Hof zu offene „Ausfahrt", in eine Tenne und einen Hálpaa'n. Nach vorne ist der Hof abgeschlossen durch ein gemauertes und überdachtes Einfahrtsthor. In dem Mauerwerke, welches das Thor bildet, sind beiderseits noch zwei Thürchen angebracht, die auf die Gräden leiten, welche dem Wohngebäude und dem Stallgebäude vorgelegt sind.

Einiges Wenige ist nun noch hervorzuheben in Bezug auf das Wohngebäude. Dort, wo im hölzernen alten Hause dieser Gegend die Rauchstube zu sein pflegt, liegen eine Stube und ein Stübel nebeneinander. Die Stube bildet das Wohngemach der jungen Eheleute. Wir sehen darin nur die stabilen Bänke, in einer Ecke den Tisch T und darüber in der Ecke einen Hausaltar, in der schräg gegenüberliegenden Ecke einen Kachelofen O, der mit einem Geländer umgeben ist, zwei Betten und hinter der Thüre, die in's Vorhaus führt, eine Kastenuhr U. Ausser der Thüre, die in's Vorhaus führt, hat diese Stube noch zwei Thüren. Die eine führt in die Küche, die andere in's Stübel. Hier wohnt der alte Vater des Bauern. Im Stübel stehen bei B ein Bett, bei K_1 und K_2 zwei Kästen, bei Tr eine Truhe und bei O ein kleiner eiserner Ofen. Auch von hier führt eine Thüre in die Küche. Die Küche liegt hier dem Hofe zugekehrt, während das Vorhaus von der Aussenseite des Hauses betreten wird. Es mag diese Einrichtung, welche der sonst üblichen Anordnung der Küche und des Vorhauses nicht gleich kommt, aus praktischen Gründen getroffen worden sein. Die Küche, von der aus doch auch die Schweine und zum Theile auch die Rinder versorgt werden müssen, liegt nämlich so, wie sie in diesem Hause angelegt ist, den Ställen näher, als dies sonst gewöhnlich der Fall ist.

In der Küche steht ein grosser, offener Herd H_1, der 2 m breit und 1·8 m tief ist. Gegenüber steht ein zweiter kleinerer Herd H_2, der selten benützt wird und mehr den beiden Oefen, deren Heizen auf diesen Herd münden, als Vorlage dient. In einer der Ecken der Küche ist ein Kessel eingemauert. Unter K-K steht ein Küchenkasten und unter W-B_1 und W-B_2 sind zwei Wasserbänke angebracht.

Im Vorhause führt bei Bo eine Stiege auf den Boden und bei Ke eine in den Keller. Bei K steht ein Kasten, bei Tr eine Mehltruhe und bei B_1 und B_2 zwei Betten. Vom Vorhause aus öffnet sich eine Thüre in die Gesindestube. Hier werden die Mahlzeiten eingenommen. Der Tisch T steht in der Mitte des Raumes, wohl deshalb, weil er in keiner der Ecken, die alle verstellt sind, Platz finden konnte. In der rechten inneren Ecke dieser Stube steht ein „Rübenhaufen-Ofen". Die Kacheln desselben sind grün glasirt. Ausserdem sind in dieser Stube ein Bett, zwei Truben Tr_1 und Tr_2 und acht Kästen K_1—K_8 aufgestellt. Jener letzte Raum des Wohnhauses, in den der Backofen des Hauses hineingebaut und der von der Küche und vom Hofe aus zugänglich ist, ist eine Speisekammer.

Hiemit bin ich in der Beschreibung der Bauernhäuser aus jenen Gegenden, die ich in den Jahren 1895 und 1896 im Auftrage der Anthropologischen

Gesellschaft in Wien durchwandert habe, zu Ende gelangt.

So wie ich gelegentlich meiner Studienreise in die Heanzerei (1894), angeregt durch die vortrefflichen Arbeiten des Herrn Professors Dr. Meringer: „Studien zur germanischen Volkskunde", I und II (Bd. XXI und XXIII dieser Mittheilungen), bemüht war, mit dem Bauernhause auch den Hausrath zu erforschen, so brachte ich diesem auch während der Excursionen in den letzten beiden Jahren ungeschmälertes Interesse entgegen. Der mir seitens der ethnographischen Sammlung des k. und k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien gewordene Auftrag, für das Hofmuseum in den Gegenden, welche ich durchwanderte, volkskundliche Gegenstände aufzusammeln, zwang mich, insbesondere den Geräthen des Bauernhauses nahe zu treten. Es gelang mir auch, besonders in Oberschützen und dessen Umgebung und dann in Fladnitz bei Passail und schliesslich nach dem Abschlusse meiner Studienreise durch die östliche Mittelsteiermark in Trebesing bei Gmünd in Oberkärnten eine kleine Sammlung von etwa 130 Stück volksthümlicher Gegenstände für das k. und k. Hofmuseum zu erwerben, deren nähere Beschreibung an dieser Stelle ich mir für später vorbehalte.

Literaturberichte.

9.

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien von Dr. H. Ploss. Fünfte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 11 lithographischen Tafeln und 420 Abbildungen im Texte. Zwei Bände XX, 710 und VIII, 712 pp. Leipzig. Th. Griebens Verlag (L. Fernau). 1897.

In unglaublich kurzer Zeit ist der vierten Auflage dieses grossartig angelegten Werkes [1]) die fünfte gefolgt, welche wieder eine sorgfältige Umarbeitung sowie Vermehrung sowohl des textlichen als auch des illustrativen Theiles bringt. Ueber die Vortrefflichkeit dieser in der Weltliteratur einzig dastehenden Arbeit ist wohl kein Wort mehr zu verlieren. So viel auch über das unerschöpfliche Thema vom Weibe bisher geschrieben wurde, so finden wir hier zum ersten Male nicht nur die sexuelle, sondern auch die damit untrennbar verbundene sociale Seite dieses Themas wissenschaftlich nach allen Richtungen beleuchtet, und zwar von dem einzig richtigen Standpunkte, nämlich dem ethnographischen. Das Geständniss des Bearbeiters in dem Schlussworte über die Lückenhaftigkeit der Darstellung wird demselben wohl kein billig Denkender bei dem riesigen Umfang der zu bewältigenden Literatur zum Vorwurfe machen. Diese Lückenhaftigkeit bezieht sich nicht nur auf die Naturvölker und die aussereuropäischen Culturvölker, sondern auch auf die Bevölkerung Europas, da Dank der Prüderie unserer Zeit die sexuellen Verhältnisse, namentlich jene des Weibes, immer von einem geheimnissvollen Schleier überdeckt werden, den selbst die Hand des Arztes nicht immer zu lüften vermag. Um so beherzigenswerther ist das Mahnwort des Bearbeiters nach möglichst intensiver Herbeischaffung von neuem Beobachtungsmaterial. Er sagt in dieser Beziehung: „Auch wir haben ja an vielen Stellen eingestehen müssen, wie viele Lücken noch in unserem Wissen unausgefüllt geblieben sind, und wenn diese Besprechungen die Veranlassung werden sollten, dass an diesen Punkten die wissenschaftliche Forschung einsetzte, dann hätten diese Zeilen ihren Zweck erreicht. Möge Niemand — ich wende mich hier besonders an die Mediciner — die Gelegenheit, die sich ihm bietet, bisher Unaufgeklärtes zu erforschen, unbenützt vorübergehen lassen; möchte ihm auch nicht die kleinste Beobachtung unwerth zu einer Aufzeichnung erscheinen. Er wird es erleben, wie auf dieser Weise das wissenschaftliche Material unter seinen Händen wächst, und möge er niemals vergessen, dass nur durch die gemeinsame Arbeit Vieler das nöthige Licht in das bisherige Dunkel getragen werden kann." Diese Worte sind nicht stark genug zu betonen. Jeder Reisende, namentlich wenn er Arzt ist, soll dieses Werk aufmerksam durchsehen, denn er findet in demselben fast in jedem einzelnen Capitel Anregung zu weiteren interessanten Forschungen. Heute verlangt man von jedem Reisenden nicht mehr die Durchmessung von so und so viel Kilometern unbekannter Strecken Landes, sondern das Sammeln wissenschaftlicher Beobachtungen, welche für diesen oder jenen Wissenschaftszweig neues Material herbeischaffen. Am meisten Dilettantismus wird von den Reisenden heute noch in der Ethnographie getrieben, weil dieselben in der Regel nicht genügend vorgebildet sind. Der reisende Zoologe und Botaniker muss heute eine tüchtige Vorbildung in seinem Fache haben, wenn er etwas Erspriessliches leisten will. Bei den sogenannten ethnographischen Schilderungen begnügen sich jedoch heute noch die meisten Reisenden damit, verschiedene, sich ihnen in der Regel zufällig darbietende Daten aufzulesen und dann über dieselben zu berichten. Und gerade in der Ethnographie sind die Beobachtungen oft recht schwierig, und muss der Reisende genau wissen, was er zu suchen hat. Man nehme hier nur als ein, allerdings glänzendes Beispiel die Resultate der beiden Reisen von den Steinen's her, und man wird sehen, was ein, allerdings so eminent begabter und ethnologisch geschulter Mann zu leisten im Stande ist.

[1]) Siehe die Besprechung in diesen Mittheilungen. Bd. XXV, S. 240.

Von allergrösstem Werthe für die allgemeine Ethnologie sind aber die allgemeinen Betrachtungen und Schlussfolgerungen, welche der gelehrte Bearbeiter — wenn wir ihn, seiner Bescheidenheit Rechnung tragen, mit diesem Titel und nicht mit dem ihm richtiger zukommenden eines Verfassers belegen wollen — in seinem Schlussworte bringt. Wir können hier nichts Besseres thun, als dieselben unverkürzt herzusetzen.

„Zahlreiche Beispiele haben wir für die Thatsache gefunden, dass das Denken der Menschen, ihr Fühlen und Empfinden auf den verschiedenen Stufen der Culturentwicklung eine erstaunliche Aehnlichkeit und Uebereinstimmung besitzt, und dass eine Anschauung, einmal gewonnen, sie mag noch so widersinnig und unpraktisch sein, nicht selten auf Jahrhunderte hinaus nicht aus dem Volksgeiste ausgerottet werden kann. So erscheint manche hygienisch-rituelle Gewohnheit auf den ersten Anblick hin als ein instinctives Handeln, während sie bei näherem Zusehen als einfache Nachahmung fremder Sitten oder als Ueberlebsel aus früherer Zeit betrachtet zu werden verdient."

„Aber nicht Alles ist Nachahmung und wir können es nicht verkennen, dass die gleichen Umstände und Verhältnisse in dem menschlichen Geiste bei den verschiedensten Völkern sehr häufig die ganz gleichen Gedankengänge anregen und auslösen, und deshalb mussten wir uns wohl hüten, aus einer Gleichartigkeit der Sitten und Gebräuche sofort auch einen Rückschluss auf eine ursprüngliche Verwandtschaft der betreffenden Nationen anstellen zu wollen."

Hierin sind deutlich die beiden Kernpunkte der modernen ethnologischen Forschung ausgesprochen. Die auf anderen wissenschaftlichen Gebieten mit so grossem Erfolge gehandhabte vergleichende Methode kann in der Ethnologie nur dann mit gutem Erfolg angewendet werden, wenn jede Erscheinung im Völkerleben unter der streng kritischen Fragestellung aufgefasst und studirt wird, ob wir es mit einer Entlehnung oder einer selbstständigen Geistesschöpfung zu thun haben. Auf die präcise Beantwortung dieser beiden Fragen spitzt sich immer mehr die Hauptaufgabe der Ethnologie zu und in der strengen Verfolgung dieser Richtung haben wir allein die Lösung so vieler, nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in socialer Beziehung wichtiger Fragen zu erwarten, welche oft direct in unser modernes Culturleben hineingreifen. Dass es dem Bearbeiter gelungen ist, in diesem Werke manche dieser Fragen in diesem Sinne zu lösen, oder wenigstens einer Lösung näher zu bringen, dazu wünschen wir ihm von ganzem Herzen Glück.

Zum Schlusse nur noch ein Wort über die Literaturangaben. Dieselben sind am Schlusse auf 48 Textseiten zusammengestellt und umfassen über 2000 Werke. Die Art und Weise der Citirung kann aber nicht ganz unseren Beifall finden, da sie für Jenen, der das Werk benützt, übermässige Anforderungen an seinen Spürsinn — ich will hier nicht das undeutsche Wort Suchsinn gebrauchen — stellen. Es empfiehlt sich in einer nächsten Auflage, die wir hoffentlich in nicht ferner Zeit zu gewärtigen haben, wieder die gute alte Methode der Fussnoten für die Literaturangaben mit Angabe der Seitenzahlen zur Geltung zu bringen, was dem Leser eine weitere Benützung der Quellen ungemein erleichtert. In dem Literaturverzeichniss ist wohl die Seitenzahl der bezogenen Werke meistens, aber nicht durchgehends, angeführt. Die allerdings nicht geringe Mühe des Einschaltens der Literaturbehelfe an der angezogenen Stelle wird durch den wärmsten Dank der das Werk benützenden Leser wettgemacht werden.

Heger.

10.

Gutberlet, Dr. C.: Der Mensch. Sein Ursprung und seine Entwicklung. Eine Kritik der mechanisch-monistischen Anthropologie. Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1896.

Der Titel dieses Werkes lässt schon vermuthen, dass wir es hier mit einer antidarwinistischen Streitschrift zu thun haben. Wenn wir nur das Vorwort durchlesen, so wird uns der Standpunkt des Verfassers klar. Es ist die Arbeit eines katholischen Gelehrten, der es unternimmt, die „auf die Menschheit angewandte Entwicklungslehre" vom streng teleologischen Standpunkte einer Kritik zu unterziehen und dieselbe in den Grund zu bohren. Insoferne hätten wir mit diesem Werke nichts zu thun, da ja der Verfasser auf keinem objectiven Standpunkte steht und die meisten von ihm berührten Fragen in seiner Beleuchtung ausserhalb des Rahmens wissenschaftlicher Forschung liegen. Wir sind hier nur auf eine Anzeige dieses Werkes eingegangen, um zu betonen, dass der wissenschaftliche Werth solcher Tendenzschriften ein sehr geringer ist. Es ist bei dem heutigen, noch unfertigen Stand der Ethnologie ein leichtes Unternehmen, von einem bestimmten Standpunkte aus die Lücken und Mängel der Forschung zu benützen, um ein anscheinend auf anderer Grundlage stehendes Gebäude zu zimmern, so recht und schlecht dies eben geht. Mir dünkt diese Arbeit mehr als eine solche des Zerstörens, als eine solche des Aufbauens. Und in dieser negativen Seite liegt eben die Schwäche des Buches. Wenn man auf dasselbe etwas näher eingeht und einzelne Capitel durchnimmt, so sieht man überall die oft gezwungene Beweisführung, die um jeden Preis zu dem schon im Voraus streng abgesteckten Ziele gelangen muss. Das ist aber keine ernste wissenschaftliche Methode und darum muss von dieser Seite auch Verwahrung gegen dieselbe eingelegt werden. Den ernsten Forscher, der immer nur die strengste Objectivität vor einem solchen voraus fixirten Endziele bewahren muss, wird dieselbe nicht bekehren. Das Urtheil der grossen Menge der sogenannten Gebildeten ist aber für ersteren gleichgiltig. Die Wissenschaft hat nur ein Ziel und das ist die Erforschung der Wahrheit. Ob dasselbe mit dem Endziele des Verfassers übereinstimmt, wollen wir getrost dem Urtheile der Zukunft überlassen.

Heger.

Forschungen und Studien über das Haus.

Von **Gustav Bancalari** (Linz a. D.).

II. Gegensätze des „oberdeutschen" Typus und der ländlichen Häuser Frankreichs.

(Mit 19 Text-Illustrationen.)

Eine Anregung Virchow's, dass bei der Erforschung des deutschen Wohnhauses vor Allem nach Gegensätzen, also nach den benachbarten nichtdeutschen Typen auszuschauen sei, ist bis nun von wenigen Hausforschern berücksichtigt worden. Meine Forschungen über den sogenannten „oberdeutschen" oder „Flurhallentypus" habe ich in Folge dieser Anregung wiederholt im italienisch besiedelten Theile der Südalpen angestellt. Ich bin hiebei zu dem Satze gelangt, dass jener weitverbreitete Typus mit dem südlichen Nachbar organisch zusammenhänge. Das einzellige Haus habe bei besserer Entwicklung der Lebensverhältnisse im Süden und im Norden sich Nebenräume angegliedert. Während aber im Süden der ursprüngliche Hauptraum erhalten worden und seiner Verwendung nach auch Hauptraum geblieben sei, sei im Norden der Hauptraum nur in wenigen primitiven Gebäuden (etwa Almenhütten) geblieben, er sei aber sonst mehr und mehr oft selbst zum schmalen Corridor verkümmert und habe seine einstige Würde und Bedeutung hie und da durch das Beibehalten des Herdes, anderswo durch die sprachliche Reliquie, dass man ihn noch immer „das Haus" nennt, gekennzeichnet. Die abgegliederte Stube hat das Erbe angetreten, jener rauchfreie, stark erwärmte Speise- und Wohnraum, in welchem man im typischen Hause nicht kocht und nicht schläft, dem ein ähnlicher Rang zukommt, wie in der modernen Stadtwohnung dem „Salon", allerdings einem solchen, der zugleich als Speisezimmer verwendet wird.

Diese Behauptung vermochte ich bezüglich der Südtypen bisher nur schwach zu stützen. Die oberitalienische Hausform ist verquetscht und willkürlich vermauert. Es gelingt schwer, dort einen Typus aufzustöbern, der so unterthänig unter der Bausitte stände, etwa wie mein Achenseetypus. Nur im Gesammteindrucke kann man den oberitalienischen Wohncharakter inne werden. In der That findet man die Küche oft unmittelbar von der Strasse zugänglich; wirklich ist in derselben der offene Herd der Mittelpunkt des Zusammenlebens der Hausgenossen und es fehlt irgend eine „gute Stube". Was Nebenraum ist, hat die Merkmale der Schlafkammer; dabei ist freilich durch die Ansammlung mehrerer Familien im Hause häufig jedes typische Gesetz verwischt.

Das vom französischen Unterrichtsministerium herausgegebene Werk „Enquête sur les conditions de l'habitation en France, les maisons-types, avec une introduction de M. A. de Foville, Paris, Leroux 1894, habe ich jüngst in diesen Blättern erwähnt. So gross die Mängel dieser bisher unvollständigen Darstellung sein mögen, sie bietet als erster Versuch der Hausforschung eines ganzen Reiches grosses Interesse. Ich denke, den Hausforschern mit einem Auszuge des Brauchbaren aus diesem Buche einen guten Dienst zu leisten. Wir werden ja sehen, ob es nicht zur Kenntniss der West- und Südwestnachbarn des „oberdeutschen" und speciell des schwäbischen und fränkischen, dann des Schweizer Hauses beiträgt, ob nicht einige jener Gegensätze, von welchen Virchow Vortheile für die Bestimmung der „deutschen Typen" erwartet, auch aus der Betrachtung französischer Hausformen erkannt werden können.

Ich bringe einen kurzen Auszug. Eine Uebersetzung könnte auch nur ein Auszug sein, wenn auch ein etwas ausführlicherer, denn ein Theil der Fragepunkte hat mit der Hauskunde nichts zu schaffen. Viele Berichte sind von fachunkundigen Personen erstattet. Es bedarf einer gewissen Vertrautheit mit dem Gegenstande, um sich vorzustellen oder gar um zu zeichnen, was mancher Berichterstatter beschreibt. Mehrere Abbildungen habe ich umgezeichnet. Wie sie im Buche stehen, sind sie nicht erklärend. Dabei meine ich, zumeist das Rechte getroffen zu haben. Was ich nicht aufklären konnte, habe ich weggelassen.

Was ich an der Hand der französischen Arbeit anstrebe, die Abgrenzung der heimischen Haustypen gegen Südwest zu ermitteln, das hat unlängst Dr. R. Andree bezüglich der nördlichen Abgrenzung des „oberdeutschen" Hauses gegen den sächsischen Typen-

nachbar im Braunschweigischen (Zeitschr. für Ethnologie, Berlin 1895) in mustergiltiger Klarheit durchgeführt. Es bedarf noch einer Reihe ähnlicher Untersuchungen an möglichst vielen Punkten der noch unbekannten Typengrenzen. Gerade jetzt, wo die Sammelarbeit der österreichischen, reichsdeutschen und schweizerischen Architekten und Hausforscher in's Rollen kommt, scheint gerade dasjenige nützlich, was die Uebersicht fördert, was das Verhältniss der Typen gegen einander erläutert; es erleichtert den Theilnehmern den schwersten Theil ihrer Action: die richtige typische Wahl der darzustellenden Repräsentanten.

Ich behalte die Reihenfolge des französischen Buches bei. Sie beginnt mit dem Nordwesten des Landes, Departement Pas-de-Calais (Boulogne); dann geht sie über Departement du Nord (Lille, Valenciennes, Cambray, Avesnes), das Departement Ardennes auslassend, nach dem Departement Meuse. Meurthe und Vosges sind unbeschrieben.

In der Ostgrenze sind Theile der Departements Doubs (Montbéliard), Haute-Marne (Langres), Ain (La Bresse, Nantua), Isère (Grenoble), Hautes-Alpes (Briançon, Guillestre), Basses-Alpes und Var in Betracht gezogen. Savoyen ist leider noch unbeschrieben.

Von der Südfronte des Landes gibt es Andeutungen über Bouches du Rhône (Marseille, Aix), dann blos bezüglich Aude und Basses-Pyrenées (Baskenland).

Der Rest erstreckt sich auf die beiden Departements Tarn-et-Garonne (Montauban, Caussade), Lot (nördlich anschliessende Gegend); die Gegenden an der mittleren Loire zwischen Blois, Orléans, Bourges, Nevers, Montsauche und die Beauce zwischen Orléans und Chartres im Herzen des Landes; dann auf die Vendée, Maine-et-Loire (südwestlich von Angers), das Südostende der Bretagne (Vannes) und La Manche (Avranches).

Departement de Pas-de-Calais, Gegend von Boulogne. Das Eintrittsgemach, zugleich Küche und Hauptaufenthaltsort der Familie und Esszimmer, heisst la salle, zumeist aber la maison. Hier ist der Herd, oft auch der Backofen, wenn nicht ausserhalb in einem besonderen Häuschen (le fournil). Ausserdem bestehen des cabinets, Kammern, für Kasten und Betten, mehr oder minder nothdürftige Schlafräume. La cave, Keller; le grenier, Speicher. Andere Wirthschaftsräume sind nicht erwähnt, aber natürlich vorhanden.

Departement du Nord. Die Hauptstube heisst angeblich theuss (?). Der Backofen ist in der Regel in einem fournil abgesondert und streckt seine Wölbung, ähnlich wie in gewissen Tiroler und Graubündtner Bezirken, vor die Hausmauer hinaus, so dass blos das Heizloch unter dem Schutze und im Inneren des Hauses steht. La voûte, das Gewölbe, heisst der übrigens in der Regel nicht gewölbte Keller. — In Cambresis herrscht das sogenannte „fränkische“ Gehöft. Im Wohntracte, in der Mitte vom Hofe unmittelbar zu betreten, ist die maison, rechts davon la chambre gegen die Strasse, links der Stall, also dies Alles unter einem Firste; la grange schliesst rückwärts und eine Mauer mit Thor und Thüre vorne den Hof rechtwinkelig ab; die vierte Seite hat die Rückwand des Nachbargehöftes inne. Aehnlich sind die Gehöfte von Valenciennes und d'Avesnes. Der Name maison für das Hauptgemach ist dort constant. Ueberall sind die Gehöfte enggedrängt an der Strasse nebeneinander. Von den in der Enquête geschilderten Typen ist dies der einzige, welcher dem sogenannten „fränkischen“ Gehöftetypus ziemlich rein entspricht. Hiebei ist zu bemerken, dass bezüglich anderer geschilderter Typen über die Gehöfteform unbestimmte Bemerkungen vorliegen, welche auf den typischen Charakter keine sicheren Schlüsse gestatten; ferner dass aus den Departements Pas-de-Calais, Ardennes und Vosges, dann aus dem Raume zwischen diesen, dann Rouen, Paris, Rheims und Châlons s. M., wo fränkische Gehöfte etwa erwartet werden könnten, überhaupt keine Berichte vorliegen.

Departement de la Meuse. Die Einheitshäuser stehen mit den Traufenseiten an der Strasse ohne Zwischenräume. Die Würde der Küche als Hauptraum und deren Name maison ist herrschend. Sie ist von der Gasse durch einen Corridor zugänglich, mit dem Stalle in unmittelbarer Verbindung, hat vor sich eine chambre gegen die Strasse, eine andere hinten hinaus. Ein eigener Corridor führt in den Stall. Die grange liegt vorne heraus, l'écurie hinten. Vor dem Hause ein freier Platz, la parge; hinten der Garten. Dieser Typus, welchen Fig. 161 im Grundriss darstellt, scheint durch Raummangel gequetscht. Bei Mandres erscheint er offenbar in mehr ursprünglicher Form (Fig 162). Interessant ist das dunkle, durch den Backofen erwärmte mittlere Kämmerchen, le poêle. Es entspricht der Entstehung nach unserer Stube. Auch der Name „der Ofen“ entspricht dem Namen der letzteren, welcher ja von stufa, der Ofen, herkommt. Es ist aber ein fast

unbewohnbarer Raum, eine Art Rumpelkammer daraus geworden, während die Entwicklung unserer Stube zu einem traulichen, behaglichen Speise- und Wohnraume geführt hat. Die rückwärtige chambre entspricht unserer unheizbaren Kammer. In einem Theile des Departements, sowie im Nordwesten des

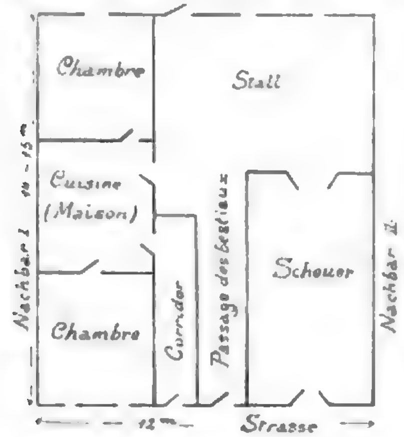


Fig. 161. Bauernhaustype. Südosthälfte des Departements de la Meuse. Im geschlossenen Gassendorf.

Departements des Vosges heisst le poêle auch la chambre au poêle. Sie ist durch das Küchenfeuer mitgeheizt. Auch dort ist sie blos Schlafgemach. — Fig. 163 zeigt ein, wie es scheint, etwas freier und typischer entwickeltes Haus in Abainville.

Departement Haute-Marne, Gegend von Langres, herrscht ein ganz ähnliches Verhältniss. Die Hausthüre führt unmittelbar in la cuisine, nur durch eine stockhohe Mauer, so dass der Bodenraum über diesen beiden chaûts ungetheilt ist. Der Name portée hat bei Bourmont seine ursprüngliche Bedeutung verloren; dort unterscheidet man le corps

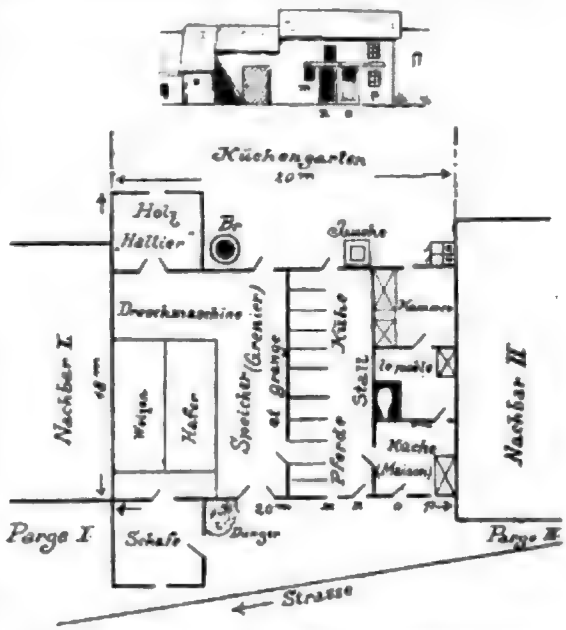


Fig. 162. Bauernhaus, Mandre (Departement Meuse).

de logis und la portée, was unserer „Futterbehausung" im Gegensatze zur „Feuerbehausung" entspricht. Fig. 164 zeigt zwei Varianten dieses Typus. Der Backofen ist in einer derselben detachirt.

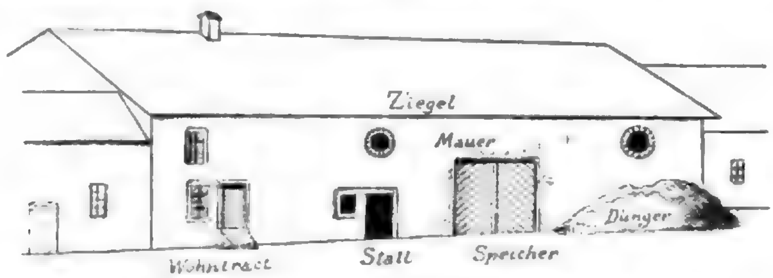


Fig. 163. Bauernhaus in Abainville (Departement Meuse).

welche Kamin und oft Backofen besitzt. Dieser ragt in le poêle hinüber. In der Küche wohnt, kocht, isst man; dort hängt der Käsekessel. Der Typus gleicht dem vorigen in der Hauptsache. Man sagt, solche Häuser haben trois portées oder chaûts, d. i. Balkenlängen, eigentlich Tracte. Der Wohntract ist vom Stalle durch eine Mauer gänzlich, und zwar bis zum Firste, getrennt; der Stall vom Speicher

Der Typus von Montbéliard, Departement Doubs, ist jenem vom Departement Meuse (Abainville) nach der allerdings nicht ganz klaren Beschreibung sehr ähnlich.

Im Departement Aines scheinen sehr primitive Hausformen, wenn auch nicht herrschend, aber vielleicht als Reste vorhanden zu sein; so z. B. Häuser mit blos einem gepflasterten Gemache an

einer Giebelseite mit anstossendem Viehstalle; zwischen beiden sei eine trennende Mauer. Beide sind von der Strasse zugänglich. Oberhalb sei eine Galerie (besonders zum Maistrocknen) angebracht. Dies betrifft die ländlichen Gebäude der sogenannten Bresse pauvre zwischen Macon und Nantua auf dem linken Saôneufer. Aehnlich seien die Häuser der Bresse Châlonnaise oder Pouilleuse im Departement Saône-et-Loire, sowie in Theilen von Haute-Saône und Côte d'Or, was den Grundriss betrifft; nur seien sie dort zu hässlichen Strohhütten mit äusserlich angebautem Kamin an der Giebelseite verkümmert. Im Hause sei eine niedere Herdfläche unter dem berussten „âtre“ (Atrium), worunter der Autor einen Kaminmantel in Kopfhöhe zu verstehen scheint. Solche Angaben, und noch dazu ohne fachgemässe Zeichnungen, lassen wohl die Grundform jener Bauten vermuthen, aber nicht

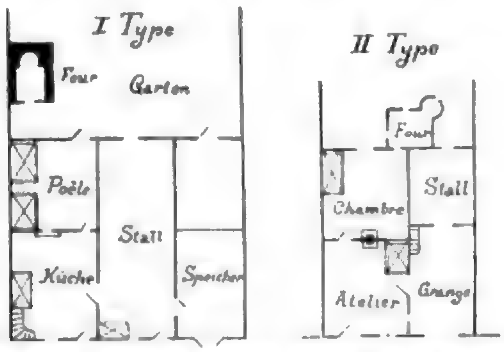


Fig. 164. Gegend von Langres (Departement Haute-Marne).

erkennen. Ebenso verhält es sich mit der Darstellung aus dem Departement d'Isère, der Gegend von Grenoble. Auch dort scheint das kleine Bauernhaus aus blos einem Wohnraume mit ganz kleinem Fensterchen und mit einem Kamine an einer Wand, dann aus einem Stalle zu bestehen. Letzterer ist unter demselben Dache, durch eine Mauer abgetrennt, aber mit der „maison“ in innerer Verbindung.

Wir verdanken einem klaren Berichte des Abbé P. Gillaume gute Nachrichten über Wohnart und Lebensweise der Bewohner des Departements Hautes-Alpes, Gegend von Besançon und Guillestre. Ein paar Notizen Anderer dienen zur Vervollständigung seiner Angaben Im Allgemeinen heisst dort wieder die Küche maison; es bestehen auch daneben einige minderwerthige Schlafräume. Weitaus überwiegend ist das Einheitshaus. Der Verfasser meint bei der Erklärung dieses Systems, der massenhafte Schnee in bedeutender Meereshöhe habe dazu geführt, dass alle Verrichtungen in Wohnung, Stall und Speicher möglichst, ohne dass man das schützende Dach verlassen müsste, sich vollziehen.

Im selben Dorfe gibt es Häuser mit den Eingängen an der Giebelseite und gleich daneben mit Eingängen unter der Dachtraufe. Es gibt, wo Getreide gebaut wird oder wo Brettschindeln aufgenagelt werden, steile Stroh- und Schindeldächer. Flachere Dächer scheinen mit Legschindeln gedeckt zu sein. Ueberall ist der Hauskern gemauert. Oberhalb der Wohngeschosse ist viel Holzwerk. Im Bereiche der Commune de Château-Ville-Vieille besteht das abgesonderte „Futterhaus“ aus einem gemauerten Stalle und darüber einem luftigen Blockbau (la fusto; von il fusto, ital. Baumstamm). Typisch ist ein Trockengerüst, eine Art Galerie — la lobio oder lou puerti, zuweilen beim Erdgeschosse, häufig am Dachboden. Auf der lobio wird die feucht, oft aus dem Schnee eingebrachte Fechsung getrocknet.

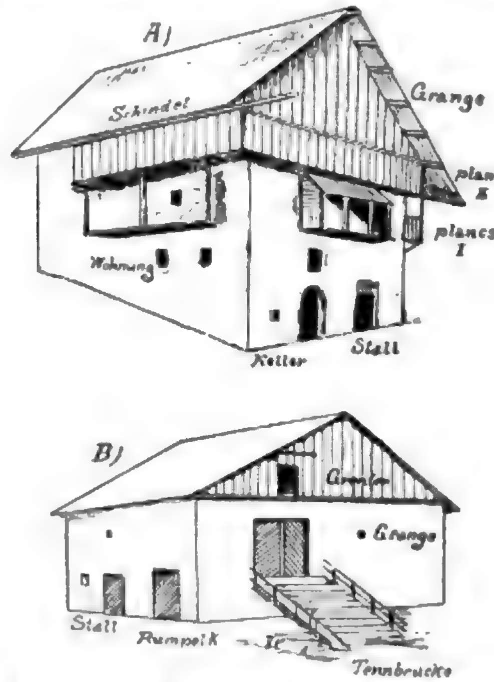


Fig. 165. *A.* Bourg de Ristolas (Departement Hautes-Alpes).
B. La Monta (Ristolas) (Departement Hautes-Alpes).

Bei Trennung von Wohnhaus und Futterhaus heisst das erstere lou caset und enthält in der Regel blos den fougagno (Herdraum) und den poêle, die Nebenkammer.

Fig. 165—168 mögen einige Hausformen: Fig. 165 von Ristolas, Fig. 166 von St. Veran, Fig. 167 von

Monétier bei Briançon, versinnlichen. Auffällig und vielleicht untypisch scheint der Grundriss von Fig. 167. Der Corridor zwischen Küche und Speisekammer kommt ausser in diesem Falle in dieser Weise nirgends vor. Es mag ein örtlicher Grund obwalten. Wahrscheinlich ragt das Untergeschoss in den Berghang hinein oder ist am Stallende aus anderen

Die maison (Küche, allgemeiner Essraum und Schlafraum der Eltern, dann zuweilen auch Versammlungsort der Familie) heisst auch fougagno und focanea. Daneben ist eine Kammer mit Betten und Vorräthen. Der Nebenname deycharjo dieser Kammer scheint unserer Rumpelkammer zu entsprechen. Unterhalb derselben ist ein Wein-, Oel- und Milchkeller.

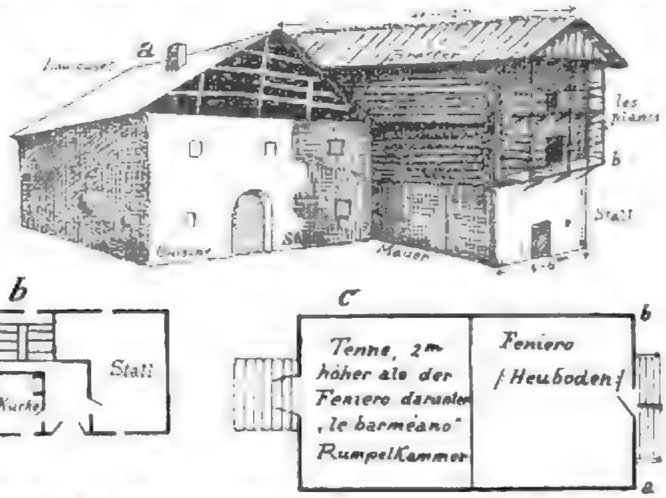


Fig. 166. Gehöft in St. Veran (Departement Hautes-Alpes). *b* Erdgeschoss, typisch.

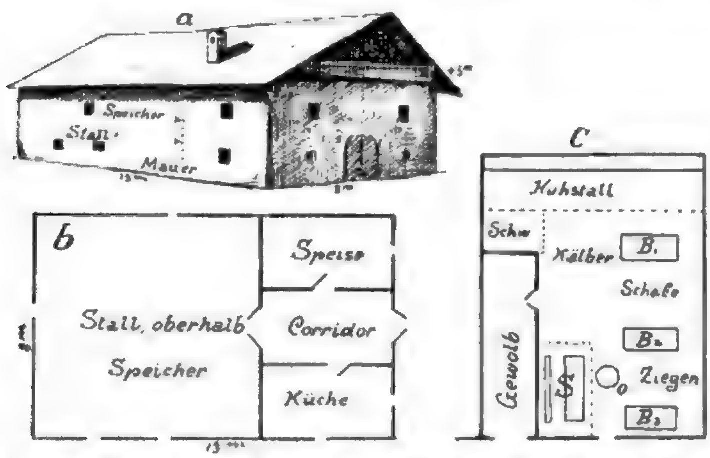


Fig. 167. Typisches Haus in Monétier bei Briançon (Departement Hautes-Alpes). *C.* Beispiel eines mitbewohnten Stalles (*B* = Betten, *O* = Ofen, *S* = Sitz, Tisch und Bank auf Estrich).

Gründen nicht zugänglich zu machen. Von dem bewohnten Stalle Fig. 167*c* wird noch die Rede sein.

Fig. 168 stellt Erdgeschoss, Obergeschoss und Bodenraum eines Hauses von St. Marcellin dar. Dieses Dorf, nahe bei Gillestre, ist enge gedrängt am Abhange angehäuft.

Die Südseite heisst à l'adrech (ad rectum?), die Nordseite à l'ubac. Die Hauptfront ist fast immer gegen Süden gerichtet.

Der grössere Theil des Erdgeschosses ist vom Stall eingenommen. Derselbe ist zumeist gewölbt. Auf der Mittelsäule von Marmor steht die Jahreszahl 1791. Bei *t* ist ein Stück Estrich mit Tisch und Bänken. Der Stall ist nämlich im ganzen Departement mehr oder weniger auch Winterwohnung der Menschen. In St. Marcellin scheint sich dies allerdings nur auf die Abendzusammenkünfte der Familie und der Nachbarn zu beschränken; anderswo aber bringt

man einen grossen Theil auch des Tages dort zu und in den kältesten Gegenden steht dort ein Kochofen, stehen dort die Betten der ganzen Familie zwischen den Abtheilungen der Hammel und Kälber vertheilt. Da der Dünger so viel als möglich im Stalle beisammen gelassen, in der Nähe des Tisches höchstens mit dürren Blättern bestreut oder mit Stroh bedeckt wird, so scheint diese Wohnart von zweifelhaftem Werthe. Sie soll übrigens den Leuten nicht merkbaren Schaden bringen. Es gibt sogar kleine Schänken, in welchen die Gäste im Stalle trinken (Fig. 165 *b* stellt eine solche dar). Zwischen Edclo und dem

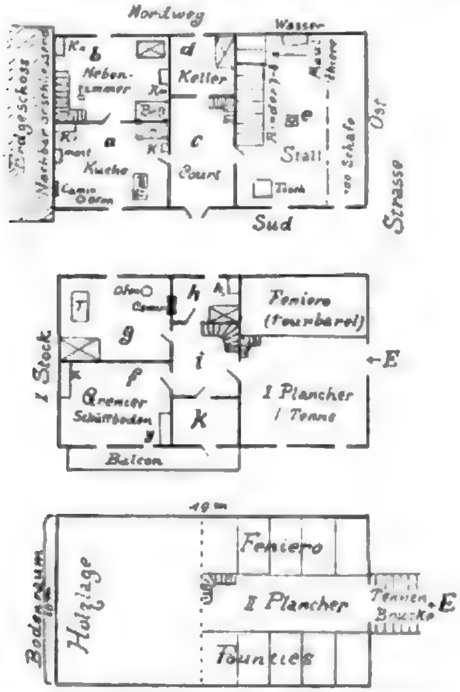


Fig. 168. Bauernhaus in St. Marcellin (Departement Hautes-Alpes).

Tonale-Passe (Valle Camonica) habe ich Aehnliches getroffen. Dort erklärt man die Sitte durch den Mangel an Brennholz für Stubenheizung. Es mag auch im Departement Hautes-Alpes Aehnliches zu Grunde liegen. Dient doch hie und da getrockneter Kuhmist als Heizmittel; wird doch in sehr vielen Häusern nach der Ernte, zumeist im November, einmal für das ganze Jahr Brot gebacken, angeblich, um Holz zu sparen.[1])

Zwischen Stall und Cuisine ist häufig (vgl. auch Fig. 110, 111) ein Gang, welchen ein Gewährsmann allerdings für „une institution très recente“ erklärt. Er heisst la court oder le courtile und öffnet sich mittelst eines zweiflügeligen pourtals gegen die Strasse. Von ihm führen Thüren in die Küche, in den Stall und in einen Keller am Ende desselben. Die ursprüngliche Einrichtung ist offenbar jene der Gegend von Haut-Drac, wo Stall und Wohnung ohne court unmittelbar aneinander schliessen und jeder dieser Räume eine Thüre in's Freie hat. Eine innere Verbindung bestehe dort nicht. Von der Maison-Cuisine ist daselbst eine Kammer, welche mia oder méa heissen soll, abgetheilt. In solchen Häusern fehlt die innere Stiege in's Obergeschoss, wo eines besteht, oder in den Bodenraum und man bedient sich einer Leiter oder aber es führt eine Stiege an einem Vorbau, ähnlich wie im Oberinnthale, über die Hausthüren. Dieser Vorbau heisst l'estro oder la touna (Höhle). Die Thüre der maison und das Stallthor sind dann durch die beiden Gewölbe der touna nischenartig geschützt.

Die Küche hat Kamin und Ofen, Bett und sonstige Möbel, wie letztere einem ländlichen Empfangsraume, also bei uns der Stube, entsprechen.

Die étage, der Oberstock, hat ein Gastzimmer, dann einen Schlafraum, welcher nebenbei etwa dem steirischen oder oberösterreichischen „Kasten“ entspricht. Getreide, Brot u. s. w. ist dort aufbewahrt.

Der Balcon des ersten Stockes dient zum Trocknen der Wäsche und der Kleider.

Das beschriebene Haus kehrt den östlichen Giebel der Bergseite zu. Die Einfahrt *E* in den Scheuerraum der étage erfolgt daher unmittelbar, jene E_1 in den Dachbodenraum mittelst einer Rampe, ähnlich unserer Tennenbrücke. Im Obergeschoss ist die Dreschtenne (le premier plancher) und die Heulegestätte (feniero oder tounbarel). Im Dachboden befindet sich auf der Decke der II. plancher zum Heueinführen, seitwärts von dieser Einfahrt eine Oeffnung, durch welche das Heu eingelagert wird — oder besser gesagt, der feniero ist ohne Decke, also gegen den Dachboden zu offen —; dann gibt es über den ganzen Boden im Dachraume hin etagenförmige plancs übereinander, aus parallel auf 50 cm ent-

[1]) Auch in Tirol, z. B. im Lessachthale, backt man blos einmal, obwohl dort genug Holz vorhanden ist, um die Stuben stark zu überheizen. In Tirol hackt man dies steinharte Brot in Splitter und weicht diese in Milch oder Suppe auf. Im Departement Hautes-Alpes richtet man einen Säbel o. dgl. als Schneidemesser her. Die Spitze wird zur Charnière umgeschmiedet. Das Messer heisst chaploor, die Mulde, an welcher sich dieses hebelartige Schneidemesser bewegt, heisst gral.

fernt gelegten Balken bestehend, auf welchen man die Garben oder auch das Heu vollends trocknet. Sie heissen pountins (Brücken?) oder baoudis. Die Bodenfläche über dem Wohntracte ist mit Estrich versehen; dort, zunächst dem offen gelassenen Giebel, ist Holz zum Trocknen geschlichtet. Die lobio vor dem offenen Giebel ist bereits früher erwähnt worden.

Auffallend ist die fast vollständige Uebereinstimmung dieser Einrichtungen mit jener der Stallscheunen im Val del Sole (Tirol), „Ausland" 1893. Gleiche Umstände und gleiche Bedürfnisse haben ohne Zweifel da gleiche Abhilfe gefunden. Der cultivirte Mensch ist ein Techniker und kein Instinctwesen. Es gibt daher gleiche Typen auch ohne nationale Ueberlieferung.

abermals der Hauptwohnraum. Sie ist als eine Art Speisesaal sehr nett gehalten. Ein Corridor trennt sie vom Stalle (s. Fig. 169, 170). Ein gemauerter Ofen mit einem Sparherd und mit einer Platte für offenes Feuer und Kesselhenke, darüber ein Kaminmantel mit Leinwandvorhang nach Art des Rotundaherdes bei Feltre (Fig. 149. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. 1896, Bd. XXVI) bilden die Heizvorrichtung. Hinter der Küche befindet sich eine kleine Kammer, 2 m breit, 2·5 m lang, in welche der Ofen hinüberreicht; dort schlafen Herr und Frau. Im Obergeschosse befinden sich zwei Wohnzimmer (*a*, *b*, Fig. 170), dann ober dem Hausthore, also vom oberen Corridore abgetheilt, eine Kammer *c* für Früchte und ein grénier *d*. Aus dem unteren Corridor

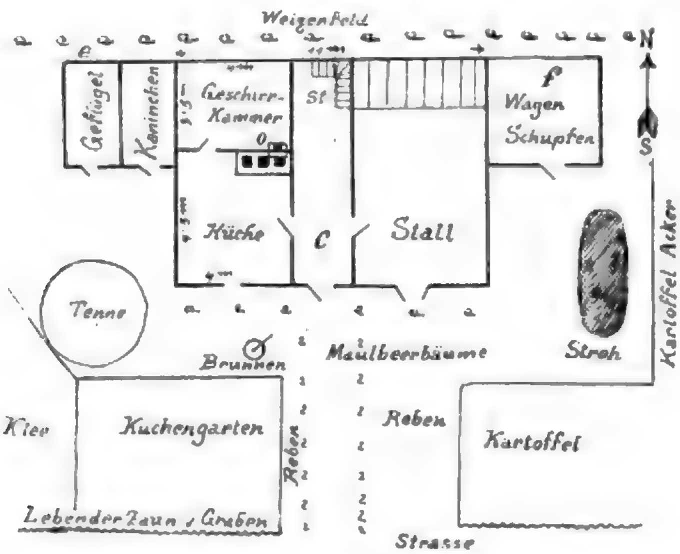


Fig. 169. Provençalisches Bauernhaus.

Im Departement Hautes-Alpes ist viel Almenwirthschaft. Die Sommerstallhütten heissen forests, muandes und meyres. Ihre Form folgt dem geschilderten Typus von Haut-Drac. Ueber der cuisine, der cave, wo die Vorräthe aufbewahrt werden, und dem Stalle befindet sich die grange mit 2—3 plancs. In der Wesenheit entsprechen diese Gebäude jenen, welche ich in den Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. 1896, Bd. XXVI, S. 101, dargestellt habe. Der Grundtypus der Sommerställe ist somit im Departement Hautes-Alpes und in dem Thale von Auronzo der carnischen Alpen identisch.

Im Departement Basses-Alpes und Bouches du Rhône, also in der Provence, ist die einfensterige Küche, ein Quadrat von 4—4·5 m Seite, gelangt man in Küche und Stall, von diesem aber auch durch eine Thüre in's Freie. Die Dreschtenne (l'air à blé) ist ein runder Platz mit 7 m Durchmesser, im Freien. Man drischt mit Göpel und Steinwalze. Das Stroh liegt in Tristen. Dem Hause ist meist ein Schupfen (hangar) und ein Ställchen für Kleinvieh angehängt; der Schweinestall (Fig. 170) steht abseits.[1]

[1]) Wie sehr die natürlichen Verhältnisse den Hausbau beeinflussen, zeigt sich auch hier, und zwar an einem an sich unbedeutenden Detail. Man streicht in der Provence Thüren und Fenster fast nirgends mit Oelfarbe; ja, man hielte dies für Verschwendung. Der Berichterstatter führt dies auf die grosse Trockenheit der Luft zurück. Unangestrichenes Holzwerk, welches z. B. in den Alpen ehestens vermorschen würde, bleibt in der Provence jahrelang unversehrt.

In den Häusern bei Aix-les-Bains, also im Gebirge, bildet eine immense Küche „une salle commune, ou se fait la cuisine“. Der grosse Kamin sendet genug Rauch in diesen Raum, um die Holzdecke zu schwärzen. Neben demselben befindet sich ein Sparherd, blos 1/2 m hoch.

Im Departement du Var herrscht ein ähnlicher Typus. Unten Küche mit Kammer und Stall, oben zwei chambres, wahrscheinlich der grenier, im Bodenraume der Heuboden (grenier a foin). Die primitiven Alpenhütten heissen bastides, bastidons, cabanons, ob aber auch im Volksmunde, ist undeutlich.

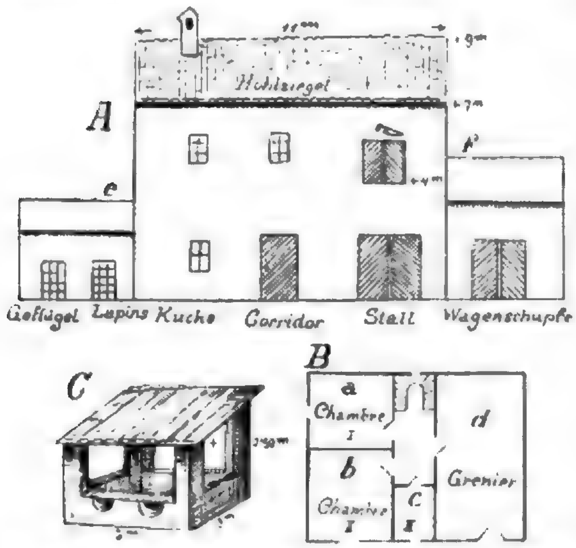


Fig. 170. Provinçalisches Bauernhaus. *A.* Aufriss (vermuthliche Form nach Schilderung). *B.* Obergeschoss, Grundriss *C.* Isolirter Schweinestall.

Im Departement Aude, Gegend von Carcasson, südwestlich von Montpellier, herrschen im Gebirge Abhangbauten, ähnlich jenen des Departements Hautes-Alpes. Im halb ausgegrabenen Untergeschoss ist der Stall, darüber das Hauptgemach, zugleich Küche. Der Backofen ragt mit seiner gewölbten Rundung oben aus der Hauptmauer hervor, ähnlich wie in Südtirol und im Engadin, aber so weit man aus der Abbildung sehen kann, in einer Weise eckig verkleidet, welche eher der Tabernakelform an den Rauchlöchern der Valle di Rendena entspricht. Der Kamin ist mit einem Herde verbunden. Der Heuboden ist unter Dach und wahrscheinlich von der Bergseite aus zu füllen (vgl. Fig. 171).

Die Mängel dieser so wichtigen und interessanten officiellen Darstellung der französischen Haustypen habe ich an keiner Stelle so sehr bedauert, als beim Abschnitte Departement Basses-Pyrenées, dem nördlichen Theile des Baskenlandes. Die Hauptfrage der Hausforschung über die Beziehung von Hausform und Nationalität der Bewohner, wo sollte man eher auf ihre Beantwortung hoffen, als in den Gegenden mit uralter, unvermischter, conservativer, eigenartiger Bevölkerung? Bisher hat es in solchen Bezirken allerdings nur Enttäuschungen gegeben. Das „Cimbernland“, wo angeblich die Bauart der bajuvarischen Colonisten des XII. Jahrhunderts zu finden sein sollte, hat dann Wohnhäuser gezeigt, wie sie vielleicht ganz Oberitalien vor 100 Jahren gehabt hat. Das niederrheinische Gehöfte der deutschen

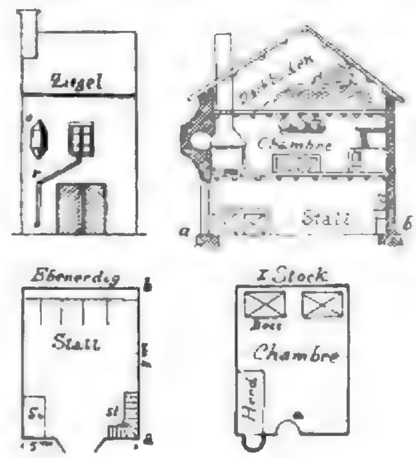


Fig. 171. Typus im Südtheile des Departements Aude, Pays de Sault u. Corbières. *O* = Ofen. *r* = Ausgussrinne, *Sp* = Speisekammer. *u* = Ausguss.

Siebenbürger, auf welches noch beim Anthropologen-Congresse 1894 Henning so dringend hingewiesen hatte, weil dort Klarheit zu finden wäre über den fränkischen Hausbau des XII. Jahrhunderts, dies Gehöfte ist im nationalen Dorfe der Millenniums-Ausstellung 1896 wie ein Soldat in der Reihe gestanden, vom Nebenmanne kaum zu unterscheiden, weil in Ungarn alle Häuser von Magyaren, Deutschen, Slovaken, Croaten und Rumänen bis auf kleine Aeusserlichkeiten, bis auf untergeordnete Dinge des Habitus, und zwar im ganzen Lande der Hauptsache nach vollkommen gleich sind. Vielleicht würde auch das Baskenhaus eine ähnliche Enttäuschung bereiten, wenn man aus dem Berichte seine Beschaffenheit vollends entnehmen könnte. Es handelt sich um Abhangshäuser aus Fachwerk, dessen Balken und Pfosten roth bemalt sein sollen. Die sanftgeböschten Dächer „reichen bis

nahe an den Erdboden herab" (natürlich auf der Bergseite des Abhanges). Zumeist sind die Baskenhäuser Einschichten. Jeder Bauer haust mitten auf seinem Grunde. Kirche, Schule, Krämer und Wirthshaus sind beisammen und bilden den Kern der Gemeinde; also ein Verhältniss, genau wie in Oberösterreich, besonders nördlich der Donau.

Im Hause scheint, nach dem von der Beschreibung etwas abweichenden Bilde (s. Fig 172), in der Mitte der Giebelseite die Hausthüre unmittelbar in die Küche zu führen. Die Thüre ist doppelt. Eine Halbthüre hält des Tages das Vieh ab, eine Ganzthüre des Nachts fremde Menschen; eine weit verbreitete Einrichtung. Die Küche wird als „lieu de réunion de la famille et salle de réception" aus-

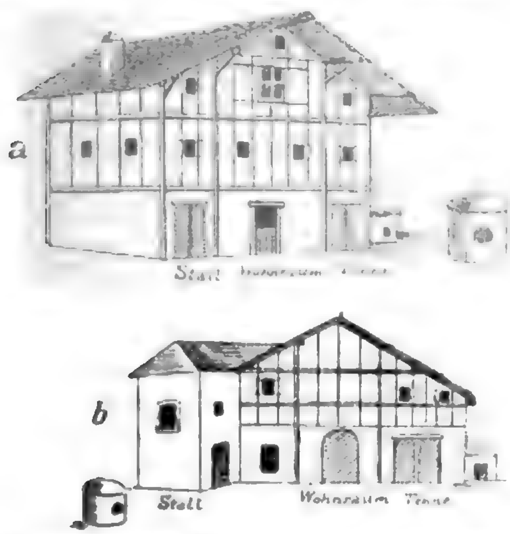


Fig. 172. *a* Villefranque (Baskenland). *b* Ustaritz (Baskenland).

drücklich bezeichnet. Hinter derselben, in einer nicht klar zu ersehenden Weise, sind noch Schlafkammern angebracht. Der Fussboden sei selten gedielt, niemals gepflastert; die Basken hätten somit, wie etwa die Slovaken und viele Magyaren, einen Estrichfussboden.

Die Fenster sind klein. Nach dem Bilde scheint aber die Beleuchtung der Küche einzig durch die obere Oeffnung der Halbthüre besorgt zu werden. Der Stall wäre (Fig. 172*a*) rechts, eine Art Tenne oder Remise links von der Küchenthüre, beide mit Thoren ebenfalls in der Giebelseite. Häufig ist ein Obergeschoss aufgesetzt mit einer Aussenstiege, welche jedoch nicht dargestellt ist, und hölzernem Balcon, dessen Balken, wie die Fachwerkpfosten, roth bemalt seien. Auch er fehlt in beiden Bildern. Die Einfügung des Scheunenraumes, wahrscheinlich im Dachboden, ist ganz unklar beschrieben. An Nebengebäuden wird blos der four à méture, Backofen für Maisbrot, erwähnt. Vor der Hausfront befindet sich ein eingefriedeter Vorraum. Eine solche Zusammenfügung des Wohn- und Wirthschaftstractes, wobei Alles parallel zum First angeordnet ist und die Eingänge nebeneinander in der Giebelseite liegen, findet statt im Unterinnthale zwischen Schwaz und Innsbruck, wo ich aber eine durch die Dorfenge verschuldete Verquetschung, eine Verkümmerung des Typus vermuthe; dann typisch im Grödnerthale. Anderswo habe ich solches nicht gefunden.

Ich warne vor jeder Folgerung aus der offenbar ungenauen, höchst lückenhaften Darstellung dieses Typus.

Im Departement Tarn-et-Garonne, Gegend von Montauban, einst das Bas-Quercy genannt, unterscheidet man zwei Regionen: la plano oder la ribièro und la montagno oder le caussé, die fruchtbare Ebene und das wasserarme Kalkplateau bei Caussade. In der Ebene wohnen grosse, schlanke, dunkelhaarige Leute, gascon'scher Rasse, brachicephal; auf dem Plateau befindet sich dagegen eine dolichocephale kräftige, untersetzte, blondhaarige Bevölkerung. Besonders die Weiber des caussé zeichnen sich vor jenen der plano durch die Schönheit ihres Teints aus. Was der Berichterstatter über die Gegensätze des Charakters, der Begabung, des Temperaments dieser beiden Volksgruppen sagt, leitet zu dem Eindrucke, dass hier eine gallisch-romanische Bevölkerung einer wenig gemischten germanischen gegenüberstehe. Er behauptet nun, dass auch ein Gegensatz der Wohnart stattfinde, welcher freilich theilweise in den Unterschieden der natürlichen Verhältnisse begründet ist. So ist im caussé die Lage und Form der geschlossenen Dörfer durch die spärlichen Wasserquellen bedingt, das Baumaterial durch den Kalkstein, während unten die Wahl für die Hauslage frei steht und Lehmziegel, gebrannt oder ungebrannt, allgemein verwendet werden. Oben ist mehr conservativer Geist. Es gibt dort mehr altartige Häuser, während unten, besonders bei Montauban, charakterlose Baumeisterformen sich breit machen.

Fig. 173 *I* stellt ein Haus in Caussade dar, und zwar das obere, das Hauptgeschoss. La salle *a* „war einst das Haus selbst, der Herdraum, wo sich das Leben der Familie abspielte, la seule pièce habitée, celle, qui constituait l'habitation par excellence. Ici on faisait la cuisine, on y prenait les repas à la grande table de chêne ... c'était également la chambre à coucher du maître. Pendant les longues veillées de l'hiver, on

travaillait, on filait, on devisait devant la grande cheminée qui, dans son genre, est un véritable monument". So war es noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts bezüglich des vorliegenden Hauses, so ist es noch in vielen primitiveren Häusern; ja, diese Verhältnisse herrschen in allen bis nun behandelten Typengebieten. Der Berichterstatter nennt diesen Küchenraum „l'habitation par excellence", obwohl offenbar bei Caussade nicht der Name maison, sondern la salle dafür gebräuchlich war oder ist. *b* ist eine nur durch die Thüre erhellte Rumpelkammer, die nebenbei als Schlafraum benützt wird. Im geschilderten Hause war er auch für Militär-

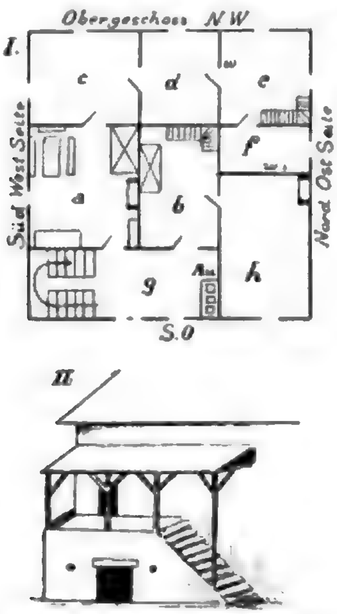


Fig. 173. I. Bauernhaus in Caussade (Departement Tarn-et-Garonne). II. Galerie *g* an Bauernhäusern des „Caussé".

einquartierung bei Durchmärschen gebraucht. Eine Stiege führt von da auf den Dachboden, wo man die Maiskolben trocknet. *g* ist eine Galerie, welche als Flurraum für die salle und die finstere Kammer dient, wo aber auch die Hausgenossen bei mildem Wetter verweilen und manche Arbeit versehen, besonders wozu bessere Belichtung erforderlich ist. Die grosse Aehnlichkeit mit dem „Schopf" des Vorarlberger Hauses springt, wenigstens bezüglich des Grundrisses, in die Augen. Diese drei Räume bildeten den alten, ursprünglichen Kern der Wohnung, das andere *c, d, e, f, h* ist bei steigendem Raumbedarfe dazu gekommen und jener Kern entspricht dem typischen Hause des Bas-Quercy. Wenn man von der leider nicht dargestellten Ansicht des Hauses absieht, darf man wohl von einer seltsamen Aehnlichkeit mit dem ostschweizerischen Hause reden.[1]

Das Erdgeschoss hat dieselbe Eintheilung, aber es ist seit undenklichen Zeiten unbewohnt. Hier wohnte einst der „bordier" des Gehöftes (der „borde"), das ist nach unseren Verhältnissen der „Meier", der Wirthschafter, oder besser: er entspricht nahezu dem italienischen Colono als „Halbnutzniesser". An vielen Häusern ändert sich die Galerie. Es bleibt nur ein Rudiment nach Art der Fig. 173 *II*, welches den Hauseingang vor Schlagregen und Schnee schützt. Unterhalb des Stiegenpodest ist der Eingang zu einem Stalle für Kleinvieh.

In der Ebene (s. Fig. 174) fehlt meistens das Obergeschoss; an dessen Stelle tritt ein erhöhtes Bodengeschoss. So festgewurzelt ist da die Gewohnheit, im Erdgeschosse zu wohnen, dass ein reicher Besitzer, wenn er dennoch ein hohes, mehrstöckiges, modernes Haus gebaut hat, alle oberen Zimmer leer lässt und sich auf ein paar untere, enge Gemächer beschränkt.

Die Galerie verliert beim ebenerdigen Gebäude, welches dem Pisé und dem Bau mit ungebrannten Ziegeln entspricht, weil solche Mauern kein grosses Gewicht, also kein Obergeschoss tragen könnten, ihre Bedeutung. An ihre Stelle tritt eine Art Vorhalle, wie sie Fig. 174 *A*, die ein etwa 100jähriges Haus der Ortschaft Varens unfern von Montauban darstellt, ersichtlich macht. *A, a* und *b* sind zwei „chambres", jede mit Kamin. Die eigentliche salle aber ist *a*. Das andere Gemach ist Schlafraum und birgt nebenbei Feld- und Gartenfrüchte. An *a* schliesst der Stall an; hinter dem Wohntract befindet sich eine breite Einfahrt, Weinkeller (chay) und zugleich Remise. Der Raum *g* ist unter dem Porticus (le balet), welcher durch das vorspringende Hausdach gedeckt wird. Fig 174 *B* ist eine Verfeinerung dieses primitiven Typus. Die Stallthüre ist daselbst hinten am Hause. Der Porticus ist um ein paar Stufen erhöht, der Dachboden an einem Stück seiner Länge offen gelassen und um die Porticus-

[1] Im oberen Gailthale (Kärnten) herrscht der Gebrauch, dass die Nachbarn zu einem Neubau Materialien und Arbeit beisteuern. Nur gewisse Handwerksarbeiten bezahlt der Bauherr. Ganz derselbe Gebrauch wird auch für den Bas-Quercy angeführt. Diese Zufuhren heissen carrets. Nach Vollendung derselben bietet der Hausherr den Spendern ein Festmahl. Rosegger erwähnt wieder die obersteirische Sitte, dass die Nachbarn den Bauleuten während des Baues Lebensmittel zutragen. Aehnliche Uebereinstimmungen bieten ein grosses Interesse.

breite vergrössert, so dass sein balconähnlicher Theil zwischen die Pfeiler des Porticus hervortritt. Zwei Taubenthürme stehen an den Haus-Enden. Vor der Revolution war das Adelsprivilegium des Taubenschlages verhasst gewesen, als Vorrecht und wegen des Schadens an den Feldfrüchten. Jetzt ist es der Stolz des Bauers, selber Taubenschläge zu besitzen. Fig. 175 *B* zeigt einen isolirten Taubenthurm.

Das Haus der Ebene ist, wie man sieht, ein vollkommen abgeschlossenes Einheitshaus. Darin besteht nun in der That ein wesentlicher Gegensatz zum Gehöfte des Caussé. Dort ist nämlich das Wohnhaus stets vom Stalle und von der Scheuer getrennt. (Wie die Gehöftelemente gruppirt sind, ist leider nicht angegeben.) Der Bericht meint „par crainte du feu et des accidents“.[1])

Die innere Anordnung des Hauses ist in den primitiveren Häusern beider Typenbezirke gleichartig. Der äussere Eindruck soll an jenen der oberitalienischen Cascinen und Gehöfte erinnern.

Fig 174 *C* zeigt einen merkwürdigen Bau, nämlich den im Bas-Quercy gebräuchlichen Garde-pile. Er hängt mit dem bereits erwähnten Bordier- oder Colonenverhältnisse in bedeutenden Wirthschaften zusammen. Da dem Bordier ein bestimmter Theil des Getreides zukommt und nicht jeden Tag, sondern am Ende des ganzen Drusches getheilt wird, so schliesst man Tag für Tag beim Feierabend das Gedroschene in diese wohlverschlossenen, thurmähnlichen Gebäude, wo es bis zur Theilung beisammenbleibt. Einigen Häusern ist der Garde-pile als Hausbestandtheil eingefügt.

Fig. 175 *A* zeigt eine Hausansicht des Typus der Ebene mit Stall und chay in etwas abweichender Form. Es ist ein Bau aus gebrannten Ziegeln in den Ecken und oberhalb der Oeffnungen, im Uebrigen aus ungebrannten Ziegeln mit dickem Verputz. Auch in diesem 15 m langen, 5 m breiten Hause nimmt die Küche „la partie essentielle du logis“ die ganze Haustiefe ein. Daneben ist dann die typische Kammer. Das ganze Balkenwerk ist aus Pappelholz Den Hohlziegel (bei uns auch italienische Ziegel genannt) des Daches nennt man brique-canal. Mit denselben Ziegeln oder mit Steinplatten, sehr uneigentlich „laves“ genannt, deckt man die Steinhäuser des Caussé. Ueberall sind Strohtristen gebräuchlich

Das Klima ist von südlicher Milde. Die Feldarbeit wird nur kurze Zeit unterbrochen.

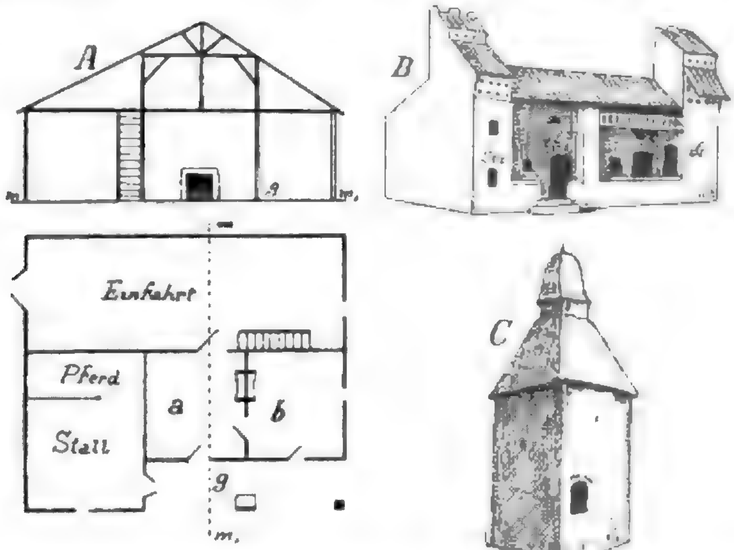


Fig. 174. *A*. Durchschnitt und Grundriss eines Hauses in Varens. *B*. Haus mit zwei Taubenschlägen (Varens, Departement Tarn-et-Garonne).

[1]) Die Sitte des gedrängten Einheitshauses der Ebene erklärt der Bericht durch Sparsamkeit bezüglich des fruchtbaren, kostbaren Bodens. Der unproductive Baugrund, die Hofreute, soll möglichst klein sein. Die unbebauten Flächen beim Hause nennt man conderes. Im Caussé, wo man Schafe hält, kann man diese conderes nutzbar machen. Sie bieten eine allerdings magere Schafweide Ein weiterer Grund sei die stete Kriegsheimsuchung in der Ebene gewesen, welche den Zusammenschluss des Anwesens wünschenswerth machten. Letzterer Grund ist wohl nicht stichhaltig.

Derselbe Typus herrscht auch im benachbarten Departement du Lot bei Cahors, nördlich von Caussade (Fig. 176). Der Stiegenvorbau führt den Namen balet, wie der Laubengang oder Porticus im Hause von Montauban. Das Untergeschoss enthält Remise, Keller und Stall, das Obergeschoss den Hauptraum, die Küche mit mächtigem Kamin und Sitzen an den Seiten desselben, dann mit dem Aufgange zum grenier. Daneben sind zwei Kammern. In grösseren Wirthschaften sind Stall und Scheuer in einem abgesonderten Gebäude.

Departement Vendée „le Bocage" hat in seinen ziemlich enge geschlossenen Dörfern einen Haustypus, welchen Fig. 177 in seinen vier Abstufungen darstellt. Steinbau herrscht ausschliesslich. Für Holzwerk liefert Eiche und Kastanie, grossentheils aber schon importirtes Holz aus Norwegen, das Materiale. Der Fussboden der Wohn-



Fig. 175. *A.* Ziegelbau-Typus. Einheitshaus. *B.* Taubenhaus (typisch, isolirt).

räume ist gestampfte Erde (béton de terre). Die Wände sind aussen und innen verputzt und geweisst. Das Dach wird mit Hohlziegeln (italienischen Ziegeln) gedeckt. Der Typus ist nicht gerade anheimelnd. Was wohl aus allem Vorhergehenden klar geworden, tritt auch hier wieder zu Tage. Dem französischen Hause fehlen Fenster. Die leidige Thür- und Fenstersteuer, eine der menschenunfreundlichsten, welche der Fiscus je ersonnen, eine Steuer, welche den armen Leuten indirect den Sonnenstrahl benimmt und die Gesundheit des Volkes brandschatzt, hat missbildend, verschlechternd auf die Wohnart, auf den Charakter und den Habitus des Hauses gewirkt. Fig. 177 *A* zeigt ein Gebäude mit blos einem, *B* ohne jedes Fenster im Wohntract. Die Thüre war natürlich nicht zu umgehen: aber das Fenster hat noch 1832 in 346.401 Häusern gefehlt. Es ist erfreulich, dass diese Ziffer — circa $^1/_{10}$ aller Wohnstätten — im Jahre 1893 trotz des Fortdauerns jener verdammlichen Steuer auf 190.521, d. i. $^1/_{47}$ der seither angewachsenen Häuserzahl, gesunken ist. Dagegen sind die einfensterigen Häuser nur um 100.000 weniger geworden. Die auf den ersten Blick erfreuliche Zunahme der vielfensterigen Gebäude um 1·7 Millionen hat in Wahrheit einen tristen Hintergrund. Weitaus der grösste Theil dieser Veränderung trifft die Kasernen des Proletariats in den Industriecentren und hängt mit dem bis zur Schädlichkeit gesteigerten Zuzuge der Landbevölkerung zu letzteren zusammen. Es ist gut, auf solche officielle Einflüsse hinzuweisen; sie haben vielleicht mehr, als man denkt, zum Habitus mancher Typen beigetragen. Ich erinnere an gewisse Bau- und Forstordnungen des souveränen Bisthums Salzburg im XVIII. Jahrhunderte, in welchen zur Schonung der

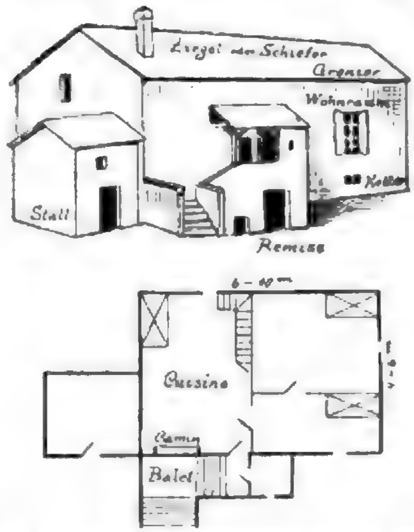


Fig. 176. Kleinhaus bei Cahors (Departement du Lot).

Wälder Steinbau geradezu, wenn auch nicht befohlen, so doch nachdrücklichst empfohlen wird. Kenner der einschlägigen Literatur, besonders des Mittelalters, wären sehr werthvolle Mitarbeiter der Hausforschung. Vielleicht gibt die nunmehr in Angriff genommene Geschichte der Besiedelung und der Flurenverfassung nützliche Nebenproducte auch für die Geschichte des Hauses.

Im Departement Maine-et-Loire, Région de Cholet, ist das Haus der Weber bemerkenswerth. Die Werkstätte ist in einem Kellergeschoss mit blos 2 m hohem Luftraume. Im Erdgeschosse befindet sich ein einziger Wohnraum — Küche und Schlafraum zugleich — für die ganze Familie. Früher hatte dieses Gemach unmittelbar die innere Dachfläche über sich. Gegenwärtig ist ein Plafond allgemein, eine Nebenkammer selten.

Am südöstlichen Rande des bretonischen Sprachgebietes bei Vannes, Departement Morbihan, gäbe es ohne Zweifel interessante Typen. Die Sprachgrenze macht sie dem Hausforscher wichtig. Leider sind sie mit wenig Worten abgethan und nicht abgebildet. Wir erfahren nur, dass die mit Stroh gedeckten Häuser 8—10 m lang, 6—7 m breit, ebenerdig, in Wohnraum und Stall durch eine hölzerne Scheidewand getheilt sind. An der Küste seien die Häuser grösser, haben je zwei Wohnräume im Erdgeschosse und im Obergeschosse, und der Stall

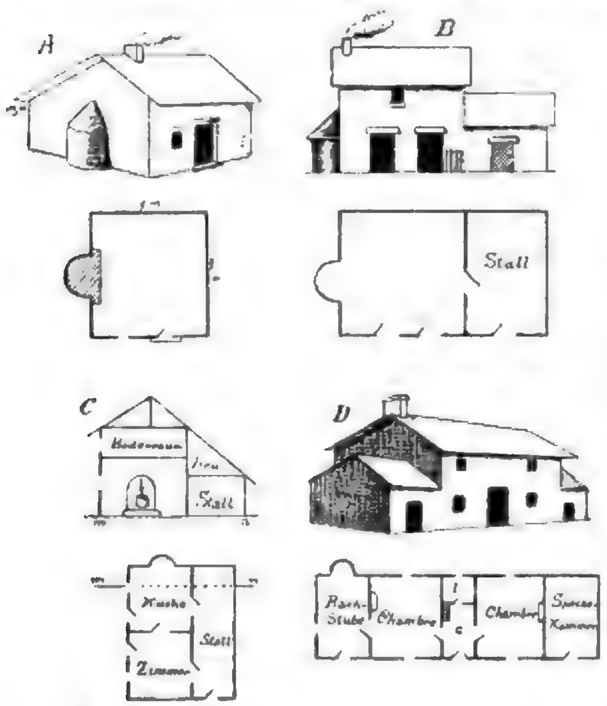


Fig. 177. Vendée, le „Bocage". *A.* Landarbeiterhaus. *B.* Kleinbauer. *C.* Bauernhof mit 20 Hektaren. *D.* Maierhof, 30 bis 50 Hektaren, Wohnhaus. *l* = Milchkammer, *c* = Eingang, Corridor.

sei durch eine Mauer vom Wohntracte geschieden, zuweilen in einem eigenen Gebäude.

Die Gegend von Avranches, südlicher Theil des Departements Manche, gleicht nach der Schilderung jenem Theile Oberösterreichs, in welchem alle Felder voll Aepfelbäume stehen und die Bauernhäuser zumeist isolirt und in der gartenähnlichen Gegend zerstreut sind. Ueberall kann man Brunnen anlegen. Ausnahmsweise findet man geschlossene Gassendörfer. Wirthschaften von 20 Hektar zählen zu den grössten. Das Gehöfte bildet ein Einheitshaus. Steinbau; Strohdach, neuerdings gerne durch Schindel- oder Ziegeldach ersetzt, wegen minderer Feuergefahr und weil der Getreidebau viel durch Wiesenwirthschaft ersetzt wird, Stroh daher gekauft werden müsste. Ebenerdig Fussböden aus Lehm; Umgebung des Herdes gepflastert. Der Wohntheil ist entzweigetheilt. Der Hauptheil heisst wieder „la maison", bildet Küche, Gesellschafts- und Schlafraum zugleich und misst etwa 7 m Länge und Breite. Der Nebentheil, ohne Fenster, von der „maison" durch eine Thüre zugänglich und ausserdem mit einer Thüre, welche in's Freie führt. Dort schneidet man auch im Winter das Viehfutter (Rüben) und stellt nach Bedarf Betten hinein. Wenn keine Milchkammer im Hause ist, vertritt sie ein Kasten im selben Raume. Diese minder-

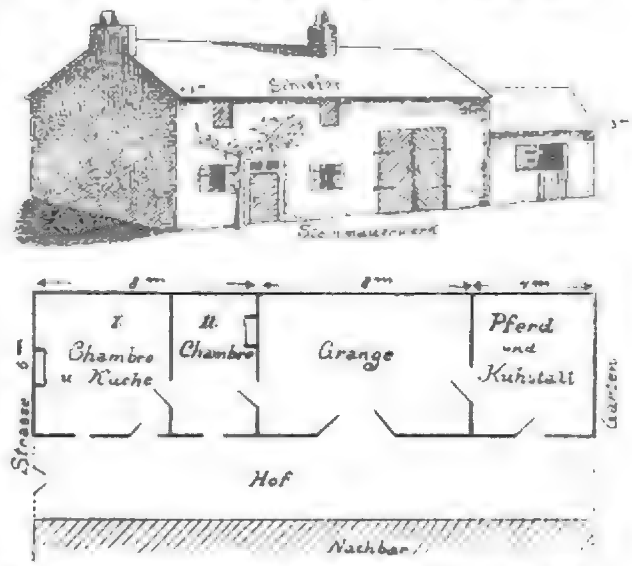


Fig. 178. Weinbauerhaus an der Loire (Departement Loiret und Loir-et-Cher).

werthige, so vielseitig verwendete Kammer besitzt eine Merkwürdigkeit, den Namen „la salle". So weit das Materiale Aufschluss gibt, ist dies der einzige Fall solcher Benennung einer Kammer in Frankreich. Man muss dem Berichterstatter glauben und ihm die Verantwortlichkeit überlassen. Die Decke über diesen beiden Gemächern ruht auf Balken, zwischen welchen nach Art der Stackenwände im Fachwerkbau ein Estrichboden gelegt ist. Dort ist der Schüttboden der Körnerfrucht.

Es gibt kleine Gehöfte ohne salle, mit blos einem Gemache, der maison.

Auch hier herrscht, selbst wo der Bauer etwa ein geräumiges, altes Herrschaftshaus u. dgl. bewohnt, die traditionelle Anhänglichkeit an den kleinen, primitiven Raum. Er benützt die oberen Zimmer als Schüttboden etc. oder gar nicht.

Der Stall ist vom Wohntracte durch eine Zwischenwand abgetrennt und hat mit demselben keine innere Verbindung. In grösseren Gehöften stehen abgesonderte Wirthschaftsgebäude zerstreut im Garten.

Am Südrande der Beauce, der Kornkammer Frankreichs, deren bäuerliche Bevölkerung in der classischen Caricatur des ZOLA'schen Romans „La terre" anschaulicher geschildert wurde, als dies je ein Geograph oder Ethnograph vermochte, westlich von Orleans, im südwestlichen Theile des Departements Loiret und im nordöstlichen Theile des Departements Loir-et-Cher, herrschen Wohntypen, wie sie Fig. 178 darstellt. Die Küche behauptet auch hier als Hauptraum ihren Rang. Die Chambre II ist zuweilen ein besser möblirtes Gastzimmer mit eigenem Kamin. An der Loire herrscht neben dem Getreidebau intensive Weincultur seit uralter Zeit auf äusserst zerstückelten, klein getheilten Gründen. Die grange ist daher nicht blos Scheuer und Dreschtenne, sondern auch Gährkeller und Presshaus und ausserdem Wagenremise. Im Stalle stehen ein Pferd und ein paar Kühe. Man hat allgemein abgesonderte Keller, hie und da auch ein fournil, d. i. ein kleines Backhäuschen, wo man auch kocht und isst. Allmälig verschwinden diese fournils. Man kauft das Brot beim Bäcker. Der Hof ist Düngerstätte. Am Ende desselben ist ein kleiner Gemüsegarten.

Im Inneren der Beauce ist nahezu derselbe Typus der kleinen Anwesen. Die grande ferme mit ihren willkürlichen Baumeisterformen interessirt den Oekonomen, nicht den Hausforscher. Das Kleinhaus ist mit Stroh oder Binsen gedeckt. Die Eintheilung des Wohnhauses bleibt die gleiche. Der Stall beherbergt nur Kühe. Die Felder der kleinen Leute werden mit den Pferden der mittleren Besitzer bearbeitet. Diese verwerthen bei dieser Arbeitstheilung ihr Gespann, welches bei der verhältnissmässigen Kleinheit ihres eigenen Besitzes ohne solche Lohnarbeit nicht erhalten werden könnte.

Im Departement du Cher, einem Theile der alten Sologne und des Nordostens von Berry, stossen wir auf einen alten Typus inmitten einer gegenwärtig sehr modernisirten Wohnart. Das heisst, der Berichterstatter hat ihn noch gekannt und behauptet, er sei in den letzten 30 Jahren völlig verschwunden. Die Fig. 179 stellt ihn dar, so gut dies nach der Schilderung angeht. Man wird zugeben, dass dieses Kleinbauernhaus an Ursprünglichkeit wenig zu wünschen lässt. Denkt man den Schlot hinweg, so bleibt eine Hütte, welche ganz gut vor 2000 Jahren in gleicher Weise bestehen konnte. Man muss in den Alpen hoch steigen bis zu den Galtvieh- oder Halterhütten, man muss in Ungarn die Schlupfwinkel der halbansässigen Zigeuner aufsuchen, um Aehnliches wieder zu finden. Der Huzule der Bukowina wohnt gemächlicher. Und dieses Haus soll bis in unser Jahrhundert der ländlichen Bevölkerung des Landes südlich des grossen Loirebogens, wo von jeher reiche Schlösser und üppige Gehöfte reicher Besitzer in Menge bestanden hatten, als Schlupfhöhle gedient haben. Die Wohnart des Landvolkes Frankreichs ist gegenwärtig im Allgemeinen tief unter jener Oesterreich-Ungarns und des Deutschen Reiches, sie ist aber, so weit die bisherige Darstellung reicht, fast überall weit besser, als sie hier gewesen ist. Bei oberflächlichem Zusehen könnte man fragen, warum gerade hier noch vor so kurzer Zeit so greuliche Lebensverhältnisse des ärmeren Landvolkes geherrscht haben sollen. Nun, ich denke, sie haben auch an vielen anderen Orten Frankreichs geherrscht und wir haben



Fig. 179. Ehemalige Kleinbauernhäuser; Sologne.

nur den Fall der Sologne erfahren, weil der betreffende Berichterstatter zufällig historischen Sinn besitzt und besser als die meisten Anderen die Wichtigkeit solcher Rückblicke erkannt hat. Vielleicht können wir in dem untergegangenen Sologne-Hause ein Denkmal des feudalen Druckes erkennen. Vielleicht sind ihm bessere Haustypen vorangegangen und wir haben hier einen Fall der Rückbildung, wie solche ja auch nach langwierigen Kriegen vorgekommen sind.

Das alte Sologne-Haus bestand aus einem Wohngemache von Lehm (Pisé) und dem darangeschlossenen hölzernen Stalle. Die Hauptmauern waren blos 1·70 m hoch. In dieser Höhe war eine Balkendecke gelegt. Der Unterzug (unterstützende Querbalken) von 50 cm Dicke war natürlich unterhalb dieser Decke. Seine untere Fläche lag somit blos 1·20 m über dem Zimmerboden. Um durch das Gemach zu gehen, musste sich jede erwachsene oder auch halbwüchsige Person bücken, wollte sie sich nicht am Unterzugsbalken den Schädel verletzen. Aufrecht stehen konnte man nur mit dem Kopfe zwischen den Tramen. Der Fussboden war die blosse Erde. Im Stalle war gewöhnlich

eine Kuh und ein Esel. Das Haus hatte zwei Thüren und ein einziges Fensterchen von 15/25 cm, d. h. ein Stück Glas war unbeweglich in die Pisémauer eingelassen. Dieses Gebäude war 1 m tief in die Erde gesetzt. Rampen vermittelten den Zugang. Das Strohdach endete mit seinem Saume 60 cm über dem natürlichen Boden. „Man hatte in diesem Hause sehr warm im Winter, sehr kühl im Sommer, aber unaufhörlich das Fieber. Cette tanière devait avoir 200 ans d'existence." Diese letzte Bemerkung hat mir die Idee nahegebracht, dass dieser Typus nicht das Ergebniss der Entwicklung, sondern jenes der Entwicklungshemmung, der Schädigung sein könnte.

Im Departement Nièvre, welches an den soeben behandelten Bereich ostwärts anschliesst, finden wir eine neue Bestätigung und dazu eine sehr seltsame vom Range des Küchenraumes. Wenn mehrere solche Wohnküchen im Hause und jede von einer anderen Person bewohnt wird, heisst dennoch jede derselben la maison. Das Einheitshaus ist die Regel. So wie in der Beauce folgt Wohntract, Scheuer (grange und hangar) und Stall in einer Linie aufeinander. Im Wohntracte hat die Küche (5/6 m) eine Chambre (3/6 m) hinter sich. Die Grange ist 4·5 m breit. Innere Verbindung zwischen maison und grange besteht zuweilen. Der Heuboden ist ungetheilt über dem ganzen Hause und von der grange aus zu erreichen. Der Backofen steht in Verbindung mit dem Kamin, wenn er nicht in einem abgesonderten fournil sich befindet. In ersterem Falle ragt er durch die Hausmauer der Giebelseite in's Freie. Die Küche und die Kammer, wo eine solche besteht, sind mit Ziegeln gepflastert. Die drei Eingänge liegen an der südlichen Traufenseite. Der Misthaufen liegt vor der Hausfront. Das Strohdach ist abgekommen. Diese Häuser mittlerer und kleiner Besitzer sind nett und sorgfältig gehalten. In diesem Departement stehen die Anwesen in Einschicht und nur wenige Häuser sind als Ortskern bei der Kirche.

Die Wohnung des ländlichen Arbeiters bei Nevers und im ganzen Departement ist ein einzelliges Haus mit Kamin aus Stein. Dessen Mantel ist aus Holz oder Stacken, mit Lehm verschmiert. Ein einziges Fenster. Die Zimmer- und zugleich Hausthüre muss meist offen stehen, wenn der Kamin nicht rauchen soll. Estrich oder Ziegelpflaster. Strohdach oder Ziegeldach. Unter dem Dache ist eine Balkenlage (chaffaud) mit Brettschwarten als Heulage.

Im Morvangebirge des östlichen Nièvre gibt es solche Hütten aus rohem Blockbau mit Vorköpfen, innen mit Lehm verputzt und ausserdem darüber mit eichenen Schindeln vertäfelt, auf ein Granitfundament gestellt, mit Schilf oder Stroh gedeckt. Diese Bauart verschwindet allmälig. Anderwärts herrscht Fachwerkbau, der aber mit dem Zunehmen billigen Transportes dem Stein- und Ziegelbau Platz macht.

Der rauchige Wohnraum solcher „Häusler", wie sie im bajuvarischen Sprachgebiete heissen würden, oft nur mit einem Bette für die ganze Familie, von dessen Holzdecke der Brotrechen, Knoblauch- und Zwiebelkränze u. dgl. herabhängen, mit seinem Gestank und seiner ungenügenden Durchlichtung gibt ein trauriges Bild der Lage breiter Volksschichten.

Ein anderer Berichterstatter schildert schliesslich die Wohnverhältnisse der Gegend von Montsauche bei Château-Chinon im Morvangebirge, dann des östlichen Theiles des Departements Nièvre, des Südwesten von Côte d'Or, des Südtheiles des Departements Yonne und des Nordtheiles des Departements Saôn-et-Loire. Dort modernisirt sich theilweise das ländliche Haus seit etwa 25 Jahren, aber der primitive Typus überwiegt noch. Die Häuser sind meist Einschichten, was etwas seltsam durch die Processsucht der Leute jener Gegenden erklärt wird. Es dürfte wohl seinen von altersher wirkenden Grund in der Arrondirung der Bauerngründe haben.

Das alte Haus soll einfach „die Misère repräsentiren". Sehr nieder, mit Stroh gedeckt, fensterlos, mit Wohnungs- und Stallthüre. Meist besteht nur ein Wohngemach, welches schlecht verwahrt, nur nothdürftig bemörtelt, sehr niedrig, schlecht gelüftet, dunkel, der ganzen Familie Koch-, Ess- und Schlafraum bietet. Der Erdboden ohne weitere Bearbeitung sei der Fussboden, durch welchen oft das Grundwasser heraufnässt. Kleinvieh kommt auf Besuch: zuweilen hält man Schweine, Ziegen oder Schafe in der maison. Der ungeheure Kamin lässt kalte Luft und warmen Rauch eintreten, besonders wenn Windstösse nachhelfen. Zuweilen besteht noch ein fournil mit dem Backofen, dem Kessel für die Futterküche und die Wäsche.

In der maison stehen zwei bis drei grosse Betten, zwei bis drei Wiegen, welche wie kleine Särge aussehen und hängemattenartig übereinander hängen, Kasten, Truhen, eine wagrecht aufgehängte Brotleiter, Tisch und Bänke, hie und da ein moderner Kochofen. Zumeist steht eine Schnitzbank für Holzschuhe bereit, welche im Morvan Jedermann machen kann und die Alle tragen. Meistens webt man auch die Leinwand im Hause und das grobe Tuch. Unter

jedem Bette ist eine Krautgrube, eine Quelle unsäglichen Gestankes. Häufig führt von der maison auch noch eine Thüre unmittelbar in den Stall. Man hält ein paar Kühe oder Ziegen. Die alte Type ist daher ein Einheitshaus.

Das moderne Haus hat Stall und Speicher stets in einem getrennten Gebäude. Der Wohntract hat drei Räume. Die Hausthüre führt in die cuisine, „wo sich die ganze Familie versammelt"; eine Kammer bietet „der jungen Wirthschaft" Schlafraum und heisst chambre; eine andere Kammer birgt das Gerümpel.

Bei jedem Hause befindet sich ein kleines Grundstück, ouche genannt, als Garten benützt. Wein wird nicht gebaut.

Seltsam ist die Gründung des häuslichen Herdes. Häufig soll das junge Ehepaar, sobald das neue Haus fertig ist, in die Fremde ziehen, um die aufgewendete Bausumme durch 4—6 Jahre wieder zu erwerben. Während dessen Abwesenheit ist das Haus geschlossen.

Was da von einem Generalrathe des Departements Nièvre über die dermalen noch überwiegende Wohnweise des Morvan berichtet wird, ist nebenbei eine indirecte Andeutung, dass die Wohnweise in den angeblich gänzlich verschwundenen Althäusern der Sologne wirklich so gewesen sein kann, wie der betreffende, etwas grelle Bericht aussagt.

Mein Auszug aus den 50 Abschnitten der Enquête hat, wie erwähnt, einen Theil derselben liegen lassen, weil sie keine rechte Auskunft gegeben haben. Das Buch ist überdies erst ein vorläufiger Theil der ganzen Arbeit. Noch fehlen gerade mehrere der interessantesten Capitel. Die Bretagne, die Landes, Savoyen, Jura, Picardie, Champagne, Vosges, Ils de France, Normandie, Bourbonnais sind ausständig. Darunter sind manche durch ihre Bevölkerung, manche als Grenzbezirke vielversprechend und könnten gerade über den Zusammenhang oder über den Gegensatz von Nachbartypen Aufklärung bieten. Es wäre zu wünschen, dass jene officielle Arbeit zu Ende gebracht und durchwegs so gut gemacht würde, wie einige der vorliegenden Berichte. Besonders wichtig wäre die Mitwirkung vieler Techniker, besonders aber von Bauzeichnern.

Ueberblicken wir sämmtliche beschriebenen Typeninseln, so entsteht ein Gesammteindruck des bis nun Bekannten, welcher durch spätere Vollendung des Werkes bereichert, bezüglich der gegenseitigen Beziehungen der Typen erläutert, aber nicht, wenigstens in der Hauptsache nicht, aufgehoben werden kann. Ich hebe folgende Punkte hervor:

I. Es gibt in Frankreich, sei es als ursprüngliche Form oder als Rückbildung aus früheren, besseren Formen (ich halte im Allgemeinen den ersten Fall für den wahrscheinlicheren) in mehreren Gegenden (Sologne, Nièvre, Departement Ain [Bresse pauvre] und die anstossenden Departements westlich vom Genfersee, in der Vendée, in Morbihan, dann selbst in dem blühenden Departement Manche) eine grosse Zahl höchst primitiver, einzelliger Wohntracte. Wo Vieh gehalten wird, stehen diese Räume in engem Verbande, unter demselben Firste mit dem Stalle. In vielen Fällen besteht zwischen Stall und Wohnraum eine innere Verbindungsthüre durch die Scheidewand. Jeder der beiden Räume hat eine eigene Thüre in's Freie. Das einzige Wohngemach heisst begreiflicherweise — schon im Gegensatze zum étable — maison, das Haus.

Hierin findet man den ersten Gegensatz zum „oberdeutschen" Typus. Die von mir bekanntgemachten primitiven Häuser desselben, insoferne sie als ständige Wohnung dienen, sind im Wohntracte unbedingt zwei- oder selbst dreizellig in Tirol, in Unterkrain, im unterösterreichischen Waldviertel (ober dem Manhartsberge), so wie auch die Hirtenwohnung in Thüringen. Die von mir in diesen Blättern dargestellten Wohnhäuser des Isonzothales, mögen sie noch so elend und winzig sein, sie sind zweizellig und die Stube ist der Haupttheil.

II. Wenn sich von der maison Nebenräume abtheilen oder angliedern (das letztere scheint das richtigere Wort), so behält im typischen Hause der Küchen- oder Kaminraum, wie es scheint, viel häufiger als im „oberdeutschen" Typengebiet, ja fast ausnahmslos, den Namen la maison und dieser Raum bleibt, auch wenn im fournil gekocht und gespeist oder wenn die winterlichen Zusammenkünfte (Hautes-Alpes) im Stalle gehalten werden, der wichtigste und vornehmste Raum des Hauses von allseitigem Gebrauche.

Hierin erweist sich der zweite Gegensatz. Im „oberdeutschen" Hausbezirke, auch wo der Name „Haus" für den Flurraum erhalten ist, ist derselbe schon einigermassen degradirt. Es gibt noch viele Zwischenstufen dieser Degradation, vom breiten, behäbigen Vorsaal mit dem Sommer-Esstische und mit dem noch activen Herde bis zum engen „Vorhause" oder Corridore nach Art der städtischen Zinshäuser. Vielleicht ist die obersteirische „Rauchstube" mit

dem Herde, welche sich nebst der Stube mit dem Ofen erhalten hat, das völlig erhaltene „Haus". Ich wage es nicht zu entscheiden und empfehle die Sache den dortigen Specialforschern.

III. In vielen Gegenden reicht von der maison bald der Backofen, bald ein Ofen (poêle) in den angegliederten Nebenraum hinüber. Dieser heisst in vielen Fällen wie der Ofen: le poêle. Die Entstehung des Raumes und seines Namens erfolgte sichtlich in analoger Weise wie im „oberdeutschen" Typengebiete. Aber aus diesem Raume, zumeist eine schlecht belichtete Schlaf- und Rumpelkammer, hat sich — ich glaube im typischen Hause Frankreichs durchwegs — nichts Stubenähnliches, Trauliches entwickelt. Gewöhnlich nennt man alle angegliederten Räume chambres, wo nicht einer poêle heisst, und das entspricht der Camera, unserer Kammer, welche ja auch nur Schlafraum und Rumpelkammer ist. Dies ist der dritte und der eigentlich typenscheidende Gegensatz.

IV. Die geschilderten Typen sind zum grössten Theile Einheitshäuser. Wohnung, Stall, Scheuer reihen sich, zumeist in dieser Reihenfolge, unter geradem Firste zu einem organischen Ganzen aneinander. Unbedeutende Nebengebäude (Backhaus, Schweinestall u. dgl.) stehen regellos umher.

Nur ein paar Fälle von typischen, regelmässigen sogenannten „fränkischen" Gehöften sind angedeutet. Wo Wohnhaus und Stallscheuer getrennt sind (gewisse Gegenden der Hautes-Alpes), stehen sie ohne regelmässige Gehöftbildung nach den localen Bedingungen nebeneinander. Diese Seite der Darstellung ist die schwächste. Da die Fragebogen ohne Vorkenntnisse von den zu beschreibenden Gehöfttypen verfasst sind, ergibt sich natürlich auch aus den Antworten keine Uebersicht.

Es scheint, dass die grösseren Anwesen des Landes grösstentheils modernisirt und dadurch untypisch geworden sind. Es scheint, dass in Folge der starken Zerstückelungen der Bauerngüter das Kleinhaus im Lande weitaus an Zahl überwiegt und daher in vielen Gegenden die Gehöfte eben verschwinden. Es scheint endlich, dass durch die Zersplitterung der Kirchen- und Adelsgüter in der Revolution alte, untypische Ueberbleibsel der Feudalzeit, volksmässige und moderne Erscheinungen sich gemengt, und dass dadurch gerade bezüglich der Gehöfte eine gewisse Unklarheit eingetreten sei, welche dann die Unklarheit in den Berichten noch eingehender erklären würde.

V. So viel man aus den Bildern und Beschreibungen entnehmen kann, tritt eine ebenso auffallende Einförmigkeit und Uebereinstimmung des gesammten Hausbaues, was die Hauptsachen betrifft, zu Tage, wie im Gebiete des „oberdeutschen Typus". Mit bestem Willen vermag ich keine Unterschiede zu finden, welche mit Stammeseigenthümlichkeiten oder gar mit verschiedener Nationalität zusammenhängen würden. Ich muss denn auch hervorheben, dass fast alle Berichterstatter für die typischen Erscheinungen natürliche Gründe suchen: Lage, Meereshöhe, Klima, Wirthschaftsweise und Baumateriale. Nur einige wenige Erscheinungen werden aus Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung heraus entwickelt, aber nicht alle in überzeugender Weise. Vorerst muss ich somit auf meinem wiederholt entwickelten, eigentlich selbstverständlichen Grundsatze von den Einflüssen der Natur und der Erfahrung auf den Hausbau verharren, obwohl Herr Karl Rhamm („Globus", 71, Nr. 11) in seinem Artikel: „Der Stand der deutschen Hausforschung und das neueste Werk Meitzen's" denselben so entschieden verurtheilt.[1])

[1]) Der Ton dieser Kritik ist mir zu schneidig gegen Meitzen. Ich bin ebenfalls in der Hauskunde zu etwas anderen Ergebnissen gelangt, als jener Altmeister der Wirthschaftsgeschichte, denke aber mit Achtung daran, dass ich ohne Meitzen kaum Hausforscher geworden wäre und vielleicht Herr Rhamm auch nicht. — Was den sachlichen Inhalt betrifft, so macht meine Typenkenntniss gegen mehrere Behauptungen Rhamm's scharfe Einwendungen. Was er will, passt zuweilen nicht zu dem, was ist. Herr Rhamm lobt meine Untersuchungen bei aller Strenge seines abschliessenden Urtheiles. Ich sollte dankbar sein, bin aber eher verdrossen, weil all' mein Kampf gegen die ethnographischen Vorurtheile verlorene Mühe scheint. Herr Rhamm mit seinen ausgedehnten Kenntnissen und mit linguistischen Vorbedingungen, der somit der Hausforschung gute Dienste leisten könnte, verleiht z. B. ohneweiters rugische und gothische Hauscharaktere, etwa wie ein Potentat Orden. — Herr Rhamm belächelt den Namen „Wiener Schule" für einige österreichische Hausforscher und kann deren Eigenthümlichkeit nicht einsehen. Nun, er möge unsere Schriften zur Hand nehmen, dann wird er finden, dass wir unfruchtbare Theorien möglichst meiden und hauskundliches Materiale herbeibringen. Hiezu gehören aber nicht blos, wie er sagt, Meringer und ich, sondern auch Bass, Bünker, Eigl, Hoedke, Kaindl, Prinzinger, Romstorfer, Zillner u. A. Die Ansichten dieser „Schule" habe ich in meinem Vortrage beim Anthropologen-Congresse (Innsbruck 1894) vorgetragen. Herr Rhamm kann darüber nachlesen. Die Hauskunde wird durch Dogmen und Phantasiespiele nichts gewinnen. Das Haus Europas wird nach Bestand und Entwicklung erkannt werden, sobald einmal das Materiale beisammen und geordnet sein wird. Die Sammlung muss ohne vorgefasste Meinungen geschehen: vor Allem darf man nicht an einzelne kleine Verschiedenheiten der Typen sofort ethnologische Folgerungen knüpfen. Wer vorzeitig das Gesetz aufstellt, ehe das Materiale zur Induction reif ist, verwirrt die Forschung.

Bei den Huzulen im Pruththal.

Ein Beitrag zur Hausforschung in Oesterreich.

Von Professor Dr. **Raimund Friedrich Kaindl.**

(Mit 42 Text-Abbildungen.)

Für meine im XXVI. Bande unserer Mittheilungen erschienene Arbeit „Haus und Hof bei den Huzulen" hatte ich durch etwa zehn Jahre das Material gesammelt. Meine — ich darf wohl sagen recht eingehenden — Studien [1]) hatte ich vorzüglich in den Thälern der Czeremoszflüsse, des Putillabaches und der Suczawa betrieben. Die Durchforschung dieses Gebietes nahm meine Ferien und meine Mittel so sehr in Anspruch, dass ich bis zum Jahre 1896 vor Allem noch das Pruththal nicht in den Bereich meiner Studien hatte ziehen können. Erst in dem genannten Jahre ist dies geschehen, nachdem die Anthropologische Gesellschaft zu diesem Zwecke mir eine Subvention gewährt hatte. Da nun die ruthenischen Bewohner des oberen Pruththales noch echte Huzulen sind, so schien es mir angezeigt zu sein, in dieser kleinen Arbeit Alles zusammenzufassen, was als Ergänzung zu meiner oben citirten Arbeit „Haus und Hof bei den Huzulen" von Bedeutung wäre. Bei dieser Gelegenheit trage ich auch Manches nach, was die Huzulen am Czeremosz und an der Suczawa betrifft.

Meine Studien erstreckten sich vorzüglich auf das Thal der Pistyńka, wo besonders das Dorf Kosmacz viel Interesse bot; ferner auf jenes des Prutecz, in welchem die Häuser in Polinyci Czernediuski beachtenswerth sind; sodann wurden die Dörfer Dora, Jaremce, Jamna, Mikuliczyn und Tatarów am Pruth, sowie die an der Ryka (Fluss) gegen die ungarische Grenze gelegenen Ortschaften Pidlisniu und Jablonica von mir besucht. Die Studien wurden, wie ich bereits bemerkt habe, im Sommer des Jahres 1896 betrieben; Ergänzungen traten bei Gelegenheit meiner Reise in diesem Jahre hinzu. Der Hauptzweck meiner diesjährigen Tour, für die ich mich ebenfalls einer Subvention der Anthropologischen Gesellschaft erfreute, galt der Untersuchung des Verhältnisses der Huzulen zu ihren Nachbarn. Die Ergebnisse werden in einer folgenden Arbeit verwerthet werden.

Bevor ich zu meinem Thema übergehe, erübrigt es mir noch, einigen Herren im Pruthgebiete für die mir gütigst geleistete Unterstützung bei meiner Arbeit den besten Dank darzubringen. Es sind dies die Herren Eugen und Alexander Pasicznicki in Pistyń, Pfarrer Emanuel Lysknecki in Kosmacz und Pfarrer T. Błoński in Dora. Die freundliche Zuvorkommenheit dieser Herren war für mich um so schätzenswerther, als ich im Pruththale unbekannt war.

Die Abbildungen sind ausschliesslich nach meinen Photographien und Skizzen angefertigt

Sadeu bei Radautz, 25. August 1897.

I. Die Huzulen im Pruththal. Ihr Haus und Hof.

Die ruthenischen Bewohner des Pruthgebietes in den oben angeführten Ortschaften sind echte Huzulen. Sie nennen sich ebenso wie die anderen Huzulen sowohl selbst „Huzulen" [1]), als auch ihnen von ihren Nachbarn diese Bezeichnung beigelegt wird. Sonst nennen sie sich, wie überhaupt alle Ruthenen, „Rusnaken"; die hiezu gehörigen Eigenschaftswörter lauten „*huculski, huculska*" oder „*ruski, ruska*". Wenn sie von den östlich wohnenden Huzulen bisweilen schon als Bojken bezeichnet werden [2]), so ist hier dieser Name nicht im engen ethnographischen Sinne gefasst, sondern als weiter vager Begriff, der überhaupt fremde ruthenische Leute bezeichnet. In diesem Sinne werden bekanntlich alle Ruthenen des Hügel- und Flachlandes von den Huzulen Bojken genannt. Mit den eigentlichen Bojken

[1]) Auf denselben beruht nicht nur die genannte Arbeit „Haus und Hof", sondern auch eine Reihe anderer, die zumeist in der ersten Anmerkung zu der soeben citirten angeführt sind. Ausserdem nenne ich noch die jüngst erschienenen Studien „Haus und Hof bei den Rusnaken. Mit einer Einleitung über den Namen der Rusnaken" („Globus", Bd. 71, Nr. 9) und „Die Huzulen. Eine orientirende Skizze" („Wiener Zeitung", 1897, Nr. 190).

[1]) Doch kommt es auch hier zuweilen vor, dass die Bezeichnung mit Huzule noch für beleidigend angesehen wird. Vgl. meine „Huzulen", S. 3. Zum Folgenden vgl. meine Ausführungen über den Namen der Ruthenen im „Globus", Bd. 71, Nr. 9.

[2]) Vgl. mein Buch „Die Huzulen" (Wien 1893), S. 51.

haben also die Huzulen am Pruth nichts gemein: vielmehr können auch noch die westlich an der (galizischen) goldenen Bistritz wohnenden Ruthenen in Pasieczna und Zielona den Huzulen zugezählt werden, wenn auch hier bereits merkliche Unterschiede sich geltend machen. Näheres darüber werde ich in meiner oben in Aussicht gestellten Arbeit auszuführen haben. — Da wir hier über den Namen dieser Ruthenen sprechen, so möge noch Folgendes hinzugefügt werden. Als ich mit einem Bauer aus Pistyń nach Kosmacz fuhr, fragte ich ihn: „Was für Leute wohnen hier an diesem Bache (der Pistyńka)?" Er antwortete: „*Rusnaky i żydy* (Rusnaken und Juden)." Ich: „Und gibt es hier keine Huzulen?" Er: „Ja, zwischen Rusnaken und Huzulen bildet nur die Tracht (*ubior*) einen Unterschied." Ich: „Aber ruski seid ihr alle?" Er: „Ja." Aus dieser wie aus zahlreichen ähnlichen Unterredungen ergibt sich klar: Alle Ruthenen nennen sich volksthümlich *rusnaky*, ohne den in der ruthenischen Schriftsprache vorkommenden Ausdruck „*rusyn*" zu kennen: dieser ist somit ebenso wenig wie unser „Ruthene, ruthenisch" volksthümlich; das allgemein übliche Adjectiv ist „*ruski, ruska*". Zur näheren Bezeichnung der durch Kleidung, Lebensweise u. dgl. von dem ruthenischen Flachlandbewohner wohl zu unterscheidenden Gebirgsbauern gebraucht man aber doch wieder den besonderen Namen „*hucuł*" und setzt diesen in diesem Sinne dem Ausdrucke Rusnak entgegen; daraus ergibt sich die Berechtigung, zu ethnographischen Zwecken die Ruthenen des Flachlandes als Rusnaken (in engerem Sinne), jene des Gebirges als Huzulen zu bezeichnen, sowie man dann auch von Bojken und Lemken als besonderen Theilen der Ruthenen sprechen wird. Die Ausdrücke Ruthene, ruthenisch — *rusyn, ruski* — wird man zur Bezeichnung aller Angehörigen des ruthenischen Stammes verwenden dürfen, wenn auch diese Ausdrücke (mit Ausnahme des letzten) nicht volksthümlich sind. Passendere Ausdrücke fehlen nämlich; diese aber haben sich längst eingebürgert und haben ihr historisches Recht in der Schriftsprache erworben [1]).

Dass aber die Bewohner des oberen Pruthgebietes den Namen Huzulen führen, würde natürlich nicht massgebend sein, sie als echte Huzulen zu bezeichnen, wenn sie nicht auch sonst die charakteristischen Merkmale dieser aufweisen würden. Auch in der Sprache gleichen die ruthenischen Bewohner dieses Gebietes jenen im Osten.

[1]) Vgl meine in der Anm. 1, S. 210, citirte Arbeit im „Globus".

Wir werden dies bei der näheren Beschreibung des Hauses, der Geräthe, der Kleidung u. s. w. zu constatiren haben. Einzelne Unterschiede machen sich allenfalls bemerkbar. So heisst hier das Vorhaus nicht *choromy*, sondern wie im Schriftruthenischen *siny*. Das Bett heisst in Kosmacz nicht *postil*, sondern *poskil*; *postil* heisst der Bundschuh und man hält den Unterschied zwischen *poskil* und *postil* scharf aufrecht. Der Steg (über einen Bach) wird hier *łauka* [1]) oder *kładka* genannt, doch weiss man, dass er am Czeremosz „*ber*" heisst u. dgl.

Ebenso gleichen die Huzulen am Pruth in der Tracht, diesem am meisten in die Augen fallenden Merkmale, jenen im Osten. Der Unterschied ist nicht grösser als z. B. zwischen den Huzulen am Czeremosz und jenen an der oberen Putilla oder Suczawa. Es genügt diesbezüglich, die Fig. 182—184 erscheinenden Typen mit den Abbildungen in meinen Schriften: „Die Huzulen", „Landeskunde der Bukowina", „Haus und Hof bei den Huzulen" zu vergleichen. Sowohl die männlichen als die weiblichen Kleidungsstücke sind dieselben und führen dieselben Bezeichnungen. Es hat wenig zu bedeuten, wenn der ärmellose Pelz (*kiptar*) mitunter schon etwas länger ist als am Czeremosz: dies ist nämlich auch an der Putilla und im Suczawathale der Fall. Beim Hause und bei der Arbeit tragen die Huzulinnen hier sehr oft nur die rückwärtige Rockschürze (*zapaska*); die langen, den ganzen Leib umschlingenden Rockschürzen (*opynka*) kommen hier gar nicht vor. Auch werden die Schürzenröcke hier nicht mit einem Gürtel, sondern nur mit einer aus bunten Wollfäden gedrehten Schnur (*sznurok*) um den Leib befestigt. Ferner tragen hier besonders die Burschen Strohhüte, was im Czeremoszthale nicht der Fall ist. Sehr gut nahmen sich die schwarzen Wollsocken (*kapci*) mit schönem buntgestickten Rande aus, welche ich Frauen in Dora tragen sah. Wolltaschen heissen hier neben *dziobłyna, dziobynka*, auch wie im Flachlande *taistryna*.

Ebenso finden wir bei diesen Huzulen dieselben Lebensverhältnisse, wie wir sie bei den anderen zu finden gewohnt waren. Vor Allem ist ihr Haus und Hof, sowie dessen Einrichtung jener bei den östlichen Huzulen gleich, wenn sich auch einzelne charakteristische Züge finden. Bei diesem Gegenstande wollen wir etwas länger verweilen.

Ein Vergleich der in Fig. 180—183 gebotenen Totalansichten von huzulischen Häusern und Ge-

[1]) Die Bank heisst huzulisch immer *ławycia*.

höften mit den in der Arbeit „Haus und Hof bei den Huzulen" gebotenen belehrt uns, dass alle diese Häuser in ihrer äusseren Erscheinung und ihrer Bauart einander völlig gleichen. Hier wie dort sind es ausschliesslich Holzbauten, errichtet aus den Stämmen der einheimischen Nadelhölzer. Diese werden auch hier entweder rund, also in ganz unbezimmertem Zustande, oder halbrund oder endlich auf allen vier Seiten bezimmert verwendet. Die Bezeichnungen für diese verschiedenen Arten des Bauholzes sind dieselben wie anderwärts, nur ist in Kosmacz für die ganz runden Hölzer auch der Ausdruck „*ciluchy*" (*chata* nothwendig gehalten, die Dachsparren durch quere Balken zu verbinden (vgl. Fig. 196 in „Haus und Hof"); nur bei den beiden äusseren ist dies geschehen, um jene Dachform zu erhalten, wie wir sie auf der Fig. 182 erblicken. Vergleicht man diese Dachstuhlconstruction aus Kosmacz mit jener aus Ploska, welche aus Fig. 376 in „Haus und Hof" ersichtlich ist, so ergibt sich, dass beim letzteren Hause das kleine Giebelfeld dadurch gewonnen wurde, dass die oberste Dranitzenreihe an ihrem oberen Rande über den eigentlichen Dachstuhl herausgreift; ein derartig fertiggestelltes Dach weist Fig. 372 in „Haus und Hof" auf. Bei der Dachstuhlconstruction



Fig. 180. Im Baue begriffenes Huzulenhaus in Kosmacz.

na ciluchy) üblich; der Name kommt offenbar von *cile* = ganz, also unverschnittenes Stammholz. Steinunterlagen kommen auch hier zumeist nur zur Ausebnung des Bodens vor. Bei den alten Häusern sind die Dächer auch hier zumeist mit Querbalken und Steinen beschwert und in diesem Falle flach gehalten; die neueren Häuser haben dagegen ordentlich mit Nägeln beschlagene hohe Schindel- oder Dranitzendächer. Auch bezüglich der Giebelfelder der alten und neuen Häuser gelten unsere früheren Ausführungen; ein Vergleich der Fig. 180 und 182 mit 181 und 183 belehrt uns über die charakteristischen Unterschiede. Für die Erkenntniss der neueren Dachstuhlconstruction ist besonders die Fig. 180 beachtenswerth. Man hat es in diesem Falle nicht für aus Kosmacz ist dagegen das Entstehen eines Daches mit grossem Giebelfeld, wie es Fig. 182 aufweist, ersichtlich. Rauchfänge durchsetzen hier die Dächer ebensowenig, wie am Czeremosz oder an der Suczawa; dagegen kommen Dachlucken, die auch dem Rauche den Abzug gestatten, hier wie dort vereinzelt vor. Die Vorbänke (*prespa*), welche zumeist an der Vorderseite des Hauses angebracht sind, kommen hier ebenfalls vor. Desgleichen sind bei einzelnen Häusern Gänge an der Frontseite der Häuser vorhanden. Dieselben umfassen bloss den Theil vor der Thüre (Fig. 185) oder sie ziehen längs der ganzen Vorderseite (Fig. 182): erstere Art nennt man „*ganok*"; für letztere bedient man sich in Kosmacz der besonderen Bezeichnung „*galary*", sonst heisst sie auch *ganok*. Uebrigens

kommt es auch hier vor, dass der Gang selbst bei älteren Häusern noch unvollendet ist (Fig. 182).

Ferner muss noch erwähnt werden, dass besonders im Pruththale sich bereits viele, wenigstens an der Frontseite getünchte Häuser finden (Fig 183). Dies gilt besonders von den Gehöften in den an der grossen Verkehrsstrasse gelegenen grösseren Ortschaften Dora, Mikuliczyn, Jaremce u. s. w. Vielleicht hängt dies auch mit dem Umstande zusammen, dass besonders, seitdem seit einigen Jahren die Bahn durch das Pruththal zieht, zahlreiche Fremde *na swiży lufty* (auf frische „Luft" [1]) kommen, denen man auf diese Weise die Miethe in den Blockhäusern annehmbarer zu machen sucht. Wie überall, so hat auch im Pruththale dieser Verkehr nicht gerade veredelnd und cultivirend auf den Landmann gewirkt; denn auch hier ist das Naturkind geneigt, zunächst die Schattenseiten der Cultur anzunehmen. Dass das Zusammenströmen müssiger Leute auf den sittlichen Zustand bessernd einwirke, erlaube ich mir vor Allem sehr zu bezweifeln. An Stelle der Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft, welche den in den abgelegeneren Theilen des Gebirges wohnenden Huzulen eigen sind, wird die Habsucht geweckt. Zur Beleuchtung dieser Ausführungen möge hier ein besonderer Fall dienen.

[1]) Derartige Verwendungen deutscher Wörter kommen oft vor. So hörte ich in Kosmacz ein Weib von einem schlechten Wirthe sagen: *„to uże ‚lietzte‘“* = das ist schon ein letzter.

Während meiner langjährigen Arbeiten unter den Huzulen zu ethnographischen Zwecken ist es mir wohl einige Male in verschiedenen Theilen ihres Gebietes zugestossen, dass man mich für eine Gerichtsperson hielt und mir daher anfangs etwas misstrauisch entgegentrat. Dies ist den guten Leutchen um so weniger zu verargen gewesen, als sie in ihrer Naivetät genug oft Uebervortheilungen u dgl. ausgesetzt sind, und andererseits mein Messen und Aufnehmen des Hauses, das Verzeichnen des Hausrathes u. dgl. genau dem Verfahren eines Gerichtsvollziehers gleichen mochte. In der Regel haben jedoch meine Vorstellungen und die Darlegung des Zweckes meiner Arbeit alle Zweifel verscheucht und an Stelle des Misstrauens das freundlichste Entgegenkommen treten lassen. Kleine Geschenke an die Kinder und Frauen, besonders Heiligenbildchen, trugen oft das Ihre dazu bei. Manchmal begegnete es mir wohl, dass die Insassen des Hauses sich mit demselben nicht photographiren wollten, sei es, weil sie keine Zeit hatten oder weil sie nicht genug schön angekleidet waren, was bei diesen ziemlich eitlen Menschen kein unwichtiger Grund sein mochte. Andererseits kam es noch öfter vor, dass besonders an Sonn- und Feiertagen so viele Leute zusammenströmten und mit dem Hause photographirt werden wollten, dass ich allerlei Kunstgriffe anwenden musste, sie zu entfernen. Das beste Mittel ist, die Ueberflüssigen durch geeignete Aufstellung ausserhalb des Bereiches seines



Fig. 181. Altes Huzulenhaus in Kosmacz.

Objectivs zu bringen: auf diese Weise umgeht man die Nothwendigkeit, durch Wegweisen die Leute zu beleidigen. Auch kam es vor, dass ich von Besitzern armer, alter Häuser darauf aufmerksam gemacht wurde, ihr Gehöfte biete doch wenig Schönes, ich möge zu diesem oder jenem Wirthe mich begeben, dort würde ich Alles weit besser und schöner finden. Doch fanden sich nicht selten Leute (zumeist Männer, doch auch Frauen), welche völlig meine Absichten erfassten und daher auch das Zeichnen und Aufnehmen anscheinend schlechter und werthloser Objecte verständlich fanden. Sehr hartnäckig versuchten in Kosmacz zwei Frauen mich auch an dem Photographiren des Hauses zu verhindern Selbst das Eintreten und die Erklärungen eines verständigeren Juden, der aus der Nachbarschaft herbeikam, belehrte sie nicht eines Besseren. Schliesslich verliessen sie das Haus und den Hof, wahrscheinlich in der Absicht, durch ihre Abwesenheit die Vollziehung der vermeintlichen Gerichtshandlung unmöglich zu machen. Natürlich machte ich darauf meine Aufnahme und ging sodann beruhigt von dannen, dass ich nicht vergebens über so und soviele Zäune gestiegen war und meine beste Beredtsamkeit durch eine gute Weile aufgeboten hatte. Das Alles war mir also schon auch anderwärts begegnet Etwas Neues sollte ich aber in Dora erfahren. Ich hatte mir eben ein interessantes Object aufgesucht und ging zunächst daran, meinen Apparat aufzustellen, als mich die „Frau des Hauses" mit der Frage anfuhr, was ich wolle. Ich versuchte nun nach der langgewohnten Weise ihr es klar zu machen. Und was war die Folge? Sie forderte mich auf, ihr das „Malen" des Hauses zu zahlen, denn unter den Luftschnappern in Jaremce befinde sich ein junger Herr, der auch male, aber dafür einem Mädchen 50 Kreuzer gegeben habe u. s. w. Während sie noch eiferte und ich allerlei antwortete, hatte ich den Apparat eingestellt und nahm die Aufnahme in einem günstigen Augenblicke vor. Das Bild ist interessant, weil auf demselben auch ein 2—3 Jahre altes Kind, das ganz unbekleidet umherging, erscheint. Nackt umherlaufende Kinder sind mir im Pruthgebiete übrigens öfters begegnet.



Fig. 182. Huzulenhaus in Mikuliczyn.

Von unseren Totalansichten huzulischer Gehöfte sind besonders noch die Fig. 180 und 181 beachtenswerth. In der Fig. 180 ist rechts neben dem Hause das Baukreuz zu sehen, über dessen Bedeutung in „Haus und Hof" (S. 150) das Nähere ausgeführt wurde. Das Kreuz wird vor dem Legen der Grundbalken des Hauses aufgestellt und wird nach der Vollendung desselben auf dem Dachboden aufbewahrt. Als ich den Wirth, welcher das Haus baute, fragte, ob er auch Orakel vor dem Baue des Hauses angestellt habe, verneinte er meine Frage; manche Leute thäten dies — sagte er —, er habe aber blos

das Kreuz aufgestellt und im Namen Gottes den Bau begonnen.

Die Fig. 181 bietet nicht nur ein gutes Bild eines alten Hausbaues und der Art, wie um ein solches Haus die niedrigen Stallungen angebaut werden, sondern es erregt auch noch aus einem anderen Grunde unser besonderes Interesse. Zu den volksthümlichsten Persönlichkeiten im Ostkarpathengebiete zählt jene des Räubers Olexa Doubusz. Noch heute erzählt das Volk viel von seinem Leben und Thaten, und glaubt, hier und dort seine verborgenen Schätze finden zu können. Die Sagen, welche über diesen kühnen Mann sowohl bei den Huzulen als den anwohnenden Rusnaken umgehen, sind voll Bewunderung für ihn; ja, Doubusz wird geradezu als ein gottbegnadeter Mensch hingestellt. Die Erklärung dieses Umstandes ist darin zu suchen, dass das Volk in Doubusz und seinen Gefährten keine Räuber, sondern Volkshelden erblickt, weil sie die von ihren Grundherrschaften mit unmenschlicher Grausamkeit behandelten Unterthanen an diesen rächten. Viel hat aber zu dieser lobpreisenden Entwicklung der Sage allenfalls der Umstand beigetragen, dass es Doubusz gelungen war, den Verfolgungen der Obrigkeiten zu entgehen, und dass er in einem Liebeshandel, wie sie bei diesen Gebirgsbewohnern so oft vorkommen, sein Leben liess. Doubusz hatte nämlich Axenia, das eheliche Weib des Stephan Dzwinka in Kosmacz, liebgewonnen und besuchte sie oft nächtlicherweile, um von seinen Mühen und Gefahren auszuruhen. Stephan erfuhr davon und Eifersucht bemächtigte sich seiner. Da er aber wusste, dass Doubusz unverletzlich sei und er ihm nichts anthun könnte, beschloss er, mit List vorzugehen. Er machte gute Miene zum bösen Spiele und gewann schliesslich sein Weib für den Racheplan. Dieses sollte von Doubusz selbst in geschickter Weise das Geheimniss gewinnen, wie er verwundet werden könnte, und dann sollte ihm Dzwinka das Leben nehmen. In der Nacht, da Doubusz bei ihr lag, entlockte Axenia, ihn liebkosend, das Geheimniss und hinterbrachte es nachher ihrem Manne. Eine silberne Kugel, mit dem Safte eines gewissen Krautes bestrichen und durch zwölf Messen geweiht, sollte die Kraft haben, dem gewaltigen Helden das Leben zu nehmen. Wenn man ihm diese Kugel in die Achselhöhle senden würde, so müsste er sterben. Sofort traf Stephan auf das Genaueste alle diese Vorbereitungen. Er goss die Kugel, weihte sie sorgsam und harrte der nächsten Nacht, da Doubusz wieder kommen sollte. Da geschah es denn, dass Doubusz nach einem glücklichen Streiche in tiefer Nacht zum Hause Dzwinka's kam, um dessen Weib aufzusuchen. Er fand aber die Thüre verschlossen und Axenia kam nicht wie sonst herbei, um dieselbe zu öffnen. Da rüttelte der Hajdamach mit Gewalt an der Thüre und drohte,



Fig. 183. Huzulisches Gehöfte in Dora.

dieselbe zu sprengen, wenn Axenia sie nicht öffnen würde. Erst jetzt liess sich diese vernehmen, aber ihre Rede war voll Hohn: „Meine Thüren sind aus Eibenholz“ — sagte sie — „und meine Schlösser aus festem Stahl; rüttle so viel du willst, du wirst doch draussen bleiben.“ Während sie aber diese Worte sprach, lag bereits Dzwinka unter dem Dache über der Thüre und beobachtete den zürnenden Doubusz. Als dieser voll Grimm über die untreue Geliebte die Arme erhob, um die Thüre zu fassen und sie herauszureissen, da schoss ihm Stephan die Zauberkugel unter dem Arme in die Brust. Zum Tode getroffen, sank Doubusz nieder. Dann erhob er sich noch einmal, schleppte sich mit Mühe zu seinen Gefährten und bat sie, seinen Tod zu rächen, dann aber sich zu zerstreuen. Kurz darauf verschied er, nachdem er — wie Manche sagen — noch ein Sterbelied angestimmt hatte. Seine Gefährten machten aber aus ihren Büchsen und Hackenstöcken eine Tragbahre und trugen ihren geliebten Führer auf den Gipfel der Czorna Hora. Hier beerdigten sie ihn, und noch heute ist dort sein Grab. Das Haus, in welchem Doubusz erschossen wurde — so lautet die Ueberlieferung am Czeremosz —, werde noch jetzt in Kosmacz gezeigt. — Der Schluss dieser Ueberlieferung veranlasste mich, sobald ich nach Kosmacz kam, sofort nach dem Hause zu fragen; dasselbe hatte nicht nur durch die erzählte Episode mein historisches Interesse erweckt, sondern es wäre an und für sich auch höchst interessant. Da nämlich die Ermordung Doubusz' in das Jahr 1745 fällt, so hätten wir in dem Hause ein über anderthalb Jahrhunderte altes Gebäude; dies wäre insoferne von hohem Interesse, als mir bisher von keinem alten huzulischen Hause das Erbauungsjahr bekannt geworden ist. Thatsächlich verwiesen mich weniger gut Unterrichtete auf meine Fragen nach dem in Fig. 181 abgebildeten Hause. Dasselbe steht unfern der Fahrstrasse in der Nähe der „oberen Kirche“, welche durch eine Wetter(Hagel)glocke ausgezeichnet ist. Bei näheren Nachforschungen und vorzüglich von den Nachbarn und den jetzigen Bewohnern des Hauses erfuhr ich aber, dass nicht das gegenwärtig auf diesem Grunde stehende Haus die Heimstätte Dzwinka's gewesen sei, sondern ein grösseres, das etwas weiter gegen den Berg gestanden wäre. Immerhin ist aber auch das jetzige Haus interessant. Hinzugefügt sei noch, dass in Kosmacz viele Dzwinczuky (d. h. Nachkommen Dzwinka's) leben. Einer derselben, Hnad Dwinczuk, soll noch das Gewehr besitzen, mit welchem sein Vorfahre Stephan den kühnen Räuber erschossen hat. Doch ist es mir nicht gelungen, die alte Waffe zu Gesicht zu bekommen. Auch konnte hier die Verwechslung noch leichter, als beim Hause stattgefunden haben; ist mir doch auch von einem Feuersteinschlossgewehr, welches ich im Jahre 1886 aus der Czeremoszgegend angekauft habe, versichert worden, dass es einem Mitgliede der Räuberbande des Doubusz angehört habe. Aber wenn auch die Richtigkeit dieser Angabe in Frage gestellt wird, so macht die Flinte ausser ihrer bedeutenden Länge (etwa 140 cm) und ihrem nach huzulischer Art mit Kerbschnitzerei verziertem Schafte[1]) noch das Kämmerchen in diesem letzteren merkwürdig; dasselbe dient nämlich zur Aufnahme eines Stückchens von einer Schlange, welcher Zauber das Wild anzieht.

Nach dieser Abschweifung kehren wir wieder zu unserem engeren Thema zurück. Die Fenster sind auch hier zuweilen mit Läden (*wikonnyci*) versehen (Fig. 185). Neben der massiven Hausthüre gibt es auch leichte Gitterthürchen, damit, wenn jene im Sommer offen steht, die Hausthiere nicht in das Vorhaus gelangen können (Fig. 180 und 182). Die Schlösser sind von derselben Art, wie sie in „Haus und Hof“ beschrieben wurden. Nur eine Art von Klappschloss habe ich hier gefunden, das mir im östlichen Huzulengebiete nicht begegnet war. Fig. 188 zeigt dasselbe. Wie aus der Figur leicht zu ersehen ist, fällt der Riegel *a* beim Zuklappen der Thüre *A* in die Vertiefung *b*, woher er dann von aussen durch die Drehung von *c* wieder herausbewegt werden kann. Dieses Schloss erscheint mit einem gewöhnlichen offenen Riegelschloss verbunden, wie es in „Haus und Hof“ (S. 161, Fig. 221) beschrieben ist. Höheres Interesse erregt ein Schloss, das mir Herr Hermann Jekel, Mühlenbesitzer in Kuty, im Jahre 1896 schenkte. Dasselbe wurde vor etwa 50 Jahren von einem Huzulen aus der Czeremoszgegend angefertigt. Es zeigt den Typus des Schlosses, welches in „Haus und Hof“ (S. 163, Fig. 227) beschrieben ist; doch weist es nicht weniger als sechs Fallhölzchen auf und ist überdies mit einem Vexirverschlusse versehen. Wie nämlich aus der Fig. 218 zu ersehen ist, kann das Fallhölzchen *i/3* nur dann vom Schlüssel gehoben werden, wenn die excentrische Scheibe *r* hinaufgedreht wird, was auf die Weise geschieht, dass einer der Holznägel, mit welchem das Schloss

[1]) Derselbe ist rückwärts (im Anschlag) nicht geschweift, sondern schief abgeschnitten.

angenagelt zu sein scheint, drehbar mit der Scheibe verbunden ist. Wer dies nicht weiss, der wird wohl den Holzschlüssel brechen, nicht aber das Schloss öffnen können.

Nachdem wir das Aeussere des Wohnhauses betrachtet haben, wenden wir uns seiner Umgebung und den anderen Theilen des Gehöftes zu. Neben dem Hause erblicken wir die verschiedenen Wirthschaftsgebäude. Sie sind auch hier theils an das Haus angelehnt, theils freistehend, selbstständig erbaut. Es gilt diesbezüglich vollständig das in „Haus und Hof" Gesagte. Die besonders rückwärts und auch seitwärts an die Häuser angelehnten Stallungen (Fig. 181, 183, 185, 186) heissen in Kosmacz und Polinyci *„dachy"* (Dächer) oder — wenn sie geringen Umfang haben — *„daszok"* (Dächlein); diese Bezeichnung kommt übrigens auch am oberen Czeremosz (Jawornik) vor.[1]) Für Stallungen finden sich ferner hier die Bezeichnungen *chliu*, *chliwec* (= kleiner *chliu*), *stajni* und *kołesznia;* für Pferdestallungen wird auch hier nur *stajni* verwendet (*stajni na marżynu i koni*). Die Kammer (*komora*, nicht *klit'*) ist auch hier, wenn sie abseits errichtet ist, mitunter sehr sorgfältig gebaut und mit einem Vorgange versehen, wie z. B. in Seletin und Sergie.[2]) Bezüglich der Heudächer ist hervorzuheben, dass dieselben hier oft mit Stroh gedeckt sind, was schon auf eine etwas ausgedehntere Feldwirthschaft hinweist. Die Umzäunungen, welche um die Heuschober angebracht werden, um diese gegen umherlaufendes Vieh zu schützen, nennt man in Kosmacz *stežir* (nicht *oplit*). Grenzmauern aus Steinen, die in demselben Dorfe sehr oft vorkommen, werden hier *mur* (Mauer) genannt. *„Parkan"* ist hier ein geflochtener Zaun aus Ruthen (*z prut płytyny*), während *plit* wie anderwärts im Huzulengebiete für den aus gespaltenen Hölzern hergestellten Zaun vorbehalten bleibt. Stege über Bäche und Flüsse finden sich auch hier in verhältnissmässig grosser Zahl und recht geschickt angelegt. Im Thale der Pistyńka fand ich an einigen Orten die Geländer derselben mit Zuhilfenahme von Astwinkeln hergestellt (Fig. 189). Das nöthige Wasser spenden auch hier zumeist natürliche Quellbrunnen; Ziehbrunnen sind selten (Fig. 190). Unterkunftshäuschen, wie sie uns an den Strassen besonders im Putilla- und oberen Seretththale begegnen, finden sich hier nicht. Ebensowenig sah ich in diesem Gebiete jene Gestelle mit Wassergefässen, wie ich sie in „Haus und Hof" beschrieben habe.

Wenden wir uns nun der inneren Anordnung der Räumlichkeiten des Hauses und der Einrichtung desselben zu, so gleichen dieselben bis auf einzelne Ausnahmen den in „Haus und Hof" geschilderten Verhältnissen. Auch hier ist jene Eintheilung Regel, dass in zweistubigen Häusern die Wohnräume (*chata*) rechts und links vom Vorhause liegen (Fig 185); letzteres heisst hier mit dem gemein ruthenischen Ausdrucke *siny* (nicht *choromy*). Die links des Vorhauses (Fig. 180 und 183) gelegene Stube (seltener die rechte, Fig. 182) wird auch hier nicht selten als Kammer benützt, während die andere allein als Aufenthaltsort der Familie dient. Kleine einstubige Häuser haben die Stube rechts oder auch links vom Vorhause (Fig. 186); letzteres wird dann auch als Kammer benützt. Dass zwei derartige



Fig. 184. Inneres einer Huzulenstube in Dora.

[1]) Vgl. „Haus und Hof", Fig. 363, und die Erklärung hiezu, S. 185.

[2]) Die Ansicht eines huzulischen Gehöftes in Seletin mit einer Kammer, die einen Vorgang aufweist, habe ich in dem Werke „Unsere Monarchie", S. 147, gebracht. (Die Photographie rührt nicht von Dutkiewicz, wie am eben angeführten Orte fälschlich bemerkt ist, sondern von mir her.)

Häuschen nebeneinander, unter ein Dach vereinigt, sich vorfinden, erklärt sich aus dem Umstande, dass eine derartige Hütte mit ihrem einzigen Wohnraume insbesondere nicht mehr ausreicht, sobald etwa ein junges Ehepaar in's Haus zog; daher musste dann eine zweite angebaut werden, die mit der älteren zusammen ein Ganzes bilden, bestehend aus zwei Stuben und zwei Vorhäusern mit besonderen Ausgangsthüren in's Freie. Ein solches Doppelhaus ist z. B. jenes Fig. 181 abgebildete, dass mit der Ueberlieferung über Dzwinka in Verbindung gebracht wird. In ähnlicher Weise mag eine noch seltenere Hauseintheilung entstanden sein, die ich in Kosmacz sehr vereinzelt traf. Dieselbe bestand darin, dass das Haus um einen Raum erweitert erscheint, in den man direct aus der Stube gelangt und der mit dem Namen *jankir* bezeichnet wird.[1]) Den Plan eines solchen Hauses bietet Fig. 187. Der „*Jankir*“ kann als Wohnraum oder Kammer benützt werden.

[1]) Offenbar das auch von den Juden und Polen gebrauchte *alkier, alkierz.*

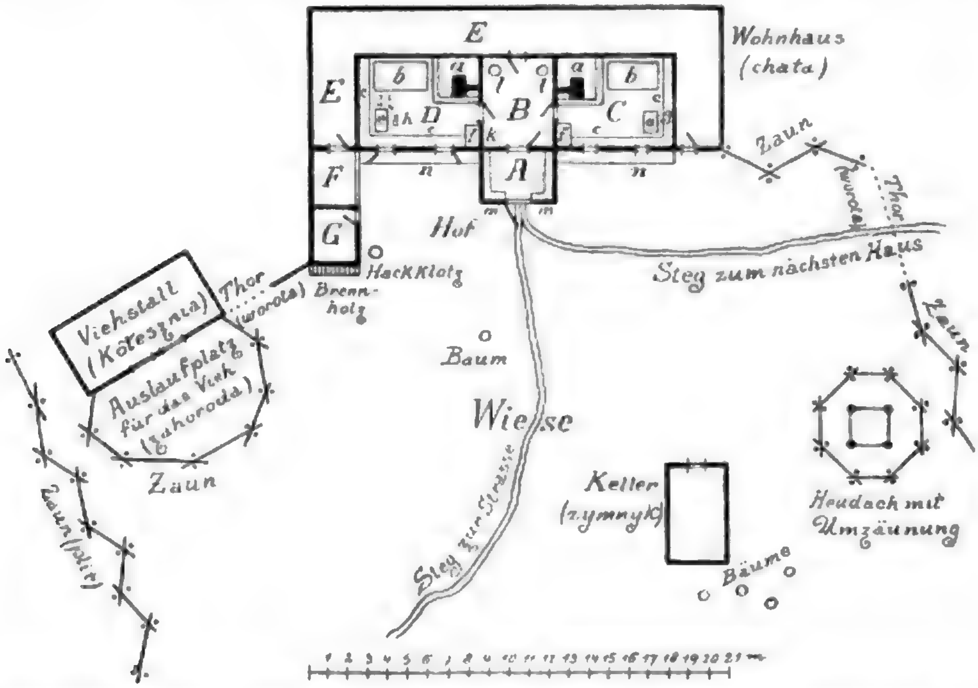


Fig. 185. Grundriss eines grossen Gehöftes in Kosmacz (Eigenthümer Mihajlo Kneszuk). *A* Gang (*ganok*), *B* Vorhaus (*siny*). *C* und *D* Stube (*chata*), *EE* Winterstallungen (*dachy do marżeny na zemu*) und Aufbewahrungsort für allerlei Fässer und Geräthe, *F* überdeckter Raum, gegen den Hof ganz offen (*piddaszy*), *G* ein kleiner Stall (*stajenka*). *aa* Ofen. *bb* Bettgestelle. *cccc* feststehende Bänke, *d* Kiste (*skrynia*), *e* Tisch, *ff* Geschirrkasten, bei *g* hängt an der Wand ein Wandbrett (Fig. 198) und neben demselben Bilder, ein Dreilicht, Töpfchen, Blumen, Handschuhe u. dgl., *h* eine tragbare Bank (Fig. 199), *ii* zwei Stühle (Fig. 200), bei *k* der Hackenhälter (Fig. 210), *ll* grosse Fässer (*giszka*), bei *mm* sind Eisenringe befestigt, an denen die Reitpferde angebunden werden, *nn* Vorbänke beim Hause. Die Stube links hat Fensterläden. Man vgl. die nebenstehende Figur, welche den in demselben Massstabe gefertigten Grundriss des Nachbarhauses zeigt, das einem armen Manne gehört.

Aus den Fig. 185 und 186 beigebrachten Plänen ergibt sich ausser der Vertheilung der Räumlichkeiten auch die weitere Einrichtung derselben in ihren allgemeinen Zügen. Wie wir sehen, besteht auch in dieser Hinsicht kein principieller Unterschied gegenüber den Verhältnissen bei den östlichen Huzulen. Auch hier fällt uns in der Stube vor Allem neben der Thüre in der Ecke gegen die Hinterwand der grosse Ofen (*picz*) auf. Die Einrichtung desselben ist jener in „Haus und Hof“ beschriebenen sehr ähnlich; doch fällt uns vor Allem ein Umstand auf. Während im östlichen Huzulengebiete der Ofen unmittelbar auf dem Boden aufruht (vgl. Fig. 201 und 202 in „Haus und Hof“), ist dies hier nicht der Fall. Vielmehr ruht hier der Ofenbau auf einer Grundlage (*fudument* [Fundament]) auf, die aus drei Balken (zwei Trägern und einem Fusse) besteht, so dass zwischen dem Boden der Stube und dem Ofen ein Raum sich befindet (Fig. 191). Bemerkenswerth ist es ferner, dass in Kosmacz in manchen Häusern die Kappe (*komyn*) des Ofens und die Rauchröhre (*kahla*) mit erhabenen

Gesimsen verziert sind. Diese nennt man *obruczi* (Reifen), wenn sie gekrümmt sind (*aa* in Fig. 191); sind sie dagegen ganz gerade, so heissen sie *pojasky* oder *popruhy* (Gürtel; z. B. *bb* in Fig. 191). Die Kappe ist entweder aus (fünf) grossen Steinplatten zusammengesetzt oder sie wird auch, wie ich dies in Dora sah, aus einem mit Ruthen durchflochtenen Holzgerüst hergestellt; letzteres ist mit seinen rückwärtigen Stäben in die darunter liegende Lehmmauer des Herdes „eingegraben" (*zakopany*), während die vorderen oben an einem Deckbalken (*swołok*) angenagelt sind (Fig. 192). Das Ganze wird mit Lehm verklatscht und, wie der Ofen überhaupt, geweisst. Aehnlich werden diese Kamine häufig bei den Rusnaken im Hügel- und Flachlande hergestellt. Die einzelnen Theile des Ofens führen besondere Namen, und zwar

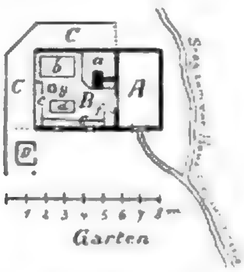


Fig. 186. Grundriss eines kleinen Hauses in Kosmacz (Eigenthümer Fedir Rabaluk). *A* Vorhaus, zugleich Kammer (*siny i komora*), *B* Stube, *CC* kleine Stallungen (*daszok*), *D* Schweineställchen (*kuczka*), *a* Ofen, *b* Bettgestell, *cc* feststehende Bänke, *d* kleiner Webstuhl (*krosna*; ist dieser nicht in Verwendung, so steht hier der Tisch), *f* Geschirrkasten, *g* tragbare Bank. Man vgl. den in demselben Massstab angefertigten Grundriss des reichen Nachbarhauses (Fig. 185).

heisst (Fig. 191) der Heizraum *A* kurzwegs: *picz*, der Kamin *B*: *komyn*, die Ofenröhre *C*: *kahła*, der Theil *D*: *opeczok*, *E*: *kut*, (Winkel), *F*: *prepicz*, *G*: *zapiczok*, *H*: *fudument*, endlich *I*: *pidpic*.

Der Rauch zieht aus dem Heizraume in den Kamin und von da, wie anderwärts im östlichen Huzulengebiete, durch die Ofenröhre in das Vorhaus, das keine Decke hat; von hier gelangt er sodann durch Oeffnungen im Dache oder durch solche zwischen Dach und Wänden oder endlich durch Lücken im Giebel in's Freie. Dass sich auch ordentliche Dachluken finden, ist bereits erwähnt worden. Fig. 193 zeigt ein keilenförmiges Ofenschürholz (*zamitalko*) aus Pidlisniu.

Betrachten wir die Grundrisse weiter, so finden wir auch das Bett (*poskil*), die langen Bänke (*ławycia*) an den Wänden, den Tisch (*stiu*) und den Geschirrkasten (*połyci*) — also die Haupteinrichtungsstücke — genau an den Stellen, wie etwa in den Häusern am Czeremosz. Die Betten sind auch hier ziemlich schlichte Gestelle (Fig. 194). Dagegen sind die Tische in Kosmacz (Fig. 195), in Mikuliczyn und in Dora recht schön; in letzteren zwei Orten fand ich mehrere sehr hübsche mit Einlegearbeit verzierte (Fig. 182 und 184). Statt des Tisches findet sich an seiner Stelle mitunter auch ein mehr kasten- oder kistenähnliches Geräth (*skrenia*). Tisch oder Kasten sind in der Regel mit einem groben Tischtuche bedeckt; Brot [1]) und Salz liegt darauf. Die Geschirrkasten sind mit oder ohne darunter stehenden Kasten (*szafa*); man vgl. Fig. 196 und 197. Im letzteren Falle ruhen die *połyci* auf einem Unterlagsbrett (*prewałok*); das dreieckige Stützbrett desselben heisst „*baba*". Diese Einrichtung findet sich nicht im östlichen Huzulengebiete. An der Wand neben dem Tische findet sich auch zuweilen noch ein Wandbrett (*połyczka*; Fig. 198). An der Giebelwand beim Tische hängen die Heiligenbilder (Fig. 184), ein Dreilicht (*trijcia*), ferner bunte Töpfchen, Schüsseln, Blumen, auch Handschuhe u. dgl. In der Nähe des Bettes oder auch beim Ofen sind an der Decke die Kleiderstangen (*żertky, hredky*) befestigt. Zwischen der Decke und den Tragbalken (*swołok*) derselben stecken die Kräuter, welche in der Johannisnacht gepflückt werden (*Iwanowy zilie*) und denen, wie im östlichen Huzulengebiete, besondere Heil- und Zauberkräfte zugeschrieben werden; Alte waschen sich mit dem Absud derselben, Kinder werden darin gebadet. Ausserdem fällt uns vor Allem eine kleine tragbare Bank (Fig. 199) in's Auge. In Kosmacz findet man in den Häusern — und das ist bei den östlichen Huzulen nicht zu sehen — auch einen oder zwei Holzstühle mit Lehne, ganz ähnlich jenen, wie man sie in deutschen Bauernstuben sehen kann (Fig. 200). Sowohl diese Stühle als jene oben erwähnte Bezeichnung für die zweite Stube („*jankir*") scheint auf einen fremden Einfluss zurückzugehen. Die einfache vierfüssige Bank heisst *stołec prostyj* (gemeine Bank); der Stuhl heisst zum Unterschiede *kresłowyj stołec* (stuhlartige Bank) und seine Lehne heisst *płyczynnyk* (Rückblatt). Schemel (*stilczyk*), die aus einem Stammstücke so angefertigt sind, dass die Aststümpfe die Füsse bilden, kommen auch hier vor (vgl. die Fig. 240

[1]) In Kosmacz unterscheidet man folgende Brotarten: *chlib kesłyj* (gegohrenes Brot, bereitet aus Kukuruz- oder Kornmehl); „*burinnyk*" (Brot aus Kukuruzmehl und gekochten Erdäpfeln, ungesäuert); *korsz* (Brot aus Kukuruzmehl, ungesäuert; Fig. 184 sieht man am Tische links zwei flache Brote.

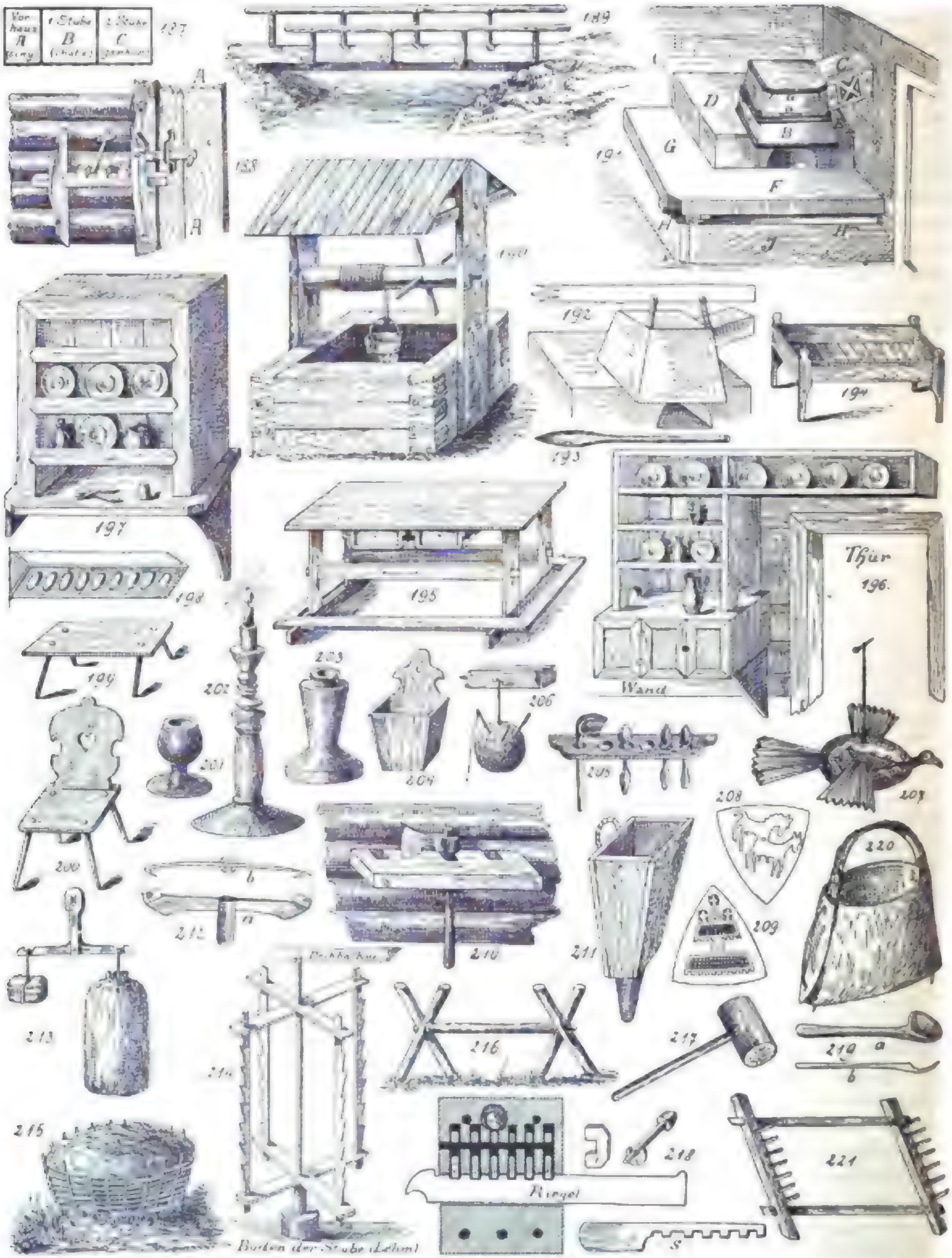


Fig. 187—221. (Die Erläuterungen stehen am Schlusse.)

bis 243 in „Haus und Hof"). Kochgeräthe, Schüsseln u. dgl. gleichen den uns schon bekannten. Ebenso findet man hier die bereits beschriebenen Pfeffermörser (Fig. 201). Leuchter sind auch hier bald aus Thon gefertigt, bald aus Holz geschnitzt (Fig. 202); in einem Hause fand ich auch jenen Theil eines thönernen Leuchters, in welchem die Kerze steckt, in einem hölzernen Untersatze festgesteckt (Fig. 203). Zur Aufbewahrung der Löffel fand ich entweder Körbchen (*kozek*) oder aus Brettchen geschnitzte Behälter (*łyzasznyk;* Fig. 204); auch Leisten mit entsprechenden Oeffnungen, ähnlich wie sie unsere Handwerker für ihre Werkzeuge haben, sind üblich (Fig. 205). In Kosmacz fand ich ferner kugelrunde oder längliche Pölsterchen für Nadeln (*pouskienka do ihliu*); sie hingen an Schnürchen von den Deckbalken herab (Fig. 206), um vor den Kindern in Sicherheit zu sein. In demselben Dorfe fand ich in einem Hause einen ganz merkwürdigen Schmuck. Bunten Ostereiern — die sich auch sonst ausgeblasen und an Schnüren gereiht oder den Blumen beim Dreilicht aufgesteckt als Schmuck vorfinden — ward an dem spitzigeren Ende aus Wachs Hals und Kopf eines Vogels aufgesetzt; rückwärts und seitwärts waren aus fächerförmig gefaltetem Papier Schwanz und Flügel eingesetzt; die Gebilde führen den Namen „*połowyk*" (Geier) und hängen an Fäden vor den Bildern von der Stubendecke herab (Fig. 207). Was die Ostereier selbst anlangt, so fand ich besonders schöne und mannigfaltig gezeichnete in Kosmacz. Viele Eier hatten hier Thierornamente, und zwar mit Fischen (Fig. 207)[1]) und mit Pferden (Fig. 208). Ein Ei mit einem Pferd sucht jeder Wirth zu haben, damit sein Viehstand wohl gedeiht.[2]) Es sei noch ausdrücklich bemerkt, dass ich diese Eier mit Thierornamenten nur selten fand; jene mit Pferden begegneten mir überhaupt nur in Kosmacz; ein Ei mit Fischen erhielt ich auch in Jawornik am schwarzen Czeremosz (vgl. Fig. 393 in „Haus und Hof"), doch weiss ich nicht, ob es nicht durch Arbeiter aus anderer Gegend (vielleicht aus Kosmacz) dahin kam. In etwas eigenthümlicher Weise waren auf Kosmaczer Eiern auch Kirchen (*cerkou;* Fig. 209) gezeichnet. Ein geometrisches Ornament — wie sie zumeist vorkommen — führte den Namen „Fräulein" (*panna*), doch war keine Aehnlichkeit zu einer weiblichen Gestalt darin zu finden. Die Mädchen pflegen zur Osterzeit die Burschen mit bunten Eiern zu beschenken, damit sie mit ihnen tanzen. Da die Huzulen den Bart rasiren, so findet man in jedem Hause leicht ein hiezu dienendes Messer. Dasselbe heisst, wenn es unseren Rasirmessern gleicht, „*brytwa*"; ein hiezu aus einem Stück Sense angefertigter Schaber heisst „*brycz*" (Kosmacz).

Tritt man in das Vorhaus, so findet man wohl an einer Wand neben der Eingangsthüre den „*sokernyk*", der dem oben beschriebenen Löffelhälter gleicht und zur Aufnahme der Hacken, jenem unentbehrlichen Werkzeuge der Huzulen, dient (Fig. 210). An einem Nagel hängt hie und da ein Holztrichter (*lijka*, Fig. 211). Fig. 212 zeigt uns ein Werkzeug, mit welchem die Fuge in die Schindeln eingeschnitten wird; der Name „*fug*" zeigt, dass sowohl das Werkzeug, als die damit erzeugte Schindel fremden, und zwar offenbar deutschen Ursprunges ist. Das ursprüngliche Dachdeckmaterial ist das lange Spaltbrett (*dranycia*), von gleicher Dicke und ohne Fuge. In manchem Hause wird man auch einer sehr primitiven Wollwage (*waszka do wouny*; Fig. 213) gewahr. An dem einen Arm derselben hängt ein Stein, an dem anderen wird der Sack mit Wolle befestigt, welche man zum Verspinnen ausser Haus gibt. Werden dann die Knäule gebracht, so überzeugt man sich durch das Abwägen derselben, ob nicht ein Theil der Wolle entfremdet wurde. Im Vorhause oder in der Kammer stehen grosse Fässer für Getreide und Kraut (*giszka, połubiczok, boczka*). Die langen und schmalen, zum Transporte auf dem Pferd geeigneten Fässer (*berbynycia*) sind hier, wie im Huzulengebiete überhaupt, überall zu finden. Das zur Aufnahme der Osterspeisen bestimmte Gefäss, in welchem diese in der Osternacht zur Kirche getragen werden, um daselbst geweiht zu werden, heisst hier „*paskowec*" (von *paska* = Osterbrot). Im Hause, in der Kammer oder vor dem Hause am Gange findet man auch wohl Spinn- und Webegeräthe. Eine besondere Art der „*snuwałka*", nämlich der Vorrichtung zur Herstellung des Zettels (Kette, Längsfäden, *osnowa*) für die Gewebe, zeigt Fig. 214.[1]) Andere richten den Zettel (*snuwaty prežu*) auf einer Bank (*na ławyci*) oder an Pflöcken, die an der Aussenwand der Hütte stecken (*po pid chaty*

[1]) Ganz ähnlich jenem in „Haus und Hof", Fig. 393, abgebildeten.

[2]) Vielleicht steht hiezu die in unserer Fig. 208 abgebildete Scene in engerer Beziehung. Allenfalls zeigt diese Abbildung, dass diese Leute nicht gerade schamhaft sind, gehen doch die Eier von Hand zu Hand.

[1]) Auch Fig. 182 ist eine solche zusammengeklappt, rechts an der Wand, zu sehen.

snowujut). Nachträglich mag auch noch die Abbildung einer anderen Art von „*snuwawka*" aus Sadeu beigebracht werden (Fig. 221) Diese Vorrichtungen findet man deshalb ziemlich häufig, weil einerseits Webstüble in den huzulischen Häusern sehr oft vorkommen, andererseits man auch den Webern den Zettel bereits hergerichtet zu übergeben pflegt. Der Einschlag (*tkanie*) wird in Knäueln denselben überbracht. Von anderen Geräthen fallen uns noch grosse Körbe mit einem Henkel auf, welche man zum Heutragen verwendet (*koszil*); sie haben die Form der in „Haus und Hof" Fig. 326 abgebildeten kleineren Körbchen (*koszełek*). Am Hofe oder jenem Theile desselben, welcher als Viehstand (*zahoroda*) dient, findet man grosse, bodenlose Körbe (*jasli*), in welchen den Thieren das Heu vorgelegt wird, damit sie dasselbe nicht umherzerren und in den Koth treten (Fig. 215). Die verschiedenen anderen umherstehenden Geräthe sind uns bekannt, so die Geräthe zur Heuarbeit, Kannen, Schaffe, Flachsbrecheln, Schnitzbänke u. dgl. Einen Holzbock zeigt Fig. 216; ein solches Gestell heisst *krosna wid drou* und ist zu unterscheiden von der *krosna do tkanie*, mit welcher Bezeichnung eine kleinere Art von Webstuhl benannt wird, auf der man wohl Tuch, Rockschürzen für Frauen und Wolltaschen, nicht aber Leinwand weben kann; am „*warstat*" (Fig. 367—370 in „Haus und Hof") kann dagegen Alles gewoben werden. Gilt es, dicke Holzklötze zu Brennholz zu verspalten und reicht hiebei der Schlag der Hacke nicht aus, so wird dieselbe mit dem Holzschlägel (*dobnia*, Fig 217) in's Holz getrieben.

Wie im östlichen Huzulengebiete, so haften auch hier an den einzelnen Theilen des Hauses, an seinen Geräthen u. s. w. allerlei Aberglauben. So wird z. B. auch in Kosmacz, um Hagel, Sturmwind u. dgl. aufhören zu machen, die Ofenkrücke vor's Haus geworfen, wobei sie mit der geraden Seite des Schürholzes (vgl. Fig 305 in „Haus und Hof") nach oben zu liegen kommen muss. Von uns bisher unbekannten Gebräuchen knüpft einer an den Spiegel an. Ich lernte ihn kennen, als ich in Czernediuski Polinyci am Prutecz die Gastfreundschaft des Huzulen Prokop Bojko in Anspruch nahm. Mein Führer, der mich mit seinem Pferde aus Kosmacz über die Berge in's Pruththal führte, rieth mir, in dem Hause dieses reichen Mannes zu rasten. Als wir das Gehöfte betraten, war der Wirth mit den Kindern allein zu Hause. Mit grosser Freundlichkeit und sichtlicher Freude, wie man sie bei den Bewohnern der abgelegenen Thäler allein findet, empfing uns der Mann und bat uns, in die Stube einzutreten und hinter dem Tische Platz zu nehmen. Sodann ergriff er ein Horn, das im Vorhause hing, und rief mit demselben die Hauswirthin — sein uneheliches Weib —, die mit dem Gesinde auf der benachbarten Bergwiese beschäftigt war, in's Haus. Nun trug man uns, was die Vorrathskammer bot, als: gesalzenen Schafkäse, sauere Milch, gekochte Erdäpfel und Kukuruzbrei, auf. Während wir hievon und von unseren Vorräthen assen, war der Mann, der am Arm das jüngste Kind trug, da er uns zum Zugreifen nöthigte, an den Spiegel getreten, der an der Wand neben dem Tische hing. Sofort verwies ihm dies das Weib mit der Bemerkung, dass das Kind, wenn es in den Spiegel sehen würde, Blattern bekommen könnte. Nun wendete der Wirth sofort den Spiegel mit der Glasseite zur Wand. Eine geschnitzte Spinnwirtel, welche ich kaufen wollte, wurde mir sofort geschenkt. Für das wenige Zuckerwerk und Weissbrot, das ich den Kindern bot, fanden Vater und Mutter nicht genug Worte des Dankes. Als ich mich zum Abschiede anschickte, musste ich noch ein grosses Stück des Käse, das der Mann aus der Kammer in Papier eingeschlagen herbeiholte, mitnehmen. Mit grossem Danke, dass wir sie aufgesucht, gaben uns die Hausleute den Abschied. Ich bemerke nur noch, dass ich auch in diesem menschenfernen, entlegenen Gebiete an der Wand hinter dem Tische neben den Heiligenbildern, Kreuzen u. dgl. das Bild der kaiserlichen Familie fand.

II. Nachträge zu „Haus und Hof" der Huzulen im Czeremosz- und Suczawathale.

In diesem Anhange möchte ich das Wenige beifügen, was an Ergänzungen und Verbesserungen zu meiner früheren Arbeit „Haus und Hof bei den Huzulen" sich ergeben hat. Hieher gehören die oben (S. 216 f.) im Texte gebrachten Bemerkungen über das Vexirschloss aus Kuty am Czeremosz. Es ist Fig. 218 abgebildet.

Soweit ich bemerkt habe, ist in „Haus und Hof" Fig. 267 fehlerhaft gerathen. Diese alten Löffel haben vielmehr die Gestalt, wie sie unsere Fig. 219 zeigt.

Ausser der Fig 328 abgebildeten henkellosen Form der Rindenkörbchen gibt es auch mit Henkeln versehene. Der Henkel ist aus einem der Grösse des Körbchens entsprechend breiten Rindenstreifen her-

gestellt, dessen Enden mit denselben Zweigen festgesteckt werden, welche die zum Korbe gebogene Rinde festhalten. (Fig. 220.)

Ferner gehört hieher die oben S. 222 angeführte und Fig. 221 abgebildete Vorrichtung zum Herstellen des Zettels (aus Sadeu).

Endlich sind hier noch einige abergläubische Gebräuche als Nachträge zu dem Capitel „Die Cultstätten des Hauses“ beizubringen.

Zunächst ist zu bemerken, dass die Ofenröhre beim Besprechen von Wasser, das zu Zauberzwecken dienen soll, eine besondere Rolle spielt. Hat das Kind z. B. keinen gesunden Schlaf, so holt man aus einem Brunnen Wasser und trägt dasselbe, ohne etwas davon auszugiessen und ohne dass man stehen bleibt, zu einem anderen Quell. Dort giesst man zum ersteren Wasser einiges aus diesem Brunnen, trägt es nun nach Hause und stellt das Gefäss in die Ofenröhre. Hierauf zündet man Feuer an und sobald der erste Rauch über das Wasser gegangen ist, nimmt man es weg, wärmt es und badet darin das Kind. Dieser Zauber ist in Jasienów am Czeremosz üblich. In Ploska pflegt man zu Zauberzwecken verwendetes Wasser in folgender Art zu beschwören. Das Wasser wird vor Sonnenaufgang aus neun Quellen geholt. Nachdem dasselbe in eine Schüssel gegossen wurde, werden drei Knoblauchzähne hineingeworfen. Sodann tritt der Beschwörer sammt der Schüssel vor die Ofenröhre, die im Vorhause mündet, verneigt sich dreimal vor derselben und beschreibt mit dem Messer im Wasser ein Dreieck, indem er mit den Knoblauchzähnen die Ecken desselben bezeichnet. Während der Beschwörer das Wasser noch mehrmals mit der Messerschärfe berührt, spricht er die Zauberformel: „Jordanwässerchen, du bespülst die Auen und die Ufer, die Wurzeln und die weissen Steine. Wasche auch rein diesen Christ, der rein geboren ist, von Hass, Neid und allem Bösen.“ Durch die Ofenröhre fahren auch die Hexen auf einem Ofenschürholz oder einem Besen zu ihren Versammlungen. Offenbar wird also die Ofenröhre in gewissem Sinne als Sitz unreiner Mächte angesehen, während der Ofenherd der heilige Mittelpunkt des Hauses ist. Aus dieser Bedeutung des Herdes ist es auch erklärlich, warum die Mädchen am heiligen Weihnachtsabende, wenn sie die Stube fegen, den Mist zum Ofen kehren, damit im Fasching der Werber komme.

Der Zaun dient beim Anstellen von Orakeln. Um ihren künftigen Mann kennen zu lernen, wenden die Mädchen das Pflockzählen an. Das Mädchen zählt nämlich in der Andreasnacht an einem Zaune der Reihe nach neun Pflöcke ab und schliesst aus der Beschaffenheit des letzten auf die Eigenschaften des künftigen Mannes. Ist z. B. der Pflock gerade und glatt, so wird der Mann schön sein; ist er aber abgerieben und krumm, so wird der Bräutigam unschön oder gar ein Krüppel sein. Sind mehrere Mädchen anwesend, so beginnt jedes folgende dort zu zählen, wo das vorhergehende aufgehört hat, und bezeichnet seinen neunten Pflock mit einem Zeichen, um denselben am nächsten Tage wieder zu erkennen. Am Zaune stellt man auch ein Orakel an, um zu erkennen, welche Saat am besten gedeihen werde. Das Orakel wird am Feste der 42 Märtyrer (6. März a. St. = 18. März n. St.) angestellt, weil man an diesem Tage die Aussaat zu säen pflegt. Um nun zu erfahren, welche Saat am besten gedeihen würde, legt das Weib auf den Zaun drei Eier in einer Reihe; springt von der Kälte das erste in der Reihe zuerst, so wird die früheste Aussaat am besten gedeihen; springt das zweite zuerst, so die mittlere, endlich dem dritten entsprechend die letzte. Springt keines der Eier, so wird das Jahr überhaupt fruchtbar sein. Da der Zaun das Gehöfte umgibt und schützt, so müssen an dem Eingange durch denselben vor Allem jene Vorsichtsmassregeln getroffen werden, welche den Hexen den Eingang in das Gehöfte verwehren. Ueberall pflegt man daher besonders in der Georgsnacht und in der Nacht vor St. Johannes dem Täufer, in welchen Nächten die Hexen zumeist dem Viehstande zu schaden suchen, auf die Thorbalken grüne Rasenstücke zu stellen, in denen am Palmsonntag geweihte Weidenzweige (*beczka*) oder Zweige von der zauberkräftigen Silberpappel stecken. Zu demselben Zwecke werden auf die Hof- und Stallthore mittelst Theer Kreuzzeichen gemalt. Auch möge erwähnt werden, dass man sowohl zu Weihnachten als am Georgsfeste Cultuszwecken dienende Feuer beim Thore anzündet. Zu Weihnachten kehrt man am dritten Festtage die Stube, an der Schwelle beginnend, und verbrennt den Kehricht zugleich mit dem unter der Bezeichnung „*Did*“ (der Alte) in der Stube zur Festzeit aufgehäuften Stroh beim Eingang in den Hof; über dieses Feuer springen die Huzulen, damit sie gegen Erschrecken geschützt seien. Anderwärts ist es üblich, das Feuer, welches bei den Huzulen am Vorabende des Georgsfestes angefacht wird, beim Thore zu entzünden, darüber das Vieh zu treiben und selbst zu springen.

III. Erklärungen zu der Tafel.

Fig 187. Grundriss eines Hauses in Kosmacz, welches eine seltene, nur ausnahmsweise vorfindige Eintheilung aufweist.
„ 188. Offenes Riegel- und Klappschloss aus Holz. Kosmacz.
„ 189. Steg im Pistyńkathal.
„ 190. Brunnen. Ebenda.
„ 191. Ofen. Kosmacz.
„ 192. Ofenkappe. Dora.
„ 193. Ofenschürholz. Pidlisniu (Pruththal)
„ 194. Bettgestell. Kosmacz.
„ 195. Tisch. Kosmacz.
„ 196. } Geschirrkasten. Kosmacz.
„ 197. }
„ 198. Wandbrett. Kosmacz.
„ 199. Gewöhnliche tragbare Bank. Kosmacz.
„ 200. Stuhl. Kosmacz.
„ 201. Pfeffermörser aus Holz. Kosmacz.
„ 202. Hölzerner Leuchter. Kosmacz.
„ 203. Hölzerner Leuchter mit einem Einsatz aus Thon für die Kerze. Kosmacz.
„ 204. } Löffelbehälter. Kosmacz.
„ 205. }

Fig. 206. Nadelpolster. Kosmacz.
„ 207. Geier aus einem Osterei als Zimmerschmuck. Kosmacz.
„ 208 } Ornamente von Ostereiern. { Pferde. „Kirche" } Sammlung R. F. Kaindl.
„ 209. }
„ 210. Hackenhalter. Kosmacz.
„ 211. Trichter aus Holz. Kosmacz.
„ 212. Werkzeug zur Herstellung der Nuth in den Schindeln (*a* von der Seite, *b* von oben gesehen). Kosmacz.
„ 213. Wollwage mit einem Stein als Gegengewicht. Kosmacz.
„ 214. Gestell zur Herrichtung des Zettels. Ebenda.
„ 215. Bodenloser Korb für Heufütterung. Mikuliczyn.
„ 216. Holzbock. Kosmacz.
„ 217. Schlägel, verwendet beim Spalten des Holzes. Kosmacz.
„ 218. Holzschloss mit sechs Fallhölzchen und einem Vexirverschluss (im Durchschnitte). *i* ein Fallhölzchen, *v* der Vexirverschluss sammt dem Holzbolzen, mittelst welches die Scheibe gedreht wird, *s* der Schlüssel. Kuty (Sammlung R. F. Kaindl).
„ 219. Alter Holzlöffel (*a* Ansicht, *b* Durchschnitt).
„ 220. Rindenkörbchen mit Henkel. Sadeu. (Sammlung R. F. Kaindl.)
„ 221. Gestell zur Herstellung des Zettels. Sadeu.

Zur Geschichte des Kachelofens.

Von Professor Dr. **Rudolf Meringer.**

(Mit 10 Text-Illustrationen.)

Die Erfindung eines brauchbaren Zimmerofens bedeutete einen grossen Fortschritt unserer Hauscultur Mit ihm war dem alten offenen Herde ein überlegener, nie wieder zu besiegender Gegner erstanden; das heimliche Leben des Hauses, das sich früher so gerne in die Nähe des Herdes zog, wurde zum Ofen abgelenkt, es entstand die Stube, ein bequem heizbarer Raum, der beste, den auch unsere heutige Wohnung noch besitzt. Seit dieser Zeit besteht das einfachste, wirklich „oberdeutsche" Haus aus Küche und Stube, d. h. aus Herdraum und Ofenraum. Nur die Almhütte des Senners — der aber nichts besonderes „Oberdeutsches" anhaftet — hat ihre Einzelligkeit bewahrt, der Herdraum ist die ganze Menschenbehausung. Diese Ansichten nochmals hervorzuheben, veranlasst mich der Umstand, dass man das eigentlich Bezeichnende „oberdeutscher" Bauart noch immer in anderen Eigenschaften sucht, z B. in dem Vorhandensein des Flures, obwohl ein solcher, ein Vorhaus, sehr oft ganz und gar fehlt. R. Henning hat diese Anschauung begründet und G. Bancalari spricht noch ganz neuerdings (Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXVI, S. 93) von einem „mitteleuropäischen Flurhallentypus". Ich möchte Bancalari bitten, diesen Namen gänzlich und endgiltig fallen zu lassen, aus Gründen, die ich a. a. O., Bd. XXIII, S. 166 und Bd. XXV, S. 57, dargelegt habe und denen nicht widersprochen wurde. Wenn es eines neuen Namens bedarf, so wäre vielleicht ganz nüchtern „Küchen-Stubenhaus" zu sagen und damit wäre die Abgrenzung gegen das sächsische Haus („Stall-Küchenhaus" kann man es heissen) im Norden und gegen das „Küchenhaus" des romanischen Südens, das einer eigentlichen Stube, eines Ofenraumes, entbehrt, gegeben. Der Name „Flurhallenhaus" ist für mich schlechtweg unannehmbar, weil der „Flur" durchaus nicht einheitlichen Ursprunges ist und weil er, wie gesagt, gar nicht immer vorhanden ist.[1])

Ich lade G. Bancalari und die anderen Mitforscher ein, zu dieser Frage Stellung zu nehmen, um das gewünschte Ziel einer einheitlichen Terminologie bald zu erreichen.

Die Geschichte des Ofens ist bis zu einem gewissen Grade die Geschichte der Stube selbst. Von Arten des Ofens sind mir nur der Kachelofen und der gemauerte Ziegelofen, d. h. der aus Ziegeln hergestellte Ofen, bekannt geworden. Dem letzteren und seiner Geschichte ist noch so gut wie gar kein eindringenderes Studium — so viel ich sehen kann — zutheil geworden.[1])

Auch die vorliegenden Zeilen haben es blos mit dem Kachelofen zu thun. Das vorhandene Bildermaterial über ihn ist noch recht dürftig und armselig, eine Folge der geringen Theilnahme oder doch ganz unzulänglichen Förderung, welche der Hausforschung bis jetzt zutheil geworden ist. Vgl. die Abbildung eines Kachelofens aus Spital (Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXIII, S. 139, Fig. 57, wozu Fig. 67 und 68; J. R. Bünker, a. a. O., Bd. XXV, S 135, Fig. 207; G. Bancalari, a. a. O., Bd. XXVI, S. 110, Fig. 138, S. 111, Fig. 139, 140, S. 112, Fig. 141).

Die volksthümlichen Kachelöfen sind entweder kugelig oder prismatisch aufgebaut. Die älteste Form scheint die kugelige oder eiförmige zu sein; bei ihr sind die Kacheln zumeist nicht hart aneinander gerückt, sondern jede steckt frei, ohne an ihrer Gestalt Einbusse zu erleiden, in dem Lehmmantel des Ofens. Mehr als dieser Unterschied muss aber in die Augen fallen, ob die Kacheln convex oder concav erscheinen. Convexe Kacheln zeigt der Ofen in Spital, a. a. O., Bd. XXIII, S. 139, Fig. 57, concave Kacheln hat z. B. der Ofen, den ich a. a. O., Bd. XXI, S. 120, erwähnt habe (Alt-Aussee) und dessen auch von Frl Maria Spanitz (Zeitschrift für österr. Volkskunde, II, S. 130) gedacht wird. Frl. Spanitz sagt: „Dieser Ofen hat beinahe die Gestalt eines grossen Bienenkorbes und ist aus schwarzen Thonkacheln zusammengefügt, die tiefe Quadrate bilden und sich nach innen zu verjüngen." Oefen mit concaven

[1]) Ueber das „oberdeutsche" Haus und viele andere Fragen hat kürzlich Herr Karl Rhamm („Globus", LXXI, S. 169, 183, 206) seine Meinungen dargelegt, die ich, mit Ausnahme einiger Bemerkungen und Beobachtungen, nicht für zutreffend halten kann. Herr Rhamm hat auch mich speciell mehrfach angegriffen. Eine Erwiderung ist unnöthig.

[1]) Ueber den Steinofen vgl. Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXIII, S. 169.

Kacheln sind namentlich in Kärnten sehr häufig und Fig. 222 skizzirt — leider nur nach der Erinnerung — einen solchen.

In den Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXIII, S. 171 ff., habe ich den Gedanken eines Zusammenhanges zwischen dem Hypocaustum der Römer und unserem Kachelofen ausgesprochen. G. Bancalari hat neuerdings a. a. O., Bd. XXVI, S. 109, erklärt: „Der Ofen ist gewiss kein Abkömmling des Hypocaustums, hat gar nichts Verwandtes mit ihm, weder in den Grundzügen, noch in der Entwicklung.“ Dem ersteren Theile dieses Satzes könnte ich zustimmen, nachdem ich vor und ohne Bancalari auf die Beziehungen zwischen Kachelofen und Backofen hingewiesen habe; dem letzteren widerspreche ich. Das Princip der Aussenheizung ist beiden, dem Hypocaustum und dem Kachelofen, gemeinsam und damit ist die Möglichkeit verwandtschaftlicher Beziehungen vorhanden, wie ich a. a. O., Bd. XXIII, S. 171, mit aller Schärfe hervorgehoben habe. Von der Idee einer directen Abstammung bin ich selbst abgekommen, worüber ich Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXV, S. 62 f., zu vergleichen bitte.

Aber der Gedanke einer Verwandtschaft beider muss doch naheliegend sein. Aug. Meitzen nennt die römischen Heizröhren „Kacheln“ (wie ich bei früherer Gelegenheit erwähnt habe), was zwar unrichtig ist, aber doch mit einem richtigen Eindrucke zusammenhängen kann, und Dr. F. Quilling sagt (s. unten), nachdem er von der Construction eines Kachelofens gesprochen hat: „Auf demselben nur eben weit vollkommener ausgebildeten Princip beruht übrigens die Anlage der Hypocauste.“ Eine gewisse Aehnlichkeit zwischen beiden Einrichtungen besteht auch noch in einer anderen Verwendung. Es ist wohl zweifellos, dass die Hypocaustum-Anlagen öfter blos zur Trockenlegung dienten. Auch die Kacheln konnten so gebraucht werden, worüber v. Cohausen (s. unten, S. 137) zu vergleichen ist.

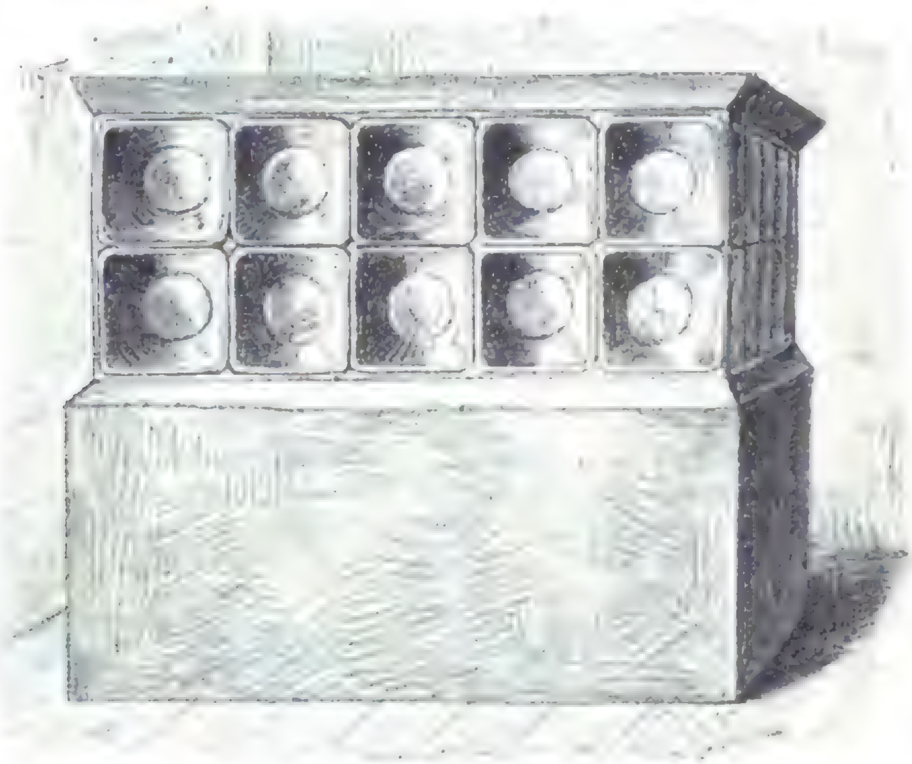


Fig. 222. Ein Kachelofen aus Kärnten mit concaven Kacheln.

Im Jahre 1894 habe ich die Ansicht ausgesprochen, dass der Ahn des Kachelofens der Backofen ist, aber der nach römischer Art aus Wölbtöpfen hergestellte. Der Zusammenhang mit römischer Kunstfertigkeit blieb mir weiterhin Ueberzeugung. G. Bancalari sagt jetzt (Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXVI, S. 109): „Seine (nämlich die des Ofens) Abstammung dagegen vom überdeckten Herd, also

vom Backofen, ist mir ausser jedem Zweifel." G. Bancalari wird mir zugeben, dass der Mangel von Zweifeln noch nicht den Abgang eines Beweises ersetzt und — nebenbei sei es bemerkt — ist mir unbekannt, warum ohneweiters Bancalari den Backofen einen überdeckten Herd nennt, da doch über



Fig. 223. Töpfe vom Gewölbe des Aulofens in Seulberg.

die Beziehungen von Backofen und Herd Niemand etwas bekannt sein dürfte.

Seit meiner Arbeit vom Jahre 1893 habe ich die Hoffnung gehegt, dass uns ein glücklicher Spatenstich einen römischen Kachelofen bescheeren wird. Diese Hoffnung war damals schon insoweit in Erfüllung gegangen, als römische Töpferöfen mit Kachelgewölben schon seit 1884 gefunden



Fig. 224. Topf aus dem Museum zu Wiesbaden.

waren, die aber erst später bekannt gemacht wurden. Ich berichte chronologisch über die diesbezüglichen wichtigen Publicationen.

Im Jahre 1873 lernte der Oberst A. v. Cohausen einen seit 25 Jahren nicht mehr im Gebrauche stehenden Töpferofen kennen, worüber er in den „Annalen des Vereines für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung", XIV. S. 127, 1877, berichtete. „Der Aulofen in Seulberg und die Wölbtöpfe." „Das Merkwürdigste an diesem Ofen — sagt v. Cohausen, S. 128 — ist sein Gewölbe. Es beginnt 80 cm über dem Boden und besteht aus Kränzen ineinandergesteckter Töpfe, wie zwei derselben in Fig. 5 (bei mir vgl. Fig. 223) dargestellt sind. Dieselben sind abwechselnd in einem Kranz von rechts nach links, im nächsten umgekehrt, ineinandergesteckt. Sie bleiben leer, sind aber sowohl von unten als von oben mit Strohlehm beworfen und

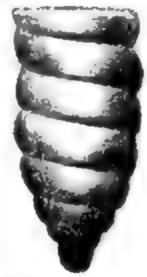


Fig. 225. Gewölbetopf von St. Sebastiano, Rom.

bestrichen." v. Cohausen bemerkt dazu, dass auch in Aulhausen in den Zwanziger-Jahren, vielleicht auch später, die Töpferöfen mit Töpfen gewölbt wurden.

Was v. Cohausen mit Recht am meisten überraschte, war die Aehnlichkeit dieser Töpfe mit römischen und anderen, welche sich im Museum zu Wiesbaden finden (vgl. seine Abbildungen a. a. O., Tafel III, Fig. 6—14). Ich wiederhole seine Fig. 9 (vgl. Fig. 224), obwohl das Object nicht römisch

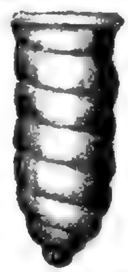


Fig. 226. Gewölbetopf von St. Vitale, Ravenna.

sein dürfte, wegen des für Kacheln bezeichnenden Gewindes, das dazu dient, die Kachel in festem Zusammenhang mit dem umgebenden Bindemittel (Lehm, Thon) zu halten. v. Cohausen spricht dann von den Wölbtöpfen zu höheren Bauzwecken S. 131: „Lange vor dieser Anwendung von Wölbtöpfen zu technischen, war die zu höheren Bauzwecken, zur Construction leichter, weitgespannter Gewölbe, namentlich von Kuppeln, bekannt; wir erinnern an dieselben, indem wir in Fig. 15 (vgl. Fig. 225) die von St. Sebastiano und St. Stephano rotondo in Rom und in Fig. 16 (vgl. Fig. 226) die der Kuppel von St.

Vitale in Ravenna darstellen, erstere im IV., letztere im VI. Jahrhundert erbaut." v. Cohausen zeigt dann an einer Skizze Tafel IV, Fig. 18, wie er sich einen alten Töpferofen, ganz aus Kacheln hergestellt, denkt (vgl. Fig. 227).

Ich constatire, dass v. Cohausen weitere Zusammenhänge weder findet noch sucht, dass er aber immerhin von „flaschenförmigen Kacheln" spricht, die er sich zur Herstellung der Ofenwände als geeignet denkt. Seine Worte S. 136: „Wir haben zwar bis jetzt noch keine in dieser Weise aus flaschenförmigen Kacheln aufgeführte Ofenwände in situ gefunden" — lassen wohl keinen Zweifel, dass ihm unser Kachelofen durchaus nicht in den Sinn gekommen war. Ebensowenig hat er an einen römischen, mit Kacheln hergestellten Ofen gedacht, da er ausdrücklich die Verwendung von Wölbtöpfen zu höheren Bauzwecken — seine Beispiele gehören dem IV. und VI. Jahrhunderte an — weit älter sein lässt, als die Verwendung zu niederen technischen Zwecken.

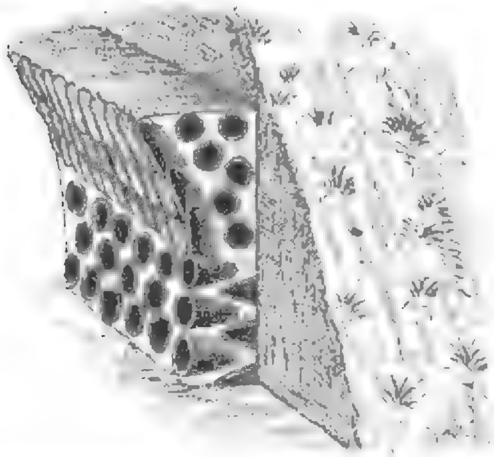


Fig. 227. Versuch der theilweisen Reconstruction einer Grundgestalt des Kachelofens nach A. v. Cohausen.

Ueber römische Topferöfen berichtet dann A. Hammeran, Correspondenzblatt der „Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst", V (1886), Nr. 79. Leider sagt er über die Construction nichts Seine Worte: „Die durchlöcherte Lehmdecke war bei den Oefen meist erhalten", entbehrt der Klarheit.

Dr. F. Quilling verdanken wir die erste ausführlichere Nachricht (vgl. „Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst", XII, 1893, S. 262 ff.) von einem römischen Töpferofen, bei dem Kacheln in Verwendung kamen. Im Jahre 1884 grub der Frankfurter Verein bei Heddernheim zwei Töpferöfen auf, von denen einer rund, einer viereckig war Nachträglich zerstörten die Bauern die Decke und da stellte sich heraus, „dass die durchlöcherte Decke des Brennraumes an ihren dicksten Stellen, d. h. wo sie sich gewölbartig an der Umfassungswand anschliesst, hohle Töpfe eingeschlossen hat".

Meine Fig. 228 wiederholt F. Quilling's Bild a. a. O., Tafel IV. Fig. 229 bringt eine verwandte Gefässform, die ich nur deshalb aufnehme, weil F. Quilling die eigentlichen Kacheln nicht in grösserem Massstabe zeichnet.

Damit ist in ganz zweifelloser Weise ein römischer Kachelofen gefunden worden. Dass er im selben Jahre 1893 publicirt wurde, in welchem ich die Erfindung unseres Zimmerkachelofens den Römern zuschrieb, ist ein Zufall.[1]) Bei der Gleichheit

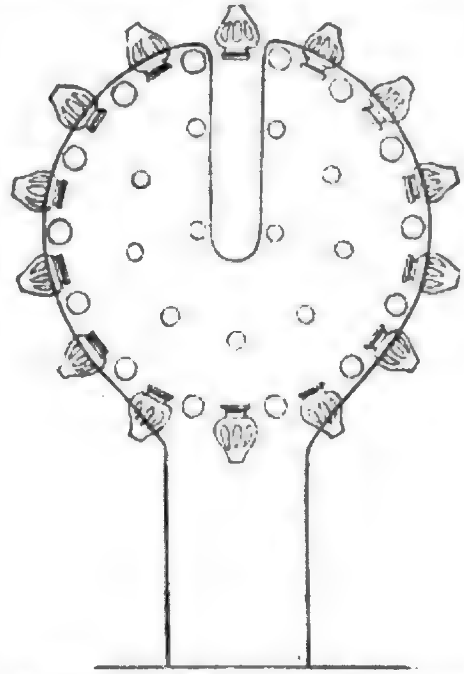


Fig. 228 Römischer Töpferofen aus Heddernheim.

[1]) Ich habe den Aufsatz F. Quilling's erst im Juli 1896 kennen gelernt. In Wien war auf römischem Boden ein Topf ausgegraben worden, welchen ich in einer Sitzung des „Eranos" demonstrirte und für eine Kachel erklärte (vgl. Fig. 230). Nach der Sitzung wurde ich von Herrn Tragau auf die Arbeit Quilling's aufmerksam gemacht. Als ich Quilling's Aufsatz kannte, schrieb ich dem Verfasser, ob er denn nicht den Zusammenhang dieser römischen Topföfen mit unseren Kachelöfen schon selber erwogen hätte. Er antwortete mir am 13 October 1896, er wäre nie darauf gekommen, die Vermuthung scheine ihm aber ansprechend.

der Constructionsprincipien des römischen Töpferofens und unseres volksthümlichen Kachelofens wird wohl kaum Jemand den Zusammenhang ablehnen wollen oder können

Die von Dr. F. Quilling, a. a. O., S. 263, Anm 11, in Aussicht gestellte Gesammtpublication der in Heddernheim zutage gekommenen Töpferöfen ist unterdessen erschienen [1] (vgl. „Mittheilungen über römische Funde in Heddernheim", I, herausgegeben von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a M., Frankfurt 1894). Die Abhandlung II: „Töpferöfen in der Römerstadt bei Heddernheim" von Architekt Christian Ludwig Thomas,

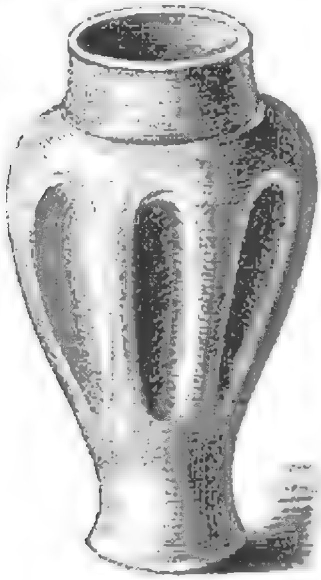


Fig. 229 Römischer Topf aus Heddernheim.

bringt S. 14 f. eine Beschreibung der schon von Quilling im Grundrisse dargestellten Ofenanlage, wozu Thomas' Tafel II, 4 und III, 4*b* zu vergleichen ist. Bedauerlich ist, dass die Decke des oberen Brennraumes zerstört ist, so dass nur eine unterste Schichte von 14 weitbauchigen, hohlen Töpfen noch festzustellen war. Ob Kacheln auch in den anderen Theilen des verschwundenen Gewölbes zur Anwendung gekommen waren, d. h. ob diese Annahme möglich oder nach den vorhandenen Resten unmöglich ist, darüber könnte wohl Thomas noch Auskunft geben.

Von einer anderen Ofenanlage, einem Doppelofen (gefunden 1886), bei dem Kacheln benützt wurden, berichtet Thomas S. 18, vgl. die Skizze S. 17. Thomas sagt von dem kleineren der beiden Oefen: „Bei der Herstellung der Wände der auch ganz in den anstehenden Lehmboden eingebauten hinteren zwei Drittel des Ofens sind an Stelle der Steine kleine, gehenkelte Krüge, auch ungehenkelte kleine Töpfe von circa 16 cm Höhe verwendet und mit dieser leichten Bauweise von Hohlkörpern das Eindringen von grossen Mengen Feuchtigkeit in den engumschlossenen Raum verhütet worden. Ob auch die nicht mehr vorhandene Decke des Heizraumes auf gleiche Weise hergestellt war, liess sich aus den geringfügigen Ansätzen und Resten nicht mehr mit Bestimmtheit erkennen. Die Annahme, dass man dies zur Ausführung gebracht hat, hat jedoch viel Wahrscheinlichkeit, weil keine sogenannten Auflager für die Wölbsteine an den Wänden vorhanden waren und die anhaftenden, aber unregelmässigen Lehmtheile mit einer solchen Constructionsweise sehr gut im Einklange stehen."

Noch ein römischer Töpferofen kommt in Betracht, und zwar der von Thomas S. 20 behandelte. Leider war der Ofen zur Zeit der Besichtigung durch den Gewährsmann schon ganz zerstört.

„In den rothgebrannten Lehmmassen, die in dem vom Feuer durchglühten Raume lagen, war eine beträchtliche Anzahl langgezogener, rohgearbeiteter und mit ringförmigen Vertiefungen umzogener Wölbtöpfe gefunden worden, von denen sich jetzt mehrere im historischen Museum befinden. Mit diesen Wölbtöpfen scheint nach Lage der Dinge der Ofenraum ehemals überwölbt gewesen zu sein." Thomas skizzirt ebendaselbst einen der Wölbtöpfe.

Danach müssten wir unseren Kachelofen für einen Urenkel des römischen Töpferofens erklären. Wenn aber der Töpfer seinen Ofen so herstellte, dann kann es auch der Bäcker gethan haben, d. h. es kann der Töpfer auch dem Bäcker einen ähnlichen Ofen gebaut haben. Nachdem die Aufmerksamkeit einmal auf diese Dinge gelenkt ist, werden wohl bald genauere Aufschlüsse erfolgen.

Die Römer haben das Hypocaustum vom Bade auf das Wohngemach übertragen, so dass schon im Römerhause unserer Gegenden sich bestimmte, durch die gleiche Heizvorrichtung gegebene Beziehungen zwischen Wohnstube und Badestube ergaben. Ebenso gut denkbar ist es, dass der Kachelofen des Töpfers oder besser des Bäckers für die interne Hauseinrichtung verwendet wurde

[1] Ich danke ihre Kenntniss der Güte des Herrn Dr. F. Quilling in Frankfurt a M., den ich hiemit bitte, meinen besten Dank annehmen zu wollen.

Der Kachelofen von heute unterscheidet sich allerdings noch in einem wesentlichen Stücke von dem bis jetzt bekannten römischen. Bei unserem liegt ein Theil der Kachel frei, es steckt blos der Hals im Lehme der Wand, während die römische Kachel, sowie die des Aulofens von Seulberg ganz — oder doch wenigstens am oberen Ende — verdeckt wird. (Vgl. Durm, Die Baustile, II, S. 199, wiedergegeben in Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXIII, S. 172.) Wann dieser Schritt, die theilweise Freilegung der Kacheln,[1] erfolgte, ist zu erforschen. Merkwürdig und unerklärt ist, dass der Kachelofen erst wieder nach Jahrhunderten erscheint. Hat er unterdessen im Bauernhause ein unbeachtetes Dasein geführt, während im Palaste der Kamin vom Süden aus seinen Einzug gehalten hat? (Vgl. A. Schultz, Das höfische Leben, 2. Aufl., I, S. 72.)

G. Bancalari hat (Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXVI, S. 109) es als ein Räthsel bezeichnet, dass das Hypocaustum an Rhein und Donau so ganz und gar verschwinden konnte. Man muss hinzufügen, die Thatsache ist um so merkwürdiger, als Hypocausten gewiss bis in's Mittelalter in Klöstern und Palästen verwendet wurden. Der Plan von St. Gallen scheint auch eine solche Anlage vorauszusetzen. (Vgl. Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXIII, S. 171.)

Auch die mittelalterlichen Bäder, wie sie A. Schultz, Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert (Fig. 79, 80) bringt, scheinen noch unter der Tradition des Hypocaustums zu stehen. Dass das Hypocaustum nicht in's deutsche Bauernhaus gedrungen ist, scheint seinen natürlichen Grund in der Unverwendbarkeit für das Holzhaus zu haben, für dieses war eben nur der Kachelofen geeignet.

Die Form der Kacheln unterliegt grossen Schwankungen, weil sie von der Form des Ofens und der Art der Anordnung der Kacheln abhängig ist. Die convexen Kacheln haben gewöhnlich mehr weniger flaschenartige Form, sie erscheinen als grünglasirte Buckel auf dem Mantel des Ofens. Sobald sie hart aneinander gerückt werden, verliert sich die runde Gestalt, die Kacheln bekommen einen oblongen, meist ebenen Boden. Damit geht naturgemäss Hand in Hand, dass der Ofen seine runde Gestalt verliert und prismatisch, vierkantig oder polygonal aufgebaut wird. Die einzelnen Kacheln, die zu einem Ofen gebraucht werden, können auch nicht mehr gleich bleiben, sie ändern ihre Gestalt je nach dem architektonischen Platz, der ihnen angewiesen wird, verleugnen aber niemals ihre Herkunft aus einem Topfe; es gibt dann Tafelkacheln, Eckkacheln, Gesimskacheln, Leistenkacheln u. s. w.

Ausdrücklich will ich hervorheben, dass — so zahlreich die Oefen mit nicht aneinanderstossenden convexen Kacheln sind — ich niemals einen derartigen Ofen mit concaven Kacheln gesehen habe. Wo die concave Kachel mir bis jetzt entgegentrat, da lag Kachel an Kachel ohne Zwischenräume, so dass der Boden der Kacheltöpfe noch kreisrund, der Umfang der Wand aber bereits quadratisch war, wie Fig. 222 zu veranschaulichen sucht. Ob diese Beobachtung allgemeinere Geltung hat und sich zu Zeitbestimmungen verwenden lassen wird, bleibt weiteren Beobachtungen vorbehalten.[1]

Ich sehe eine ununterbrochene Entwicklung vom römischen Gewölbtopf bis zur modernsten vielgestaltigen Ofenkachel und ich hoffe, dass auch Andere mir darin rückhaltlos zustimmen werden. Ein technisches Merkmal scheinen die ältesten Formen mit den neueren, wenigstens häufig, gemein zu haben, eingeritzte Windungen am Halsumfange der Kachel, welche nur dazu dienen können, die Adhäsionskraft im Lehm zu erhöhen; vgl. die Fig. 224, 225, 226 und 230, sowie Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXIII, S. 142, Fig. 67, welche eine heute noch gebrauchte Kachelform aus Mürzzuschlag (am Semmering) darstellt Hypocaustumröhren aus Carnuntum zeigen ganz entsprechende eingeritzte Canäle. Ich möchte glauben, dass ein Gefäss unbekannter Bestimmung mit solchen Windungen am Halse unter möglichen Verhältnissen immer darauf zu prüfen sein wird, ob es nicht ein Wölbtopf war, eine Kachel. Allerdings scheinen nicht alle Wölbtöpfe dieses Merkmal zu zeigen, wie Fig. 228 beweist, wo aber die Eindrücke etwa denselben Zweck verfolgt haben oder doch, wenn auch andere Gefässe solche hatten, demselben Zwecke genügt haben

[1] Diese Freilegung war nothwendig, sollte der Ofen seinen Zweck für die Zimmerbeheizung erfüllen. Der Ofen des Töpfers und Bäckers hat den Zweck, die Wärme im Inneren möglichst zurückzuhalten, der Zimmerofen soll sie rasch und ausgiebig ausstrahlen. Das führte offenbar zur Erleichterung der Mantelconstruction, zur Freilegung der Kacheln, die jetzt von innen direct mit heisser Luft gefüllt wurden und sie leicht durch ihre an der Luft aussenliegenden Buckel abgeben konnten.

[1] Erst heuer — im Sommer 1897 — habe ich auf einer mehrmonatlichen Studienreise in Bosnien und der Hercegovina Oefen mit runden, concaven, nicht zusammenstossenden Kacheln gesehen. Die Oefen waren trotzdem alle prismatisch aufgebaut. Eine gewiss interessante Thatsache. Corr. Note.

können. Die Canäle im Lehm haben natürlich aber nur dort Sinn, wo die Kacheln einzeln eingelassen sind; wo sie aufeinanderliegen, sind sie überflüssig, weil hier eine Kachel auf der anderen liegt, ganz nach Art von Bausteinen. Oefen der letzteren Form sind auch leicht zu verbessern, weil die gebrochene Kachel ohne Schwierigkeit herausgenommen und durch eine andere ersetzt werden kann, was man oft an schönen Bauernöfen sieht. Zu solcher Flickarbeit kann auch eine Kachel eines anderen, bereits beseitigten Ofens verwendet werden, wenn die Grösse passt. In Endres Tucher's Baumeisterbuch der Stadt Nürnberg (1464—1475), herausgegeben von M. Lexer (vgl. Bibliothek des literarischen Vereines in Stuttgart, Bd. LXIV, 1862), S. 103 f., heisst es im Capitel „Von dem haffner“: „Nun haben sollich offen kein bestimpten noch gesetzten lon, dann das machen doran ist ungleich, sunderlichen der grün offen macht man selten gantz new von kachelen, allein das man sie von newen setzt mit newen und alten kachelen.“ Es wird also verlangt, dass der Stadthafner für die öffentlichen Gebäude nicht gleich neue Oefen macht, sondern die alten Oefen blos neu setzt, indem er die alten Kacheln möglichst benützt und nur dort neue einfügt, wo das unbedingt nöthig ist (vgl. auch a. a. O., S. 104 f.).

So viel sich bis jetzt überblicken lässt, knüpft unser moderner Zimmerkachelofen nur an den volksthümlichen mit convexen Kacheln an. Ich kenne keine neue Kachelform, die aus der concaven Kachelgestalt hergeleitet werden müsste, wenn es auch jetzt vielfach Kacheln gibt, die an dem zutage liegenden Theile eingestülpt und vertieft sind. Das, worauf es ankommt, ist, dass trotz der Einbuchtung an der Oberfläche der eigentliche Hohlraum sich doch immer gegen das Innere des Ofens öffnet, während der volksthümliche concavkachlige Ofen die ganze Höhlung schüsselförmig nach aussen wendet (vgl. Fig. 222). Wie sich die beiden Arten des Ofens — concavkachlig, convexkachlig — zu einander verhalten, ist mir heute noch ebenso dunkel, wie vor drei Jahren [1]) (vgl. Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXIII, S. 173). v. Cohausen hat a. a. O. das Phantom eines Urkachelofens für Töpfer gegeben (vgl. Fig. 227); man sieht, er lässt die Wände durch abwechselnd nach aussen und innen gekehrte Töpfe gebildet sein und wölbt darüber eine Kuppel aus Kränzen ineinandergesteckter Töpfe. Es mag etwas Wahres an diesem Traume haften, aber ihm Bedeutung beizulegen, müsste erst ein Ofen gefunden werden, der gleichzeitig concave und convexe Kacheln zeigt. Mir ist etwas Derartiges nirgendwo begegnet. Auch die Art, wie der Aulofen in Seulberg eingedeckt ist, wird sich in den Alpen wohl schwerlich nachweisen lassen.

Der heutige Kachelofen zeigt die letzte Entwicklung. Die Kacheln haben den Lehm fast vollständig besiegt, der Ofen besteht nur mehr aus Kacheln, der Lehm ist nur noch dazu da, die Fugen zwischen den Kacheln zu verstreichen, und solche Oefen müssen in den deutschen Städten schon im XV. Jahrhundert in den wohlhabenderen Häusern die Regel gewesen sein, denn Tucher's Baumeisterbuch schreibt für das Verstreichen eines Ofens einen Lohn von 7 Pfenningen vor (a. a. O., S. 104).

Dabei wird es also bleiben, dass der mit Kacheln hergestellte Ofen römischen Ursprunges ist und dass der wichtige Fortschritt der Beheizung unserer Stube den Römern zu danken ist, wenigstens in der Berührungssphäre zwischen Römern und Germanen entstanden ist. Von den Deutschen aus haben ihn dann, wohl schon weiter entwickelt, die anderen Völker übernommen, eine Culturübertragung, die sich vielleicht ziemlich gleichzeitig mit den Wanderungen des Wortes „Stube“ zugetragen haben mag.

Die Etymologie des Wortes ‚Ofen‘ ist leider nicht so weit geklärt, um uns irgend etwas über seine Geschichte berichten zu können. Das Wort ist im got. auhns, ahd. ovan, mhd. oven, ags. ofn ‚fornax vel clibanus‘, an. ofn, ogn, mnd. ndl. oven belegt, ist also gemeingermanisch, woraus Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 5. Auflage, S. 274, schliesst, dass auch die Sache uralt sein muss. Kluge hält ferner an der alten Etymologie, welche gr. ἰπνός ‚Ofen‘, ai. ukhā ‚Topf‘ heranzieht, fest. Er folgert, dass die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Ofen“ eigentlich „Topf“ sei und findet die Bestätigung dafür darin, dass ags. ofnet, ‚kleines Gefäss‘, bedeute.

Von alledem ist nur gewiss, dass das Wort ein gemeingermanisches ist; alles Andere ist unsicher oder hinfällig.

Joh. Schmidt hat die alte Zusammenstellung (ἰπνός: πέσσειν, ai. pácati ‚kocht‘), vgl. Curtius, Grundzüge, 5. Aufl., S. 709, verworfen und hat in der

[1]) Es bedarf natürlich keines Scharfsinnes, um zu sagen, man setzte eben einmal die Kacheln mit dem Kopfe und einmal mit der Oeffnung obenauf. Damit ist aber noch sehr wenig gethan.

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, XXII, S. 191, aprss uumpnis ‚Ofen‘ herangezogen.

Dagegen glaubte Brugmann, Zeitschrift XXV, S. 307, die Fick'sche Gleichung got. auhns = ἰπνός aufrechterhalten zu können.

Neuerdings hat aber Meillet in den Mémoires de la société de linguistique, IX, 137, dagegen so wichtige Bedenken geltend gemacht, dass man wohl die Annahme eines Zusammenhanges wird fallen lassen und sich nach einer anderen Etymologie wird umsehen müssen.

Got. auhns könnte dabei noch immer mit ai. ukhā, lat. olla aula aus *aucslā (vgl. auxilla) verwandt sein, aber diese Annahme hat schon wenig Zwingendes mehr, weil die Uebereinstimmung keine vollständige ist und auch die Bedeutungen sich nicht decken.[1])

Dass ‚Ofen‘ im Germanischen einstmals ‚Gefäss, Topf‘ bedeutete, beweist das ags. ofnet aber durchaus nicht.

Bosworth sagt allerdings:

Ofnet a closed vessel — Geseoþ ofnete = seethe in a closed vessel (vasculo clauso vel operto).

Die einzige Stelle aber, an der das Wort bis jetzt belegt ist, findet sich in den Leechdoms, Wortcunning and Starcraft of Early England ed. by Cockayne, II. Bd., s. 30 (vgl. Rerum Britannicarum medii aevi scriptores) und hier ist die Bedeutung durchaus nicht über jeden Zweifel erhaben.

Der Zusammenhang, in dem das Wort sich findet, ist folgender:

ʒenim þonne þære ilcan vyrte godne ʒelm gedo on ceac fulne vines & geseoþ ofnete ær þry daʒas. & þonne his ʒesoden sie avring þa vyrt of & þaer voses ʒespettes mid hunige gedrinc ælce dæʒe neaht nestiʒ bollan fulne.

Bei Marcellus (Marcelli de medicamentis liber. Ed. Georgius Helmreich. Lipsiae i. ae. Teubneri 1889), VIII, 94, ist zu lesen:

Caliginantibus oculis visus acutior restituetur neque facile in hoc vitium incidet, qui usus fuerit remedio tali, ut centaureae manipulum nitidum in vini optimi, sed novellastri congium mittat aut etiam excoquat ac triduo in vasculo clauso vel operto macerari faciat; deinde post triduum heminam eius vini mixtam cum calida aqua adiecto melle ieiunus manente illic centaurea cottidie bibat.

Es handelt sich um die Bereitung eines Tausendguldenkrautthees zur Behebung des „Augennebels“.

Die Ausführungen und Vorschriften des Angelsachsen sind nicht identisch mit denen des Marcellus, denn Marcellus spricht nicht von einem dreitägigen Sieden, sondern nur von einem tüchtigen Kochen und dreitägigen Eingeweichtliegenlassen (macerari; wahrscheinlich zur besseren Extraction der Heilstoffe) in einem geschlossenen oder bedeckten Gefässe.

Wir haben es also durchaus nicht mit einer wörtlichen Uebertragung zu thun und damit fällt jede Nöthigung ofnet mit vasculum clausum vel opertum zu übersetzen.

Dagegen bestehen folgende Möglichkeiten:

1. Ofnete heisst „in einem kleinen Ofen“. Dies scheint sehr gut möglich zu sein, denn der Angelsachse sagt: Nimm von diesem selben Kraute eine gute Handvoll, thu sie in eine Schale, gefüllt mit Wein, und siede sie drei Tage in oder mittelst des ofnet, d. h. doch nicht wieder in einem Gefässe, nachdem es sich ja schon in einem ceac (vgl. lat. caucus) befindet.

2. Scheint es danach bereits ausgeschlossen, dass ofnet ‚kleines Gefäss‘ oder genauer „geschlossenes, bedecktes Gefäss“ bedeutet, so würde selbst, wenn diese Bedeutung feststünde, noch nicht bewiesen sein, dass ofen ‚Gefäss‘, ‚Topf‘ bedeutete, denn es ist sehr wohl denkbar, dass ein bestimmtes Töpfchen nach seiner Gestalt ein ‚Oefchen‘ genannt wurde.

Kurz, man kann die Sache drehen und wenden, wie man will, es ist und bleibt unwahrscheinlich und mindestens unerweisbar, dass ofnet ein kleines Gefäss bedeutete und damit wankt die Hypothese, dass ofen im Germanischen noch ‚Topf‘ bedeutete, was schon dadurch sehr unwahrscheinlich war, dass das Wort, so vielfach es auch erhalten ist, diese Be-

[1]) E. Zupitza, Die germanischen Gutturale, Berlin 1869, S. 15, trennt aisl. ofn, ags. ofen, ahd. ovan, von got. auhns, anw. ogn, aschw. ughn. Zu der letzteren Sippe stellt er ai. ukhā, gr. ἰπνός, zu der ersteren mit J. Schmidt aprss. uumpnis ‚Backofen‘, umnode „Backhaus“, lit. ublas „Ofen zum Theerbrennen“, ublade ‚Theil des Gebäudes, wo der Backofen steht“. Aber ahd. ovan aprss. uumpnis und lit. ublas stehen leider in ganz unklaren, lautlichen Beziehungen zu einander, wenn man auch zugeben kann, dass solche Beziehungen vorhanden zu sein scheinen. Ich möchte am liebsten annehmen, dass die lit. und aprss. Wörter aus dem Germanischen entlehnt sind. Ein deutsches ofn- wäre im aprss. zu *apn geworden; dieses kann dann (vgl. lit. ugnis, ungurỹs, kum̃pas) zu *upn- geworden sein. Dass ein preussisches Wort von einer ähnlichen Form wie lit. ugnis eingewirkt hat, scheint mir die Uebereinstimmung im Suffixe mit uumpnis zu bezeugen. Auch damit wäre erst bis zu *upnis zu gelangen, das m müsste noch immer erst erklärt werden. Es stammt vielleicht von einem bedeutungsähnlichen Worte, also etwa trumpstis (vuerschene voc. 361), ‚Feuerschaufel, Feuerschirm‘.

deutung nirgendwo mehr hat. So viel ich sehen kann, ist es das Wahrscheinlichste, dass ags. ofnet nichts Anderes als „Oefchen" bezeichnet.

Die Möglichkeit des Zusammenhanges des germanischen Wortes ‚Ofen' mit ai. ukhā ‚Topf', lat. aula olla, braucht nicht geleugnet zu werden; es scheint auch das P.-W. mit Recht dem ai. ukhā die Nebenbedeutung „Feuerschüssel" zuzuschreiben, denn die daselbst aus der V.-S. 14. i. 17, 65, citirte Stelle úkhyān (agnin) hastéshu bibhratás „die in den Töpfen befindlichen Feuer mit den Händen tragend" ist ganz klar.

Wogegen man sich entschieden aussprechen muss, ist die Annahme, dass der ‚Ofen' aus dem ‚Feuertopf' entstanden ist. Die Etymologie beweist das gerade Gegentheil, denn ‚Ofen' hat eine ganz andere suffixale Ableitung als ai. ukhā; es kommt blos aus derselben Wurzel, deren Bedeutung uns unbekannt ist. Ein brennendes Feuer in seinem Inneren verträgt kein Topf, nur glühende Kohlen auf Asche gebettet. Man thäte demnach besser, Essenwein's Einfall (vgl. Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXIII, S. 172) nicht weiter kritiklos nachzusprechen. Es ist ja möglich — worauf noch Niemand hingewiesen —, dass der älteste Backofen, allerdings en miniature, darin bestand, dass man einen grossen Topf über den mit heisser Asche zugedeckten Teig stülpte; aber mit solchen Speculationen, die wohl immer unerweislich bleiben werden, ist nicht viel zu machen. Dieser umgestülpte Topf war aber dann etwas absolut Anderes, als das, was wir einen ‚Feuertopf' oder populär ein ‚Gluthafen' nennen. Kurz und gut, die Entstehung des Ofens ist uns gänzlich unbekannt.[1])

Dass die Germanen in weitem Umkreise in den ersten christlichen Jahrhunderten irgend eine Gattung Ofen, vielleicht vorerst den Backofen, kennen lernten, ist auch mir zweifellos. Dagegen scheint uns weiterhin eine Wortgleichung die Existenz eines Ofens in vorgermanischer Zeit zu bezeugen. A. Fick (vgl. Wb.[4], I, S. 40) hat zweifellos mit Recht lat. furnus, fornax mit russisch gornŭ zusammengestellt. Ein altindogermanischer Ofen wird aber damit keineswegs erwiesen.

Die sprachlichen Thatsachen sind folgende: Lat. furnus ‚Backofen, Backofenhaus', fornus (Varr. bei Nonius), fornax ‚Backofen' (wovon fornix ‚Schwibbogen, Gewölbe' fernzuhalten ist) sind auf ein idg. *gvhṛnó-s zurückzuführen und dieser Grundform entsprechen auch alle slavischen Wörter, welche Miklosich, Etymol. Wb., S. 64, unter einem fälschlich angesetzten *gernŭ vereinigt: asl. grŭnŭ ‚lebes', bulg. grŭnec ‚topf', serb. grnac, tschechisch hrnec, poln. garniec, kleinruss. horn ‚Esse', ‚Herd', russ. gornŭ, gornecŭ.

Die angenommene Form *gvhṛnó- gehört zu der bekannten Wurzel *gvher „glühen", vgl. Fick, Wb.[4], I, S. 40, ist demnach nichts Anderes als das Part. Perf. Pass. dazu und entspricht dem ai. ghṛṇá- genau. Aus der Uebereinstimmung von lat. furnus mit russ. gornŭ ist also nicht zu schliessen, dass schon einem Theile der Indogermanen ein Ofen bekannt gewesen wäre, denn der lateinische und slavische Zweig konnten — längst getrennt — auf Grund ihres verwandten Sprachschatzes leicht zu völlig entsprechenden Neubildungen kommen.

Die verschiedenen Bedeutungen, welche die genannte Form im Slavischen angenommen hat (Kessel, Topf, Ofen, Töpferofen, Esse, Herd) beweist nur, dass sie selbstständig und getrennt aus der Grundbedeutung „glühen" hervorgegangen sind und auch dieser Umstand muss uns warnen — da man doch unmöglich den Herd und die Esse aus dem Topfe wird ableiten wollen —, die Gleichung Ofen = ai. ukhā „Topf" zu genetischen Erklärungsversuchen des Ofens zu missbrauchen.

* * *

Ich bringe noch die Abbildungen eines Gefässes und des Bruchstückes eines Gefässes, in welchen ich mit Bestimmtheit römische Kacheln erkennen zu können glaube. Ich danke die Kenntniss der beiden Stücke der Freundlichkeit des Herrn Dr. J. Novalski de Lilia. Fig. 230 wurde bei der Grundaushebung für einen Neubau in Wien auf dem Petersplatze unter ganz zweifellos römischen Ueberresten von Mauern, Gefässen, Scherben, Ziegeln mit dem Legionsstempel etc. gefunden. Dass das Gefäss also römisch ist, wird kaum einem Zweifel unterliegen können. Es kann aber auch kaum etwas Anderes als eine Kachel gewesen sein, denn es ist anscheinend zu jeder anderen Verwendung völlig untauglich, da es nur auf der Mundöffnung stehen kann. Dr. v. Novalski theilt mir mit, dass die auf mein Betreiben angestellte chemische Untersuchung der schwarzen inneren Kruste das erwartete Resultat: Russ

[1]) In Bosnien gibt es — wie ich nachträglich gesehen habe — einen Brotbackdeckel, welcher über den Teig gestülpt wird und auf den dann erst die glühenden Kohlen gehäuft werden. Corr. Note.

ergab. Meinen Augen stellt sich auch die Annahme, dass das Gefäss eingemauert war, als völlig sicher dar. Bei solchem Sachverhalte wird es wohl erlaubt



Fig. 230. Eine römische Kachel aus Wien. (Halbe Grösse.)

sein, Fig. 230 eine römische Kachel zu benennen. Auch Fig. 231 kann wohl nur von einer Kachel herrühren, wie die schwarze, russige Färbung der Innenfläche zu beweisen scheint, sowie die Form, welche an Fig. 230 erinnert. Dass das Gefäss eingemauert war, lässt sich allerdings nicht mehr erkennen. Bemerkt und hervorgehoben möge sein, dass das Fragment gross genug ist, um so ziemlich die ganze

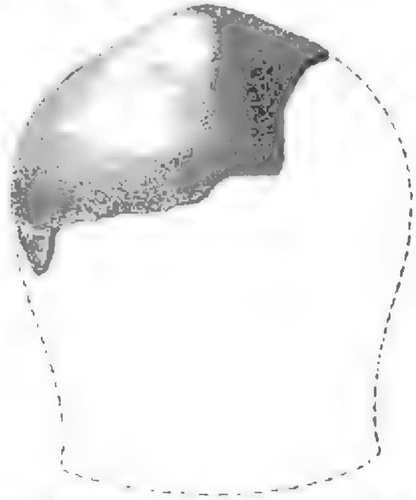


Fig. 231. Bruchstück einer römischen Kachel aus Wien. Halbe Grösse.

Form der Kachel reconstruiren zu können und dass diese eine Gestalt ergibt, welche der steirischen volksthümlichen Kachel sehr nahe kommt. (Vgl. Mittheilungen der Anthrop. Ges. in Wien, Bd. XXIII, S. 142, Fig. 67.)

Literaturberichte.

11.

Sammlung F. R. Martin. 1. Thüren aus Turkestan. 5 Tafeln nebst Text von F. R. Martin. Stockholm 1897. 2. Sibirica. Ein Beitrag zur Kenntniss der Vorgeschichte und Cultur sibirischer Völker. Mit Unterstützung des schwedischen Staates herausgegeben von F. R. Martin. Stockholm 1897.

Wir haben hier über die zwei Erstlingswerke eines jungen schwedischen Forschers zu berichten, der durch seine umfassenden Reisen und die bedeutenden auf denselben zusammengebrachten Sammlungen sich ein Anrecht auf die Würdigung weiterer Kreise erworben hat. Ein Prospect zeigt uns auch an, dass die gemachten grossen Sammlungen in rascher Aufeinanderfolge zur Veröffentlichung gelangen sollen. Dieselben werden folgende Werke umfassen:

Thüren aus Turkestan. 5 Tafeln.

Sibirica. 35 Tafeln in Lichtdruck und über 100 Text-Illustrationen.

Moderne Keramik von Centralasien. 15 Tafeln, wovon 6 in Chromolithographie.

Morgenländische Stoffe. Etwa 20 Tafeln in Lichtdruck.

Cuivres d'Orient. Etwa 80 Tafeln.

Poteries de Fostat (près du Caire). Etwa 40 Tafeln.

Armes et armures d'Orient. Etwa 20 Tafeln.

La nécropole de Bars en Sibérie. Etwa 30 Tafeln.

Manuscrits et reliures d'Orient. Etwa 30 Tafeln.

Tapis d'Orient. Etwa 30 Tafeln.

Das sind vielversprechende Publicationen, die uns namentlich in einer reichen Fülle von Tafeln eine Menge des Interessanten versprechen. Die beiden ersten derselben sind im vergangenen Sommer erschienen und wollen wir dieselben hier kurz besprechen.

Das erste Werk führt uns einige mit ausgezeichneten Schnitzereien versehene Holzthüren in trefflichen Lichtdrucken vor, welche uns einen Begriff von der Höhe der turkestanischen Kunst aus der Zeit Timur's und seiner Nachfolger geben. Die beiden ersten Tafeln zeigen uns Vorder- und Rückseite der einen Hälfte einer Flügelthüre aus Kokand, welche der Verfasser zufällig dort auffand; erstere ist älter und wird vom Verfasser dem XV. Jahrhunderte zugewiesen, während die Verzierungen der Rückseite bedeutend jünger sind. Eine

zweite, ebenfalls aus Kokand stammende Flügelthür dürfte schon der Zeit des Verfalles der turkestanischen Kunst angehören. Tafel IV zeigt uns zwei ausgezeichnet verzierte Holzthüren aus der Gur Emir, dem Mausoleum Timur's, in Samarkand. Auf Tafel V, Fig. 1, ist eine Thür von dem grössten Timur'schen Monumentalbau Centralasiens, der Medrese Chasret Chodja Ahmed Jassawi in der Stadt Turkestan, abgebildet, daneben in Fig. 2 eine einfache Thür, welche von dem ganz modernen Baue des Palastes des Chans von Kokand stammt. Die Bezeichnung auf Seite 12 der Medrese Schir-Dar in Samarkand als Ruine ist nicht ganz richtig, da dieselbe heute noch, obzwar vielfach schlecht restaurirt, ganz dasteht und als Medrese verwendet wird. Das Mahnwort des Verfassers, recht bald an eine regelrechte Aufnahme der zum grossen Theile schon in Ruinen liegenden herrlichen Bauwerke Russisch-Centralasiens zu gehen, ist sehr berechtigt und an die Adresse der russischen Regierung gerichtet. Hat doch Zeitungsberichten zufolge jüngst ein Erdbeben den letzten Rest des herrlichen Palastes Bibi Chanim in Samarkand vollends zerstört.

Das zweite der angeführten Werke Martin's führt uns in ein zweites Gebiet, nach Sibirien. Der Verfasser hat im Jahre 1891 die Jugan'schen Ostjaken besucht, in der Gegend von Tomsk und Minussinsk Ausgrabungen gemacht und das interessante Museum in letzterer Stadt studirt. Die Resultate dieser Reisen und Studien führt er uns in diesem Werke in 35 guten Lichtdrucktafeln vor, die mit entsprechenden Erläuterungen versehen sind. Der Text des Werkes bringt eine ziemlich cursorisch gehaltene Reisebeschreibung, deren wissenschaftliche Ergebnisse etwas dürftig ausgefallen sind. Dies ist hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, weil die Reisezeit zu knapp bemessen war. Die Resultate der an verschiedenen Orten vorgenommenen Ausgrabungen sind einer späteren Publication vorbehalten. Von Interesse sind die Tafeln für den Museumsethnographen und Archäologen. Tafel I—XXI zeigt uns eine Anzahl ihrer Waffen, Kleidungen und Geräthe. Die auf Tafel II abgebildeten Stücke sind zum Theile besser als Selbstschüsse und nicht als Fallen zu bezeichnen. Auf Tafel XXII und XXIII sind Zeichnungen dargestellt, welche der Verfasser auf Papier von den Ostjaken anfertigen liess. Die Tafeln XXIV—XXXIV zeigen uns eine Anzahl interessanter Alterthümer der Bronze- und Eisenzeit aus der Umgebung von Minussinsk. Das werthvollste Stück ist ein Fragment eines chinesischen Bronzespiegels mit eingeritzter alttürkischer und erhabener chinesischer Inschrift. G. Devéria in Paris, der dieses Stück untersuchte, weist dasselbe dem VIII. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zu. Der auf Tafel XXV in Fig. 2 abgebildete Bronzekessel wird der Eisenzeit zugeschrieben. In Süd- und Ostrussland finden sich derartige Kessel ziemlich häufig; sie werden dort als skythisch angesprochen. Die zahlreichen, auf den Tafeln XXVII—XXXIV abgebildeten Pfeilspitzen aus Eisen gehören der Eisenzeit an; die gleichen Formen reichen zum Theile in die jüngste Vergangenheit hinauf. Für den heute schon sehr seltenen Gebrauch von Bogen und Pfeil in diesen Gegenden dürfte jedoch mit dem Baue der grossen sibirischen Eisenbahn die letzte Stunde geschlagen haben. Tafel XXXV bringt die Abbildung einer Schamanentrommel von den schwarzen Tataren des Altai, mit interessanten Zeichnungen von Menschen, Thieren, Bäumen u. s. w. bedeckt.

Heger.

12.

Dachler, A.: Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung. Mit drei Tafeln und einer Karte. Wien, Seidel & S., 1897. Sonderabdruck aus dem „Bl. für Landesk. von Niederösterreich", 56 Seiten.

Dieses inhaltsreiche Büchlein kommt der Hausforschung sehr gelegen. Es entspricht wichtigen Programmspunkten, welche 1894 beim Innsbrucker Anthropologen-Congresse entwickelt und von vielen Seiten gebilligt worden sind: Erschöpfende schriftliche und graphische Darstellung der Typen und Variationen der einzelnen Länder und übersichtliche Kennzeichnung derselben auf einer Typenkarte. Hierin kann es auch als Vorarbeit, als Wegweiser und gleichsam als verbindender Text für die beabsichtigte fachmännische Darstellung der unterösterreichischen Hausformen durch den Ingenieur- und Architekten-Verein, als Hilfsmittel für die Auswahl der darzustellenden Repräsentanten der Hauptformen dienen. Da Aufrisse und Ansichten fehlen, kann es allerdings diese Darstellung nicht ersetzen. Hierin liegt ein Mangel der Dachler'schen Arbeit; 4—6 Ansichten wären nothwendig gewesen, weil Grundrisse allein die Hauscharaktere nicht bestimmt zum Ausdrucke bringen. Dagegen ist die Menge des Dargestellten erstaunlich und beweist das beharrliche Interesse des Sammlers für die Sache und den Vorzug seiner Sammelmethode. Die schematische Darstellung scheint zweckmässig.

Es ist erfreulich, dass einmal ein praktischer Hausforscher klar und erschöpfend die Bedingungen, welche einen Typus beeinflussen, zugesteht und formulirt. Man muss beistimmen, wenn er meint, jene Bedingungen seien: 1. die ursprüngliche Art der Besiedlung; 2. die natürlichen Verhältnisse; 3. die Wirthschaftsart; 4. die volkswirthschaftlichen Zustände und Hilfsmittel; 5. der gesammte Culturgrad des Landes und das Maass des städtischen Einflusses; 6. die Geschichte des Landes, insoferne sie das Schicksal der einzelnen Wirthschaften mitbestimmt. Auch seine Ansicht, dass aller Conservativismus des zähesten Bauers jenen Bedingungen nachgebe, weil er muss, entspricht den Thatsachen; nur hätte ich als 7. Punkt noch die Frage des volksmässigen Geschmackes, also desjenigen, das allein mit dem nationalen Habitus der Typen zusammenhängen mag, angefügt. Auch der Behauptung, die alten Haustypen aus der Zeit der germanischen Besiedlung seit der Zerstörung des Avarenreiches seien noch heute vorhanden und kenntlich, wollen wir glauben, bis wir es einmal durch eine verlässliche Quelle erfahren und wissen.

Wenn man blos volksthümliche Formen berücksichtigt und modernes Baumeisterwerk wegdenkt, kann man aus der reichen Musterkarte Dachler's folgende Hauptgruppen von Haus- und Gehöfttypen herausheben; diese sind:

1. Das Einheitshaus (Dachler's „Streckhof"; leider wieder ein neuer und kein einwandfreier Name!).

2. Das steiermärkische Gehöfte („bajuvarisch-steirisch" nach Dachler) mit einem besonderen Wohnhause, welches nichts von der Wirthschaft enthält und abgetrennten, ohne Regel gruppirten Nebengebäuden, bei den meist kleineren Wirthschaften mit einem beliebig angefügten oder nebenstehenden Nebengebäude.

3. Der Vogelweidtypus, auch „fränkisches Gehöft" benannt, mit mannigfachen Varianten, breitem oder schmälerem Hofe, wechselnder Einfügung der Ställe und Schupfen, hufeisenförmig, und zwar mit der hinten quergestellten Tennenscheuer geschlossen, oder auch ohne Scheuer, oder mit weitab detachirter Scheuer, dann mit quergestelltem Wohnhause (mein „Haidertypus").

4. Der Vierkant (bei Dachler „das bajuvarisch-oberösterreichische Gehöfte", was nicht zutrifft; Oberösterreich hat fünf distincte Typen und nicht diesen einen verhältnissmässig jungen Ableger anderer Typen).

Das Einheitshaus ist, so wie in Oberösterreich nach Dachler, auch in ganz Unterösterreich bei kleinsten Wirthschaften allenthalben zu finden — wohl mit Ausnahme des steiermärkischen Stilgebietes. Dieses liegt längs der Steirergrenze und südlich der Linie Waidhofen—Scheibbs—Wilhelmsburg—Baden; es enthält indess auch einzelne sogenannte fränkische Gehöfte. Sonst herrscht im Lande dieses letztere in zahlreichen Spielarten; auch ambutirt, als „Hackenhof", wie ihn Dachler nennt und endlich gegen Oberösterreich hin in kenntlichem Uebergange in den protzigen Vierkant. Gegen Ungarn hin ist dies Gehöfte nach Dachler's nicht ganz bezeichnendem Ausdrucke ein „schmaler Reihenhof".

Diese bestimmten und unzweifelhaften Daten sind aus Dachler's Typentafel und -Karte zu gewinnen, aber nicht ganz leicht. Er hat das ethnographische Element eingemischt und sobald dieses erscheint, verwirrt sich jedesmal auch das klarste hauskundliche Ergebniss. Je mehr man Typen kennt, desto kühner scheinen Einem alle diese unbewiesenen und unbeweisbaren Behauptungen, welche mit der Sicherheit von Axiomen auftreten.

Im vorliegenden Buche wird zuerst geschichtlich, dann nach Vermuthungen und nach logischen Wahrscheinlichkeiten die Stammeszugehörigkeit der gegenwärtigen Bewohner ermittelt und combinirt. Auch die Besonderheiten der Hausformen werden ein paar Mal als Nebenbeweis herangezogen; dann werden die Typen wieder nach diesen nationalen oder Stammesbezirken classificirt, abgegrenzt und benannt. Seltsamerweise werden nun identische Formen, welche z. B. sowohl im „fränkischen" Gebiete (c. Drei- und Vierseithof, Grundriss I W) als auch im „bajuvarisch-steirischen" Gebiete (Grundriss III P II) vorkommen, zweimal berücksichtigt und sowohl fränkisch, als auch bajuvarisch benannt u. dgl. Da die Eintheilung Unterösterreichs in ethnographische Bezirke auch trotz den Ausführungen Dachler's noch durchaus nicht feststeht, bildet sie auch keinen genügenden Rahmen für die Typeneintheilung. Da andererseits die Stammescharaktere am Wohnhause noch keineswegs erwiesen, vielleicht gar nicht erweislich sind, so wäre die umgekehrte Methode auch nicht berechtigt. Wie einfach und unwiderleglich wäre dagegen Dachler's Classification, wenn er die Typengruppen mit unverfänglichen topographischen oder technischen Benennungen versehen hätte!

Noch müssen einige Angaben und Behauptungen Dachler's besprochen werden. Er meint, die Magyaren hätten bei der Landnahme kein Haus besessen und keines bei den Slovaken gefunden, sonst hätten sie nicht den deutschen Namen hiefür benützt (haza). Ich halte es für unwahrscheinlich, dass die seit Jahrhunderten ansässigen slavischen Bewohner Ungarns keine, wenn auch dürftige Haustypen herangebildet haben sollten. Die Ausbreitung deutscher Colonisten ist zweifellos; die von Dachler angenommene Massenhaftigkeit derselben aber, so dass sie die ungarische Wohnart in die heutige fast völlige Einheitlichkeit gebracht hätte, ist nicht erwiesen; ebenso wenig, dass lauter Franken in's Land gekommen wären. Dass die Nachbarn der sogenannten Siebenbürger Sachsen „auf tiefer Stufe der Wohnart" verblieben, ist nicht richtig. Die Székler z. B. bewohnen heute zierliche, ja viel schönere Häuser, als die Deutschen Siebenbürgens. Die Stammeszutheilung von Gehöften auf Grund geringfügiger Variationen, z. B. dass der Stall rechts oder links vom Hofe oder beiderseitig angereiht ist u. dgl., scheint eine willkürliche Annahme. Der Mensch ist kein urtheilsloser Nestbauer und keineswegs so sehr typischen Gesetzen unterworfen, wie etwa die Beutelmeise. Der Mensch als denkendes Wesen lässt im einzelnen Falle das Bedürfniss mitrathen und mitthun und was Einige erfinden, ahmen Andere nach. Die Schmalheit der Hofreite im sogenannten „fränkischen schmalen Reihenhofe", also die Gedrängtheit in der geschlossenen Dorfgasse, wird durch Rücksicht auf die Vertheidigung des Dorfes gegen ungarische Räuberhorden erklärt. Gegen diese Vermuthung streitet die offenbare Vertheidigungsunfähigkeit solcher Dörfer und die Thatsache, dass diese gequetschten Höfe an der Dorfgasse und um den Dorfring auch anderwärts, in Ungarn, Böhmen, Polen, Bukowina u. s. w., häufig, ja gewöhnlich sind. Eher scheint der Wunsch entschieden zu haben, möglichst vielen Gehöften den Zugang zur Dorfgasse, dann zur grossen Wasserlache und zum gemeinsamen Mittelanger offen zu halten. Es ist unrichtig, dass der „Haufenhof" in Tirol, Salzburg und im westlichen Obersteier nicht vorkomme. Zwischen Lofer, St. Johann, Wörgl und Kitzbüchel z. B. gibt es grossartige, dorfähnliche Haufenhöfe in ungetheiltem Besitze. Dort ist theilweise der Körnerbau jung und die hiefür nothwendigen Scheuern u. s. w. sind regellos zum bestandenen Einheitshause hingesetzt worden. In Obersteier ist der mächtige „Mahrstadel" ein gewöhnliches Element der Haufengehöfte. Die seltsamen Fensterchen über den Stubenfenstern (S. 50) im steirischen Gehöfte — ich habe solche Fälle aus Krain und Steiermark publicirt — erklären sich nicht aus Lichtbedürfniss, sondern wahrscheinlich durch die Nothwendigkeit, die alten Rauchstuben und die Stuben, welche schlechte Oefen haben, so zu ventiliren, dass die Untenfläche der Rauchschichte über Kopfhöhe gehalten werde. Die Mauerung der Ställe geschieht hauptsächlich gegen Feuersgefahr und wegen Holzmangels, nicht wegen Wärme und Dauerhaftigkeit (S. 52). Blockhausställe mit Fundamentmauer sind warm und trocken, wenn sie gut gemacht und gehalten werden; gemauerte Ställe dagegen stinken, sind kellerartig, feucht, weniger gesund, weil das Mauerwerk fast immer durchnässt, infiltrirt ist. Nicht die Scheuer, sondern die Dreschtenne (S. 52) ist auf Getreideland beschränkt. Sie kommt aber unter dem Namen „Einfahrt", z. B. bei Reichenhall, auch im Heuland vor.

Ich möchte nicht, dass der Eindruck des Buches unter meinen kritischen Einwendungen litte. Ich wünschte im Gegentheile, dass der sachliche Inhalt dieser ausgezeichneten Arbeit zur vollen Wirkung käme. Hiezu ist aber nothwendig, dass der Leser das Hypothetische grösstentheils ausscheide.

Bancalari.

13.

Lutsch, Hans: Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und in der Schweiz. Berlin 1897. 58 Seiten.

Der Verfasser, „Ausschuss-Mitglied des Verbandes der deutschen Architekten-Vereine zur Veröffentlichung einer Entwicklungs-Geschichte des Bauernhauses“, hat die neuere Literatur über ländliche Wohnstätten und andere Dinge der Volkskunde (abgeschlossen 1. Juli 1896) zusammengestellt und kurz, meist den Inhalt nur andeutend, ausnahmsweise aber auch erörternd, besprochen. Jedes bibliographische Werk ist dankenswerth, weil es in dem betreffenden Fache wissenschaftliche, gründliche Arbeit erst ermöglicht. Wer an seinem Wohnorte einer nambaften Bibliothek entbehrt, ermisst diesen Nutzen am klarsten. Das vorliegende Büchlein kommt nun aber ganz besonders gelegen. Es soll die vereinte Arbeit der österreichischen, deutschen und schweizerischen Architekten über das Haus unterstützen und zurechtweisen und ist auch wohl dazu geeignet.

Die vorausgesendeten Bemerkungen über Sinn, Ziel, Grundlage und Erfordernisse der Hausforschung richten sich besonders an jene mitarbeitenden Fachgenossen, welche noch nicht Hausforscher sind und geben den Forschern nebenbei Fingerzeige für gleichartige Grundanschauungen. Hiebei ist ein erfreulicher Fortschritt gegen die Anschauungen, welche noch vor wenig Jahren, gerade bei den Begründern der gemeinsamen Sammelarbeit geherrscht haben, bemerkbar. Damals hat das Schlagwort „Das deutsche Haus“ im Sinne Meitzen's, welcher seit Langem die ethnographische und Stammes-Zutheilung der Haustypen als eine ausgemachte Sache betrachtet, unbedingt regiert. Seither hat sich dies geändert und diese Aenderung ist auch im vorliegenden Buche kenntlich. Die Wiener anthropologische Gesellschaft hat daran einiges Verdienst. Sie hat dem Gedanken Eingang verschafft, dass das Haus vorerst als ein anthropologischer Gegenstand, als ein Werk des Menschen im Allgemeinen zu fassen sei, woraus dann vielleicht — oder man will ja zugeben, w a h r s c h e i n l i c h — solche Unterschiede zu Tage treten werden, welche auf der Eigenart der Nationen und sogar der Stämme beruhen; aber es sei verfrüht, ja wissenschaftlich nicht zu rechtfertigen, die letzteren Ergebnisse, welche man ja noch gar nicht hat, in Form von Behauptungen, als Axiome, dem ganzen Werke voranzustellen.

Schon der Ausdruck „E n t w i c k l u n g s g e s c h i c h t e d e s B a u e r n h a u s e s“ im Titel der Unternehmung zeigt diesen Fortschritt zur Klärung. Früher hiess er „d e s d e u t s c h e n B a u e r n h a u s e s“. Dann warnt Lutsch vor Schlagworten, welche dem Antheile von Dilettanten hauptsächlich zuzuschreiben seien; er dringt auf Berücksichtigung der natürlichen Verhältnisse, der Wirthschaftsart u. s. w., welche den Haus- und Gehöftebau wesentlich beeinflussen, die aber von manchem Hausforscher — ich setze hinzu, besonders von den in ethnographischen Vorurtheilen befangenen, bei welchen ja die Begründung durch Behauptungen ersetzt wird — übersehen werden.

Nur an ein paar Stellen hat Lutsch scheinbar sich der ethnologischen Auffassung der Hauskunde genährt, z. B. dort, wo er von meiner Skepsis und von den „triftigen“ Gründen spricht, welche Henning dagegen in's Treffen geführt habe. Gerne will ich mich, dankbar gegen seine freundliche Anerkennung meiner Leistungen, die ich von jeher nur „vorläufige Schritte der Hausforschung“ genannt habe, über meine Skepsis mit ihm und Allen, welche sie tadeln mögen, auseinandersetzen.

So wie Tracht, Hausrath, Flurentheilung, Sagen, Gebräuche u. s. w. können gewiss auch Gehöftform und Hausbau nationale oder Stammescharaktere sein — oder nicht. Unsere Kenntniss der verschiedenen Typen, ihrer Verbreitung, ihrer Uebergangsformen und Varietäten aber reichen dermalen noch nicht hin, um sichere Schlüsse über das Werden, die Abstammung und Entwicklung derselben, also über die Geschichte des Hauses und vieler anderer volksmässiger Dinge zu ziehen. Vor Allem für das Haus fehlen leider genügende bildliche oder schriftliche Quellen aus alter und vorgeschichtlicher Zeit oder sie sind noch nicht an das Licht gezogen. Die viel besprochenen Hausurnen haben Räthsel aufgegeben, aber nicht gelöst.

Was heisst nun das, eine Haustype gehöre einer bestimmten Nation, einem bestimmten Volksstamme an?

Es gibt hiefür zweierlei Erklärungen: Ein z. B. von Franken gebautes und bewohntes typisches Gehöfte im Frankenlande sei fränkisch. Diese e t h n o g r a p h i s c h - g e o g r a p h i s c h e E r k l ä r u n g stimmt nicht, denn es gibt im Frankenlande mehrerlei recht distincte Typen und mehrere derselben kommen auch bei anderen Stämmen, ja sogar bei anderen Völkern, in weit entlegenen Ländern vor.

Die andere, sagen wir: g e n e t i s c h e E r k l ä r u n g, läge in der Geschichte des Ursprunges. Ein fränkisches Gehöfte sei jenes, welches von Franken entwickelt, allmälig herangebildet worden sei. Der oft gehörte Spruch: „Die meisten Magyaren, Polen, Südwest-Russen, die Leute der Bukowina u. s. w. wohnen, sowie die Siebenbürger Sachsen in ‚fränkischen Gehöften'“ bezöge sich auf jene genetische Theorie, welche jedoch, bis einmal bessere Beweise gewonnen sein werden, eine blosse Behauptung ist. Die Herkunft der „fränkischen Typen“ ist noch keineswegs ausgemacht; darum ist des Verfassers Anweisung, die Typen nach der Landschaft, in welcher sie herrschen, zu benennen, durchaus zu billigen, weil ja solche Namen ganz unverfänglich und ohne Vorurtheil sind.

Zur Klärung ist da noch viel, ja das Beste zu thun. Die vereinten Architekten mögen nur recht viele Grundrisse und genügende Aufrisse und Ansichten sammeln, die Lücken der Typenkarte ausfüllen, die Hausterminologien feststellen und zur Verwerthung den Linguisten vorlegen. Wenn dann die Flurenforschung mithilft, Urkunden, Urbare u. s. w. ausgenützt werden und Nachbarreiche unsere Forschung fortsetzen, dann, ja dann erst finden Theorien jeder Art, auch die ethnographische Zutheilung, einen sicheren Grund.

So sieht meine Skepsis aus. Sie müsste eigentlich den Männern der Wissenschaft wohlgefallen.

R. Andree verweist (Globus Nr. 20, 1897) in einer Notiz über französische Hausforschung auf das niedersächsische Haus, welches in der That scharf abgegrenzten Stämmen zugehört, und auf afrikanische Typen, die ausschliesslich gewissen Völkerschaften zugehören, und er meint, ich gebe mit meiner Verallgemeinerung der „Erfahrungs-Einrichtungen“ und der „natürlichen Bedingungen“ zu weit. Hierauf erwidere ich, dass ich blos den, von Henning „oberdeutsch“ genannten,

eigentlich centraleuropäischen „Flurballentypus“ kenne und daher alle Erwägungen nur auf diesen stützen kann. Bezüglich dieses sehr grossen Gebietes nun ist bös gefackelt worden über schwäbisch, allemannisch, rhätoromanisch, langobardisch, fränkisch, neuestens sogar über rugisch und ostgothisch, während ich gerade durch meine Forschungen, wie ich wiederholt dargestellt habe, zur Erkenntniss einer sehr merkwürdigen Uebereinstimmung in diesem Typengebiete gekommen bin. Was ausserhalb dieses Typengebietes liegt, ist ausserhalb meiner Kenntniss.

In dem mir bekannten Gebiete herrscht eine allgemeine Type, deren Variationen auf verschiedene Bedingungen des Klimas, der Höhenlage, der Flora, der Wirthschaft, des Baumateriales u. s. w. zurückgeführt werden können.

Zum Schlusse will ich eine Idee — beileibe keine Theorie! — über den Einfluss der Flurtheilung und der Dorflage auf die Entwicklung der Gehöftform darlegen und sie bei dieser Gelegenheit den vereinten Architekten zur Nachprüfung anempfehlen. Es ist bekannt, dass alle Wohnstätten des mitteleuropäischen Haupttypus in vier Gattungen eingereiht werden können: 1. Einheitshaus; 2. Haufenhof; 3. der eigentliche Hof, in welchem die Gebäude um einen unbedeckten Raum angeordnet sind, und zwar:

3*a*. im relativ schalen Hufeisen („Vogelweider“ oder „fränkisches Gehöfte“),

3*b*. in vier gesonderten Gebäuden um ein Quadrat (der Innviertler Hof),

3*c*. in zwei parallelen Reihen längs des Hofes, ohne querabschliessende Scheuer (der böhmische und ungarische „Vogelweider“) mit sehr schmalem Hofe,

und 4. der eigentliche Vierkant, d. i. der aus Type 3 zusammengeschweisste Meierhof von fast quadratischer Form, dann allerlei Zwischenformen zwischen 3*a* und 3*b* und 4 (Oberösterreich, Waldviertel Unterösterreichs).

Das Einheitshaus und der Haufenhof sind nur in einem sehr lockeren Dorfe möglich. Sie konnten dann jene mächtige Entwicklung der Hausbreite, der Hausdimensionen überhaupt, welche wir z. B. bei St. Johann in Tirol und Kitzbüchel anstaunen, nur in der Einschicht erreichen, in welcher keine Rücksicht und keine Beschränkung stattfindet.

Der „Vogelweider“ und besonders die Type 3*c*, jene sehr in die Länge gezogenen Gehöfte mit auffallend schmalen Giebelseiten des Wohnhauses, mit dem ziemlich schmalen Hofe, verrathen den Ursprung in der beschränkten Dorfgasse oder an dem Umkreise des Dorfringes, des freien Mittelraumes der Ortschaft. Eine bessere Lösung der Aufgabe, eine möglichst grosse Zahl von Gehöften längs der Dorfgasse aneinander zu schliessen, so dass jeder Besitzer Sicht und Zugang zum Hofe, Sicht auf die Strasse, Abschluss gegen diese, bequeme Einfahrt vom Felde und Ausfahrt auf die Strasse, und zwar ohne Umkehren, dass man also durch die quergestellte Scheuer und das ganze Gehöfte passiren kann, ist kaum zu erdenken. Dachler hat in seiner Studie über niederösterreichische Haustypen sehr richtig erwähnt, dass gerade wegen der Lage der Häuser in der Dorfgasse der Hausbreite um so engere Grenzen gesetzt sind, je kleiner der Antheil jedes Gehöftes an der Gassen- oder Ringfront ist und dass hiedurch die Lage der Hausthüre an die Langseite des Hauses gewiesen wird, weil die Giebelseite höchstens für Stube und Kammer genügend Raum bietet.

Wir finden nun allerdings viele „Vogelweider“ eigentlich unpassend in der Einschicht. Dies zeigt nur, dass diese Gehöfte in's freie Land hinausgebaut wurden von Leuten, welche an die enge Dorflage und den eingeklemmten Hof gewöhnt waren; dass diese Leute eben aus Gegenden oder auch aus benachbarten Orten stammten, in welchen jenes Gassensystem seit alter Zeit die Regel bildete.

Gerade solche einschichtige „Vogelweider“ streben jetzt den Ausbau in mächtige „Vierkante“ stufenweise an, woran sie in ihrer freien Lage nichts hindert.

Wo ist nun jene Art der Dorflage entstanden? an einem einzigen Orte? in mehreren Gegenden? ist sie wirklich fränkisches Stammes-Eigenthum? steht sie mit der in slavischen Gegenden so gewöhnlichen Ringform in Beziehung? und wenn das gleiche Bedürfniss des Zusammenschlusses etwa um einen Teich, um einen Schöpfbrunnen u. dgl. bei verschiedenen Stämmen ein ähnliches Ring- und Gassensystem hervorgerufen haben sollte, kann dann nicht die hieraus resultirende Gehöftform ebenfalls als das Product mehrerer Nationen und Stämme angenommen werden? Der Hausforscher weiss bis nun keine Antwort auf diese Fragen; aber es ist doch gut, diese Fragen zu stellen. Die in Angriff genommene Erforschung der Wirthschafts- und Besiedelungsgeschichte wird vielleicht zur richtigen Beantwortung beitragen, dann eine ausgiebigere Theilnahme der Urkundenleser, welche der Hausforschung durch Nachweisung etwaiger gesetzlicher Bestimmungen oder wirthschaftlicher Verfügungen und Uebersichten ungeahnte Förderung zuwenden könnten.

Das vorliegende Buch muss jeder Hausforscher, und wer sich sonst um Volkskunde kümmert, zur Hand nehmen. Ich halte es für vollständig.

Wenn die 310 Anmerkungen ein vollständig ausgeschriebenes Bücher- und Schriftenverzeichniss geworden wären, während jetzt zum Theile die Büchertitel vorne im Texte und nur einzelne bibliographische Angaben in den Anmerkungen stehen, so wäre der Gebrauch etwas bequemer. Diese Bemerkung kann aber der dankbaren Anerkennung dieser höchst fleissigen und willkommenen Arbeit keinen Eintrag thun.

Bancalari.

14.

Vedel, E.: Efterskrift til Bornholms Oldtidsminder og Oldsager. (VIII + 166. pp. 4°, mit 1 Farbentafel und 111 Textbildern von Professor Magnus Petersen.) Kopenhagen. Universitätsbuchhandlung G. E. C. Gad. 1897.

Im XVI. Bande dieser „Mittheilungen“, S. 183 f., gaben wir einen gedrängten Auszug des umfangreichen Werkes, welches der hochverdiente Vicepräsident der königlichen Gesellschaft für die Archäologie des Nordens, Amtmann E. Vedel, im Jahre 1886 den Alterthümern der Insel Bornholm gewidmet hat. In Folgendem soll nun das Supplement zu der gedachten Publication, welches in Folge neuer Funde auf der Insel und neuer Einblicke in die Archäologie Dänemarks überhaupt nothwendig geworden ist, in gleicher Weise angezeigt werden.

Vor 11 Jahren war die ältere Stufe der jüngeren Steinzeit des Nordens, die Stufe der sogenannten Küchenabfalls-

haufen (Kjökkenmöddinger) aus Bornholm noch unbezeugt. Jetzt scheint man der Wiederentdeckung einer solchen Vorstufe der entwickelten nordischen Steinzeit wenigstens nahe gekommen zu sein. An zwei Stellen hat man zusammen circa 10 Wohnplätze angetroffen, welche dicht beisammen und hart am Meeresufer lagen. Die Funde bestehen aus steinernen Beilen, Pfeilspitzen sehr verschiedener Form, Schabern, Messern, Bohrern, Abfallsspänen, dann Topfscherben und vielen Thierknochen (vom Schwein, Rind und Seehund). Eigentliche Muschelhaufen sind es also nicht. Demnach meint Vedel, dass die Eigner dieser Wohnstätten ursprünglich und lange Zeit als Fischer gelebt, dass sie aber noch vor dem Verlassen derselben die Viehzucht kennen gelernt hätten. Für intensiveren Betrieb der letzteren Wirthschaftsform waren die waldigen und fruchtbaren Ebenen im Innern der Insel thatsächlich besser geeignet, als die kahle Seeküste. Unter den Steinbeilen der Küstenfundorte sind auch solche von den bekannten Kjökkenmöddingerformen (S. 2, Fig. 1—3), nämlich roh zugehauene trapezförmige Stücke, deren scharfe Schneide durch Absplitterung eines einzigen Spanes hergestellt ist. Vedel hält diese Beile nach dem System der Zweitheilung der nordischen Steinzeit für die ältesten, später habe man das Verfahren des Polirens kennen gelernt, aber anfänglich nur auf Steinsorten von geringerer Härte angewendet und erst zuletzt auch den Feuerstein polirt. Aus dieser jüngsten Stufe der Steinzeit stammt eine grosse Zahl polirter Flintäxte, welche in den mehr oder minder vom Meer entlegenen Gefilden der Insel gefunden worden sind. Auch die namhafteren megalithischen Denkmäler der Steinzeit finden sich nur im Inneren der Insel, und so scheint es, dass die Dolmenerbauer der entwickelten nordischen Steinzeit nicht mehr in jenen Fischerdörfern an der Küste, sondern im Innern ansässig gewesen sind.

Die Topfscherben aus den Küstenplätzen zeigen geometrische Verzierungen, zu deren Herstellung man sich einfacher, von der Natur dargebotener Werkzeuge bediente. Nicht die vertiefte Linie an sich, sondern die gegliederte Linie erfreute das Auge, wie in der Schnurkeramik Mitteleuropas. Mit längsgespaltenem Schilfrohr erzeugte man Reihen halbkreisförmiger Einstiche, mit gezähnten Muschelrändern zackige, gerade und eckig gebrochene Linien. Andere Ornamente sind mit einem spitzen Stift eingeritzt oder vielleicht mit dem stumpfen Ende dieses Stiftes eingetupft (vgl. S. 5, Fig. 6—13).

Hinsichtlich der Bronzezeit theilt der Verfasser jetzt Sophus Müllers (in „Ordning of Danmarks Oldsager" begründete) Ansichten und anerkennt, dass alle Tumulusfunde dieser Periode auf Bornholm dem älteren Abschnitt der Bronzezeit angehören. Man müsse also annehmen, dass die Sitte der Tumuluserbauung während des Ueberganges von der älteren zur jüngeren Bronzezeit abgekommen sei, während sie sich im übrigen Dänemark durch das ganze Bronzealter erhielt. In der älteren Bronzezeit und namentlich im ersten Abschnitte derselben herrschte brandlose, in der jüngeren Bronzezeit ausschliesslich Brandbestattung. Die als „Bornholmer Fibel" bekannte localtypische Gewandhafte (S. 17, Fig. 14) mit grossen spitzovalen Bügelplatten findet sich nur in Frauengräbern, eine kleinere, aber stärkere Fibel ähnlicher Construction, mit gerieftem, stabförmigem Bügel nur in Männergräbern. Die neu mitgetheilten Felsenzeichnungen der jüngeren Bronzezeit zeigen nur Schiffe, neben Strichen und Näpfchen.

Nach den Beigaben in den „Brandpletten" (Scheiterhaufenresten der ersten Eisenzeit), deren Zahl jetzt auf 200 gestiegen ist, gliedert Vedel die erste Eisenzeit Bornholms in drei Abschnitte. Der erste (circa 400 vor bis 50 nach Christo) ist charakterisirt durch Mittel- und Spät-La Tène-formen: plump geschmiedete eiserne Gürtelschliessen und Fibeln; Waffen fehlen, und man merkt auch noch keinen Einfluss römischer Stilmuster. In der zweiten Stufe (circa 50 bis 300 nach Christo) finden sich viele provinzial-römische Bronzefibeln nordalpiner Typen, grosse einschneidige Schwerter, Lanzenspitzen, Schildbuckel und viele Thongefässe. Der dritte Abschnitt (circa 300 bis 400 nach Christo) bringt neue Fibelformen südgermanischer (oder römisch-germanischer) Herkunft und viele Waffen, worunter die Schwerter jetzt oft zweischneidig sind, dann Trinkhörner, römische Bronzegefässe und Glasgefässfragmente, sowie locale Thongefässe, die noch ohne Drehscheibe, aber sehr gefällig geformt sind.

Gegen das Ende der älteren Eisenzeit werden Skeletgräber, wie sie schon seit der zweiten Stufe neben den „Brandpletten" vorkommen, immer häufiger und enthalten theils dieselben Objecte, wie die gleichzeitigen Aschengruben, theils neue Waffen und Schmuckformen. Höchst merkwürdig ist die alterthümliche Töpferei, die mit ihren in Thierköpfe auslaufenden Gefässhenkeln und eingeritzten Hakenkreuzen an die um mehr als tausend Jahre ältere Villanova-Keramik Italiens erinnert (vgl. S. 84, Fig. 47, 48), neben dem glänzenden Import modischer Fabrikate des Südens.

Das zweite Eisenalter umfasst die Zeit von der Mitte des ersten Jahrtausends nach Christo bis zur Mitte des eilften Jahrhunderts, d. i. bis zur Unterdrückung des Heidenthums auf Bornholm. Man kennt jetzt auf der Insel ungefähr 500 Gräber aus dieser ganzen Periode, ausschliesslich Skeletgräber mit nordwärts gewendetem Kopfe. Nur am Anfang der Periode scheint noch vereinzelt Brandbestattung geübt worden zu sein.

Das Wahrzeichen einer neuen Stilepoche ist die Aufnahme der stilisirten Thierfigur als herrschendes Element der Decoration. Zuerst, um 500, kommen bescheidene, verhältnissmässig wenig verzerrte Thiergestalten südgermanischen Stils; dann erscheint, um 700, ein irländischer Stil mit seltsam verschlungenen Bändern und langgedehnten, schlangenförmig gewundenen Thiergestalten. Zuletzt herrscht der während des neunten Jahrhunderts in Frankreich ausgebildete karolingische Stil, dessen Thierfiguren und Thiertheile wieder kürzer gehalten, aber immer noch seltsam genug verdreht sind. Eine besondere Untersuchung hat Vedel diesmal den schalenförmigen Fibeln von Bornholm gewidmet. Ovale schalenförmige Fibeln bilden gegen das Ende der heidnischen Zeit eine durch ganz Skandinavien und alle von Skandinaviern besiedelten Länder hindurch sehr verbreiteten Typus. Die Stammform dieser Fibel hat sich in grösserer Zahl jedoch nur auf Bornholm erhalten. Sie zeigt (S. 87, Fig. 87 ff.), die schematisirte Darstellung eines Frosches oder ähnlichen Thieres, die sich auch bei sehr überladenen Exemplaren noch erkennen lässt. Dieses Thier wird mit der Zeit immer unkenntlicher, und zuletzt verwandelt es sich in ein stark gewölbtes, reichlich gebuckeltes und durchbrochenes ovales Ornament. Vedel glaubt, dass diese Froschfibel ursprünglich

aus einer spätrömischen Armbrustfibel mit Thierkopf am Fussende hervorgegangen sei. Die zahlreichen Abbildungen, in denen jene Entwicklung dargelegt ist, sind von vorzüglicher Schönheit und Treue. **M. Hoernes.**

15.

Müller, Sophus: Ordning af Danmarks Oldsager. (Système préhistorique du Danemark, Résumé en Français) II. Jernalderen. 104 pp. 4° mit 42 Tafeln. Herausgegeben auf Kosten des Carlsberg-Fonds. Kopenhagen. C. A. Reitzel 1895 [1]).

Mit dem Erscheinen dieses Bandes ist ein Werk abgeschlossen, wie es für jedes europäische Land existiren sollte. Es ist eine handliche, knappe, aber durchaus mit Fundangaben und trefflichen Abbildungen belegte Darstellung der vorgeschichtlichen Culturperioden Dänemarks Man muss zugeben, dass in Dänemark für eine solche Leistung die Vorbedingungen erfüllt sind, wie nur selten in Europa. Die prähistorische Forschung wird dort seit Langem consequent und mit Erfolg betrieben. Das Fundgebiet ist ergiebig, aber klein und von der Natur gut abgegrenzt. Dazu kommt, dass es im skandinavischen Norden keine Alterthümer gibt, die den prähistorischen ihren Rang streitig machen. Der König selbst steht in Dänemark als Präsident an der Spitze der Gesellschaft zur Erforschung nordischer Alterthümer. Dies Alles zusammen begründet den Vorrang der skandinavischen Prähistorie vor dem zerrissenen und zerpflückten Betrieb solcher Studien in anderen Ländern, einen Vorrang, den wir anerkennen, aber auch mehr und mehr zu verringern trachten müssen.

Die skandinavische Prähistorie wendet sich mit unzähligen Fragen an die Urgeschichte des mittleren und südlichen Europa. Schon lange haben die schwedischen, norwegischen und dänischen Archäologen angefangen, an der Systematik der Alterthümer Griechenlands und Italiens energisch und zielbewusst mitzuarbeiten. Wir brauchen nur Undset, Montelius und Sophus Müller zu nennen Aber zwischen den classischen Mittelmeerländern und dem norddeutsch-skandinavischen Gebiet liegt Oesterreich-Ungarn, Süddeutschland und die Schweiz. Wenn es uns um nichts Anderes zu thun wäre, als in der Deutung der grossen Erscheinungen der germanisch-nordischen Urgeschichte den Norddeutschen und Skandinaviern hilfreiche Hand zu bieten, so hätten wir schon darum Aehnliches anzustreben, wie es dort mustergiltig geleistet worden ist: eine gründliche „Ordnung" unserer alten Denkmäler. Wir haben die Theile des Systems nahezu in der Hand; es liegt nur an uns, dasselbe aufzustellen. Und es liegt auf der Hand, dass wir es nicht blos wegen der nordischen Alterthümer, die von hier aus ihr Licht empfangen werden, sondern um unserer eigenen Urgeschichte, unserer Landes- und Völkerkunde willen thun sollten.

Mehr als ein Jahrtausend brauchte die Kenntniss des Eisens, bis sie sich aus dem Oriente durch die classischen Länder des Südens und minder entlegenen Barbarengebiete zu den alten Einwohnern Dänemarks verbreitete. Vom vierten vorchristlichen bis zum zehnten nachchristlichen Jahrhundert währt die vorgeschichtliche Eisenzeit des Nordens, deren Phasen genau den Perioden der frühgeschichtlichen Entwicklung in anderen Ländern nördlich der Alpen entsprechen. Im Anfange waren es Einflüsse aus benachbarten keltisirten und romanisirten Gebieten, zuletzt Wikingerfahrten und weitreichende Handelsbeziehungen, welche dem germanischen Norden — neben hinlänglichen Spuren einer gewissen Sonderstellung — das gemein-europäische Gepräge aufdrückten.

Die Eisenzeit Dänemarks zerfällt in eine erste, vom 4. Jahrhundert vor Christo bis zum 5. Jahrhundert nach Christo, und eine zweite, vom 5. bis zum 10. Jahrhundert nach Christo. So geht die erste Eisenzeit parallel mit dem grösseren Theile des classischen Alterthums im Süden; die zweite umfasst die ältere Hälfte des Mittelalters. Das Alles ist für die Nordländer „Alterthum", heidnische, vorgeschichtliche Zeit. Die erste Eisenzeit zerfällt ferner in eine vorrömische (keltisch beeinflusste), eine specifisch römische und eine Zeit der romanisirten Germanen der Völkerwanderung. Die zweite Eisenzeit gliedert sich in eine nachrömische und in die Wikingerperiode. Während der ersteren erhob sich die Kunst und Cultur auf dem Boden der neugegründeten christlichen Staaten zur carolingischen Renaissance (in der der heidnische Norden noch in einer Sonderstellung verharrte); die Wikingerzeit bringt das erste Erscheinen der Nordmänner in der Geschichte, und mit dem Untergange des Heidenthums treten diese vollends in die Bahnen der civilisirten europäischen Völker.

Innerhalb dieser Unterperioden kann man noch ältere und jüngere Typen und geographische Gruppen erkennen. Ferner bilden in allen Zeiträumen die Feld- und Moorfunde, welche in ähnlichen Depôts der älteren Perioden ihre Vorläufer haben, besondere Gruppen gegenüber den Gräberfunden, für welche wieder die Unterscheidung von Männer- und Frauenbeigaben von Wichtigkeit ist, während die Formen der Gräber jetzt nicht so sehr als Eintheilungsgründe dienen können, wie für die Stein- und Bronzezeit.

Dies sind die Hauptzüge von S. Müller's System der Eisenzeitfunde Dänemarks. Es umfasst 672 Typen, wobei minder wichtige oder seltener vorkommende Gegenstände nicht in Anschlag gebracht sind Sollen wir etwas vermissen, so sind es Ueber- oder Unterschriften auf den Tafeln, wodurch die Zugehörigkeit der abgebildeten Objecte zu den einzelnen Perioden, Unterperioden und Gruppen auf den ersten Blick kenntlich gemacht würde. **M. Hoernes.**

16.

Conwentz, H.: Die Moorbrücken im Thale der Sorge auf der Grenze zwischen Westpreussen und Ostpreussen. Ein Beitrag zur Kenntniss der Naturgeschichte und Vorgeschichte des Landes. (Abhandl. z. Landesk. d Prov. Westpreussen, herausgeg. v. d. Prov.-Comm. z. Verwaltung d. westpreuss. Prov.-Museen, Heft X.) XV + 142 pp. 4°, mit 10 Tafeln und 26 Textfiguren. Danzig, Comm.-Verl. von Th. Bertling, 1897.

[1]) Das Werk begann 1888 mit dem Abschnitte „Steinzeit" (vgl. diese Mitth. XX, S. 107), welcher jetzt mit dem 1891 erschienenen Abschnitt „Bronzezeit" zum ersten Theile „Sten- og Bronzealderen" vereinigt ist. Die Eisenzeit bildet den zweiten und abschliessenden Theil.

Während uns über die römischen Strassen im einstigen Imperium literarische und archäologische Zeugnisse reichliche Aufschlüsse bieten, sind wir für die vorrömischen Strassenzüge fast ausschliesslich auf Vermuthungen angewiesen. Für die vorrömische Topographie der nachmaligen Provinzen des Kaiserreiches können sich diese Vermuthungen auf Nachrichten aus späterer Zeit gründen. Für die Länder, welche stets ausserhalb der Reichsgrenzen geblieben sind, entbehren wir auch dieses Hilfsmittel der Conjectur. Und doch ist uns auch hier nicht jede Vorstellung von den alten Strassenzügen, ja nicht einmal jede unmittelbare Anschauung vom Bau und der Construction jener Wege entzogen. Aus der Verbreitung der prähistorischen Artefacte, die im Stoff oder in der Form ein Ursprungszeugniss an sich tragen, gewinnen wir eine allerdings nur allgemeine Vorstellung von einem ganz Europa überziehenden Handelsstrassennetze, und dazu kommen nun auch directe Nachweisungen von Strassenstrecken, welche freilich nur dort erwartet werden dürfen, wo die Bodenbeschaffenheit eine künstliche Anlage von dauerhafter Natur erforderte.

Dieser Art ist die jetzt von Prof. Conwentz publicirte Entdeckung zweier Moorbrücken im Torf des Sorgethales bei Christburg und Baumgart in Westpreussen. Dieselben überqueren das Sorgethal circa 20 km südlich von Elbing in west-östlicher Richtung. Ihre Auffindung steht im Zusammenhange mit der Hebung eines Segelbootes aus der Wikingerzeit, bei welcher Gelegenheit die ansässige Bevölkerung ihre Gäste auf weitere unter Tag liegende alte Holzobjecte aufmerksam machte. So stiess man auf Reste eines Systems verschollener Wegebauten (Moorbrücken, Bohlenwege), wie sie bisher nur im nordwestlichen Deutschland — Hannover, Oldenburg, Bremen — wissenschaftlich beobachtet, aber noch nirgends in grösserem Zusammenhange betrachtet worden waren. Eine solche Betrachtung sehr eingehender Natur widmet nun Conwentz dem ganzen beziehungsreichen Vorkommen. Im Vorworte schildert er den eigenartigen Vorgang bei der Aufnahme dieser seltenen Ueberreste. Man war z. B. genöthigt, die Gruben über Sonntag unter Wasser zu setzen, um Beschädigungen der aufgedeckten Theile hintanzuhalten, ein Vorgang, der, wie der Berichterstatter scherzhaft bemerkt, auf Originalität keinen Anspruch machen kann, da nach Tacitus schon die Germanen bei nächtlicher Weile die Moorbrücken der Römer unter Wasser zu setzen pflegten.

Die Bearbeitung des Stoffes geht weit über einen gewöhnlichen Fundbericht hinaus, obwohl die neuen Thatsachen minutiös beschrieben und durch Abbildungen erläutert werden. Der Autor gibt zuerst einen Ueberblick über „Holzwege im Allgemeinen". Ganz richtig beginnt er mit Anlagen aus neuerer Zeit, wodurch wir das Wesen solcher Wegebauten am besten kennen lernen. Ausser den Knüppeldämmen in moorigen Geländen der Hochgebirge (Schweiz) finden sich namentlich im Flachlande Norddeutschlands und Russlands derartige Bauten noch heute in Gebrauch. Aus frühgeschichtlicher Zeit kennt man Analoges in England, Norddeutschland, Russland und Schweden. Der vorgeschichtlichen Zeit rechnet Conwentz ausser den erhaltenen norddeutschen und einem zweifelhaften krainischen (im Laibacher Moor) die literarisch und sogar künstlerisch bezeugten Holzstrassen der römischen Invasionstruppen zu. Diese geschichtlich datirbaren Bauten werden von Cäsar (Alesia) und Tacitus (Teutoburger Wald) erwähnt, und ein fernerer solcher Bau (an der unteren Theiss) ist auf der Marcussäule andeutungsweise abgebildet. Sie dienten passageren Kriegszwecken, der Beförderung von Mannschafts- und Traincolonnen über Sumpfstrecken.[1] Sehr gründlich ist der Autor sodann in der Schilderung seines speciellen Locales nach Bau, Vegetation und fossilen Einschlüssen, ferner im Berichte über die Aufdeckung der beiden Moorbrücken, die sich vom west- auf ostpreussisches Gebiet hinüberzogen, und in seinen Untersuchungen über Verlauf, Bau und Beschaffenheit jener Wege. Von ganz besonderem Belange sind natürlich seine Betrachtungen über Alter, Ursprung und Bedeutung der Moorbrücken. Hier haben wir es selbstverständlich nicht mit römischen Kriegs- oder Friedensbauwerken zu thun; denn Ost- und Westpreussen wurden nie von römischen Heeren durchzogen und, so viel wir wissen, auch nur höchst selten von reisenden Römern betreten. Die Construction der Moorbrücken ist so primitiv und ursprünglich, dass es der Annahme fremder Einflüsse oder fremder Baumeister nicht bedarf. Das Alter lässt sich zwar nach der Lage unter Terrain nicht bestimmen, wohl aber aus den verwendeten Hölzern und Werkzeugen, sowie aus den Nebenfunden. Man bearbeitete mit Eisen vorwiegend Eichenholz, welches in der Hallstatt- und La Tène-Periode ausgedehnte Bestände bildete, während in späterer Zeit die Kiefer vorherrschte. Auf die erste Eisenzeit weisen auch die auf den Bohlenwegen gefundenen keramischen Ueberreste. Diese lagen ausschliesslich auf den unteren Holzschichten, so dass die beiden obersten Lagen, welche später durch das Anwachsen des Moores nöthig geworden, möglicherweise einer jüngeren Zeit zuzurechnen sind (etwa der römischen Culturperiode?).

Conwentz erläutert auch, an der Hand sonstiger Funde, die allgemeinen vorgeschichtlichen Verhältnisse des von ihm studirten Gebietes, auf die nun durch die neue Entdeckung weiteres Licht gefallen ist. Er zeigt, wie um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends, eine fremde, die jüngere Hallstatt-Cultur aus dem Süden nach Westpreussen eingedrungen ist. Dies geschah auf zwei Strassen, von welchen je eine am rechten und am linken Weichselufer lief. Hand in Hand mit der neuen Cultur ging ein Wechsel der religiösen Anschauungen, der von der früher allgemein geübten brandlosen Bestattung zur Leichenverbrennung führte. Nun erscheinen auch jene merkwürdigen und viel behandelten Gesichtsurnen, in welchen man südlichen Einfluss fast ebenso oft erkannt, als abgeleugnet hat. Es findet sich an ihnen jener aus dem Rothen Meere stammende Conchylienschmuck („Schnecken-Anhänger" nennt Conwentz diese durchbohrten Cypräen nicht ganz sprachrichtig), sowie die bekannten, hier so eigenthümlich isolirten figuralen Urnenzeichnungen. Andererseits enthalten die Culturschichten der Hallstatt-Periode an mehreren Stellen des Elbinger Hochlandes so viel rohen Bernstein, dass die Dorfbewohner bisweilen geradezu danach graben. Man hat daraus geschlossen, dass schon in der Hallstatt-Zeit von hier eine Bernstein-Handelsstrasse nach dem Samlande ging. Dem Bezuge dieses Productes und dem Vertriebe der Gegenwerthe südlicher Provenienz galten wahrscheinlich auch die Moorbrücken im Thale der Sorge. Die eine derselben ist circa fünfmal so lang als die Eisenbahnbrücke, welche bei

[1] Vgl. Fr. Knoke, Die römischen Moorbrücken in Deutschland. Mit Karten, Tafeln und Textfiguren. Berlin 1895.

Marienburg über die Nogat führt, und übertrifft auch die Weichselbrücken über Dirschau und Graudenz um 446 und 139 m Länge. So ausgedehnte Bauten, meint Conwentz mit Recht, „dienten nicht einem zeitweilig auftretenden Bedürfnisse, auch nicht einer beschränkten Verbindung zweier benachbarter Orte, sondern sie bildeten einen Hauptbestandtheil der grossen Strasse, auf welcher sich lange Zeit fast der ganze Verkehr von der Weichsel nach Osten bezw. Nordosten hinzog". Als den germanischen Volksstamm, dessen Hände diese Brücken geschlagen, betrachtet der Verfasser die Gothen (Gotoni, Gythones), welche nach Tacitus und Ptolemäus vor Christi Geburt im unteren Weichselgebiete, etwa zwischen Graudenz und Thorn, gewohnt haben müssen (vgl. die La Tène-Gräberfelder von Rondsen und Kulm).

In dieser Zeit hatte der jetzt kleine Drausensee südlich von Elbing eine viel grössere Ausdehnung und das südlich anstossende Sorgethal war grösstentheils versumpft und schilf- oder wasserbedeckt. In zahlreichen Becken stehenden Gewässers wuchsen Fieberklee und andere Pflanzen, an den Thalrändern niederes Gehölz von Weiden, Schwarzerlen und Birken; auf den Abhängen und Plateaus standen meilenweite Hochwälder aus mächtigen Eichen, Kiefern, Roth- und Schwarzbuchen, unter welchen Hasel- und andere Sträucher den Boden bedeckten. An den sumpfigen Seeufern hausten Ur und Biber, in den Wäldern Elch, Edelhirsch und Reh; auf waldentblössten Strecken weidete eine kleine halbwilde Pferderasse. Die Gothen trieben Jagd, Viehzucht und Ackerbau; sie fertigten Thongefässe, die sie für den Grabgebrauch seltsam ausgestalteten und schmückten. Den Import von Süden her vermittelte die grosse Handelsstrasse am rechten Weichselufer, welche im unteren Gebiete der Sorge, dem Höhenrande folgend, südlich um den Drausensee und weiter nordöstlich nach dem Samlande führte. „Auf diesem Wege," sagt Conwentz, „hatte man verschiedene Thaleinschnitte, besonders das breite Thal der Sorge zu kreuzen, und das Hinderniss, welches seine sumpfige Bodenbeschaffenheit bot, wurde von den Eingeborenen durch Anlegung der Moorbrücken bewältigt. Dieselben bedeuten somit einen wichtigen Uebergang, welcher lange Zeit, jedenfalls durch Jahrhunderte, einen grossen Theil des ganzen Verkehres vom Süden zum Norden vermittelt hat." Wer die Bedeutung dieses Verkehres für den Norden kennt, wird auch den Werth des neuen Zuges, welchen Conwentz dem Bilde der germanischen Urzeit hinzugefügt hat, richtig ermessen.

M. Hoernes.

17.

Almgren, Oscar: Studien über nordeuropäische Fibelformen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte. Mit Berücksichtigung der provincialrömischen und südrussischen Formen. Akademische Dissertation. I. Text (XIII + 243 pp.) II Tafeln (248 Fig. auf 11 Tafeln). Stockholm 1897. 8°.

Ein starkes Buch über die Fibelformen eines beschränkten Zeitraumes und eines beschränkten Fundgebietes ist eine ganz neue Erscheinung in der archäologischen Literatur. Hildebrand, Tischler, Montelius studirten entweder alle ihnen zugänglichen Haupttypen europäischer Fibeln oder wenigstens alle Fibeln eines bestimmten Landes. Aber Almgren's Werk kennzeichnet eben, nach diesen Bahnbrechern, eine jüngere Periode in der Bearbeitung urgeschichtlichen Materiales: die der gesteigerten philologischen Gründlichkeit, der extremen Gewissenhaftigkeit gegenüber einem stark angewachsenen Stoffe, welcher dringend nach monographischer Durcharbeitung und nach ausgedehnter Arbeitstheilung zu diesem Zwecke verlangt.

Almgren's „Nordeuropa" ist das ausserhalb der weitesten römischen Reichsgrenzen verbliebene Gebiet von dem Rhein und der Donau bis in das westliche Russland und bis zur Mitte der skandinavischen Halbinsel, während der ersten drei bis vier Jahrhunderte nach Christo, im Wesentlichen also das Gebiet freier Germanen der römischen Kaiserzeit.

Der Autor hat sein Material im Hinblicke auf die hier angezeigte Publication während zweijähriger Studienreisen sowohl in jenem Gebiete, als auch in den angrenzenden, einst römischen Rhein- und Donauländern gesammelt und übt mit der Veröffentlichung desselben in deutscher Sprache eine dankenswerthe Rücksicht auf den grösseren Theil der von ihm bereisten Länder. Nahezu die Hälfte des Textbandes (S. 132—243) wird von den „Beilagen" (Nachweisungen in Verzeichnissform) eingenommen, welche das Fundament der Behandlung bilden. Es kann hier nicht der Ort sein, auf Einzelheiten einzugehen; der ganze Stoff Almgren's ist ja ein Detail, wenn auch eines der allerwichtigsten. Almgren bildet sieben Gruppen specifisch nordeuropäischer Fibelformen, zu welchen als achte die Gruppe der Scheibenfibeln kommt, und widmet eine besondere Betrachtung den specifisch provincialrömischen Typen, die nur sporadisch in Nordeuropa auftreten. Zeitlich unterscheidet der Verfasser eine ältere und eine jüngere „römische" Periode, deren Zwischengrenze etwa um 200 n. Chr. liegt. Die ältere Periode „ist charakterisirt theils durch allmälige Umbildung der vorhergehenden La Tène-Cultur, theils durch römischen Import", die jüngere durch einen plötzlich von Südosten hereinbrechenden mächtigen Culturstrom, „der neue Formen mitführt, welche die alten bald verdrängen oder wenigstens in stark umbildender Weise beeinflussen". Die ältere Periode zerfällt in zwei bis drei schon von Montelius erkannte zeitlich gesonderte Fundgruppen (des ersten, des zweiten Jahrhunderts und der Zeit um 200). Hostmann und Tischler hielten alle Fibeln dieser Zeit für römische, nach Nordeuropa importirte Fabrikate. Hildebrand und Sophus Müller zeigten dagegen, dass sie mit wenigen Ausnahmen nicht römische, sondern germanische Arbeiten sind, die nur ganz vereinzelt auch auf provincial-römischem Boden angetroffen werden. Mit schlagenden Gründen bekämpft Almgren (S. 116) die Annahme Tischler's, dass jene Fibeln „nur für den Export" gearbeitet worden und deshalb auf nichtrömisches Gebiet beschränkt seien. Er hält es für unbestreitbar, „dass die hier behandelten Fibeln im Allgemeinen innerhalb derjenigen Gebiete, wo sie am häufigsten vorkommen, angefertigt worden sind." Gab es doch schon während der Spät-La Tène-Zeit im mittleren Schweden eine locale Fibelfabrikation.

Die ältesten Gruppen nordisch-römischer Fibeln entwickelten sich aus Spät-La Tène-Formen, wie sie namentlich in den Donauländern, zumeist in Oesterreich — viel seltener am Rhein — vorkommen. Vom Beginne der Römerherrschaft in den Alpenländern geht jedoch die Entwicklung im Norden

und Süden der Donau getrennte Wege. Wenigstens in Betreff der Fibelformen glaubt also ALMGREN feststellen zu können, „dass die Begründung der römischen Herrschaft in den Donauländern vielmehr eine Grenzscheide errichtete, als dass sie den Import vom Süden nach dem Norden durch ein etwaiges Aufblühen des Bernsteinhandels beförderte". Mit HOSTMANN und TISCHLER betont der Verfasser, dass vor der Zeit Marc Aurels, wenigstens im Allgemeinen, keine römischen Münzen nach Nordeuropa gekommen sind. Die Münzzufuhr begann nach dem Markomannenkriege in Folge des ersten grossen Vorstosses germanischer Stämme in's römische Reich. „Die grossen Münzmassen von den Kaisern Trajan bis Marc Aurel könnten hienach vielleicht am ehesten geradezu als Kriegsbeute angesehen werden." Mit diesen Münzmassen kommen neue Fibelformen und auch andere Typen und Techniken zu den Germanen. Sie inauguriren die jüngere römische Periode Nordeuropas (nach TISCHLER: „Periode C", nach MONTELIUS: „Periode V der Eisenzeit", nach SOPHUS MÜLLER: „Völkerwanderungszeit"), deren Ausgangspunkt der Verfasser im südrussischen Culturgebiete sucht. Er hält es für eine ausgemachte Sache, dass diese Cultur von den in Südrussland, Ungarn u. s. w. angesiedelten Germanen, Gothen u. A. ausgeht und meint, dass der Name „gothisch" für diesen Zeitabschnitt am passendsten wäre. Denn, merkwürdig genug, es lassen sich die meisten späteren provincial-römischen Fibelformen (vom zweiten Jahrhundert ab) nur als Umgestaltungen germanischer Vorbilder erklären, so dass — nachdem der Einfluss der provincial-römischen Industrie auf die gleichzeitige nordeuropäische ein ganz geringer gewesen — in spätrömischer Zeit dagegen ein starkes germanisches Element in der provincial-römischen Formenwelt zu erkennen wäre.

M. Hoernes.

18.

V. M. Florinskij: Pervobytnyje Slavjane po pamjatnikam ich doistoričeskoj žizni. Opyt slavjanskoj archeologii. (Die alten Slaven in den Denkmalen ihres vorhistorischen Lebens. Versuch einer slavischen Archäologie.) Tomsk. I. Theil. 1894. II. Theil. 1896. S 355 + 272. Mit mehreren Tafeln und vielen Text-Illustrationen. (In russischer Sprache.)

Vorliegende zwei Bände des neuen Werkes von FLORINSKIJ stellen uns den Anfang einer breit angelegten Arbeit vor, den Versuch einer slavischen Archäologie.

Mit einer gewissen Neugierde nahm ich das Werk zur Hand, aber schon nach dem Durchlesen der ersten Seiten sah ich mich enttäuscht. Nicht, weil etwa das Buch uninteressant wäre, oder weil man keine Belehrung daraus schöpfen könnte, sondern weil seine Grundlage durchaus verfehlt ist. Mit einer falschen Idee trat der Verfasser an die Ausarbeitung seines Werkes heran. Es wird das, glaube ich, dem Leser bald einleuchten, wenn wir kurz den Inhalt der zwei mir bis jetzt zugekommenen Bände übersehen.

Am Anfange erklärt der Verfasser den Ursprung des arischen Volkes, dessen Heimat sich irgendwo zwischen Oxus, Jaxartes und Hindukusch befunden haben sollte (S. 3). Von hier aus breiteten sich die Urarier in zwei Richtungen aus, ein Theil nach Kleinasien, der andere über das westliche Sibirien nach Osteuropa.

In diesem zweiten Theile formirte sich schon in Asien die slavische Nation. Die Slaven lebten lange in Turkestan unter dem historischen Namen der Saken, der Massageten (S. 17), wie es dem Herrn Verfasser die topographische Nomenclatur bezeugt, und besassen schon damals eine nicht geringe Cultur. Vom westlichen Sibirien zogen dann die Völker der Slaven über das Uralgebirge nach Russland — die Skythen der Geschichte waren eigentlich im Grunde genommen dieselben Slaven — und breiteten sich bis zur Elbe einerseits und nach der Balkanhalbinsel andererseits aus, wo sie in der Geschichte unter den Namen der Veneter, der Geten und Daken auftreten.

Capitel II und III sind nicht besser als das erste. In denselben wird die Ausbreitung der Slaven in Europa und die Formation der russischen Nation näher geschildert. Dass FLORINSKIJ nicht nur die baltischen Veneten, sondern auch die armorischen und adriatischen, dass weiter die Sarmaten und Warjagen Slaven sind, versteht sich von selbst. Das haben auch schon vorher mehrere und bedeutende Gelehrte mit grossem Geschick vertheidigt. Aber er geht noch weiter. Er sieht Slaven auch in den alten Kimmeriern und Skythen, in den Bulgaren, Hunnen, er hält auch die Thraker und Illyrier für Slaven. Das sind aber Theorien, die schon lange gründlich zurückgewiesen worden sind.

Diese drei Capitel bilden die ethnologische Einleitung und dabei auch die Grundlage des Werkes. Aber die ganze Idee ist falsch und auch die Folgerungen sind schlecht begründet. Alles zeigt, dass dem Verfasser die Ergebnisse der neueren Forschung auf dem Gebiete der älteren Geschichte Europas fast vollkommen und auch die Fortschritte der Archäologie grösstentheils fremd sind.[1]) Nichts zeigt dies besser, als dass der Verfasser, um das Slaventhum der Wolga-Bulgaren zu bezeugen, die falschen Idole von Retra zur Parallele heranzieht und sich dabei auf das Buch von MASCH vom Jahre 1771 beruft. (S. 284 cf., auch II, S. 177.)

Auch die neueren Ergebnisse der Linguistik sind ihm unbekannt. Er weiss nichts von den modernen Ansichten über die sprachlichen Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen arischen Völker. Er übernimmt das alte System von SCHLEICHER und baut seine Theorie von der Wiege der Slaven auf der veralteten Hypothese der näheren Verwandtschaft der slavischen Sprache und des Sanskrit.[2]) Man wird sich nicht darüber wundern, dass auch seine etymologischen Versuche einen ähnlichen Werth haben.

An diese ethnologische Einleitung fügt der Verfasser ein Essai über das Verhältniss der alten slavischen zu der byzantinischen Cultur an (S. 86 ff.). Daraus entnehmen wir, dass nach seiner Meinung die ganze byzantinische Cultur auf slavischem Grunde steht. Nicht nur die Stilarten in der Kleinkunst sowie in der Architektur, nicht nur der äussere und innere Charakter des byzantinischen Hofes, sondern auch die ganze Form des Staates, der Absolutismus, alles das war in Byzanz nur die Frucht des slavischen Geistes und Ein-

[1]) Nur in beschränktem Masse können wir die Entschuldigung des Verfassers annehmen, der über den Mangel der Hilfsliteratur in Tomsk klagt (II, S. 110).

[2]) Die linguistischen Kenntnisse des Verfassers zeigt z. B. der folgende Satz (S. 12): „Je mehr eine arische Sprache vom Sanskrit abweicht, desto früher hat sie sich vom Urstamme abgesondert."

flusses. So hält Florinskij auch den bekannten „gothischen" Stil der Denkmäler aus der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends nach Christi für einen Ausdruck des slavischen Einflusses (S. 93). Was in der byzantinischen Cultur orientalischen Ursprunges ist, wurde wenigstens von Slaven bearbeitet und dann von Byzanz übernommen.

Mit diesem Essai schliesst die eigentliche Einleitung des Werkes, die, wie schon gesagt, zugleich auch seine Grundlage bilden soll. Denn das Ziel des Verfassers, der Zweck seiner mühevollen Arbeit ist nun, zu zeigen, dass die archäologischen Denkmäler, die bis jetzt in dem breiten Gebiete von den Karpathen ostwärts bis tief nach Sibirien gefunden wurden, uns die eigene altslavische Cultur repräsentiren.

Ich glaube, dass es nicht nöthig sei, näher auf die Widerlegung der einzelnen Fehler einzugehen. Man muss wirklich bedauern, dass eine mühevolle und sonst verdienstvolle Arbeit auf eine solche Basis gestellt worden ist.

Der eigentliche Werth des Buches liegt in den folgenden Capiteln, die zwar auch der falschen Idee folgen, fast Alles, was sich in Russland und Sibirien aus früherer Zeit gefunden hat, als ein Product der altslavischen Cultur darzustellen, die aber dabei eine Fülle von Material enthalten, das uns sonst wenig bekannt und, da in verschiedenen Museen und Gegenden Sibiriens zerstreut, fast unzugänglich ist. Dabei erörtert der Verfasser auch manche höchst interessante Seite des vorhistorischen Culturwandels, die nicht ohne Belang sind für das übrige Europa und namentlich für die Entwicklung der eigentlichen slavischen Cultur. Vgl. z. B. die interessante Schilderung des Handels des alten Biarmien und Westsibiriens im Capitel V.

Hier sei nur kurz der übrige Inhalt des Werkes angedeutet: Das Capitel IV bespricht die ostrussischen und sibirischen Befestigungen der Vorzeit (gorod, gorodišče) und sucht dabei ihren slavischen Ursprung zu bezeugen. (Unter Anderem erklärt er das Thonmaterial für ein nationales Charakteristikon.) Das Capitel V belehrt uns, wie schon gesagt, über den alten sibirischen Handel, sucht alte Handelswege im Netze der Flüsse und Befestigungen auf und zeigt, wie das Permierland zum Hauptmarkte der Mineralproducte des Altai, namentlich des altaischen Silbers wurde.

Es versteht sich von selbst, dass die betreffenden Vertreter des Handels nicht Finnen oder Tataren, sondern nach der Meinung des Verfassers Slaven waren. Ihnen gehört der ganze Handel, sowie der Metallgrubenbau. Capitel VI bespricht die Funde aus den Ruinen der alten Stadt Bolgary an der Wolga (in der Nähe der Mündung der Kama) und endet mit einer Erörterung der slavischen Nationalität der alten Bulgaren. Alle ihre Denkmäler, bevor dieses Volk den Islam angenommen und sich dann stark gemischt hat, sollen slavischen Ursprungs sein (S. 343).

Im ersten Capitel des zweiten Theiles kehrt der Verfasser wieder zu den ethnologischen Betrachtungen zurück. Er erörtert zuerst die physikalischen Einflüsse des Landes auf die Entwicklung der alten Arier. Dabei erfahren wir, dass nicht nur Westsibirien, sondern auch ein grosser Theil des westlichen Kitaj und der heutigen nordwestlichen Mongolei in der vorchristlichen Zeit von Ariern besetzt war, und zwar namentlich von dem slavogermanischen Zweige (S. 56). Von hier zogen sie dann nach Europa aus. Zeugnisse ihres ehemaligen Daseins und ihrer westlichen Züge bieten uns besonders die Kurgane mit allen ihren Objecten, dann verschiedene Runen-Inschriften. (Auch die bekannten Orchon-Inschriften hält Florinskij für arisch gegenüber der Meinung von Radloff.) Namentlich liefern uns die „kamennyja baby" (Steinbaben) darüber wichtige historische Zeugnisse. Sie gehören nur den slavischen Saken an (S. 53). Das Centrum und die Wiege der Slaven war die Gegend von den sieben Flüssen (Semirěčje), dagegen wuchsen in der Gegend von Minussinsk die Germanen auf.

Mit dem zweiten Capitel beginnt der Versuch einer eigentlichen vergleichenden Archäologie Sibiriens auf Grund des Materiales, das der Verfasser, besonders in den Museen von Tomsk, Minussinsk und Tobolsk, studirt hat. Zuerst werden die sibirischen Stein- und Beinobjecte eingehend besprochen (schade nur, das hiebei wieder der trojanische Krieg und die trojanischen Alterthümer eine wichtige Rolle spielen sollen), ihre Verbreitung in Sibirien und Russland, ihre Formen, Material und Terminologie.

Das dritte Capitel würde gewiss eines der lehrreichsten sein, wenn sich der Verfasser die Methode der archäologischen Analyse besser angeeignet hätte. Er bespricht darin die sibirische Keramik und ihre Verhältnisse zu den russischen Funden. Er glaubt wieder dieselben Formen und dieselben Typen an beiden Seiten zu finden und so wieder den ethnologischen Zusammenhang beider Länder zu bezeugen. Aber die Analyse der Typen lässt viel zu wünschen übrig[1]. Auch sind die übrigen europäischen Funde ihm sehr wenig bekannt, denn sonst könnte er z. B. nicht schreiben, „dass die schwarze Keramik in Europa (ausser Russland) vollkommen unbekannt ist" (S. 217).

Ich glaube, das Gesagte genügt schon vollkommen, um zu zeigen, in welchem Masse die ethnologische Grundlage des Buches verfehlt ist. Ihre Fehler zu widerlegen, kann ich mir gewiss ersparen. Ich stelle mich zwar nicht absolut gegen die Zulässigkeit einzelner seiner Theorien, aber die Gesichtspunkte des Verfassers sind meistens veraltet und irrig und auch seine Argumentation vielfach ungenügend. Wo wir im Ganzen nur Einflüsse der asiatischen Cultur auf die alte Cultur der Slaven sehen, da sieht der Verfasser eine und dieselbe Nation. Das ist der Hauptunterschied unserer Gesichtspunkte. Die Sache kann strittig sein, aber gewiss bedarf seine Meinung eine ganz andere Fülle von Argumenten, als wie man sie in seinem Buche lesen kann. Nach meiner Meinung fällt bei kritischer Beleuchtung der ganze ethnologische Aufbau des Werkes zusammen und bleiben nur einige positive Ergebnisse stehen; diesen kann man aber auch wirkliches Lob spenden. Ich habe sie schon oben hervorgehoben.

L. Niederle.

[1] Der Verfasser unterscheidet besonders zwei „nationale" Typen: *a)* die feinere schwarze Keramik mit geometrischer Verzierung und *b)* die gröbere aus gelblichem oder röthlichem Thon; deren Verbreitung stimmt aber wenig mit seinen anderen Folgerungen.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XXVII. Der neuen Folge XVII. Band.)

Nr. 1. Januar u. Februar. **Sitzungsberichte.** **1897.**

Monats-Versammlung am 12. Januar 1897.

Vorsitzender: Herr Dr. Theodor v. Inama-Sternegg.

1. Herr Maler **Josef Hoffmann** ladet die Mitglieder der Gesellschaft persönlich zum Besuche der ersten Abtheilung seiner durch zahlreiche Gemälde vorgeführten „Weltreise-Ausstellung“ ein, welche sich im Ressel-Parke vor der technischen Hochschule in einem eigens hiezu errichteten Holzgebäude befindet. Die erste Abtheilung umfasst Algerien, Tunis, Aegypten und Indien und ist durch die Darstellung der verschiedenen Bevölkerungstypen von ethnographischem Interesse. Die im März zu eröffnende zweite Abtheilung wird Bilder aus Ceylon, Java, den Aequatorial-Inseln, sowie China und Japan enthalten.

2. Herr Dr. **Johann Peisker** aus Graz hält einen Vortrag:

Die österreichische Wirthschaftsgeschichte und ihr wichtigster Behelf, die Katastralkarte.

Hochansehnliche Versammlung!

Die erste, das Werden der Dinge darstellende Deutsche Wirthschaftsgeschichte der älteren Periode hat bekanntlich Ihren Vicepräsidenten Herrn v. Inama-Sternegg zum Verfasser.

Seit dem Erscheinen des ersten Bandes sind erst 17 Jahre verflossen, aber der Fortschritt, welchen seitdem die Wissenschaft unter steter Mitarbeiterschaft dieses Gelehrten gemacht hat, ist ein so bedeutender, dass uns gewiss nur mehr wenige Jahre davon trennen, bis wir werden ausrufen dürfen: Heureka, festen Boden haben wir unter den Füssen!

Wie einer jeden modernen Forschung, ist es auch der unserigen vor Allem darum zu thun, einen festen Ausgangspunkt zu gewinnen; denn so lange wir nicht ganz sicher über die ältesten wirthschaftlichen Zustände der Deutschen und der Slaven unterrichtet sind, bleibt unsere ganze Forschung auf Sand gebaut. Es sei mir gestattet, eine kurze Uebersicht des bisher darüber Geleisteten vorzubringen:

Den Anfang nahm unsere Forschung von Goethe's congenialem Zeitgenossen Justus Möser, der vor 120 Jahren die Bauernhube, die kleinste wirthschaftliche und Besitzeinheit als Actie definirte und so ihren genossenschaftlichen Charakter aufdeckte.

Die erste Geschichte dieser genossenschaftlichen Landactie schrieb Georg Hanssen 50 Jahre später. Er verknüpfte hiezu folgende Erscheinungen:

In einem grossen Theile altgermanischen Bodens, von Südschweden über Dänemark fast ununterbrochen bis zum Main, begegnen wir vor der Commassation geradezu ausschliesslich Gewanndörfern, bei denen bekanntlich die Feldmark in regelmässige Parallelogramme, Gewanne, und jedes derselben in so viele gleichbreite Ackerstreifen getheilt ist, als es Huben im Dorfe gibt. Jeder Vollbauer hat je einen Streifen in jedem Gewann und die Gesammtheit dieser planmässig über die ganze Feldmark zerstreuten Streifen nebst dem Gehöfte im Dorfe und der quotalen Nutzung der Gemeindegründe macht eben die Hube aus. Danach hat jeder Hubner einen gleich grossen, gleich guten, gleich entfernten Grundbesitz. Bei der üblichen Dreifelderwirthschaft liegt jedes Jahr ein anderes Drittel der Feldmark brach und unterliegt gemeinschaftlicher Beweidung. Diese Feldeintheilung muss eine sehr alte sein, denn schon die dänischen Gesetze des XIII. Jahrhunderts enthalten sehr genaue Vorschriften, wie diese schöne Ordnung der Dinge aufrecht zu erhalten sei.

Die sogenannten Gehöferschaften des Hunsruck haben dieselbe Structur, und es wurden dort bis in die neueste Zeit immer nach Ablauf einer bestimmten Anzahl von Jahren alle Privatgrenzen für aufgehoben erklärt, die sämmtlichen Parcellen, also der gesammte Privatbesitz eingezogen, die ganze Feldmark von Neuem oft in ganz andere Gewanne als früher zerlegt und jedes dieser Gewanne sodann in so viele Ackerstreifen getheilt, als die Hubenzahl des Ortes ausmachte. Der Boden der Gehöferschaft unterlag also periodischen Neuvertheilungen; Niemand hatte daran ein festes, dauerndes Sondereigen, sondern blos eine Quote, deren effective Realität sich bei jeder Neuvertheilung vollständig änderte; die besitzliche Behandlung der

Mark war eine genossenschaftliche; die wirthschaftliche Nutzung, namentlich in der Beweidung des jeweiligen Brachfeldes, lief auf Feldgemeinschaft aus.

Diese sehr alterthümlich ausschauenden Thatsachen hat Georg Hanssen mit den bekannten Angaben Cäsar's und Tacitus verglichen und sodann die markgenossenschaftliche Feldgemeinschaft für den ältesten agrarischen Zustand der Germanen erklärt.

Diesen bedeutsamen Gedanken hat gleich darauf Georg Ludwig Maurer in ein festes System ausgebaut und ihm namentlich die Quellen der fränkischen Zeit dienstbar gemacht.

Inzwischen hat der edle Enthusiast Haxthausen die gelehrte Welt mit der grossrussischen Dorfcommunion, dem „Mir", bekannt gemacht, welcher mit seiner periodischen Neuvertheilung genau der Hunsrucker Gehöferschaft entspricht. Auch die Feldmark des „Mir" hat dasselbe Aussehen, wie die des deutschen Gewanndorfes; jeder Genosse des „Mir" hat gleich grossen, gleich guten, gleich entfernten Grundbesitz. Während aber die Hubenzahl einer Gehöferschaft und überhaupt eines deutschen Dorfes eine seit jeher bestimmte ist und ein Bauer mehrere Huben oder nur ein Bruchstück einer Hube sein Eigen nennen kann, ist beim russischen „Mir" die Zahl der Sonderbesitze oder Antheile, der učastok, von der Zahl der eben lebenden, erwachsenen Dorfgenossen abhängig. Der russische „Mir" kennt kein Erbrecht; nach dem Tode des Nutzniessers fällt dessen učastok an die Gemeinde zurück und bei der nächsten Neuvertheilung — peredêl — erhält jeder erwachsene Sohn des verstorbenen Nutzniessers, und hätte dieser ihrer auch zwanzig, gleich grossen učastok, wie der einzige Sohn eines anderen Nachbars. Der Kürze wegen lasse ich die anderen üblichen Vertheilungsmodi hier unerwähnt.

Der russische „Mir" schien damals noch um einen Grad alterthümlicher, primitiver zu sein, als die Gehöferschaft, weil er jeden Dorfgenossen gleich bedenkt und jedes Erbrecht ausschliesst.

Man glaubte, das älteste und glücklichste, weil den Pauperismus ausschliessende volkswirthschaftliche System vor sich zu haben.

Daraus zog man auch in Deutschland sehr weitgehende Schlussfolgerungen. Allein in Russland selbst, wo der Gegenstand mit einer Leidenschaftlichkeit sondergleichen anfangs behandelt worden, dauerte die Illusion nicht einmal ein Jahrzehnt.

Der schneidige Čičerin wies in heissem Kampfe gegen Beljajev nach, dass die Mirverfassung keine alte, keine ursprüngliche, noch weniger eine idealfreiheitliche Einrichtung Rousseau'scher Façon, sondern mit eine der Folgen einer verhältnissmässig sehr späten Knechtung sei.

Uns erscheint es heute ganz unglaublich, wieso diese fundamentale Errungenschaft Čičerin's von der deutschen Forschung mehr als zwei Decennien unverwerthet bleiben konnte, zum empfindlichen Nachtheile für den wissenschaftlichen Fortschritt, denn sie hätte schon Mitte der Sechziger-Jahre als Warnung dienen können, dass das alte Germanenvolk, soferne die Hanssen-Maurer'sche Auffassung über die Ursprünglichkeit der Hufenverfassung richtig wäre, als Unicum dastünde, ohne irgend ein nachweisbares Analogon in Gottes weiter Welt; man hätte stutzig werden müssen, nachdem inzwischen auch aus Utiešenović's Darstellungen der südslavischen Hauscommunion, der Zadruga, und aus den streng flurkartenmässigen Untersuchungen Meitzen's der schlesischen Dziedzine bekannt geworden ist, dass die Slaven, die so nahen Verwandten der Germanen, gerade auf der ganzen beiderseitigen Berührungslinie, von der Ostsee bis zur Adria, nicht eine Spur von einer genossenschaftlichen Feldgemeinschaft, von einer Hufenverfassung kennen. Utiešenović und seine Nachfolger legten dar, dass die Südslaven nicht in Dorfgenossenschaften gleichberechtigter Antheilnehmer, sondern in Familiencommunionen mit Descendentalerbfolge gelebt haben, und Meitzen führte aus, dass die Westslaven, zunächst in Schlesien, keine Landactie, keine Gewanntheilung kannten und dass ihre Dziedzine — welche aus formlosen Blöcken besteht — sich mit der Hube gar nicht vergleichen lässt, weil sie kein bestimmtes Ausmass hat, nicht einmal innerhalb desselben Dorfes.

Und als man endlich in Deutschland von Čičerin's Entdeckung mehr als blosse Notiz nahm, war es indessen schon zu spät geworden, denn Maurer's System hatte inzwischen feste Formen angenommen und sich zu einem Dogma ausgebildet.

Der Wissenschaft stand eben damals das bedenkliche Buch de Laveleye's über das vermeintliche Ureigenthum stark im Lichte.

Nun kam der Engländer Seebohm und zeigte, dass auch die Kelten, die westlichen Nachbarn und nächsten Verwandten der Germanen, auch in Familienordnungen lebten und keine Gewanndörfer, keine Huben kannten.

Merkwürdigerweise zog man aus alledem die Schlussfolgerung, dass die Dorfgenossenschaft eine germanisch-nationale Eigenthümlichkeit sei, der ein vermeintlicher Familiencommunismus als slavisch-nationale Specialität gegenüberstehe.

Nun ist es aber notorisch, dass die Sippen- und Familienverbände auch bei den Germanen eine ganz gewaltige Bedeutung hatten. Wie fügten sich aber Familienverbände in eine Markgenossenschaft Gleichberechtigter?

K. Th. v. Inama-Sternegg war es, welcher schon im Jahre 1872 in seiner Festschrift und dann in seiner Wirthschaftsgeschichte 1879 die Priorität des Hofsystems vor dem Dorfsysteme von Neuem aufstellte und in Verknüpfung damit die ursprüngliche, lang andauernde und das ganze Volksleben durchdringende Bedeutung der Familienverbände geltend machte. Diese beiden Momente hat er dann mit der zu jener Zeit unantastbaren Hanssen-Maurer'schen Theorie einer altdeutschen Markgenossenschaft zu verschmelzen versucht.

Während nun einerseits dieser Versuch zu fruchtbringendem Widerspruche einladet, ist andererseits v. Inama's Geltendmachung der massgebenden Wichtig-

keit der Familienverbände eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges geworden.

Es liest sich schon als ein ausgesprochenes Bedenken, was v. Inama in seiner Wirthschaftsgeschichte I, S. 72, sagt: „Die natürliche Gliederung des Volkes nach Familien, die sich bei den Deutschen immer so mächtig erwiesen, die selbst in der Wanderzeit des Volkes der Heeresordnung ihren Charakter aufgeprägt hatte, verlor natürlich auch nicht so schnell nach der festen Ansiedelung der Deutschen ihre Bedeutung. . . ." Also nicht bei, sondern nach der festen Ansiedelung lässt v. Inama ganz richtig den alten Familienbesitz in eine Markgenossenschaft sich umwandeln!

„. . . . . Im alamannischen Volksrechte — sagt v. Inama S. 74 weiter — sind die wenigen Stellen, welche mit der Markgenossenschaft in Verbindung gebracht werden können, von Geschlechtsbesitz und Geschlechtsgemarkung zu verstehen, und zwar handelt es sich um feste, territoriale Verbände, nicht blos um irgendwelchen Einzelnbesitz der engeren Familie. . . ."

Diese damals ketzerische Auffassung v. Inama's bildet einen Wendepunkt in unserer Wissenschaft, die sich zunächst ausserhalb Deutschlands manifestirt.

Zuerst war es der Engländer Denman W. Ross, der im Jahre 1883 die Ansicht vertrat, dass für die Annahme eines ursprünglichen Gemeineigenthums an Grund und Boden die fränkischen Quellen ebensowenig wie Cäsar und Tacitus irgend welche Anhaltspunkte bieten.

Man überhörte Denman W. Ross in Deutschland.

Als aber Fustel de Coulanges im Jahre 1889 nachwies, dass in den fränkischen Quellen das nicht stehe, was Maurer, die wichtigsten termini technici vollends missverstehend, aus ihnen herausliest, da entwand sich aus Schäffle's Munde (Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft, XXVIII. Jahrg. 1892, S. 178 f.) folgender Seufzer:

„Fustel de Coulanges hat in der „Revue des questions historiques" (April 1889) mit Wucht und Eleganz, gallisch — freilich auch gallig, auf sämmtliche Autoren, welche nach den Quellen den Hervorgang des Grundeigenthums aus einem ursprünglichen Agrarcommunismus herleiten, vor Allem auf Maurer's „Markgenossenschaft" einen polemischen Streich geführt. Wenn er der französisch geschriebenen Literatur seiner Gegner nicht schont, so ist doch der Angriff hauptsächlich gegen die deutsche Wissenschaft und ihre Gründlichkeit gerichtet; könnte der Hieb überhaupt nicht parirt werden, so würde er festsitzen und wären wir Alle seit 1855 am Narrenseil geführt worden, wenn wirklich alle für die Existenz der gemeinen Mark angeführten Stellen so sehr der Beweiskraft ledig wären, wie es Herr Fustel de Coulanges in seiner jedenfalls lesenswerthen Arbeit darthun will. Ein nicht geringes Stück Gelehrtenautorität scheint immerhin auf der Strecke liegen bleiben zu sollen; vollends der verächtlich scharfe Angriff des grossen französischen Historikers auf den Missbrauch der ethnographisch-comparativen Methode wird wohl ziemlich Recht behalten."

Was Schäffle befürchtet hat, das ist eingetreten, Fustel's Hieb sitzt fest; aber die deutsche Wissenschaft und ihre Gründlichkeit hat dadurch keine Einbusse erlitten und Maurer ist auch nach seiner Niederlage ein grosser Mann geblieben, der es verdiente, dass aus seinen Werken das viele Brauchbare von dem unbrauchbar Gewordenen abgesondert und neu herausgegeben werde; dagegen sind Wiederabdrücke überflüssig und irreführend.

Fustel de Coulanges hat Maurer besiegt, selbst ist er jedoch Sieger nicht geblieben, da er in das entgegengesetzte Extrem verfiel, indem er überall Sondereigen witterte. Sollte sich aber die Controverse blos zwischen Gemeineigenthum und Sondereigen als dem ursprünglicheren Zustande bewegen, dann bliebe wohl diese Frage für immer auf jenem Punkte stehen, wie die, ob früher Ei oder Henne da gewesen ist, auf dem Punkte des Ignorabimus.

Dieses aut aut gilt jedoch über unsere Frage nicht mehr: der Grazer Universitätsprofessor Hildebrand hat es soeben weggeräumt und gezeigt, dass man

1. als „res communis" behandelt hat, was noch eine „res nullius" war;

2. für Gemeineigenthum gehalten, was nur eine nicht vollkommen durchgeführte Erbtheilung (pro indiviso) oder ein Miteigenthum (condominium) war;

3. für ein Eigenthumsrecht der Bauern an Grund und Boden gehalten, was nur ein mehr oder weniger prekäres „ius in re aliena" oder Nutzungsrecht derselben an einem im Eigenthum eines oder mehrerer Grundherren befindlichen Land war;

4. für ein Eigenthumsrecht der Gemeinde an Grund und Boden angesehen, was nur eine rein administrative Befugniss derselben war (Hildebrand, Recht und Sitte, I, 1896, S. 189).

Durch Hildebrand's fernere Erklärung der die altgermanischen Wirthschaftsformen betreffenden Stellen bei Cäsar und Tacitus sind wir der Erkenntniss des Thatsächlichen so nahe gerückt, dass wir aller Voraussicht nach schon in wenigen Jahren diese überaus wichtige, sehr heikle, sehr aufregende Frage los sind und so ein festes Fundament für unsere Forschung endlich einmal, nach 120jährigem Ringen, erreicht haben werden.

Jetzt ist vor Allem wahrzunehmen, wie sich Hildebrand's Ergebnisse zu den Resultaten der Flurkartenforschung verhalten, welche unser Altmeister August Meitzen in seinem grossen Werke „Siedelung und Agrarwesen" den altgermanischen Zuständen gewidmet hat; über dieses Werk ist der Anthropologischen Gesellschaft am 28. April v. J. vorgetragen worden.

Meitzen's Schilderungen erhalten durch Hildebrand insoferne eine Correctur, als sich die Ansicht, dass das genossenschaftlich nach Huben, also ohne Rücksicht auf Familienverbände organisirte deutsche Dorf mit Gemeineigenthum und Feldgemeinschaft aus halbnomadischen Zuständen unmittelbar hervorgewachsen, also organischen Ursprunges sei, nicht halten lässt.

Dagegen bleiben MEITZEN's lebensfrische Schilderungen späterer Zustände aufrecht.

Es kann uns nur recht sein, dass MEITZEN's Werk diesen Ballast losgeworden ist, denn es hat schon bei seinem Erscheinen nicht wenig daran gelitten, dass sein Ausgangspunkt gerade im Brennpunkte der Controverse gestanden ist, strittig war. Während nun das Entstehen der deutschen Markgenossenschaft in die Controverse zurückfällt, ist deren frühzeitiges Vorhandensein durch MEITZEN's Forschung über jeden Zweifel sichergestellt.

Und so können wir uns an MEITZEN's glänzendem Werke erst jetzt so ganz freuen, wollen aber auch Hand mit anlegen, auf dass die wirthschaftsgeschichtliche Forschung nach seiner Art auch bei uns sich einbürgere.

MEITZEN's Forschungsmethode ist die von Dorf zu Dorf, ja, wo nöthig, von Parcelle zu Parcelle, auf Grund der Katastralkarte.

Mit diesem Behelfe hat MEITZEN nach mehr als 30jähriger Kleinarbeit die germanische und die slavische Vorzeit wesentlich aufgehellt, obzwar sein Forschungsgebiet keineswegs so dankbar ist, wie es einige österreichische Länder zu sein schon von vorneherein versprechen.

MEITZEN's ursprüngliches Forschungsgebiet war nämlich Schlesien; dort entdeckte er die westslavischen alten Siedelungsarten in ihrem Sein und die deutschen Colonisirungsarten in ihrem Werden, und von Schlesien aus ging er gegen den Westen weiter vor, wo ihm schon VICTOR JACOBI, namentlich aber LANDAU einigermassen den Weg geebnet hatten. Bis zur Elbe und der Saale sind es jedoch alles Gegenden, welche viel später unter die deutsche Herrschaft gekommen sind, als unser Innerösterreich; demgemäss müssen hier, in Innerösterreich, die deutschen Eroberer alterthümlichere wirthschaftliche Zustände vorgefunden haben, als auf elbslavischem Boden; während des jahrhundertelangen, auf Leben und Tod geführten Kampfes um die rechtselbischen Lande musste überdies die dortige sociale Ordnung nothwendig eine bedeutende Degeneration erlitten haben, so dass die Zustände, welche nach der endgiltigen Unterwerfung, zum Nutzen der Eroberer gewendet, sonst aber durch Abschichtung der vorgefundenen Volksclassen petrificirt worden sind, uns schon aus dem Grunde keinen ganz sicheren Rückschluss mehr auf die Zustände gestatten, die lange vor der endgiltigen Eroberung bestanden haben.

Wir können aber viel ältere Quellen über die altdeutschen und altslavischen Socialverhältnisse dem österreichischen Boden entlocken.

Uebrigens! Die erste systematische Deutsche Wirthschaftsgeschichte hat, wie schon hervorgehoben worden ist, ein österreichischer Gelehrter geschrieben, das neueste, sehr gewichtige wirthschaftsgeschichtliche Werk hat ebenfalls einen österreichischen Professor zum Verfasser; es muss uns daher doch etwas daran gelegen sein, dass bei uns nicht allein das wirthschaftsgeschichtliche Studium überhaupt weiter gepflegt werde, sondern hauptsächlich und namentlich der österreichischen Heimatskunde endlich einmal zugute komme.

Unsere Vergangenheit ist uns wohl am nächsten; und wenn wir — zum keineswegs anzüglichen Beispiel: an der Aufdeckung der kleinasiatischen Vorzeit einen so rühmlichen Antheil nehmen, dann darf uns wahrlich unsere eigene Vorgeschichte keinen Augenblick länger Hekuba sein!

In Oesterreich durchdringen sich die äusseren Glieder zweier ethnischen Welten so ineinander, dass es von uns hier Anwesenden Niemand erleben dürfte, bis man wird ermittelt haben, wo — im ethnischen Sinne! — der Slave aufhört und der Deutsche anfängt. Hier kann die Forschung wohl nur viribus unitis von uns Allen in Angriff genommen werden, denn an dem Gedeihen dieser Arbeit sind wir Alle, ob Deutsche, ob Slaven, mitinteressirt.

Man kann gleich im Vorhinein annehmen, dass auf einem Gebiete, wo die ethnischen und gesellschaftlichen Gegensätze mit der uns schon aus unseren Schulbüchern einigermassen bekannten Vehemenz tausend Jahre lang miteinander ringen, die Forschung ja viel leichter vorgenommen werden kann, als auf einem anderen, ethnisch homogenen Fleck Erde.

In einem ethnisch homogenen Lande geht die gesellschaftliche und wirthschaftliche Entwicklung organischer vor sich, die einzelnen Institutionen leben sich da einfach aus und weichen schliesslich anderen Einrichtungen, aus welchen man das frühere, allmälig und unbemerkt an Altersschwäche Abgestorbene nicht so leicht oder gar nicht mehr wahrnehmen kann, ebensowenig, als man z. B. aus dem Schmetterling heraus zu errathen vermöchte, dass er aus einer Raupe entstanden sei; denn die Metamorphose ist eine vollständige.

Die deutsche Socialgeschichte weist eine solche Metamorphose auf, und wir haben sie auch heute berührt: Die altdeutschen Agrarzustände nach den Angaben Cäsar's und Tacitus' und während der fränkischen Zeit in der Erklärung HILDEBRAND's einerseits und die späteren Agrarzustände der Deutschen nach der Schilderung MEITZEN's verhalten sich, wie mir scheint, zueinander annähernd so, wie die Raupe zum Schmetterling.

Anders steht die Sache dort, wo, wie in Oesterreich, gesellschaftlich so ungleichmässige Organismen aneinander gestossen sind und sich so durchschlungen und durchdrungen haben, dass sie geradezu dem physikalischen Gesetze, nach welchem an einem Orte gleichzeitig mehr als ein Gegenstand unmöglich ist, zu trotzen scheinen.

Weit entfernt, dass sich diese hart aneinander gerathenen Gegensätze bis zur Unkenntlichkeit abgerieben hätten, im Gegentheil: sie haben sich für lange Jahrhunderte, auch unserem historischen Auge sichtbar, zum grossen Theile gebunden, neutralisirt, petrificirt, geradeso, wie sogar Feuer neben Wasser bestehen kann und besteht, wenn irgend eine noch so verschlungene Demarcation zwischen beiden gezogen ist, welche das Geltungsgebiet jedes Elementes abschichtet.

Und in Abschichtung ist der mittelalterliche Deutsche als Herr ausgedehnter, dicht bevölkerter Flächen, die er erobert oder nur eingenommen, ein grosser Meister gewesen. MEITZEN's volksgeschichtliche Karte Centraleuropas zeigt, wie gross das mittelalterliche deutsche Herrschaftsgebiet und wie verhältnissmässig klein das ursprüngliche Volksgebiet der Deutschen gewesen ist.

So kommt es, meine hochverehrten Herren, dass z. B. in Südsteiermark, einem schon in vorkarolingischen Zeiten unter die deutsche Herrschaft gerathenen Lande, die gesellschaftliche Structur noch im XIII. Jahrhunderte eine so alterthümliche war, dass sie unschwer als unmittelbar aus dem Halbnomadenthum hervorgegangen wahrgenommen werden kann, während andererseits in Böhmen, wo sich der volksdeutsche Einfluss wirthschaftlich und gesellschaftlich erst seit dem XIII. Jahrhunderte bemerkbar machte, die Zustände sich so ansehen, als ob Böhmen seit Anfang der Dinge fest besiedelt gewesen wäre und nie halbnomadisch, geschweige denn nomadisch.

Und dennoch fehlt es nicht an Anzeichen, dass auch in Böhmen dieselben gesellschaftlichen Zustände, wie wir sie in Untersteier noch im XIII. Jahrhunderte nachweisen können, dereinst geherrscht haben; aber sie haben sich in Böhmen von selbst einfach ausgelebt, wie sich eine Raupe auslebt. Freilich wurde dieses Ausleben — so wie in Kärnten — durch eine siegreiche Revolution der ackerbauenden, also der ärmeren Volksschichte beschleunigt, eine Revolution, welche durch die bäuerliche Herkunft der böhmischen Volkskönige hinreichend beglaubigt ist.

Im Ganzen gilt es geradezu als Regel, dass, je früher ein Slavenvolk unter die deutsche Herrschaft gelangt ist, desto conservirter, primitiver sich seine gesellschaftlichen Verhältnisse erhielten, an deren Abschaffung dem deutschen Herrn nichts gelegen war.

Das Alles sind gewiss hochwichtige Erscheinungen; aber auf die Dauer wird sich die fortschreitende Wissenschaft mit der einfachen Constatirung solcher Thatsachen und deren Einzelnheiten nicht begnügen können; sie wird ein tieferes Eingehen auf diese Fragen fordern, weil es sich da um Gewinnung eines sicheren Ausgangspunktes für die österreichische Wirthschaftsgeschichte handelt.

Ein tieferes Eingehen auf diese und derlei Fragen ist nicht nur geboten, sondern auch leicht möglich.

Es ist zum Beispiel nach dem landesfürstlichen Güterverzeichnisse vom Jahre 1265, dem sogenannten Rationarium Stirie, in Uebereinstimmung mit dem erzbischöflich salzburgischen Urbarbuch vom Jahre 1309 möglich, eine statistische Untersuchung des Verhältnisses der Supane zu der Masse der Bauern im südlichsten Theile Steiermarks vorzunehmen.

Es kommen da in sehr zahlreichen Fällen auf Einen Supanus blos drei Bauern; jeder dieser Bauern besitzt eine Hube, der Župan dagegen deren zwei; das bedeutet, dass da ein Viertel der Familien Supanenfamilien waren; den Supanen gehörten 40% der ausgethanen Grundstücke, den Bauern nur 60%!

Die Statistik lehrt uns also, dass hier die Supane keine Beamte, sondern eine sehr zahlreiche Volksschichte gewesen sind; ihre Gewalt über die Bauern war eine wirthschaftliche, von unseren gewöhnlichen Vorstellungen weit abweichende. Darüber belehrt uns eine Stelle des genannten Salzburger Urbars von 1309: et villa, que habet aratrum, tenetur arare officiali dies tres . . . . und eine zweite Stelle: et si villa habet integrum aratrum, tenentur officiali arare. . . .

Was sind das für landwirthschaftliche Zustände, welche in einem Dorfe nicht einmal einen Pflug so ohneweiters voraussetzen? Wie baute man Getreide an, ohne einen Pflug?

Die Antwort: Mit einer Handhacke riss man ein Stück Boden auf, von welchem man den Wald oder Gestrüpp verbrannt, weggeschwendet hatte, und säete in die Asche; die Ernte war reichlich, das geschwendete Grundstück konnte also recht klein sein. Auf einem solchen war auch der primitivste Pflug unbrauchbar, er hätte vor lauter Wurzeln und Steinen nicht vorwärts können, brechen müssen.

Sobald die Ertragsfähigkeit des geschwendeten Grundstückes so gesunken war, dass es sich besser lohnte, ein anderes zu schwenden und anzubauen, dann wurde es einfach derelinquirt, diente sodann als Weide und setzte allmälig wieder einen Wald an.

So entstand allmälig ein besonderer wirthschaftlicher Turnus, in welchen eine bestimmte Ordnung gebracht werden musste; deren Aufrechterhaltung lag augenscheinlich dem Župan ob, welcher auf seiner Doppelhube, wie seine Zinsungen beweisen, mehr Viehzüchter war.

Es ist kein Zweifel, dass in den Zeiten, welche der deutschen Herrschaft vorangegangen sind, diese Viehzüchter Herren, pro indiviso, ausgedehnter Weidereviere, Župen, gewesen sind und gegen gewisse Gaben den verarmten Volksgenossen gestattet haben, Getreide in der eben besprochenen Weise anzubauen; auch mochten die Viehzüchter, die Halbnomaden, durch eigene Sclaven Grundstücke für sich haben anbauen lassen.

Als die Deutschen Herren des Landes wurden und selbstverständlich für sich selbst so viel Boden als möglich in Anspruch nahmen, durften die Supane nicht mehr im ganzen Reviere herumstreifen, denn dieses wurde durch die deutsche Landnahme als solches cassirt; die Supane wurden also mit je zwei Huben abgefunden und die ackerbautreibende, untere Volksschicht wurde unter die Supane vertheilt. Zumeist scheinen unter Einen Župan drei Bauern gekommen zu sein; der Župan und die drei Bauern erhielten — wie es scheint — einen Complex von zusammen 60—100 ha, darin der Župan das Doppelte eines Bauernantheiles; und auf diesen 60—100 ha — überwiegend Wald! — fristeten drei und durch Theilung später bis acht und mehr Bauernfamilien und die Descendenz des Župan das Leben, wohl nicht in Saus

und Braus, denn der Boden ist steril und auch heute noch zum grossen Theile mit Wald bedeckt.

Meine hochverehrten Herren, ich habe mir erlaubt, hier nur ein Beispiel dessen vorzuführen, was uns die historische Statistik Wichtiges, auf einem anderen Wege sonst Unerreichbares zu entschleiern vermag!

Diese Art historische Statistik kann man aber nur betreiben, wenn man die nöthigen Urbar- und Grundbücher, namentlich aber die nöthigen Katastralkarten zur Verfügung hat.

Die Methode hat uns Meitzen gelehrt, die genannten Behelfe aber müssen wir uns selbst beischaffen.

So weit es Meitzen möglich war, hat er sich mit unserem österreichischen Kartenmateriale auch schon beschäftigt und es in seinem Hauptwerke auch verwerthet. Aus dem Ihnen am 28. April vorigen Jahres von Ihrem Herrn Vicepräsidenten gehaltenen Vortrage haben Sie ersehen, wie wenig es ausmacht im Vergleiche zu der Fülle an Material, welches andere Länder dem Meister zur Verfügung stellten. Man hat den Eindruck, als wenn Meitzen bei seiner Forschung an unserer Staatsgrenze hätte Halt machen müssen; thatsächlich musste er eine erschöpfendere Behandlung Oesterreichs für spätere Zeit aufschieben.

Als er sich zu seinem vor 34 Jahren erschienenen fundamentalen Werke: „Urkunden schlesischer Dörfer" anschickte, durchforschte er im Prager k. k. Mappenarchive an der Hand von Flurkarten die an Schlesien grenzenden Gebiete Böhmens. Seitdem wurden aber die die Benützung von k. k. Katastraloperaten regelnden Vorschriften so verschärft, dass noch vor vier Jahren bei uns das Katastralkartenstudium geradezu unmöglich war.

Diese Unmöglichkeit ist heute nicht mehr vorhanden:

Die Historische Landes-Commission für Steiermark, die erste und bis jetzt die einzige wissenschaftliche Corporation Oesterreichs, welche das Studium der heimatlichen Social- und Wirthschaftsgeschichte auf moderne Art und Weise nicht nur begünstigt, sondern direct betreiben lässt, hat vom k. k. Finanzministerium einen Erlass (ddo. 30. Juli 1893) erwirkt, laut welchem ihrem Beauftragten bewilligt wird, in die im Grazer k. k. Katastral-Mappenarchive erliegenden Indicationsskizzen, die Originalmappen aus den Jahren 1817—1823 und die alten Grundbesitzbogen Einsicht zu nehmen.

Zunächst wurde durch diese Bewilligung eine neue Quelle der steiermärkischen Heimatskunde erschlossen, ferner aber auch ermöglicht, dass man auch officiell eine Uebersicht dessen gewinne, was alles die Mappenarchive zu Nutz und Frommen unserer Forschung überhaupt bieten können.

Und da hat es sich herausgestellt, dass gerade das für unsere Forschung Wünschenswertheste, Kostbarste, vom Finanzärar gar nicht mehr benöthigt und nur als für alle Fälle aufzubewahrender, sonst lästiger Ballast reponirt oder aber als gar nicht mehr brauchbar — in die Stampfe geschickt wird, soferne man es nicht als Packpapier besser verwenden kann.

Meine hochverehrten Herren! Wenn das für unsere Zwecke gerade Werthvollste diesem Schicksale successive geweiht, ja zum grossen Theile von einem solchen unwiederbringlich bereits ereilt worden ist, dann ist es nicht nöthig, erst beweisen zu wollen, dass wir uns endlich rühren müssen, um zu retten, was überhaupt noch gerettet werden kann.

Es handelt sich da um folgende Operate:

Vorerst Katastralkarten: In den Zwanziger- und Dreissiger-Jahren wurde für jede Katastralgemeinde der Monarchie eine lithographirte Karte im Massstabe von 1 : 2880 hergestellt, auf welcher ein niederösterreichischer Zoll 40 Klafter bedeutet und eine Section — 20" hoch, 25" lang — 500 Joch (287·732125 ha) vorstellt.

Diese Lithographie — Rohmappe genannt — enthält blos Conturen aller Parcellen und macht ausserdem durch besondere Zeichen kenntlich, ob die Parcelle ein Gebäude, oder ein Feld, Wiese, Weide, Wald, Garten, Obstgarten etc. sei; jede dieser Culturen ist durch prägnante Striche, Punkte, Bäumchen u. dgl. markirt.

Die Parcellen sind fortlaufend numerirt. Aber diese Parcellennummern sind nicht in der Rohmappe mitlithographirt, sondern nur in wenigen zu Amtszwecken dienenden Exemplaren eingeschrieben; das eine davon ist die im Mappenarchive oder bei dem Evidenzgeometer erliegende sogenannte Originalmappe.

Für jede Katastralgemeinde besteht ein Parcellenprotokoll, in welchem der Reihe nach die Parcellennummern fortlaufen; bei jeder Parcellennummer ist nach Rubriken unter Anderem eingetragen, in welchem Riede sich die Parcelle befindet, zu welcher Hausnummer und wem sie gehört, ob sie Feld, Wald o. dgl. ist (Cultur), welcher Bonitätsclasse sie angehört, dann ihr Flächenmaass und ihr Reinertrag.

Nebstdem ist ein zweites Protokoll vorhanden, in welchem ein jeder Grundbesitzer seinen besonderen Bogen hat, auf welchem nur sein Grundbesitz, der sich innerhalb dieser Katastralgemeinde befindet, verzeichnet ist; das sind die Grundbesitzbögen, früher Katastralauszüge genannt.

Alle diese Operate sind käuflich. Man kann für einen bestimmten Betrag pro Blatt eine Rohmappe kaufen, auch numeriren, d. h. mit Parcellennummern versehen oder auch zugleich adjustiren und coloriren lassen; denn um eine bessere Uebersichtlichkeit zu erlangen, belegt man Waldparcellen grau, Felder hellbraun, Wässer blau etc.

Von allen diesen Bestellungen zieht das Aerar einen Nutzen, welcher der Staatscasse zufliesst, kein Wunder also, dass ein Zutritt, welcher mehr als blosse Einsichtnahme bezweckt und das Aerar um eine Einnahme verkürzen könnte, verboten ist.

Die alten, auf wunderbarem, geradezu unverwüstlichem Papiere hergestellten Katastralkarten werden successive durch eine neue, den gegenwärtigen Besitzverhältnissen entsprechende Aufnahme ersetzt und von

den noch vorräthigen alten Rohmappenexemplaren wandern die überflüssig gewordenen in die Stampfe, nachdem ihre Rückseite zum Probedrucke der neuen Auflage benützt worden ist.

Blos in einem Kronlande — es ist wieder Steiermark — bleibt ein Exemplar — soferne es überhaupt noch zu haben ist — für die Wissenschaft unvernichtet. Der historische Verein für Steiermark hat es sich vom Finanzärar ausgebeten und es wird ihm unentgeltlich abgeliefert.

Man sieht, dass man kein Recht hat, sich über das Finanzärar zu beklagen!

Ein Exemplar der alten Katastralkarte ist zum bequemen Amtsgebrauche der Geometer besonders reichlich adjustirt; es ist dies die sogenannte Indicationsskizze, in welcher bei jeder Parcelle das Meiste davon, was sich im Parcellenprotokoll befindet, eingetragen ist. Diese Skizze indicirt namentlich, zu welcher Hausnummer und welchem Besitzer — mit Namen, auch Vulgonamen — die Parcelle gehört, dann ihre Cultur und Bonitätsclasse. Demnach ist in die Indicationsskizze, bis auf das Flächenmaass, alles eingetragen, was zur Erkenntniss der Structur der Eigenthumsverhältnisse und der Bewirthschaftung irgendwie beitragen könnte.

Die alten Indicationsskizzen sind Handzeichnungen, nicht selten von einer grossen Schönheit. Sie sind auf steife Deckel aufgespannt und in Quartform handlich gelegt. Auch sie werden durch neue ersetzt und — reponirt oder vernichtet.

Die Reponirung geschah nicht einheitlich und ist ganz aus der Evidenz gekommen. In einzelnen Ländern erliegen sie im Mappenarchive oder zerstreut bei Steuerämtern, anderwärts in den Evidenzhaltungsbezirken, ja sogar bei den Bezirkshauptmannschaften.

Die alten Indicationsskizzen von Niederösterreich wurden scartirt und zum Einstampfen verkauft; die Tiroler ebenfalls. Die von Salzburg wurden zum grossen Theile ein Raub der Flammen, die von Dalmatien vor fünf Jahren als altes Papier veräussert.

Vollständig scheinen sie in keinem Kronlande mehr erhalten zu sein.

Die steiermärkischen Indicationsskizzen lagen in einem dumpfigen Magazin. Jene Karten, welche flach auf dem feuchten Boden zu liegen kamen, vermoderten gänzlich, die aber stehend aufgestellt wurden, blos an der unteren Kante, sind also verstümmelt. Die historische Landescommission für Steiermark erbat sie sich vom k. k. Finanzministerium zur Aufbewahrung und stellte sie in der Landesbibliothek am Joanneum zu Graz provisorisch auf, wo sie zum Studium frei benützt werden können, und dieses Studium ist in Graz so bequem und angenehm, wie nur möglich, gefördert durch die stattliche Reihe von Urbar- und Grundbüchern, die der unermüdliche Landesarchivdirector J. v. Zahn in seinem Musterinstitute aufgespeichert hat. Archivadjunct Dr. A. Mell, welchem die steiermärkische Landeskunde schon manchen werthvollen Beitrag zu verdanken hat, verfasste einen erschöpfenden Index dazu und der historische Verein für Steiermark liess ihn in den „Beiträgen zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen" 1893 drucken.

Der historische Verein für Steiermark bezieht nebstdem, wie schon bemerkt, je ein Exemplar jeder für die Stampfe bestimmten alten Rohmappe unentgeltlich.

Für Steiermark zunächst geschah also das denkbar Möglichste, weil sich dort das Landesarchiv und die historische Landescommission der Sache angenommen haben. Wenn dasselbe auch in den anderen Kronländern geschehen wäre, so müsste man die eingetretenen Verluste heute nicht beklagen. Die Finanzbehörden trifft da keine Schuld, denn die Pflege der Heimatskunde ist nicht ihr Beruf, und so oft an sie die Bitte um Conservirung eines Operates gestellt worden ist, haben sie bereitwillig willfahrt. Dies sei hiemit dankbarst hervorgehoben. Ja, sie gingen noch weiter: In einem grossen Kronlande haben sie sogar aus eigenem Antriebe dem Landesausschusse die für sie unnöthig gewordenen alten Indicationsskizzen schon vor 12 Jahren angeboten und die ganze weitere Zeit, bis zum heutigen Tage den Raumverlust, den ihnen dieser Ballast verursacht, langmüthig getragen.

Dies Alles sage ich da, nicht um zu recriminiren — dies wäre zwecklos —, sondern um von Unschuldigen mögliche Recriminationen im Vorhinein abzuwenden.

Nun ist die Frage: Was jetzt?

Diese Frage haben die Steiermärker bereits gelöst; sie haben Alles im Trockenen und damit sie auch einen Schlüssel dazu gewinnen, lässt die Historische Landescommission — im Anschlusse an Zahn's vortreffliches „Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter", Wien, 1893 — soeben sämmtliche Vulgo- und Lagennamen des Herzogthumes conscribiren. Die hochwürdigsten Herren Fürstbischöfe von Seckau und von Lavant übernehmen die Vermittlung und die hochwürdige Pfarrgeistlichkeit wird die Fragebögen ausfüllen.

Nachdem so in Einem Kronlande schon alles Nöthige geschehen ist, um das wirthschaftsgeschichtliche Studium möglich zu machen, so möchte man glauben, dass dasselbe von Seiten der übrigen Kronländer einfach copirt werden könne. Dies ist leider nicht ausführbar, denn nicht jedes Kronland hat ein Landesarchiv und eine Landesbibliothek, und im Besitze eines solchen Landesarchivs und einer solchen Landesbibliothek ist keines von den österreichischen Königreichen und Ländern.

Alles, was Steiermark betrifft, ist im allgemein zugänglichen Landesarchive zu Graz im Originale oder wenigstens in Copie vorhanden, und die jedem Dorfschullehrer Steiermarks portofrei dienstbare Landesbibliothek steht mit allen öffentlichen wissenschaftlichen Büchereien Oesterreichs und Deutschlands in regem Verkehre; sie kann von den bei ihr aufbewahrten Indicationsskizzen alles Gewünschte dem Forscher zugänglich machen, sei es in die Universitätsbibliothek nach Czernowitz, Lemberg, Krakau, Wien, Prag, Innsbruck, Budapest, Agram, sei es in die

k. k. Studienbibliothek nach Olmütz, Linz, Salzburg, Klagenfurt oder Laibach, immer portofrei. Das sind schon einmal Specialitäten der grünen Steiermark.

Es ist also nicht möglich, dass die übrigen Kronländer Steiermark einfach nachahmen, und dies ist auch gar nicht zu wünschen, denn ein weniger geordnetes, der Forschung nicht offenes Landesarchiv und eine abseits des Verkehrs mit wissenschaftlichen öffentlichen Bibliotheken stehende, die Portofreiheit nicht geniessende Landesbücherei möchte die Forschung eher hindern als fördern.

Dagegen beherbergt jede Landeshauptstadt eine k. k. Studien- beziehungsweise Universitätsbibliothek, deren gegenseitiger Verkehr portofrei ist, und diese Staatsanstalten, welche ausschliesslich wissenschaftlichen Zwecken dienen, wären für unseren alten Kataster die denkbar besten Aufbewahrungsplätze

An die höchste Finanzbehörde ergeht aber die Bitte, bis zur Austragung dieser Frage jedwede Beeinträchtigung der alten Katasterbestände — Indicationsskizzen, Rohmappen, Parcellenprotokolle — durch Verkauf, Einstampfung, Scartirung bis auf Weiteres einstellen zu lassen. Allzu kostbar wird in wenigen Jahren jedes alte Katastralblatt sein, und es ist vielleicht der Augenblick nicht ferne, in welchem sogar das pium desiderium meines Lehrers, des verewigten Landes-Volksschulinspectors Anton Tille, eines gewiegten Schulgeographen, in Erfüllung geht und der Volksschullehrer 12jährigen Staatsbürgern nebst der Karte Australiens auch die historische Karte des heimatlichen Ortes — wenigstens so nebenbei — im anschaulichen Unterricht erklären wird.

Ausschuss-Sitzung am 9. Februar 1897.

(Auszug aus dem Sitzungs-Protokolle.)

Vorsitzender: Herr Dr. Ferd. Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Gestorben ist das correspondirende Mitglied Christian Bahnson, Inspector des königl. ethnographischen Museums in Kopenhagen, und das wirkliche Mitglied Franz Kraus, k. k. Regierungsrath in Wien.

Als neue Mitglieder werden aufgenommen:

Herr Dr. Emil Schlesinger, Generalsecretär der Anglo-österreichischen Bank in Wien, als unterstützendes Mitglied

und die Herren:

Josef Straberger, k. k. Oberpostcontrolor und Conservator in Linz,

Kálmán Freiherr v. Miske, Gutsbesitzer in Güns,

Dr. Johann Peisker, Scriptor an der Universitätsbibliothek in Graz,

Dr. Wladimir Demetrykiewicz, Secretär an der kais. Akademie der Wissenschaften in Krakau und

Dr. Josef Maria Barnreither, Landesgerichtsrath in Wien,

als wirkliche Mitglieder.

2. Das bisher bestandene Comité zur Erforschung der Bauernhauses wird zu einem Comité für Haus- und Flurforschung erweitert. Demselben gehören mit Ausnahme der beiden ausgeschiedenen Mitglieder, Professor Miaskowski und Professor Schröer, die früheren Comitémitglieder Baron v. Hohenbruck, Inspector Kominek und Dr. Pelz unter dem Vorsitze des Herrn Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg an, zu denen als neugewählte Mitglieder die Herren Professor Dr. Meringer und Dr. Peisker in Graz kommen. Dem Comité wird das Recht zugesprochen, sich durch Cooptirung neuer Mitglieder zu verstärken. Herr Sectionschef v. Inama entwickelt ein Programm der nöthigen Vorarbeiten, sowie jener Studien, welche noch im Laufe des heurigen Sommers in Angriff genommen werden sollen und für welche der Fond für praktische Arbeiten der Gesellschaft in stärkerem Maasse in Anspruch genommen wird. Die Grundlagen für dieses Programm wurden in einer Besprechung festgestellt, welche am 11. Januar unter dem Vorsitze des Comité-Obmannes und im Beisein des Präsidiums stattfand und in welcher namentlich Herr Dr. Peisker über seine in dieser Richtung in Steiermark gemachten Vorarbeiten referirte.

3. Der Secretär erstattet Bericht über die vom Comité für praktische Arbeiten vorgeschlagenen Subventionen für die Arbeiten im Jahre 1897. Ein grösserer Betrag wurde für die neu inaugurirte Flurforschung reservirt. Die detaillirte Liste der vorzunehmenden Arbeiten wird nach Abschluss der in Schwebe befindlichen Verhandlungen veröffentlicht werden.

4. Für den nächsten Sommer wird eine auf mehrere Tage berechnete Excursion nach Brünn und dessen Umgebung beschlossen, für welche Herr Professor Makowsky die Zusammenstellung des Programmes, sowie die Führung derselben freundlichst übernommen hat. Der Zeitpunkt und das detaillirte Programm der Excursion werden rechtzeitig zur Kenntniss gebracht werden.

5. Ein Vorschlag zur stellenweisen Abänderung der Gesellschafts-Statuten wird dem Präsidium zur Ausarbeitung und Vorlage in der nächsten Ausschuss-Sitzung überwiesen.

6. Das hohe Ministerium für Cultus und Unterricht hat der Gesellschaft als Beitrag zur Herausgabe ihrer Publicationen eine Subvention von fl. 400 für das Jahr 1897 bewilligt.

7. Der Secretär legt ein Programm der „Section des Sciences“ der Exposition internationale de Bruxelles en 1897 vor. Wir entnehmen der diesbezüglichen Zuschrift folgende Bemerkungen:

L'Exposition internationale qui doit s'ouvrir à Bruxelles en 1897, comprendra une Section internationale des Sciences divisée en sept classes: Mathématique et Astronomie, Physique, Chimie, Géologie et Géographie, Biologie, Anthropologie et Bibliographie. Divers avantages sont accordés aux participants, qui n'auront notamment rien à payer pour les emplacements, et jouiront de réductions de taxes sur les transports par chemin de fer.

„A l'occasion de cette Exposition, le Gouvernement belge a mis au concours des séries de questions (Desiderata

et Questions de concours), en affectant des primes en espèces aux meilleurs solutions. Parmi ces concours, il s'entrouve un certain nombre formulés par la Section des Sciences et jouissant d'un ensemble de primes s'élevant à 20.000 Francs.

„Des brochures contenant de plus amples explications sont à la disposition de tour ceux qui en feront la demande au Commissariat général du Gouvernement, 17, rue de la Presse, à Bruxelles."

Zur Ausstellung sind folgende Gegenstände erwünscht:

1° Anthropologie anatomique.

A. Cerveaux d'hommes et d'anthropoïdes: en nature ou en moulages. — Procédés de conservation. — Coloration pour l'étude. — Appréciation de la quantité.

B. Craniologie humaine. — Craniologie ethnique. — Procédés de mensuration et autres procédés d'étude. — Déformations et anomalies. — Instruments de mensuration.

C. Squelettologie. — Proportions du corps. — Anthropométrie. — Bertillonage. — Tableaux du développement de la taille aux divers âges.

D. Tératologie. — Anomalies des os, des muscles, des vaisseaux, des viscères, etc., au point de vue de l'anatomie comparée.

2° Anthropologie préhistorique et protohistorique.

A. Spécimens de races préhistoriques. — En nature ou en moulages.

B. Division des temps préhistoriques. — Tableaux et pièces à l'appui (Types paléontologiques, géologiques, ethnographiques).

C. Conditions de gisement. — Coupes de terrains. — Cartes. — Reconstitutions de milieu, etc.

D. Ethnographie:

1. Questions générales: Origine des matières premières. — Procédés de taille des objets en pierre. — Altérations des roches employées. — Procédés de fabrication des objets en métal.

2. Industrie aux différentes époques, exposées d'après la répartition géographique.

3. Objets préhistoriques recueillis en Belgique (en faisant ressortir leurs caractères régionaux, de manière à provoquer des vues d'ensemble sur leur répartition dans le pays, ainsi que sur les mouvements des populations préhistoriques).

4. Habitations. — Monuments mégalithiques. — Sépultures de toutes les époques pré- et protohistoriques.

5. Collections pour l'enseignement.

3° Ethnologie.

Photographies ethniques. — Cartes de la répartition des caractères ethniques: yeux, cheveux, taille, indices, etc. — Statistiques scolaires, militaires, etc.

4° Ethnographie. — Folklore.

A. Armes, ustensiles, bijoux, etc., des peuples non civilisés.

B. Modèles d'habitations des peuples non civilisés.

C. Industrie des peuples non civilisés.

D. Ethnographie des peuples civilisés. — Folklore: Habitations et dépendances; — Outils et ustensiles; — Amulettes, fétiches, statuettes; — Jeux, etc., etc.

Commissär dieser Section ist Herr Eng. van Overloop. Die Classe 85: Anthropologie hat folgende Functionäre: Präsident: Dr. E. Houzé; Vice-Präsidenten: A. Becquet, J. Fraipont und J. van der Gheyn; Secretäre: Dr. Victor Jacques, Ed. de Pierpont. Für die anthropologische Section wurden folgende Concursfragen und Desiderate mit den dabei angeführten Preisen ausgesetzt:

Desideratum N° 226. — Étant donné qu'aux environs de Mons, le terrain quaternaire se subdivise en trois termes distincts, séparés les uns des autres par un cailloutis de base, indiquer nettement, avec preuves matérielles à l'appui, les diverses formes de silex taillés qui ont été recueillies dans chacune des trois bases caillouteuses indiquées ci-dessus.

Des formes telles que la hache en amande acheuléenne et la pointe moustérienne n'ont-elles pas été rencontrées dans l'assise inférieure dite „Mesvinienne", en dehors des amas mesviniens proprement dits, qui ne semblent pas renfermer les deux formes signalées ci-dessus? Prime: 400 Francs.

Idem N° 227. On demande la confection d'un nécessaire d'anthropologiste, aussi portatif, aussi réduit que possible, contenant tous les instruments de mensuration indispensables ainsi qu'un appareil de photographie instantanée. Il faudrait y joindre une collection de fiches prêtes à recevoir les indications recueillies, ainsi qu'un aide-mémoire de l'anthropologiste rappelant les principales données de l'anthropologie. Prime: 300 Francs.

Idem. Série N° 228. — *A*) Faire l'histoire anthropologique d'un territoire déterminé en s'appuyant sur des statistiques personelles.

B) Faire l'histoire anthropologique d'un ou de plusieurs des types humains qui entrent dans la constitution ethnique d'un territoire. Prime: 400 Francs, divisible au gré du Jury.

Concours N° 242. — Signaler, en les comparant, les coutumes funéraires dans une région déterminée. Prime: 200 Francs.

Idem N° 243. — Réunir, pour une région déterminée, les traces actuellement laissées par les cultes antérieurs au christrianisme. Prime: 200 Francs.

Idem N° 244. — Réunir des échantillons des roches naturelles et des mêmes roches altérées qui ont été utilisées par les hommes préhistoriques pour la confection de leurs armes. Prime: 200 Francs.

Idem N° 245. — Réunir des photographies de divers types ethniques d'un même pays. Prime: 200 Francs.

Concours. Série N° 246. — *A*) Établir une comparaison systématique entre les types traditionnels des bâtiments ruraux et de leur mobilier dans un pays déterminé, en y joignant les noms populaires de chaque partie de ces bâtiments et de chaque pièce de ce mobilier.

B) Réunir les types des anciens costumes, habillements et bijoux d'un pays déterminé. Prime: 500 Francs.

Idem. Série N° 247. — On demande pur la Belgique ou une autre région déterminée:

A) Des reproductions des monuments pré- et protohistoriques;

B) Des reproductions des monuments francs et romains. Prime: 400 Francs, divisible au gré du Jury.

8. Der angesuchte Schriftentausch mit der Redaction des „Norsk Tidsskrift for Militaermedicin" in Christiania wird abgelehnt und die Mittheilung von der Einstellung des Schriftentausches mit den Mittheilungen aus den ethnologischen Sammlungen der Universität Basel zur Kenntniss genommen.

Monats-Versammlung am 9. Februar 1897.

Vorsitzender: Herr Dr. Ferd. Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Herr Dr. **Richard Wallaschek** hält einen durch Clavierbeispiele erläuterten Vortrag über

Anfänge unseres Musiksystems in der Urzeit.

Zwei Gruppen von Thatsachen sind es, die uns Zeugniss geben von der Beschaffenheit der ältesten Musik der Urzeit: die Instrumente, die, nach der Umgebung des Fundortes zu schliessen, aus der Steinzeit stammen, und die Musik derjenigen Naturvölker, die zur Zeit ihrer ersten Berührung mit europäischen Reisenden noch auf der Culturstufe der Steinzeit stehen geblieben waren. Als übereinstimmendes Resultat beider Gruppen können jene aus Thierknochen verfertigten Pfeifen angesehen werden, die zu Aurignac und Gourdan ausgegraben wurden und nach denselben Principien verfertigt waren, wie die Pfeifen der Caraiben in Surinam, der Indianer vom Colombia-river und der Maori auf Neuseeland, die zur Zeit der ersten europäischen Besuche noch in Gebrauch waren.

Die Bedeutung der uns aus jener Zeit überlieferten kleinen Gesänge, die oft nur wenige Tacte umfassen, ist lange genug völlig unterschätzt worden, bis man sich erst seit wenigen Jahren die Mühe gab, ihre musikalische Beschaffenheit mit Rücksicht auf eine ihnen etwa zu Grunde liegende musikalische Tendenz eingehend zu prüfen. Und da ergab sich zunächst die ebenso wichtige als der bisherigen Theorie widersprechende Thatsache, dass die natürlichen Grundprincipien der ältesten Musik dieselben waren, wie die der heutigen. Um dieses Resultat näher zu beleuchten, wollen wir zunächst eines der wichtigsten Elemente der Musik untersuchen: die „Harmonie".

Als Cook zum ersten Male auf Neuseeland landete, hörte er die Eingeborenen kleine Gesänge zweistimmig ausführen. Dasselbe berichtete Kolbe zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von den Hottentotten, Burchell von den Betschuana und Bachapin. Moodie erwähnt ganz besonders die rasche Auffassung der harmonischen Musik durch die Hottentottenmägde und deren Begabung, zu einer gegebenen europäischen Melodie sofort eine zweite Stimme zu erfinden. Die Begabung der Neger — sowohl der afrikanischen als der in Amerika wohnenden — für Musik ist bekannt. Sie haben sich der europäischen Musik rasch angepasst, und obgleich man von ihnen keineswegs behaupten kann, dass sie die musikalische Harmonie aus sich selbst heraus entwickelt und vervollkommt hätten, so steht doch ihr völliges Verständniss der europäischen Musik in vortheilhaftem Contrast zu manchen orientalischen Völkern, die in unserer Tonkunst trotz aller Berührung mit europäischer Cultur nichts Anderes erblicken können, als einen mehr oder weniger organisirten Lärm. Gerade diese Orientalen aber waren es, die man früher immer als das einzige Beispiel für die ursprüngliche Einstimmigkeit aller Musik anführte. Man vergass dabei, dass man da weder ein Naturvolk, noch überhaupt eine musikalische Rasse vor sich hatte. Wenn schon die Betrachtung des Orientes für den europäischen Forscher näher lag, so hätte man über die Stätten alter Cultur hinweg bis zu den Malayen, den Bewohnern der Südsee-Inseln, gehen sollen, wo man wieder auf ein stark entwickeltes musikalisches Talent gestossen wäre. Auf Samoa, den Salomon- und Fidschi-Inseln sind harmonische Gesänge ebenfalls bekannt, auf Java sogar eine polyphone Musik für mehrere Instrumente mit unverkennbaren Keimen von Contrapunkt. Die Indianer hat man lange Zeit hindurch für musikalisch weniger begabt gehalten, bis in neuester Zeit John Comfort Fillmore,[1]) nach dem Aufschwung des ethnologischen Studiums in Amerika, diese Gesänge eingehend untersucht und gefunden hat, dass auch sie die europäische Harmonisirung ihrer Gesänge verstehen und hochschätzen.

Es zeigt sich also, dass auch bei primitiven Völkern entweder schon das Harmoniegefühl selbst vorhanden ist oder wenigstens alle jene Keime, die, sobald sie einmal durch eine entsprechende Veranlassung geweckt werden, sofort in demselben Sinne reagiren, in welchem sich die europäische Harmonie entwickelt hat. Gegen diese Auffassung spricht auf den ersten Blick die Thatsache, dass so viele Naturvölker, wie häufig berichtet wurde, Drittel- und Vierteltöne gebrauchen und dass in Folge dessen ihre Begriffe von Consonanz und

[1]) Ausführliche Quellenangabe und ethnologische Beispiele siehe des Verfassers: Primitive Musik. London 1893. Cap. IV.

Harmonie ganz andere sein müssten, als bei uns. Allein gerade die letzten Experimente Fillmore's haben gezeigt, dass diese Zwischentöne nicht anders aufzufassen sind, wie als unsichere Intonation, die überhaupt nicht so feststeht, wie bei unserer systematisch ausgebildeten Musik, sondern je nach der Stimmung und dem Bedürfnisse des Sängers schwankt. Immer lassen sich diese Abweichungen nur als Folge der Unfähigkeit auffassen, die beabsichtigte Stimmung auch wirklich zu erreichen und festzuhalten. Wir dürfen dabei nicht vergessen, dass auch unsere Opernsänger allerlei Nebentöne (Drittel- und Vierteltöne) gebrauchen, ohne es zu wollen und zu sollen; nur kann man ihnen die Differenz zwischen Absicht und Erfolg leichter nachweisen, als diesen einfachen Naturmenschen, mit denen diesbezügliche Versuche früher kaum je gemacht worden sind.

Diese ethnologischen Beispiele widerlegen zur Genüge die Ansicht, dass Harmonie ein ausschliesslich modernes europäisches Product sei. So hat z. B. noch Helmholtz die Entstehung der polyphonen Musik in das X. und XI., die der harmonischen Musik gar erst in das XVI. Jahrhundert verlegt. Die Musik der Naturvölker ist eben damals noch zu wenig bekannt gewesen und damit auch die Thatsache, dass schon auf niederen Culturstufen Orchester und Quartette vorkommen, welch' letztere ihre Instrumente genau nach vier verschiedenen Stimmen abstimmen.

Diese Gleichheit und Allgemeinheit des harmonischen Gefühles, das — wenn auch in verschiedenen Entwicklungsstufen — überall vorkommt, wo Musik überhaupt eine auf natürlicher Begabung beruhende Pflege erfährt, führt auch zu einer Uniformität der Scala, die viel grösser ist, als man bisher annahm. Bekanntlich hat Karl Engel seinerzeit die Theorie aufgestellt, dass der Periode der jetzigen siebenstufigen (heptatonischen) Scala überall eine solche der fünfstufigen Scala vorangegangen sei.

Von Scala im Sinne eines bestimmten ausgearbeiteten Systemes kann natürlich bei Naturvölkern überhaupt nicht die Rede sein. Wohl aber lässt sich aus ihren Gesängen eine Scala, d. h. der ausschliessliche Gebrauch gewisser Tonreihen, abstrahiren. Thut man das, dann ergibt sich, dass zwei-, drei-, vier- bis siebenstufige Scalen den Gesängen zu Grunde liegen und dass sich keineswegs eine stereotype fünfstufige Scala als die ursprünglichste festhalten lässt. Das natürlichste Princip bleibt immer das, die Melodie innerhalb der am leichtesten zu producirenden sogenannten Naturtöne der Blasinstrumente zu halten, also derjenigen Töne, die auch nach den Gesetzen des Schalles gerade Zahlen zu Schwingungszahlen haben (Tonica, Terz, Quinte, Octave). Fillmore nennt diese Erscheinung „the law of least resistence"; der Hinweis auf die Gesetze der Akustik wäre vielleicht treffender gewesen. Das gilt natürlich ausschliesslich für den Gesang; für die Musik der Flöten und Pfeifen (der ältesten Instrumente, die wir besitzen) ist die Leichtigkeit der Löcherbohrung für die Bildung der Tonreihe massgebend, und diese weist den Flötenbauer von selbst zur siebenstufigen Scala, weil die sie bedingende Anordnung der Löcher der praktischen und ausgiebigsten Spielbarkeit am besten entspricht. Eine bestimmte, feststehende fünfstufige Scala, die überall dieselben Töne enthielte, gibt es überhaupt nicht, wohl aber treten verschiedene fünfstufige Scalen zugleich mit mehr- oder wenigerstufigen Scalen in verschiedenen Theilen der Erde auf. Die älteste systematische Ausbildung der Scala, die, allerdings den Thatsachen der praktischen Musik entnommen, aber nach akustischen Principien berechnet und fixirt ist, ist wahrscheinlich die chinesische Scala. Sie ist heptatonisch und diatonisch, wenigstens im Norden Chinas, während im Süden eine pentatonische in Gebrauch ist. Ob eine von ihnen die ältere ist, lässt sich nicht feststellen. Sehr richtig hat Gilman darauf hingewiesen, dass diese systematisch ausgebildete Scala der praktischen Musik nicht vorausgegangen, sondern nachgefolgt ist. Dasselbe war bei der diatonischen Scala der Griechen der Fall, die Terpander und Pythagoras theoretisch berechnet und fixirt haben. Sie war die Folge, nicht die Ursache der musikalischen Praxis

An der Hand ethnologischer Beispiele dürfte auch die Ansicht Helmholtz' widerlegt werden können, dass unsere diatonische Scala eine zufällige, künstliche Erfindung sei, die ebensogut anders hätte ausfallen können und vielleicht später einmal noch anders aussehen wird. Abgesehen davon, dass die diatonische Scala viel älter ist, als Helmholtz annahm, und nicht erst von den Griechen stammt, würde die Bildung anderer Scalen mit wesentlich anderen Tonstufen, sowohl durch die ewig gleichen Gesetze der Akustik wie durch die praktische Spielbarkeit der Instrumente verhindert werden. Kleinere Intervalle als die diatonischen (mit chromatischen Zwischenstufen) wären bei Blasinstrumenten ebenso unmöglich, wie eine Geläufigkeit in Drittel- und Vierteltönen auf Saiteninstrumenten. Helmholtz' Ansicht von der künstlichen Beschaffenheit der Tonleiter, steht übrigens in Widerspruch mit seiner eigenen Anschauung, die er an anderer Stelle dahin formulirt, dass „dieselben physikalischen und physiologischen Beziehungen der Klänge" bei den Zusammenklängen und der Construction der Tonleiter massgebend waren. Physikalische und physiologische Beziehungen sind aber, wenn ich recht verstehe, eine natürliche Grundlage, die eben deshalb überall dasselbe musikalische Resultat ergeben muss, wenn es auch nicht überall dieselbe Entwicklungsstufe erreicht.

Es ist auffallend, wie oft auf primitiven Culturstufen Gesänge in Moll vorkommen. Die Musik der Australier ist zum grössten Theile in Moll; das war auch die Musik der jetzt ausgestorbenen Tasmanier. Erstere ist charakterisirt durch die häufigen und plötzlichen Schwankungen der Modulation und durch den geringen Umfang der Melodie, der eine Terz kaum übersteigt. Die Gesänge auf Tonga fangen stets in langsamem Tempo an, haben einen feierlichen Charakter der erst allmälig in rasches Tempo und hohe Stimmung übergeht. Das Ganze ist meistens in Moll.

Die Neger in Sierra Leone singen immer in Moll, die Bongo und Fertit zuweilen in Moll. Im Seendistricte Ostafrikas hingegen singen die Eingeborenen in Dur, „nicht in dem endlosen Moll der asiatischen Völkerschaften". Die Notenbeispiele von afrikanischer Musik waren überhaupt der Mehrzahl nach in Dur.

Wir können somit die Behauptung aufstellen, dass Lieder im Mollgeschlechte schon auf primitivster Culturstufe ziemlich häufig vorkommen.

Baker hat in seiner Charakterisirung der Indianergesänge versucht, einen Causalzusammenhang zwischen Moll und Trauer herzufinden. Ich habe jedoch nicht den Eindruck, dass ihm dieser Beweis gelungen ist, denn er muss bei den meisten Liedern die Stimmung erst hineindeuten, die sich ihm von selbst ergeben sollte, wobei sich ferner ergibt, dass sich eine ganze Reihe von Texten von vorneherein lustig und traurig auffassen lässt. Deshalb kann man in manchen Fällen gar nicht sagen, ob das Tongeschlecht der Composition mit der Stimmung im Texte in Causalzusammenhang stehe, weil wir bei manchen Texten als solchen nicht sagen können, dass sie nur eine einzige Auffassung zulassen.

Verfolgen wir das Moll- und Durgeschlecht in den Compositionen der Culturvölker der Neuzeit, so ergibt sich, dass Moll auffallend spät in Verwendung kam, dass ferner namentlich die älteren Classiker Moll und Dur durchaus nicht nach Stimmungen scheiden. Gluck's berühmte Arie: Che faro etc. ist in Dur und klingt im Zusammenhange mit der Scenerie gewiss traurig. Jeder Trauermarsch ist in der Regel Moll und im Trio Dur, ohne dass er beiden Stimmungen Ausdruck zu geben hat.

Angesichts dieser Thatsachen darf ich folgende Behauptung aufstellen:

Die Mollmelodie ist dem Menschen auf primitiver Culturstufe ebenso geläufig, wie die Durmelodie, ohne dass er den Gebrauch beider nach Stimmungen scheiden würde. Ja, er singt auch harmonisch, nicht nur einstimmig, in Moll. Auf den Inseln Amsterdam und Middleburgh, wo auch zweistimmig gesungen wird, gab es einen Gesang in A-moll, den die Eingeborenen manchmal mit dem A-moll-Accord schlossen, offenbar ohne sich durch die Complicirtheit der Obertöne stören zu lassen.

Es fragt sich nun, warum singen manche Rassen in Moll, andere in Dur. Ueber diese Frage sind mehrere Theorien aufgestellt worden. Dr. Carter Blake behauptete, Mollmelodien seien leichter zu singen. „The cries of children and street cries are proofs". Darauf hat Kaines erwidert, dass nicht die Leichtigkeit, sondern die Thatsache des Schmerzes in beiden Fällen das Moll veranlasse. Ich fürchte, dass beide Herren mit der Begründung Unrecht haben, Herr Blake überdies mit der Thatsache. Ich werde fast müde, an so verschiedenen Stellen immer wiederholen zu müssen, dass Kinder weder in Moll noch in Dur schreien, noch singen. Die Strassenrufe von Händlern — die namentlich in Paris und London so häufig sind — lassen sich in den meisten Fällen nicht musikalisch wiedergeben, weil sie keine discreten Tonstufen besitzen. In den übrigen Fällen, wo das der Fall ist, lässt sich bei einem Rufe von etwa 2—3 Tönen nicht sagen, ob er Moll oder Dur angehört; es können beide Harmonien unterlegt werden. Wo endlich musikalische Wiedergabe möglich war, hat W. Gardiner die Londoner Strassenrufe gesammelt. Von 17 Beispielen ist nur eines in Moll. Helmholtz erwähnt die Mittheilung eines „erfahrenen Gesangslehrers", der versicherte, Schüler von mässigem musikalischen Talent treffen viel schwerer die Mollterz. Dr. W. C. Müller behauptete, dass musikalisch Ungebildete eher die kleine als die grosse Terz intoniren und dass darauf die Mollgesänge der Wilden zurückzuführen seien. Spohr wiederum sagt, dass Landleute die Terz zu hoch, die Quart noch höher und die Septime zu tief intoniren. In diesem Durcheinander von Meinungen werden wir uns nur dann zurechtfinden, wenn wir festhalten, dass den erwähnten Autoren verschiedene Rassen zur Beobachtung vorlagen und ich glaube allerdings, dass bei den Naturvölkern die Vorliebe für Moll oder Dur, die Intonation der grossen oder kleinen Terz auf Beschaffenheit der Stimmorgane zurückzuführen ist, denen in gewissen Rassen Moll ebenso natürlicher fallen mag, wie etwa schwachen Bläserlippen, die das Naturhorn oder die Naturtrompete constant zu tief einblasen (mehr es als e).

Wird einmal die Musik systematisch betrieben, gibt es einmal künstlerische Compositionen, so ist — auf Blasinstrumenten wenigstens — Moll das schwieriger Ausführbare, es ist auch für Naturhörner — Trompeten oder Flöten ohne Ventile (wie sie noch zu Händel's Zeiten üblich waren), das weit Umständlichere, weil es einen beständigen Wechsel der Stimmungen und damit der Instrumente bedingt. Den Sängern ist der Unterschied ebenso gleichgiltig, wie dem Publicum die Obertöne. Aus diesen praktischen Gründen ist Moll in Compositionen (nicht überall im gewöhnlichen Volksgesange) das Seltenere, der Eindruck ein ungewöhnlicher, ausserordentlicher, bedeutungsvoller. Zu diesem Zwecke wird es dann hauptsächlich verwendet und dadurch sind wir gewöhnt worden, Moll in Verbindung mit Situationen oder Texten zu hören, deren Charakter wir dann stets schon dem einzelnen Accord unterlegen. Wenn es in der Musik überhaupt möglich ist, einen bestimmten Charakter wenigstens anzudeuten, so kann dies immer nur durch die Structur des ganzen Musikstückes mit allen musikalischen Ausdrucksformen geschehen (Modulationsweite, Stärke, Tiefe, Tempo) nicht durch die Beschaffenheit des Accordes allein.

Das Mollgeschlecht ist bei Naturvölkern lediglich ein falsch (zu tief) intonirtes Dur, dessen Unterschied vom Dur kaum mit Absicht und Bewusstsein wahrgenommen und verwendet wird. Sein häufiges Vorkommen in den ältesten Culturperioden gibt zusammen mit der Frühzeitigkeit des Harmoniegefühls und der diatonischen Scala als vorläufiges Resultat ethnologischer Forschungen auf dem Gebiete der Musikwissenschaft die Theorie von der Einheit der Tonkunst und der Unveränderlichkeit ihrer harmonischen Grundprincipien.

2. Herr **Kálmán Freiherr von Miske** in Güns übersendet eine Mittheilung:

Der Bronzefund von Velem-St. Veit bei Güns in Ungarn.

(Mit 7 Abbildungen im Texte.[1])

Eine interessante Fundstelle prähistorischer Gegenstände, welche zu den reichsten Ungarns gerechnet werden muss, wurde im vergangenen Jahre der Wissenschaft erschlossen.

Circa 7 km südlich von der königl. Freistadt Güns erhebt sich auf einem der letzten Ausläufer des durch den Geschriestein (883 m) gebildeten Gebirgsstockes der Velemer St. Veitsberg (638 m).

Er ist weithin in der Ebene sichtbar und kenntlich an der seine Spitze krönenden, dem genannten Heiligen geweihten Kirche.

Der Berg ist von dem übrigen Gebirgsstock fast vollkommen getrennt. Händlern war er bereits als Fundstelle bekannt. Ich erfuhr erst, nachdem ich eine kleine Bronzensammlung bei einem Günser Antiquar erworben hatte, durch Zufall von einer Velemer Bäuerin den vom Antiquar geheimgehaltenen Fundort.

Auf dem von der St. Veitskirche gekrönten Berg finden sich Spuren der neolithischen Bronze-, Hallstatt- und La Tène-Periode, wie auch Reste der römischen und Völkerwanderungszeit. Am Ende des XIII. Jahrhunderts wird der St. Veitsberg urkundlich erwähnt; auf demselben stand eine der Burgen des als Raubritter berüchtigten Iván von Németujvár aus dem Stamm der Freiherren von Güssing, eines Mannes, welcher noch heute im Volksmunde als „Schloss-Hannsel“ fortlebt.

Seine „St. Veits-Burg“ wurde im Jahre 1291 zufolge eines königlichen Erlasses dem Erdboden gleichgemacht. Die prähistorische Fundstätte erstreckt sich um die Kirche, insbesondere auf dem Nordwest-, West- und Südwestabhange bis circa zum ersten Drittel der Berghöhe. Der Berg ist terrassirt und war von einem oder mehreren Ringwällen umgeben, deren Spuren noch heute zu erkennen sind.

In den ersten Tagen des Monates Mai 1896 wurde ein bedeutender Fund gemacht, der nicht wie bisher Antiquitätenhändlern zufiel, sondern zum grössten Theile in das Comitatsmuseum in Steinamanger kam und zum anderen Theile von dem Nationalmuseum in Budapest und von mir erworben wurde.

Der für das Comitatsmuseum erworbene Theil ist in Fig. 1—4 abgebildet.[2])

Fig. 1 zeigt folgende Gegenstände: 1. Eine durchbohrte Thonpyramide (sog. „Webergewicht“) 2. Bruchstück einer thönernen „Mondfigur“, ähnlicher denen von Lengyel, als denen von Oedenburg. 3.—6. Bronzestücke, darunter fünf in der Form eines Kuchens, 35 mm hoch, 15 cm. Durchmesser; 7.—16., 18. und 19. Kelte. Die Verzierung auf manchen derselben



Fig. 1.

ist von den in Ungarn zumeist vorkommenden abweichend (8., 9., 10. und 14.), indem das Motiv nicht das eines Dreieckes, wie bei 7., 12. und 15. ist, sondern Gabelform zeigt; 13. und 16. dürften auch dieses Ornament besessen haben. Der Kelt 14. besitzt kein

[1]) Die Clichés zu den Abbildungen in den nachfolgenden Zeilen verdanken wir der Güte des Herrn Prof. Dr. Josef Hampel in Budapest. Dieselben sind seinem jüngsten Werke: „A bronzkor emlékei Magyarhonban“ (III. Theil, Budapest 1896 und entsprechen den Tafeln CCXXXV—CCXLI dieses Werkes. Dem Herrn Professor sei hier der beste Dank der Anthropologischen Gesellschaft abgestattet.

Die Redaction.

[2]) Originalmittheilung von K. Kárpáti, Arch. Értesitö 1896, S. 295—304.

Oehr, hingegen ein Loch zur Befestigung. Auf den Kelten 11., 15. und 18. sind angedeutete Schaftlappen ersichtlich; 17. und 20. zwei Hohlmeissel mit Tülle; 21. eine Perle; 22.—23. Spinnwirtel; 24. und 25. kleine

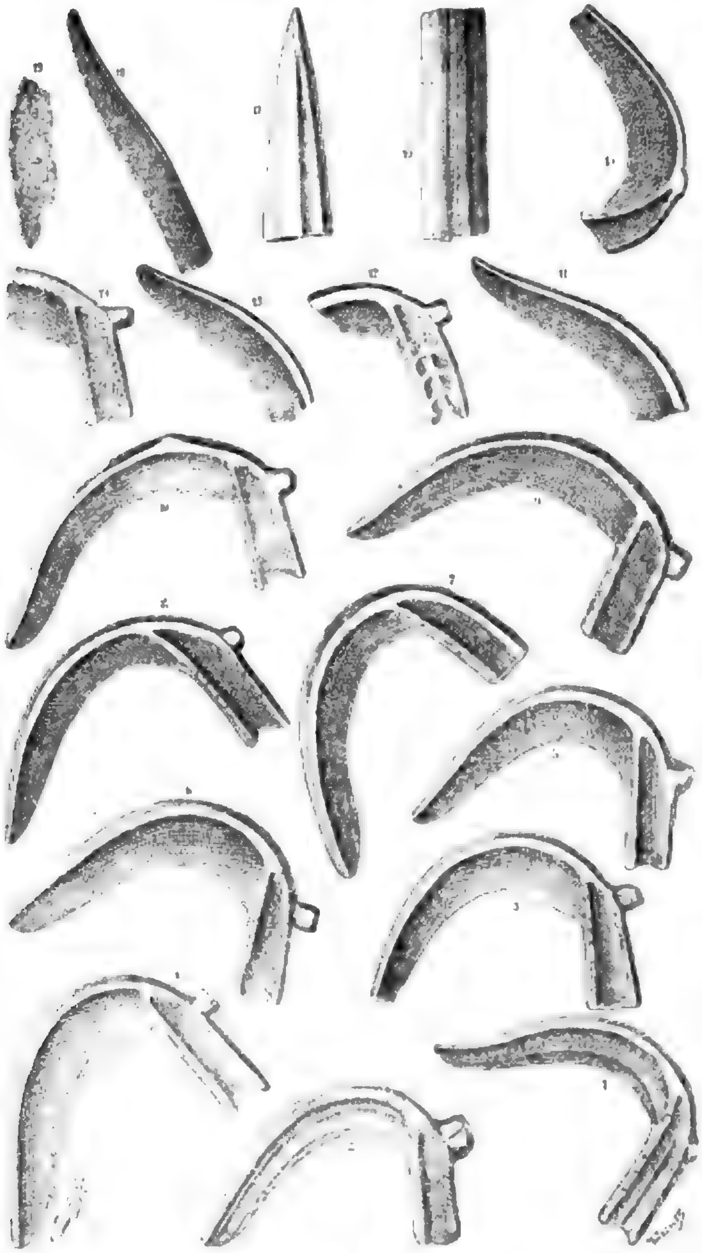


Fig. 2.

geschlossene und offene Bronzeringe; 26. und 28. Bruchstücke von Fibeln (?); 27. ein verbogener Schmalmeissel.

In Fig. 2, Nr. 1—5 und 19, sind Sicheln und Bruckstücke dargestellt. Sie zeigen drei verschiedene Typen, und zwar *a)* Nr. 7 ohne Dornfortsatz; *b)* Nr. 1, 4, 8, 10 und 12 der Stiel oder Griff endet in einem schwalbenschwanzförmigen Ausschnitt; endlich *c)*, bei welchem Typus dieses Ende horizontal ist. Der radiale Durchmesser der Sicheln schwankt zwischen 15—17 cm und die Breite der Klingen zwischen 2·5—4 cm; Nr. 18 ist durch Fig. 3, Nr. 35, zu ergänzen und bildet ein Messer, dessen Heft durchlocht ist; Nr. 16 und 17 sind Bruchstücke zweier Schwertklingen, von denen das erste 13·5 cm lang und 3·5 cm breit ist; Nr. 17 ist eine 13·4 cm lange Schwertspitze.

Fig. 3, Nr. 1—4 Bronzedrahtspiralen mit 15, 10, 13 und 13 Windungen; es können auch Bruchstücke von Brillenfibeln sein. Nr. 5 ein Gewinde aus flachem Draht; Nr. 6, 7, 27 und 28 Conuse aus Bronzeblech; Nr. 8 Drahtgeflecht, kann auch von einer Fibel stammen. Nr. 9, 10, 33, 44 Lanzenspitzen und Bruchtheile solcher. Bei der in Nr. 10 abgebildeten Lanzenspitze ist das Blatt durch drei Rippen oder Grate verziert. Das Blatt der anderen Lanzenspitze ist abgebrochen und ohne Verzierungen; Nr. 11—14, 15, 32, 36—39 Bronzeknöpfe von verschiedenem Durchmesser mit 1—2 Oesen an der Unterseite. In dem vom Comitatsmuseum erworbenen Theile befanden sich 202 kleinere und 11 grössere Bronzeknöpfe; Nr. 45—48, Anhängsel in der Form eines Olivenblattes, zum Theile noch mit ihren Kettchen; Nr. 52 ein Anhängsel besonderer Form; Nr. 40—41 Kettchen mit 24 und 32 Gliedern; Nr. 20—24 Fingerringe und deren Bruchstücke; das Stück Nr. 24 ist durch Nr. 42 zu ergänzen. Diese Fingerringe kommen öfter unter den Velem-St. Veiter Funden vor. Sie sind charakterisirt durch die an einem Ende befindliche, von doppeltem Draht gebildete Schleife. Nr. 49—51 drei Bruchtheile einer Säge aus Bronze; Nr. 25—26 zwei kleine Bronzeringe; Nr. 29 ein zusammengelegtes Bronzeblech; Nr. 17, 30 und 31 Gegenstände unbekannten Zweckes; Nr. 54—59 Stecknadelköpfe. Interessant sind zwei mit Entenköpfen verzierte Gegenstände, die an der Einsattelung ein längliches Loch aufweisen; Nr. 60 ist das Bruchstück einer Fibel. Die drei letzteren Gegenstände sind Funde der ältesten Hallstatt-Periode.

Fig. 4. Nr. 1 eine Brillenfibel mit 12 niederhängenden Kettchen, von denen 4 an das Mittelstück befestigt und am Ende durch eine kleine Drahtspiralscheibe zusammengehalten sind. Weitere 6 Kettchen sind an die erste Windung der rechten Spiralscheibe befestigt, und an deren Enden befinden sich 5 kleinere Ringe. 2 Kettchen sind ohne Anhängsel, das längere war vermuthlich an der Spiralscheibe und das kürzere an dem Ringelchen, ober dem es hängt, befestigt. Die Spiralscheiben besitzen einen Durchmesser von 31 mm; 2 und 3 zwei schöne Fibeln vom Typus der ungarischen Bronzezeit. Sie erinnern an die Fibelfragmente im Nationalmuseum in Budapest und im Funde von Lazárpatak,[1]) an die Fibeln von Komjáth[2]) und von Gyermel.[3]) Von den in Velem-St. Veit gefundenen ist

[1]) J. Hampel, „Bronzkor", I. Tafel XLIII, 1 und 2. und J. Lehoczky, Arch. Ért., V. Bd. 1885. pag. 187, 188 und T. II.

[2]) J. Hampel, „Bronzkor", I. Tafel, CXX, 20.

[3]) Dr. E. Vasárhelyi, „A Gyermeli bronzleletröl", Arch. Ért. IX, 1889, pag. 64. Abbildung 1—2. Leider gibt der Autor keine Maasse an.

eine mit herunterhängendem Kettenschmuck verziert. Die Fibeln sind 20 cm lang, der Durchmesser der grossen Spiralscheiben beträgt 8 cm, die Ketten sind 18—20 cm lang, die Masse bei beiden Fibeln gleich;

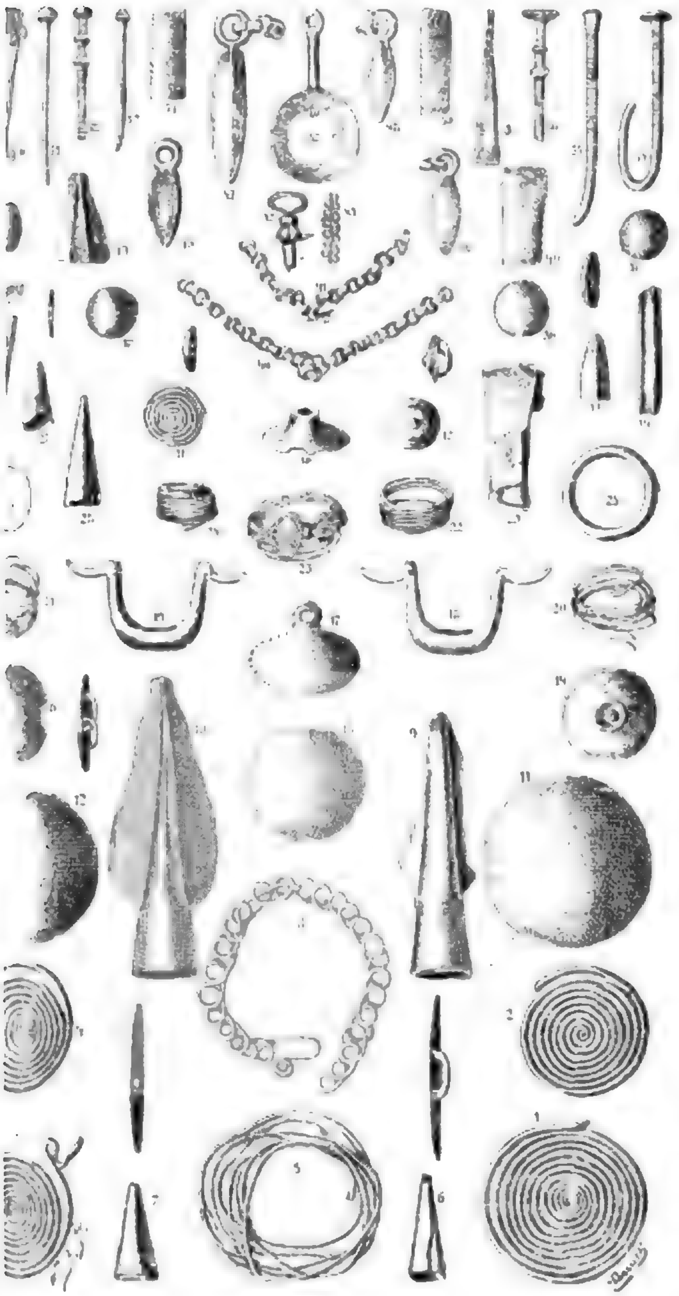


Fig. 3.

4 ein Bronzedrahtring wie Fig. 3, Nr. 23, 24 und 42, jedoch etwas abweichend in der Schleifenbildung; 5 eine Armspange mit 4 Windungen von 5 mm Stärke und 5 cm Durchmesser; 6 ein Knopf; 7 der Kopf einer Stecknadel (in der Zeichnung verkehrt abgebildet); 8—10 Bruchstücke von Fibeln.

An dieser Stelle muss ich eine Berichtigung des im Arch. Értesitö, Bd. XVI, 1896, S. 295—304, von Herrn K. Kárpáti unter dem Titel „A Velemi Bronzlelet" mitgetheilten Artikels einschalten:

Der Autor schreibt, S. 296, Zeile 1, dass der zu beschreibende Fund auf der Nordwestseite des Velemer St. Veits-Berges gemacht worden sei. Dies ist insoferne zu berichtigen, als der grosse Fund an der Ostseite zu Tage kam. Zu Seite 296, Zeile 11 und 13, bemerke ich, dass meines Wissens an diesem Orte noch keine

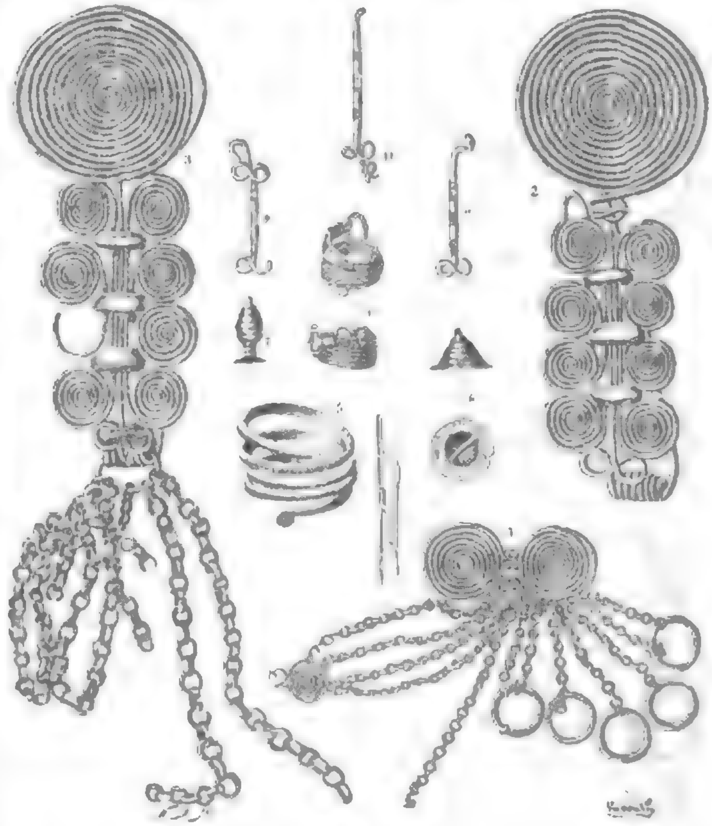


Fig. 4.

Gemskrickeln und Obsidianmesser gefunden wurden. Endlich muss ich die Angabe, S. 295, Zeile 1—3, dass die archäologische Gesellschaft des Eisenburger Comitates seit ihrem Bestehen die Gegend zwischen Güns (Köszeg) und Rechnitz (Rohoncz) in Betreff der dort etwa vorkommenden Funde unter aufmerksamer Beobachtung gehalten habe, stark bezweifeln, da der Velemer St. Veits-Berg den Händlern bereits seit 15 Jahren als Fundort bekannt ist. Gegenstände von demselben befinden sich im Wiener Hofmuseum, hingegen kein einziges Stück, ausser den eben beschriebenen, im Jahre 1896 gemachten Funden im Comitatsmuseum der genannten Gesellschaft in Steinamanger.

Den zweiten Theil des Fundes erwarb das Nationalmuseum in Budapest.[1]) In demselben befanden sich[2]) Bronzegussmaterial in Form von Kuchen, Kelte, Schmalmeissel mit Tülle, Hämmer, Nadeln, Bruchstücke von Fibeln, Sicheln, Zierscheiben, mehr denn 80 Stück Knöpfe mit Oesen und 190 Bronzeringe.

In Fig. 5 und 6 sind einige Gegenstände in $^1/_4$ nat. Gr. abgebildet. Fig. 5, Nr. 1, ein Kelt mit dreieckiger

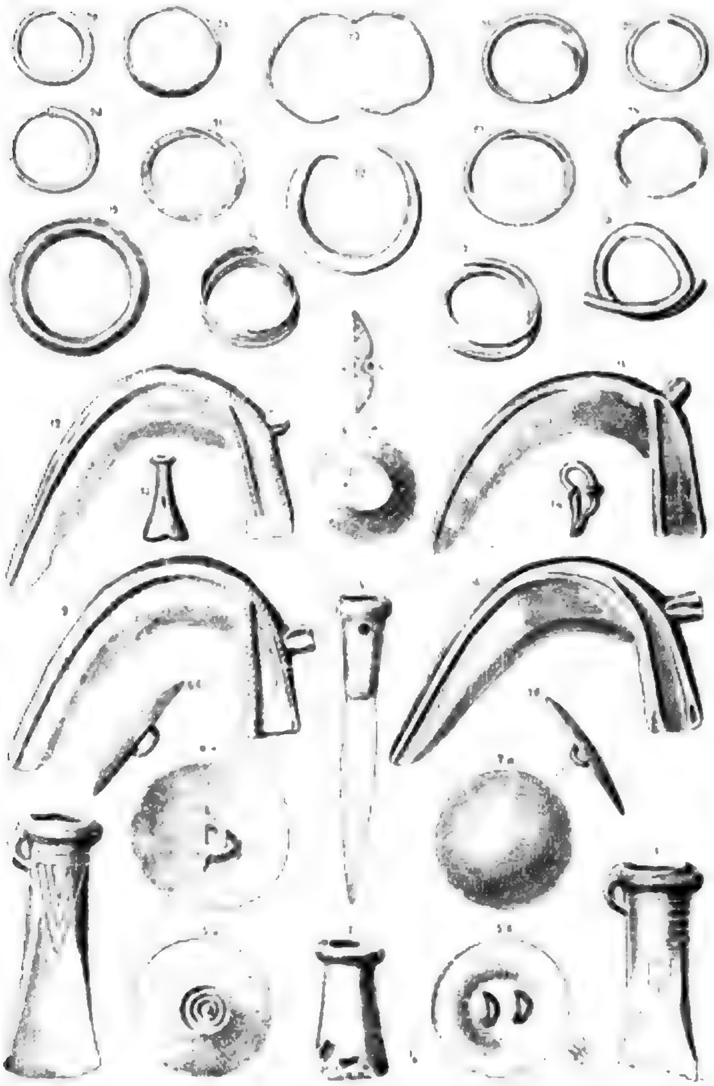


Fig. 5.

Verzierung; 2. ein Hammer mit Tülle, der Rand mit einem starken Wulst; 3. Kelt mit der schon erwähnten gabelförmigen Verzierung; 4. Schmalmeissel mit Tülle und einem Loch an der Seite; 5., 6. und 7. Zierscheiben, von denen das 5. mit zwei concentrischen Kreisen und einem Knopfe verziert ist. An der Unterseite sind zwei Oesen; 6. und 7. besitzen nur eine Oese und sind auf der Vorderseite glatt; 8. eine abgeflachte Scheibe mit kleiner Oese auf der Unterseite; 9.—12. Sicheln, deren Griff verschieden ornamentirt ist; 13. Anhängsel in Trichterform; 14. Bruchstück einer Fibel; 16. Ring aus dünnem Bronzedraht in drei ganzen und zwei halben Windungen; 17. Bronzering mit einer ganzen und zwei halben Windungen; 18. verbogener Bronzering; 19. geschlossener Bronzering; 20.—29. offene Bronzeringe, an beiden oder nur an einem Ende zugespitzt. Der Durchschnitt dieser Ringe ist entweder rund oder vierkantig. Fig. 6, Nr. 1, ineinander ge-

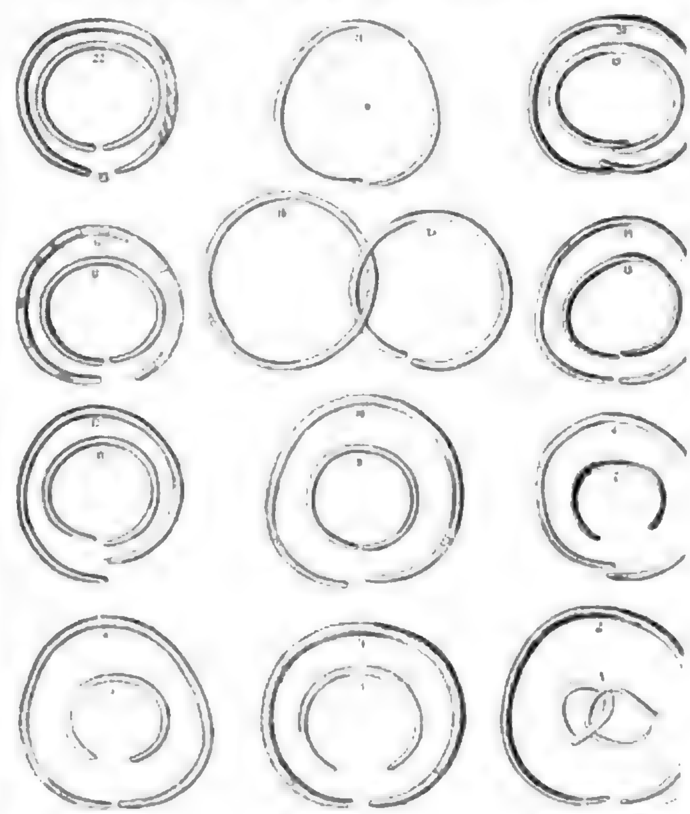


Fig. 6.

schlungene Ringe; 2.—23. verschiedene Ringe, zumeist glatt, manche mit Verzierungen, die Enden zugespitzt oder stumpf, bei einigen übereinander greifend.

Der kleinste Theil des grossen Fundes kam in meine Sammlung.[1]) Diese Gegenstände sind in Fig. 7 abgebildet. 1. Ein Kelt ohne Oehr, Länge 139 mm, Breite der Schneide 57 mm, mit einem breiten, wulstigen Rande, die Fläche zeigt ein T förmiges Ornament; 2. ein Kelt mit Oehr, Länge 106 mm, Breite der Schneide 49 mm; 3. ein Schmalmeissel mit Tülle, Länge 158 mm; 4. ein Kelt mit Oehr, Länge 95 mm, ohne Ornament; 5. Erzgussmaterial in Kuchenform,

[1]) J. Hampel, „Bronzkor.“, III, Taf. CCXXXVI und CCXXXVII.

[2]) Arch. Ért., Bd. XVI, 1896, S. 374.

[1]) J. Hampel, „Bronzkor“, III, Tafel CCXXXV und Arch. Ért., Bd. XVI, 1896, S. 250.

Durchmesser 95 mm, Höhe 10 mm; 6. *a b.* Lanzenspitze, Länge 167 mm, grösste Breite des Blattes ohne Tülle 16 und 19 mm, am Rande durch eine Linie verziert, Länge der Tülle, welche zum Theile abgebrochen, 42 mm; 7. Lanzenspitze, eben, gebrochen, Totallänge 274 mm, das Blatt ohne Tülle 2 und 2½ mm breit, die ab-

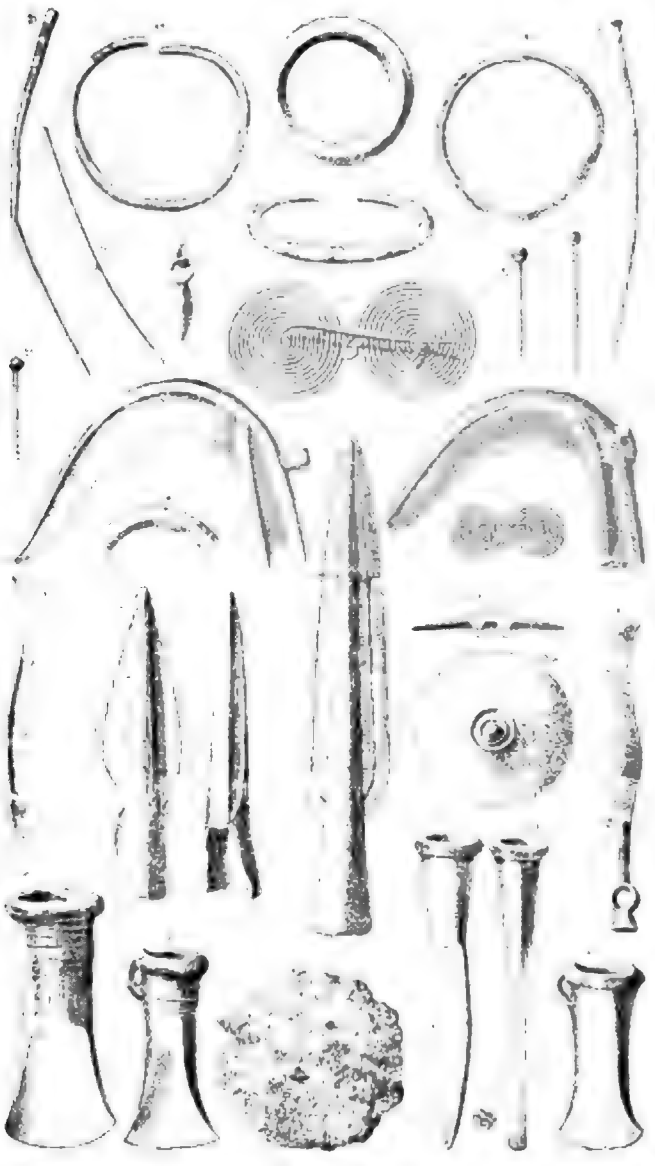


Fig. 7.

gebrochene Spitze 79 mm lang, der Durchschnitt des Bruchstückes 37 mm breit, Länge der Schafttülle 63 mm; 8. ein Messer, mit dem Hefte in einem Stück gegossen, Länge der Klinge 117 mm, Breite beim Heft 15 mm, grösste Breite 24 mm, Länge des Heftes 58 mm, Länge zwischen Klinge und Oehr 33 mm; 9. Messer mit kurzem Heft, welches in einen Griff eingelassen wurde, Länge der Klinge 122 mm, Breite der Klinge 20 mm, Breite des Messerrückens 4 mm, Länge des Heftes 42 mm, Breite 16 mm, Spitze abgerundet; 10. *a b.* Zierscheibe, wie Nr. 5., auf Tafel I. Durchmesser 87 mm, Höhe des in der Mitte befindlichen spitzen Knopfes 7 mm; 11. und 12. Sicheln; 13. kleine Brillenfibel, Durchmesser der Spiralscheibe 28 mm; 14. grosse Brillenfibel, deren Spiralscheiben einen Durchmesser von 63 mm haben; 15. ein Anhängel mit einem Kettenring, in Form eines Olivenblattes, Totallänge 46 mm, grösste Breite 11 mm, das Kettenglied flach; 16. bis 18 Ringe von verschiedener Form, Verzierung und Durchmesser. Von diesen Ringen kamen in meine Sammlung 12 Stück; 19 ein flacher Ring aus schlechtem Silber, Durchmesser 82 mm, Breite des Reifens 11 mm; 20. Bruchstück eines gleichen Ringes; 24. Stecknadel mit einer Scheibe als Kopf, Länge 189 mm; 25. Stecknadel mit einer Verdickung als Kopf, Länge 216 mm; 21., 22., 23. und 26. Bruchstücke von Nadeln mit und ohne Köpfe. Meine Sammlung enthält über 1200 Fundgegenstände von Velem-St. Veit.

Ich gedenke, dieser Mittheilung demnächst eine zweite folgen zu lassen, in welcher weitere Objecte aus dem genannten Fundorte bekannt gemacht werden sollen.

3. Herr **P. Reinicke** übersendet aus München folgende Mittheilung:

Ein Depôtfund von Steinwerkzeugen in Dalmatien.

Die prähistorische Abtheilung des Museums des Alterthumsvereines zu Knin (Dalmatien) besitzt seit einiger Zeit mehrere grosse und kleine Steinkeile von einer charakteristischen, in Mitteleuropa relativ häufig auftretenden Form, welche bis vor Kurzem auf der Balkanhalbinsel fast ganz unbekannt war. Bei Gjeorske, unweit Ponte di Bribir, an der Strasse von Zara nach Knin, im Bezirke Scardona, fanden Bauern vor etwa zwei Jahren bei Feldarbeiten einige sechzig geschliffene Steinwerkzeuge, darunter eine Anzahl von ganz beträchtlicher Grösse, sowie mehrere Hornsteinpfeilspitzen. Topfscherben und Thierknochen wurden, wie es heisst, an der Fundstelle nicht bemerkt, somit dürfte es sich bei diesem Funde also um ein Depôt von Steingeräthschaften, nicht um eine Wohn- und Werkstätte handeln. Leider wurden sämmtliche Gegenstände bei ihrer Entdeckung achtlos bei Seite geworfen und nachträglich konnten vom Alterthumsverein zu Knin nur noch wenige Stücke gesammelt werden.

Diese Werkzeuge, welche alle aus einem sehr kieselhaltigen Material hergestellt sind, gehören zum Typus der schuhleistenförmigen oder hobelartigen Keile,[1]) deren Form dadurch sich kennzeichnet, dass ihre untere Fläche ganz eben, höchstens mit einer kleinen Krümmung an der Schneide, zugeschliffen ist und der Querschnitt mehr oder minder das Segment eines Kreises oder einer

[1]) Bezüglich dieser Bezeichnungen vgl. Voss-Stimming, Vorgesch. Alterth. aus der Mark Brandenburg, S. 6; Götze, Gefässformen und Ornamente der schnurverzierten Keramik im Saalegebiet, S. 5, 6.

Ellipse, nicht etwa ein Rechteck, darstellt. Das am besten erhaltene Stück ist 30·5 cm lang. Die Breite beträgt am vorderen Ende, unweit der ziemlich abgerundeten Schneide, 4·8 cm, kurz vor dem Bahnende 3·2 cm. Die Höhe erreicht 3·5 cm. Die untere Fläche ist ganz eben geschliffen, nur gegen die Schneide zu steigt sie ganz leicht an. Bei der beträchtlichen Höhe erscheint der Querschnitt als die Hälfte einer durch die kleine Achse getheilten Ellipse. An der Schneide wie am Bahnende sind einige kleine Splitter abgebrochen, sonst ist der Keil gut erhalten und vorzüglich polirt.

Von einem ähnlichen, ebenso schmalen und hohen und wahrscheinlich noch längeren Exemplar befindet sich im Museum zu Knin ein grosses Fragment mit dem Bahnende. Drei andere Stücke sind kleiner; sie sind niedriger, ihre Länge beträgt nur 25, 20 und 15 cm, die Breite ist ungefähr die gleiche wie bei den übrigen. Ein anderer Keil ist noch kürzer, breit, aber ganz niedrig, also eine Form, welche man als Hacke oder Breitmeissel zu bezeichnen hat. Der Kategorie der Schmalmeissel, jedoch mit bedeutend kleineren Dimensionen, gehört ein etwa 5 cm langes Fragment an; die untere Fläche krümmt sich bei diesem an der Schneide ziemlich stark nach aufwärts. Schliesslich wird noch eine ziemlich lange Pfeilspitze von Hornstein als aus dem Funde von Gjevrske stammend bezeichnet.

Auch von anderen Plätzen in Dalmatien sind dergleichen typische Steinwerkzeuge bekannt geworden, wenngleich nicht in so grosser Anzahl. Custos Szombathy erwarb für die prähistorische Sammlung des naturhistorischen Hofmuseums auf der Insel Lesina einen derartigen ziemlich hohen Schmalmeissel, welcher die beträchtliche Länge von 33 cm aufzuweisen hat. Von Ražanci besitzt das archäologische Museum in Agram mehrere Schuhleistenkeile, einen 26·5 cm langen und einen kurzen Schmalmeissel, sowie kleine breite, nahezu rechteckige Hacken, ferner von Muć vier kleine schmale Exemplare. Im Küstenlande fand man diese Steingeräthe in der Theresienhöhle bei Duino unweit Monfalcone (Hofmuseum in Wien) und in der Grotte von Gabrovizza (Museum in Triest), allerdings nur in einigen Fragmenten, in Verbindung mit einer ganz charakteristischen Keramik. In Bosnien treten sie zu Hunderten in der grossen neolithischen Wohn- und Werkstätte von Butmir bei Sarajevo auf, sowohl grössere und kleinere Schmalmeissel (mit Ausnahme des ganz langen Typus) als auch Breitmeissel, diese in verschiedenen Grössen, in fast rechteckiger und besonders häufig in dreieckiger Gestalt. Einzelne Exemplare (Museum in Sarajevo) fand man auch noch in Ripač (Bez. Bihač), Vojković (Bez. Sarajevo) und Hajdan (Exp. Varcar Vakuf). In Kroatien, speciell in der Umgebung von Agram, in Slavonien und in Ungarn, sowohl im eigentlichen Pannonien wie im Theissgebiet und Siebenbürgen, sind sie relativ häufig. Auch für Serbien ist ihr Vorkommen sichergestellt.

Die schuhleistenförmigen oder hobelartigen Theile in ihren verschiedenen Modificationen bilden für sich einen ganz bestimmten zeitlichen Abschnitt der neolithischen Periode, für die Phase der sogenannten bandverzierten Keramik, die Leitform. Ueberall, wo die neolithische Bandkeramik bisher nachgewiesen wurde, finden wir auch diese typischen Steingeräthe sowohl als Einzelfunde, wie in Gräbern und Wohnstätten mit bandverzierten Gefässen vergesellschaftet. Sie zeigen uns an, dass dort, wo sie auftreten, bandverzierte Topfwaare vorhanden sein muss, ebenso wie wir aus dem Vorkommen dieser Keramik schliessen dürfen, dass auch diese charakteristischen Steinwerkzeuge nicht fehlen. Die Topfwaare mit Bandornamentik ist bei ihrer ausserordentlich grossen Verbreitung auf dem Continente, wie leicht erklärlich, in den verschiedenen Ländern stark differenzirt, jedoch ist in jeder localen Gruppe die Grundform mit der Anordnung der Ornamente die nämliche, so dass in jedem einzelnen Falle die Zugehörigkeit eines Gefässes oder eines verzierten Gefässbruchstückes zu dieser oder einer anderen neolithischen Gattung unschwer zu erkennen ist. Die Formen der Steingeräthe, welche ausschliesslich dieser Periode zukommen, sind mit Ausnahme der Schuhleistentheile und gewisser roher, unsymmetrischer Hämmer noch wenig studirt; in der Regel kommen andere Typen auch kaum oder nur in unkenntlichen Fragmenten vor und erschweren somit ein vergleichendes Studium. Auch unter den Schuhleistenkeilen dürfte manche Form rein locale Bedeutung haben, wie z. B. in Bosnien, in Butmir, die flachen, dreieckigen Breitmeissel; andere jedoch, wie die ganz langen grossen und die kurzen Schmalmeissel und die nahezu rechteckigen niedrigen Hacken kommen im ganzen Bereich dieser neolithischen Stufe vor.

So spärlich die räumliche Vertheilung dieses Typus an der Nordwestseite der Balkanhalbinsel auch ist, so haben wir jedoch genügend Anhaltspunkte dafür, dass die Periode der Bandkeramik hier überall sich ziemlich intensiv geltend gemacht haben muss. Es wird uns also nicht überraschen, wenn eines Tages in Dalmatien eine Station mit bandverzierter Keramik aufgefunden wird. Das ist jedoch vorderhand noch nicht zu entscheiden, welcher speciellen localen Gruppe dieser Gattung sich das dalmatinische Gebiet anschliessen dürfte, ob seine nächsten Verwandten bezüglich dieser Topfwaare in Butmir, oder im Litorale, oder endlich in den Pfahlbauten des Laibacher Moores zu suchen sind.

4. Herr **J. V. Želízko** übersendet als einen vorläufigen Bericht nachstehende

Beiträge zur Kenntniss des Steinwalles auf dem Berge: „Věnec" bei Čkyň in Südböhmen.

Der Berg „Věnec"[1] oder „Pržmo" wurde schon im Jahre 1874 von Prof. Dr. Woldřich in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, wo sich auch der Grundriss des Steinwalles selbst befindet, beschrieben.[2] Die systematische Durchforschung dieses Berges war jedoch demselben vom Besitzer des Elt-

[1] „Věnec" = Kranz.

[2] Verschlackte Steinwälle und andere urgeschichtliche Bauten in der Gegend von Strakonic, von Prof. Dr. J. Woldřich, Sep.-A. aus Nr. 7, Bd. IV, der Mittheil. der Anthrop. Ges. in Wien 1874. — Wallbauten im südwestlichen Böhmen, von Prof. Dr. J. Woldřich, Ibid., Nr. 8—9. 1875.

schowitzer Schlosses, welches nicht weit vom Berge „Věnec“ entfernt liegt, versagt worden.

Der „Věnec“ liegt südlich von der Stadt Wollin und nahe der Bahnstrecke Strakonitz—Winterberg; er erhebt sich, dicht bewaldet, oberhalb der Bahnstation Eltschowitz. Um den Berg herum schlängelt sich das Flüsschen Wollinka, auf der rechten Seite des Berges fliessend. Als im Jahre 1894 ein Theil des Waldes von Bäumen geräumt war, fanden einige Arbeiter daselbst eine primitive, kleine, aus Granit bestehende Getreidemühle, welche sie für einen Cassadeckel hielten. (Die Beschreibung dieser kleinen Steinmühle, sowie auch die Illustration derselben von mir brachte die Zeitschrift [1]) der Gesellschaft der Freunde böhmischer Archäologie in Prag, im ersten Hefte des Jahres 1895.)

Hierauf besuchte ich den „Věnec“ einige Male, wobei ich mehrere charakteristische Thongefässe ausgrub.

Wie es scheint, ist der Steinwall des Berges „Věnec“, was seine Zusammensetzung anbelangt, fast um dieselbe Zeit entstanden, als der Berg „Hradiště“ bei der Stadt Strakonitz, den auch Prof. Dr. Woldřich durchforscht und das Ergebniss publicirt hat.[2])

Die Keramik der auf dem Berge „Věnec“ aufgefundenen Gefässfragmente gehört zu dem sogenannten „Burgwalltypus“. Von der Grösse dieses Waldes wurde in den oben angeführten Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft berichtet.

Ich forschte auch auf denselben Stellen, mit denen sich Prof. Dr. Woldřich schon früher bekannt gemacht hatte, nämlich auf dem Bergrücken des Centraltheiles der Kreisgrenze. Die von mir aufgefundenen Gefässfragmente befanden sich nicht so tief in der Erde, sondern circa einen Fuss unter der Erdoberfläche. Ich hoffe, dass man von hier mit der Zeit ein interessantes und für die böhmische Prähistorie bedeutungsvolles Material erhalten könnte.

Einige Gefässfragmente, die ich auf dem Berge „Věnec“ aufgefunden habe, waren starkwandig, ornamentlos und aus grobem Materiale verfertigt. Andere Fragmente sind durch ihre Verzierungen charakteristisch für die schon oben erwähnte Keramik des Burgwalltypus. Das Wellenornament wurde jedoch von mir nicht gefunden. Sobald ich Gelegenheit zu weiteren Nachforschungen an dieser Stelle finde, will ich weiter darüber berichten.

5. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Journal of the American Oriental Society. Vol. 17. New-Haven, Connecticut. U. S. A. 1896. Gesch. der Ges.

Volkov Th.: Dolmens de l'Ile-d'Yen. Extrait des Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris. Gesch. des Verf.

Volkov Th.: Le traineau dans les rites funéraires de l'Ukraine. Extrait de la „Revue des Traditions Populaires“. Paris 1896. Gesch. des Verf.

Kříž, Dr. Martin: O diluvialní fauně hledíc ku člověku diluvialnímu i alluvialnímu. (Zprávy Společnosti pro Fysiokracii v Čechách v Praze. Sešit III.) Prag 1895. Gesch. des Verf.

[1]) „Časopis přátel starožitností českých v Praze“. III. J., 1. Heft.

[2]) Mittheil. der Anthrop. Ges. in Wien, IV. Bd., 1874. Nr. 7, 8 und 9. 1875.

Kříž, Dr. Martin: Mé výzkumné práce v Předmostí a jich hlavní výsledky. (Zvláštní otisk z Časopisu vlasten. muzejního spolku olomuckého, roč. 1896.) Olmütz 1896. Gesch. des Verf.

Hampel József: A bronzkor emlékei Magyarhonban. III. rész: „Áttekintő ismertetés. Budapest 1896. Gesch. des Verf.

Ripley, William Z.: Notes et documents pour la construction d'une carte de l'indice céphalique en Europe. Sep.-A. aus L'Anthropologie. Gesch. des Autors.

Hansen, Andr. M.: Menneskeslaegtens Aelde. 3 Hefte. Von der Verlagsbuchhandlung Jacob Dybwald. Christiania.

Bastian-Feier am 26. Juni 1896. Sep.-A. aus den Verh. der Gesellsch. für Anthrop., Ethnol. und Urgeschichte. Berlin. Gesch. der Gesellsch.

Buschan, Dr. G.: Körperlänge. Sep.-A. aus der Real-Encyklopädie der gesammten Heilkunde. Gesch. des Autors.

Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Serie. Vol. IV. No. 1. Gesch. der Akademie.

Best Elsdon: In ancient Maoriland. Rotorea 1896. Gesch. des Autors.

Australian Museum, Sydney. Memoir III. The Atoll of Funafuti. Part. 1. Gesch. des Mus.

Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXVII. Jahrg. Nr. 9–12.

Wirthschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegovina. IV. Bd. Gesch. der Landesregierung.

Zweiundzwanzigster Bericht des Museums für Völkerkunde in Leipzig. Gesch. der Museumsverwaltung.

Geschäfts-Bericht der General-Versammlung der Gesellschaft des Museums des Königreiches Böhmen vom 9. Jänner 1897. Gesch. der Museumsverwaltung.

Führer durch das Čechoslavische Ethnographische Museum. Prag 1896. Gesch. des Dr. L. Niederle.

Tylor, E. B.: On american lot-games, as evidence of asiatic intercourse before the time of Columbus. Sep.-A. aus dem Intern. Archiv für Ethnographie. Suppl.-Bd. IX.

Woldřich, J. N.: Ueber die Gliederung der Anthropozoischen Formationsgruppe Mitteleuropas mit Rücksicht auf die Culturstufen des Menschen. Aus den Sitzungsber. der k. böhm. Gesellsch. der Wissensch., math.-naturw. Cl., 1896. Gesch. des Verf.

Woldřich, J. N.: Předhistorický Výzkum v jihovýchodních Čechách z Roku 1895. Prag 1896. Gesch. des Verf.

Nicolaysen, Nr.: Stavanger Domkirke. 2det Hefte. Gesch. der Gesellsch. til Norki Fordits mindesmärkers Bevaring in Kristiania.

Philologikos Syllogos Parnassos. Epetheris. Etos α'. En Athenais, 1897. Gesch. des Autors.

Société d'Emulation d'Abbeville. Bulletins. Année 1894, Nos 3 et 4. Années 1895, Nos 1–4. Gesch. der Société.

Société d'Emulation d'Abbeville. Mémoires. Tome Premier. fasc. II et III. Gesch. der Société.

Schwartz Wilhelm, Eine Gewitteranschauung Jean Paul's mit allerhand mythischen Analogien. Aus der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. Heft 1. 1897. Gesch. d. Autors.

L. Serrurier, De Wajang Poerwå. Eene ethnologische Studie. Leiden. E. J. Brill 1897. Gesch. d. kön. niederl. Regierung.

Transactions of the Royal Society of South Australia. Vol. XX. Part. II. Gesch. der Soc.

Niederlausitzer Mittheilungen. Zeitschrift der Niederl. Gesellsch. für Anthropologie und Alterthumskunde. II. Band. 7. und 8. Heft. Gesch. der Gesellsch.

Appletons' Popular Science Monthly. Vol. L. No. 4. Gesch. von William Z. Ripley.

Traditions of the Ts'ets'a'ut. Aus dem Journal of Amerian Folk-Lore. Gesch. von Dr. F. Boas.

Dr. F. Boas. The limitations of the comparative method of Anthropology. Abdruck aus „Science". N. S. Vol IV. No. 103.

Prof. G. B. Cacciomali. Geologia della Collina di Castenedolo e connessavi Questione dell' nomo pliocenico. Gesch. der Ateneo di Brescia.

Chantre Ernest, Rapport sur une Mission Scientifique en Asie Mineure Spécialement en Cappadoce (1893—1894). Exetrait der Nouvelles Archives des Mission scientifiques. t. VII. Paris 1896.

Buschan, Dr. G., Einfluss der Rasse auf die Häufigkeit und die Formen der Geistes- und Nervenkrankheiten. (Sonder-Abdruck aus „Allg. Med. Central-Zeitung". 1897. Nr. 9 u. ff.)

Sociedade de Geographia de Lisboa. Boletim. 15a Serie. No. 5 u. 6. Gesch. der Sociedade.

Zaborowski M., La circoncision. Ses Origines et sa répartition en Afrique et à Madagascar. Extrait de l'Anthropologie. Extrait.) Gesch. d. Verf.

G. de Mortillet. Évolution quaternaire de la pierre. Extrait de la Revue mensuelle de l'école d'Anthropol. de Paris. VIIème année. I. Gesch. des Autors.

G. de Mortillet. Précurseur de l'homme et Pithécanthrope. Ibid. VIième année. X. Gesch. des Autors.

Dents de Rhinocéros. Discussion sur la terrasse de Villefranche par D'ault du Mesnil. G. de Mortillet. D'Acy et Tardy. Extrait des Bull. de la Soc. d'Anthropol. de Paris. t. VII. (IV e serie.) Gesch. v. Gabriel de Mortillet.

Školski Vjestnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Herzegovinu. III. 1896. 9. i 10. Gesch. der bosnisch-herzeg. Landesregierung.

Glasnik Zemaljskog Muzeja u Bosni i Herzegovini. VIII. 1896. 3. i 4. Gesch. der bosnisch-herzeg. Landesregierung.

Bünker, J. R., Herde und Oefen in den Bauernhäusern des ethnographischen Dorfes der Milleniums-Ausstellung in Budapest. Aus der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. Heft 1. 1897.) Gesch. des Autors.

The Antiquarian, Vol. 1. Part. 2. Gesch. der Redaction.

XVI. Jahresbericht der k. k. Samen-Controlstation in Wien. Gesch. von Dr. Th. R. v. Weinzierl.

Publicationen der k. k. Samen-Controlstation in Wien. Nr. 157—161. Gesch. von Dr. Th. R. v. Weinzierl.

J. Heierli und W. Oechsli. Urgeschichte des Wallis. Mittheilungen der Antiquar. Gesellsch. in Zürich. Band XXIV. Heft 3. Recensionsexemplar.

Journal of the American Oriental Society. XVIII Vol. 1. half. Gesch. der Soc.

Zaborowski. Origine et caractères des Hovas. Revue mensuelle. VII ème année II. Gesch. des Autors.

Maikow. Pamjati K. N. Bestuzewa-Rjumina. Gesch. der kaiserl. Akademie d. Wissenschaften in St. Petersburg. 1897.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Aufruf

zur Einsendung von Beiträgen zur Errichtung eines Denkmales für

Anatol Bogdanow.

Am 16./28. März 1896 schied der Begründer der Anthropologie in Russland, Geheimrath **Anatol Bogdanow** in Moskau, aus dem Leben. Die reichen Verdienste des Verstorbenen wurden in diesen Blättern von einem seiner besten Schüler und Freunde, Prof. Dr. N. Zograff in Moskau, gewürdigt.[1])

Die von Bogdanow gegründete Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ethnographie versendet nun einen Aufruf, in dem sie um Beiträge zu einem Grabdenkmale für den Verblichenen aus dem Kreise aller der gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er war, bittet. Ausserdem soll ein Fond unter seinem Namen gestiftet werden, der zur Aneiferung wissenschaftlicher Arbeiten dienen wird.

Die Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft, zu deren Ehrenmitgliedern Bogdanow schon seit vielen Jahren zählte, werden gebeten, Beiträge an die oben genannte Gesellschaft (Adresse: Moskau, Polytechnisches Museum) senden zu wollen.

[1]) Diese Mittheilungen, Bd. XXVI. S. [51].

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Toldt, S. Wahrmann.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XXVII. Der neuen Folge XVII. Band.)

Nr. 2. März u. April. Sitzungsberichte. 1897.

Ausschuss-Sitzung am 8. März 1897.

(Auszug aus dem Sitzungsprotokolle.)

Vorsitzender: Herr Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg.

1. Gestorben sind die correspondirenden Mitglieder Theophil Hahn in Stellenbosch und Horatio Hale in Canada. (Siehe Nachruf in dem folgenden Jahresberichte.)

Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren:

Gérard Gutherz in Wien und

Alexander Wielemans Edler v. Monteforte, k. k. Baurath und Architekt in Wien.

2. Der Secretär erstattet Vorschläge über die Wahlen in der Jahres-Versammlung, welche auch vom Ausschusse acceptirt werden. (Siehe den folgenden Bericht über die Jahres-Versammlung.)

3. Derselbe erstattet ferner den Rechnungsabschluss für das Jahr 1896, aus dem hervorgeht, dass, dank dem opferwilligen Eingreifen einiger Gönner der Gesellschaft, das sich schon seit einigen Jahren fortschleppende und durch den Druck des Innsbrucker Congressberichtes entstandene Deficit vollkommen geschwunden ist und dass nach Deckung sämmtlicher pecuniärer Verpflichtungen des vergangenen Jahres sich für das ordentliche Budget noch ein kleiner Ueberschuss ergibt. Sodann wird der Voranschlag für das Jahr 1897 genehmigt.

4. Die bisher geltenden Statuten der Gesellschaft haben sich in mehreren Punkten als ergänzungs- resp. abänderungsbedürftig erwiesen. Die vom Secretär im Einvernehmen mit dem Präsidium in Vorschlag gebrachten Punkte werden einer eingehenden Discussion unterzogen und nachher endgiltig formulirt, um der Jahres-Versammlung zur Beschlussfassung vorgelegt werden zu können.

5. Als Zeitpunkt für die in Aussicht genommene Excursion nach Brünn und Umgebung werden die Tage vom 27. bis 29. Mai festgestellt und der Secretär ermächtigt, im Einvernehmen mit dem Excursionsleiter, Herrn Professor Alexander Makowsky in Brünn, das Programm zusammenzustellen.

6. Der Secretär legt das vom österreichischen Ingenieur- und Architektenvereine zugesandte gedruckte Protokoll über die in Berlin am 30. August v. J. stattgefundene Verhandlung des Ausschusses zur Herausgabe eines Werkes über die Entwicklungsgeschichte des Bauernhauses in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz vor und theilt ferner ein Circular des genannten Vereines mit, aus dem hervorgeht, dass die Delegirtenconferenz des Jahres 1897 am 28. September d. J. in Wien stattfinden wird. Der Ausschuss nominirt die Herren Oberst Gustav Bancalari und Professor Dr. Rudolf Meringer, sowie den Secretär zu Delegirten der Anthropologischen Gesellschaft bei dieser Conferenz.

7. Die Zeit für die 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Braunschweig ist, nachdem der Vorstand der Gesellschaft seine Zustimmung dazu ertheilt hat, endgiltig auf die Tage vom 20. bis 25. September 1897 mit einer Vorversammlung am 19. September festgesetzt.

Es werden 33 wissenschaftliche Abtheilungen gebildet werden (gegenüber 30 Abtheilungen in Frankfurt a. M. 1896). Die drei neuen Abtheilungen sind:

1. Abtheilung für Anthropologie und Ethnologie, die in Frankfurt mit Geographie vereinigt war und nunmehr wieder abgetrennt wird.

2. Abtheilung für Geodäsie und Kartographie, die zuletzt in Wien 1894 bestanden hat, und

3. Abtheilung für wissenschaftliche Photographie, die ganz neu gebildet wird und wohl als durchaus zeitgemäss zur ständigen Einrichtung werden dürfte.

Die Nahrungsmittel-Untersuchung, die zuletzt mit der Hygiene verbunden war, wird in der Abtheilung für Agricultur-Chemie berücksichtigt werden.

Für Mittwoch den 22. September wird vorläufig eine gemeinsame Sitzung der naturwissenschaftlichen Abtheilungen unter Betheiligung eines Theiles der medicinischen geplant.

Als Einführender der Abtheilung für Anthropologie und Ethnologie fungirt Herr Dr. Richard Andree, als Schriftführer Herr Fr. Grabowsky. Anmeldungen zu Vorträgen sind an den erstgenannten Herrn nach Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13, zu adressiren.

Jahres-Versammlung am 9. März 1897.

Vorsitzender: Herr Sectionschef Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg.

Schriftführer: Herr Secretär Franz Heger.

1. Der Vorsitzende begrüsst die Versammlung, constatirt die Beschlussfähigkeit derselben und ersucht den Secretär, den vom Präsidenten der Gesellschaft, Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg, verfassten Jahresbericht zur Verlesung zu bringen.

Hochverehrte Versammlung!

Die Verhältnisse unserer Gesellschaft haben sich im Laufe des Jahres 1896 nicht wesentlich verändert. Der Mitgliederstand weist heute folgende Ziffern auf: Ehrenmitglieder 20, correspondirende Mitglieder 72, Stifter 3, unterstützende Mitglieder 38, wirkliche Mitglieder 334. Es ist somit der Stand so ziemlich derselbe geblieben.

Auch im verflossenen Jahre hat unsere Wissenschaft begeisterte Anhänger durch den Tod verloren, welche zugleich unserer Gesellschaft nahe gestanden haben. Unser Ehrenmitglied, Geheimer Rath Anatol Bogdanow, der Schöpfer der russischen Anthropologie, verschied zu Moskau am 16./28. März 1896. Sie finden einen warmen Nachruf aus der Feder des Herrn Dr. N. v. Zograf in den Sitzungsberichten [51] des verflossenen Jahres. Am 12. Februar erfolgte das Ableben unseres correspondirenden Mitgliedes, des Herrn Alexander Abel Hovelacque, des berühmten französischen Sprachforschers und Anthropologen. Mit einer ungewöhnlichen wissenschaftlichen Vielseitigkeit verband er eine bemerkenswerthe Eignung für praktische Thätigkeit. Durch Chavée und Schleicher in die Sprachwissenschaft eingeführt, gründete er, 23 Jahre alt, 1867 die „Revue de linguistique", trat aber in demselben Jahre in die eben gegründete Gesellschaft für Anthropologie ein und machte sich mit Broca's Methoden der somatischen Anthropologie derart vertraut, dass er im Stande war, eine Reihe von kraniologischen Arbeiten zu veröffentlichen. 1869—1885 veröffentlichte er aber auch zahlreiche sprachwissenschaftliche Arbeiten (eine Grammatik der Zendsprache, Instructionen für das Studium der Linguistik über die sämmtlichen indo-europäischen Sprachen, besonders über die südslavischen u. s. w.), sowie über linguistische Ethnographie. Diese letztgenannte Richtung vertrat Hovelacque als Professor an der École d'Anthropologie seit 1876. Er ist der Verfasser der ethnographischen und linguistischen Partien des „Dictionnaire des sciences anthropologiques". Eine seiner letzten Publicationen betrifft die Neger. Neben dieser ausgebreiteten wissenschaftlichen Thätigkeit, welche hier nur andeutungsweise besprochen werden kann, war Hovelacque 1886—1887 Präsident des conseil municipal von Paris, 1889—1894 Abgeordneter des Departements de la Seine. Diese öffentliche Thätigkeit wurde für ihn eine neue Quelle von Anregungen zu literarischen Arbeiten, in denen er die Werke der Encyklopädisten der studirenden Jugend zugänglich zu machen suchte.

Weiters haben wir zu beklagen das Ableben unseres correspondirenden Mitgliedes Theophil Hahn in Stellenbosch. Als Sohn eines Missionärs im Caplande geboren, studirte er an den Universitäten in Halle und Leipzig und war darauf durch längere Zeit Bibliothekar und Professor in Capstadt und zuletzt Farmer in Stellenbosch. Sein wichtigstes Werk ist jenes über die Sprache der Nama-Hottentotten, deren genauester Kenner er war.

Am 29. December 1896 starb ferner unser correspondirendes Mitglied Horatio Hale in Clinton (Canada) in hohem Alter. Sein wichtigstes Werk ist der im Jahre 1846 erschienene Band „Ethnography and Philology" der Expedition Wilkes, der für die Sprachenkunde der Völker des Grossen Oceans von grundlegender Bedeutung ist. Zahlreiche Werke und Abhandlungen über die Indianer Nordamerikas sichern ihm in der Geschichte unserer Wissenschaft einen ehrenvollen Platz.

Am 12. Jänner d. J. ist unser correspondirendes Mitglied Herr Christian Bahnson zu Kopenhagen gestorben. Dieser ausgezeichnete Ethnograph war seit 1885 Vorstand der ethnographischen Abtheilung des Nationalmuseums. Er beschäftigte sich in den letzten Jahren viel mit amerikanischer Ethnographie, besonders aber mit der Herausgabe einer allgemeinen „Ethnographie", deren Unterbrechung sehr zu beklagen ist. Sie finden im Bd. XVIII unserer Mittheilungen einen wichtigen Aufsatz von Bahnson „Ueber ethnographische Museen", welcher im Einvernehmen mit dem Autor durch Frl. J. Mestorf in Kiel verdeutscht worden ist.

Nicht minder empfindlich berührt uns der Verlust von zweien unserer unterstützenden Mitglieder. Se. königl. Hoheit der Herzog Wilhelm von Württemberg verschied zu Meran am 6. November. Sie finden seinen Namen im ersten Verzeichnisse unserer Mitglieder (1871). Die letzte Bekundung seines Interesses für unsere Bestrebungen war dessen Theilnahme an unserer Jubiläumsfeier. Wenn auch des Herzogs vollständige Hingabe an die ihm gestellten militärischen und administrativen Aufgaben eine active wissenschaftliche Bethätigung ausschloss, ist sein lebhaftes Interesse für alle Zweige der Naturwissenschaften während seiner überaus schwierigen Amtsthätigkeit als Chef der Landesregierung für Bosnien und die Herzegowina der Erforschung und Aufschliessung jener Länder, der kräftigen Angriffnahme wichtiger Culturarbeiten in sehr nachdrücklicher Weise zugute gekommen. Wir schliessen uns aus vollstem Herzen den zahlreichen

Trauerkundgebungen an, welche der Verlust dieses tapferen Heerführers, der auch zugleich für alle idealen Ziele eintrat, in unserem Vaterlande hervorgerufen hat.

Der durch einen Zufall im Juli v. J. herbeigeführte Tod des k. und k Generalconsuls in Shanghai, Herrn Josef Haas, hat Oesterreich eines ausgezeichneten, pflichterfüllten Beamten, eines gründlichen Kenners der Sprachen und Verhältnisse des chinesischen Reiches beraubt. Er hatte die diplomatische und consularische Vertretung von Oesterreich-Ungarn in Shanghai während 27 Jahren geführt und war unausgesetzt bemüht gewesen, unsere Monarchie dem Reiche der Mitte geistig und commerciell näher zu bringen. Unsere Museen verlieren an ihm einen thatkräftigen und verständnissvollen Förderer, der nicht blos handelspolitische Gesichtspunkte unterstützte, sondern auch auf wissenschaftliche Bedürfnisse mit grösster Bereitwilligkeit einging. Die chinesische Gruppe der ethnographischen Sammlung im k. k. naturhistorischen Hofmuseum ist zum grossen Theile aus seinen Bemühungen hervorgegangen. Unsere Gesellschaft, der er sich als unterstützendes Mitglied angeschlossen, wird ihm allezeit ein dankbares Andenken bewahren.

Wir gedenken ferner des Ablebens unseres wirklichen Mitgliedes Dr. Adolf Dürrnberger. Er ist als der eigentliche Schöpfer des neuen Museums in Linz zu bezeichnen und war Vicepräsident und Ehrenmitglied des Linzer Musealvereines. Herr Regierungsrath Franz Kraus, der am 12. Jänner starb, war durch lange Jahre unser Mitglied. Sein Name bleibt mit der österreichischen Höhlenforschung innigst verbunden. Er besass aber auch grosses Interesse für österreichische Sagenkunde, deren Literatur von ihm eifrigst gesammelt wurde; diese Bestrebungen führten ihn in enge Verbindung mit dem „Verein für österreichische Volkskunde“, welcher in ihm einen treuen Mitarbeiter verliert.

Der Bd. XXVI unserer Mittheilungen ist um sechs Bogen schwächer ausgefallen, als der vorhergehende. Dies wird durch die Beigabe von sechs Tafeln ausgeglichen, welche den Freunden unserer Wissenschaft gewiss willkommen sein werden. Unseren in- und ausländischen Mitarbeitern sei unser wärmster Dank beigebracht.

Aus den nachfolgenden Berichten werden Sie ersehen, dass auch im verflossenen Jahre die österreichischen Anthropologen unsere Disciplinen vielfach gefördert haben, wenn auch die Witterungsverhältnisse des verflossenen Sommers für Ausgrabungen nicht günstig gewesen sind.

Auf prähistorischem Gebiete hat die Anthropologische Gesellschaft im Jahre 1896 mit Hilfe ihres Ausgrabungsfondes zwei Untersuchungen veranlasst: die Ausgrabung einer Höhle bei Fischau nächst Wiener-Neustadt und die Fortsetzung der Nachforschungen in der Bukowina. Beide Arbeiten standen unter der Leitung des Herrn Custos J. Szombathy. Die Höhle „Steinerner Stadel“ bei Fischau, eine ziemlich geräumige Durchgangsgrotte, enthielt beinahe in ihrer ganzen Ausdehnung 1—2 m mächtige Aschenschichten und in diesen relativ spärliche, aber immerhin ganz interessante Ueberbleibsel aus der neolithischen und eigentlichen Bronzeperiode. In der Bukowina wurde die Untersuchung der prähistorischen Ansiedelungen weitergeführt und speciell Fundstellen neolithischen Charakters, sowie einzelne alte Gräber bei Kotzmann, Chlibestie, Dawidestie und Werenczanka im nördlichen Theile der Bukowina untersucht.

Im Auftrage der Prähistorischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften unternahm Herr Professor und k. k. Conservator Simon Rutar in Laibach unter Beihilfe des Herrn B. Pečnik grössere Ausgrabungen in Unterkrain. Mit gutem Erfolge wurden vier Tumuli der Hallstatt-Periode bei Tschernembl, die sowohl Skelet- als auch Brandgräber in grösserer Zahl enthielten, und neun Tumuli der Hallstatt-Periode zwischen Weisskirchen und St. Margarethen, welche ausschliesslich Brandgräber enthielten, untersucht.

Die prähistorischen Forschungen unseres Mitgliedes Gustav Calliano in Baden stellten diesmal das durch Fundthatsachen fixirte Ausbreitungsgebiet jener Siedelungen (Winschloch etc.) fest, von denen zuerst die Anhaltspunkte zum Nachweise eines vorgeschichtlichen Menschendaseins in Baden ausgegangen waren. Die sorgfältige Absuchung der den Curort einseitig umgebenden Berge, dann der weiteren Thalausbreitung des Stadtgebietes selbst ergab, dass der ganze Höhenzug von Vöslau-Gainfahrn in seinen Abhängen zur Ebene bis fast gegen Gumpoldskirchen zu, sowohl in den beforsteten Theilen als auch in den Jahrhunderte lang betriebenen Weinculturengeländen, vielfache Spuren von menschlicher Hantirung aufweist, die sich auch in der Bodenerhebung vom Eichwäldchen bis zum Friedhofe in St. Helena vorfinden.

Diese Artefacte, meist schwere, geschlagene Steinbeilreste (mit deutlicher Bearbeitungsspur), Schaber, Messer (selten) etc., weisen direct auf ein paläolithisches Zeitalter. Die Berggelände weisen jedoch neben dem gänzlichen Mangel an Gefässscherben im Materiale gegen die aus dem einst versumpften Thale sich erhebende Halsriegelzunge (Eichwald, Schafflerhof etc.) auffallende Verschiedenheiten auf.

Während die Baden umliegenden Kalkberge immer derben Hornstein und seltener schönen Feuerstein (gelb) mit muscheligem Bruche ergeben, besitzt die vorgenannte Landzunge im Thale charakteristischere Artefacte aus reinem Jaspis, Carneol, Onyx und Achat.

Im Verfolge des Höhenzuges, der bei Vöslau mit einer grösseren, an Gefässscherben reicheren Stelle beginnt, zeigt zuerst das Thal bei der Sooser Waldandacht an einer Seite spärliche Scherbenreste, die sich vereinzelt, immer am Rande des Gebirges — mit Eisenerzfindlingen — bis zum Rauheneckerberge (Weikersdorf) verfolgen lassen. Dort ist merkwürdigerweise der ganze Umkreis der „Badener Hauptsiedelungsstelle“ bisher fast gänzlich fundlos geblieben und erst am Mitterberg finden sich in Weinculturen wieder spärliche Artefacte vor. In dem tiefen Einschnitte der Putschanerlucke traten bei den stetig

fortschreitenden Sandabgrabungen zwei sehr schön markirte Wohngruben zu Tage, die, da sie senkrecht abgegraben und in der Mitte durchschnitten waren, ein äusserst instructives Bild gaben. Direct mit einem Radius von 15 m, 2 m tief (schalenartig) in die gelbe, diluviale Unterschichte eingebettet, wies der Bodendurchschnitt eine 10 cm starke, schwarze Aschenauspolsterung auf, in der sich nur spärliche, schlecht bearbeitete, rothe Feuersteinreste vorfanden. Diese Wohngruben sind über 3 m mit Humusbildungen und Felsenabrutsch überlagert gewesen; die Unterschichte unweit der Aschenmulde enthielt auch eine Zahnreihe eines diluvialen Pferdes. Diese zwei Wohngruben, ohne jegliches andere Fundergebniss als einige kleine Gefässtrümmer primitiveter und ältester Art, fielen der Schottergewinnung schon zum Opfer, doch dürfte sich die Hüttenzeile, der Localität entsprechend, noch gegen das Winschloch zu fortsetzen.

Mit dem Ueberspringen des Calvarienberges und der allmäligen Verflachung der weinbepflanzten Plateaus gegen Pfaffstätten und das Einödthal weist fast jede Ried, insbesondere die „Beim Juden" (daselbst ein alter Opferfels, „Kanzel" genannt, der Abends einem Judenkopf täuschend ähnlich sieht), dann die Weingärten in „Spiegeln", „Flamming", „Wiegen", „Vogelthal", „Schönkirchen" (Königskirchen) Artefactenreste auf, die alle nur einer Periode der äusserst roh zugeschlagenen Steinwerkzeuge entstammen können.

Im Orte Pfaffstätten selbst wurde ein menschliches Skelet gefunden, dessen Beigaben, eine eiserne Lanze und ein scheerenartiges Geräth, auf die La Tène-Periode hinweisen.

Die weitere Fortsetzung dieses Höhenzuges mit den Vorbergen des Anninger bis Gumpoldskirchen wird schon ärmer an Feuersteinfindlingen, enthält aber zunächst dem uralten Pfaffstätten auf einem Hügel schwer definirbare Eisenbearbeitungsreste. Hiemit ist das Ausbreitungsgebiet der Funde um Baden genau bestimmt.

Weiter gehend, fand Gustav Calliano in Kaltenleutgeben bei einem erwiesenen „Opfersteinblock" zwei deutliche schwarze und rothe Schichtenlagerungen langgeübter Feuerungen, welche stark mit Scherben und Knochen versetzt sind. Daselbst wurde ein sehr schönes Steinbeil, schöne Feuersteinsachen und ein überaus zierliches, patinirtes Bronzemesserchen etc. gefunden.

Aehnliche Felsgebilde, wie das von Calliano eruirte Felsenthor (Pumpaskiri = Donnerskirche) am Anninger, die drei Gotassäulen (Götzersteine) nächst der Rotte Dürnthal, oder der von J. Hofmann bekanntgemachte Taufstein bei Fischau etc., weisen alle auf sehr weit zurückgehende Cultbenützungen zurück und sind daher auch meist nicht fundlos geblieben.

Das Wassergspreng ergab (als Einzelfund) ein hübsches Bruchstück eines Steinbeiles.

Bei der Erschliessung der Grabhügelreihe bei Anzbach, die einerseits durch die grosse Formverschiedenheit der Grabkisten, andererseits durch seltene Grabbeigaben, wie Glasgefässe etc., als interessante Ueberbleibsel einer bereits romanisirten Landesbevölkerung gelten müssen, fand Calliano ausser drei weitergelegenen Tumuli auf dem 464 m hohen — äusserst sagenreichen — Buchberg (bei Neulengbach), eine neue, befestigte Siedelungsstätte, einen neuen niederösterreichischen Hausberg auf, der erst näher untersucht werden muss. Dieser künstlich bearbeitete Wallberg ist bei seiner isolirten Lage und seinem weiten Ausblicke ein wichtiges Bindeglied zwischen unseren bereits fixirten Waldbergsiedelungen.

Der erste nur im Halbkreise geführte, vorzüglich erhaltene, künstliche Wallring deckt mit seiner Südseite sechs genau gestufte Terrassen, die vermuthlich auch den Raum für die Hüttenzeile abgaben. Es bildete daher jede Ringstufe zugleich einen Wallabhang. Die Nordseite des Berges (mit weitem Ausblicke gegen die Donaugegend) ist sehr steil abfallend, daher auch nicht schutzwehrbedürftig. Die Gefässfragmente, hie und da zu Tage liegend, zeigen den neolithischen Typus anderer Localitäten Niederösterreichs.

Gustav Calliano gab auch weiters Veranlassung, dass die sämmtlichen Höhlen der Umgebung Badens sammt ihrem Fundinhalt photographisch aufgenommen wurden; eine gleiche Aufnahme aller von ihm gehobenen prähistorischen und römischen Fundobjecte ist in der Durchführung begriffen.

Herr Ludwig Hanns Fischer berichtet über Arbeiten in Niederösterreich, wie folgt:

„Am linken Ufer, gerade am Ausflusse der Pielach in die Donau, eine halbe Stunde von Melk abwärts, steht ein vorgeschobener Fels, der kegelförmig gegen die Donau abfällt und selbst von der Landseite durch einen Graben getrennt ist. Der obere Theil dieses Kegels ist eben, bildet also einen regelrechten Kegelstutz. Zu prähistorischen Ansiedelungen scheinen mit Vorliebe ähnliche Localitäten von ihren Erbauern gewählt worden zu sein, wie in Melk, Schönbühl, Göttweig. Die Vermuthung lag also nahe, dass auch dieser Punkt eine Ansiedelung hatte. Das Ergebniss meiner Grabung war kein sehr ergiebiges, es war aber genügend, um meine Vermuthung genügend zu bestätigen.

Ich fand ausser ziemlich zahlreichen Feuersteinsplittern und Nuclei Gefässscherben von primitiven, aus freier Hand gemachten Gefässen ohne jede Verzierung. Einige Gefässscherben sind möglicherweise römisch, andere nachrömisch.

Eine zweite Fundstelle fand ich im Orte „Ursprung", eine gute Stunde von diesem Punkte entfernt, im Gebirge.

Auf einem isolirt stehenden, langgezogenen Hügel fand ein Bauer beim Abgraben von Erde ein grosses, schalenförmiges Gefäss mit Buckeln am Rande; in demselben war ein kleines, schwarzes Gefäss mit Henkel und verbrannte Knochen. Die Gefässscherben waren noch so weit vorhanden, als ich davon Mittheilung bekam, dass ich sie sammeln und so weit zusammensetzen konnte, dass die Form noch zu reconstruiren ist. Die vorgerückte Jahreszeit erlaubte mir nicht, weitere Grabungen zu veranstalten; ich habe aber bereits dafür gesorgt, dass mir im kommenden Sommer hiebei nichts im Wege steht.

Die weitaus interessanteste neu entdeckte Fundstelle ist aber jene in Ober-St. Veit in Wien. Auf einem Hügel hinter der Einsiedelei fand ich, unmittelbar unter dem Rasen, zahlreiche Gefässscherben und Knochen auf einem Flächenraume von 200 Schritten in der Länge. Eine Probegrabung, welche ich veranstaltete, zeigte, dass diese Fundstelle sehr reichhaltig ist. Ich fand nebst vier Stück spinnwirtelartigen Thonscheiben Gefässscherben von drei Gefässen, welche sich soweit zusammensetzen liessen, dass deren Form ersichtlich wurde, nebst vereinzelten mit verschiedener Decorirung. Diese Gefässe scheinen meist kesselartige Formen zu haben, sind aus freier Hand gemacht und tragen den Charakter solcher Gefässe, welche sonst in Begleitung von Steinbeilen, eventuell auch von Bronzen vorkommen."

Das Museum Francisco-Carolinum in Linz hat, wie Herr Conservator Straberger berichtet, in Fortsetzung der in früheren Jahren unternommenen Durchforschung der zu Gansfuss am Weilhartsforste vorhandenen Hügelgräber im verflossenen Sommer das VII. Grab eröffnet. Dieses im Durchmaasse 12 m messende Grab wurde nach Angabe des Grundbesitzers schon in den Fünfziger-Jahren durch theilweise Wegschaffung der Steinsetzung angebrochen.

In dem noch im Mittel 60 cm hohen Hügel, aus Rollsteinen aufgebaut, fanden sich auf einer circa 20 cm mächtigen Kohlen- und Aschenschichte Bruchstücke von Thongefässen, darunter solche einer schönen, rothen Urne, von einer in den früher eröffneten Gräbern dieser Gruppe nicht vorgekommenen Form und Verzierungsart, ferner eine eiserne, gut erhaltene Speerspitze und Reste von verbrannten Knochen.

In einem Steinbruche bei Mauthausen a. d. D. wurden beim Abräumen des auf dem Granit auflagernden Löss folgende zusammengehörige Theile eines Mammuthskelets zu Tage gefördert: 1 Stosszahn, welcher — wiewohl er nicht in seiner Gänze erhalten ist — die selten vorkommenden Dimensionen von 2·75 m Länge und 0·58 m Umfang hat, 2 Hinterfussschenkelknochen, 1 Obertheil des Vorderfusses, 1 Rippe und Theile eines Backenzahnes. Weiters fand sich an gleicher Stelle ein Bruchstück sammt Rose vom Geweihe des Cervus primigenius.

In Böhmen hatte Herr Rob. Ritter v. Weinzierl im vorigen Jahre und besonders im verflossenen Winter Gelegenheit, auf der Lösskuppe südöstlich von Lobositz (Reiser'sche Ziegelei), im Anschlusse an die grosse Erdbewegung vom Jahre 1894, den Rest der Abgrabungen zu verfolgen. Es wurden noch mehrere Urnengräber mit Leichenbrand (Lausitzer Typus) gefunden, so auch zwischen Steinplatten in einer Aschenschichte, sorgfältig geordnet aufgelegte kleine Bronzeringe. Die keramischen Ueberreste gehören ausschliesslich nur der Bronzezeit an, wie auch sonst noch bekannte Bein- und Hirschhornartefacte in den bronzezeitlichen Schichten gefunden wurden.

Die neolithische Culturepoche war besser vertreten. Zunächst erwähne ich nochmals das bereits publicirte Brandgrab mit langhalsigem Becher und durch Brand zerstörtem Basalthammer mit Schaftloch (ältere Type). Eine Wohnstätte mit Herd und Abfallsgrube, deren Anlage ein recht anschauliches Bild gewährt, ist besonders erwähnenswerth, da in der Abfallsgrube ein weiblicher, wohl erhaltener Schädel (Index = 72·5) ohne Unterkiefer gefunden wurde. In tiefster Lage der Grube wurden die beiden Radien gefunden. Die bekannten Estrichstücke mit Geflechtabdruck, Spinnwirtel und Webstuhlgeräthe, Thon-, Bein- und Steingeräthe nebst typischer Keramik charakterisirten die Wohnstätte. Jetzt herrscht mehrere Jahre hindurch Ruhe in den prähistorischen Culturschichten dieser Lösskuppe, bis die ausgegrabenen Vorräthe an Ziegelthon verarbeitet sein werden.

In der Schwarzenberg'schen Ziegelei nahe bei Lobositz wurden wieder, seit mehreren Jahren, einige Culturgruben ausgegraben, die ihres Inhaltes wegen der älteren Bronzezeit zugeschrieben werden mussten und somit wahrscheinlich die Wohnstätten zu den vor Jahren ausgegrabenen Skeletgräbern der älteren Bronzezeit (Aunětitzer Typus) gefunden sind. In einem dieser Feuerherde wurde ein erhaltener gehenkelter Seiher aus Thon mit durchlochtem Boden in Form eines breiten Bechers gefunden.

In der Stadt Lobositz selbst wurden an mehreren Orten bei Erdbewegungen Funde gemacht. So fand man bei der Ausgrabung eines Canales im Schlosshofe ein massives, grosses, rohes Nutzgefäss; daneben befand sich ein Herd mit Asche und thierischen Knochenabfällen.

In der Mühlstrasse fand man beim Umbaue eines Hauses mehrere Culturgruben der Bronzezeit, vielleicht auch der Hallstatt-Periode in der neolithischen Culturschichte als Nachbesiedelung eingesenkt. Die bronzezeitlichen Urnengräber mit Leichenbrand boten nichts Neues ausser einer kleinen ungehenkelten Schale (Lausitzer Typus) mit verkohlten Körnern von Setavia italica (Kolbenhirse).

Im Vorsommer dieses Jahres hatte v. Weinzierl Gelegenheit, die interessanten Ansiedelungen im Quellengebiete des Goldbaches studiren zu können. Die ziemlich dicht liegenden neolithischen Ansiedelungen zwischen Kolleschowitz und Schaab waren auch in der Bronzezeit der Hallstatt-Periode und stellenweise auch in der La Tène-Periode besiedelt. Die Keramik der slavischen Invasion ist spärlich zu finden.

Im Sommer besuchte Herr v. Weinzierl wiederholt die um Lobositz entfernter gelegenen Ziegeleien und constatirte in der Ziegelei am nordwestlichen Abhange des Hasenburgkegels eine Nekropole der La Tène-Zeit. Ein ausgegrabenes Skeletgrab enthielt eine eiserne Gürtelkette mit eingelegten Bronzeringen, zwei prachtvolle Kugelarmspangen aus Bronze mit beweglichen Mittelgliedern, eine grössere Eisenfibel, einen schwachen, knotigen Armreifen aus Bronze, zwei Fragmente von Lignitringen und einen offenen eisernen Armring, welcher Fund sich an die gleichartigen dieser Periode von Liebshausen anreiht.

Gleichzeitig besuchte er die von Türmitz umliegenden Fundorte, um die diluvialen Schichten und die

prähistorischen Fundstätten zu studiren. Bei dieser Gelegenheit sah er zwei Unterkieferfragmente vom Höhlenlöwen.

Im August 1896 grub Herr v. Weinzierl wie im Vorjahre in Gross-Czernosek eine tiefliegende neolithische Grabstätte mit neun Gräbern in Steinkisten und Steinpackung aus, welche sich gegen Norden fortsetzt. Eine weitere Verfolgung bleibt vorbehalten. Unter diesen neun Gräbern befand sich ein gleichzeitiges Brandgrab; die übrigen acht Gräber enthielten liegende Hocker (alle auf der rechten Seite liegend), wovon zwei eine theilweise Anwendung von Brand aufweisen und eines hievon durch Verstümmelung des Körpers interessant ist. Eine ausführliche Abhandlung über die beiden letzten Grabungen in Gross-Czernosek nebst interessanten Profil- und Situationszeichnungen ist in diesem Hefte der Mittheilungen enthalten.

Der Bau der Teplitz-Lobositzer Bahn liess im engeren Umkreise der Stadt Lobositz mehr erwarten, als was durch denselben zu Tage kam.

Am Ende der Stadt, gegen das Dorf Welhotta zu, fährt die neue Bahn in einem tiefen Einschnitte, welcher eine neolithische Begräbnisstätte streifte. So viel ich eruiren konnte, waren hier liegende Hocker der älteren Zeitphase der Steinzeit bestattet. An Beigaben ist nichts gefunden worden. Im weiteren Verlaufe der Grabungen, gegen das Wopparner Thal zu, geht die Strasse ober der neolithischen Ansiedelung vor Klein-Czernosek vorbei; die Grabungen dieses Einschnittes lieferten keinerlei Funde, auch wurde keine Spur der östlich abwärts befindlichen Ansiedelung mehr in den Schichten gefunden.

Wiederholt besuchte Herr v. Weinzierl Gastorf und dessen Umgebung, um die Fundstätte beim erweiterten Bahnhofe zu studiren. Die tiefsten Schichten gehören der neolithischen Culturepoche an; darauf folgt, und zwar öfters eingesenkt in dieselben, die bronzezeitliche Nachbesiedelung mit Urnengräbern mit Leichenbrand von dem bekannten Lausitzer Typus. In diesen jüngeren Culturschichten wurde eine Bronzenadel (Aunětitzer Typus) gefunden, was für uns deshalb von Interesse ist, da die Brandgräber der Bronzezeit mit jener Type der älteren Skeletgräber gleichzeitig auftritt. Die neolithischen Artefacte gehören der Uebergangszeit an; auch ein in tiefster Lage gefundenes Skelet eines alten Mannes (Index = 64·76) gehört der Steinzeit an.

Herr Conservator Schneider in Smiřic berichtet über seine Thätigkeit im Verlaufe des Jahres 1896, wie folgt:

„*a*) Seit den ersten Frühlingstagen behielt ich eine Feldparcelle im Auge, welche, in der Elbeniederung unterhalb des Dorfes Vlkow (Bezirk Jaroměř) gelegen, Merkmale einer längeren Besiedelung aufweist. Diese bestehen aus grösseren dunkeln Flecken, welche beim jedesmaligen Ackern zum Vorschein kommen und als Brandstätten prähistorischer Wohnungen aufzufassen sind. Ich bemerkte derlei bereits vor zwei Jahren und fand damals in ihnen Scherben vom Burgwalltypus; heuer fand ich ihrer mehr und in denselben abermals solche Scherben, später auch Scherben von geglätteten Freihandgefässen und schliesslich über die ganze Parcelle zerstreut Scherben vom Typus Dobřichov (oder altmärkische Keramik) und in einer Brandstätte unter Burgwallscherben einen gebrochenen Sporn aus Eisen. Die Funde beweisen, dass hier am ehemaligen Elbeufer auf einer äusserst ungünstig gelegenen — weil häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzten — Stelle eine kleine Ansiedelung, wahrscheinlich zum Schutze einer in der Richtung des Weges aus Schlesien (Glatzer Pass) nach dem Inneren von Böhmen gelegenen Furt sich befand, welche mindestens schon während der Periode der Lausitzer Urnenfelder — das zugehörige Urnenfeld, von Duška bereits vor einigen Jahren ausgebeutet und in den Mitth. d. k. k. Central-Comm. 1890, S. 137, besprochen, liegt auf einer etwas trockenen, inselartigen Parcelle nur 100 Schritte von der hier behandelten entfernt — bestand, später von einer germanischen (nach Voss' und Weigel's Ansicht longobardischen) Bevölkerung und schliesslich von Slaven wohl durch mehrere Jahrhunderte occupirt wurde. Die aus der slavischen Periode stammenden Gefässe (Scherben) sind dunkelfarben, aus glimmerreichem Thone auf der Töpferscheibe verfertigt, in Form, Farbe und Verzierungen den Gefässen von Kettlach und von Keszthely (Dobog) am Plattensee ähnlich; der eiserne Sporn (nach Píč's Meinung aus dem VI. Jahrhunderte stammend) weist die höchst charakteristische Form und die Dimensionen der Sporen aus dem Fürstengrabe von Kolin (Píč, Vyzkum Tab. XXXV., Voss, Verhandl. d. Berl. Ant. Ges. 1884, Tab. IV) mit übermässig langen Armen (je 145 mm) und kräftigem, kurzem, kegelförmigem Stachel auf; die Arme sind in beiden Fällen am Ende zu Platten ausgehämmert.

b) Während des Badegebrauches zu Bělohrad erfuhr ich, dass in dem benachbarten, bisher wenig bekannten Burgstalle von Kaly bereits vor Jahren ein Bronzegegenstand gefunden worden sei. Ich fahndete nach demselben und es gelang mir, im Dorfe Kaly (Bezirk Hořic) selbst von der Finderin den innerhalb des Burgwalles vor etwa 12 Jahren bei Feldarbeiten gefundenen Bronzepalstab für das Kreismuseum von Königgrätz zu erwerben. Im Inneren des an der Peripherie des prähistorischen Böhmerlandes hart unterhalb des Berges Zvičín (Switschin) gelegenen Burgstalles (Hradiště) von Kaly wurde bisher nichts gefunden, mit Ausnahme eines Fundes von zwei Scherben von Freihandgefässen, 1894 (Česky lid. IV. p. 183).

Der jetzt erworbene Palstab mit stark entwickelten, sog. geschlossenen Schaftlappen und Ausbiss am Bahnende wiegt 395 gr und zeigt genau dieselbe Form wie die Palstäbe aus der Terramara il Grumo bei Campeggine (Parma) und vom Esquilin zu Rom (Helbig, Italiker in der Poebene, Tab. I, Fig. 1 und Tab. II, Fig. 1).

c) Im Laufe des Sommers suchte ich noch einen anderen, von Cons. Lössner in den Památky bereits im Jahre 1856 beschriebenen, angeblich slavischen Burgstall auf, und zwar denjenigen von Lhotice bei Nassaberg, südlich von Chrudim. Ich fand,

dass dieser Burgstall viel älter sei, als bisher angenommen wurde, dass er den hier vorkommenden, ausschliesslich der La Tène-Periode angehörigen Scherben nach gleichalterig sei mit dem Hradiště von Stradonic bei Beraun und obwohl viermal kleiner als diese kolossale Ansiedelung, doch gleichfalls zu den grössten Burgstätten von Böhmen gehöre. Hochinteressant ist die Befestigung vermittelst zweier paralleler Gräben und Wälle aus Erde und Stein gegen die Hochebene, mittelst Steinterrassen, Steinwällen und einer vollkommen erhaltenen Trockenmauer (200 Schritte lang) gegen die steilen Abfälle zum Kamenice- (Chrudimka-) Flusse. Der Umfang des Burgstalles beträgt 2000 m, der Flächenraum circa 200.000 qm und stimmt derselbe in vieler Hinsicht mit der „Heidenmauer" von Dürkheim (Rheinpfalz), einem gleichfalls der La Tène-Cultur angehörigen Burgstall, überein.

Ein Bronzegeräth, welches vollkommen mit einem anderen im Hradiště von Stradonic gefundenen übereinstimmt, wurde schon im Jahre 1860 bei Nassaberg, aber auf einer anderen Stelle gefunden.

d) Im Spätsommer fanden Kinder eines Bahnwächters in der Böschung einer grossen Materialgrube der sog. „Südnorddeutschen Verbindungsbahn" (Pardubitz-Reichenberg), welche einen Theil der grossen Feldparcelle Nr. 439 per 24 Joch der Kat.-Gem. Rodov bei Smiřic — Besitz des k. u. k. Familienfondes — bildet, in dem seit den Bahnbauten 1857 und 1881 bekannten Urnenfelde von Trotina ein Grab. Es gelang mir, aus den Scherben alle Gefässe, nämlich die grosse Urne mit konischem Halse ohne Henkel, die Deckschüssel mit ein oder zwei Henkeln (ein Theil fehlt) und zwei krugförmige Gefässe mit konischen Hälsen und je zwei kleinen Henkeln (Oesen), zusammenzustellen. Den Scherben vom Untertheile der Urne hafteten auf der Innenseite Splitter von verbrannten Menschenknochen an, mit Asche und Erde gemischt, und unter ihnen fand ich, fast am tiefsten Punkte (Boden) gelegen, einen aus fünf Drahtgewinden bestehenden Fingerring aus Bronze; das Metall ist vollständig in Kupferoxyd verwandelt und musste ich den Ring in seiner erdigen Hülle lassen, wenn ich ihn nicht ganz zerstören wollte; den übrigen, lockeren Inhalt der Urne hatten die Kinder in einen anstossenden Wassertümpel geworfen. Der Inhalt der Krüge bestand aus Erde und Holzasche.

Eine ganz ähnliche Urne wurde vor etwa drei Jahren in dem Urnenfelde von Spravčice (Gem. Předměřic) in der Nähe von Smiřic gefunden; auch sie enthielt verbrannte Knochensplitter.

e) Anlässlich der Erweiterung des Bahnhofes zu Smiřic wurde der Bahneinschnitt zwischen Smiřic und Holohlavy breiter gemacht und dabei ein bereits im Jahre 1857 vom Pfarrer Petera (Památky III), im Jahre 1881 vom Conservator Hraše (Mitth. d. k. k. Central-Comm. 1881) erwähntes und im Jahre 1893 von mir bemerktes Reihengräberfeld zerstört. Gefunden wurden heuer 15 orientirte Leichen; sie lagen in drei Reihen, mit den Scheiteln gegen West (ganz genau) gerichtet, ohne alle Beigaben. Zwölf gerettete Schädel habe ich Dr. Heinrich Matiegka für das böhmische ethnographische Museum in Prag übergeben; der längste weist nach seiner Mittheilung einen Längenbreitenindex von 79 auf, die Mittelzahl beträgt etwas mehr als 83. Aus welcher Zeit das Begräbnissfeld stammt, lässt sich schwer bestimmen; diesmal fand man gar keine Beigaben. Hraše fand drei eiserne Messer und Scherben, Petera spricht blos von Schädeln. Kurze Schädel sind in slavischen Gräbern von Ostböhmen gewöhnlich, während solche in Westböhmen gewöhnlich Langköpfe enthalten; auch die Seltenheit von Beigaben frappirt nicht, denn bei den 50 Skeletten des Grabfeldes von Kopidlno (Wald Berna, 40 km = 5 Meilen von Smiřic) wurde nichts als einige wenige Schläfenringe gefunden."

Nach Mittheilung des Herrn Clemens Čermák hat der Museumsverein „Včela Čáslavská", dessen Präsident Herr Čermák ist, im Februar und März 1896 eine weitere Untersuchung der alten Gauburg Čáslav-Hrádek veranstaltet. Diesmal fand man in der oberen Schichte viele Pfriemen, Spinnwirtel, beinerne Schleifschuhe und kleine Schlitten; dann viele eiserne Messerklingen, Handhaben von Wassereimern, Sporen und Aalen. Meistens sind es Geräthschaften aus der Haushaltung, während man von den Waffen nur eiserne Pfeilspitzen fand, welche auch zur Jagd dienen konnten. Alle Gefässe sind auf der Töpferscheibe geformt und mit Wellenlinien und Furchen parallel verziert. Besonders hübsch sehen die alten Wasserbecher aus. Es sind grosse Gefässe mit verengtem Halse, unter welchem sich viele Reihen von parallelen Strichen, Wellenlinien und schiefen Strichen ziehen. Es ist unsicher, ob an dieser Stelle des Hrádek auch Hütten standen; denn die fünf aufgedeckten Herde waren 3—5 m von einander entfernt und zu breit, um in ein Holzhaus ohne Feuersgefahr aufgenommen zu werden.

Zwischen diesen Herden fand man auch einen 8 cm langen Phallus aus gebranntem Thon. Nicht weit davon unter dem alten Raine lag ein Menschenskelet, von vielen Scherben umgeben. Gleich daneben lagen drei zusammengekittete Münzen vom Herzog Jaromir (1000—1003). In der Nähe des jetzigen Brauhauses fand man auf dem Hrádek auch eine seltene Münze vom Herzog Friedrich. Unter diesem Theile der Wallburg befindet sich ein in Felsen gehauener Keller, welcher in diesem Jahre ausgeräumt wurde, aber ausser einem durchlöcherten Deckel fand man nichts. Die nächsten Forschungen werden sich auf die westliche Lehne erstrecken.

Eine neue neolithische Station wurde in der Ziegelei bei Dobrovic aufgedeckt. Unweit davon befand sich auf dem Felsen eine sehr alte Ansiedelung und bei dem Bache wurde im Kies ein ganzer Schädel von Canis fam. intermedius Woldř. entdeckt.

Schon aus den früheren Funden wurde bekannt, dass man in Dobrovic Urnen vom Lausitzer Typus findet. Auch im Vorjahre fand man bei einer Erweiterung der hiesigen Schule zwei hübsche Gefässe.

In Zaříčan auf einer Flur „na vlčích jamách" wurde ein grösseres Gefäss von provinzial-römischer

Form ausgegraben. Auf dem gleichen Felde befinden sich schwarze Stellen, von wo auch zwei bronzene Nadeln stammen. Ob ein eiserner Speer von provinzial-römischem Typus aus dieser Lage herstammt, ist ungewiss. Eine ebenso geformte Waffe fand man neuerdings unter dem Eisengebirge bei Licoměřic. Es ist sicher, dass entlang dem Flusse Doubrava ein alter Weg von Mähren über die Grenzwälder führte. Auch Funde von römischen und griechischen Münzen und befestigte Stellen, auf dem Hradec bei Spytic, am Strážný vrch (Hutberg) bei Kohl-Příbram und Hradiště bei Maleč und Hranic beweisen dies.

Bei der alten Töpferhütte in Čáslau Nr. 125 grub man auch eine Grünsteinaxt aus; sie lag offenbar schon an secundärer Stelle.

Die berühmte neolithische Station von Čáslau ist schon bereits ausgebeutet, denn die Ziegelei wurde hier aufgelassen und eine systematische weitere Forschung zu unternehmen wäre zu kostspielig.

Herr Dr. Karl Hostaš erstattet nachfolgenden Bericht über die Thätigkeit des Museums der Stadt Klattau auf prähistorischem Gebiete:

„Im Verlaufe des Jahres 1896 wurden auf dem Husiner Gräberfelde (Husin, Waldhügel oberhalb des Angelflusses, 3 km wnw. von Klattau),[1] wo bis zu dieser Zeit 26 Grabhügel geöffnet und untersucht worden sind, weitere sieben Hügel ausgegraben. Der Inhalt dieser Brandgräber bestand aus spärlichen Knochenkohlen und Aschenresten, zahlreichen Bruchstücken von Thongefässen und einigen Bronzebeigaben.

Die gehobenen Bronzegegenstände sind folgende:

1. eine mässig gebogene Messerklinge mit zwei Nieten in der kurzen Griffzunge; die Länge der Klinge beträgt 10 cm, die Breite in der Mitte der Klinge $1^1/_2$ cm;

2. ein Bruchstück eines schmalen Meissels;

3. ein breites offenes Armband, innen concav, aussen gewölbt mit Andeutung einer Mittelrippe, das sich durch eine starke Rippung auszeichnet. Innendurchmesser 6 cm;

4. ein Bruchstück eines solchen und

5. ein Fragment eines starken flachen Armbandes; beide Bruchstücke sind durch das Feuer stark beschädigt;

6. ein gegossener Fingerring mit eingekerbten Windungen, welche in einiger Entfernung an den verjüngten Enden beginnen;

7. eine 27 cm lange Nadel mit eigenthümlichem Kopfe und gereifeltem Halse;

8. eine bandförmige Spiralscheibe;

9. eine Drahtspiralscheibe."

Der k. k. Conservator, Herr Heinrich Richlý in Neuhaus, hat auch im verflossenen Jahre mehrere urgeschichtliche Localitäten untersucht.

Besondere Aufmerksamkeit widmete derselbe der Umgebung von Rudolfstadt (Bergstadtl) bei Budweis. Sie ist ziemlich gebirgig und seit altersher wegen des hier sehr lebhaft betriebenen Bergbaues bekannt; heute ist diese „steinreiche" Gegend die nächste Vorrathskammer für alle Häuser- und Strassenbauten des steinlosen Budweiser Beckens; das ganze Terrain ist durch Anlage von Stollen, Muthungen und Schürfen einerseits, andererseits durch zahlreiche Steinbrüche ganz durchwühlt und der einstige Stand der Dinge gar nicht mehr erkennbar. Diese Verhältnisse sind auch Grund, dass zu gewärtigende Wohn- und Grabstätten des prähistorischen Menschen heute mit Schotter bedeckt oder behufs Steingewinnung gänzlich abgetragen wurden und demnach in dieser Richtung nichts zu finden oder auch nur als bestanden nachzuweisen ist.

Das gänzliche Fehlen von Alterthumsfunden gilt indess nur der nächsten Umgebung von Bergstadtl, namentlich den von Herrn Richlý untersuchten Nachbarsorten, wodurch die Möglichkeit später zu gewärtigender Funde prähistorischer Natur bekanntermassen keineswegs ausgeschlossen ist.

Nach Süden, Norden und auch nach Westen sind zahlreiche prähistorische Fundstätten bekannt; gegen Osten sind dieselben jedoch nur spärlich vertreten. Die vorhandenen weisen auf eine viel jüngerere, bezw. die jüngste prähistorische Periode hin und schliessen an die bekannten derartigen Fundstätten von Platz, Homolka und Neuhaus an.

Eine gegen Norden zunächstgelegene Nekropole aus der jüngsten Heidenzeit ist jene von Újezd-Červený (Rothujezd); hier hat Herr Hauptmann d. R. Lindner aus Budweis an der Südwestseite einige Grabhügel in mustergiltiger Weise systematisch durchforscht und über die Resultate seiner Grabung Bericht erstattet. (Mittheilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, Band XXIII, Seite 27.)

Herr Richlý hat diese Hügelgräber besichtigt und ihre Lage und Beschaffenheit einer eingehenden Würdigung unterzogen, worüber einige allgemeine Bemerkungen folgen:

Die Umgebung von Rudolfstadt (Bergstadtl), sowie jene der benachbarten, in nördlicher Richtung gelegenen Ortschaften bildet eine von Brod beginnende, gegen Ost und Nord ansteigende, durch zahlreiche, tiefeingeschnittene, schluchtartige Thäler und Wasserläufe durchfurchte Hochebene, welche die Höhe von 500 m überschreitet und speciell im Vavraberge, zwischen Jelmo und Újezd-Červený eine Höhe von 530 m erreicht.

Inmitten des Waldes befindet sich hier die in Rede stehende, bei der Landbevölkerung der Nachbarsorte allgemein „Do Hrobů" (In den Gräbern) genannte Nekropole.

Der Vavraberg ist am Scheitelpunkte ganz flach und bildet ein ausgedehntes Hochplateau, welches nach Norden und Osten allmälig abfällt, nach Süden und Westen hin aber durch tiefe, schluchtartige Längsthäler begrenzt erscheint. Der ganze Berg ist mit Wald bestanden und Eigenthum des Fürsten Schwarzenberg.

Die unregelmässig angeordnete, etwa 200 Schritte im Durchmesser haltende Nekropole dürfte aus 80—90 Grabhügeln bestehen; dieselben sind meist

[1]) Památky arch. Band XIV, pag. 3—257; Annalen des k. k. naturhist. Hofmus., III. Not. 129.

aus Erde aufgeschüttet, Steine sind nur selten vorhanden und an der Oberfläche nie ersichtlich.

Bezeichnend für die Grabhügel „Do Hrobů" ist es, dass sie aus dem an Ort und Stelle vorhandenen Material errichtet wurden und dass sich demzufolge bei jedem derselben eine entsprechend grosse Grube, ein Graben oder eine ringsherum führende muldenförmige Vertiefung befindet, aus welcher das Erdreich ausgehoben und zur Errichtung des betreffenden Hügelgrabes verwendet wurde. Ein ähnlicher, wenig pietätvoller Vorgang ist in früheren Culturperioden, namentlich auch in der Bronzezeit von Richlý nie beobachtet worden.

Diese Weise, Grabhügel zu errichten, war auch Veranlassung, dass das Terrain zwischen denselben die sie umgebende Grabensohle oft um einen halben Meter und mehr überragt.

Die Gestalt der einzelnen Hügelgräber ist in der Regel kreisrund; doch kommt auch die Viereckgestalt vor. Eine ganze Reihe derartig beschaffener Grabhügel erstreckt sich inmitten der Nekropole von Ost nach West. Andere befinden sich zwischen den übrigen, normal gestalteten Hügelgräbern, deren Durchmesser zwischen 7—12 Schritten variirt. Die viereckigen Hügelgräber sind meist die ansehnlichsten: 6 und 8 bis 10 und 12 Schritte im Durchmesser; ihre Oberfläche ist horizontal.

Die meisten Hügelgräber sind vollkommen erhalten, nur einige angegraben und die schon angeführten von Herrn Hauptmann Lindner systematisch durchforscht.

An der Grabungsstelle fand Herr Richlý einen Urnenscherben und zwei Bruchstücke von Hornstein.

Die Entfernung der einzelnen Grabhügel untereinander ist verschieden und beträgt oft nur 2, mitunter aber auch 10—20 und mehr Schritte.

Die Hügelgräber der Nekropole „Do Hrobů" unterscheiden sich also, wie bereits erwähnt, von Grabhügeln älterer Provenienz schon an der Oberfläche wesentlich dadurch, dass sie aus dem an Ort und Stelle vorhandenen Materiale durch Aushebung desselben an einer, an mehreren oder an allen Seiten und Aufwerfen oder Auftragen desselben gebildet und nach Wunsch erhöht wurden und dass in Folge dieses auch heute noch deutlich wahrnehmbaren Vorganges auf den bezüglichen Seiten der Peripherie eine Grube oder ein ringsumlaufender Graben entstand.

Ein dem Vorstehenden ähnliches Vorkommen beobachtete Richlý an den Hügelgräbern in dem Walde Klobasna bei Veselí a. L., bei Neuhaus im Walde Homole, bei Újezd-Ostrolov und an anderen Orten, im Allgemeinen aber überall dort, wo Hügelgräber der jüngsten prähistorischen Periode — mit Leichenbrand — und meist nur noch durch das Wellenornament charakterisirt vorzukommen pflegen. An Fundobjecten sind diese Grabhügel sehr arm; selbst Thongefässe sind in ihnen selten, meist finden sich nur Kohle, Asche und gebrannte Knochen.

Bezeichnend für eine slavische Nekropole ist der Name „Do Hrobů", welcher sich auch bei anderen synchronistischen Grabstellen, z. B. Újezd-Ostrolov und anderen wiederholt, aber auch bei solchen viel älterer Provenienz — von der neolithischen Periode abgesehen —, z. B. bei Křtěnov (bei Moldauthein) vorkommt.

Eine Grabung an der soeben beschriebenen Grabstelle war schon aus dem Grunde unstatthaft, weil zu diesem Zwecke erst die Bewilligung hätte eingeholt werden müssen und auch Taglöhner schwer zu beschaffen gewesen wären. —

Im städtischen Museum zu Budweis befindet sich auch ein durch die unermüdliche Thätigkeit des um dieses Museum hochverdienten Herrn Hauptmann Lindner acquirirter Depôtfund der Bronzezeit, welcher sowohl durch seine Zusammensetzung einen neuerlichen Beweis für die Gleichzeitigkeit der Erzeugung und Verwendung der in ihm enthaltenen Bronzeartefacte liefert und auch die Richtung der in der Bronzezeit bestandenen Handelsverbindungen über Freystadt in Niederösterreich nach dem linken Ufer der Donau hin klarlegt. Der bezügliche Depôtfund wurde in der Nähe von Kosova (Kossau) bei Újezd kamený (Steinkirchen) gemacht und bildet solchermassen ein wichtiges Verbindungsglied mit den in dortiger Gegend bereits von früher her bekannten analogen Funden von Na Hradci und Plavnic.

Von Interesse dürfte auch der Fund eines Steinbeiles (Meissel) bei Týnce an der Sázava (Tabor, Neveklov, 2 St. S.) sein, welcher gewissermassen an die zahlreichen Funde aus der jüngeren Steinzeit im nördlichen Böhmen anschliesst und solchergestalt auf mögliche Verbindungen mit dem südlichen Böhmen schon in dieser Periode — wohl auch nach der Donau hin — zu deuten scheint. (Radimov, Holický, Neuhaus, Stráž [Platz] in Böhmen, Eibenstein in Niederösterreich sind als Einzelfundorte von Artefacten aus der neolithischen Zeit bekannt.)

Beachtung verdient endlich eine Nadel mit rundem, oben abgeplattetem Kopfe, deren Alter zwar nicht sichergestellt ist, die aber derartigen Bronzeartefacten älterer Provenienz sehr nahe kommt. Dieselbe wurde bei Valy (Budweis, Lomnic, 1½ Stunden nordöstlich) bei Reinigung eines Brunnens gefunden und ist in dieser Gegend — so viel bekannt — als Unicum zu bezeichnen. Beide Artefacte befinden sich im Besitze des Herrn Kolin, Schulleiters in Veselí a. L.; derselbe besitzt auch eine Collection römischer Münzen von dermalen noch unbekannter Provenienz.

Eine willkommene Ergänzung zu der Darstellung des Herrn Richlý liefert der von den Herren Hauptmann Lindner und Wollgruber gefertigte Bericht des Verwaltungsausschusses des Museumsvereines in Budweis. Derselbe hat ausser den Anfangs März v. J. erworbenen, für Südböhmen so wichtigen Depôtfund von Kossau, über welchen bereits ausführlich berichtet wurde,[1]) noch nachbenannte prähistorische Funde erworben, und zwar:

a) aus einem Hügelgrabe bei Hosti, Bezirk Moldauthein:

[1]) Siehe diese Mittheilungen, Bd. XXVI. Sitzungsberichte, S. [60].

Eine offene Armspange aus Bronze, innen glatt, an der Aussenseite mit mässig gewölbtem Rücken und gestricheltem Ornament, gegen die Enden etwas sich verjüngend. Aeusserer Durchmesser 4·5, Breite in der Mitte 1·2 cm, grün patinirt. Ein offener Armring aus plattem runden, 5 mm starkem Bronzedraht, mit abgerundeten Enden und lichtgrün patinirt; Durchmesser 7 cm. Zwei Schüsseln aus röthlichem Thon, auf der Scheibe gedreht, jedoch schwach gebrannt, der obere Rand etwas nach auswärts gebogen und innen mit einem durch eingeritzte Linien hergestellten Dreieckornamente verziert. Höhe 8, innerer Durchmesser 24 und 31, Bodenbreite 11 cm. Eine Schale aus röthlichem Thon, auf der Scheibe gedreht, wenig gebrannt, innen und aussen geschwärzt und innen ebenfalls wie die vorigen mit einem Dreieckornamente verziert; Höhe 5·6, innerer Durchmesser 14, Bodenbreite 4 cm; dann eine grosse Urne aus röthlichem Thon, aus freier Hand geformt, schwach gebrannt, stark ausgebaucht, mit engem Halse und mit nach auswärts gebogenem Halsrande; Höhe 35, äusserer Durchmesser des Mundes 20, der Breite des Bauches 35·5 und des Bodens 12 cm.

Die vorbezeichneten Gefässe wurden aus Bruchstücken wieder zusammengesetzt.

b) Bei Ausheben des Kellergrundes zum Baue eines neuen Hauses in Wodnian wurden im Mai v. J. mehrere Bronzeringe aufgefunden, von welchen dem Museumsvereine drei offene Schläfenringe und fünf kleine offene Ringe geschenkweise zukamen.

Die Schläfenringe sind aus plattem runden und 2 mm starkem Bronzedraht angefertigt, bei denen das eine Ende glatt abgestumpft, das andere dagegen abgeplattet und in der bekannten Weise ösenförmig eingebogen ist. Der äussere Durchmesser derselben beträgt 4—5 cm. Die kleinen Ringe sind gleichfalls aus 2 mm starkem runden Bronzedraht wie die vorigen geformt und haben einen äusseren Durchmesser von 2·6—2·8 cm.

Die Schläfenringe sind grün und braun, die kleinen Ringe aber nur grün patinirt.

c) Aus der bei den bisherigen Nachgrabungen in den Hügelgräbern bei Plaben, Bezirk Budweis, vorgefundenen grossen Mengen Gefässscherben wurden im abgelaufenen Jahre noch sieben Urnen von verschiedener Form und in der Höhe von 18·5—34 cm, sowie zwei kleine Schalen, sämmtlich aus freier Hand geformt, wieder zusammengesetzt, wodurch den im hiesigen städtischen Museum aufbewahrten Funden aus der genannten Nekropole eine sehr schätzenswerthe Ergänzung zutheil wurde.

Von diesen Gefässen ist eine stark ausgebauchte Urne aus röthlichem Thon am oberen Theile des Bauches mit einem aus neunfachen feinen parallelen Linien hergestellten Dreieckornamente verziert, in welchem in den aufwärts stehenden Ecken je drei vertiefte runde Punkte angebracht sind; Höhe 18·5, äusserer Durchmesser des Mundes 15·5, des Bauches 24, des Bodens 10 cm.

Eine ähnliche Verzierung, jedoch ohne Punkte, zeigt auf der Innenseite eine der beiden Schalen, welche gehenkelt und sowohl innen wie aussen mit Graphit geschwärzt ist. Höhe 5, Munddurchmesser 10·5 cm, der Boden oval verlaufend.

Herr Gutsdirector Waněk in Radim (Böhmen) übersendet uns folgenden vorläufigen Bericht über seine theils allein, theils in Gemeinschaft mit Herrn Professor Dr. Píč in Prag im Jahre 1896 ausgeführten Untersuchungen:

1. **Das Gräberfeld in Bylan nächst Böhmisch-Brod.** In den schönen Märztagen des Jahres 1896 wurde dieses interessante Gräberfeld auf fürstlich Liechtenstein'schem Besitze, von welchem Herr Professor Dr. Píč in den Mittheilungen desselben Jahres bereits Erwähnung thut, von dem fürstlichen Hofverwalter Anton Formánek weiter untersucht und wurden bis jetzt 48 Gräber blossgelegt. Die nähere Beschreibung dieser Fundstelle und ihres Inhaltes werden die „Arch. Památky" aus der Feder des Herrn Dr. Píč nebst Illustrationen bringen. Hier sei nur bemerkt, dass Artefacte aus der Steinzeit, der Bronze- und Eisenzeit nebst einem Goldring gefunden wurden, dass bei einigen Skeletten (Hockern) nur ein Gefäss mit Schnurornament, bei anderen bis 40 Gefässe von verschiedener Form, Grösse und Beschaffenheit vorgefunden wurden. Einige Gräber enthielten auch Bernsteinschmuck und einen Kranz von Wolfszähnen.

Merkwürdig ist bei diesen Gräbern, dass Steinfassungen gänzlich fehlten und dass die Gräber zumeist 4 m lang und gegen 3 m und mehr breit waren.

Zum Schlusse wird noch bemerkt, dass sämmtliche Fundsachen im böhmischen Nationalmuseum in einer Separatvitrine aufgestellt sind.

2. **Das Grabfeld bei Zarybnik, Gemeinde Kloster-Skalitz nächst Kauřim.** Durch Dampfpflügen auf der Nr. 111 wurde im Herbste 1893 eine grössere Menge Steine aufgedeckt, so dass das Stahldrahtseil durch dieses Hinderniss zerrissen wurde.

Im Frühjahre 1894 wurde bei Entfernung des Steines ein Grab aufgedeckt, welches dem Bylaner ad 1 angeführten, was Anlage und Grösse anlangt, ähnlich ist, mit dem Unterschiede, dass die Grabstelle mit einem Steinpflaster bedeckt war, und zwar ging die Pflasterung von Norden und Süden von 30 cm Tiefe bis auf 1 m Tiefe gegen die Mitte mit schiefem Winkel und war die Mitte des Grabes ohne alle Steinbackung. Die Lage des ganz morschen Skeletes konnte nicht festgestellt werden.

An Beigaben wurden in dieser Grabstelle vorgefunden: Sechs Gefässe, alle an der Südseite unter der Pflasterung, ein eisernes Pferdegebiss von La Tène-Form, aus eisernen Ringen bestehend, und dann zwei Stück geschliffene Steine, in der Form von ovalen, 16 cm grossen Stahlschleifsteinen, wie sie auch heute die Grasmäher zum Schleifen der Sensen benützen. Alle Fundsachen sind im böhmischen Museum untergebracht, bis auf die zwei grossen Gefässe, deren Zusammenstellung Herr Bürgermeister Hellich aus Poděbrad übernahm.

Ein ähnliches Grab wurde heuer im Frühjahre auf demselben Felde gefunden, nur war dasselbe noch mehr zertrümmert, als das vorige; an Beigaben ent-

hielt dasselbe 30 Gefässe nebst einer kreisförmigen Thonplatte von 16 cm Durchmesser. Einige Gefässe sind aus geschlemmter Erde in der Form von Schalen, Tassen und Töpfen gefertigt. Ein Gefäss war 50 cm hoch, mit vorstehendem, 2 cm breitem Rand und liegt heute noch zertrümmert bei Herrn Waněk.

Im Monate November im vergangenen Herbste stiess Herr Waněk auf demselben Felde auf der östlichen Seite dieses 80 Joch grossen Grundstückes abermals auf zwei Gräber, die jedoch von den vorstehenden ganz verschieden waren. In dem einen befanden sich drei Skelette, die Körper nach innen und die Köpfe nach auswärts, alle in gekrümmter Lage. Bei diesen Skeletten wurde ein zertrümmertes Gefäss mit einfacher Verzierung gefunden; dann zeigte ein Schädel Bronzeflecken, jedoch wurde der Bronzegegenstand nicht gefunden.

Das andere Grab, ein paar Schritte davon entfernt, war ein Einzelgrab mit der Lage des Skeletes von Nord nach Süd gestreckt, mit einfachem Gefässe von Krugform, das Gefäss jedoch zertrümmert.

3. Der grosse Brandgräberfund von Dobřichow auf der „Píč hora" auf Gemeindegrund. Ende April wurde behufs Gewinnung von Kieselschotter auf einem über dem Flusse Vyrovka 40 m höher liegenden, halb felsenartig gegen Nordwest liegenden Hochplateau mit einer umfassenden Aussicht auf das Elbethal gegraben und stiessen die Arbeiter sofort bei Anfang der Arbeit auf eine Urne, welche jedoch stark beschädigt wurde. An Gegenständen wurden in der Urne Bronzefibeln, Messer und Beinnadeln für das Kopfhaar vorgefunden. Durch diesen mir überbrachten Fund, welcher nicht weit von meiner Wohnung, dem Radimer Schlosse, liegt, aufmerksam gemacht, unternahm ich es sofort am Nachmittage, denselben zu erforschen. Kaum nach der Mittagszeit auf der Fundstelle angelangt, hatten die Arbeiter bereits zwei Thonurnen gefunden, deren Inhalt, bestehend aus Bronzefibeln, eisernen Messern, das eine mit einer Bronzeeinlage, ich herausnahm.

Ich erstattete Bericht von dem Funde Herrn Professor Dr. Píč, welcher auch sofort behufs Untersuchung zu mir reiste. Die Ausbeutung des Gräberfeldes nahm fünf Wochen in Anspruch, während welcher Zeit 240 Gräber blossgelegt wurden.

Aus diesen Gräbern wurden nur 130 Urnen erhalten; die anderen waren alle bereits eingegangen, auch war der Thon ganz durch Frost zertrümmert, da die grösste Tiefe kaum 36 cm betrug.

Unter diesen Urnen waren sechs Stück Bronzeurnen, wovon ein Stück ein kunstvolles Schaustück, die anderen Thonurnen, einige mit Mäanderverzierung. Von den Thonurnen sind 90 Stück erhalten, die anderen jedoch stark beschädigt.

An Inhalt oder Beigaben enthielten dieselben: Waffen, Schmuck, Gebrauchssachen aus Eisen, Bronze, Silber, Gold, gedrechseltem Bein und Glas etc. Die Zahl der Gegenstände beträgt mehr als 1000. Die Beschreibung des ganzen Fundes nebst Illustrationen hat sich Herr Professor Dr. Píč aus Prag, welcher zur Zeit des Grabens sechsmal herauskam, vorbehalten. Ueber den Fund selbst hat sich Herr Geheimrath Grempler aus Breslau, der, von Karlsbad kommend, denselben bei mir besichtigt hatte, in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Píč dahin geäussert, dass dies wohl der bedeutendste und interessanteste Fund jenseits der Alpen aus der Zeit der Völkerwanderung sei. Ebenso hat sich Herr Custos Szombathy über denselben sehr lobend ausgesprochen und ihn als die schönste Zierde des Prager Museums bezeichnet.

Zur Zeit des Grabens im Mai haben täglich an 300—400 Zuschauer der Umgebung die Arbeiten und Funde besichtigt, die Arbeiter aber auch belästigt. Ein Antiquitätenhändler, Namens Güns aus Ždanitz, aus der nächsten Nähe, trachtete sogar mit einem israelitischen Dorfcollegen die Gemeinde gegen die Grabung und Ausbeutung des Grabfeldes aufzustacheln, was jedoch nicht gelang. Die Gemeinde Dobřichow traf vielmehr die Bestimmung, dass dieser werthvolle Schatz dem Museum in Prag einverleibt werde.

Endlich sei noch erwähnt, dass auf der Nordseite des Grabfeldes, unmittelbar an dasselbe anstossend, fünf Skelette in hockender Lage gefunden wurden, dann eine 5 m tiefe Ansiedelungsgrube, welche zwei rohe, zugeschliffene Steinäxte enthielt.

Weitere prähistorische Funde hat Herr Waněk noch im Herbste gemacht, und zwar wieder durch Hilfe des Dampfpfluges; nämlich 4. bei „Braučkow", Gemeinde „Lhota hlavačova" nächst Kauřim auf Parcelle Nr. 273, und zwar Ansiedelungsreste oder Gruben. Diese Ansiedelung auf der Westseite des Feldes, welches 40 Joch gross ist, enthielt Scherben, dann Knochen aus zwei Perioden, und zwar aus jener mit Schnurornament und Volutaverzierung 12 Stück verschiedene Muster, ferner von dem slavischen Burgwalltypus 40 Ornamentenmuster. Gegraben wurde an 40 Gruben, welche die angeführten Scherben, dann Knochenreste, ferner eine grosse polirte Steinaxt und mehrere geschliffene Steinmeissel enthielten.

In einer Grube mit Burgwalltypus wurde ein Schmelzofen aus Eisen, 2 m hoch, mit Eisenschlacke vorgefunden und war der Bau dieses Eisenschmelzofens recht interessant, weshalb von Herrn Professor Dr. Píč eine Zeichnung davon genommen wurde. Bemerkt wird noch, dass auch eine Anzahl von dunklen Stellen, wo sich Scherben und Knochenartefacte vorfinden, auf diesem Felde zu sehen sind, dass jedoch das zugehörige Grabfeld noch nicht sichergestellt werden konnte.

5. Ansiedelungsreste auf Parcelle Nr. 107/4 bei Třeboul nächst Kauřim. Ebenso wie auf der sub 4 angeführten Fundstätte wurden auch auf dieser 40 Joch grossen Parcelle durch Dampfpflügen eine Anzahl von dunklen Stellen ausgeackert, die nach näherer Untersuchung durch Graben eine grössere Ansiedelung vom Burgwalltypus ergaben. Aufgedeckt wurden 15 Gruben und diese ergaben eine Anzahl des genannten Musters, wovon zwei von einem erhabenen Muster, welches nach Herrn Professor Dr. Píč noch niemals in Böhmen in dieser Periode gefunden wurde. Ausserdem wurden ein Bronzeohrgehänge, klein, mit S-Form, dann geschliffene steinerne Meissel, Beinahlen

und viele Knochen von den gehaltenen Mahlen, ferner sehr viel Holzasche sichergestellt. Die schönen Muster der Fundstätte sind für das Prager Museum reservirt, die übrigen werden an umliegende Schulen vertheilt.

6. Beim Bau eines Rüdingers (Rübenzuleitungscanal mit Wasserspülung) in der Planianer Zuckerfabrik am Hof, und zwar auf jenen Stellen, wo im Jahre 1895 die mit Mäander verzierten, im böhmischen Nationalmuseum aufbewahrten interessanten Gefässe nebst Scherben von pocalförmigen Gefässen aus geschlemmter Erde ausgegraben worden waren (die das Interesse des Herrn Custos SZOMBATHY in hohem Grade erweckten), wurden abermals Scherben derselben Periode gefunden, doch sind selbe roh und ohne Interesse, bis auf eine Bronzeverzierung in Lyraform, 10 cm hoch.

7. Beim Abgraben von Komposterde hinter der Zabonoser fürstlichen Scheuer, Parcelle Nr. 167, wurde in einer von Pläner Kalksteinplatten gebildeten Umhüllung ein ganz erhaltenes Gefäss, topfförmig, von 20 cm Höhe, mit Wellenornament doppelt verziert, vorgefunden. Ueber den Inhalt des Gefässes kann leider nichts berichtet werden, da derselbe von den Arbeitern ausgeschüttet wurde; doch sollen sich darin Knochenreste befunden haben. Das Gefäss selbst wurde dem böhmischen Nationalmuseum übergeben.

8. Bei der Regulirung des „Vyrovka“-Flusses in der Gemeinde „Kostelní Lhota“, Bezirk Poděbrad, wurde in einer Tiefe von 4 m von den Arbeitern ein grosses topfartiges Gefäss mit Fingereindrücken, recte mit von oben nach unten gehenden Strichen, ausgegraben. Dieses Gefäss ist in meinem Besitze zerbrochen, könnte jedoch zusammengestellt werden; doch ist es ohne besonderen Werth und dürfte derselben Periode angehören, wie die Scherben beim Radimer Bahnhofe, die Herr Professor Dr. Píč in den „Památky“ beschrieb; IV. bis VI. Jahrhundert v. Chr.

9. Einzelgrab der La Tène-Periode von Klein-Nechwízd, Bezirk Brandeis a. d. E., auf der Flur „Staré zámky“ (Alte Schlösser). Durch den fürstlichen Wirthschaftsleiter Herrn EMIL HARTMANN in Gross-Nechwízd wurde auf genanntem Grundstücke ein La Tenè-Skeletgrab, welches zwei Bronzeringe mit verziertem verdickten Schluss enthielt, die dem böhmischen Museum übergeben wurden, dann noch zwei einfache Bronzeringe, welche ich Herrn Custos SZOMBATHY zusandte und der sie dem VI. Jahrhundert v. Chr. zuweist, ausgegraben. Ueber die Lage des Skeletes kann leider nichts berichtet werden, da die Finder selber hierüber nichts sagen können. Den zerfallenen schadhaften Schädel behielt ich bei mir. Ausser diesen Gegenständen fand sich ein feines Silberdrahtgeflecht daselbst, dem Burgwalltypus angehörig, das ich Herrn Custos SZOMBATHY zugesendet habe, dann, merkwürdig genug, Kacheln und Fragmente von solchen, gegossen und aus röthlichem Thon, aus dem XV. Jahrhunderte stammend, mit Menschenfiguren aus dem alten Testamente und Ritterverzierungen. Die Kacheln und Reste derselben wurden dem Museum in Prag übergeben.

10. Dobřichow. Ansiedelungsreste vom Burgwalltypus nebst Mühlsteinen, dann Scherben aus der Völkerwanderungszeit wurden in der Ziegelstätte des Herrn MACHAČEK in Dobřichow unmittelbar unter der Grabstätte Nr. 3, Píč hora genannt, gefunden; dieselben sind sehr einfach.

11. Ebenso wurden im Garten des Gemeindevorstehers STEYSKAL in Třeboul Ansiedelungsgruben vom Burgwalltypus nebst Knochen, dann einem sehr seltenen starken Hirschgeweih, total versteinert, nebst zwei Steinäxten ausgegraben, die sich in der Schule daselbst befinden; ferner in dem Garten der Wiener Credit-Anstalt in derselben Gemeinde zwei Bronzeringe, breite Form, und eine Armbronzespirale nebst Scherben von acht Mustern des Schnurornaments. Letztere Gegenstände wurden von mir im Herbste dem Museum nach Prag zugestellt.

Zum Schlusse bemerke ich noch, dass der Bezirk Kauřim im Süden und der Mitte wellenförmig mit nördlicher Abdachung gegen Norden seine Lage hat, der Boden zumeist lehmig-humös ist, die Fundstellen durch dunkle Färbung leicht zu erkennen sind. Da nach der Tradition der Slavenzeit im VI. bis VIII. Jahrhunderte n. Chr. in Kauřim in einer bedeutenden Wallburg die Kauřimer Fürsten gehaust haben und da der Bezirk noch mehrere solche bis jetzt erhaltene und bestehende Wallburgen aufzuweisen hat, ist dieses Gebiet für den Prähistoriker, wenn er sich nur ein wenig Mühe nimmt, sehr dankbar.

Herr Professor WOLDŘICH in Prag veröffentlichte in der „Archäologischen Durchforschung des Königreiches Böhmen“ in böhmischer Sprache: „Archäologische Forschungen in Südböhmen“, einen längeren Aufsatz mit 28 Text-Illustrationen. Auf Grundlage eingehender Untersuchungen der meisten südböhmischen und westmährischen sogen. „Opfersteine und Opferschüsseln“, sowie einiger sogen. Monolithe in Mittelböhmen etc. gelangte derselbe zum Resultate, dass kein einziger bis jetzt beschriebener „Opferstein“ von Menschenhand herrührt, sondern dass diese, sowie andere angeblichen „megalithischen Baudenkmale“ lauter natürliche, wenn auch nicht sehr häufige Bildungen sind, welche nur ein geologisches Interesse besitzen. Weiter beschrieb Dr. WOLDŘICH eingehend die Wallburg „Svákov“ bei Soběslau mit zweimaliger theilweiser Verschlackung, errichtet um das V. Jahrhundert n. Chr. Ferner untersuchte er Grabhügel bei Soběslau aus Lehm ohne Beigaben, aus dem VI. bis VIII. Jahrhundert n. Chr., gemeinsam mit Sr. Durchlaucht Herrn Erbprinzen JOHANN FÜRSTEN SCHWARZENBERG Grabhügel bei Ondráž aus derselben Zeit, ohne Beigaben.

Die Arbeiten des Herrn Professors AL. MAKOWSKY im Centrum von Mähren während des Sommers 1896 waren zumeist auf den Nachweis der Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem diluvialen Rhinoceros gerichtet.

Schon vor Jahren wurden in den Kiriteiner Kalkhöhlen zwei Humerusknochen von Rhinoceros tichorhinus gefunden, die, mit Schlagmarken versehen, das spongiöse Mark enthaltende Knochengewebe ausgekratzt zeigten. Später fanden sich im Löss bei Brünn zwei ähnlich gestaltete, in Asche gebettete Humerusknochen, bei welchen die Schlagmarken zwar nicht erhalten waren,

jedoch das Innere ausgekratzt und theilweise mit Löss- und Kohlenresten erfüllt war. Nun sind im Laufe des Jahres in verschiedenen mit Kohlenresten versehenen Lagerstätten, oft bis 10 m tief, neue Belegstücke, und zwar humerus, radius, ulna und auch tibia, im Ganzen nunmehr 21 Stück Rhinocerosknochen mit unzweifelhafter Bearbeitung hinzugekommen, wozu sich noch mehrere mit Aschenrinde versehene, zum Theile durch Feuer veränderte Phalangen gesellten.

Aus diesen Funden erhellt deutlich, dass das Rhinoceros wie sein Zeitgenosse, das Mammut, zugleich mit dem Menschen hier in der Diluvialzeit gelebt hat.

Im Spätherbste wurden in der Ziegelei des Rothen Berges, die schon wichtige Funde geliefert, in 7 m Tiefe die gut erhaltenen Reste von zwei Exemplaren des diluvialen Dachses aufgefunden und den Sammlungen der technischen Hochschule in Brünn einverleibt. Es ist der erste sicher constatirte Fund dieses Thieres in der Umgebung von Brünn.

Interessant ist ferner die Nachricht, dass gelegentlich des Baues der neuen Handelsschule in der Elisabethstrasse unmittelbar an der alten Stadtmauer zahlreiche mit der Drehscheibe angefertigte Thongefässe, ähnlich den schon früher (durch Custos Trapp) um Brünn aufgefundenen und für prähistorisch gehaltenen Gefässen, blossgelegt wurden, die nach Professor Rzehak's Meinung aus dem XI. Jahrhunderte stammen und wichtige Beigaben enthielten. Ein näherer Bericht von Rzehak folgt in den Schriften der historisch-statistischen Section der Brünner Ackerbaugesellschaft.

Herr Dr. Kříž in Steinitz beendete im Herbste 1896 seine Grabungsarbeiten in Předmost bei Prerau.[1])

Im Jahre 1893 waren die nöthigen hypsometrischen Erhebungen gepflogen und geologische Vorarbeiten vorgenommen worden. 1894, 1895 und 1896 hatte Dr. Kříž behufs Erforschung dieser in Europa einzig dastehenden, in geologischer, paläontologischer und anthropologischer Beziehung classischen Station des diluvialen Menschen sehr umfangreiche Grabungen durchgeführt und ein äusserst reiches und wichtiges Fundmaterial geborgen. Es wurden 55 Schächte abgeteuft, um das Verhältnise des Bečvaflusses zum Lösshügel von Předmost, sowie die Art und Weise des Aufbaues desselben, dann die Verbreitung der fossilen Schichte kennen zu lernen.

Weitere Grabungen bezweckten die Erforschung der Culturschichte und ihre Einschlüsse. Es wurde eine Fläche von 1620 qm abgegraben, eine Erdmasse von mehr als 4200 kbm ausgehoben.

Dr. Kříž unterscheidet für die diluviale Periode eine fossile, über den ganzen Hügel dislocirte, blos Thierreste enthaltende Schicht und eine auf die Umgebung der ehemaligen devonischen Kalksteinklippe beschränkte Culturschichte. Diese selbst ist doppelt: *a*) die Culturschichte im engeren Sinne — auf ursprünglicher Lage ruhend und charakterisirt durch Feuerstätten und vom Menschen errichtete Haufen von Mammutknochen, *b*) im weiteren Sinne auf secundärer Lagerstätte durch Regenwässer herabgespült.

[1]) Vgl. Bd. XXIV, S. 39–50, dieser Mittheilungen.

Erstaunlich gross ist die Anzahl der geborgenen Mammutreste; so liegen vor mehrere ganze oder fast ganze Schädel, sechs ganze vereinigte Unterkiefer, 850 Backenzähne von Individuen jeden Alters (vom Embryo bis zum höchsten Alter), 68 Scapulae (darunter mehrere Prachtexemplare), 340 Carpalia und Tarsalia, 140 Metacarpalia und Metatarsalia, 85 Phalangen und 29 Becken u. s. w.

Von Artefacten sind hervorzuheben geschnitzte und gezeichnete Elfenbeinzierstücke, ein sehr schön ornamentirtes Mammutrippenfragment u. s. w.

Vom diluvialen Menschen liegen zwei Unterkiefer und ein wohlerhaltener, noch in der Culturschicht steckender Schädel vor.

Auf diesem Hügel wohnten Menschen auch in der prähistorischen Zeit in Wohngruben; es wurden fünf solche Gruben aufgedeckt und untersucht.

Auf der Südostseite des Hügels neben und unter dem jetzigen katholischen Friedhofe befand sich in der slavischen Heidenzeit eine ausgedehnte Ruhestätte, auf der die Leichname in Reihen neben, aber auch untereinander begraben wurden.

Es wurden 140 Skelette ausgehoben und nach Hause expedirt; auch wurden viele goldene, silberne und vergoldete Ohrringe arabischer Provenienz, sowie bronzene und messingene Ohrringe und Ringe localer Arbeit gefunden.

Aus Steiermark berichtet uns Herr Bergrath Riedl in Cilli über einen interessanten La Tène-Fund, der vor Kurzem im Sannthale gemacht wurde. Der Fundort liegt etwa 4 km westlich von Dreschendorf. Bei einer Grundgrabung kamen hier folgende Objecte zum Vorschein: Ein Schwert von 78 cm Klingenlänge nebst Resten der zugehörigen Scheide, die Handhabe eines Schildes von 1 mm Blechstärke, eine äusserst sorgfältig hergestellte, 25 cm lange Lanzenspitze, Reste von Wehrgehängen, endlich eine 14 cm lange Fibula.

Alle Stücke sind aus Schmiedeeisen hergestellt und erweisen sich ihrer Form nach als typische Vertreter der La Tène-Periode.

Herr kais. Rath S. Jenny in Hard bei Bregenz theilt uns mit, dass mit dem Beginne der Rheindurchstichsarbeiten prähistorische Funde aus einer Gegend bekannt geworden sind, die sonst nie welche geliefert hat. Es sind dies Nr. 54 und 56 des Kataloges der prähistorischen Sammlung im Vorarlberger Landesmuseum. Ausserdem wurde im Fürstenthum Liechtenstein bei Balzers eine prachtvoll erhaltene, sehr grosse La Tène-Fibel gefunden, welche in die fürstliche Sammlung in Vaduz gekommen ist. Ueber alle drei Fundstücke werden die „Mittheilungen der Central-Commission" das Nähere berichten.

Herr Dr. v. Marchesetti sendet uns Angaben über die Nekropole von St. Canzian bei Triest, welche er in diesem Frühjahre entdeckte. Sie besitzt besondere Wichtigkeit, da sie die erste im Küstenlande ist, welche die Bronzezeit resp. den Uebergang zur ersten Eisenzeit (Villanova-Epoche) beleuchtet. Zum Unterschiede von den späteren Gräberfeldern von S. Lucia, Caporetto, Vermo, Pizzughi etc. sind in ihr sämmt-

liche Waffen aus Bronze, und zwar recht schöne Schwerter, Dolche, Messer etc. Erwähnenswerth ist die Auffindung des ersten Cultrum lunatum in dieser Provinz, sowie eines bronzenen Pferdezaumes. Von Fibeln blos die ältesten Formen: einfache Bogenfibel, Sichel- und Brillenfibel. Nebstbei eine schöne Reihe von Ringen (Finger-, Arm- und Halsringe). Nadeln, Ketten, Anhängsel etc. Die Töpfe sehr roh. Durchaus Brandgräber. In diesem Jahre hat Dr. v. MARCHESETTI 185 Gräber geöffnet; derselbe hat sich die Felder gesichert, um im nächsten Frühjahre die Grabungen fortzusetzen, da voraussichtlich noch viele Gräber vorhanden sind.

Kleinere Forschungen wurden noch in einigen Castellieri und Grotten gemacht, die auch manche interessante Beiträge lieferten. Am 9. Januar 1897 untersuchte MARCHESETTI eine Höhle bei Divaccia, zu der ein Schacht von 17 m Tiefe in zwei Absätzen führt und zu der man nur mittelst Leiter gelangen kann. Auch diese Höhle lieferte zahlreiche Reste der menschlichen Thätigkeit, wodurch ein neuer Beweis geliefert wurde, dass nicht nur die leicht zugänglichen, sondern auch die scheinbar ganz unbewohnbaren Grotten als Aufenthalt des prähistorischen Menschen dienten.

Unser Correspondent Herr Prof. Dr. KARL MOSER berichtet uns:

1. Ueber die Ausbeutung eines Höhlenspaltes in einer an der Gemeindegrenze Gabrovica-Salroce gelegenen Höhle, von den Touristen „Tilde“ genannt. Sie enthielt Knochen und Zähne diluvialer Säugethiere, wie Bos primigenius und B. priscus, Equus fossilis in überwiegender Zahl und Reste von Cervus elaphus, von Feliden nur Felis spelaea, dann Canis spelaeus, Lupus spec? Cricetus spec? Wegen ungünstiger localer Verhältnisse und unzulänglicher Mittel konnte die Fortsetzung dieser an Knochen reichen Höhle nicht weiter verfolgt werden. Nicht minder beeinträchtigten die Regenverhältnisse die Arbeiter im Höhlenspalt, da durch das Sickerwasser die brecciösen Partien des die Knochen führenden Höhlenspaltes in fortwährende Bewegung gebracht werden, so dass die weitere Arbeit, weil lebensgefährlich, eingestellt werden musste. Ein Plan der Höhle, sowie eine kurze Schilderung der Fundverhältnisse dieser diluvialen Säugethierreste wird nächstens in der Zeitschrift „Globus“ erscheinen.

2. Ueber ein Steinkistengrab bei Mauhinje ob Duino im Küstenlande. Nächst der genannten Ortschaft in der Localität Krestenče wurde im Januar 1896 beim Hinwegräumen einer Schutthalde, ungefähr ½ m tief in der Erde, eine aus Steinplatten geformte Kiste aufgedeckt, in der ein sehr morsches Skelet, einem jugendlichen Individuum angehörig, lag. Zu dessen Füssen befand sich ein zerbrochener Teller oder eine Vase. Bei meinem Besuche im December konnte ich nur aus Erzählungen des Arbeiters die wenigen Daten sammeln. Bei den heurigen Winterarbeiten dürfte sich vielleicht noch manch' anderer Fund machen lassen.

3. Plattengräber von S. Michele ober Alt-Muggia in Istrien. Bei Begehung des Festungsgrabens des Forts Nr. 3, S. Michele genannt, fiel das Vorhandensein geöffneter Gräber auf. Die Aufnahmen derselben wurden an die k. k. Central-Commission geleitet. Am Nordostabhange öffnete Herr MOSER an zwei verschiedenen Tagen fünf Gräber. Zwei enthielten drei und fünf Skelette, letzteres mit Nachbegräbnissen, und drei enthielten je ein Skelet. Die Schädel lagen entweder mit dem Gesicht nach abwärts oder seitwärts. Richtung: NO—SW — oder N—S. Die Skelette spärlich mit Erde bedeckt, so dass in Folge des eindringenden Wassers alle Skelettheile damit überzogen sind. Das Skelet liegt entweder ausgestreckt oder gekrümmt auf dem mit Asche bestreuten Boden und ist ringsum von behauenen grossen Sandsteinplatten sorgfältig bedeckt. An den Seiten liegen zur Verkeilung kleinere Platten. In Meterhöhe sieht man eine von Holzstoff spärlich durchsetzte Culturschichte, darüber aufgeführte Erde aus dem Wallgraben. Die Schädel sind deutlich dolichocephal, sehr dünn und oft sehr gut erhalten. Die Wirbelsäule deutlich nach aufwärts gekrümmt. Ein ganzes Skelet wurde an das Museo civico abgeliefert. Der Abhang von S. Michele dürfte an tausend solcher Gräber bergen. (Allemannengräber Würdingers?)

Herr Secretär Dr. WLADIMIR DEMETRYKIEWICZ in Krakau hat im vergangenen Jahre Ausgrabungen veranstaltet: in der Umgebung von Przemysl und Drohobycz (neolithische Kurgane), in der Umgebung von Taunolureg und Nisko in Mittelgalizien (Urnenfelder aus der Bronze- und Hallstatt-Periode, überwiegend sogar Lausitzer und Schlesischer Typus). Ferner hat er Informirungsreisen unternommen: zur Besichtigung der Wallburgen in Lapizyca bei Bochnia und Zawada (politischer Bezirk Brzesko), beide in Westgalizien, endlich nach Trembowla und Lipica in Ostgalizien, wo beim Eisenbahnbau wichtige römische Skeletgräber und slavische Urnenfelder leider vandalisch zerstört und verschleppt wurden.

Der wissenschaftliche Bericht über diese Forschungen wird in der nächsten Zeit in dem II. Bande der „Archäologisch-anthropologischen und ethnologischen Materialien“, herausgegeben von der anthropologischen Commission der Krakauer Akademie der Wissenschaften (als II. Serie und Fortsetzung der früheren „Wiadomosti anthropologiczne“) erscheinen.

Herr Universitätsprofessor und Conservator Dr. ISIDOR SZARANIEWICZ in Lemberg berichtet in einem längeren Schreiben über die durch ihn erfolgte Aufdeckung zweier Gräberfelder bei Czechy und Wysocko unweit Brody. Es sind das Flachgräber mit Skeletten, welche zum Theil in Reihen, zum Theil in Gruppen angeordnet sind. In Czechy wurden in den zwei letzten Jahren bei nahezu halbjähriger Grabungsdauer gegen 180 Skelette aufgedeckt, in Wysocko während einer dreiwöchentlichen Campagne im verflossenen Jahre gegen 20. Die Schädel der Skelette sind ausgesprochen dolichocephal, mit einem Längenbreiten-Index von 68 bis 75 nach einigen gemessenen Stücken. Das Merkwürdigste sind aber die Beigaben, da sich nebst zahlreichen Thongefässen Geräthe aus Stein, Bronze und Eisen zusammen vorfinden. Unter ersteren werden drei durchbohrte Steinhämmer, ferner kleine zugeschlagene

Feuersteingeräthe erwähnt; die Schmucksachen, wie Fingerringe, Ohrgehänge, Armbänder, Nadeln und Fibeln (es wird leider nicht erwähnt, welche Formen), sind aus Bronze; aus Eisen sind vornehmlich kleine Messerchen vorhanden. Auffallend ist das Fehlen von Waffen aus Bronze und Eisen. Von anderen besonderen Fundobjecten werden erwähnt: Harzscheiben, zwei Glasperlen, einige Schalen von Cypraea moneta und drei Bruchstücke von Bernstein. Ob zwei runenartige Zeichen, von denen sich eines auf einem Thongefässe, das andere auf dem Bruchstücke eines Feuersteinmessers eingeritzt vorfand, als Schriftzeichen zu deuten sind, muss noch von Fachgelehrten entschieden werden. Jedenfalls sind diese Funde von höchstem Interesse und verdienen die grösste Beachtung. Da über die Grabungen genaue Protokolle geführt wurden, so steht zu erwarten, dass die geplante Publication die verlässlichsten Aufschlüsse über diese wichtigen Funde geben wird.

Herr Conservator Karl Romstorfer in Czernowitz berichtet, wie folgt, über seine Thätigkeit im Jahre 1896:

„An der auf einem sehr langen Hügelrücken von Ober-Pertestie gegen Solka sich hinziehenden Strasse fand ich gelegentlich einer Dienstreise zwei Paar Tumuli von ähnlicher Form und Grösse, wie solche der k. u. k. Custos J. Szombathy vor zwei Jahren bei Hliboka durchforschte. In Ober-Pertestie bemerkt man ferner in der Nähe der Strasse, die sich gegen Botuschana zieht, bei Cote 484 der Generalstabskarte ebenfalls zwei Tumuli, die prähistorisch sein dürften.

Eine Anzahl Tumuli sah ich, und zwar zwei rechter Hand, unmittelbar neben der Gemeindestrasse, welche, von der Bezirksstrasse Suczawa-Liteni-Gurahumora rechts abzweigend, nach Zaharestie führt, einen Tumulus links von der Gemeindestrasse in der Nähe des Meierhofes „Hermann“ und einen auf einer Feldwegkreuzung zwischen Zaharestie und Jozseffálva, bei Cote 379.

Von den bereits bekannten fünf Tumuli in der Nähe von Liteni, von welchen einer eine ganz besondere Grösse besitzt, beabsichtige ich einen im Jahre 1897 auszugraben und sind die Unterhandlungen mit dem Pächter und den sonstigen interessirten Persönlichkeiten bereits abgeschlossen.

Durch den Herrn Universitätsdocenten Dr. R. Wolkan aufmerksam gemacht, besah ich in dessen und des Landes-Museumscustos Dr. J. Palek Begleitung die Reste eines verschanzten Lagers in Ober Scheroutz in der Nähe von Czernowitz. Von Scheroutz führt der Weg fast östlich ziemlich steil aufwärts, und zwar bald in einem jungen Buchenwald, der nach halbstündiger Wanderung einer grossen, mit einzelnen alten Eichen besetzten, die südliche Kuppe des Kammes bedeckenden Weide Platz macht. Den höchsten Punkt (Cote 462) nimmt das nach der Form eines langgestreckten Trapezoides von durchschnittlich 200 Schritte Breite und ungefähr 350 Schritte Länge gestaltete Lager ein. Gegen Osten zu steigt es noch einigermassen an und fällt an dieser Seite, sowie gegen Südwest ungeheuer schroff ab. Die knapp an den Steilhang anschliessenden Erdwälle sind etwa 3 m hoch und besitzen eine Kronenbreite von ebenfalls 3 m. Gegen die Westseite zu, wo das Lager an den minder steilen Hang grenzt, der den Zugang bildet, erreichen die Wälle eine Höhe bis 4½ und 5 m, bei entsprechender Kronenbreite. Hier ist auch ein wahrscheinlich bereits ursprünglich angelegter Thoreinschnitt sichtbar, und zwar in einem von den Wällen gebildeten einspringenden Winkel. Gegen Norden, wohin der Kamm vorerst etwas abfällt, sind zwei parallele Wälle mit dazwischen liegendem schmalen Felde angeordnet, welchem weiters ein etwa 150 Schritte grosses, annähernd quadratisches, auch zu beiden Seiten durch Wälle geschütztes Lagerfeld folgt, das weiter nördlich durch einen besonders gross dimensionirten Doppelwall mit Vorgraben gegen das Aussenfeld, das von hier wieder etwas ansteigt, geschützt ist. Stellenweise zeigen sich unter den Wällen und an den Hängen mächtige Felsplatten; die Wälle selbst scheinen, nach einem vorhandenen, erst in jüngerer Zeit hergestellten Durchstich zu schliessen, lediglich Erdaufschüttungen zu sein. Von etwaigen Funden ist bis jetzt nichts bekannt. Unter dem Volke ist die Lagerstelle unter dem Namen „Dudva“ bekannt und wird mit türkischen Invasionen in Verbindung gebracht. In seiner Anlage zeigt dieses verschanzte Lager eine grosse Aehnlichkeit mit der kaum grösseren Wallburg in Hlinitza. Zu bemerken ist, dass in Scheroutz noch sonstige alte Sicherungsanlagen zu finden sind; auch der Name des kleinen in der Nähe von Unter Scheroutz gelegenen Ortes Szance deutet auf daselbst bestandene Erdwerke. Die k. k. Central-Commission hält auf Grund dieses Berichtes das Lager für sehr interessant und ersuchte um weitere Nachforschungen.

In der Stadt Suczawa ergaben sich zum Theile auch gelegentlich des Bahnbaues Itzkany-Suczawa in grösserer Zahl bereits auf verschiedenen Stellen diverse ältere Funde. Interessant sind die in Suczawa, der alten Wojwodenstadt, gefundenen Hirsegruben. Es sind dies siloartige Vertiefungen im thonigen Erdreiche, welche innen gut, fast glasartig ausgebrannt waren, oben eine Einsteigöffnung von etwa 60 cm Weite besitzen, nach unten aber bei einer Tiefe von zwei und mehr Meter eine Weite am Boden von ebenfalls 2—3 m erreichen. In vielen fand man noch Reste von Hirse. Zu bemerken ist, dass in Suczawa seit Menschengedenken Hirse nicht angebaut wird.“

Die im Vorjahre begonnenen Grabungen und Forschungen am alten Wojwodenschlosse in Suczawa setzte Herr Romstorfer heuer fort und erzielte zahlreiche interessante, mittelalterliche Funde.

Uebergehend zur **somatischen Anthropologie**, gedenke ich vorerst einer soeben eingelangten Schrift des Herrn Dr. Franz Tappeiner: „Der europäische Mensch und die Tiroler“. Der verdiente Altmeister der kraniologischen Forschung in Tirol bespricht darin die neueren Anschauungen über die europäische Heimat der Indogermanen, über die physischen Merkmale des europäischen Menschen; die Auffindung der letzteren bleibt allerdings der Zukunft vorbehalten. Die Armenier betrachtet derselbe als eine Mischrasse von Ariern und Mongolen. Er stützt sich dabei hauptsächlich auf die

Vergleichung von 32 Armenierschädeln mit Tirolerschädeln. Die Tiroler stammen nach Dr. Tappeiner von den Rätern, welche er, gestützt auf Virchow's und seine eigenen Untersuchungen von Albanesenschädeln, zu den vorwiegend brachycephalen Illyriern rechnet. Die diluviale europäische Rasse ist ihm die wirkliche arische Rasse, welche sich schon vor der Diluvialzeit, also in der jungtertiären Zeit, zu den noch heute massgebenden drei kraniologischen Typen ausgestaltet haben muss. Dürfen wir uns auch nicht verhehlen, dass zur exacten Vertretung dieser Ansichten das derzeit verfügbare Material unzureichend scheint, so freuen wir uns doch über die ungeschwächte, fast jugendliche Kraft, mit welcher Herr Tappeiner für den Ausbau seiner Richtung bei jeder Gelegenheit eintritt.

Es obliegt mir noch, über eine andere für die somatologische Durchforschung der Tiroler überaus bedeutsame Unternehmung zu berichten. Die Anregung zu derselben ist auf dem gemeinschaftlichen Congresse der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaften in Innsbruck 1894 durch Herrn Hofrath C. Toldt gegeben worden. Die Umsetzung dieser Anregung in die That verdankt man den Bemühungen des Herrn Prof. v. Wieser. Das Ferdinandeum, dessen Vorstand Herr v. Wieser ist, setzte eine „Commission zur anthropologischen Erforschung Tirols" ein, deren leitende Gesichtspunkte sie aus den nachfolgenden Bemerkungen des Herrn Hofrathes Toldt entnehmen wollen. Herr Toldt schreibt mir:

„Es kommt uns vor Allem darauf an, die individuellen Erhebungen nach der regionalen und nationalen Herkunft der Personen scharf gesondert zu bearbeiten, so dass für die Publication zunächst nur die Kinder bezirkseinheimischer Eltern und diese wieder als ortseinheimische und bezirkseinheimische gesondert zur Darstellung gebracht werden. Ebenso sollen die Kinder nach der Nationalität (Muttersprache der Eltern) gesondert behandelt werden. Auf diese Weise glauben wir den untersuchten Theil der Bevölkerung in seine Elemente zerlegt darstellen zu können. Eine besondere Aufmerksamkeit soll der Körpergrösse, namentlich den letzten Stadien des Körperwachsthums, zugewendet werden. Zu diesem Zwecke haben wir durch die Militärärzte die Körpergrösse der einzelnen Individuen in jedem Jahre der Präsenzzeit verzeichnen lassen, und zwar sowohl bei den Mannschaften der Kaiserjäger-Regimenter als bei der Landwehr."

„Wir glauben, dass die Verhältnisse des Landes in vieler Beziehung besonders günstig sind, um verschiedene Einflüsse auf die somatischen Eigenschaften der Bewohner kennen und beurtheilen zu lernen."

„Unsere Arbeiten sind — nicht ohne mannigfache Schwierigkeiten — jetzt so weit vorgeschritten, dass die ausgefüllten Zählblätter aus den Volks- und Mittelschulen des Landes, mit Ausnahme einiger weniger (im Ganzen etwa 130.000), in unseren Händen sind und die Sichtung und Registrirung derselben bereits begonnen hat. Diese, sowie die ganze Bearbeitung hat die Commission mir übertragen. Herr Sectionschef v. Inama unterstützt mich auf das Freundlichste bei der Anfertigung der Tabellen; in 1—1½ Jahren hoffe ich fertig zu sein. Von den Militärärzten werden die ersten Reihen der Zählblätter im October d. J. einlaufen."

„Die Statthalterei in Innsbruck, namentlich die Landesschulinspectoren Stanger und Hausotter, haben uns ebenso wie die Corpscommandanten in Wien und Innsbruck jede mögliche Unterstützung gewährt."

„Die Geldmittel für die ersten Arbeiten (Herstellung der Zählblätter und Druck der Instructionen in beiden Landessprachen) sind einerseits durch das Unterrichtsministerium und den Tiroler Landesausschuss (je fl. 350 als einmalige Subvention), andererseits durch das Ferdinandeum und durch Herrn Dr. Tappeiner (je einen Jahresbeitrag von fl. 100) zur Verfügung gestellt worden. Für die weitere Bearbeitung hat die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften die Summe von fl. 3000 bewilligt. So ist man uns denn von allen Seiten förderlich entgegengekommen; auch der grösste Theil der Geistlichkeit, voran das fürstbischöfliche Consistorium, die geistlichen Lehrer und Lehrerinnen, haben unseren Wünschen auf das Beste entsprochen."

Herr Dr. Lubor Niederle hat eine Arbeit „O puvodu Slovanů" („Ueber die Herkunft der Slaven"), Prag 1896, veröffentlicht. Sie finden dessen Inhalt in unseren Literaturberichten durch Dr. Matiegka besprochen.

Auf ethnographischem Gebiete gedenke ich vorerst der von unserer Gesellschaft veranlassten Arbeiten. Herr Dr. Kaindl setzte seine Studien über die Huzulen in der Bukowina fort. Herr Lehrer J. R. Bünker in Oedenburg führte Hausforschungen in Obersteiermark aus. Die Berichte über diese Arbeiten werden in unseren Mittheilungen veröffentlicht werden.

Nur andeutungsweise kann ich hier der regen Thätigkeit gedenken, welche der „Verein für österreichische Volkskunde" in Wien entfaltet. Dieselbe hat bereits zur Eröffnung eines „Museums für Volkskunde" geführt, dessen Katalog ein lautes Zeugniss abgibt für die Thatkraft seiner Gründer. Im Uebrigen beziehe ich mich auf die von denselben Herren geleitete Zeitschrift, welche gewiss in Ihren Händen ist.

In Böhmen ist vor Allem die Eröffnung des čechoslavischen ethnographischen Museums in Prag zu verzeichnen. Sie erfolgte am 15. Mai unter Betheiligung aller Behörden, wissenschaftlichen Corporationen und weiter Kreise der übrigen Bevölkerung. Zugleich wurde den Besuchern ein in beiden Landessprachen abgefasster „Führer" übergeben, dessen literarische Verweise als erste Einführung in das Studium des ausgestellten Materiales dienen können.

Zu den Glanzpunkten des Museums gehören vor Allem die drei Säle mit ihrer Fülle prächtiger čechoslavischer Stickereien und Costümegegenständen (in Schränken deponirt und an Figurinen zur Demonstration der Gebrauchsweise verwendet) und der Saal für böhmische Keramik, deren Studium bis jetzt bei uns noch sehr vernachlässigt wurde. Die hiesige Collection ist wohl schon heute die grösste ihrer Art und ihr Studium für Jeden, der dieses Gebiet der einheimischen Industrie studiren will, unausweichlich nöthig.

Der Besuch des Museums von Seiten des Publicums ist auch sehr befriedigend. Im Laufe der verflossenen 7½ Monate wurde dasselbe von 15.784 Personen besucht, von denen 5518 ein Eintrittsgeld erlegten. (Die Mitglieder der ethnographischen Gesellschaft, die stets freien Eintritt haben, sowie die Gäste, die als Fachmänner das Museum mit ihrem Besuche häufig beehrten, nicht gerechnet.)

Als Leiter des Museums fungirt Dr. L. Niederle, Privatdocent an der böhmischen Universität, als Assistent Herr J. Jira. Ueber die Sammlung der Stickereien und Costüme führte die für das Museum höchst verdiente, durch ihre früheren Arbeiten nicht nur in ihrer Heimat — Mähren —, sondern in den weitesten ethnographischen Kreisen bekannte Frau Vlasta Havelka eine specielle und stets sorgsame Aufsicht.

Aus der Thätigkeit des Musealcuratoriums sei noch erwähnt, dass das Hauptaugenmerk auf eine Sicherung des Museums für die Zukunft gerichtet war. Erfolgreiche Schritte wurden zur Erlangung regelmässiger Subventionen unternommen und die weiteren Kreise zur Unterstützung durch Beiträge und Gaben aufgefordert. So wurden im Laufe des Jahres 1896 fl. 6617 zusammengebracht.

Der Plan, dem Museum ein bleibendes Heim zu gründen, wurde weiter ausgearbeitet und die Idee, die zwei bedeutendsten ethnographischen Sammlungen in Prag, das Náprstek'sche Museum und das čechoslavische ethnographische Museum, zu einem Institut zu vereinigen — eine Idee, die gewiss von Seiten aller Fachmänner begrüsst werden muss — dabei als leitender Gedanke nie aus den Augen gelassen.

Mit dem fünften Jahrgange der ethnographischen Zeitschrift „Český Lid" hat Dr. Čeněk Zíbrt, Docent der allgemeinen Culturgeschichte an der böhmischen Universität in Prag, deren alleinige Redaction übernommen. Dieser Jahrgang ist dem Andenken der Prager ethnographischen Ausstellung gewidmet. Dr. Čeněk Zíbrt schildert ausführlich alle Einzelheiten dieser Ausstellung und erläutert seine Schilderung durch zahlreiche Text- und Vollbilder. In den Publicationen der böhmischen Akademie der Wissenschaften hat Dr Čeněk Zíbrt die bibliographische Uebersicht der böhmischen Volkslieder („Bibliografický přehled českých národních písní") herausgegeben. Es ist ein Compendium alles Wissenswerthen für Jeden, der sich auf diesem Gebiete orientiren will: Das gründliche Verzeichniss sämmtlicher einschlägigen Studien, älterer handschriftlichen Sammlungen, sämmtlicher Drucke böhmischer Liedersammlungen, aller Uebersetzungen in fremde Sprachen (mit ausgewählten Proben), das alphabetische Verzeichniss aller Liedereingänge mit den Drucknachweisen. In der Abhandlung über „Das böhmische Bauernhaus", Prag 1896, schildern derselbe Verfasser und Frau Ren. Tyršová die Volkskunst auf der Jubiläums-Ausstellung in Prag im Jahre 1891 (mit vielen Illustrationen).

Die altböhmischen Gebräuche und Aberglauben bei der Bierbrauerei schildert Dr. Zíbrt in der Schrift „Staročeské obyčeje a pověry pivovarské" (in den Publicationen der böhmischen königl. Gesellschaft der Wissenschaften). Von derselben Gesellschaft wurde noch eine andere Studie desselben Verfassers herausgegeben: „Rychtářské právo, palice, kluka" (mit sechs Illustrationen). Es handelt sich in dieser vergleichenden Monographie um die Verbreitung des Schulzenstabes bei den europäischen Völkern und um analogische Zeichen des Aufgebotes überhaupt. Für die Lösung der Frage über die Gregorsaufzüge der Schuljugend ist die vergleichende Studie „Žákovské slavnosti na sv. Řehoře" (Český Lid, VI, 12), wieder von Dr. Čeněk Zíbrt, besonders wichtig. Von übrigen Arbeiten desselben Volkskundigen sei noch die vergleichende Märchenstudie „Zvířátka a Petrovští" („Die Räuber und die Hausthiere") erwähnt (Český Lid, VI, 156).

Diesen rühmenswerthen Anstrengungen auf dem Gebiete der čechischen Ethnographie gegenüber sei auch auf die Vorarbeiten hingewiesen, welche die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" für eine umfassende Schilderung des deutschen Volksthums in Böhmen getroffen hat. Herr Professor Dr. Adolf Hauffen gibt in dem sehr lehrreichen Bande I, Heft 1, der von dieser Gesellschaft herausgegebenen „Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde, Prag 1896" neben einer 184 Nummern umfassenden Bibliographie eine „Einführung in die deutschböhmische Volkskunde", welche eine Erläuterung und Ergänzung eines von dem Verfasser verfassten und von der Gesellschaft in mehr als 7000 Stücken versendeten Fragebogens bilden soll. Der Erfolg desselben drückt sich schon jetzt in einem grossen Einlauf von Beantwortungen aus allen Theilen Deutschböhmens aus, welche sehr umfangreich sind und ganze Sammlungen enthalten. Die Verarbeitung dieses sehr reichhaltigen Materiales bleibt Aufgabe der Zukunft. Das bereits ausgegebene Heft 2 des Bandes I enthält „Volksthümliche Ueberlieferungen aus Teplitz und Umgebung" von Professor G. Laube. Die nächsten zwei Hefte sollen Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde bringen, herausgegeben von Professor J. J. Ammann.

Professor Jos. Klvaňa aus Ungarisch-Hradisch sammelte im Jahre 1896 fleissig unter den Slovaken Mährens volksthümliche Anschauungen, Sentenzen, Gespräche u. s. w., und zwar im ursprünglichen Wortlaute. Auch wurden Documente (Testamente, Kaufverträge, Heiratsacte, alte Gemeinderechnungen, Weinbergrechte u. s. w.) gesammelt oder abgeschrieben.

Behufs Vervollständigung der Ethnographie der mährischen Slovaken wurden auch die bis jetzt weniger studirten Volksfeierlichkeiten (Austragen des Todes, Wallfahrten nach Provodov, St. Anton bei Blattnitz, bei der Waldcapelle in der Nähe von Malenovitz u. s. w.) besucht.

Wegen Vergleichung der nationalen Costüme und Stickereien in Mähren und Ungarn wurde in den Ferien die Pester Ausstellung durchgesehen, sowie auch einige entlegene Comitate Nordungarns (Neusohl mit der berühmten Detva, Hont, Gömör, die Zips). Photographirt

wurden blos Volkstrachten aus Bilovitz bei Ungarisch-Hradisch und einige keramische Volksarbeiten.

Herr Dr. O. Hovorka v. Zderas hat im Jahrgange 1895, Nr. 12, der Zeitschrift für österreichische Volkskunde „Dalmatinische Volkssagen und Spottgedichte" veröffentlicht.

Was Galizien anbelangt, so beschränkten sich planmässige Forschungen auf ethnographischem Wege nur auf die Arbeiten der anthropologischen Commission der Akademie der Wissenschaften in Krakau. Da zur eingehenden Kenntniss der Beskiden-Bergbewohner ihre Nachbarschaft in Ungarn viel beiträgt, hat Herr Professor Roman Zawiliński, durch die Commission unterstützt, es unternommen, die an Galizien anliegenden Theile des Trencsiner und Árvaer Comitates näher zu untersuchen. Als Resultat dieser im Sommer der Jahre 1892, 1893, 1895 und 1896 vorgenommenen Forschung ist anzunehmen, dass die Bewohner der Dörfer Oščadnica, Skalite, Černe, Sverczinovec, nordöstlich von Csácza, und zum Theile Rakova, Staszków, Turzówka, westlich von derselben, denselben Volkstypus aufweisen, wie man ihn in den schlesischen Beskiden antrifft; selbstverständlich steht diese ursprünglich polnische Bevölkerung unter starkem Einflusse des slovakischen Elementes.

Was nun die Bewohner des Comitates Árva anbelangt, so sind sie westlich bis nach Klin-Zakanenne, östlich bis nach Chiżne vollkommen polnisch; nur nördlich von Slanica und Námeszto ist Klin-Námeszto und Zubrohlava slovakisch, auf Grund Jahrhunderte dauernden Einflusses und geringem Verkehre mit der polnischen Bevölkerung. Der ganze, etwa zwei Meilen breite Grenzstreifen, der an Galizien anliegt, weist — was die Sprache, Hausbauten, theilweise auch die Costüme anbelangt — denselben Typus, wie die Bergbewohner Galiziens bei Sucha und Jordanów auf.

Wie im vorigen Jahre (1895), so hat auch in diesem die Anthropologische Gesellschaft sich veranlasst gesehen, dem Prof. Dr. R. F. Kaindl durch eine Subvention die weitere Erforschung des Huzulengebietes zu ermöglichen. Derselbe durchzog im Berichtsjahre die Karpathen vom Suczawathale bis in's Pruththal und hat wieder eine Fülle interessanten Materiales gesammelt. Um zu abschliessenden Resultaten zu gelangen, hält es Dr. Kaindl für nöthig, die Forschungen auch auf die westlichen Nachbarn der Huzulen, die Boiken, und ebenso auf die oberungarischen Ruthenen auszudehnen, um vergleichendes Material zu sammeln. Dies soll in diesem Sommer geschehen, falls ihm die nöthigen Mittel zur Verfügung gestellt werden können. Inzwischen ist in unseren Mittheilungen Kaindl's Arbeit über das Haus und den Hof bei den Huzulen erschienen, für die er fast zehn Jahre lang den Stoff gesammelt hat. Ein Blick auf die hier verwertheten, höchst vielseitigen Originalaufnahmen ist die beste Rechtfertigung für die relativ starke Anspannung unserer Kräfte, welche die Veröffentlichung solcher Arbeit erfordert. Als Ergänzung zu dem in genannter Abhandlung enthaltenen Verzeichniss der Arbeiten Kaindl's über die Huzulen und Ruthenen lasse ich hier eine von dem Autor eingesendete Uebersicht über die neueste folkloristische Literatur der Bukowina folgen, wobei besonders auf jene hingewiesen wird, welche die Deutschen der Bukowina behandeln, da sie die ersten dieser Art sind.

R. F. Kaindl, Die Volksdichtung der Deutschen in der Bukowina in ihrer Beziehung zur deutschen Dichtung im Westen. (Wissensch. Beil. der Leipz. Zeitung, 1896, Nr. 15.)

Derselbe, Liebeslieder der Deutschen in der Bukowina. (Ebenda Nr. 76.)

Derselbe, Die Deutschen in der Bukowina. (Ebenda Nr. 134.)

J. Symuk, Huzulisches Märchen vom Falkenfels. (Ruth., Bukowyna Nr. 92.)

B. Kozariszczuk, Huzulische Märchen und Lieder. (Ruth., Nauka in Wien.)

Derselbe, Huzulische Beschwörungsformeln. (Ruth., Buk. Widomosty 1895, Nr. 44, 1896, Nr. 2, 3, 7, 8, 23, 28 und 29.)

J. Gebiuk, Huzulische Krankheitsbeschwörungen und Beerdigungsgebräuche. (Ruth., ebenda Nr. 45.)

M. Korduba, Uebersicht und Besprechung der Arbeiten von Dr. R. F. Kaindl über die Ruthenen. (Zapyski des Lemberger Szewczenkovereines.)

Von verschiedenen Autoren wurde in der Bukowiner Zeitung für Landleute „Seljanyn" ruthenische Sagen, Lieder und Räthsel mitgetheilt, doch ohne nähere Angaben über deren Provenienz und über deren Ursprung.

S. Fl. Marian, Tradiţiî poporane române din Bucovina. (Kl. rumänische Volksüberlieferungen aus der Bukowina.) Bukarest 1895

J. Veslovschi, Rumänische Sagen aus der Bukowina. (In der folkloristischen Zeitschreift „Şezătoarea" III, Nr. 11 12.)

J. Polek, Die Lippowaner in der Bukowina. (Zeitschr. f. österr. Volkskunde, II. Jahrgang.)

R. F. Kaindl, Das Entstehen und die Entwicklung der Lippowaner-Colonien in der Bukowina. Zumeist nach urkundlichen Materialien aus dem Nachlasse des Finanzrathes a. D. Fr. A. Wickenhauser. Wien 1896. 151 SS. (Vorräthig bei Pardini, Czernowitz.)

Wir wir sehen, ist besonders die Literatur über die Ruthenen, und zwar sowohl über jene des Flachlandes (Rusnaken), als auch jene des Gebirges (Huzulen) eine sehr reiche. Diese Entwicklung ist zum grossen Theile auf die seit einer Reihe von Jahren fortgesetzten Bemühungen R. F. Kaindl's zurückzuführen.

Aus dem Inhalte des Bd. XXVI unserer Mittheilungen erhellt, dass wir auch im verflossenen Jahre der Hausforschung einen verhältnissmässig grossen Spielraum gelassen haben. Da die fortschreitende Entwicklung dieser Disciplin immer mehr zu einer umfassenderen Behandlung drängt, begrüssen wir es freudigst, dass die Anregung zur Hausforschung, welche von Seiten des Verbandes der deutschen Ingenieur- und Architektenvereine auf dem vor drei Jahren stattgehabten Architektentage stattgefunden hat, nunmehr concretere Formen annimmt. Als Hauptzweck wurde bezeichnet, ein Werk herauszugeben, welches die hervorragendsten historischen und künstlerischen Bauwerke der bäuerlichen Bevölkerung in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz

in Wort und Bild zur Darstellung bringen soll. Es wurden daher drei gesonderte Comités eingesetzt, eines für Deutschland, eines für Oesterreich unter der Leitung des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines und eines für die Schweiz unter jener des Züricher Hauptverbandes der Schweizer Ingenieure und Architekten.

Hauptversammlungen aller drei Gruppen fanden bisher statt im Jahre 1895 in Garmisch und im August 1896 in Berlin. Im September 1897 soll eine solche Versammlung in Wien stattfinden. Auf derselben wird über alle bisher gemachten Vorarbeiten in Oesterreich referirt und verhandelt werden. Den ethnographischen Gesichtspunkten soll dabei thunlichste Berücksichtigung zutheil werden.

Das k. k. Ackerbauministerium hat im Vorjahre eine Subvention von fl. 500 für die Vorarbeiten bewilligt. Der Minister für Cultus und Unterricht hat ein Circular an alle unter seiner Verwaltung stehenden Lehranstalten, Sammlungen und Bibliotheken erlassen, in dem er die Vorstände beauftragt, sämmtliches Material, welches sich in denselben befindet und Bezug auf die Hausforschung nimmt, dem Comité unbedingt zur Verfügung zu stellen. Dadurch sind dem Comité schon eine Anzahl werthvoller Mitarbeiter, namentlich aus der Reihe der Gewerbeschulprofessoren, zugewachsen.

Zur Hausforschung gehört jedoch die Flurforschung. Je offenkundiger es sich herausstellt, dass das mitteleuropäische Bauernhaus mit seinem Hausrathe für sich allein betrachtet nicht als Signatur dienen kann für die Beurtheilung der ethnischen Stellung seines Erbauers, desto berechtigter erscheint der Versuch, die alten Flureintheilungen auf ihre ethnographische und historische Bedeutung zu prüfen und dadurch der Hausforschung eine fast unentbehrliche Unterlage zu verschaffen. Dieser Versuch wird aber angesichts der bedeutsamen Erfolge der Arbeiten von August Meitzen geradezu zur ernsten Pflicht. Unser verehrter Vicepräsident, Herr v. Inama-Sternegg, hat uns diese Verpflichtung seit Jahren eindringlich bei verschiedenen Anlässen an's Herz gelegt. Sie finden in den Sitzungsberichten des verflossenen Jahres einen Vortrag des Herrn v. Inama in unserer ausserordentlichen Versammlung am 28. April 1896, in welchem einige interessante Flurformen unter Heranziehung von urkundlichen Behelfen ethnographisch verwerthet werden. Er ist ausserdem an die Gesellschaft mit positiven Vorschlägen herangetreten, welche eine erfolgreiche Angriffnahme der Flurforschung selbst mit den bescheidenen uns hiefür zu Gebote stehenden Mitteln in sichere Aussicht stellen, und hat uns in der Person des Herrn Peisker, einem Schüler von Meitzen, einen sachkundigen Mitarbeiter zugeführt. Alle weiteren Schritte zur Sicherung des Materiales, welche hauptsächlich von dem Wohlwollen der Behörden abhängt, werden von der kürzlich von uns eingesetzten „Commission für Haus- und Flurforschung“ unter der speciellen Leitung des geistigen Urhebers dieses neuen Gebietes unserer Thätigkeit ausgehen.

Herr v. Inama-Sternegg hat sich vielfach um die Ausfüllung einer anderen Lücke in unseren wissenschaftlichen Bestrebungen bemüht. Die in Deutschland mit unbestreitbarem Erfolge auftretende „Vergleichende Rechts- und Staatswissenschaft“ auf ethnologischer Grundlage ist in Oesterreich seit Dargun's Ableben nicht mehr vertreten. Wenn wir auch dermalen keinen Erfolg zu verzeichnen haben, werden wir in unseren Bemühungen nicht erlahmen.

Wenn es der Anthropologischen Gesellschaft möglich ist, in der besprochenen Weise anregend und fördernd auf die Arbeiten in unseren Disciplinen einzuwirken, verdankt sie dies nur der ungeschwächten Theilnahme von hochherzigen Förderern unserer Richtung. Wie in den früheren Jahren, ist uns auch für 1896 von Seiten Sr. apostolischen Majestät des Kaisers ausser der systemisirten jährlichen Unterstützung ein ausserordentlicher Beitrag von fl. 1000 zutheil geworden. Wir sprechen hiefür unseren ehrfurchtsvollsten Dank aus. Zu tiefem Danke verpflichtet uns das Wohlwollen, welches Se. Excellenz Baron Chertek unseren Bemühungen bisher geschenkt hat. Das k. k. Unterrichtsministerium hat für 1896 eine ausnahmsweise erhöhte Dotation von fl. 600 gewährt. Die verständnissvolle und wohlwollende Würdigung unserer Bedürfnisse, welche Se. Excellenz Freiherr v. Gautsch uns bei allen Anlässen kundgibt, bietet uns einen sicheren Rückhalt auch für die Zukunft. Wir haben noch ausserordentliche Beiträge unter dem Ausdrucke wärmsten Dankes zu verzeichnen: von Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein fl. 100, Herrn Ad. Bachofen v. Echt fl. 50, Wlad. Grafen Dzieduszycki fl. 25, K. Grafen Lanckoronsky fl. 25, Herrn H. Mattoni fl. 15, Herrn Joh. Presl fl. 50, Nath. Freiherrn v. Rothschild fl. 50, Phil. Ritter v. Schöller fl. 50, Herrn Jos. Sederl fl. 10.

Ueber die Verwendung dieser Gelder enthält der folgende Rechenschaftsbericht die nöthigen Angaben.

Ich schliesse meinen Bericht mit dem Wunsche, dass im laufenden Jahre unsere Thätigkeit eine glückliche sei und dass es uns gegönnt sein möge, die uns geschenkten Sympathien durch wissenschaftliche Erfolge zu rechtfertigen.

2. Herr Cassier Karl Freiherr v. Schlosser erstattet sodann den Rechenschaftsbericht für das Jahr 1896. (Siehe nächste Seite.)

Nachdem gegen diesen Rechenschaftsbericht von den Anwesenden keine Einwendung erhoben wird, erscheint derselbe von der Jahres-Versammlung genehmigt.

3. Nach Vorschlag des Ausschusses wurden mit Stimmeneinhelligkeit gewählt: der bisherige Präsident Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg zum sechsten Male als Vereins-Präsident; die bisherigen Ausschussräthe Universitäts-Professor Dr. David Heinrich Müller und Ministerialrath Professor Dr. Emanuel Herrmann neuerdings als Ausschussräthe; der kaiserliche Rath und Professor Dr. Philipp Paulitschke als Secretär-Stellvertreter und die Herren Oberstabsarzt Dr. Bruck und Professor Alois Raimund Hein als Rechnungscensoren.

Rechnungsabschluss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

für das Jahr 1896.

SOLL

	fl.	kr.	fl.	kr.
A. Cassa-Conto.				
Cassarest vom Jahre 1895			396	34
1. Subvention Sr. Majestät des Kaisers			200	—
2. Subvention des hohen k. k. Unterrichtsministeriums			600	—
3. Mitgliederbeiträge:				
a) Jahresbeiträge von 36 unterstützenden Mitgliedern à fl. 10·—	360	—		
b) Jahresbeiträge von 303 wirklichen Mitgliedern à fl. 5·—	1515	—		
c) Sonstige Beiträge für Diplome, Rückstände, Ueberzahlungen, Spenden	345	16	2220	16
4. Verkauf von Druckschriften	464	50		
Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums für Tauschschriften	860	29		
Beitrag aus dem Fonde für praktische Arbeiten zu den Gesellschaftspublicationen	146	15	1470	94
5. Eincassirte Zinsencoupons vom Anlagecapitale			42	—
Zusammen			4929	44
B. Fond für praktische Arbeiten.				
Cassarest vom Jahre 1895	48	50		
Spende Sr. Majestät des Kaisers	1000	—		
Spende Sr. Durchlaucht des Fürsten Joh. von und zu Liechtenstein	100	—		
Zusammen			1148	50
C. Werthpapier-Conto.				
Anlagecapital: 10 Stück Allgemeine Staatsschuldverschreibungen à fl. 100·— Nominale Silber zum Courswerthe vom 31. December 1896 à fl. 100·—	1000	—		
Halbjährig anhaftende Zinsencoupons dieser Werthpapiere per 31. December 1896	21	—		
Zusammen			1021	—
Summe			7098	94

HABEN

	fl.	kr.	fl.	kr.
A. Cassa-Conto.				
1. Kosten der gesellschaftlichen Publicationen:				
a) Druckkosten	3179	45		
b) Für Clichés und Zeichnungen	724	52		
c) Honorare für Literaturberichte	29	77	3933	74
2. Kanzlei-Auslagen:				
a) Remuneration für den Beamten	200	—		
b) Entlohnung des Dieners	96	—		
c) Versendungskosten für Publicationen, Einladungen etc.	289	72		
d) Auslagen des Secretärs	267	34		
e) „ „ Cassiers	62	90		
f) an Steuern	1	08	917	04
3. Vergütung für Wohnungsmiethe während der Millenniums-Ausstellung in Budapest			73	30
Zusammen			4924	08
B. Fond für praktische Arbeiten.				
a) Herrn Custos Szombathy für Grabungen bei Fischau in Niederösterreich und in der Bukowina	530	09		
b) Herrn Dr. Kaindl für Hausforschung in der Bukowina	50	—		
c) Herrn Lehrer Bünker für Bauernhausforschung in Steiermark	100	—		
d) Beitrag zu den Gesellschaftspublicationen	146	15	826	24
Vermögensstand.				
A. Cassarest vom Jahre 1896	5	36		
B. Ueberschuss des Fondes für praktische Arbeiten	322	26		
C. Werth des Anlagecapitales (wie neben)	1021	—		
Zusammem Activsaldo vom Jahre 1896			1348	62
Summe			7098	94

Wien, 27. Februar 1897.

Karl Freiherr von Schlosser,
d. Z. Cassier.

Dr. Otto Müller,
d. Z. Rechnungsführer.

Die Rechnungsausweise geprüft und richtig befunden:
Wien, 27. Februar 1897.

Dr. Moriz Brock,
d. Z. Rechnungscensor.

A. R. Hein,
d. Z. Rechnungscensor.

4. Der Vorsitzende bringt die vom Ausschusse durchberathenen und beschlossenen Abänderungen verschiedener Paragraphe der Vereinsstatuten zur Verlesung und Abstimmung. Dieselben betreffen die folgenden Paragraphe:

§ 4 wird hinter Absatz *a*) folgendermassen ergänzt:
b) aus Subventionen von öffentlichen Behörden;
darauf folgt Absatz *c*), der dem früheren Absatz *b*) entspricht.

§ 5 wird zum Schlusse ergänzt durch:
f) Correspondenten.

§ 6. Absatz 1 bleibt unverändert.
Bei Absatz 2 wird die Summe von fl. 200 in fl. 300 abgeändert; desgleichen bei Absatz 3 die Summe von fl. 120 in fl. 200, bei Absatz 4 die Summe von fl. 60 in fl. 100 und bei Absatz 5 die Summe von fl. 3 in fl. 5.

§ 7 handelt jetzt über die Ehrenmitglieder und lautet genau so wie der frühere § 8.

§ 8 (früher § 7) lautet in seiner neuen Form: Zu correspondirenden Mitgliedern ernennt die Gesellschaft solche Personen, welchen sie für ihre wissenschaftlichen Leistungen eine besondere Anerkennung aussprechen will.

§ 9 (früher § 13) lautet in seiner abgeänderten Form: Zu Correspondenten kann der Ausschuss Personen ernennen, welche nicht zahlende Mitglieder der Gesellschaft (§ 5) sind, jedoch dieselbe in der Erfüllung bestimmter Aufgaben unterstützen.

§ 10 (früher § 9) lautet jetzt: Die Wahl von correspondirenden und Ehrenmitgliedern steht jeder beschlussfähigen Plenar-Versammlung zu, wenn ein diesbezüglicher Vorschlag des Ausschusses vorliegt.

§ 11 (früher § 10) lautet jetzt: Der Jahresbeitrag ist im Laufe des Monates Januar eines jeden Jahres an den Cassier zu entrichten.

§ 17 lautet in seiner neuen Fassung:
Die Functionäre der Gesellschaft sind:
a) ein Präsident und drei Vice-Präsidenten;
b) ein erster und ein zweiter Secretär;
c) ein Redacteur;
d) ein Cassier;
e) ein Rechnungsführer.

§ 25 lautet jetzt:
Der erste Secretär besorgt im Einvernehmen mit dem Präsidenten die Geschäfte der Gesellschaft; der zweite Secretär führt das Sitzungsprotokoll, unterstützt den ersten Secretär in seinen Geschäften und vertritt ihn im Falle seiner Abwesenheit.

§ 30, Absatz 2 lautet jetzt:
Die bei der etwaigen Auflösung vorhandenen Sammlungen und Bibliothek fallen einer von der letzten Jahres-(General-)Versammlung zu bestimmenden öffentlichen Anstalt zu.

§ 31 wird im zweiten Satze das Wort demselben in denselben abgeändert.

Diese Abänderung der Statuten wird von der Jahres-Versammlung mit Stimmeneinhelligkeit genehmigt und ist die Genehmigung der hohen k. k. Statthalterei zu derselben einzuholen.

5. Herr Dr. **Moriz Hoernes** hält einen Vortrag:

Ueber neolithische Funde von Butmir in Bosnien.

Durch Tausch mit dem bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum ist die prähistorische Sammlung des k. k. Hofmuseums in den Besitz einer stattlichen Serie von Butmir-Funden und Gypsabgüssen der merkwürdigsten Thonbildwerke aus dieser Station der jüngeren Steinzeit im Herzen Bosniens gelangt. Die Originalstücke bilden eine vorzügliche Vertretung der theils halbfertigen, theils fertigen, theils nach dem Schadhaftwerden wiederbenützten Steinwerkzeuge jenes ausgedehnten Arbeitsplatzes, sowie der rothen und schwarzen, geometrische und Spiralmuster (letztere vertieft und en relief) als Decoration verwendenden Keramik. Der Vortragende demonstrirt diese Serien im Anschluss an seine vor zwei Jahren an gleicher Stelle erfolgte Besprechung des Buches „Die neolithische Station von Butmir. Ausgrabungen des Jahres 1893“ [1]) und zeigt, dass unsere Kenntniss jenes beziehungsreichen Fundortes durch die seitherigen Untersuchungen wesentlich gefördert worden ist. Die Hauptsachen erscheinen ihm aber noch durchaus im gleichen Lichte, wie damals. Er theilt mit, dass sich ein zweiter, abschliessender Band der Publication, welcher die Ergebnisse der Ausgrabungen von 1894—96 enthalten soll, in Vorbereitung befindet und bis zum Herbste fertig vorliegen soll.

Eingehender behandelt der Vortragende hierauf die Ueberreste plastischer Thonbildwerke aus Butmir. Er zeigt, wie sie einer durch das östliche Mitteleuropa vom Nordrande des Aegäischen Meeres bis zum Nordrande der Karpathen hinauf verbreiteten Classe weiblicher Thonstatuetten angehören. Diese sind oft, z. B. in Butmir, locale Arbeiten, beruhen aber in ihren Formen und in ihrem ganzen Wesen auf Einflüssen aus dem „ägäischen Culturkreise“, wo die vormykenischen marmornen Inselfiguren und die in der mykenischen Periode weitverbreiteten Thonstatuetten mehr oder minder Aehnliches zeigen. Vermuthlich gehen aber die Butmirfiguren nicht auf Marmor- oder Thonbildwerke aus Griechenland, sondern auf Elfenbein- oder Glasfigürchen orientalischer oder griechischer Herkunft zurück, welche durch den Handel nach Norden Verbreitung gefunden haben. Im östlichen Mitteleuropa haben ausser Bosnien auch Serbien,[2]) Ostrumelien, Siebenbürgen, die Bukowina, Ost- und Westgalizien Verwandtes geliefert. All' das gehört derselben Periode — dem Ende der neolithischen und der älteren Bronzezeit — an, und Manches darunter, wie z. B. eine Thonfigur aus der Wierszochwska-Górna bei Krakau, zeigt überraschende Aehnlichkeit mit den Statuetten von Butmir.

Die letzteren zerfallen in mehrere Classen: gröbere und besser ausgeführte, bekleidete und unbekleidete. Die Köpfe der besser modellirten Statuetten verrathen unzweideutig den Einfluss orientalischer oder orientali-

[1]) Siehe diese Mitth., Bd. XXV, Sitzber., S. [68] f.
[2]) Vgl. diese Mitth., Bd. XXI, S. 158 f., Fig. 188 f.

sirender Vorbilder; sie haben leicht schräggestellte Augen, hochsitzende Ohren und wohlgeformte Gesichtsumrisse. Auch die Bildung des nackten weiblichen Körpers steht in einigen Bruchstücken hoch über Allem, was Tiryns und Mykene an (allerdings stets bekleidet gedachten) plastischen Thonfiguren geliefert haben. Zu den merkwürdigsten Figürchen gehören ein nacktes braunes, mit sehr stark hervortretenden, zapfenförmigen Glutäen und ein schwarzes, mit sehr deutlicher Darstellung einer Narbenzeichnung auf dem Rücken. Anlässlich des ersteren Stückes darf erinnert werden, dass nicht wenige unter den ältesten Frauenstatuetten Europas und mancher südlichen Gebiete eine der Steatopygie südafrikanischer Stämme (Buschmänner, Hottentotten, Bantuneger) ähnliche übertriebene Bildung der Gesässpartie und zum Theile auch der Oberschenkel zeigen. Hieher gehören mehrere Steinfiguren aus Ballas und Nagada in Oberägypten und von Malta, dann aus Inselmarmor gefertigte Statuetten, die bei Sparta und Delphi gefunden wurden, ferner Thonfiguren aus der Gegend von Philippopel, aus Cucuteni bei Jassy, aus Sereth in der Bukowina und aus der Höhle Wierszochwska-Górna bei Krakau. Auch die Narbenzeichnung ist eine bei weissen Völkern durchaus ungewöhnliche Art des fixen Körperschmuckes, und dazu kommt noch, dass ein und das andere Köpfchen von Butmir ausgesprochen negerähnliche Gesichtsbildung zeigt.

Der Vortragende lässt es unentschieden, ob in dem ersterwähnten Merkmale blos eine so weit verbreitete stilistische Eigenthümlichkeit oder die Nachbildung einer auffallenden Erscheinung der Wirklichkeit anzunehmen sei. In dem einen wie in dem anderen Falle könnten sich, wenn weitere Untersuchungen auf das Bestehen eines thatsächlichen Zusammenhanges führen, interessante und weitreichende Beziehungen ergeben. Zunächst hat es nichts Ueberraschendes, wenn die in Butmir geübte keramische Kunst auch mit diesen seltsamen Einzelheiten nach dem Süden zu weisen scheint.

6. Herr Dr. **A. Lissauer** übersendet aus Berlin einen

Bericht über die Thätigkeit des Musealvereines in Hallstatt im Jahre 1896.

(Mit 3 Textfiguren in Farbendruck.)

Der Musealverein hat seine verhältnissmässig geringen Mittel für das laufende Vereinsjahr dazu benützt, aus dem alten, finsteren Museum ein in jeder Beziehung würdiges Gebäude herzustellen, ohne den alterthümlichen Charakter desselben zu zerstören, Dank dem unermüdlichen Eifer und grossen Geschick des Vorsitzenden Herrn C. Sekauer und des Custos Herrn J. Engel. Durch Verlegung des Treppenhauses und der Fenster wurden acht helle Räume, sechs im Hauptgebäude und zwei im Thurm, mit hellen, bequemen Zugängen geschaffen und durch die geschickte Benützung des Thurmes zugleich eine überraschend malerische Vorderfront gewonnen, welche zu dem ernsten, felsigen Hintergrunde sehr gut stimmt. Die bisher noch kleine, aber sehr werthvolle Sammlung soll nun so aufgestellt werden, dass die geologische Abtheilung im Erdgeschoss, die prähistorische im ersten und die historische im zweiten Stock ihren Platz finden. Die letztere, zu welcher wir die Funde aus der römischen Zeit ebenfalls zählen, hat im Herbst vorigen Jahres (1895) durch Ausgrabungen des Vereins in der Lahn auf dem Zauner'schen Grundstücke Nr. 20, wo schon in den Jahren 1875—1876 von Herrn Bergrath Stapf Grundmauerwerk und daneben 16 Skeletgräber aufgedeckt wurden,[1]) einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs erhalten. Es fanden sich dort nämlich:

1. viele Scherben der feinsten Terra sigillata-Gefässe, zum Theil mit figürlichen Darstellungen;

2. eine römische Lampe;

3. viele Fragmente von Schalen und Töpfen — sowohl Rand- wie Bodenstücke und Deckel —, wie sie im vorigen Jahre auf dem Oetling gefunden wurden und von mir in diesen Mittheilungen[2]) abgebildet und beschrieben sind, und zwar in derselben Schicht, wie die echten Sigillata-Gefässe und mit diesen untermischt,

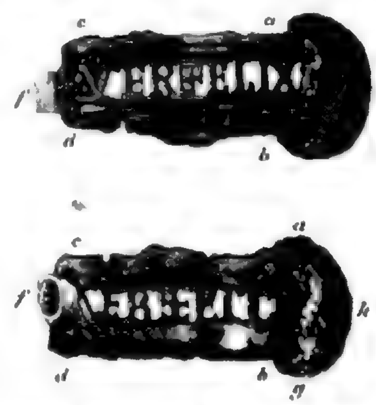


Fig. 8 (oben). Ansicht der Fibula von vorne (1/1).
Fig. 8a (unten). Ansicht der Fibula von hinten (1/1).

so dass über deren Gleichzeitigkeit kein Zweifel herrschen kann;

4. Fragmente von weissen, grünen und blauen Gläsern, auch zwei kleine blaue Glasperlen;

5. ein schmales, dünnes Bronzeblech, 12—13 cm lang, und eine kleine Bronzescheibe mit sternförmig gezacktem Rande, welche auf beiden Seiten und in der Mitte Reste von Eisen zeigt; endlich

6. die wesentlichsten Theile einer römischen Fibula, nämlich Bügel und Nadel, welche sowohl durch eine Inschrift, als durch die ganze Technik ausserordentlich interessant ist.

Der Bügel (Fig. 8) besteht nämlich

a) aus einem viereckigen, gewölbten Rahmen aus Eisen (*a*, *b*, *c*, *d*), welcher ursprünglich wohl einen Längsumfang von 47 mm und einen Querumfang von 16 mm hatte; von den letzteren kommen je 5 mm auf die Breite des eigentlichen Rahmens, während der freie

[1]) Mittheilungen d. Wiener Anthrop. Gesellsch. VII, 1878, S. 310 ff.

[2]) Ebendort 1896, S. [26].

Zwischenraum etwa 6 mm breit sein mochte. Genauere Maasse lassen sich nicht geben, da die ganze Fibel beim Auffinden in einen unkenntlichen Klumpen von Eisenrost verwandelt war, nach dessen vorsichtiger theilweiser Entfernung durch den Referenten erst die eigenartige Form und Technik hervortrat; jedoch sind die einzelnen Stellen immer noch in verschiedenem Grade mit Rostklumpen bedeckt, deren weitere Entfernung die ganze Fibel zerstören würde. Der freie Zwischenraum zwischen den Schenkeln des Rahmens ist nun ausgefüllt

b) von einer ebenfalls gewölbten, durchbrochenen Goldplatte, welche mit ihren Rändern auf den eisernen Rahmen tauschirt ist, während der mittlere durchbrochene Theil mit der Inschrift „utere felix“ den freien Zwischenraum des Rahmens ausfüllt. Die Buchstaben sind genau 5 mm hoch und ganz à jour gearbeitet, doch so, dass ihre obere Fläche schwach concav gebogen ist. Parallel dem Rande der Goldplatte und



Fig. 9. Ansicht der Nadel sammt Achse (1/1).

etwa 1·5 mm von demselben entfernt läuft ein gekörnter Goldfaden, welcher ebenfalls auf das Eisen tauschirt ist;

c) an dem Kopfende des Rahmens bei *ab* ist eine fast verticale Goldscheibe *a* angelöthet, welche oben bogenförmig, unten gerade abgeschnitten ist. Dieselbe mochte ursprünglich etwa 1 cm hoch, 2 cm breit und etwas mehr als 1 mm dick sein und ist an der vorderen Fläche mit gekörnten Goldfäden verziert, welche sowohl die Ränder der Scheibe begleiten, als auch das mittlere Feld durch vier Rosetten mit je einem grösseren Korn in der Mitte schmücken, von denen die beiden mittleren mit einander verbunden sind. Die hintere Fläche der Scheibe (Fig. 8*a*) ist glatt und zeigt nur an dem unteren Theile (bei *g*), wo offenbar die Nadel befestigt war, einen klumpigen Ansatz von Eisenrost und Bronzepatina; um den ganzen bogenförmigen Rand der Scheibe (*h*) legt sich endlich ein dünnes Goldplättchen dicht an;

d) in das untere Ende des eisernen Rahmens bei *f* ist ein silbernes Röhrchen von fast elliptischem Querschnitt eingelassen, welches an der äusseren Fläche, so weit der Eisenrost dies erlaubt, fein eingeschnittene Furchen erkennen lässt, welche wohl zur festeren Verbindung mit dem Bügel dienten. Offenbar setzte sich dieses leider abgebrochene Röhrchen in den Fuss der Fibel fort, welcher zugleich den Nadelhalter tragen mochte.

Etwa 10 cm von diesem Bügel entfernt lag eine einfache silberne Nadel von 5 cm Länge (Fig. 9), welche an einer dünnen silbernen Queraxe mit kleinen bronzenen Endknöpfen (*bb*) beweglich durch eine Oese (*a*) eingehängt ist. Auf der Queraxe liegt ebenfalls ein Klumpen Eisenrost (*ccc*), welcher wohl noch von dem Verbindungsstücke oder dem Bügel selbst herstammen mag; jedoch ist deren Entfernung nicht rathsam wegen der starken Oxydation des schon sehr verbogenen Silberdrahtes. Es ist hienach höchst wahrscheinlich, wenn auch nicht absolut gewiss, dass Bügel und Nadel zu einer und derselben Fibula gehörten; indessen lässt sich die Art und Weise, wie beide Stücke mit einander verbunden waren, nicht mehr erkennen.

Was nun die Inschrift betrifft, so zeigt die Fig. 8, dass sowohl *T* und *E* wie *E* und *F* ligirt sind.[1]) Herr Professor Emil Hübner, der berühmte Epigraphiker der Berliner Universität, der so freundlich war, dieselbe zu prüfen, bestätigte meine obige Lesung vollständig und theilte mir zugleich mit, dass die Inschrift nach der Form der Buchstaben der besten Augusteischen Zeit, vielleicht noch der Zeit der Republik angehöre. Eine gleiche Legende fand ich erwähnt von Schuermans,[2]) welcher an einem goldenen Ringe, der in der Provinz Lüttich gefunden wurde, die gleiche Inschrift „utere felix“ und ebenfalls à jour gearbeitet, beschreibt; doch sagte mir Herr Professor Hübner, dass dieselbe Legende öfter schon an römischen Funden constatirt sei, so auf zwei Fibeln im Wiener Münz- und Antikencabinet, von denen die eine aus Silber,[3]) die zweite aus Gold[4]) gefertigt ist, und die letztere 1790 im Saroser Comitate gefunden wurde; ferner auf einer silbernen Fibel aus Lorsch,[5]) wie auch sonst auf zahlreichen Gebrauchsgegenständen aus allen anderen römischen Provinzen.

Was ferner die Technik der Buchstaben betrifft, so fand ich ausser dem oben erwähnten Ringe von Lüttich noch eine goldene Fibel mit à jour gearbeiteter etruskischer Inschrift abgebildet in den Monumenti ed Annali dell' Instituto di Corrispondenza archeologica 1855, pl. X, pag 51. Herr Professor Hübner wies mir ferner zwei Fragmente von Goldblech mit lateinischer durchbrochener Inschrift nach, von denen das eine aus High Rochester, Northumberland,[6]) etwa dem II. Jahrhundert, das andere aus Kirkpatrick[7]) in Schottland dem III. Jahrhundert angehört; auch sind durch-

[1]) In der Figur ist der untere Winkel des *F* und das mittlere Häkchen des dritten *E* nicht so scharf wiedergegeben, wie sie in der Wirklichkeit sind; dasselbe gilt von dem Verlauf der Goldleisten.

[2]) Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, XIII, 1894, S. 322.

[3]) Corp. inscript. Latin., III, 6016, 6.

[4]) Ebendort 6016, 4.

[5]) Ebendort 6016, 7.

[6]) Corp. inscript. Latin., VII, 1296.

[7]) Ebendort, 1283.

brochene lateinische Inschriften öfter auf römischen Gläsern, den sogenannten Diatreta,[1]) bobachtet worden.

Wenn hienach sowohl die Legende als deren Technik schon von anderen Funden aus dem grossen römischen Gebiete her bekannt sind, so dürften beide vereint doch nicht oft auf demselben Gegenstande angetroffen werden, wie es bei unserer Fibel der Fall ist. Es bleibt dieselbe daher immer ein seltenes Fundstück von hohem Interesse.[2])

Auch die ganze Arbeit an der Fibel zeugt von grosser Kunst. Herr Telge in Berlin, bekanntlich der beste technische Kenner alter Goldfunde, welcher die grosse Güte hatte, die einzelnen Stücke der Fibel, die durch den Transport sich etwas abgelost hatten, kunstgerecht zusammenzusetzen und, so weit es anging, zu säubern, bewunderte die geschickte Verwendung der verschiedenen Metalle zu einem so wirkungsvollen Schmuck und die kunstvolle Verbindung der einzelnen Theile miteinander, wie ich sie oben, wesentlich nach seiner technischen Prüfung, beschrieben habe.

Allen diesen Herren, die mich durch Rath und That bei dieser Untersuchung unterstützt haben, sage ich zugleich im Namen des Musealvereines den besten Dank.

7. Herr Dr. **Matthäus Much** übersendet eine Mittheilung über

Schnecken und Muscheln in Gräbern.

Lionel Bonnemère berichtet in den Bulletins der Anthropologischen Gesellschaft zu Paris (Jahrg. 1896, S. 369) über das Vorkommen grösserer Mengen von Schneckengehäusen (Helix pomatia) in gewissen Gräberarten im Departement Maine-et-Loire, welche er in das Ende der römischen Kaiserzeit und selbst noch in den Beginn der Merovingerzeit versetzt. Dieses Vorkommens von Schnecken (Land- und Seeschnecken) in Gräbern gedenkt indess schon Arnould Locard in seiner „Histoire des mollusques dans l'antiquité“, indem er berichtet, dass man in den Gräbern der Christen und Märtyrer Gehäuse der Helix pomatia und Helix aspersa fände, so z. B. in dem Grabe der heil. Eutropia, in einem merovingischen Grabe des Kirchhofes von Vicq, in Gräbern bei Dieppe, und zwar selbst noch in einem Grabe aus der Zeit Karls des Grossen.

Die ersten Christen, die in so vielfacher Weise von den Erscheinungen in der Thier- und Pflanzenwelt zum sinnbildlichen Ausdruck ihrer religiösen Anschauungen Gebrauch machten, sahen in der Schnecke, die sich im Herbste in die Erde eingräbt und mit einem festen Deckel in ihrem Hause einschliesst, um im kommenden Frühlinge zu neuem Leben zu erwachen, das Sinnbild der einstigen Auferstehung des Menschen, der so wie die Schnecke in einem dem Hause nachgebildeten Stein- oder Holzsarge in der Erde bestattet wird, um einem neuen Leben entgegen zu sehen. Es wurde übrigens festgestellt, dass die Gepflogenheit, Schnecken in die Gräber mitzugeben, auch in heidnischer Zeit vorkomme; insbesondere fanden sich viele Schneckenreste in römischen Gräberstätten in Pompeji.

Diesen Erscheinungen kann ich mehrere gleichartige Vorkommnisse an die Seite stellen. So sah ich zu Stillfried an der March in Niederösterreich zwei durch die Anlage eines kleinen Gemüsegärtchens an dem Hohlwege, der von der vereinsamten Kirche auf der Stätte der vorgeschichtlichen Ansiedelung zum heutigen Orte hinabführt, blossgelegte Gruben, die viele Hunderte von Schneckengehäusen, aber ausser Holzmoder nichts weiter enthielten. Es handelt sich hier wahrscheinlich ebenfalls um Gräber, deren so viele auf allen Seiten der alten Ansiedelung vorkommen, von denen allerdings nur mehr die letzten Ueberbleibsel vorhanden waren, da möglicherweise die menschlichen Reste schon bei der Abgrabung entfernt worden sind und andererseits nicht zu erklären ist, was dazu bewogen haben könnte, so viele Schnecken zu sammeln, blos deshalb, um sie hier in Gruben zu werfen. Der Holzmoder mag von den Särgen herrühren, in denen die Bestattung vorgenommen worden ist.

Ausserhalb Eisgrub in Mähren wurden an beiden Seiten der nach Nikolsburg führenden Strasse durch die Arbeiten für das daselbst befindliche Ziegelwerk zahlreiche Gräber zerstört, von denen mehrere ausser den menschlichen Resten, worunter auch ganze Skelette waren, Hunderte von Muschelschalen (Unio) aus der nahe vorbeifliessenden Thaya nebst Gefässscherben und Thierknochen enthielten. An einem dieser Gräber habe ich selbst eine überraschend grosse Zahl von Muschelschalen beobachtet. Gehören die mit den Schneckengehäusen erfüllten Gräber von Stillfried muthmasslich der christlichen Aera an, so fallen dagegen die Muschelschalengräber von Eisgrub zufolge der Art der zahlreichen Gefässreste und einer mitgefundenen Bronzenadel in den ersten Abschnitt der Hallstattzeit.

Gleichartige Muschelschalengräber zeigen sich innerhalb der bis in die jüngere Steinzeit zurückreichenden Ansiedelung von Wutzelburg bei Stillfried. Hier findet man auf der nun unter dem Pfluge stehenden Fläche der einstigen Ansiedelung hie und da mehr oder weniger runde weisse Flecken von 2—4 m Durchmesser, die mit Bruchstücken von Unioschalen übersäet sind. Diese Schalen wurden durch die Pflugschar aus dem Untergrunde aufgeworfen und auseinander gezogen. Ich liess an einer dieser Stellen tiefer graben, wobei sich ergab, dass mindestens 1000 Muschelschalen in die $1-1\frac{1}{2}$ m breite Grube geworfen worden sein mussten. Sie lagen, schichtenweise mit Erde abwechselnd, dicht beisammen; viele von ihnen sind sicher noch geschlossen gewesen. Am Grunde fanden sich einige Topfscherben und ein halbes, mit einem Henkel versehenes Töpfchen, welche die gleiche Zeitstellung wie die der Gräber in Eisgrub

---

[1]) Vgl. Hübner, Aem. Exempl. scriptur. epigraph. latin. L.

[2]) Im Museum zu Innsbruck legte mir Herr Professor v. Wieser gütigst eine ganze Reihe von Funden mit römischen Inschriften vor — indessen waren dieselben nur eingeritzt und lauteten stets vive felix oder vivas felix oder ähnlich. — Auch auf Fabriksstempeln kommt das Wort felix oft vor, aber in anderer Verbindung und Technik; auch die Aufschriften auf Thongefässen von Hallstatt und vom Rhein, welche v. Hochstetter in diesen Mittheilungen, VII. S. 317, erwähnt, lauten sämmtlich anders und sind nur eingeritzt.

wahrscheinlich machen. Knochenreste wurden nicht gefunden; es könnte aber möglicherweise Knochenasche vorhanden gewesen sein, die sich in der Menge der Muschelscherben verloren hat.

Was die Leute veranlasst haben kann, solche Mengen von Muscheln da und dort aus den in der Nähe vorbeifliessenden Gewässern (March und Thaya) heraufzuholen, wird sich kaum feststellen lassen. Vielleicht waren es vorzugsweise Muschelesser, Leute, die nicht viel Anderes hatten oder die sich mit Vorliebe an dieses Gericht hielten, die man daher auch für das Jenseits damit versah. Die Schnecken mögen aus demselben Grunde in so grosser Menge niedergelegt worden sein, der auch in Frankreich bei dem vielfach noch unter Heiden lebenden Christen dazu bewogen hat. Jedenfalls ist es beachtenswerth, dass in Gegenden und in Zeiten, die von einander so weit entfernt sind, so nahe verwandte Gebräuche stattgefunden haben.

8. Herr Directorial-Assistent Dr. **A. Götze** in Berlin übersendet eine Notiz über

Schuhleistenförmige Steinkeile.

Zu den allgemeinen Bemerkungen, welche Herr P. Reinecke an seine interessante Mittheilung über einen Depotfund von Steinwerkzeugen in Dalmatien (diese Sitzungsber., 1897, S. [17] f.) anknüpft, möchte ich einige Worte anschliessen.

Wenn Reinecke die schuhleistenförmigen Steinkeile, auf welchen Typus zuerst Voss die Aufmerksamkeit gelenkt hat,[1]) und die auf einer Seite abgeflachten Hacken in Beziehung zur Bandkeramik setzt und sie für eine Leitform bezüglich der Cultur dieser Keramik erklärt, so hat er vollkommen Recht und bestätigt nur das, was ich bereits vor sechs Jahren mit aller Deutlichkeit und mit Nachdruck hervorzuheben bemüht war.[2]) Es geschah dies gelegentlich einer ausführlichen Besprechung der Bandkeramik, in welcher zum ersten Male auf ihre Bedeutung als grosse keramische Gruppe und auf ihr Verhältniss zu anderen grossen neolithischen Gruppen hingewiesen wurde.[3]) Auch später habe ich Gelegenheit gehabt, die Zusammengehörigkeit der Bandkeramik mit den genannten Steingeräthen zu betonen.[4]) Da trotz alledem weder dieser Umstand noch überhaupt die für die Erkenntniss der neolithischen Verhältnisse in Europa fundamentale Bedeutung der Bandkeramik bei den Fachgenossen wenig Beachtung gefunden zu haben scheint, so bin ich Herrn Reinecke dankbar, dass er die Sache an dieser Stelle mitten im Lande der Bandkeramik zur Sprache gebracht hat.

In einem Punkte muss ich jedoch meine abweichende Meinung zum Ausdrucke bringen. Wenn ich sagte (Die Gefässformen etc., 1891, S. 5): „In den Gebieten, in denen sie (die abgeflachten Hacken) häufiger vorkommen, ist auf jeden Fall auch die Bandkeramik heimisch gegewesen“, und wenn Reinecke (a. a. O., 1897, S. 18) sagt: „Sie zeigen uns an, dass dort, wo sie auftreten, bandverzierte Topfwaare vorhanden sein muss“, so befinden wir uns noch in schönster Uebereinstimmung, d. h. nur anscheinend, da bei Reinecke das bedeutsame Wörtchen „häufiger“ ausgefallen ist. Der Satz Reinecke's in dieser positiven und allgemeinen Form ist nicht haltbar und kann zu falschen Schlüssen und Irrthümern Veranlassung geben. Denn trotzdem die genannten Steingeräthe — ich wiederhole dies nochmals — mit der Bandkeramik eng zusammenhängen und sicherlich innerhalb dieser Cultur hergestellt wurden, so erlangten sie doch in einzelnen Exemplaren eine Verbreitung, welche die Grenzen der Bandkeramik weit überschritt. Dies kann nur durch Handel geschehen sein und ich habe in meinem oben citirten Aufsatze in der Bastian-Festschrift eine genügende Menge Beispiele für einen derartigen Handel in der jüngeren Steinzeit beigebracht. Wenn auch die Verbreitung einzelner Formen in diesem oder jenem Bezirke im Laufe der Zeit durch weitere Funde vielleicht nicht durch Handel, sondern durch die Ausbreitung der entsprechenden Cultur im Ganzen erklärt, so wird man doch — soweit erlauben die bisherigen Erfahrungen ein sicheres Urtheil — nie und nimmermehr das Gebiet der Bandkeramik (als Heimatsbezirk) etwa bis Ostpreussen, bis Pommern, den nördlichen Theil der Mark Brandenburg oder den Regierungsbezirk Lüneburg erweitern wollen, d. h. bis in die Gegenden, in denen die obigen Steingeräthe gefunden wurden.[1]) Sie beweisen, „dass dort, wo sie auftreten, bandverzierte Topfwaare“ eben nicht immer „vorhanden sein muss“. Ihr Vorkommen in jenen Gebieten kann nur durch Import auf dem Handelswege erklärt werden, schon aus dem einfachen Grunde, weil dort das entsprechende Rohmaterial fehlt.

9. Herr Conservator **Ludwig Schneider** in Smiřic übersendet zu seinem vorjährigen Berichte[2]) über

Die Verbreitung der Schwarzhaarigen in Böhmen

folgende Bemerkungen:

Meine Ansicht, dass die Schwarzhaarigen in Böhmen von der Balkanhalbinsel, bezw. von den Ufern des Mittelmeeres stammen, wird durch die jüngste Beobachtung von Virchow (Pisko?), dass von 1000 albanesischen Kindern 900 schwarzes Haar haben, plausibel gemacht. Dass ihr Zug in das Ende der neolithischen Zeit fällt und mit der Terramaracultur zusammenhängt, beweisen

[1]) Voss und Stimming, Die vorgeschichtlichen Alterthümer aus der Mark Brandenburg 1887.

[2]) A. Götze, Die Gefässformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik, Jena 1891, S. 5—6.

[3]) Götze, a. a. O., S. 1—10. — Nachdem Virchow bereits 1874 (Verh. der Berl. anthrop. Gesellsch., S. 233) Thongefässe offenbar vom Typus der Bandkeramik beschrieben und mit den thatsächlich zum Theile verwendeten Funden vom Hinkelstein verglichen hatte, hat Klopfleisch zwar zuerst die Bandkeramik als Gruppe beschrieben und benannt (Vorgeschichtl. Alterthümer der Provinz Sachsen, Heft II, 1884), hat sich aber über ihre Bedeutung und ihre Stellung zu anderen neolithischen Culturen nicht ausgesprochen.

[4]) A. Götze, Ueber neolithischen Handel, Bastian-Festschrift 1896, S. 340 ff.

[1]) Die Nachweise im Einzelnen vgl. Bastian-Festschrift, a. a. O.

[2]) Siehe diese Mittheilungen, Bd. XXVI, Sitzungsberichte, Seite [21].

die Verhältnisse im südöstlichen Böhmen, wo erst in jüngster Zeit allmälig Funde von Stein- und Kupfergeräth zum Vorschein kommen; namentlich in der Nähe des uralten Verkehrsweges „na Gabr" aus Mähren.

Dieser Weg führt aus dem Quellengebiete der Iglava (Schulbezirk Iglau mit 83‰, bezw. 92‰ Schwarzhaariger) über Selenz (77‰), Stöcken (117‰), Pollerskirchen (106‰, in dem von mir hervorgehobenen Walde Hradiště wurde erst 1897 ein Steinkeil und früher schon bei dem Dorfe Suchá = Dürre ein Steinbeil gefunden), passirt bei Krasná hora (52‰) die Sazava, zieht sich über Lučic (64‰, Steinhammer von Dobrá voda), Skubrov (47‰), Habr (73‰) gegen Golč-Jenikau (57‰), von wo aus sich der Strom der Schwarzhaarigen gegen Ost über beide Ufer des Flusses Dubrava, d. h. die Pfarrgemeinden Přibram (109‰), Heřmaň (112‰), Běstviny (113‰, bei Mladotic wurde ein Achatmeissel gefunden) und Vilemov (93‰) verbreitet; von Golč-Jenikau (57‰, ein Flintbeilfund bei Chlumek) führt die „Via na gabr" weiter über Potěhy (52‰, neolithische Ansiedelungen und die rothen Becher von Markovic) zu dem Hradek von Čáslau (43‰) mit seinen Terramaraculturschichten und Kuttenberg (50‰) gleichfalls mit einem Burgstall und Terramarakeramik und vielen anderen Funden. Ein zweiter paralleler Strom geht von Iglau über Ober-Cerekve (57‰, Depôt von Halsringen und Palstäben aus Bronze und Kupfer), Neu-Reichenau (105‰) längs der westlichen Sazava, seit Gründung des Klosters Selau „Želivka" genannt, über Pilgram (57‰, Kupferartefacte beim Bau der Transversalbahn), Chvojnov (77‰), Jiřic (81‰), Kaliště (110‰), Zahradka (75‰), Ledec an der östlichen Sazava (80‰, bei Světla ein Hammerbeil von Stein, bei Smrdov und Lhota Ovesna Steinkeile, und auf dem Berge Nelechov [gegenwärtig Melechov genannt] ein Bronzepalstab von ungarischem Typus [mit Absatz]), Roth-Janovic (82‰, Steingeräthe von Opatovic im Museum der Včela), Bykáň (44‰, Steingeräthe und Bronze bei Malešov und Poličany) und Kuttenberg. Die beiden Ströme gehen von hier aus vereint über Kank (82‰), Sedlec-Malin (154 und 68‰) nach Chotusic (77‰, Bronzedepôt von Žehušic n. A. F.) und Záboř (68‰), wo sie unterhalb des Burgstalles von Lžovic (Golddrahtgewinde, Bronzeringe und eine Situla) die Elbe erreichen und sich dann nordwärts längs der Cidlina bis gegen Jičin und an die Melaphyrkuppen des Riesengebirgsvorwalles erstrecken.

10. Herr med. Dr. **Franz Ahrendts** sendet folgende Mittheilung und Anfrage an unseren Präsidenten, ddo. Arnstadt in Thüringen, 13. Januar 1897:

In der Monatsschrift für Volkskunde „Am Urquell" (VI. Bd., 9. bis 10. Heft, S. 184) habe ich „Bemerkungen zu einigen Dessauer Kinderspielen" veröffentlicht. Das darin erörterte Mellespiel hat Aehnlichkeit mit einem von Dr. Jacob-Greifswald im „Globus" skizzirten arabischen Kinderspiele. Uebrigens theilte mir genannter Herr brieflich mit, dass ihm erst durch meinen Aufsatz zum Bewusstsein gekommen sei, dass in seiner Heimat Königsberg (Ostpreussen) dasselbe Spiel unter dem Namen Klippspiel bekannt sei. Ein hiesiger Gewerbetreibender theilte mir zufällig mit, dass er das Klippspiel in Schlesien (Goldberg und Freiburg) gefunden habe. Herr Dr. R. Andree-Braunschweig, Herausgeber des „Globus", schreibt mir, dass das Spiel durch ganz Sachsen und Böhmen gespielt werde und bei den Čechen „špaček" heisst. (Vgl. dazu das Hauptstück „Spiel" in Andree's ethnographischen Parallelen, Leipzig 1889, wo von der geographischen Verbreitung der Spiele gehandelt wird.) In hiesiger Gegend (Thüringen) ist das Spiel nicht bekannt; auch sonst habe ich aus rein germanischen Gegenden Deutschlands nichts von dem Spiele gehört. Es scheint auf früher slawischem Boden besonders zu gedeihen. Nun fordert mich Herr Dr. Andree auf, Verbreitung und Ursprung des Spieles weiter zu erforschen. Dazu habe ich aber als praktischer Arzt in einer kleinen Stadt — mangels Bibliotheken und bez. Literatur — keine Gelegenheit; besonders leicht aber dürfte dies in Wien möglich sein. Darum theile ich Ihnen, hochgeehrter Herr, Vorstehendes mit, ob Sie vielleicht Veranlassung nehmen möchten, die weitere Nachforschung nach dem Melle- oder Klippspiele in ethnologischem Interesse zu fördern.

Darf ich bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen auf verschiedene alte Sammlungen von „Aberglauben", die von ethnologischen Forschern vielleicht noch nicht genug gekannt oder benützt werden? Diese Sammlungen werden erörtert vom (nunmehr verstorbenen) Leipziger germanistischen Universitäts-Professor Rud. Hildebrand (weil. Mitarbeiter an Grimm's „Deutschem Wörterbuche") in einem Aufsatze „Ueber den Verfasser der Chemnitzer Rockenphilosophie" (in Gosche's Archiv für Literaturgeschichte, I, 105 ff. [1870], wieder abgedruckt in: Hildebrand, Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht, Leipzig 1890, S. 115).

Wir ersuchen, etwaige Beantwortungen uns zukommen lassen zu wollen.

11. In der II. Beilage zu der in Malaczka erscheinenden Wochenschrift „Der Marchthal-Bote" vom 26. October 1895, I. Jahrg., erschien ein Aufsatz von **Eugen Engyeli** über

Die Habaner.

Wir geben denselben mit einigen Abkürzungen in Folgendem wieder.

Am linken Ufer der March, obwohl noch weit genug von derselben entfernt, liegt Gross-Schützen (Nagy-Lévárd), ein schöner, grosser Ort mit gegen 2000 Einwohnern. Die Bevölkerung ist gemischt slovakisch und deutsch, wie es in einem Grenzorte im äussersten nordwestlichen Winkel Ungarns, dort, wo die Slovaken der kleinen Karpathen und die Deutschen des unteren Marchthales einander die Hände reichen, nicht anders sein kann.

Dieser Ort ist dadurch interessant, dass in ihm seit mehr als 200 Jahren eine „Habaner"-Gemeinde existirt und sich bis auf den heutigen Tag beinahe

in ihrer vollen Ursprünglichkeit erhalten hat. Es sind dies Nachkommen der um die Mitte des XVI. Jahrhunderts unter Ferdinand I. aus Mähren und Böhmen vertriebenen Anabaptisten (Wiedertäufer), einer christlichen religiösen Secte, die zu Anfang des XVI. Jahrhunderts in der Schweiz, Deutschland und Holland stark verbreitet war.

Als Kaiser Karl V. mit den vereinigten Fürsten dem Anabaptistenkönig Johannes von Leyden (Johann Bockelmann aus Leyden), sowie dessen Reich am 24. Juni 1535 in Münster ein jähes Ende bereitete, zerstreuten sich die in Deutschland nicht mehr geduldeten Wiedertäufer nach allen Richtungen. Die erste Ankunft der Anabaptisten in Ungarn fällt in das Jahr 1546. Ueber die Ankunft und Verbreitung derselben, sowie über deren abwechslungsreiche Schicksale bis zur gezwungenen Annahme des katholischen Glaubens während der Regierungszeit Maria Theresias belehren uns theils geschriebene Chroniken, theils von eifrigen Forschern ermittelte Anhaltspunkte, welche ein ziemlich genaues Bild dieser interessanten Episode unserer culturgeschichtlichen Entwicklung bieten. So hat der bekannte Sammler und Erforscher der kleinen Karpathen, Herr Moriz Spitzer in Széleskút, dem wir schon manche interessante Funde verdanken, viel schätzenswerthes Material über die Anabaptisten gesammelt, welches er dem Schreiber dieses in freundlichster Weise zur Benützung überliess. Gelegentlich eines unter der Führung des genannten Herrn unternommenen Ausfluges zu den „Habanern" in Nagy-Lévárd hatte ich Gelegenheit, das mir überlassene geschichtliche Material aus eigener Anschauung zu ergänzen.

Wie bereits erwähnt, fällt das erste Erscheinen der Anabaptisten in Ungarn in das Jahr 1546, in welchem Jahre dieselben durch Kaiser Ferdinand I. gezwungen wurden, aus Mähren und Böhmen auszuwandern. Sie überschritten die March und kamen in die Holitscher und Sassiner Herrschaften, welche damals einem gewissen Peter Bakilo gehörten. Von hier gingen sie etwas später in die Berencser Herrschaft des Grafen Franz Nyáry über und siedelten sich in den Orten Szobotist und Broczkó, später auch in St. Johann, Gross-Schützen, St. Georgen, Dejthe, Vittenz, Kosolna etc. an. Sie kauften sich Grundstücke, Weingärten und Häuser und betrieben alle Gattungen Gewerbe mit grossem Fleiss. Die Anabaptisten waren ein friedliebendes, arbeitsames Volk und hatten darum auch bald viele Neider und Feinde. Sie bildeten kleine Gemeinden und lebten in Gütergemeinschaft. Sie wohnten und arbeiteten gemeinsam und wenn sich ihre Zahl vermehrte, bauten sie zu den vorhandenen neue Häuser dazu. Die ersten Jahre der Anabaptisten in Ungarn waren sehr wechselvoll und schwer. Sie wurden wiederholt aus ihren Niederlassungen vertrieben und beraubt. Der Aufstand Bocskay's im Jahre 1604 und die von ihm auf der Berencser Herrschaft verübten Grausamkeiten zwangen sie zur Flucht in die Wälder und über die Grenze nach Oesterreich und Mähren, wo sie bis zum Jahre 1613 verweilten. Am Georgitage dieses Jahres wurden sie durch die Herren von Berencs wieder zurückberufen. Aber schon im Jahre 1619 hatten sie unter der kaiserlichen Soldateska, welche nach der Niederlage des böhmischen Grafen Thun vor Wien gegen General Dampierre das Land überschwemmte, viel zu leiden, speciell in den Orten Broczkó, St. Johann und Gross-Schützen, wo man sie als „böhmische Brüder" verfolgte. Kaum von dieser Plage befreit, kamen ihnen die Polen und Croaten auf den Hals, welche am 11. Juli 1620 die March überschritten.

Im Jahre 1622 erhielten die Anabaptisten in Ungarn neue Zuzüge aus Mähren und Oesterreich, da Kaiser Ferdinand II. am 22. September auf Vorschlag des Cardinals Fürsten Franz Dietrichstein den Befehl gab, dass alle Anabaptisten oder Herrenhuter aus dem Reiche auszuwandern haben. In Folge dieser Ausweisung mussten die Anabaptisten gegen 24 Gemeinden Mährens und Oesterreichs, in denen sie über 100 Jahre gewohnt hatten, verlassen und über die March nach Ungarn ziehen. Die Sage erzählt, dass die Anabaptisten, welche es in Mähren zu einem grossen Wohlstande gebracht hatten, beim Verlassen des Landes gar nichts von ihrem Eigenthum mit sich nehmen durften. Nur vier Wagen voll Obst waren ihnen mitzunehmen gestattet. Die Anabaptisten wussten aber ihre Gegner zu überlisten, indem sie das Obst mit Ducaten spickten. Den Fährmann, welcher sie über die March brachte, bezahlten sie mit drei Aepfeln, in welchen derselbe später die verborgenen Ducaten fand.

Die anabaptistischen Chroniken erzählen viel von den schweren Zeiten, welche ihre Gemeinden während der Insurrection Gabriel Bethlen's (dieser nahm viele anabaptistische Handwerker mit nach Siebenbürgen), ferner durch gelegte grosse Brände in Berencs und Szobotist, dann während der Revolution Georg Rákóczy's I. im Jahre 1643, dann zwei Jahre später durch die Schweden unter dem General Dürstenstein, nachher wieder durch die Slovaken, welche ihnen ihre während des Krieges verborgenen Schätze raubten und schliesslich durch die Türken erlitten. Während der ersten Türkeninvasion waren viele Anabaptistenbrüder als Gefangene fortgeschleppt worden. Eine am 6. April 1665 in Szobotist abgehaltene Versammlung von 10 Gemeinden beschloss, den gefangenen Brüdern Hilfe zu bringen. Es begab sich eine Deputation mit Geschenken zum türkischen Pascha nach Ofen, welcher über deren Bitte die gefangenen Brüder freigab. Ein hierauf bezügliches Schreiben des Pascha in arabischer Sprache wird heute noch durch die „Habaner" in Gross-Schützen als Andenken aufbewahrt. Die erwähnte Versammlung entsendete ausserdem noch eine Deputation zu den Glaubensbrüdern in Holland, welche in Frisien, Flandern, Fellanden und Amsterdam freundliche Aufnahme und reichliche Unterstützung fanden. Das von der Deputation nach Hause gebrachte Geld wurde durch die Aeltesten an die Gemeinden Szobotist, Broczkó, St. Johann, Gross-Schützen, Dejthe, Gutwasser, Kosolna, Csaskov, Trencsin, Puchó und Seblahov vertheilt.

Das Meiste hatten die Anabaptisten laut ihren Chroniken unter Emerich Tököly zu leiden, welcher mit seinem ungeheuren Heere im Jahre 1678 das Land

durchzog und überall Schrecken verbreitete. Im folgenden Jahre kam eine furchtbare Pest in's Land und 1683 der zweite Türkenkrieg, welcher mit dem Karlowitzer Frieden endete. In dem Kriege gegen Franz Rákóczy II. 1703—1710 standen die Anabaptisten den kaiserlichen Generalen Thübenthal und Heister, welche mit 10.000 Mann nach Szobotist kamen, hilfreich bei und erhielten hiefür von ihren Grundherren neue Freiheiten zuerkannt.

Rieger sagt in seinem böhmischen Wörterbuche über die Anabaptisten: „Sie nannten einander Bruder und Schwester, und zwar nach ihrem Wohnorte z. B. Dejtheer, Szobotister Bruder, Schwester. In jeder Gemeinde bildeten sie eine eigene Gesellschaft und wo es nur möglich war, wohnten sie in einem grossen Hause — unter einem Dache —, assen an einem Tische, aus einer Schüssel; nur als sich ihre Zahl vergrösserte, bauten sie sich neue Häuser, welche immer den Namen „Hof" führten. In einem solchen Hause herrschte Ordnung und Reinlichkeit; man fand unter ihnen beinahe alle Handwerker, hauptsächlich aber Schneider, Schuhmacher, Töpfer, Messerschmiede und Weber. Während der Arbeit sprachen sie nie oder nur selten etwas. In jeder derartigen Ortsgesellschaft (Gemeinde) wurden einige der Aelteren zu Vorstehern gewählt, deren einer der Curator der Gemeinde war; ein Anderer kaufte die nöthigen Sachen ein, ein Dritter theilte dieselben wieder aus und wenn Jemand etwas für sich, seine Frau oder seine Kinder benöthigte, so brauchte er es nur dem Curator anzumelden und er erhielt es aus der gemeinsamen Casse. Die Buben wurden von den Männern, die Mädchen von den Frauen in gesonderten Schullocalitäten unterrichtet. Wenn ein Mädchen ausser dem „Hofe" sich verheiratete, bekam selbes ausser den Kleidern gar keine Aussteuer."

Die Religion der Anabaptisten bestand aus Lesen und Erklären der heiligen Schrift, aus Beten und Singen, aus Brotbrechen und Geniessen des Kelches, zu welchem Zwecke sie in der Abendzeit zusammenkamen. Sie nahmen Niemanden in ihre Gesellschaft auf, ehe er geprüft war. Wenn der Aufzunehmende alle Vorschriften ihrer Religion zu halten sich verpflichtet hatte, wurde er neu getauft und in die Gemeinde als Mitglied aufgenommen.

Im Jahre 17·9 wurde auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia der erste Versuch zur Bekehrung der Anabaptisten zum katholischen Glauben unternommen. Derselbe schlug aber gänzlich fehl. Am 11. März des genannten Jahres berief Primas Georg Szelepcsényi die Aeltesten der Anabaptistengemeinden nach Pressburg, doch erklärten sie standhaft, bei ihrem Glauben zu bleiben. Sie mussten hier einer vom Primas selbst gelesenen Messe beiwohnen, erhielten eine vierzehntägige Bedenkzeit und wurden entlassen. Es vergingen mehrere Jahre ohne Erfolg. Nun wurde zu strengeren Mitteln gegriffen. Es wurden Missionäre in die Anabaptistengemeinden geschickt und den Behörden aufgetragen, streng darauf zu sehen, dass alle neugeborenen Kinder getauft würden. (Bei den Anabaptisten durften nur Erwachsene die Taufe empfangen.) Eine diesbezügliche strenge Verordnung der Kaiserin befindet sich heute noch im Szobotister Pfarramte. In derselben wird anbefohlen, dass der Anabaptist Zacharias Walter (seine Nachkommen leben heute noch in Gross-Schützen), welcher der Bekehrung seiner Genossen den grössten Widerstand entgegensetzte, gefangen genommen und nach Ofen abgeführt werde. Die Bücher der Secte wurden verbrannt und ihnen dafür katholische Bücher gegeben. Diejenigen, welche sich widersetzten, wurden gefangen genommen und in Jesuitenklöster gesteckt. So wurden aus Szobotist fünf, aus Gross-Schützen drei Anabaptisten zu den Jesuiten gesteckt; schliesslich ergaben sich die ihrer Führer beraubten Gemeinden. Zuerst die Szobotister im Jahre 1763, insgesammt 113 Seelen, ihnen folgten die Gross-Schützener etc.

Diejenigen, welche nicht nachgeben wollten, wanderten aus. Viele gingen nach Holland, Andere nach Russland, speciell in die Krim, von wo sie ebenfalls verdrängt wurden, worauf sie nach Amerika auswanderten, wo sie heute noch als Mennonitengemeinden, über die ganzen Vereinigten Staaten verstreut, in Gütergemeinschaft leben und mit ihren einstigen Glaubensbrüdern in Ungarn im Briefwechsel stehen. Schreiber dieses hatte Gelegenheit, einige solcher Briefe der amerikanischen Anabaptisten zu lesen. Sie schildern Alle, wie gut es ihnen drüben gehe, und dass ein Jeder, der zu ihnen hinüberkommt, als gleichberechtigtes Mitglied in ihre Gemeinden aufgenommen würde. Die zum katholischen Glauben bekehrten Anabaptisten erhielten von der Kaiserin, sowie vom Erzbischof Franz Barkóczy und von den Grundherren zahlreiche Privilegien. Sie waren vom Militärdienste befreit und zahlten keine Mauth. Im Kriege gaben sie einen „Insurgenten", gewöhnlich einen Husaren. Die Steuer zahlten sie direct in die Comitatscasse. Sie hatten ein eigenes Gemeindegericht, eigene Richter, Geschworne und Wirthschafter. Sie hatten Regalienbeneficien, eigene Wirthshäuser,[1] Mühlen, Fleischbänke, waren von jeder Comitats- und Gemeindearbeit befreit, hatten eigene Kirchen, Schulen und Lehrer. Sogar der päpstliche Dispens für Ehen zwischen Blutsverwandten wurde ihnen ertheilt, da sie nur selten sich mit ausser ihrer Gemeinschaft Stehenden verschwägerten. Auf diese Weise hat sich die Race bis auf den heutigen Tag erhalten.

In diesen Rechten und Privilegien wurden die Neuhöfler häufig gestört, aber darin immer wieder, zuletzt mittelst kaiserlichen Decretes ddto. Pressburg, 13. Juli 1781, bestätigt.

Der Name „Habaner" war ursprünglich ein Spitzname, über dessen Entstehung die Meinungen sehr auseinandergehen. Die Umwälzungen der Jahre 1848/1849 machten den Privilegien der Habaner ein Ende. Sie liessen kein Mittel unversucht, um dieselben zu retten, und sendeten sogar eine Deputation zu Ludwig Kossuth nach Pressburg. Im Jahre 1863 wurden die Habaner der politischen Obrigkeit untergeordnet und mit den betreffenden Gemeinden vereinigt. Ihre Aecker, Wiesen

[1] Die Wirthshäuser der Anabaptisten waren durch ihren guten Wein berühmt. Die Gross-Schützener „Halbe" war nebst der Czinkotaer die grösste im Lande.

und Weingärten, früher gemeinsames Gut, wurden unter die Mitglieder vertheilt und damit begann es mit dem Wohlstande der Habaner langsam abwärts zu gehen.

Von allen Niederlassungen der früheren Anabaptisten hat sich jene in Gross-Schützen am besten erhalten. Hier wohnen gegenwärtig noch über 200 Seelen in 47 Häusern beisammen. Wenn man ihren „Habaner-Hof" betritt, glaubt man sich in eine andere Weltgegend versetzt. Wir sehen vor uns eine lange Reihe eigenthümlich geformter ebenerdiger Häuser, welche zwei bis drei Stockwerke hohe Dächer tragen. Diese Dächer, sowie die ganze Eintheilung der Häuser bilden eine interessante Specialität der Habaner, welche auf der Millenniums-Ausstellung gewiss Aufsehen erregen würde, wenn man rechtzeitig daran gedacht hätte, ein solches Haus auszustellen. Diese hohen spitzen Dächer sind, trotzdem sie aus Stroh verfertigt sind, unverbrennbar, denn das Stroh ist mittelst eines eigenen Verfahrens mit Lehm getränkt und innen mit einem gypsartigen Mörtel beworfen. In der Hitze sind die Räume unter einem solchen Dache angenehm kühl und im Winter warm. Hier befinden sich in zwei bis drei Etagen die „Oerterle" oder „Stuberle" der Habaner, in welchen sie Getreide oder Waaren aufbewahren, wenn sie dieselben nicht als Schlafräume benützen. Die Reinlichkeit in diesen Häusern ist geradezu beispiellos. Alles weiss und spiegelblank; in der Küche, wo die emsige Hausfrau waltet, schöne, mit grünen Kacheln ausgelegte Sparherde.

Die Habaner sind Alle Handwerker, in Gross-Schützen vorwiegend Zeugschmiede, Messerschmiede, Schuster und Schneider. In Szobotist sind mehr Kürschner, Schneider, Weber und Tischler. Die Erzeugnisse der Gross-Schützener Zeug- und Messerschmiede sind berühmt; sie lieferten ihre Fleischbarten, Hacken etc. nach Belgrad, Orsowa, Arad, Szegedin, Temesvár, Budapest, Wien, Brünn etc. Da die Leute nicht mit der Zeit vorwärtsschreiten und wenig Verständniss für die Schaffung eines ergiebigen Absatzgebietes haben, so werden sie langsam verarmen und aussterben, wenn ihnen die Regierung nicht unter die Arme greift. Bis vor Kurzem hat ein Kaufmann in Malaczka fast die ganzen Erzeugnisse der Schützener Messerschmiede, besonders deren ausgezeichnete Hacken und Messer, verkauft. Als der Kaufmann starb, fanden sich nirgends Aufzeichnungen darüber vor, wohin die Waaren verkauft wurden, und jetzt wissen die Habaner nicht, wem sie ihre Waare schicken sollen. Hier werden gewisse Artikel mit dem Firmenstempel eines hervorragenden Budapester Hauses erzeugt und durch dieses in den Handel gebracht, ohne dass die Welt weiss, dass die Sachen Erzeugnisse des Gewerbefleisses der Habaner seien. Gegenwärtig erzeugen die Messerschmiede noch Hacken aller Art, wie: Holz-, Floss-, Band- und Fleischhacken, alle Arten von Hauen, Heindeln, Krampen, Schaufeln und landwirthschaftlichen Gabeln. Die Messerschmiede erzeugen Tischbestecke, Tranchirrequisiten, Fleischhauer- und Würstlerwerkzeuge. Ihr Absatz beschränkt sich gegenwärtig fast nur auf die niederösterreichischen Märkte, welche sie mit ihren Erzeugnissen besuchen, und bringen sie dort ihre Vorräthe fast immer an. Die Habaner erhalten aber auch viele Bestellungen aus Oesterreich. In Ungarn selbst wird jetzt mit Ausnahme der Gegend bei Sommerein und Szenicz wenig von den Erzeugnissen der Habaner verkauft.

Es wäre jammerschade, wenn von Seite der Regierung nichts geschehen würde, um diese fleissigen, tüchtigen und nüchternen Handwerker vor dem Untergange zu retten. Hier gab es auch einmal sehr tüchtige Hafner, welche Kunstwerke an bemalten Geschirren erzeugten, die heute von Liebhabern gesammelt werden. Dieses Handwerk ist ganz zu Grunde gegangen.

Schliesslich noch einige Worte über die Herkunft der Habaner. Jene in Gross-Schützen sind ohne Zweifel germanischen Ursprunges. Auf diesen deuten ihre Namen: Walter, Müller, Bernhauser, Weiss, Horn, Pittl, Kleinadler, Maier, Schmied etc. hin. Die Alten sprechen heute noch „habanerisch", eine Art Plattdeutsch, und nennen den Dienstag „Erchtig" (Erchstag), den Donnerstag „Pfingstig" etc.

Die Jüngeren können kaum mehr habanerisch. Sie sprechen deutsch, slovakisch und ungarisch. Ihre Kinder erziehen die Habaner zu tüchtigen Leuten.

* * *

Im Anschlusse daran hat Herr Dr. Ahrendts in Arnstadt (Thüringen) in der Nr. 24 derselben Zeitschrift vom 9. November 1895 unter dem Titel: „Erchtag, Pfingstag, Samstag und andere deutsche Lehnwörter" (nach Dr. Friedrich Kluge, Professor an der Universität Freiburg in Baden) folgende Bemerkungen publicirt:

Am Schlusse des fesselnden Aufsatzes von Herrn Engyeli über die Habaner (in Nr. 22, Beilage II des „Marchthal-Boten") wird mitgetheilt, dass nur noch die alten Leute dieses Stammes ihr Habanerisch, eine Art Plattdeutsch, reden, in welchem z. B. der Dienstag „Erchtig" (Erichstag), der Donnerstag „Pfingstig" genannt werde. In Bezug auf Erchtig und Pfingstig sei auf eine in dem am 1. Juni d. J. ausgegebenen „wissenschaftlichen Beihefte Nr. VIII zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereines" enthaltene sprachgeschichtliche Erläuterung des Professors Kluge über „die deutschen Namen der Wochentage" hingewiesen. Daselbst und in seinem „Etymologischen Wörterbuche der deutschen Sprache" (Strassburg, bei Trübner) erwähnt genannter Sprachforscher beim Worte Dienstag (welches im Altdeutschen „Tag des Gottes" besagte) das denselben Tag bezeichnende baierische Wort „Ertag" oder „Erchtag", dessen ursprüngliche, aus dem deutschen Heidenthum der alten Baiwaren (heutigen Baiern) stammende Bedeutung dem Wortlaute nach bis jetzt noch nicht zuverlässig erklärt werden konnte. Auch über das Wort „Pfinztag" oder „Pfingstag", welches dem gemeindeutschen Worte Donnerstag entspricht, berichtet Kluge a. a. O., dass es schon Schmeller, der weil. berühmte Erforscher der baierischen Mundart und Verfasser eines bezüg-

lichen Wörterbuches, als ein baierisches festgestellt und aus dem altgriechischen Worte pempte (zu ergänzen: hemera), d. h. der fünfte (Tag, nämlich in der Woche) abgeleitet hat. Also Erchtag und Pfingstag gehören der baierischen Mundart an; sollte nicht vielleicht das übrige habanerische Sprachgut zum grösseren Theile ebenfalls dazu gehören?

Auf ähnliche Weise leitet Kluge das oberdeutsche Wort „Samstag", welches bisher aus dem hebräisch-lateinischen Worte sabbâtum (d. i. der Sabbat, Schabbes) abstammen sollte, lieber aus einer wahrscheinlichen hebräisch-griechischen Form (mit eingefügtem m) sambâton (der Sabbat) ab, welche etwa im V. Jahrhunderte angewendet worden und durch die damals im Norden der Balkanhalbinsel wohnhaften Gothen zu den Oberdeutschen als „Sambastag" gelangt sei. Obwohl das Wort sambâton noch nicht geradezu nachgewiesen ist, so setzen die bez. Ausdrücke mehrerer damaliger Nachbarsprachen, besonders auch das magyarische Wort szombat es nothwendigerweise voraus.

Ueberhaupt gelangte damals durch Vermittlung der arianischen Gothen (denen ihr sprachgewaltiger Bischof Wulfila, d. i. Wölflein, im IV. Jahrhunderte die Bibel übersetzte) die erste Kunde des Christenthums von den Griechen zu den alten Deutschen und bei dieser Gelegenheit setzten sich manche Ausdrücke des griechischen Christenthums im Deutschen so fest, dass sie noch heutzutage als Lehnwörter deutsches Bürgerrecht geniessen. Ausser Samstag und „Pfinztag": „Kirche" (Kyriäke, Haus des Herrn), „Pfaffe" (Papâs, niederer Geistlicher; hievon wohl zu unterscheiden das mittellateinische pâpa, das Stammwort von „Papst"). „Engel" (Angelos, Bote), „Teufel" (Diabôlos, Verleumder), „Bischof" (Episkôpos, Aufseher), „Pfingsten" (Pentekôste, fünfzig, zu ergänzen: hemerae, d. i. Tage — nämlich nach Ostern).

12. Das **čechoslavische ethnographische Museum in Prag** hat nach einer Mittheilung von Dr. Lubor Niederle in seinen jetzigen Interimslocalitäten im Graf Nostitz'schen Palais (Graben 12) zwei Kanzlei- und sechs Ausstellungsräume, von denen besonders drei (Saal III—V) sehr geräumig und gut beleuchtet sind, was weniger von den zwei anderen gilt. (Siehe die Planskizze Fig. 10.)

Es enthält folgende Gruppen und Abtheilungen:

Gruppe *A*.

I. Abtheilung für volksthümliche Bauten und Wohnstätten,
II. Abtheilung für volksthümliche Trachten und Stickereien,
III. Abtheilung für Volksbeschäftigung,
IV. „ „ Sitte und Brauch,
V. „ „ volksthümliche Literatur,
VI. „ „ Musik, Lieder und Tänze,
VII. „ „ Sociologie.

Gruppe *B*.

I. Abtheilung für Geographie,
II. „ „ Anthropologie und Demographie,
III. „ „ Linguistik.

Der Raummangel und die ungleichartige Vertretung der Typen in den einzelnen Abtheilungen nöthigten freilich die Museumsleitung, in den Interimslocalitäten nur Theile dessen, was im Programme enthalten und gefordert wird, zu exponiren.

In den sechs Sälen des čechoslavischen ethnographischen Museums gelangten die Sammlungen zu folgender Eintheilung:

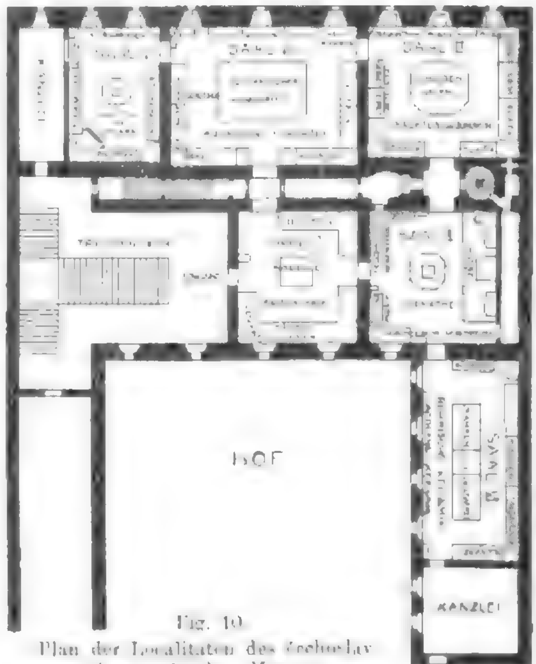


Fig. 10.
Plan der Localitäten des čechoslav. ethnographischen Museums.

Saal I enthält eine Sammlung von ausgewählten Modellen und Bildern zur Volksbaukunst;

Saal II eine Sammlung von Bauerneinrichtungsstücken, verschiedenes Geräthe, ferner Collectionen von geschriebenen Gebetbüchern, Holzschnitzereien und Proben der volksthümlichen Musik;

Saal III eine Sammlung von alterthümlichen Trachten und Stickereien aus dem Königreiche Böhmen nebst anderen auf Brauch und Beschäftigung Bezug habenden kleineren Gegenständen;

Saal IV eine ähnliche Sammlung aus Mähren und Schlesien;

Saal V eine gleiche Sammlung aus der ungarischen Slovakei;

Saal VI Sammlung der alten böhmischen, mährischen und slovakischen Keramik.

13. Herr Dr. **Heinrich Matiegka** in Prag übersendet folgende Inhaltsangabe seiner jüngst erschienenen Arbeit:

Nálezy Laténeské ze severozápadních Čech.

(La Tène-Funde aus Nordwestböhmen. Památky archaeol., XVII, 1896. Taf. XXIX—XXXI.)

I. Skeletgräber bei Gross-Czernosek-Csalositz, in der Nähe von Leitmeritz: zwei Skelette, in blosser Erde ruhend, ausgestreckt im rechten Winkel zu einander (mit den Füssen) gelagert; an dem einen Skelet fand sich ein Schlangenarmband von 1³/₄ Windungen, mit eingedrückten Kreisen und mit schlangenkopfähnlichen Endstücken versehen; dabei ein Eisenfibelfragment (La Tène oder römisch).

II. Aschengrube bei Webinitz (Lobositz): nebst Asche, Kohle und Scherben auch Bruchstücke eines durch Feuer beschädigten Bronzeringes mit Schloss und hohlen Buckeln enthaltend, wie solche sonst aus La Tène-Skeletgräbern bekannt sind (wahrscheinlich kein Brandgrab).

III. Fundort bei Liebshausen (vgl. auch Památky archaeol., XIV. S. 363, und Prähistor. Blätter, VII. 1895, S. 4): Skeletgräberstätte aus der La Tène-Zeit über eine aus älterer Zeit (Hallstatt?) stammende Wohnstätte übergreifend (Abfall- und Aschengruben mit Stein- und Beinwerkzeugen, wenig Bronze, aber charakteristischen Gefässen und Scherben, Taf. XXXI. mit Ausnahme Fig. 28). Die Skeletgräber enthielten Eisenwaffen (La Tène-Schwerter, Taf. XXX. 2, Lanzenspitzen, Schildbeschläge) und Eisenschmuck (Armbänder, XXIX. 5, einen Halsring XXX. 7, Eisenfibeln, XXIX. 12. 13, Eisengürtelketten XXIX. 7), eine prächtige Bronzegürtelkette mit rothem Email, andere Bronzeeisenketten, Buckelringe (XXX. 10, 14, 15), Glas- (12) und andere Armbänder, Lignitringe (11). Charakteristisch sind einige Gefässe (XXX. 8. XXXI. 28, mit Bodenspirale) und einige Objecte (Doppelring, XXX. 6), römischen Einfluss verrathend.

Am meisten überrascht der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Gürtelketten, der Arm- und Fussringe (besonders derer mit hohlen Buckeln) und ihrer Verschlüsse. Schon durch diese allein unterscheidet sich die La Tène-Cultur in Böhmen auffallend von jener, die sich uns in den zeitlich sonst sehr nahestehenden, an Schmuck armen Brandgräbern von Dobřichov darbietet (Památky archaeol., XV. Dr. Píč: Archaeol. výzkum 1893).

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande der Jahres-Versammlung am 9. März 1897.[1])

A. Vereinsleitung und Ausschuss.

Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg** (seit 1882), zugleich Ehrenpräsident (1895)

Vice-Präsidenten:

Dr. Karl **Brunner** Ritter v. **Wattenwyl** (seit 1888)
Dr. Karl Theodor v. **Inama-Sternegg** (seit 1894).

Secretär:

Franz **Heger** (seit 1887).

Secretär-Stellvertreter:

Dr. Philipp **Paulitschke** (seit 1897).

Rechnungsführer:

Dr. Otto **Müller** (seit 1891).

Cassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser** (seit 1891).

Ausschussräthe:

Dr. Franz Ritter v. **Hauer** (seit 1870).
Dr. Emanuel **Herrmann** (seit 1890)
Dr. Moriz **Hoernes** (seit 1890).
Felix **Kanitz** (1870—1874, neuerdings seit 1879)
Dr. Josef **Karabacek** (seit 1872)
Felix **Karrer** (1876—1884, neuerdings seit 1887).
Dr. Matthäus **Much** (1871—1876, neuerdings seit 1884).
Dr. David Heinrich **Müller** (seit 1887).
Karl **Penka** (seit 1890).
Josef **Szombathy** (seit 1887)
Dr. Karl **Toldt** (seit 1886)
Dr. Wilhelm **Tomaschek** (seit 1890).
Dr. Sigmund **Wahrmann** (seit 1883).
Hans Graf **Wilczek** (seit 1870).
Dr. Johann Nep. **Woldřich** (seit 1887)
Gundaker Graf **Wurmbrand-Stuppach** (seit 1870).
Dr. Emil **Zuckerkandl** (1878—1883, neuerdings seit 1889).

Rechnungs-Censoren:

Dr. Moriz **Bruck**.
Alois Raimund **Hein**.

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

1. Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog **Josef** (1895).
2. Adolf **Bastian** in Berlin (1884).
3. Gustav **Fritsch** in Berlin (1895).
4. Ernst **Haeckel** in Jena (1872).
5. Hans **Hildebrand** in Stockholm (1895).
6. Benjamin **Kállay de Nagy-Kálló** in Wien (1895).
7. Julius **Kollmann** in Basel (1895)
8. John **Lubbock** in High Elms (1895).
9. Friedrich **Müller** in Wien (1888). [Zugleich wirkliches Mitglied.]

[1]) Die Zahlen in der Klammer bedeuten das Jahr der Ernennung, respective des Eintrittes. Correcturen respective Ergänzungen dieser Angaben erbittet sich die Redaction der **Mittheilungen** unter der Adresse: Wien, I. Burgring 7.

10. Sophus **Müller** in Kopenhagen (1895).
11. J. W. **Powell** in Washington (1884).
12. Franz v. **Pulszky** in Budapest (1892).
13. Johannes **Ranke** in München (1895).
14. Wilhelm **Reiss** in Könitz [Thüringen] (1889)
15. J. J. S. **Steenstrup** in Kopenhagen (1872)
16. Edward B. **Tylor** in Oxford (1895)
17. Praskovja Sergejewna Gräfin **Uwarow** in Moskau (1890)
18. Rudolf **Virchow** in Berlin (1879).
19. Wilhelm **Waldeyer** in Berlin (1895).
20. Gundaker Graf **Wurmbrand-Stuppach** in Graz (1895). [Zugleich unterstützendes Mitglied.]

II. Correspondirende Mitglieder.

1. Richard **Andree** in Braunschweig (1877).
2. Dmitrij Nikolajewitsch **Anutschin** in Moskau (1890).
3. **Max Bartels** in Berlin (1889).
4. Josef Baron de **Baye** in Paris (1893).
5. Franz **Boas** in New-York (1890).
6. Daniel G. **Brinton** in Philadelphia (1887)
7. Edoardo **Brizio** in Bologna (1895).
8. Emil **Cartailhac** in Toulouse (1879)
9. Ernest **Chantre** in Lyon (1879).
10. Wilhelm **Dörpfeld** in Athen (1895).
11. Ernst **Eitel** in Hongkong (1870).
12. A. **Ernst** in Carácas, Venezuela (1888).
13. Otto **Finsch** in Delmenhorst (1884).
14. Oskar **Fraas** in Stuttgart (1879).
15. Alb. S. **Gatschet** in Washington (1884).
16. Georg **Gerland** in Strassburg (1895)
17. Gherardo **Ghirardini** in Pisa (1895)
18. Enrico **Giglioli** in Florenz (1895).
19. J. **Girard de Rialle** in Paris (1879).
20. Wilhelm **Grempler** in Breslau (1889)
21. Victor **Gross** in Neuveville (1883).
22. Wilhelm **Gurlitt** in Graz (1883).
23. Josef **Hampel** in Budapest (1892).
24. Ernest **Hamy** in Paris (1884).
25. Jakob **Heierli** in Zürich (1891).
26. Wolfgang **Helbig** in Rom (1883)
27. Theodor **v. Heldreich** in Athen (1876).
28. C. **Herbst** in Kopenhagen (1876).
29. Anton **Herrmann** in Budapest (1890).
30. Rudolf **Hoernes** in Graz (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
31. W. J. **Hoffman** in Washington (1884).
32. Urban **Jarnik** in Prag (1884).
33. G. W. **Leitner** in Woking bei London (1872).
34. A. **Lissauer** in Berlin (1892).
35. Paolo **Mantegazza** in Florenz (1878).
36. Christian **Mehlis** in Neustadt a. d. H. (1879)
37. August **Meitzen** in Berlin (1895)
38. Johanna **Mestorf** in Kiel (1877).
39. A. B. **Meyer** in Dresden (1884).
40. Oskar **Montelius** in Stockholm (1879)
41. Enrico **Morselli** in Genua (1875).
42. Gabriel de **Mortillet** in St. Germain en Laye (1877)
43. Robert **Munro** in Edinburgh (1895).
44. Julius **Naue** in München (1887).
45. Alfred **Nehring** in Berlin (1898).
46. Heinrich **Obst** in Leipzig. [Zugleich wirkliches Mitglied.]
47. Otto **Olshausen** in Berlin (1895).
48. Paul **Orsi** in Siracus (1887).
49. Antonio **Pascoli** in Mexiko (1875).
50. Luigi **Pigorini** in Rom (1872).
51. Gustav **Radde** in Tiflis (1884).
52. W. **Radloff** in St. Petersburg (1892).
53. Friedrich **Ratzel** in Leipzig (1886).
54. Salomon **Reinach** in St. Germain en Laye (1895)
55. Gustav **Retzius** in Stockholm (1880).
56. J. G. F. **Riedel** in Haag (1878).
57. J. D. E. **Schmeltz** in Leiden (1884)
58. Emil **Schmidt** in Leipzig (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
59. Wilibald **v. Schulenburg** in Berlin (1887).
60. W. **Schwartz** in Berlin (1880)
61. Georg **Schweinfurth** in Berlin (1884).
62. C. **Schwicker** in Budapest (1880).
63. Theodor Ritter **v. Stefanović-Vilovsky** in Belgrad (1887).
64. Karl von den **Steinen** in Neubabelsberg bei Berlin (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
65. C. L. **Steinhauer** in Kopenhagen (1884).
66. Ludwig **Stieda** in Königsberg, Preussen (1880).
67. Hjalmar **Stolpe** in Stockholm (1889).
68. Aurel **v. Török** in Budapest (1891).
69. Paul **Topinard** in Paris (1879).
70. W. **Troutowski** in Moskau (1890).
71. E. **Ujfalvy de Mező-Kövesd** in Paris (1879).
72. Julien **Vinson** in Paris (1879).
73. Albert **Voss** in Berlin (1887).

III. Stifter.

1. **Joest,** Dr. Wilhelm, Professor. Berlin, W./10. Regentenstr. 19 (1895).
2. **Liechtenstein,** Johann, reg. Fürst von und zu. Wien, IX. Alserbachstrasse 16 (1895).
3. **Sokolowski,** Julian. Wreschen in Posen (1890).

IV. Unterstützende Mitglieder.[1])

1. **Abensperg-Traun,** Hugo Graf v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Oberst-Kämmerer. Wien, I. Wallfischg. 13 (1887).
2. **Apponyi,** Alexander Graf, k. u. k. Kämmerer. Lengyel, Ungarn (1889).
3. **Auspitz,** Theodor, Procurist der pr. Firma S. Auspitz. Wien, I. Schwarzenbergstrasse 8 (1891).
4. **Bonaparte,** Prinz Roland. Paris, Avenue d'Jéna 10 (1895).
5. **Delhaes,** Stefan, Historienmaler. Wien, VIII. Schlösselgasse 2 (1882).
6. **Dumba,** Nikolaus, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Parkring 4 (1884).

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, vorkommende Adressenänderungen sofort dem Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmässige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen etc. garantirt werden kann. Den Mitgliedbeitrag wolle man an den Cassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr v. Schlosser, Wien, IV. Taubstummengasse 8, zu Beginn eines jeden Vereinsjahres einsenden.

7. **Dungel,** Dr. Adalbert, kaiserlicher Rath, General-Abt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich (1881).
8. **Dzieduszycki,** Wladimir Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Lemberg, Kurkowa 15 (1890).
9. **Erwein,** Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten, Mitglied des Herrenhauses. Klagenfurt, Priesterhausg. 2 (1887).
10. **Figdor,** Karl, Verwaltungsrath der Wiener Rückversicherungs-Gesellschaft. Wien, I. Löwelstrasse 8 (1891).
11. **Grünbaum,** Dr. Hermann. Wien, I. Hessgasse 7 (1892).
12. **Gussenbauer,** Dr. Karl, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Schlickgasse 4 (1870).
13. **Gutmann, Max** Ritter v., Berg- und Hütten-Ingenieur. Wien, I. Kantgasse 6 (1892).
14. **Harrach zu Rohrau, Pragg und Tannhausen,** Johann Franz Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 3 (1887).
15. **Hauer,** Dr. Franz Ritter v., k. u. k. Hofrath, Mitglied des Herrenhauses. Wien, VII. Kirchberggasse 7 (1870).
16. **Kinsky, Ferdinand** Fürst, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 4 (1887).
17. **Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, k. u. k. wirkl. Geh. Rath und Kämmerer. Wien, III. Jacquingasse 18 (1884).
18. **Lanna,** Adalbert Ritter v., Mitglied des Herrenhauses. Prag, Hibernergasse 9/II. (1882).
19. **Lieben,** Leopold v., Generalrath und Director der österr.-ungar. Bank. Wien, I. Oppolzergasse 6 (1891).
20. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Schwangasse 1 (1887).
21. **Miller zu Aichholz,** Dr. Victor Ritter v. Wien, III. Am Heumarkt 13 (1887).
22. **Niederösterreichisches Landes-Real- und Obergymnasium** in Horn (1893).
23. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. Dresden, Wintergartenstrasse 5 (1880).
24. **Presl,** Johann, Badhausunternehmer. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 59 (1892).
25. **Reich,** S. & Co., k. k. landesbefugte Glaswaarenfabrikanten. Wien, II./2. Czerningasse 3 (1892).
26. **Rothschild,** Nathaniel Anselm Freiherr v. Wien, IV. Theresianumgasse 14 (1890).
27. **Samson** Philippine, Rentière in Wien, I. Franzensring 16 (1896).
28. **Scherzer,** Karl Ritter v., k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister i. R. Görz, Corso 18 (1895).
29. **Schlesinger,** Dr. Emil, General-Secretär der anglo-österr. Bank. Wien, I. Strauchgasse 1 (1896).
30. **Schoeller,** Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrath der österr.-ungar. Bank, Mitglied des Herrenhauses. Wien, II. Obere Donaustrasse 105 (1887).
31. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, III. Rennweg 2 (1884).
32. **Seudier,** Anton Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Feldzeugmeister i. R. Wien, I. Friedrichstrasse 2 (1887).
33. **Steindachner,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Vorstand des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien, I. Burgring 7 (1896).
34. **Waldstein,** Ernst Karl Graf, k. u. k. Kämmerer, Rittmeister i. R. Prag, Waldsteinhaus (1895). [Lebenslängliches Mitglied.]
35. **Wilczek,** Hans Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Herrengasse 5 (1870).
36. **Windisch-Graetz,** Ernst Fürst zu, k. u. k. Kämmerer, Oberst a. D. Wien, III. Strohgasse 21 A (1879).
37. **Wurmbrand-Stuppach,** Gundaker Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath und Kämmerer, Graz (1870). [Zugleich Ehrenmitglied.]
38. **Zwiklitz,** Felix Edler v. Wien, IV. Heugasse 20 (1883).

V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Adam,** Dr. Josef. Wien, IX. Liechtensteinstrasse 56 (1893).
2. **Alterthumsverein** in Worms (1886).
3. **Alth,** Dr. Titus Ritter v., k. k. Realschuldirector. Wien, XVIII. Leitermayergasse 46 (1893).
4. **Andrian-Werburg,** Dr. Ferdinand Freih. v. Wien, I. Kolowratring 5 (1870). [Lebenslängliches Mitglied.]
5. **Andrian-Werburg,** Leopold Freih. v., stud. jur. Wien, I. Habsburgergasse 15 (1896).
6. **Anthropologische Section** der Gesellschaft für Physiokratie in Böhmen zu Prag 779-II (1887).
7. **Arneth,** Dr. Alfred Ritter v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Director des k. u. k. Haus-, Hof- und Staats-Archives. Wien, I. Parkring 16 (1870).
8. **Arneth,** Dr. Franz Hektor Ritter v. Wien, I. Kolowratring 14 (1870).
9. **Arthaber,** Johann Josef Rudolf Edler v., kaiserl. Rath. Wien, IV. Gusshausgasse 19 (1891).
10. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Leibarzt. Wien, I. Habsburgergasse 9 (1887).
11. **Bachofen v. Echt,** Adolf. Wien, III. Landstrasse Hauptstrasse 33 (1885). [Lebenslängliches Mitglied.]
12. **Baernreither,** Dr. Josef Maria, Landtagsabgeordneter, Gutsbesitzer. Wien, VIII. Landesgerichtsstrasse 11.
13. **Balfour,** Henry, Vorstand des Anthropological-Departement am Museum in Oxford, 11, Norham Gardens (1895).
14. **Bancalari,** Gustav, k. u. k. Oberst a. D. Linz, Altstadt 30 (1892).
15. **Bartsch,** Franz, k. k. Ober-Finanzrath. Wien, III. Salmgasse 14 (1887).
16. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysicus. Varna, Bulgarien (1889).
17. **Baumann,** Dr. Oskar, k. u. k. österr.-ungar. Consul in Sansibar (1887).
18. **Baumgartner,** Dr. Heinrich, k. k. Gymnasial-Professor. Wiener-Neustadt, Hobelhof (1892).
19. **Beer,** Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Mitglied des Herrenhauses, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III. Am Heumarkt 17 (1870).
20. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, I. Kohlmessergasse 8 (1887).
21. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 18 (1888).
22. **Berchtold,** Sigmund Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Löwelstrasse 12 (1884).
23. **Bibliothek der Stadt Wien** (1896).
24. **Bielka Ritter v. Karltreu,** Dr. August, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Reitschulgasse 2 (1887).
25. **Binder,** Andreas, Bau-Inspector der Kaiser Ferdinands-Nordbahn. Wien, III. Marokkanergasse 1 (1893).

26. **Blasius,** Dr. Wilhelm, Director des herzogl. naturhistor. Museums und Professor. Braunschweig, Gaussstrasse 17 (1892).
27. **Böhmerle,** Karl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsleitung. Mariabrunn 1 (1887).
28. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrath, Membre correspondent de l'Institut. Paris, Rue des Saints-Pères 71 (1883). [Lebenslängliches Mitglied.]
29. **Bermann,** Dr. Eugen, k. k. Universitäts-Professor, Wien, XIX. Döblinger Hauptstrasse 15 (1895)
30. **Bouchal,** Leonhard, Wien, I. Tiefer Graben 11 (1895)
31. **Brenner-Felsach,** Joachim Freiherr v., k. u. k. Kämmerer Gainfarn, Niederösterreich (1889).
32. **Breycha,** Dr. Arthur, k. k. Ministerial-Secretär. Wien, I. Kärntnerring 9 (1895)
33. **Brigham,** William J., Director of the Bishop Ethnological Museum. Honolulo, Hawaii-Inseln.
34. **Bruck,** Dr. Moriz, k. u. k. Oberstabsarzt i. R. Wien, II. Czerninplatz 1 (1888).
35. **Brun,** Ferdinand, Ingenieur. Mödling, Wienerstrasse 38, Niederösterreich (1884).
36. **Brunner v. Wattenwyl,** Dr. Karl Ritter, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, VIII. Trautsohngasse 6 (1870).
37. **Brunšmid,** Josip, Professor an der Universität und Director der archäolog Abtheilung des Nationalmuseums in Agram (1891).
38. **Bühler,** Dr. Georg Johann, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 8 (1894).
39. **Bugiel,** Wlodsimierz Mieczyslaw, stud. med. Paris, Boulevard St. Marcel 51 (1891).
40. **Bulić,** Franz, Monsignore, k. k. Conservator, Gymnasial-Director. Spalato (1896)
41. **Buschman,** Dr. Ferdinand Freiherr v. Wien, I. Bauernmarkt 18 (1889).
42. **Calliano,** Gustav, Präsident des Museumsvereines in Baden bei Wien, Pfarrgasse 8 (1896).
43. **Campi,** Luigi Nobile de, Reichsraths-Abgeordneter. Cles, Tirol (1886).
44. **Chrobak,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Frankgasse 6 (1874).
45. **Chun,** Franz, Beamter der k. k priv. österr. Länderbank in Wien (1896).
46. **Czerny,** Alois, Bürgerschullehrer. Mährisch-Trübau (1887).
47. **Dachler,** Anton, Ingenieur. Wien, II./2. Halmg. 1 (1895).
48. **Dalla-Rosa,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Porzellangasse 2 (1887).
49. **Demetrykiewicz,** Dr. Wladimir, Secretär der kaiserl Akademie der Wissenschaften in Krakau, Stephansplatz 6 (1896).
50. **Deutsch,** Joel, kaiserl. Rath, em. Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III. Jacquingasse 1 (1872).
51. **De Vaux,** Karl Freiherr, k. u. k. Geh. Rath, Kämmerer und Generalmajor. Wien, III. Lagergasse 6 (1887).
52. **Dillinger,** Andreas, Schriftsteller. Wien, I. Opernring 23 (1883).
53. **Dolkowski,** Leo, Techniker, Wien, IV. Danhauserg. 6 (1894).
54. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen (1881).
55. **Dworschak,** Dr. Joh., Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark (1884).
56. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Niesluchów, Post Zelechów wielki, Galizien (1883).
57. **Ehrenfreund,** Sigmund. Wien, IX./1. Rögergasse 1B (1895).
58. **Eigl,** Josef, k. k. Regierungs-Ober-Ingenieur. Salzburg, Neuthorstrasse 9 (1893).
59. **Erzbischöfliches Knabenseminar** und Ober-Gymnasium in Trawnik, Bosnien (1888).
60. **Faber,** Dr. Karl Maria. Graz, Lichtenfelsgasse 15 (1870).
61. **Familien-Fideicommiss-Bibliothek,** k. u. k. Wien, Hofburg (1877).
62. **Fiala,** Franz, Custos am bosn.-herzegowinischen Landesmuseum. Sarajevo (1894).
63. **Figdor,** Gustav, Grosshändler. Wien, II. Kaiser Josefstrasse 38 (1880).
64. **Flack,** Johann, königl. Rath, pens Bürgermeister. Oedenburg, Heiliggeistgasse 3 (1890)
65. **Fischer,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Schlossarzt in Laxenburg (1888).
66. **Fischer,** Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, VII. Breitegasse 8 (1886).
67. **Flondor,** Alexander Ritter v., Gutsbesitzer. Hlinitza, Post Draczynetz, Bukowina (1894).
68. **Franc,** Franz Xaver, Secretär des histor. Museums der Stadt Pilsen (1894).
69. **Frischauf,** Dr. Eugen, Notariats-Candidat. Wien, IV. Wiedner Hauptstrasse 22 (1888).
70. **Fürst,** Dr. Eduard, Assistent am zoolog Museum der Universität Würzburg (1895).
71. **Fulcommer,** Daniel, Professor an der State Normal School. Milwaukee, Wisconsin U. S. A. (1895)
72. **Geographisches Institut** der k. k. Universität. Wien, I. Franzensring 3 (1894).
73. **Gerlich,** Karl, Lehrer, Prerau (1894).
74. **Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.** Görlitz (1889).
75. **Gesellschaft f. Salzburger Landeskunde.** Salzburg (1887).
76. **Glück,** Dr. Leopold, Kreisarzt. Sarajevo, Kossovo 11 (1893).
77. **Gomperz,** Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, III. Reisnerstrasse 13 (1870).
78. **Grössl,** Franz Xaver, k. u. k. Präparator am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, II. Wallensteinstr. 40 (1888).
79. **Grohmann,** Frl. Anna, Präsidentin des Damen-Comités der I. Prager und Kleinseitener Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben 3 (1884).
80. **Gross,** Dr. Konrad, Operateur an der III. geburtshilflichen Klinik. Wien, XI. Simmeringer Hauptstrasse 42 (1893).
81. **Gruber,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Freiung 7 (1870).
82. **Gschirhakl,** Dr. Johann, k. u. k. Stabsarzt. Wien, III. Kegelgasse 7 (1888)
83. **Gutherz** Gérard. Wien, III Gerlgasse 4 (1897).
84. **Haberler,** Dr. Franz Ritter v. Wien, VIII. Skodagasse 8 (1888).
85. **Hackenberg,** Dr. Ferdinand, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, IV. Paniglgasse 19a (1887).
86. **Hagen,** Dr. Karl, Vorstand des Museums für Völkerkunde in Hamburg (1895).
87. **Hartung v. Hartungen,** Dr. Christoph. Riva am Gardasee, Villa Christoforo (1887).

88. **Hatschek,** Dr. Rudolf. Bad Gräfenberg, Oesterreichisch-Schlesien (1892).
89. **Hebra,** Dr. Hans Ritter v., Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Lothringerstrasse 5 (1887).
90. **Hedinger,** Dr. August, Medicinalrath. Stuttgart, Friedrichstrasse 4 (1895).
91. **Heger,** Franz, k. u. k. Custos und Leiter der anthropol.-ethnographischen Abtheilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Rasumoffskygasse 1 (1878).
92. **Hein,** Alois Raimund, k. k. Professor und akademischer Maler. Wien, V. Bacherplatz 13 (1890).
93. **Herrmann,** Dr. Emanuel, k. k. Ministerialrath, Professor an der k. k. techn. Hochschule. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 58b (1889).
94. **Herrnfeld,** Heinrich, Schriftsteller. Wien, II. Fischergasse 2 (1870).
95. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, III. Veithg. 9 (1883).
96. **Himmel v. Agisburg,** Heinrich, k. u. k. Oberst i. R. Brixen, Tirol (1887).
97. **Historisch-archäologisches Museum** der Stadt Pilsen (1888).
98. **Hochstetter,** Dr. Arthur Ritter v., Primararzt. Wiener-Neustadt (1884).
99. **Hoelder,** Dr. H. v., k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.
100. **Hörmann,** Constantin, Hofrath, Director des bosnisch-hercegovinischen Landesmuseums. Sarajevo (1894).
101. **Hoernes,** Dr. Moriz, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Privatdocent an der Universität. Wien, III. Strohgasse 5 (1883).
102. **Hoernes,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Sparbersbachstrasse 29 (1879). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
103. **Hofmann,** Rafael, Bergwerks-Director. Wien, IV. Heugasse 52 (1893).
104. **Hofmeier,** Ernst, Domänenbesitzer. Pischely bei Prag (1892).
105. **Hohenbruck,** Arthur, Freiherr v., k. k. Ministerialrath im Ackerbauministerium. Wien, I. Nibelungengasse 8 (1890).
106. **Holl,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21.
107. **Holländer,** Dr. Alexander, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, IX. Ferstelgasse 6 (1888).
108. **Holler,** Dr. Anton. Graz, Normalschulgasse 5 (1887).
109. **Houška,** Dr. Alois, städt. Polizei-Commissär. Pilsen, Mannsfeldgasse 7 (1887).
110. **Hovorka Edler v. Zderas,** Dr. Oskar, Gemeindearzt. Janjina, Dalmatien (1893).
111. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, XVII. Hernals, Bergsteiggasse 32 (1887).
112. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor v., k. k. Sectionschef, Präsident der k. k. statistischen Central-Commission, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Freiung 6 (1884).
113. **Jagić,** Dr. Vatroslav, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, Mitglied des Herrenhauses. Wien, XIX./1. Döblinger Hauptstrasse 24 (1892).
114. **Jelinek,** Břetislav, k. k. Conservator, Director des städt. Museums in Prag. Smichov, Hieronymusgasse 13 (1883).
115. **Jenny,** Dr. Samuel, kaiserl. Rath. Hard bei Bregenz (1889).
116. **Jerusalem,** Dr. Wilhelm, k. k. Gymnasial-Professor, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, VIII. Daungasse 1 (1895).
117. **Jurié Edler v. Lavandal,** Dr. Gustav, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Wallnerstrasse 11 (1870).
118. **Kahle,** Dr. Bernhard, Professor an der Universität. Heidelberg i. B., Brückenstrasse 16 (1895).
119. **Kaindl,** Dr. Raimund Friedrich, Professor. Czernowitz, Neueweltgasse 58 (1891).
120. **Kaiser,** Franz, k. k. Regierungsrath, Hilfsämter-Ober-Director im k. k. Finanzministerium. Wien, IV. Igelgasse 21 (1870).
121. **Kaltenegger,** Ferdinand, k. k. Hofrath. Brixen (1884).
122. **Kammel Edler v. Hardegger,** Dr. Dominik, Gutsbesitzer. Stronsdorf, Niederösterreich (1884).
123. **Kanitz,** Felix, k. ungar. Rath, Curator am k. k. österr. Handelsmuseum. Wien, I. Eschenbachgasse 9 (1870).
124. **Kaposi,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 28.
125. **Karabacek,** Dr. Josef, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, III. Salmgasse 15 (1870).
126. **Karásek,** Dr. Josef, Mitarbeiter der „Prager Zeitung". Prag, Kleinseite 459 (1893).
127. **Karner,** P. Lambert, Pfarrer in Brunnkirchen, Postamt Furth, Niederösterreich (1880).
128. **Karrer,** Felix, k. ungar. Rath, General-Secretär des Wissenschaftlichen Club. Wien, XIX. Döblinger Hauptstrasse 80 (1870).
129. **Katholický,** Dr. Karl, k. k. Sanitätsrath, Primararzt der Krankenanstalt. Brünn (1888).
130. **Kemény,** Dr. Ig., k. u. k. Regimentsarzt. Komorn (1890).
131. **Kniee,** Jan, Lehrer. Doubrawitz, Post Raitz, Mähren (1891).
132. **Koblitz v. Willmburg,** Hans Freiherr, k. u. k. Artillerie-Oberlieutenant. Wien, IV. Favoritenstrasse 28 (1888).
133. **Könyöki,** Dr. Alois, k. ungar. Staats-Chemiker. Budapest, Dálbabutcza 24 (1890).
134. **Koffer,** Dr. Hans, Assistent an der III. geburtshilflichen Klinik. Wien, I. Hofgartengasse 1 (1893).
135. **Kolbenheyer,** Erich, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz (1894).
136. **Koller,** August Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment. Dobřan bei Pilsen (1891).
137. **Komers,** August, k. k. Gymnasial-Professor i. P. Niemtschitz bei Kojetein. Mähren (1888).
138. **Kominek,** Alois, Güter-Inspector. Wien, I. Rathhausstrasse 4 (1890).
139. **Kosanović,** Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Dulcigno, Montenegro (1884). [Lebenslängliches Mitglied.]
140. **Kostersitz,** Ubald, inf. Propst des Stiftes Klosterneuburg (1887).
141. **Koudelka,** Florian, k. k. Bezirks-Thierarzt. Wischau, Mähren (1886).
142. **Krayatsch,** Dr. Josef, Director der niederösterr. Irrenanstalt in Kierling-Gugging, Niederösterreich (1887).
143. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar. Steinitz, Mähren (1880).
144. **Kubinyi,** Nikolaus v., Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn (1883).

145. **Kübeck zu Kübau,** Max Freiherr v., k. u. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. Wienstrasse 27 (1870).
146. **Kuhn,** Dr. Konrad. Wien, I. Maysedergasse 6 (1893).
147. **Kulka,** Dr. Richard, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, VII. Neubaugasse 23 (1889).
148. **Kutschera,** Hugo Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geh. Rath, Civil-Adlatus für Bosnien und die Herzegovina. Sarajevo (1884).
149. **Landau,** Dr. Wilhelm Freih. v. Berlin (1895).
150. **Landesmuseum „Joanneum"** [Antiken- und Münzen-Cabinet] in Graz (1891).
151. **Leder,** Hans. Jauernig, Oesterr.-Schlesien (1894).
152. **Leger,** F., Privatier. Kolin, Kuttenberger Vorstadt 182, Böhmen (1888).
153. **Lehmann-Nitsche,** Dr. Robert. Gocanowo bei Kruschwitz, Provinz Posen (1896).
154. **Leidinger,** Josef, k. u. k. Rechnungsrath in Sr. Majestät Obersthofmeisteramt. Wien, XIII. Hietzing, Lainzerstrasse 74 (1893).
155. **Lenz,** Dr. Oskar, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Sladkovskystrasse 8 (1893).
156. **Liblcka,** Emma, Malerin. Wien, IX. Prechtlgasse 1 (1893).
157. **Linardić,** Dr. Dominik, k. u. k. Stabsarzt. Banjaluka (1888).
158. **Linden,** Dr. Marie Gräfin, Assistent am zoolog. Museum der Universität in Halle a. S., Universität (1888).
159. **Lippmann,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV. Karlsgasse 9 (1893).
160. **Ludwig,** Dr. Eduard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, I. Wollzeile 1 (1895).
161. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr v., k. u. k. wirklicher Geheimer Rath. Deutsch-Altenburg an der Donau, Niederösterreich (1887).
162. **Lukas,** Dr. Franz, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, I. Bartensteingasse 16 (1884).
163. **Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde. Friedenau bei Berlin, Menzelstrasse 1 (1872).
164. **Majewski,** Erasmus, Director des chemisch-technischen Laboratoriums. Warschau, Złota 61 (1893).
165. **Makowsky,** Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule. Brünn, Thalgasse 25 (1889).
166. **Marchesetti,** Dr. Carlo de, Director des Museo civico di Storia naturale. Triest (1889).
167. **Marinitsch,** Josef, Kaufmann. Triest, Via del Lazzeretto vecchio 4 (1891).
168. **Maška,** Karl Jaroslav, Oberrealschul-Director. Teltsch, Mähren (1881).
169. **Masner,** Dr. Karl, Custos am k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie. Wien, III. Wassergasse 13 (1892).
170. **Matiegka,** Dr. Heinrich, Bezirks-Arzt. Prag, VII. 617 (1890).
171. **Mattoni,** Heinrich Edler v., kaiserl. Rath. Giesshübl-Sauerbrunn, Böhmen (1887).
172. **Mattula,** Josef, Baumeister. Znaim (1892).
173. **Mattula,** Ludwig, Lehrer. Unter-Retzbach, Niederösterreich (1892).
174. **Mayer,** Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28 (1892).
175. **Melzer,** Dr. Wenzel, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Teplitz-Schönau (1893).
176. **Meringer,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Eisengasse 15 (1889).
177. **Miličević,** Dr. Franjo. Mostar (1883).
178. **Miske,** Kálmán, Freiherr v., Gutsbesitzer. Güns, Ungarn (1896).
179. **Mittler,** Dr. Paul. Wien, I. Elisabethstrasse 16 (1870).
180. **Montecuccoli-Polinago,** Rudolf Graf, k. u. k. Linienschiffs-Capitän. Pola (1884).
181. **Much,** Dr. Ferdinand, k. k. Hofburgtheaterarzt. Wien, IV. Favoritenstrasse 11 (1880).
182. **Much,** Dr. Matthäus, k. k. Regierungsrath. Wien, Hietzing, Penzinger Strasse 84 (1870).
183. **Much,** Dr. Rudolf, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, VIII. Fuhrmannsgasse 4 (1880).
184. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII. Feldgasse 10 (1884).
185. **Müller,** Dr. Friedrich, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, III. Marxergasse 24 A (1870). [Zugleich Ehrenmitglied.]
186. **Müller,** Hugo, Gutsbesitzer. Wien, I. Grünangergasse 1 (1880).
187. **Müller,** Dr. Otto, Eisenbahn-General-Secretär a. D. Wien, IX. Berggasse 5 (1889).
188. **Murko,** Dr. Mathias, Privatdocent an der Universität. Wien, VII. Breitegasse 4 (1896).
189. **Musealverein** der Stadt Cilli (1895).
190. **Musealverein** in Hallstatt, Oberösterreich (1891).
191. **Musejní spolek.** Brünn (1889).
192. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen (1890).
193. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig (1888).
194. **Museumsverein** in Budweis (1893).
195. **Nadenius,** Dr. Joh. Jakob, k. k. Regierungsrath i. P. Wien, IV. Weyringergasse 15 (1887).
196. **Nebehay,** Karl, Beamter der allgemeinen Depositenbank. Wien, I. Schottengasse 1 (1896).
197. **Neugebauer,** Dr. Josef, Secundararzt im Allgemeinen Krankenhaus. Wien, IX. Kolingasse 11 (1893).
198. **Neustadtl,** Dr. Josef, Privatier. Wien, I. Wallnerstrasse 3 (1895).
199. **Niederösterreichische Landes-Oberrealschule** und Fachschule für Maschinenwesen in Wr.-Neustadt (1887).
200. **Niedźwiedzki,** Julian, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Lemberg, Kleingasse 3 (1887).
201. **Obersteiner,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor, Director der Privat-Irrenanstalt in Wien, XIX. Billrothstrasse 69 (1870).
202. **Obst,** Dr. Heinrich, Director des Museums für Völkerkunde in Leipzig (1896). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
203. **Oesterreichischer Touristen-Club.** Wien, I. Weihburggasse 18 (1887).
204. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, I. Neuthorgasse 20 (1870).
205. **Ossowski,** Gottfried. Tomsk, Moskowskij-Trakt 3 (1884).
206. **Pachinger,** Anton Max. Linz, Bethlehemstrasse 31 (1894).

207. **Palliardi,** Jaroslaw, Notar. Frain bei Znaim (1889).
208. **Pastrnek,** Dr. Franz, k. k. Universitäts-Professor in Prag (1893).
209. **Pauli,** Hugo, Buchhändler. Wien, I. Rothenthurmstrasse 15 (1892).
210. **Paulitschke,** Dr. Philipp, kaiserl. Rath, Privatdocent an der k. k. Universität und Gymnasial-Professor. Wien, VIII. Skodagasse 16 (1885).
211. **Pecz,** Dr. Alexander, Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Wien, I. Opernring 5, 4. Stiege (1880).
212. **Peisker,** Dr. Johann, Scriptor an der Universitäts-Bibliothek. Graz, Leechgasse 22a (1896).
213. **Penka,** Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII. Schindlergasse 48 (1882).
214. **Pfeiffer,** Rudolf, k. k. Oberbergrath. Wien, XVIII. Währing, Gürtelstrasse 41 (1870).
215. **Pichler,** Julius, Director der Sprengmittelfabrik in Brunn am Steinfeld, Niederösterreich (1893).
216. **Pick,** Dr. Alois, k. u. k. Regimentsarzt, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Rudolfsplatz 12 (1895).
217. **Pick,** Dr. Arnold, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stadtpark 11 (1892).
218. **Píč,** Dr. J. L., Vorstand der archäologischen Abtheilung am Nationalmuseum in Prag, Sokolgasse 8 (1896).
219. **Pierer,** Dr. F. S. J., Schiffsarzt i. R. St. Marein a. d. Kremsthalbahn, Oberösterreich (1887).
220. **Plischke,** Dr. Karl. Prag, Königl. Weinberge, Dobrowskygasse 12 (1888).
221. **Poetsch,** Vincenz, Fabrikant. Randegg, Niederösterreich (1891).
222. **Pražák,** Dr. Alois Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Minister a. D. Wien, III. Strohgasse 21 (1893).
223. **Preen,** Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich (1885).
224. **Preindlsberger,** Milena, Sarajevo, Landesspital (1889).
225. **Pudil,** Jan, em. fürstl. Lobkowitz'scher Baudirector. Prag, Königliche Weinberge, Brandlgasse 16 (1883).
226. **Püchler,** Wenzel, k. k. Oberbergrath i. P. Graz, Maiffredygasse 5, II (1884).
227. **Puschmann,** Dr. Theodor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII. Währing, Martinstrasse 6 (1894).
228. **Rabl,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Prag (1882).
229. **Radić,** Fran., Redacteur der „Starohrvatska Prosvjeta“. Curzola, Dalmatien (1884).
230. **Rauch,** Georg, Architekt. Wien, VIII. Lammg. 9 (1895).
231. **Reisch,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Innsbruck (1894).
232. **Reischek,** Andreas, Naturforscher. Linz, Klammstrasse 22. (1891). [Lebenslängliches Mitglied.]
233. **Richlý,** Heinr. Neuhaus bei Weseli a. L., Böhmen (1886).
234. **Riegl,** Dr. Alois, Custos am k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Schottengasse 8 (1892).
235. **Rigler,** Dr. Franz Edler v. Wien, III. Seidlgasse 22 (1874).
236. **Rohrmann,** Moriz, Gutsbesitzer. Bludowitz, Oesterr.-Schlesien (1887).
237. **Rokitansky,** Hans Freiherr v., k. u. k. Kammersänger. Wien, IV. Wiedner Hauptstrasse 51 (1874).
238. **Rollet,** Dr. Emil, k. k. Regierungsrath, Director und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Baden bei Wien, Berggasse 37 (1870).
239. **Romstorfer,** Karl Adam, Architekt, k. k. Conservator, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Czernowitz, Petroviczgasse 6 (1893).
240. **Rosenberg,** Leopold. Wien, I. Giselastrasse 11 (1884).
241. **Rosthorn,** Dr. Arthur v., k. u. k. Legationssecretär bei der k. u. k. Gesandtschaft. Peking (1894).
242. **Rowland,** William R., jun. Berhentian Tingi Estate, Negri Sembilan, Malakka [via Singapore] (1895).
243. **Rücker,** Anton, k. k. Oberbergrath. Wien, I. Canovagasse 7 (1882).
244. **Salter,** Sigmund, Realitätenbesitzer. Wien, IX. Lackierergasse 6 (1896). [Lebenslängliches Mitglied.]
245. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. Marxergasse 1 (1888).
246. **Schacherl,** P. Gust., Pfarrer. Gobelsburg im Kampthale, Niederösterreich (1889).
247. **Schaffer,** Dr. Ludwig, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, I. Stephansplatz 5 (1887).
248. **Schandlbauer,** Dr. Hans. Wien, I. Petersplatz 7 (1893).
249. **Scheff,** Dr. Julius, jun., k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Hoher Markt 4 (1887).
250. **Schiess,** Dr. Heinrich, Director der Ophthalmologischen Klinik in Basel (1895).
251. **Schiff,** Dr. Eduard, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Wallfischgasse 6 (1888).
252. **Schiffmann,** Ludwig. Hamburg, Neue Gröningerstrasse 22 (1887).
253. **Schlesinger,** Sigm. Egon. Wien, I. Gonzagagasse 15 (1894).
254. **Schlosser,** Karl Freiherr v. Wien, IV. Taubstummengasse 8 (1888).
255. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrath. Wien, II. Kaiser Josefstrasse 33 (1870).
256. **Schmidl,** Karl. Wien, XIII. Hietzing, Auhofstrasse 7.
257. **Schmidt,** Dr. Emil, Universitäts-Professor. Leipzig, Schenkendorfstrasse 5 (1898). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
258. **Schnapper,** August, Privatier. Wien, VI. Getreidemarkt 17 (1888).
259. **Schneider,** Dr. Robert Ritter v., Custos der Antikensammlung des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX. Berggasse 10 (1887).
260. **Schoetensack,** Dr. Otto. Heidelberg (1894).
261. **Schott,** Eugen. Weitra, Niederösterreich (1887).
262. **Schroeder,** Dr. Leopold v., k. k. Universitäts-Professor. Innsbruck, Fischergasse 7 (1894).
263. **Schrötter v. Kristelli,** Dr. Leopold Ritter, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Mariannengasse 3 (1887).
264. **Schuchardt,** Dr. Hugo, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Graz, Elisabethstrasse 6 (1885).
265. **Schulhof,** Dr. Johann Sigmund, k. u. k. Oberarzt. Grkovac bei Risano, Dalmatien (1887).
266. **Schwab,** Dr. Erasmus, Gymnasial-Director i. P., Bezirksschulrath. Wien, VI. Kasernengasse 24 (1884).
267. **Sederl,** Josef, k. u. k. Hof-Steinmetzmeister. Wien, III./s. Reisnerstrasse 61 (1870).

268. **Sieger,** Dr. Robert, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Wollzeile 12 (1891).
269. **Siemiradzki,** Dr. Josef, Professor an der Universität in Lemberg. Sakramentek 18 (1896).
270. **Sitte,** Camillo, k. k. Regierungsrath, Architekt, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Wien, I. Schellinggasse 13 (1893).
271. **Sonne,** Dr. Eduard Ober-Laa bei Wien (1892).
272. **Sonnleithner,** Ferd. Sarajevo (1888).
273. **Speyer,** Albert, Commissionswaarenhändler. Wien, I. Neuthorgasse 15 (1888).
274. **Spitzer,** Gust., k. u. k. Hof-Mode- und Weisswaarenhändler. Wien, I. Kärntnerring 12 (1884).
275. **Srbska-Zora,** Akademischer Studenten-Verein. Wien, VII. Burggasse 20 (1884).
276. **Staatsgewerbeschule,** k. k. Wien, I. Schellinggasse 13 (1893).
277. **Staatsgymnasium,** k. k., Oberhollabrunn, Niederösterreich (1893).
278. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Hofrath, Director der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Rasumoffskygasse 23, III (1870).
279. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Neubabelsberg bei Berlin, Karaibenhof (1892). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
280. **Steiner,** Franz. Schaab bei Podersam, Böhmen (1891).
281. **Steiner v. Pfungen,** Dr. Robert Freiherr, Primararzt im Kaiser Franz Josefs-Spital, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Schottengasse 8 (1880).
282. **Storno,** Franz, jun., akademischer Maler. Oedenburg (1893).
283. **Straberger** Josef, k. k. Ober-Postcontrolor, Conservator. Linz (1896).
284. **Strohmayer,** Dr. August, Schriftsteller. Rom (1881).
285. **Stubenvoll,** Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slavonien (1892).
286. **Supljina,** Matthäus, Pfarrer i. P. Pisino, Istrien (1887).
287. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, Director der Privat-Heilanstalt für Gemüthskranke. Wien, III. Leonhardgasse 3/5 (1880).
288. **Szczepanowski,** Stanislaus Prus. Lemberg, Ulice Dabrowskiego 8 (1887).
289. **Szombathy,** Josef, k. u. k. Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Sigmundsgasse 8 (1879).
290. **Tagleicht,** Karl, k. u. k. Hof-Bauschlosser. Wien, II Mathildenplatz 7 (1887).
291. **Tappeiner,** Dr. Franz, Curarzt. Meran, Tirol (1881).
292. **Thirring,** Julius, Bürgerschullehrer. Wien, II Darwingasse 9 (1893).
293. **Tietze,** Dr. Emil, k. k. Oberbergrath an der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Ungargasse 27 (1887).
294. **Toldt,** Dr. Karl, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX. Ferstelgasse 6 (1885).
295. **Tolmatschew,** Dr. Nikolaus, Universitäts-Professor. Kasan (1889).
296. **Tomaschek,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII. Währinger Gürtel 118 (1884).
297. **Tonner,** Dr. Wilhelm, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Pisek, Böhmen (1893).
298. **Trapp,** Josef, Fabriksbesitzer. Pilsen, Salzgasse 14 (1889).
299. **Treulich,** Dr. Jakob, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Wien, I. Bartensteingasse 13 (1887).
300. **Trentler,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Innsbruck, Dreiheiligenstrasse 5 (1892).
301. **Trojanović,** Dr. Sima, Professor am III. Gymnasium. Belgrad (1894).
302. **Tschudi,** Dr. Arthur, k. u. k. Stabs- und Divisions-Chefarzt. Graz (1888)
303. **Valjavec,** Matija, Professor, Mitglied der südslavischen Akademie. Agram, Kukovićgasse 6 (1883).
304. **Vlaintini,** Ignaz, Oberlehrer. Pinguente, Istrien (1895).
305. **Vuletić-Vukasović,** Vid, Professor. Curzola, Dalmatien (1883)
306. **Vyvlečka,** Dr. Josef, k. k. Conservator, Domvicar in Olmütz (1896).
307. **Wahrmann,** Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Wollzeile 29 (1870).
308. **Wallaschek,** Dr. Richard. Wien, IV. Waaggasse 11 (1897).
309. **Waněk,** Johann, fürstl. Liechtenstein'scher Gutsdirector Radim, Post Peček, Böhmen (1896).
310. **Wang,** Nikolaus, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, I. Maximilianstrasse 14 (1883).
311. **Weinberger,** Isidor, k. k. Commercialrath, Centraldirector der böhmischen Montangesellschaft. Wien, IV. Schwindgasse 20 (1883).
312. **Weinzierl,** Robert Ritter v. Prag, II. Krakauergasse 16 (1894).
313. **Weinzierl,** Dr. Theodor Ritter v., k. k. Director der Samen-Controlstation. I. Wien, Liebiggasse 5 (1892).
314 **Weisbach,** Dr. Augustin, k. u. k. Ober-Stabsarzt, Sanitätschef des 15. Corps. Sarajevo (1887).
315. **Weiss,** Dr. Johann Baptist v., k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Graz, Bürgergasse 13 (1875).
316. **Weiss v. Tessbach,** Dr. Adolf Ritter. Wien, I. Nibelungengasse 1 (1887).
317. **Weyr,** Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III. Ungargasse 58 (1887).
318. **Wieser v. Wiesenhort,** Dr. Franz Ritter, k. k. Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhardstrasse 4 (1883).
319. **Wielemans,** Alexander, **Edler von Monteforte,** k. k. Baurath u. Architekt. Wien, XVII. Zwerngasse 16 (1897).
320. **Wilser,** Dr. med. Ludwig, Stadtarzt. Karlsruhe (Baden), Kriegstrasse 62 (1897).
321. **Winternitz,** Dr. Moriz. Oxford, 100 Kingston Road (1886).
322. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor, kaiserl. Rath. Wien, I. Wipplingerstrasse 28.
323. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, I. Weihburggasse 32 (1884).
324. **Witzany,** Dr. A., Districtsarzt. Eisgrub, Mähren (1887).
325. **Woldřich,** Dr. Joh. Nep., k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königl. Weinberge, Hálekgasse 76 (1870).
326. **Wolfram,** Alfred. Wien, XVIII. Canongasse 19 (1889).
327. **Wosinsky,** Moriz, Dechant. Szegszárd, Ungarn (1889).
328. **Zawiliński,** Roman, k. k. Gymnasial-Professor, Secretär der ethnologischen Abtheilung der Akademie der Wissenschaften. Krakau, Karmelicka 22 (1893).
329. **Zeyer,** Johann, Architekt. Prag, Ujezd, III. 402 (1887).

330. **Ziller,** Karl, k. u. k. Artillerie-Oberlieutenant. Hermannstadt, Siebenbürgen (1890).
331. **Žitný,** Anton, fürstl. Liechtenstein'scher Forstmeister. Adamsthal, Mähren (1883).
332. **Zsigmondy,** Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I. Schmerlingplatz 2 (1892).
333. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserbachgasse 20.
334. **Zumbusch,** Kaspar Ritter v., Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste. Wien, III. Jacquingasse 11 (1889).

C. Correspondenten.

1. **Bella,** Ludwig, Professor. Oedenburg.
2. **Krahuletz,** J. Eggenburg.
3. **Moser,** Dr. L. Karl. Triest.

Monats-Versammlung am 13. April 1897.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Herr **J. R. Bünker** aus Oedenburg hält einen Vortrag:

Das Bauernhaus auf der Millenniums-Landesausstellung in Budapest.

Dieser Vortrag wird als Abhandlung im nächsten Hefte der Mittheilungen erscheinen.

2. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

1. Parker, Edward W.: The Production of Soapstone and Magnesite in 1894.
2. Derselbe: The Production of Gypsum in 1894.
3. Derselbe: The Production of Salt in 1894.
4. Derselbe: The Production of Asphaltum in 1894.
5. Derselbe: The Production of Sulphur and Pyrites in 1894.
6. Derselbe: The Production of Antimony and Platinum in 1894.
7. Derselbe: Mineral Paints, Barytes and Asbestos in 1894.
8. Derselbe: The Production of Abrasive Materials.
9. Shaler, Nathaniel Southgate: Peat Deposits (2 Hefte).
10. Day, William C.: The Stone Industry in 1894.
11. Nitze, H. B. C.: Monazite.
12. Weeks, Joseph D.: The Production of Manganese in 1894.
13. Cummings, Uriah: The Production of Cement in 1894.
14. The Production of Nickel in 1894.
15. The Production of Quicksilver in 1894.
16. The Production of Chromium and Tungsten in 1894.
17. The Production of Fluorspar and Mica in 1894.

Nr. 1—17 sämmtlich: Extracts from the sixteenth Annual Report of the Director of Departement of the Interior U. S. Geological-Survey 1894—95. Washington, 1895.

18. Peñafiel, Dr. Antonio: Estadística General de la República Mexicana. Ano VI. Núm 6.
19. Derselbe: Anuairo Estadístico de la República Mexicana. 1893 und 1894.
20. Derselbe: Boletin Semestral de la Direccion General de Estadística de la República Mexicana. Numero 4, 5, 6, 7, 8 und 10.

Nr. 1—20 Geschenk des Herrn A. S. Gatschet in Washington.

21. Piette, Edouard: Fouilles faites à Brassempouy en 1895. (Extrait des Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, tome VI, IV^e sér. Gesch. d. Verf.
22. Derselbe: Études d'Ethnographie Préhistorique. (Extrait de „L'Anthropologie". — T. VII. — No. 3.) Gesch. des Verf.
23. Hendriks, H.: Het Burusch van Màsarète. Gesch. des k. Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde von Nederl.-Indië.
24. Appletons' popular science monthly. March 1897. New-York. Gesch. von Wm. Z. Ripley.
25. Annual report of the Director to the Board of Trustees for the year 1895—96. Chicago. Gesch. des Field Columbian Museum.
26. American Academy of Arts and Sciences: Proceedings. New Series, Vol. XXIII. Boston 1896. Gesch. der Akademie.
27. Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXVIII. Jahrgang Nr. 1—5. München 1897. Gesch. der Ges.
28. Mehlis, Dr. C.: Der Drachenfels bei Dürkheim a. d. H. Beitrag zur pfälzischen Landeskunde. I. und II. Abth. Gesch. des Verf.
29. Heierli, J.: Die Näfelser Letzi. Gesch. des Verf.
30. Madras Government Museum. Bull., Vol. II, No. 1. Anthropology. Gesch. des Madras Gov. Mus.
31. Australian Museum, Sydney. Memoir. III. The Atoll of Funafuti, Ellice Group: Its zoology, botany, ethnology and general structure. Gesch. des Austral. Mus.
32. Appletons' popular science monthly. April-June May 1897, New-York. Gesch. von Wm. Z. Ripley.
33. Boas, Franz: The growth of children. (Reprinted from Science, N. S., Vol. V., No. 119, pages 570—573, April 9, 1897.) Gesch. des Verf.
34. Nehring, Prof. Dr. A.: Sibmacher's Bild einer Urstier-Jagd. Aus der Zeitschrift „Wild und Hund", III. Jahrg. 1897, p. 199. Gesch. des Verf.
35. Nehring, Prof. Dr. A.: Ueber Schlittknochen, insbesondere über einen solchen von der Burg in Bromberg. Ibid. III. Jahrg., p. 84. Gesch. des Verf.
36. Nehring, Prof. Dr. A.: Ein Gedicht über Ur und Bison aus dem Jahre 1552. Sonder-Abdr. aus Bd. LXXI, Nr. 15 des Globus. Gesch. des Verf.
37. Boas, Franz: Traditions of the Ts'ets'ā'ut. Abdruck aus: Journal of American Folklore. Gesch. des Verf.
38. Catalogue of the bound books in the library of the Hawaiian Historical Society. Honolulu 1897. Gesch. von W. Brigham.
39. Voyage Archéologique en Russie. Aus: Le Tour du Monde 1897. Livr. n° 18. Gesch. von Baron de Baye.
40. Proceedings of the Royal Society of Queensland. Vol. XII. Brisbane 1897. Gesch. der R. Soc.
41. Müller, Curt: Die Staatenbildungen des oberen Uëlle- und Zwischenseengebietes. Ein Beitrag zur politischen Geographie. Inaugural-Dissertation. Gesch. des Verf.
42. Mies, Dr. J.: Über die sogenannten Zwischenformen zwischen Thier und Mensch: Die Mikrokephalen und der Pithecanthropus erectus Dubois. Sonder-Abdr. aus dem Correspondenzblatt der ärztlichen Vereine in Rheinland u. Westfalen. Nr. 59. Gesch. des Verf.
43. Steenstrup, Japetus: Til Forstaaelsen of Nordens „Guldbrakteat-Faenomen" og dets Betydning for Nord-Europas Kulturhistorie. Abdruck aus Overs. o. D. K. d. Vidensk. Selsk. Forh. 1897. Nr. 1. Gesch. des Verf.
44. Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. 15ª Serie No. 7, 8, 9. Lisboa 1896. Gesch. der Soc.
45. Školski Vjesnik: 11 i 12. Sarajevo 1896. Gesch. der Landesregierung für Bosnien und Herzegowina.

46. Atti della Società Veneto-Trentina die science naturali residente in Padova. Ser. II. Vol. III. Fasc. I. Padova 1897. Gesch. der Soc.
47. Gatschet, Albert S.: All around the bay of Passamaquoddy with the interpretation of its indian names of localities. (Repr. from The National Geographic Magazine, Vol. VIII. No. 1, Jan., 1897.) Washington 1897. Gesch. des Verf.
48. Gatschet, Albert S.: Ethnographic notes. Washington. Gesch. des Verf.
49. Gatschet, Albert S.: The Vatican Manuscript No. 3773 (From The American Anthropologist for January, 1897.) Gesch. des Verf.
50. Gatschet, Albert S.: Book review. Die Maya-Sprachen der Pokom-Gruppe. Zweiter Theil: Die Sprache der K'e'kchi-Indianer, nebst einem Anhang: Die Uspanteca. Von Dr Med. Otto Stoll. Professor in Zürich. Leipzig. K. F. Köhler, 1896, VIII, 221 pp. (From The American Anthropologist for December, 1896.) Gesch. des Verf.
51. Kelton, Dwight H.: The annals of Fort Mackinac. Mackinac island. Gesch. von A. S. Gatschet.
52. Kamloops wawa. Vol. III. No. 7. July, 1894 Gesch. von A. S. Gatschet.
53. Hoffman, Walter James: The Menomini Indians. Extract from the fourtheenth annual report of the bureau of ethnology. Washington 1896. Gesch. des Verf.
54. Narodopisný sborník československý. (Vydává národopisná společnost československá a národopisné museum československé.) Praha 1897. Gesch. des čechoslav. ethnogr. Mus. in Prag.
55. Munro, Robert: Prehistoric Problems being a selection of essays on the evolution of man and other controverted problems in Anthropology and Archaeology. Edinburgh 1897. Gesch. des Verf.
56. Journal of the American Oriental Society. XIX. Vol. first half: The Whitney memorial meeting. A report of that session of the first American Congress of Philologists which was devoted to the memory of the late professor William Dwight Whitney, of Yale University; held at Philadelphia, Dec. 28, 1894. Boston 1897. Gesch. d. Am. Or. Soc.
57. Engl, Joh. Ev.: Dr. Franz Valentin Zillner. Beiträge zur Schilderung seines Lebensganges. Salzburg 1897. Gesch. des Verf.
58. Baye, Baron de: La Nécropole d'Ananino. (Gouvernement de Viatka, Russie.) Extrait des Mémoires de la Société nationale des Antiquaires de France, t. LVI. Paris 1897. Gesch. des Verf.
59. Boas, Franz: The Decorative Art of the Indians of the North Pacific Coast (extracted from Bull. of the American Museum of Natural History, Vol. IX, Article X, pp. 123—176). New York, May 24, 1897. Gesch. des Verf.
60. Steinmetz, R. S.: Endokannibalismus. (Separatabdr. aus Bd. XXVI der Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.) Literaturbericht darüber in Dr. A. Petermann's Mittheilungen. 1897. Heft 5. von H. Schurtz. Gesch. des Berichterstatters.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Deutsche Anthropologische Gesellschaft.

Einladung zur XXVIII. allgemeinen Versammlung in Lübeck

mit Ausflügen nach Schwerin und Kiel.

Die Deutsche Anthropologische Gesellschaft hat Lübeck als Ort der diesjährigen allgemeinen Versammlung erwählt und Herr Senator Dr. Eschenburg hat die Leitung der localen Geschäftsführung übernommen.

Die Unterzeichneten erlauben sich, im Namen des Vorstandes der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft die deutschen Anthropologen und alle Freunde anthropologischer Forschung des In- und Auslandes zu der am

3. bis 5. August d. J. in Lübeck

stattfindenden Versammlung, sowie zu den Ausflügen nach Schwerin am 6. und nach Kiel am 7. August ergebenst einzuladen.

Der Vorsitzende des Ortsausschusses für Lübeck:
Senator Dr. **Eschenburg.**

Der Generalsecretär:
Professor Dr. **J. Ranke** in München.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Toldt, R. Wahrmann.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XXVII. Der neuen Folge XVII. Band.)

Nr. 3. Mai u. Juni. Sitzungsberichte. 1897.

Die Excursion der Anthropologischen Gesellschaft nach Brünn vom 27. bis 29. Mai 1897 unter der Leitung des Herrn Professor Alexander Makowsky.

Dieser Ausflug gestaltete sich durch die Theilnahme einer grösseren Zahl hervorragender auswärtiger Fachmänner zu einem ganz besonders anregenden und wichtigen. Aus Deutschland waren erschienen die Herren Geheimrath Dr. Wilhelm Grempler aus Breslau, Medicinalrath Dr. Hedinger aus Stuttgart, Professor Dr. Johannes Ranke aus München, Professor Dr. Emil Schmidt aus Leipzig und Geheimrath Dr. Rudolf Virchow aus Berlin; aus Wien die Herren Vicepräsident Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl, Wilhelm Daublebsky v. Sterneck, Secretär Franz Heger, Regierungsrath Dr. M. Much, Dr. Otto Müller, Alexander Pokrowsky, Custos Josef Szombathy, Oberbergrath Dr. Emil Tietze sammt Frau; aus Horn in Niederösterreich Herr Gymnasialprofessor Dr. A. Bachinger; aus Deutsch-Landsberg in Steiermark Herr Advocat Dr. Johann Dworschak; aus Steinitz in Mähren Herr Notar Dr. Martin Křiž; aus Teltsch Herr Director Karl Maška; aus Frayn Herr Notar Jaroslaw Palliardi; aus Keltschan Herr Bergingenieur Albin Wild; aus Rossitz Herr Sanitätsrath Dr. Ferdinand Katholicky; endlich aus Brünn die Herren Professor Dr. Berger, Professor Dr. Banholzer, Oberlieutenant Othmar Dworschak, Professor Dr. Dwosky, Dr. Hammer, Director Heinke, Professor A. Hladik, Dr. Kapp, Sanitätsrath Dr. Karl Katholicky, Director Leisching, Dr. Leneček, Dr. Löwenstein, Professor A. Makowsky, Custos-Adjunct Alfred Palliardi und Professor A. Rzehak, zusammen also 36 Theilnehmer.

Der Ausflug wurde am Nachmittage des 27. Mai mit einem Spaziergange eröffnet, der vom Schreibwalde aus sich über die schön bewaldeten Kuhberge bewegte und in zwei grossen, nordwestlich von Brünn gelegenen Ziegeleien endete, in welchen mächtige Lösslager aufgeschlossen sind, welche als Fundstätten paläolithischer Objecte Berühmtheit erlangt haben. Leider waren gerade keine besonders instructiven Partien anstehend, so dass weder die roth und dunkelbraun gefärbten Lössstellen in der einen, noch die in grösserer Tiefe vorkommenden Spuren von Holzkohlen in der anderen Ziegelei die Anwesenden auf ein einstimmiges Urtheil hinzulenken vermochten.

Der Vormittag des 28. Mai war dem Besuche der Sammlungen gewidmet. Zuerst wurde unter der zuvorkommenden Führung des Herrn Custos-Adjuncten Alfred Palliardi die prähistorische Sammlung des Franzens-Museums besichtigt, die eine Anzahl belangreicher Funde enthält. Besondere Beachtung fanden hier die dem Beginne der Hallstatt-Periode angehörigen grossen Suiten aus einem Urnenfelde bei Obrzan. Leider geben die Sammlungen heute kein übersichtliches Bild der Urgeschichte Mährens, da die wichtigsten Funde sich in anderen Händen, zumeist in jenen von Privatsammlern, befinden. Möge die Zeit recht bald kommen, in welcher sich alle diese wichtigen Sammlungen, an einem Orte vereint, studiren lassen können. Heute kostet es viel Zeit und Mühe, um die an verschiedenen Orten befindlichen Sammlungen kennen zu lernen. Es war daher ein besonders glücklicher Gedanke Professor Makowsky's, aus diesem Anlasse eine Reihe wichtiger Funde zu einer Ausstellung zu vereinigen, welche in den Räumen der technischen Hochschule arrangirt war und jedenfalls den wissenschaftlichen Hauptanziehungspunkt des ganzen Ausfluges bildete. Ihr wurde auch von den Theilnehmern die grösste Aufmerksamkeit geschenkt und dem Studium der interessanten Objecte nahezu der ganze Vormittag gewidmet.

Den wichtigsten Bestandtheil dieser Ausstellung, die wir in Folgendem eingehender besprechen, bildeten die von Professor Makowsky angelegten geologischen Sammlungen der technischen Hochschule selbst. Der Schwerpunkt derselben liegt in den Lössfunden von Brünn und Umgebung. Die zahlreichen diluvialen Säugethierreste, besonders von Rhinoceros und Mammut, häufig mit unzweifelhaften Spuren absichtlicher Zertrümmerung, die also nur vom Menschen hervorgebracht sein konnten, und die in diesen Mittheilungen besprochenen interessanten Funde wurden gebührend gewürdigt und die Existenz des diluvialen Menschen auch für die Umgebung von Brünn allseitig anerkannt. Ueber die zeitliche Stellung und sachliche Deutung einiger besonders in den Vordergrund gerückter Fundstücke entspann sich eine lebhafte Discussion und blieben die Ansichten getheilt. Die grösste Aufmerksamkeit erweckte eine kleine Collection von Funden aus dem berühmten Lösslager von Předmost, die Herr Director Maška in sehr dankenswerther Weise ausgestellt hatte, besonders die aus einem grossen Funde

von Menschenskeletten herrührenden, gut erhaltenen Schädel und Knochen.

Wir schalten hier einen von Herrn Professor Rzehak verfassten Bericht über diese wichtige Ausstellung ein, da derselbe verschiedene Daten enthält, welche aufgezeichnet zu werden verdienen.

Während die Excursionstheilnehmer in der Ausstellung weilten, erschien Se. Excellenz der Statthalter von Mähren, Baron v. Spens-Boden, und bewillkommte die Versammlung. Auch der Rector der technischen Hochschule, Professor Lichtenfels, sprach einige herzliche Worte der Begrüssung.

„Die von Herrn Professor Alexander Makowsky im Gebaude der k. k. technischen Hochschule in Brünn veranstaltete Ausstellung prähistorischer Objecte war in den zwei grossen Sammlungssälen des Mineraliencabinetes und in dem anstossenden Hörsaale zur Anschauung gebracht. In einer grossen Vitrine befanden sich die drei bisher im Löss von Brünn in den Jahren 1884—1891 aufgefundenen diluvialen Menschenschädel, einige Skelettheile, die begleitenden Knochen und Steinartefacte, so auch das merkwürdige, aus einem Mammutstosszahn geschnitzte, 26 cm lange Idol von Brünn, demnach sämmtlich die Originale des Fundes aus der Mammutzeit gelegentlich des Canalbaues in der Franz Josefstrasse des Jahres 1891 (siehe Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch., Bd. XXII, S. 73). Herr Director Maška hatte diesen einige charakteristische Zahn- und Knochenartefacte aus der Lössstation von Předmost bei Prerau beigegeben und überdies in einer kleinen Vitrine einen Schädel und Skelettheile des diluvialen Menschen aus Předmost zur Anschauung gebracht. In den Fensternischen waren sechs grosse Tableaux in verglasten Rahmen ausgestellt, mit den Zähnen und einigen Phalangen des Rhinoceros, Wisent, Ren, Pferd, Riesenhirsch, Löwe, Hyäne, Höhlenbär, Wolf, Antilope, Biber und einigen kleinen Nagern, grösstentheils aus dem Höhlengebiete von Brünn stammend. Auf sechs Tischen waren in eigens construirten Stellagen, auf Brettchen befestigt, die Zähne und Knochen der mächtigsten diluvialen Thiere ausgestellt, die von Professor Makowsky in den Jahren 1870—1897 grösstentheils im Löss und einige aus den Höhlen der Umgebung von Brünn gesammelt und als Geschenk den Sammlungen der technischen Hochschule in Brünn einverleibt worden sind. Auf dem Tische I die kleinen Skelettheile vom Mammut, Zähne (von Milchzähnen bis zum gigantischen Backenzahn), Fusswurzel, Wirbel, Rippen und insbesondere mehr als 30 grösstentheils vom Menschen bearbeitete Extremitätenknochen. Unter diesen erregten die grösste Aufmerksamkeit drei Oberarmknochen von jüngeren Mammuten, gefunden in dem Knochendepot der Wranamühle 1879 bei Brünn. Bei fehlenden Gelenkenden zeigten die oberen Theile eine prismatische, 22 cm tiefe Aushöhlung von quadratischem Querschnitte, die nur im frischen Knochen hergestellt worden sein konnte und nach der übereinstimmenden Auffassung von Virchow und Ranke zur Aufnahme eines Holzpfahles einer Pfahlbauhütte gedient haben mochten. Diese Stücke sind einzig in ihrer Art und repräsentiren wohl die werthvollsten Stücke der ganzen Ausstellung. Auf demselben Tische befanden sich, zugleich mit begleitenden rohen Flintwerkzeugen, vier rohe Thongefässe ohne alle Ornamentirung, aus dem Löss des Rothen Berges in Gesellschaft von diluvialen Knochen (Rhinoceros, Pferd und Lösshyäne), in mehr als 4 m Tiefe aufgefunden. Ein höchst bemerkenswerther Fund!

Ein zweiter Tisch enthielt nebst Kiefer und Zähnen mehr als 90 Skelettheile des Rhinoceros tichorhinus mit vielen unzweifelhaft bearbeiteten Knochen, so auch sämmtliche Originale der in diesem Hefte der Mittheilungen von Professor A. Makowsky publicirten Abhandlung (Das Rhinoceros der Diluvialzeit Mährens als Jagdthier des paläolithischen Menschen).

Ein dritter Tisch zeigte die Zähne und viele bearbeitete Knochen von Bos priscus, Cervus tarandus und Megaceros und insbesondere vom fossilen Pferd aus dem Löss von Brünn und Joslowitz in Mähren, ferner vom Löwen und von der Hyäne aus dem Höhlengebiete von Sloup und Kiritein.

Ein vierter Tisch enthielt die Tableaux von Hunderten roher und geschliffener Steinwerkzeuge, Knochen- und Thonartefacte aus den paläolithischen und neolithischen Stationen um und südlich von Brünn (Obrzan, Beciskala, Lösch, Kritschen u. s. w.).

Ein fünfter Tisch brachte zur Anschauung die auf Deckeln befestigten, meist ornamentirten und zum Theile bemalten Gefässscherben in Hunderten von Exemplaren aus den neolithischen und Hallstätter Stationen um Brünn.

Ein sechster Tisch endlich brachte mehr als 40 gut erhaltene, grösstentheils ornamentirte und bemalte Gefässe nebst einigen Muschel- und Thonartefacten (Spinnwirteln etc.), dann einige Bronzen aus der berühmten Nekropole von Kromau, welche Professor Makowsky in den Jahren 1882—1884 aufgeschlossen, in Begleitung von 18 gut erhaltenen Schädeln aus den Gräbern.

Der böhmische Musealverein hatte über Ansuchen des Professors Makowsky einige charakteristische Gefässe und Artefacte aus der von ersterem exploitirten Hallstatt-Station Obrzan bei Brünn separat ausgestellt.

Theils auf Tischen, theils in verglasten grossen Schränken in den Sammlungssälen des Mineraliencabinetes waren, nebst zwei vollständigen, schönen Skeletten des Höhlenbären (männlich und weiblich) aus der Slouper Höhle, grosse Knochenreste vom Mammut (vollständige Unterkiefer und Becken), Rhinoceros, Wisent, Riesenhirsch (ein vollständiger Schädel ohne Geweih), Ren, Elen, Edelhirsch, Höhlenlöwe und Lösshyäne ausgestellt.

Im Anschlusse daran waren in zwei grossen Schränken als Geschenk des Berner Nationalmuseums (für ein gespendetes vollständiges Höhlenbärenskelet) mehrere Hundert Artefacte aus Stein, Muscheln und Knochen etc. aus den Pfahlbaustationen der Schweiz mit einer Suite der wichtigsten Hausthiere der Pfahlbauzeit zur Anschauung gebracht."

In unserem Berichte fortfahrend, ist zu erwähnen, dass eine Anzahl Theilnehmer noch das schöne, unter der Direction des Herrn Architekten Leisching stehende Museum für Kunstindustrie besuchten.

Am Nachmittage fuhr das Gros der Theilnehmer zu Wagen nach dem etwa 6 km im Norden von Brünn gelegenen prähistorischen Ansiedelungsplatze bei Obrzan, einem kleinen, rings von steilen Abhängen umgrenzten Plateau, auf dem sich an mehreren Stellen neolithische und spätere Thongefässscherben vorfinden und wo an einer Stelle auch sogenannte Wohngruben constatirt sind.

Am Abende war ein kleines Festessen im kleinen Festsaale des Deutschen Hauses arrangirt worden, an dem ausser den Excursionstheilnehmern auch einige Damen, ferner 12 Mitglieder des naturforschenden Vereines, mehrere Professoren der technischen Hochschule, sowie 25 Mitglieder des ärztlichen Vereines in Brünn theilnahmen, welch' letztere eigens erschienen waren, um Herrn Geheimrath Virchow zu begrüssen. Unter Becherklang und ernsten wie launigen Tischreden verfloss der Abend auf das Angenehmste und zeigte wieder auf das Deutlichste, dass, wo Männer der Wissenschaft erscheinen, sie einer herzlichen und freundlichen Aufnahme sicher sind.

Am dritten Tage (29. Mai) brachte der erste Morgenzug der Staatseisenbahn-Gesellschaft die aus 26 Personen bestehende Gesellschaft nach Raitz, von wo in einer langen Wagencolonne die Fahrt über's Gebirge nach Sloup angetreten wurde. Mit Dank sei hier der Güte des Herrn Fürsten Salm gedacht, der den grössten Theil der Wagen beigestellt hatte. In Sloup erwartete uns Herr Dr. Martin Kříž, der hier mehrere seiner schönen diluvialen Beutestücke aus dem Löss von Předmost zur Vorlage brachte, wofür ihm alle Excursionstheilnehmer zu bestem Danke verpflichtet waren. Unter der kundigen Führung dieses Herrn, sowie unseres liebenswürdigen Führers Professor Makowsky besuchte man die obere Etage der grossen alten Slouper Höhle, die interessante neue Slouper Tropfsteingrotte, ferner die Durchgangshöhle Kulna, in der wir einen kleinen Aufschluss der oberen Theile der Culturschichte sahen, dessen Aufdeckung wir der Güte des unermüdlichen Dr. Kříž verdankten, der hier wie in der alten Slouper Höhle eine Anzahl instructiver Schächte abteufen liess, und endlich die durch ihre Unversehrtheit reizende Tropfsteinhöhle Schoschuwka. Nach einem ländlichen Imbiss in dem bei den Höhlen liegenden Gasthause wurde am Nachmittage die Rückfahrt angetreten. Einige rüstige Touristen unter den Theilnehmern gingen von hier direct zu Fuss über das Waldgebirge zu dem gewaltigen Felstrichter der Mazocha, wo beide Partien wieder zusammentrafen. Dieser gewaltige Einsturzkessel, sowie der interessante Punkwa-Ursprung boten willkommene Veranlassung zu einer eingehenden Erörterung der geologischen Verhältnisse der Gegend.

Nach Blansko zurückgekehrt, löste sich die Gesellschaft auf. Die Herren Professoren Virchow und Schmidt zogen von hier direct nach Norden, die Anderen fuhren mit einem von der Staatseisenbahn-Gesellschaft beigestellten Extrazuge nach Brünn und ein Theil von hier aus in ihre verschiedenen Heimstätten. Alle waren hoch befriedigt über den gelungenen Ausflug und einig in der freundlichsten Anerkennung und Dankbarkeit für die ausserordentliche Mühe, welche sich unser hochgeschätzter Führer, Herr Professor Alexander Makowsky, gegeben hatte, um uns die drei Excursionstage so angenehm und lehrreich als möglich zu machen.

Congrès International Colonial in Brüssel 1897.

In den Tagen vom 16. bis 19. August d. J. findet aus Anlass der internationalen Ausstellung in Brüssel dieser Congress unter dem Präsidium des Staatsministers August Beernaert statt. Derselbe ist organisirt unter den Auspicien des belgischen Gouvernements und des unabhängigen Congostaates. Die Cotisation für einen Theilnehmer beträgt Frcs. 10 und für jede begleitende Dame Frcs. 5. Erstere haben ausser der Theilnahme an dem Congress Anspruch auf sämmtliche Congress-Publicationen. Anmeldungen sind zu richten an Baron Lambert, Präsident der XIV. Section, rue d'Egmont Nr. 2 in Brüssel.

XII. internationaler medicinischer Congress in Moskau

7/19 bis 14/26 August 1897.

Wir bringen in Folgendem das in französischer Sprache ausgegebene Reglement dieses Congresses, der auch eine anthropologische Section enthält, deren Einführender Herr Professor und Akademiker D. N. Anutschin ist.

Reglement du XII Congrès International de Médecine.

Moscou, 7/19 bis 14/26 Août 1897.

1. Le XII^e Congrès International de Médecine est placé sous l'Auguste patronage de Son Altesse Impériale le Grand-Duc Serge Alexandrowitch.

2. L'ouverture du Congrès de Moscou aura lieu le 7/19 Août 1897 et sa clôture le 14/26 du même mois. Sa durée sera de huit jours.

3. Le Congrès se composera des médecins qui se seront fait inscrire et auxquels il aura été délivré une carte de membre. — Indépendamment des médecins, les personnes munies d'un titre scientifique, qui désirent prendre part aux travaux du Congrès, pourront également en faire partie aux mêmes conditions, mais en qualité de membres extraordinaires. — Pourront également en faire partie, en qualité de membres extraordinaires, les vétérinaires, les pharmaciens, les médecins-dentistes.

4. Les personnes qui désirent prendre part au Congrès doivent, pour obtenir leur carte de membre, effectuer un versement de dix roubles (vingt-cinq francs). Ce versement leur donne le droit de prendre part à toutes les occupations du Congrès et de recevoir toutes ses publications ainsi qu'un exemplaire des „Travaux du Congrès", aussitôt après leur publication.

Remarque. — Les membres extraordinaires ne prennent part qu'aux travaux des Sections du Congrès dans lesquelles ils se sont fait inscrire. Ils reçoivent toutes ses publications, mais n'ont pas droit de vote dans les questions qui concernent son organisation.

5. En faisant leur versement au Trésorier du Congrès, les membres doivent indiquer exactement et lisiblement leur nom, adresse et profession. Il serait en outre à désirer que ces renseignements fussent accompagnés de la carte de visite du souscripteur.

6. Le but du Congrès est exclusivement scientifique.

7. Les travaux du Congrès se répartissent entre les sections suivantes: I. Anatomie (anthropologie, anatomie normale, embryologie et histologie normale); II. Physiologie (y compris la Chimie médicale); III. Pathologie générale et Anatomie pathologique; IVa. Thérapeutique générale (y compris la hydrothéraphie, la climatothérapie etc.); IVb. Pharmacologie; IVc. Pharmacognosie et Pharmacie; V. Maladies internes; VI. Pédiatrie; VII. Maladies nerveuses et mentales; VIII. Dermatologie et maladies vénériennes; IX. Chirurgie; IXa. Odontologie; X. Médecine militaire; XI. Ophtalmologie; XIIa. Otologie; XIIb. Laryngologie et Rhinologie; XIII. Accouchements et Gynécologie; XIV. Hygiène (y compris la statistique sanitaire, la médecine sociale, l'épidémiologie, l'épizootologie et la science sanitaire technique); XV. Médecine légale.

Remarque. En cas de nécessité, il pourra encore être organisé des sections supplémentaires.

8. La gestion du XII[e] Congrès International de Médecine appartient à la Faculté de Médecine de l'Université Imperiale de Moscou. — Son organisation générale est confiée à un Comité, présidé par M[r] le Profes. N. Sklifossowsky et composé de tous les membres de la Faculté de Médecine, des Présidents des Comités de Sections et de Sous-Sections et des Membres Honoraires. — Les questions concernant l'organisation du Congrès sont confiées aux soins immédiats d'un Comité Exécutif présidé par le Doyen de la Faculté de Médecine et composé de neuf personnes choisies parmi les membres de cette Falculté.

9. Le Comité d'Organisation et le Comité Exécutif continueront à fonctionner pendant la durée du Congrès.

10. Les séances du Congrès auront lieu chaque jour, soit dans les assemblées générales, soit dans les Sections.

11. Il a été décidé de tenir trois assemblées générales. L'époque de leur réunion sera déterminée par le Comité d'Organisation. A l'ouverture de la première assemblée générale, le Président du Comité d'Organisation proposera aux membres du Congrès d'élire des Présidents Honoraires et les Secrétaires des ces assemblées.

12. Les heures auxquelles se réuniront les Sections seront fixées par le Comité Exécutif après entente avec les Présidents des Comités de Sections.

13. Le Comité Exécutif, après entente avec les Présidents des Comités de Sections, indiquera en temps utile ceux des savants étrangers qui pourront être élus Présidents Honoraires des Sections.

14. Les assemblées générales ont pour but: *a*) de décider les questions relatives aux travaux et aux affaires générales du Congrès; *b*) d'entendre les discours et communications offrant un intérêt général.

15. Ne pourront prononcer des discours dans les assemblées générales que les membres qui auront reçu une invitation à cet effet du Comité d'Organisation.

16. Les propositions relatives aux travaux du Congrès devront être communiquées au Comité d'Organisation avant le 1[er] (13) Juin 1897. Le Comité décidera s'il y a lieu de donner suite à ces propositions ou de les examiner pendant le Congrès.

17. Dans leurs séances les Sections s'occuperont de l'examen des questions et des thèses proposées par leurs Présidents et aprouvées par le Comité d'Organisation. Le principal objet des travaux des Sections consistera dans l'audition des rapports des savants désignés par le Comité et de communications ayant trait à la thèse choisie.

Si le temps le permet, on pourra examiner d'autres communications et d'autres thèses proposées par les membres du Congrès et acceptées par les Présidents des Sections qu'elles intéressent.

18. Les questions scientifiques ne pourront être résolues par voie de vote.

19. Le temps assigné à chaque communication ne devra pas dépasser vingt minutes et les orateurs; qui prendront part à la discussion, ne pourront pas parler plus de cinq minutes chacun.

20. Les membres, qui prendront part aux débats devront remettre, le jour même, aux Secrétaires des Sections respectives l'exposé écrit de ce qu'ils ont dit pendant la séance.

21. Le français est reconnu comme la langue officielle du Congrès pour toutes les relations internationales. Dans les assemblées générales, il sera permis de prononcer des discours dans d'autres langues européennes.

Quant aux communications et aux débats dans les Sections du Congrès, ils pourront avoir lieu en français, en allemand, en anglais et en russe.

22. La personne chargée de présider une séance devra diriger les travaux conformément aux règles admises.

23. Les étudiants en médicine et les personnes étrangères, qui s'intéressent aux travaux annoncés pour telle ou telle séance, pourront y être admis par les Présidents Honoraires, après entente préalable avec les Présidents des Comités de Sections.

24. Les communications et les questions concernant les travaux de telle ou telle Section du Congrès devront être envoyées au Président du Comité de la Section qu'elles concernent. Toutes les autres communications et questions devront être adressées au Secrétaire Général du Congrès.

25. Dans une des assemblées générales on désignera le lieu de réunion du III[me] Congrès International de Médecine.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Toldt, S. Wahrmann.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redarteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XXVII. Der neuen Folge XVII. Band.)

Nr. 4. November u. December. **Sitzungsberichte.** **1897.**

Ausschuss-Sitzung am 9. November 1897.

(Auszug aus dem Sitzungsprotokolle.)

Vorsitzender: Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Gestorben sind die Ehrenmitglieder:

Franz v. Pulszky in Budapest und
Japetus Steenstrup in Kopenhagen.

Ferner die wirklichen Mitglieder:

Dr. Alfred Ritter v. Arneth in Wien,
Gottfried Ossowski in Tomsk,
Professor Matija Valjavec in Agram,
Rechnungsrath Josef Leidinger in Wien und
Inspector Andreas Binder in Wien.

Als neue Mitglieder werden aufgenommen:

a) als unterstützendes Mitglied:

Fédor Baron Nikolics in Budapest;

b) als wirkliche Mitglieder:

Ladislaus Červinka, Civilgeometer in Napagedl,
Albert Dasch, Juwelier in Teplitz,
Wilhelm Freh, Lehrer in Wien,
Franz Ritter v. Hoffgartner, k. k. Hafencapitän a. D. in Wien,
Josef Mayr, Pfarrer in Hagenberg, Oberösterreich,
Dr. Isidor Neumann, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor in Wien,
Dr. Heinrich Hahna, k. k. Notar in Wien,
Vladimir Levec, stud. jur. in Graz,
Franz Koch, Bürgermeister von Ischl,
Dr. Bretislav Kalandra in Wien und
Richard Graf Belcredi, k. und k. wirklicher Geheimer Rath, Präsident a. D. in Gmunden (von 1898 an).

2. Secretär Heger berichtet über die im Jahre 1897 durchgeführten praktischen Arbeiten. Herr Ludwig Hans Fischer deckte eine interessante neolithische Ansiedelung in Ober-St. Veit (Wien, XIII. Bezirk) auf und Herr Professor Dr. L. Karl Moser in Triest grub eine Anzahl Steinkistengräber mit Skeletten in Alt-Muggia aus. Die Berichte über diese beiden Ausgrabungen finden sich in diesem Sitzungsberichte.

Herr Vice-Präsident Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg berichtet über die im vergangenen Sommer durch Herrn Hafencapitän a. D. Franz Ritter v. Hoffgartner eingeleiteten Flurforschungen im Lungau, über welche derselbe 22 Pläne anfertigte. Das vorläufige Resultat zeigt die interessante Thatsache, dass vor der deutschen Bevölkerung Slaven hier ansässig waren, und zwar nicht, wie bisher vermuthet wurde, als Nomaden, sondern als feste, ackerbautreibende Ansiedler. Herr Vladimir Levec in Graz hat mit Unterstützung des Herrn Dr. Johann Peisker die Flurforschungen im Pettauer Felde eingeleitet (siehe S. [86]). Desgleichen hat Herr Lehrer J. R. Bünker in Oedenburg vorbereitende Studien über die Flurverfassung in der Gegend von Oberschützen absolvirt.

3. Secretär Heger berichtet über die Betheiligung an der Vorbesprechung der Delegirten-Conferenz des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines, bei welcher er im Vereine mit Herrn Universitäts-Professor Dr. R. Meringer die Anthropologische Gesellschaft vertrat.

Im Jahre 1894 wurden von dem Verbande der deutschen Architekten- und Ingenieurvereine folgende:

„Gesichtspunkte für die Sammlung des Materiales"

bezüglich des deutschen Bauernhauses aufgestellt:

„1. Das Gebiet, innerhalb dessen der einzelne Verein Aufnahmematerial zu sammeln hat, ist auf der anliegenden Karte angegeben.

2. Die Aufnahmen sollen sich nicht ausschliesslich auf die Bauanlagen des platten Landes erstrecken; es sollen vielmehr auch Häuser und Gehöfte von Ackerbürgern aufgenommen werden, wie sie sich in kleinen,

ganz oder zum Theile vom Betriebe der Landwirthschaft lebenden Flecken, Märkten und Städten vorfinden.

3. Zu berücksichtigen sind im Allgemeinen nur Bauten, deren Errichtung vor das Jahr 1800 fällt.

4. Je nach der Landesgegend besitzt der deutsche Bauer nur ein einziges Haus, unter dessen Dach Wohnung, Stall und Scheune vereinigt sind, oder mehrere Gebäude, die gesonderten Zwecken dienen. Im letzteren Falle sind sämmtliche Einzelgebäude des betreffenden bäuerlichen Gehöftes darzustellen.

5. Wo der Grossgrundbesitz vorherrscht und sich dementsprechend auf grösseren oder kleineren Gebieten eigentliche Bauernhäuser oder Bauerngehöfte nicht vorfinden, sind die Wohnungen der Dienstleute mit in den Bereich der Aufnahme zu ziehen.

6. Wo entfernt von den bäuerlichen Bauanlagen Heustadel, Köhlerhütten, Sennhütten u. dgl. vorkommen, sind auch diese aufzunehmen.

7. Es sollen zwei Arten von Aufnahmen gemacht werden, nämlich:

8. *A.* Aufnahmen I. Classe. Hier sind zu berücksichtigen Bauten, die sich durch hohes Alter, durch vollständige Erhaltung, durch schöne architektonische Ausbildung, durch interessante Constructionen oder dadurch auszeichnen, dass sie einen bestimmten Typus besonders klar vergegenwärtigen.

Bei Aufnahmen I. Classe soll gezeichnet werden:

a) ein Lageplan, aus dem die Situation des Hauses oder der Einzelbauten, ganz oder theilweise die Grundstücksgrenze und eventuell der Zug der Dorfstrasse zu ersehen ist. Bei Angabe grösserer Grundstücksabmessungen wird hier eine nur ungefähre Genauigkeit genügen; etwaige Brunnen oder Wasserleitungen sind einzutragen;

b) genaue Grundrisse. In diese sind auch Herd, Oefen, feste Tische, feste Bänke, Wandschränke, Betten, Viehkrippen, Latteibäume u. dgl. einzutragen, wenn sich diese Dinge sichtlich an ursprünglicher Stelle befinden, oder wenn sich ihre ursprüngliche Stelle mit Sicherheit ermitteln lässt;

c) die charakteristischen Ansichten und Schnitte;

d) Details der wichtigsten Constructionen, namentlich der Holzconstructionen.

Die Zeichnungen *b* und *c* sind nicht kleiner als im $^1/_{50}$ der natürlichen Grösse aufzutragen.

9. *B.* Aufnahmen II. Classe, betreffend minder wichtige und minder charakteristische Anlagen. Was hier darzustellen ist und welche Massstäbe für die Darstellung zu wählen sind, wird von den jedesmaligen Umständen abhängen.

10. Alle Zeichnungen sind auf weissem Papiere herzustellen und mit chinesischer Tusche auszuziehen. Eine etwaige Schattirung darf nur in Strichmanier erfolgen. Durchschnittene Theile sind (sowohl in den Grundrissen als wie in den Verticalschnitten) weiss zu lassen oder zu schraffiren.

Schrift, einzelne Zahlen und Buchstaben, sowie die Massstäbe sollen auf den Zeichnungen nur mit Bleistift gegeben werden. Ausgenommen hievon sind jedoch etwaige Namenszüge der Verfertiger.

Die Zeichnungen bittet man weder zu rollen noch zu brechen.

11. Den Zeichnungen beizulegen sind kurzgefasste schriftliche Erläuterungen. Hier sind unter Anderem Notizen zu geben über die Art des verwendeten Holzes und der Steine, über das Material der Gefache (bei Fachwerksbauten), über äusseren und inneren Putz (Tünche), über dessen etwaige Decoration, über das Vorhandensein von Schornsteinen oder den gegenwärtigen resp. ursprünglichen Mangel an solchen und über die jetzige und eventuell die ehemalige Art der Dachdeckung. Ferner über etwaige Bemalung, über das Vorhandensein indirect geheizter Räume; schliesslich über etwaige Inschriften und Jahreszahlen.

Angaben über eigenartige Namen für Gebäude, Gebäudetheile, einzelne Räume, unter Berücksichtigung des Dialectes der Landschaft sind gleichfalls erwünscht; ebenso Aeusserungen über das muthmassliche Alter der Bauten, wenn sie nicht ausdrücklich datirt sind.

12. Wenn sich im Bezirke des einzelnen Vereines verschiedene Typen der Bauanlage vorfinden, so darf bei Sammlung des Materiales keiner derselben übergangen werden.

Kommt derselbe Typus in mehr oder minder vollkommener Ausgestaltung vor, so ist er in grossen und kleinen, vollständigen und verkümmerten Anlagen vorzuführen.

13. So weit als möglich ist festzustellen, ob ein aufgenommenes Gebäude einer einzigen Bauzeit entstammt oder ob sich Anzeichen späterer Vergrösserungen, theilweiser Abbrüche oder Anzeichen nachmaliger Umbauten oder Adaptirungen finden. Die Angaben hierüber können zeichnerisch auf den Aufnahmeblättern selbst gegeben oder in den begleitenden schriftlichen Notizen mitgetheilt werden.

14. Im Allgemeinen ist der gegenwärtige Zustand der Bauten darzustellen. Wo jedoch klar ersichtlich ist, dass in moderner Zeit an bestimmten Bautheilen Aenderungen vorgenommen worden sind, wird um Untersuchung und möglichst exacte Feststellung der ursprünglichen Beschaffenheit dieser Theile gebeten."

In Durchführung der Bestimmungen über die auszuführenden Arbeiten wurde am 10. August 1895 die erste Delegirten-Conferenz in Garmisch (Schweiz) abgehalten. Das Protokoll des Ausschusses für die Aufnahme und Herausgabe von Bauernhäusern in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz vom 12. August 1895 lautet folgendermassen:

„Anwesend die Herren: Baurath v. Wielemans und Architekt Bach aus Wien, Architekt Gros aus Zürich, Architekt Fritsch und Geh. Baurath Hinckeldeyn aus Berlin, Provinzial-Conservator Landbau-Inspector Lutsch aus Breslau, Oberbaurath Professor Schäfer aus Karlsruhe.

Der Ausschuss constituirt sich in der Weise, dass Herr Hinckeldeyn zum Vorsitzenden, Herr Lutsch zum Schriftführer erwählt wird.

Zunächst berichtet Herr v. Wielemans über die in Oesterreich in's Leben gerufene Organisation und überreicht zu den Acten des Ausschusses den Umdruck eines von Wien aus erlassenen Rundschreibens (Anlage 1) nebst zwei Verzeichnissen, von denen das eine die Namen der Vereine (Anlage 2), das zweite die Namen der Personen (Anlage 3) enthält, welche die Mitarbeit an dem Werke zugesagt haben.

In allen wesentlichen Punkten haben sich die österreichischen Ausschussmitglieder an die vom Deutschen Verbande für die Sammlung des Materiales aufgestellten Gesichtspunkte angeschlossen. Insbesondere wird auch von ihnen anerkannt, dass der Massstab 1 : 50 für die Aufnahmen der Classe I gewählt ist. Eine Ergänzung der Bestimmungen erscheine in zwei Punkten wünschenswerth:

1. vorzuschreiben, dass in die Grundrisszeichnungen stets die ortsüblichen Bezeichnungen der einzelnen Räume eingetragen werden; 2. ausdrücklich auszusprechen, dass auch solche Bauernhäuser aufgenommen werden können, welche nach dem Jahre 1800 erbaut sind, vorausgesetzt, dass sie ältere typische Formen in Bauart und Eintheilung charakteristisch wiedergeben.

Der Ausschuss beschliesst, dem Antrage des Herrn v. Wielemans gemäss diesen Ergänzungsvorschlägen Folge zu geben. Die Einzelvereine des Deutschen Verbandes sollen die entsprechende Anweisung durch Rundschreiben erhalten.

Herr Gros berichtet über die Inangriffnahme der Arbeiten in der Schweiz, die einstweilen wesentlich von ihm persönlich übernommen sind. Er schätzt nach seinen Erhebungen der für die Sammlung in Betracht kommenden typischen Bauwerke auf etwa 60, abgesehen von den trefflichen Veröffentlichungen in dem Werke von Gladbach.

Eine Organisation, welche die Mitwirkung der Vereine und einzelner Sachverständiger sichert, ist bislang noch nicht durchgeführt.

Der Ausschuss hält dies aber für unerlässlich und wird durch seinen Vorsitzenden alsbald ein Schreiben an den schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein richten mit der Bitte, ähnliche Schritte, wie in Oesterreich geschehen, zu thun, um eine möglichst erschöpfende Bearbeitung der Frage sicher zu stellen. Herr Gros verspricht, persönlich für die Gewinnung sachverständiger Mitarbeiter einzutreten.

Im Anschlusse an den Hinweis auf das Werk von Gladbach wird die Frage gestellt, ob typische Bauernhäuser, welche bisher schon anderweit veröffentlicht sind, in die vom Ausschusse beabsichtigte Sammlung mit aufgenommen werden sollen.

Der Ausschuss bejaht diese Frage unbedingt und beschliesst, auch bereits veröffentlichte Aufnahmezeichnungen, sofern sie besonders charakteristische Typen darstellen, nicht auszuschliessen. Herr Gros theilt mit, dass Herr Professor Gladbach so bejahrt sei, dass auf seine Mitwirkung bei dem Unternehmen nicht gerechnet werden könne. Der Ausschuss wird aber an ihn ein Schreiben (ist von Garmisch aus am 10. August d. J. geschehen) richten, in welchem der Verdienste, welche sich Professor Gladbach um die Würdigung bäuerlicher Baukunst erworben hat, in dankbarer Anerkennung gedacht werden soll.

Herr Hinckeldeyn berichtet über die Arbeiten des Deutschen Verbandes, theilt mit, dass in vielen Einzelvereinen bereits mit regem Eifer gesammelt worden sei und legt die bisher eingegangenen, in dem beiliegenden Verzeichnisse (Anlage 4) aufgeführten Aufnahmezeichnungen vor.

Da in diesen vielfach die in der Anleitung gegebenen und durch die vorbildlichen Aufnahmen der Herren Lutsch und Schäfer erläuterten Vorschriften über Massstab und Darstellungsart nicht genügend berücksichtigt sind, hält der Ausschuss es für nöthig, durch ein besonderes Rundschreiben die Einzelvereine nochmals auf die sorgfältige Befolgung dieser Vorschriften hinzuweisen.

Die österreichischen und schweizerischen Vertreter sprechen den Wunsch aus, auch ihrerseits Abdrücke der erwähnten vorbildlichen Aufnahmen des Herrn Schäfer zu erhalten. Der Vorsitzende wird für baldige Uebersendung dieser Blätter Sorge tragen.

Herr Fritsch empfiehlt, dass auch in österreichischen und schweizerischen Fachblättern entsprechend gewählte vorbildliche Aufnahmen veröffentlicht werden möchten, um das Interesse an der Sache in weitere Kreise zu tragen, wie solches in der deutschen Bauzeitung geschehen sei.

Herr Lutsch wirft die Frage auf, ob es nicht angezeigt sei, sich schon jetzt ausserhalb der technischen Kreise nach Gewinnung von Gelehrten umzusehen, denen die Bearbeitung des rein geschichtlichen und ethnographischen Theiles der Aufgabe zu übertragen wäre. Die übrigen Ausschussmitglieder sind aber sämmtlich der Meinung, dass dies, wenn später überhaupt nöthig, jetzt durchaus verfrüht sei. Es müsse im Auge behalten werden, dass der bei weitem wichtigste Theil der Arbeit zunächst das Sammeln des Stoffes sei, und zwar ein thunlichst unbefangenes Sammeln, unbekümmert um die Theorien, welche die Hausforschung bisher aufgestellt habe. Die drei an dem Unternehmen betheiligten Körperschaften müssten den Hauptwerth des Werkes darin suchen, dass vor Allem das bautechnisch und architektonisch Bedeutsame, welches sich in den deutschen Bauernhäusern ausprägt, erschöpfend gewürdigt werde.

Ueber die örtliche Ausdehnung der Aufnahmen und im Zusammenhange damit über den Titel des Werkes wurde nach eingehender Berathung folgender Beschluss gefasst:

Der Titel soll lauten: „Das deutsche Bauernhaus im Deutschen Reich, in Oesterreich-Ungarn, in der Schweiz und in den Grenzgebieten dieser Länder".

Das Werk soll gegliedert werden in vier Abschnitte:

der 1. Abschnitt soll eine allgemeine systematische Abhandlung mit Skizzen im Texte enthalten;

der 2. Abschnitt soll die Bauernhäuser im Deutschen Reiche und seinen Grenzgebieten;

der 3. Abschnitt die Bauernhäuser in Oesterreich-Ungarn und den Grenzgebieten;

der 4. Abschnitt die Bauernhäuser in der Schweiz und ihren Grenzgebieten in Aufnahmezeichnungen mit beschreibendem Texte zur Darstellung bringen.

Jeder der vier Abschnitte soll einzeln käuflich sein.

Das Format soll dem des Wasmuth'schen Verlages gleichen. Die Zeichnungen der zur Classe I gehörigen Aufnahmen sollen der Regel nach auf den Massstab 1:100 gebracht werden; es soll aber zulässig sein, besonders werthvolle Façaden auch in der Grösse der Originalaufnahme, also im Massstabe 1:50 wiederzugeben. Für die Tafeln soll Photolithographie, für die Abbildungen im Texte Strichätzung gewählt werden. Die Ausstattung des Werkes, dessen Druck mit lateinischen Lettern erfolgen soll, muss eine würdige sein, soll aber nicht zu einem Prachtwerke gesteigert werden.

Es wird in Aussicht gestellt, das Werk in Commissionsverlag herauszugeben, und zwar derart, dass für jedes der drei Ländergebiete ein besonderer Verleger gesucht wird. Letzteres erscheint schon aus dem Grunde nöthig, weil für die Herausgabe die Unterstützung dreier Staatsregierungen nachzusuchen sein wird. Diese Unterstützung soll in der Form erbeten werden, dass seitens der Staatsregierungen die Abnahme einer bestimmten Anzahl von Exemplaren zur Vertheilung an Bibliotheken und Lehranstalten sichergestellt wird.

Die Leitung der Herstellung des Werkes muss eine einheitliche sein. Herr Fritsch erbietet sich zu derselben. Der Ausschuss nimmt dies Anerbieten dankbarst an.

Der Zeitpunkt, wann das Werk ganz vollendet sein kann, lässt sich auch nur mit annähernder Sicherheit nicht übersehen. Der Ausschuss hält aber eine möglichste Beschleunigung, namentlich in Bezug auf die Sammlung des Stoffes schon deshalb für dringend nöthig, weil dem Bestande alter werthvoller Bauernhäuser fast überall täglich Gefahr droht. Die Sichtung und Verarbeitung des Stoffes soll dagegen nicht überstürzt, sondern mit grösster Sorgfalt vorgenommen werden.

Es wurde deshalb beschlossen, als letzte Frist für die Einreichung des gesammelten Materiales aus allen drei Ländergebieten gleichmässig den 1. Juli 1897 anzusetzen, jedoch mit der Massgabe, dass es höchst erwünscht sei, etwa fertige Aufnahmezeichnungen auch schon früher an die Sammelstellen einzusenden.

Ferner vereinbarte der Ausschuss, dass seine nächste Berathung im Anschlusse an die Wanderversammlung des Deutschen Verbandes im Jahre 1896 in Berlin stattfinden solle.

Die von den Vereinen des Deutschen Verbandes eingereichten Aufnahmezeichnungen wurden Herrn Lutsch zur Durchsicht übergeben."

Die zweite Delegirten-Conferenz fand am 30. August 1896 in Berlin statt. Das Protokoll der Verhandlung des Ausschusses der Herausgabe eines Werkes über die Entwicklungsgeschichte des Bauernhauses in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz lautet, wie folgt:

„Anwesend die Herren: Hinckeldeyn und Fritsch aus Berlin, v. Wielemans und Bach aus Wien, Gerlich aus Zürich, Lutsch aus Breslau, Schäfer aus Karlsruhe.

Zu Punkt 1 der Tagesordnung, Bericht über die seitens des Oesterreichischen Ingenieur- und Architektenvereines getroffenen Massnahmen, theilen die Herren v. Wielemans und Bach mit, dass der Oesterreichische Verein die Vorarbeiten für die Aufnahmen von Bauernhäusern fleissig gefördert und auch andere Vereine zur Mitarbeit gewonnen hat. Die Staatsarchitekten sind von den Ministerien zur Mitwirkung bei dem Unternehmen aufgefordert. Von der Regierung werden von 1897 ab jährlich für 3 Jahre je fl. 500 zur Verfügung gestellt. Auch die Landesausschüsse, namentlich in Niederösterreich, werden voraussichtlich Geldmittel zu bewilligen bereit sein. Eine Liste der Mitarbeiter ist gedruckt. Ein reiches Material an photographischen Aufnahmen und gedruckten Abbildungen wurde vorgelegt.

Zu Punkt 2 der Tagesordnung, Stellungnahme des Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereines zu dem Unternehmen, berichtet Herr Gerlich, dass sich in der Schweiz wegen der Organisation des Vereines und weil in ihm vorwiegend Ingenieure vertreten sind, mancherlei Schwierigkeiten ergeben haben. Es ist indessen zu hoffen, dass sie sich werden überwinden lassen.

Zunächst ist mit Herrn Architekten Gros ein Vertrag über Lieferung von sechs Aufnahmen abgeschlossen. Die Heranziehung von Studirenden dürfte für die Schweiz nicht unmittelbar von Erfolg sein; es soll indessen mit den Herren Lasius, Bluntschli und Kramer von Seiten des Herrn Gerlich verhandelt werden.

Zu Punkt 3 der Tagesordnung, betreffend das bisher in Deutschland gesammelte Material, wird berichtet, dass sowohl aus Oberdeutschland, wie aus Niederdeutschland eine Reihe vortrefflicher Aufnahmen eingegangen sind. Die Zeichnungen sind im Saale ausgelegt.

In einzelnen Gebieten, wie z. B. im Regierungsbezirke Posen, fehlt es noch an Mitarbeitern.

Herr Lutsch verspricht, sich mit geeigneten Persönlichkeiten direct in Verbindung zu setzen, um die Lücken auszufüllen.

Herr Hinckeldeyn will sich bemühen, das Interesse der preussischen Baubeamten für die Aufnahmen anzuregen.

Es ist zu erwarten, dass bis zum Juli 1897 noch weitere Beiträge eingehen.

Herr Schäfer theilt mit, dass er mit den einleitenden Schritten des Badischen Architektenvereines nicht ganz einverstanden sei und Abänderungen vorgeschlagen habe. Er hofft auf Unterstützung der Regierung behufs Entsendung von Docenten und von Studirenden. Ein Verzeichniss der aufzunehmenden Bauwerke ist aufgestellt. Bei der grossherzoglichen Regierung ist die Gewährung des Betrages von Mk. 5000 beantragt; die Bewilligung sei so gut wie sicher.

Herr Schäfer berichtet weiter, dass er sich bemühen werde, auch in Württemberg geeignete Kräfte zur Mitarbeit zu gewinnen.

Zu Punkt 4 der Tagesordnung, Erörterung der zur Förderung des Werkes weiter erforderlichen Massnahmen, wird beschlossen, dass das Format des schweizerischen Werkes 48 : 33·5—34, bedruckte Fläche mit Kopf 39 : 23·5, allgemein angenommen werden soll. Die genaue Mittheilung wird Herr Gerlich den beiden Stellen Berlin und Wien machen. — Ebenso soll die Ausstattung in Bezug auf Papier und Druck sich ganz der des schweizerischen Werkes anschliessen.

Die nach der Herausgabe entbehrlichen Blätter sollen den Verfassern zurückgegeben werden, falls der Wunsch besonders ausgesprochen wird.

Der beschreibende Text der Aufnahmen soll nach folgenden Gesichtspunkten geordnet werden:

1. Geschichtliche und wirthschaftliche Notizen.
2. Lage des Gehöftes und seiner einzelnen Bauwerke.
3. Anordnung und Eintheilung der Gebäude.
4. Constructive und architektonische Ausbildung.
5. Bemerkenswerthe Einzelheiten des Inneren und Aeusseren.

Das bisher an Zeichnungen und Beschreibungen gesammelte Material soll, soweit Niederdeutschland in Frage kommt, an Herrn Lutsch und, soweit es Oberdeutschland betrifft, an Herrn Schäfer gesandt werden. Beide Herren werden für eine Versicherung der werthvollen Zeichnungen gegen Feuerschaden auf Kosten des Deutschen Verbandes Sorge tragen.

Die nächste Sitzung soll am Sonntag den 28. September 1897 stattfinden, und zwar auf freundliche Einladung der Wiener Herren in Wien."

Die Anthropologische Gesellschaft in Wien hat nun anlässlich der dritten Delegirten-Conferenz in Wien am 4. October d. J. folgendes Memorandum an den Ausschuss gerichtet, welches von Herrn Oberst i. R. Gustav Bancalari in Linz verfasst wurde.

„Das im Februar d. J. versandte Protokoll (Berlin, 30. August 1896) der versammelten Vertreter der Comités lässt einen langsamen, aber befriedigenden Verlauf dieser Riesenarbeit hoffen. Es war vom Beginne an klar, dass sie nicht rasch und dass sie erst nach längerer Zeit mit dem Erfolge einer gewissen Vollständigkeit verlaufen könne. Es wäre bedauerlich, wenn die Herausgabe des Werkes übereilt würde, besonders aus folgendem Grunde:

Der Zweck ist die Darlegung der Entwicklungsgeschichte des Bauernhauses. Diese Geschichte ist an einem und demselben Orte nicht zu erkunden. Jede Gegend besitzt unter Neuestem (Werke der modernen, rechnenden Bautechnik) und Neuerem (Werke der volksthümlichen Bautechnik der Landpolire) allerdings auch einige, oft recht versteckte, meist in abgelegenen Oertlichkeiten oder in Winkeln des Gehöftes u. dgl. erhaltenen Reste eines primitiveren Typus, z. B. Haustheile mit Blockbau und sanft geboschten Legschindeldächern, oder Rauchhäuser neben Ziegelmauer, Patentziegel- oder Steinpappedächern und Sparherden. Aus diesen Stücken lässt sich dann wohl eine lückenhafte Skizze der Entwicklung der Bauweise dieses Bezirkes gewinnen. Die richtige und einleuchtende Erklärung der Entwicklungsstufen und vieler typischer Details jedoch findet sich fast immer „anderswo" und nach Erfahrung gewiegter Hausforscher immer dort, wo man dies am wenigsten erwartet. Das Gebiet der sogenannten Cimbern z. B. hat wenig Aufschlüsse geboten, das Gebiet der Siebenbürger Sachsen (eigentlich Rheinfranken) gar keine oder ganz andere, als die erwarteten, negative. Anderswo hat das Gegentheil stattgefunden. Jede Lücke der Hausforschung, jede Vernachlässigung irgend eines Thales, einer Gegend kann somit eine Lücke in der Entwicklungsgeschichte verschulden; denn das ist ja wohl ein längst anerkannter Satz, dass das Nacheinander der menschlichen Lebenserscheinungen, der durch die Lebensfürsorge bedingten Hervorbringungen einzig und allein an den verschiedenen, heutzutage (also gleichzeitig) neben einander oder oft weit von einander zu beobachtenden Erscheinungen studirt werden kann. So hat z. B. die Wurzel unserer religiösen Vorstellungen, unserer socialen, besonders unserer Familienverhältnisse u. s. w. erst blossgelegt werden können durch Beobachtungen an Naturvölkern, ehe unsere Cultur dieselben modificirt oder verwischt hat. Auch der Hausbau muss nach dieser Methode studirt werden. Einigen Aufschluss wird wohl auch die Beobachtung bei Naturvölkern bieten; die Hauptaufschlüsse für die Entwicklung der gegenwärtigen Hausformen aber sind vielleicht innerhalb Mitteleuropas zu suchen. Der Umstand, dass die Gegenden sich verschieden verhalten gegen jede Neuerung, besonders aber gegen Modernisirung; dass man z. B. im Thale Wildalpen Wohnungen trifft, wie sie wahrscheinlich vor 400 Jahren auch noch in Stadt Steyr bestanden haben u. dgl., gibt der Annahme, dass man die Aufeinanderfolge der Wohnarten durch die Ermittlung aller typisch verschiedenen Wohnarten verschiedener Bereiche ermitteln könne, eine feste Grundlage. Darum legen wir ein besonderes Gewicht auf Vollständigkeit, d. h. es sollte kein distincter Typus Mitteleuropas versäumt, übersehen werden. In dieser Beziehung wäre als ein abschreckendes Beispiel die französische officielle Publication „Enquête sur les conditions de l'habitation en France, les maisons types", Paris, E. Leroux 1894, wärmstens zu empfehlen. Sie hatte allerdings nicht den Zweck, die Entwicklungsgeschichte der Typen zu ermitteln. Aber gerade die Lückenhaftigkeit des gesammelten Materiales trägt Schuld, dass man aus dem Gebrachten so wenig lernen kann. Die einzelnen Typen sind zumeist unverständlich durch Mangel an Beziehung auf andere, aber auch durch mangelhafte Darstellung.

Es ist klar, dass diese Forderung der möglichsten Vollständigkeit durch den Kostenpunkt arg bedrängt wird. Wir halten nun dafür, dass ausser den programmmässigen Hauptbildern der Haupttypen billige Nebenblätter eingefügt werden, ähnlich wie dies Eigl in seinem bekannten „Salzburgerhause" so zweckmässig gethan hat. Manches kann schematisch angedeutet, Manches in kleinem Massstabe gezeichnet werden. So könnte man allerlei Varianten berücksichtigen und hiedurch mehr Anhaltspunkte für die Typenkarte ermitteln.

Wir waren sehr angenehm berührt, dass aus dem Titel des Unternehmens der Begriff des „Deutschen Wohnhauses" verschwunden ist. Wir stehen auf dem Standpunkte, welchen G. Bancalari auf Grund reicher Autopsie zuerst mit voller Bestimmtheit ermittelt hat, nämlich, „dass es bezüglich der Hauptsachen jedes Typus unmöglich scheint, eine nationale Zugehörigkeit zu ermitteln; nur in Nebendingen, in Geschmackssachen lasse sich ein Habitus irgend einer Gegend zuweilen erkennen, hauptsächlich im Zierat". Seine Ansicht, dass fast alle typischen Eigenheiten wohlbegründete Folgerungen natürlicher, landwirthschaftlicher u. dgl. Verhältnisse darstellen; dass z. B. Blockbau nirgends stattfinden kann, wo nicht spaltbares, langstieliges, astfreies Balkenholz, also Nadelholz zur Verfügung steht oder stand; dass der Fachwerkbau Thüringens gewohnheitsmässige Ueberlieferung aus jener Zeit sei, als der Thüringerwald noch keine Tannen, sondern blos Laubbäume enthielt; dass die Dachformen einzig und allein vom vorhandenen oder üblichen Deckmateriale, so das sanfte Dach von gelegten Schindeln oder Ziegeln, das steile von ursprünglicher Strohbedeckung stammt u. s. w., hat einen grossen Grad von Wahrscheinlichkeit. Wir huldigen also den technischen Principien der Bauernhausentwicklung, weil diese am besten erklären und das Phantasiespiel der Theorien am sichersten verhindern. Diese Ansicht muss zweifellos dem Comité, welches ja aus Technikern besteht, sympathisch sein.

Wir bitten nun angelegentlichst, die „nationale" Richtung der Hausforschung vollkommen zu verbannen oder eigentlich zu verschieben, auf das Ende zu sparen und nichts Anderes zu beachten, als die Typen und ihre geographische Verbreitung; also: 1. technische, 2. geographische Gesichtspunkte festzustellen. Diese Bitte ist vielleicht nicht zwecklos. Es gibt noch immer Anhänger des „schwäbischen", des „fränkischen", des „oberdeutschen" Hauses. In der Schweiz hat ein Forscher Unmassen von Material gesammelt. (Hunziker in Aarau.) Wir verweisen geradezu auf ihn hin. Er wäre für das Unternehmen unbezahlbar. Aber seine langobardischen, allemannischen, keltischen und rhätischen Theorien wären, als vorerst nicht genügend (durch linguistische Argumente) gestützt, vorsichtig zu meiden. Auch in Deutschland ist noch viel beirrende Anticipation von Behauptungen, an welche erst nach vollendeter Sammlung des Materiales und auch dann vorsichtig herangetreten werden soll, wenn auch die Erörterung der Sache beim Innsbrucker Congresse 1894 klärend gewirkt haben sollte.

Aus dem hierüber Gesagten folgern wir die Nothwendigkeit, die Bauten ganz Böhmens, Galiziens, Ungarns, Croatiens, Dalmatiens, Bosniens etc., aber auch Russisch-Polens, der Wallachei, Serbiens in's Auge zu fassen und bezüglich der ausserösterreichischen anregend zur wirken. Es muss zu einer Hauskunde von ganz Mitteleuropa kommen, wenn eine Basis für irgend eine Folgerung bereitet werden soll. Die erstaunliche Gleichartigkeit aller in Budapest 1896 ausgestellten Häuser jeder Nation des Landes mit dem sogenannten „oberdeutschen Typus", sowie mit den 1895 in Prag ausgestellten Modellen gibt zu denken und unterstützt unseren Antrag. Auch das Wenige, welches aus dem früher erwähnten französischen Werke erhellt, zeigt weniger Unterschiede als Uebereinstimmungen mit der grossen Masse der „mitteleuropäischen" Haustypen. Wir denken, dass auch die anderen Nationen, wie die Czechen und Ungarn, sowie die Polen, gerne mitarbeiten werden, wenn man ihnen ohne die aprioristische Suche nach dem „deutschen" Hause auf dem neutralen Boden des „mitteleuropäischen" Grundtypus entgegentritt.

Meitzen's grossartig angelegtes Werk über die Flureintheilungen und die Dorfgruppirung kann fürderhin nicht bei Seite gelassen werden. Wir wenden der Sache unser Augenmerk zu, möchten aber auch das Comité bewegen, diese Seite der Forschung so viel als möglich zu berücksichtigen. Das sogenannte „fränkische" Gehöft ist zweifellos aus der Dorflage zu erklären. Seine Form kommt auch bei Einschichten vor; aber entstanden ist sie gewiss durch die Aneinanderreihung längs der Dorfgasse oder um den Dorfring. Es ist die glücklichste Lösung der Aufgabe zweckmässiger Nachbarschaft. Das oberösterreichische unregelmässige Haufengehöfte dagegen konnte nur entstehen, wo man sich um Nachbarschaft nicht zu kümmern hatte, also in der colonisirten Rodung u. s. w. Hieraus wolle man ersehen, dass eine Wechselwirkung zwischen Dorfanlage, Flureintheilung und Gehöftreform besteht, und dass diese Punkte nicht übersehen werden dürfen.

Da ein etwaiger nationaler Charakter der Bauten, wie angedeutet, nur aus dem Unwesentlichen, aus den Zierden, aus den Hauseinrichtungen (Hausrath), dann aus dem schwer zu definirenden Gesammthabitus zu entwickeln ist, so wäre diesen Dingen Aufmerksamkeit zu schenken. Eine blos schematische Darstellung des Hauses bringt die Uebereinstimmung der Typen überzeugend zur Kenntniss. Für jene feineren und vielleicht charakterisirenden Unterschiede bedürfte man dagegen photographischer Bilder.

Der Entwurf des Schemas für den beschreibenden Text enthält nichts über die volksthümlichen Benennungen der Haustheile. Wir bitten, diese ganz besonders zu berücksichtigen. Es muss als allgemeine Regel aufgestellt werden, dass die gebräuchlichen technischen Benennungen, z. B. Balcon, Geschoss, Hausflur, Vorzimmer, Stube, Zimmer, Hausthüre, Kamin, Mantel u. dgl., insoferne sie den Büchern der Baukunst entsprechen, nur (mehr) als Erklärung und stets unter Klammer angewendet werden sollen. Die Beschreibung der Pläne soll in allen Theilen nur die landläufigen volksthümlichen Namen bringen und das mit gutem Grunde. Wenn z. B. in vielen Theilen der Alpen die Hausflur „das Haus" heisst und andererseits in gewissen Theilen Frankreichs die Stube, wo gekocht, gegessen und gearbeitet wird, also der Hauptraum „la maison", bei Auronzo loda oder losa (loggia?), anderswo der Theil zunächst der Hausthüre „Lab'n", so drängt sich der Gedanke auf, dass aus den Namen wichtige Folgerungen fliessen können, besonders wenn man sie für recht viele Gegenden kennt. Die verlässliche Er-

mittlung der volksthümlichen Benennungen ist sehr schwierig. Der Forscher täuscht sich leicht im Klange der Worte, wenn er den Dialect nicht kennt; er täuscht sich in der Sache, da die Landleute unter zehn Malen seine Frage missverstehen. Ein erfahrener Forscher gibt an, dass die Frage: „Wie heisst dieser oder jener Raum?" sehr häufig mit dem Hausnamen, etwa „der Lenzlbauer", beantwortet wird. Die Leute schämen sich auch und glauben städtische Benennungen bringen zu sollen; sie nennen z. B. „Balkaun" oder „Altan", was sie untereinander „Hausgang", oder anderswo „Schrèott" (Schrott), oder wieder anderswo Söller zu nennen pflegen. Besonders in Oberitalien und Südtirol wird stets mit städtischen Benennungen gedient, wenn man den sehr intelligenten Bewohnern nicht deutlich macht, man forsche nach volksthümlichen Worten. Der Kärntner oder Nordtiroler aber versteht es sehr schwer, dass Einem solche Worte interessiren können. Wenn solche Erhebungen von landeskundigen Baumeistern gemacht werden, können sie reiche und wichtige Ergebnisse liefern.

Zum Schlusse drücken wir die hohe Genugthuung aus, dass durch die vereinte Arbeit gewiegter Fachleute ein reiches und werthvolles Material zu Tage gefördert werden wird, solange es noch Zeit, solange noch nicht die Bauordnungen, die Assecuranzen, die Verbreitung der städtischen Bedürfnisse und Gewohnheiten im Landvolke die interessanten Reste landwirthschaftlicher Eigenart verwischt haben werden, und im Hinblicke auf diesen wichtigen Dienst, welchen die Architekten und Ingenieure der Ethnologie in selbstloser, uneigennütziger Weise zu leisten im Begriffe sind, sagen wir den Betheiligten, besonders aber den leitenden Comités, ein collegialisches Glückauf!"

Die nun auf der Delegirten-Versammlung am 4. October berathenen und zur Annahme gelangten Punkte sind noch nicht im Drucke erschienen; dieselben werden seinerzeit mitgetheilt werden.

4. Für das Denkmal für den verstorbenen russischen Anthropologen Anatol Bogdanow wurde ein Betrag von fl. 46 (davon fl. 25 von Seite der Gesellschaft) gesammelt; derselbe wurde an das Denkmalcomité nach Moskau eingesendet.

5. Seine kaiserliche und königliche Apostolische Majestät hat der Gesellschaft für das Jahr 1897 eine Unterstützung von fl. 1000 zu ihrem Fond für praktische Arbeiten und eine weitere Unterstützung von fl. 200 für allgemeine Gesellschaftszwecke allergnädigst zu bewilligen geruht. Der Vorsitzende spricht hiefür im Namen der Gesellschaft den ehrerbietigsten Dank aus.

6. Der Schriftentausch wird beschlossen mit:
der Rivista Italiana di Sociologia,
dem Field Columbian Museum in Chicago und
dem Vereine für Volkskunde in Berlin.

Der Bibliothek der Stadt Wien wird auf deren Ansuchen die vollständige Serie der „Mittheilungen" (mit Ausnahme des ersten Bandes) durch geschenkweise Ueberlassung von 19 ganzen Bänden und 10 einzelnen Heften completirt.

7. Die hohe k. k. niederösterreichische Statthalterei hat unter Z. 65.897 vom 5. August 1897 die in der Jahres-Versammlung beschlossene Umänderung der Statuten genehmigt. Für die Mitglieder findet sich ein Exemplar derselben diesem Hefte angefügt.

Monats-Versammlung am 9. November 1897.

Präsident: Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Der Präsident begrüsst die Versammlung und eröffnet die Sitzung. Er widmet einige Worte dem Andenken der im verflossenen Sommer abgeschiedenen Mitglieder der Gesellschaft.

Unser am 10. Juni verblichenes Ehrenmitglied Herr Johannes Japetus Smith Steenstrup, kgl. dänischer Staatsrath und Professor der Zoologie an der Universität Kopenhagen, gehörte zu jener Classe von Naturforschern, welche die Hilfsmittel der Naturbeschreibung in die Dienste der Anthropologie, speciell der prähistorischen Archäologie, stellten. Seine wichtigsten Arbeiten behandeln die Kjökkenmöddinger (1872, 1873, 1886). Er verfocht darin die Annahme einer Zweitheilung der dänischen jüngeren Steinzeit gegenüber Worsaae, welcher eine zeitliche Trennung der Kjökkenmöddinger von den übrigen neolithischen Producten entschieden bekämpfte. Besondere Aufmerksamkeit widmete Steenstrup, angeregt durch die Arbeiten von Dr. Wankel und Professor Maška, den mährischen „Mammuthjägerstationen". Das Studium der von den Genannten angelegten Sammlungen, der Besuch der Localität Předmost vermochten nicht, ihn von der Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth zu überzeugen. Er wollte in der Culturschichte des mährischen Löss die Mammuthschichte als ältere Schichte von den Resten des Jägervolkes abtrennen, welches seiner Ansicht nach in der Renthierzeit lebte, und ähnlich, wie gegenwärtig die Jakuten, die älteren Mammuthskelette zu seinen Zwecken benützte. Seine Abhandlung hierüber erschien 1889 zu Kopenhagen, deren durch Dr. Rud. Much besorgte Uebersetzung für unsere Mittheilungen 1896. Wenn auch in weiterer Verfolgung dieser wichtigen Frage Steenstrup's Anschauungen widerlegt worden sind, so hat doch das Eingreifen des berühmten Naturforschers höchst wohlthätig und anregend gewirkt. Seine Arbeit „Yak-Lungta-Bracteaterne, Kjøbenhavn 1893" versucht den Nachweis, dass der Grunzochse (Yak) auf nordischen Bracteaten der Völkerwanderungszeit dargestellt ist. Steenstrup's „De store Solofund ved Gundestrup 1896" behandelt eine kostbare Silberschale, welche vor ihm von Sophus Müller, Voss, Reinach, Bertrand u. A. bereits eingehend untersucht worden war, deren wissenschaftliche Deutung jedoch noch nicht feststeht. Steenstrup leitete die zahlreichen auf denselben dargestellten Figuren aus dem Buddhismus ab.

Einen beklagenswerthen Verlust hat die Gesellschaft durch das Ableben unseres unterstützenden Mitgliedes, Se. Excellenz Herrn Alfred Ritter v. Arneth, erlitten. Herr v. Arneth war Historiker; unsere Betrachtungsweise des socialen Menschen musste ihm ferne liegen. Um so dankbarer gedenken wir der wohlwollenden Theilnahme, welche dieser hervorragende Mann seit langer Zeit unserer Gesellschaft zugute kommen liess. Dessen unerschütterliche Objectivität in der Beurtheilung einer seinem Arbeitsgebiete ferneliegenden Richtung zeigte sich glänzend bei der Durchführung des Werkes: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", sie wurde gemäss der Bestimmung des verblichenen erlauchten Thronfolgers dem Wesen nach in seine Hände gelegt. Dieser Umstand trug wesentlich dazu bei, dass die bei Begründung des Werkes massgebenden Gesichtspunkte keinerlei Schmälerung bis zum Ende erfuhren. Wir haben somit die zwingendsten Gründe, uns den zahlreichen Trauerkundgebungen anzuschliessen, welche aus allen mit der Wissenschaft nur irgendwie zusammenhängenden Kreisen im In- und Auslande erflossen sind. Möge das Bild dieses edlen für den Fortschritt der Wissenschaft begeisterten österreichischen Patrioten niemals im Andenken der Nachwelt erlöschen!

Wir beklagen auch den Verlust, welchen die ungarische Prähistorik durch den Tod unseres Ehrenmitgliedes des Herrn Franz Pulszky de Lubócz és Czelfalva erlitten hat. Er bekleidete die officielle Stellung eines „Inspectors der Museen und Bibliotheken in Ungarn". Sein Antheil an der mächtigen Entwicklung des „Ungarischen Nationalmuseums" wird hoffentlich bald von hiezu berufener vaterländischer Seite geschildert werden. Für die Entwicklung unserer Wissenschaft erscheint es bedeutungsvoll, dass Franz v. Pulszky vom kunsthistorischen Standpunkte aus an die prähistorische Archäologie herangetreten ist. Sein 1884 erschienenes Werk: „Die Kupferzeit in Ungarn" wirkte insoferne grundlegend, als es die Zweifel an der Existenz einer besonderen „Kupferperiode" an der Hand des besonders reichen ungarischen Materiales nachdrücklich bekämpfte. Auf Pulszky's Wege sind Dr. Hampel und Dr. Matthäus Much erfolgreich fortgeschritten. Schon früher hatte Pulszky in seiner Arbeit: „Die Denkmäler der Keltenherrschaft in Ungarn 1879" im Anschlusse an die westeuropäische Archäologie die La Tène-Periode in Ungarn nachgewiesen. Seine letzte Arbeit ist die Beschreibung der prachtvollen Goldfunde aus der Völkerwanderungszeit, welche von der königl. ungarischen Regierung für das Nationalmuseum erworben worden waren. Sie führt den Titel: „Die Goldfunde von Szilagy-Somlyo", 1890.

2. Herr Dr. **Martin Kříž** hält einen Vortrag:

Die Quartärzeit in Mähren und ihr Verhältniss zur tertiären Periode.

Derselbe wird in erweiterter Form im ersten Hefte des Bandes XXVIII (1898) der „Mittheilungen" erscheinen.

3. Herr **Professor Alexander Makowsky** berichtet über

Neue Funde aus dem Löss von Brünn.

Derselbe betrifft einen Anfangs November 1897 im Löss von Brünn in Mähren aufgedeckten prähistorischen Fund, welcher einen neuerlichen Beweis der Gleichzeitigkeit des Menschen mit der diluvialen Thierwelt bildet.

Am Südostabhange des Rothen Berges bei Brünn, woselbst seit vielen Jahren grosse Ziegeleien im Betriebe und viele Reste diluvialer Thiere, selbst einige menschliche Skeletreste constatirt worden sind (siehe Makowsky, Löss von Brünn, 1888, Verh. des nat. V. in B.), wurde schon vor etwa 10 Jahren eine 7 m mächtige Lösslage abgetragen, deren Unterlage, noch 4 m mächtig, erst heuer in Verwendung kam.

Bei dieser Gelegenheit fanden sich in einer Tiefe von 3 m (also ursprünglich 10 m tief) auf einer etwas concaven Fläche eine grosse Anzahl von elfenbeinweissen, dicht mit Mangandendriten überzogenen Knochen diluvialer Thiere, die von festen Mergelkrusten eingehüllt, zufolge der Wasserdurchlässigkeit der nun schwächer gewordenen Lössdecke so brüchig und morsch geworden waren, dass nur wenige Knochen unzerbrochen herausgelöst werden konnten. Die sorgfältig vorgenommene Untersuchung der thierischen Reste an Ort und Stelle ergab einige Fusswurzeln und Armknochen eines jungen Mammut, einen Unterkieferast und gleichfalls Fusswurzeln und Extremitäten von Rhinoceros Tichorhinus (gleichfalls ein junges Thier), sodann viele Skelettheile von Bison priscus und Equus fossilis. Wirbelkörper und Rippen dieser Thiere fehlten. Bemerkenswerth ist die Thatsache, dass die Knochen bunt und lose durcheinander lagen, so z. B. neben dem Kiefer des Rhinoceros die Fusswurzeln von Bison und Equus, dass ferner kleine Holzkohlenstückchen, welche den Löss dunkel gefärbt, beigemischt waren.

In Folge der Zerbrechlichkeit der Knochen konnten weder Schlagmarken noch aufgeschlagene Knochen constatirt werden; auch Steinwerkzeuge fanden sich nicht vor. Dessenungeachtet unterliegt es keinem Zweifel, dass diese kunterbunt nebeneinander geworfenen thierischen Skelettheile die Reste einer Mahlzeit des Menschen in der Diluvialperiode sind, dass wir also neuerdings eine in dieser Localität schon früher beobachtete Lagerstätte des diluvialen Menschen vor Augen haben.

Die wichtigsten Knochenreste dieses Fundes sind den diesbezüglichen Sammlungen des mineralogischen Museums der technischen Hochschule in Brünn einverleibt worden.

4. Unser Präsident, Herr **Baron v. Andrian-Werburg**, verdankt der Güte des Herrn Moritz Engel in Speier die Mittheilung einer Nummer der „Didaskalia" 1851, welche folgenden für die Beurtheilung des in jüngstverflossener Zeit bestandenen „Wortaberglaubens" nicht unwichtigen Aufsatz enthält:

Im 37. Stück des von M. Engel redigirten „Voigtländischen Anzeiger", Plauen, den 13. September 1817,

ist folgendes merkwürdige Actenstück enthalten, überschrieben:

„Der Feuersegen.

Von Gottes Gnaden, Wir Ernst August, Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg etc.

Fügen hiermit allen Unsern nachgesetzten Fürstlichen Beamten, Adelichen, Gerichtshaltern und Räthen in den Städten zu wissen, und ist denenselben schon vorbin bekannt, wasmaßen Wir aus Landesväterlicher Fürsorge alles was zur Conversation Unserer Lande und getreuen Unterthanen gereichen kann, sorgfältig vorkehren und verordnen.

Wie nun durch Brandschaden viele in großes Armuth gerathen können, dahero gleichen Unglück zeitig zu steuern, Wir in Gnaden befohlen, daß in jeder Stadt und Dorf verschiedene hölzerne Teller, worauf schon gegessen, und mit der Figur und Buchstaben, wie der beigefügte Abriß [1]) besaget, des Freytags bei abnehmenden Monden zwischen elf und zwölf Uhr mit frischer Dinte und neuen Federn beschrieben vorräthig sey. Sodann aber, wenn eine Feuersbrunst, wovor der große Gott hiesige Lande in Gnaden bewahre wolle, entstehen sollte, ein solcher nur bemeldeter Teller mit den Worten: „Im Namen Gottes“ ins Feuer geworfen und woferne das Feuer dennoch weiter um sich greifen wollte, dreimal solches wiederholt werden sollte, dadurch denn die Gluth ohnfehlbar gedämpfet wird, dergleichen nun haben die regierenden Bürgermeister in den Städten, auf dem Lande aber die Gerichtsschöppen und Schultheißen in Verwahrung aufzubehalten und bei entstandener Noth beschriebenermaßen zu gebrauchen, hiernächst aber, weil dieses jeden Bürger und Bauer zu wissen nöthig ist, solches bei sich zu behalten. Hieran vollbringen Dieselben unserer Respection gnädigen Willen. Gegeben in unserer Residenz Weymar den 24. December 1742. Ernst August.“

5. Herr **Ludwig Hans Fischer** übersendet eine vorläufige Mittheilung über eine

Prähistorische Ansiedelung in Ober-St. Veit

(Wien, XIII. Bezirk).

Unmittelbar hinter der Einsiedelei in Ober-St. Veit erhebt sich ein Hügel, welcher der letzte Ausläufer eines Bergrückens ist, der von den Höhen des kaiserlichen Thiergartens gegen das Wiener Becken abfällt. Die Mineralogen beschäftigte dieser Höhenrücken längst, weil er ein buntes Gemisch verschiedener Gesteinsarten in sich birgt, insbesondere Jaspisarten, Sandstein und zahlreiche Versteinerungen (Ammoniten).

Die ganze Lage des Hügels und das Vorkommen der harten Steine brachte mich auf die Vermuthung, dass hier eine prähistorische Ansiedlung gewesen sein konnte. In der That fand ich auch bald Topfscherben, welche keinen Zweifel über meine Vermuthung übrig liessen. Eine Versuchsgrabung, welche ich im Spätherbste vorigen Jahres vornahm, ergab ein reiches Material, so dass ich in diesem Sommer auf Kosten der Anthropologischen Gesellschaft Grabungen in grösserem Stile an verschiedenen Stellen vornahm. Von der Commune Wien, der jenes Terrain gehört, erhielt ich hiezu bereitwilligst die Bewilligung.

Das Resultat meiner Grabungen, welche ich durch 14 Tage vornahm, war ein sehr befriedigendes, wenngleich ich nur einen verhältnissmässig kleinen Theil der Fundstelle durchgraben konnte. Die circa 200 Schritte lange Fundstelle am Nordabhange des Hügels ist nur theilweise in ungestörter Lage und heute von Wiesen und Buschwerk bedeckt. Gegen die Mauer des Thiergartens zu waren aber einst Weingärten, daher das Erdreich bereits umgewühlt. An einzelnen Stellen fand ich aber doch ungestörte Lagen, in welchen ich die Grundrisse der Wohngebäude noch ziemlich erkennen konnte und innerhalb dieser fand ich die am besten erhaltenen Artefacte, so dass mehrere Gefässe ganz oder nahezu ganz zu restauriren waren.

Die vorgefundenen Gefässe und Gefässscherben sind fast durchwegs ornamentirt und sehr reichhaltig in den Formen, zumeist topf-, krug- oder kesselförmig. Der Typus der Gefässe erinnert sehr an jene, welche in Fischau, Göttweig und jenseits der Donau gefunden werden.

Werkzeuge fand ich zahlreiche aus Bein und Horn, ebenso aus Stein, darunter Messer, Klopfsteine aller Art, Steinmeissel, Steinbeile mit Loch, Mahlsteine etc.; ausserdem Spinnwirtel aller Art und ein grosses Webgewicht.

Unter den zahlreichen Knochen, welche sich vorfanden, waren besonders viele vom Rind, Schwein, Hirsch und Reh; ausserdem aber fand ich auch solche vom Pferd.

Unter den Nahrungsmitteln scheint die Gerste eine grosse Rolle gespielt zu haben, da ich sie in verkohltem Zustande an mehreren Stellen constatiren konnte.

Funde an Metallen fehlen gänzlich, jedoch wären diese nicht ausgeschlossen, da ich viele Anhaltspunkte für deren Vorkommen habe. So fand ich einen Beinpfriem, welche ganz blaugrün gefärbt war und offenbar neben einem bereits verwitterten Bronzegegenstand gelegen ist.

Die Fundamente der Wohnhäuser, welche zerstreut am Hügel lagen, zeigen eine rechteckige Form, welche man oft ziemlich deutlich an dem vorbenannten Mauerbewurf erkennt.

6. Herr **Kálmán Freiherr v. Miske** berichtet:

Ueber einige Funde aus Velem-St. Veit.

(Mit 9 Textfiguren.)

Meine Sammlung von Funden aus Velem-St. Veit (vgl. oben S. [13]) umfasst gegenwärtig circa 1600 Stücke, aus welchen ich einige zur Beschreibung und Abbildung auswähle; zunächst eine Emailperle (Fig 11). Um den walzenförmigen Körper der Perle befinden sich an den Enden und in der Mitte drei ringförmige Bänder, welche einst mit dünnen, schräg gestellten, abwechselnd weissen und gelben Linien besetzt waren, zwischen welchen die blaue Farbe des den Körper bildenden Glases hervorsah. Durch den Mittelring wird die Perle in zwei Felder getheilt,

[1]) Dieser Abriss enthält ein Zeichen in Form eines Ankers, rechts die Buchstaben G. A., links die Buchstaben A. L., unten Consamatum est und drei Kreuze.

die einen Grund aus rothem Email zeigen, aus welchem sich warzenförmige, weisse Buckel, je fünf in einem Felde, erheben, die am Scheitel einen kleinen blauen Ring und in demselben einen weissen Punkt hatten. Zwischen den Warzen ist je ein blauer oder gelber Punkt. Die Endflächen der Perle zeigen das rothe Email der Felder. Leider fehlt es mir an Vergleichsmaterial, um das Alter der Perle bestimmen zu können.[1])

Ich besitze auch sechs Thonscheiben mit excentrischer Bohrung wie Fig. 15. Wahrscheinlich sind es Netzgewichte. Solche excentrisch durchbohrte Thonscheiben kommen auch unter den prähistorischen Funden von Troja vor.

Ich erwähne ferner zwei Beinknöpfe von ungewöhnlicher Gestalt (Fig. 16 und 17). Dieselben sind im Durchschnitte dreieckig, die Platte ist elliptisch und etwas



Fig. 11. Emailperle.



Fig. 15. Thongegenstand (Netzgewicht?).



Fig. 13. Pfeilspitze aus Bein.

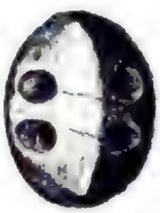


Fig. 16. Knopf aus Bein.



Fig. 17. Knopf aus Bein.



Fig. 12. Pfeilspitze aus Bein.



Fig. 18. Bronzefibel.

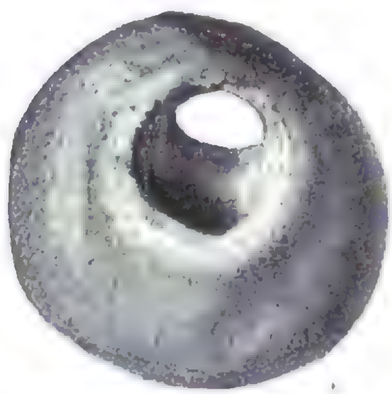


Fig. 14. Halbhohles Anhängsel aus Thon.



Fig. 19. Bronzefibel.

Fig. 11–19. Funde verschiedenen Alters aus Velem-St. Veit bei Güns, Ungarn. (Alles nat. Gr.)

Der zweite Gegenstand meiner Mittheilung ist eine Pfeilspitze aus Bein (Fig. 12). Zu den Pfeilspitzen rechne ich auch Beinartefacte wie Fig. 13.

Auffallend ist der Thongegenstand (Fig. 14) von der Form eines kleinen Henkelkorbes.

gewölbt. Die Unterseite wird durch zwei sich in einem rechten Winkel schneidende Flächen gebildet, welche durchbohrt sind. Das Stück Fig. 17 ist ein Fragment (von einem Doppelknopf?).

Besonderes Interesse verdienen die beiden Fibelchen Fig. 18 und 19, weil sie in Form und Mache so genau mit gewissen auf dem Glasinac, im Herzen Bosniens, gefundenen Fibeln übereinstimmen, dass man annehmen darf, sie seien aus derselben Fabrik hervorgegangen, wie diese.

[1]) Es ist das eine sogenannte „Gesichtsperle", wie solche im südlichen Russland (Kertsch u. a. a. O.) häufiger gefunden werden. Anm. d. Red.

7. Herr Professor Dr. L. **Karl Moser** in Triest berichtet über:

Die Plattengräber von S. Michele ob Alt-Muggia in Istrien.[1]

(Mit 2 Textfiguren.)

Bereits gegen Ende December des Vorjahres war es mir vergönnt, über diese merkwürdigen Gräber an die k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale zu berichten, indem ich damals die theils geöffneten und beraubten Gräber, sowie zwei in deren Nähe befindliche, noch unversehrte Gräber öffnete und auf deren Inhalt prüfte. Hiebei ergab sich die sonderbare Thatsache, dass diese Gräber ein oder mehrere menschliche Skelette mit Nachbegräbnissen enthielten, deren Skelette in gestörter Lage, entweder mit seitlicher Lage des Kopfes oder mit der Lage des Gesichtes nach abwärts oder gar mit verkrümmter Körperlage, beobachtet wurden. Leider wurden in gar keinem Falle Beigaben vorgefunden, so dass eine Feststellung des Alters dieser Gräber bis nun zur Unmöglichkeit gehörte. Auf Wunsch des verehrten Präsidenten der Wiener Anthropologischen Gesellschaft wurde ich zu weiteren Ausgrabungen angeeifert, welche mich in den Stand setzten, einige ergänzende Beobachtungen zu machen.

Das grosse, ausgedehnte Gräberfeld nimmt die ganze Südostseite des Berges von S. Michele (202 m) ein; den Berg selbst, der gegen Nordwest steil abfällt, krönt die in den Dreissiger-Jahren angelegte Festung, Fortezza Nr. 3, mit Casematte und Wallgraben, welch' letzterer um das viereckige Fort (in Fig. 20) bis zu einer Tiefe von ungefähr 7 m steil eingeschnitten ist. In diesem Einschnitte nun nimmt man beiderseits die geöffneten Plattengräber in zwei untereinander stehenden Reihen in abwechselnder Folge wahr; doch gestattet nur die Nordost- und Südseite einen Ueberblick über dieselben, da an den beiden anderen Flanken des Wallgrabens die Strauchvegetation die Gräber zum Theile verdeckt und deren Untersuchung durch in die Gräber eingedrungene Baumwurzeln erheblich erschwert wird. Die von mir an Ort und Stelle angefertigte Zeichnung in Fig. 21 zeigt die Ansicht der Gräber, von Nordost gesehen, an der inneren Flanke des Wallgrabens, darüber die dünne Culturschichte mit Kohlenstückchen und Brocken von gebranntem Thon untermischt und darüber den Rasen, aus dem die Mauern der Festung hervorragen.

Auf dem Südostabhange des Berges dagegen liegen zahlreiche Gräber zerstreut, die sich manchmal durch leichte Bodensenkungen in der Wiesenfläche kenntlich machen, meistentheils fehlt aber jede äussere Spur. Von den im Wallgraben befindlichen Gräbern wurden am 13. und 14. April d. J. zwei völlig intacte Gräber und eines auf der erwähnten Wiesenfläche aufgedeckt. Das erste Grab, von rechteckiger Steinfassung umgeben, barg das morsche Skelet eines Kindes, dessen Knochen so zart waren, dass nur der defecte Schädel gehoben werden konnte. Die grosse Deckplatte, die in den Berg hineinragt, blieb unberührt. Das Grab konnte nur einfach ausgeräumt werden. Die Lage des Skeletes Nordwest bis Südost, mit dem Gesichte nach Südost schauend, war sonst normal, aber mit viel Erde bedeckt. In der Erde weisse Malterkrümelchen, eine Erscheinung, die wir fast bei allen Gräbern beobachteten. Der gewachsene Boden, auf dem das Skelet lag, zeigte sich wie mit einer zarten Aschenschichte bestreut. Beim Hinwegschaffen des Erdreiches vor dem Grabe sammelte ich die Hälfte einer Thonschale auf, kann jedoch versichern, dass dieses Bruchstück nicht diesem Grabe angehörte, sondern einfach in der Erde aufgelesen wurde. Dieses Bruchstück wäre mithin das einzige Artefact, das sich überhaupt während der ganzen Arbeit vorgefunden hatte.

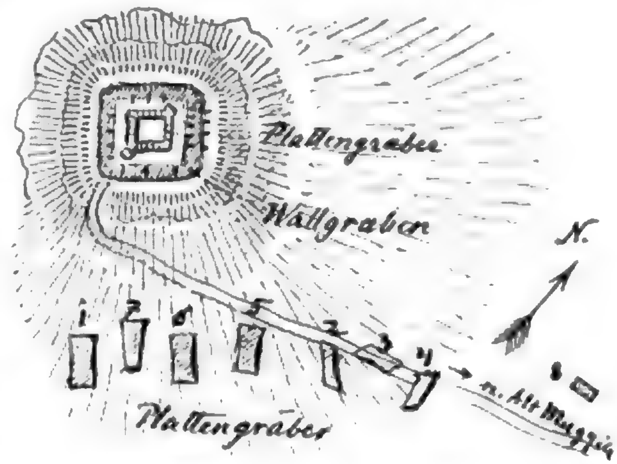


Fig. 20. Situation der Gräber von S. Michele.

Gegenüber in gleicher Höhe, in der äusseren Böschung des Wallgrabens, war ein zweites Plattengrab, das jedoch durch eingewachsene Wurzeln von Akazien in seinem Inhalte zerstört war. Der hier gehobene Unterkiefer beweist, dass das Skelet einem jungen Individuum angehörte. Da die in der äusseren und inneren Böschung befindlichen Gräber schwer zugänglich waren, theils wegen der Höhe und Steilheit der Böschung, theils aber deswegen, weil die Arbeit wegen des Strauchwerkes eine vergebliche und zeitraubende war, verliess ich diese Stelle und begab mich auf die sanft geneigte Böschung des Berges, die einen schönen Weidegrund darstellt.

Gegen den Rand dieser grossen Böschung am Südostabhange des Berges wurde dann das erste Massengrab geöffnet (Nr. 1 in Fig. 20). Aeusserlich durch eine Bodensenkung markirt, lag unter einer circa 30 cm dicken Rasendecke eine kolossale dicke Sandsteinplatte von über 2 m Länge und 1 m Breite, die den Eindruck einstiger Bearbeitung machte und äusserlich wie innerlich keine Spur eines sonstigen Zeichens trug. Beim

[1]) Siehe den Bericht an die k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale, December 1896.

Aufdecken dieser grossen und schweren Platte sah man nur die mittlere Partie der Skelette offen liegen, während die Kopf- und Fussgegend mit Erde verhüllt war.

Bei sorgfältiger Entfernung der fest zusammenhaltenden Erde erwies sich dasselbe als ein Massen-Grab, in dem sechs Individuen lagen. Die Lage der Schädel war theils normal, theils seitlich. Aber vier Individuen, zwei alte und zwei junge, lagen mit den Füssen gegen Südost, und die zwei letzten, ebenfalls alten Individuen, lagen mit den Füssen gegen Nordwest, also in entgegengesetzter Richtung. Ihre Skelette waren so untereinander gemengt, dass an eine gänzliche Aushebung derselben von vornherein nicht zu denken war. Unter den Schädeln der alten Individuen lagen etwa faustgrosse Malterstücke und dem übrigen spärlichen Erdreiche waren kleinere Malterstücke beigemischt. Eines dieser Individuen lag mit dem Gesichte am Boden. Es konnte jedoch nur ein ganzer Schädel gehoben werden. Weder Spuren von Kleidungsstücken noch Beigaben wurden wahrgenommen.

Am 29. Mai wurden die Grabungen, nachdem sich das regnerische Wetter austobte, wieder aufgenommen. Eine Recognoscirung der erwähnten Böschung ergab zunächst das Vorhandensein einer alten Weganlage, welche von der Trümmerstätte von Alt-Muggia bis auf die Fortezza in grossem Bogen hinanführt. Da an diesem Wege schon früher eine Erdaushebung stattgefunden hat, so waren die Gräber leicht zu finden. Die Gräber 2 und 3 (Fig. 20), am Wege selbst gelegen, enthielten unter grossen Steinplatten je ein jugendliches Individuum mit seitlicher Lage des ganzen Körpers. Von Grab Nr. 3, von gleicher Beschaffenheit wie die vorigen, wurde ein ganzer Schädel gehoben. Die Gräber waren mit Erde ganz erfüllt. Bei Nr. 2 war eine gestörte Lage der Wirbelsäule zu beobachten.

Grab Nr. 4 barg zwei Skelette, deren Köpfe gegen Osten gewendet, nur äusserst spärlich mit schwarzer Erde bedeckt. Der Unterkiefer des aufliegenden Skeletes getrennt vom Schädel, die einzelnen Skelettheile mit Erde incrustirt, am Rande der Steinfassung von Regenwürmern hineingetragene Erde. Das Innere der Steinfassung hatte eine Länge von 170 cm, eine Breite von 34 cm. In der Mitte zeigte die Steinfassung eine Einschnürung, so dass die Mitte schmäler war, als die Kopf- und Fussseiten. Auch hier war eine abnormale Lage der Wirbelsäule zu beobachten, da die Lendenwirbel quer über die Lage der Skelette lagen.

Das Grab Nr. 5 lag ausserhalb des Weges links davon in der Nähe einer rechteckigen Steinfassung, die vermuthlich von einer alten Gartenanlage herzurühren scheint. Das Grab barg drei Skelette, ebenfalls in seitlicher Lage sehr sorgfältig mit Erde bedeckt, Brust- und Schädelgegend weniger mit Erde bedeckt, die Skelette äusserlich auffallend gebräunt

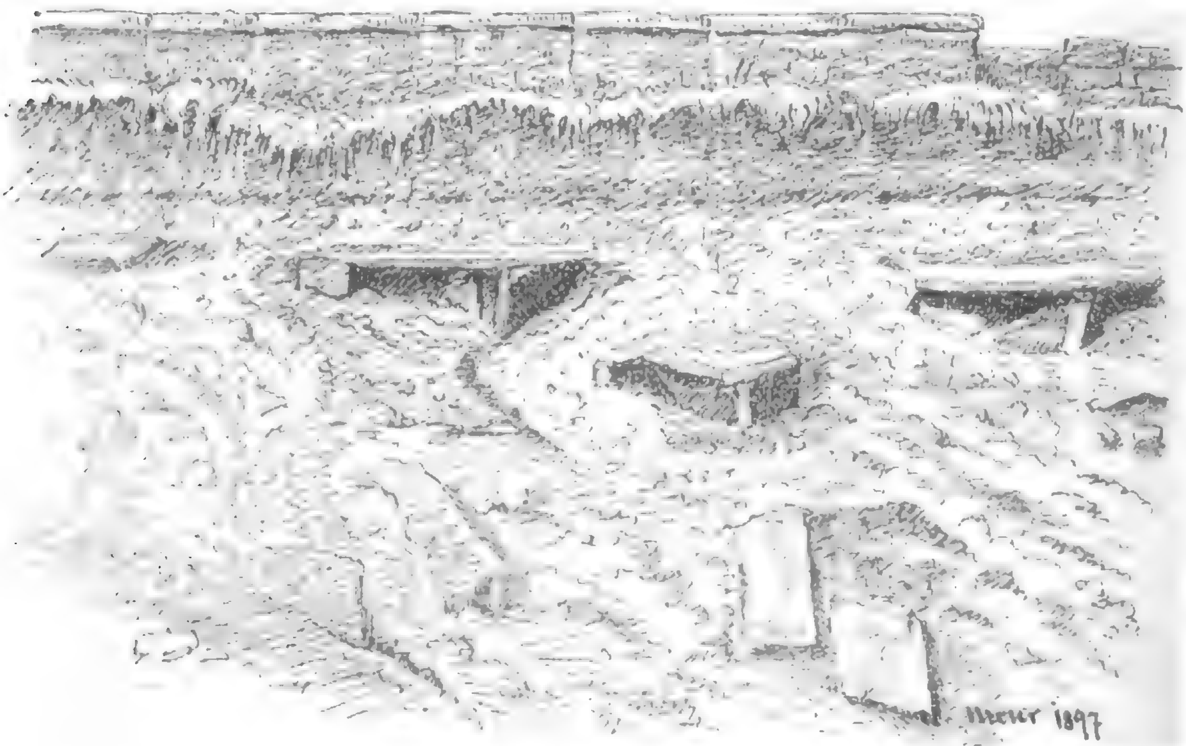


Fig. 21. Ansicht der zum Theil geöffneten Steinplattengräber von S. Michele bei Alt-Muggia.

und sehr leicht zerbrechlich, die Skelettheile am gewachsenen Boden anhaftend. In der Schädelgegend war nur so viel Raum vorhanden, dass die Schädel hart aneinander lagen; etwaige Zwischenräume waren mit Steinchen ausgefüllt. Die grossen Deckplatten mussten häufig in Stücke zertrümmert werden.

In Folge der vorgeschrittenen Jahreszeit musste im Juni die Grabung aufgegeben werden, da die Grasnutzung nicht beeinträchtigt werden durfte; die weitere Arbeit konnte erst wieder im November aufgenommen werden, und zwar am 3. November, wo das sechste Grab am Südostabhange geöffnet wurde. In ähnlicher Lage, wie Grab 1 und 5, liegt Nr. 6. Unter einer 35 cm mächtigen Humusschichte lag eine einzige Steinplatte von 2·2 m Länge, 1 m Breite und 13 cm Dicke. Da die Steinplatte zu gross und schwer war, so wurde sie mit einem mächtigen Schlägel zertrümmert. Sie lag auf einer starken, 30 cm tiefen, in der Mitte verengten Fassung aus Sandsteinplatten bestehend, in der Mitte 40 cm, beim Kopfe und den Füssen 46 cm breit. Von den sechs in einer Lage Nordsüd befindlichen Skeletten waren nur zwei Schädel anfänglich sichtbar, während die übrigen darunter liegenden, sowie auch die Becken- und Fusspartie mit viel Erde bedeckt waren. Es lagen darin zwei alte Individuen, vermuthlich Mann und Weib. Zur Rechten des Weibes lag ein Kind und ober den Schädeln der Alten, jedoch tiefer und hart an der Wand, lagen drei Schädel, vermuthlich den erwachsenen Kindern angehörig, die zuerst beerdigt wurden. Eine sorgfältige Durchsuchung des über den morschen Skelettheilen liegenden Erdreiches in der Hals-, Brust-, Becken- und Fussgegend ergab auch nicht die geringste Spur irgendwelcher Beigabe oder eines sonstigen Anzeichens davon. Anfänglich der Meinung, dass die Gräber beraubt wurden, musste ich beim Oeffnen dieses Grabes zur Ueberzeugung kommen, das dasselbe völlig intact war; nur Wurzeln, die bei der Kopfgegend eingedrungen waren, verschlemmten hier die Erde zu einer compacten und schwer zu beseitigenden Masse. Malterkrümelchen wurden in der Erde hier nicht beobachtet. Der widrige kalte Ostwind erschwerte die Arbeit so sehr, dass wir mit der Untersuchung des einen Grabes durch volle vier Stunden beschäftigt waren.

Am 6. November wurde am Morgen mit der Blosslegung eines neuen Grabes, das ich mit Nr. 7 bezeichne und das in gleicher Lage, wie die drei vorhergehenden, links von der alten zur Fortezza führenden Weganlage situirt ist. Es liegt nicht in gleicher Höhe mit den übrigen, sondern um circa 3 m höher, wie denn überhaupt in der Anlage der Gräber eine grosse Unregelmässigkeit zu beobachten ist. Die Gräber sind mit einem Worte nicht in Quer- und nicht in Längsreihen, sondern ganz unregelmässig angelegt. Auch bezüglich der Tiefe der einzelnen Gräber muss ich bemerken, dass nicht immer das gleiche Maass eingehalten wurde, da die Mächtigkeit der über der Deckplatte aufgelagerten Erde und zugehöriger Rasendecke zwischen $^1/_2$ m bis zu 1 m und darüber variirte. Die Mächtigkeit der Erdschichte betrug hier $^1/_2$ m. Nachdem die Deckplatte völlig blossgelegt war, zeigte sich, dass dieselbe an ihrer Oberfläche sehr uneben war. Ihre Länge betrug 2·4 m, die Breite dagegen nur 76 cm. Da dieselbe nicht mit einem Male gehoben werden konnte, so wurde sie zertrümmert, insbesondere wurde aber darauf gesehen, dass der über den Schädeln gelegene Theil der Deckplatte, also ungefähr die Hälfte, ganz gehoben werden konnte, um eine etwaige Verletzung der Schädel zu vermeiden.

Nachdem die Deckplatte ganz entfernt war, zeigte die circa 20 cm breite Steinfassung eine andere Form, wie bei den vorhergehenden, nämlich nicht rechteckig, gegen die Mitte einerseits eingeschnürt, sondern trapezförmig, länglich. Die innere Weite bei den Köpfen betrug 50 cm, bei den Füssen dagegen nur 25 cm. Die äussere Länge betrug 2 m. Auf der linken Seite, bei den Füssen, fehlte ein circa $^1/_2$ m langes Stück der 35 cm tiefen Steinfassung. Das Innere des Grabes war insbesondere bei den Füssen und den Schädeln mit viel Erde angefüllt, nur in der Beckengegend waren die Knochen sichtbar und mit einer schwarzen, fettglänzenden Erdkruste überzogen, die fest an den Knochen anhaftete. An den Seiten waren Klumpen von jenem charakteristischen Erdreich, wie es durch Regenwürmer herausgearbeitet und an der Oberfläche von Wiesen häufig nach Regen beobachtet wird. Das hinweggeschaffte Erdreich zeigte sich auch hier von mörtelähnlichen Krümelchen durchsetzt, sehr zäh und compact, so dass es nur mit dem Messer geschnitten werden konnte. Dadurch erklärt sich auch die Schwierigkeit, Schädel und Knochen unversehrt zu fördern. Die mit den Knochen zusammenverwachsene Erde verlangsamt die Förderung sehr und bewirkt, dass einzelne Knochen brechen oder sich aus ihren Nähten loslösen und so im Boden haften bleiben, aus dem sie dann schwer ganz herausgelöst werden können. Die Lage der Schädel war auch hier eine verschiedene. Ein Schädel lag normal, der zweite mit dem Hinterhauptloche nach aufwärts und ganz verkrümmter Wirbelsäule, ein dritter in seitlicher Lage, drei andere lagen hart an der Wand der Fassung und tiefer. Es waren im Ganzen sechs Schädel; doch muss die merkwürdige Thatsache constatirt werden, dass sich ein Hüft- und Kreuzbein unter einem Schädel vorfand. Wirbelsäulen und Extremitätenknochen waren nur von zwei Individuen vorhanden, und zwar nur von den zu oberst gelegenen, während die Skelettheile der übrigen nicht constatirt werden konnten. Auch von den sechs Schädeln waren nur zwei Unterkiefer gehoben worden, von den übrigen waren dieselben nicht vorhanden. Bei sorgfältiger Durchsuchung überzeugte ich mich, dass nicht alle Leichname ganz beerdigt wurden, sondern einige ganz, von anderen nur Theile, wie der Kopf. Es drängt sich hier die Vermuthung auf, als ob hier zu zwei regelrecht bestatteten Individuen einzelne Skelettheile und Schädel von vier anderen Individuen nachbestattet wurden. Bei der Beschaffenheit der Knochen und ihrem mürben Erhaltungszustande lässt sich mit Sicherheit die Anzahl der bestatteten Individuen nur aus der Anzahl der Cranien bestimmen. Ob aber die Leichname bei der Nachbestattung oder diejenigen der ersten Bestat-

tung ganz, oder nur in Stücken oder nur als Skelette hineingelegt wurden, liess sich bei sorgfältiger Prüfung nicht constatiren.

Am 19. November begab ich mich auf eine Nachricht hin nochmals zur Grabstätte und liess eines der am unteren Wege gelegenen Gräber öffnen, das vorher freiwillig die Arbeiter aufdeckten. Hier lag die Erde nahezu 75 cm hoch. Das Grab war mit zwei Steinplatten gedeckt, deren Hinwegräumung lange Zeit in Anspruch nahm. Beim Abheben der Steinplatten zeigte sich das Grab ganz mit Erde verschüttet. Die Fassung in der Kopfgegend war gesenkt und auf den Schädeln gelegen. Nach sorgfältiger Aushebung der Steinfassung konnten wir im Ganzen sieben Schädel [1]) constatiren, von denen die nur den älteren Individuen angehörigen gehoben werden konnten und selbst diese nicht immer vollständig, da die Nasenbeine, Jochbogen und die Knochen der Schädelbasis beim Ausheben an der festen Erde zurückblieben. Die Schädel lagen so dicht aneinander, dass es eine förmliche Kunst war, einen unverletzt zu heben, ohne den anderen zu beschädigen. Die übrigen Skelettheile bildeten ein Chaos und konnten wegen der daranhaftenden Erde niemals gehoben werden. Erde und Knochen bildeten eine Masse. Bei den Röhrenknochen kam es vor, dass dieselben entweder nur in Querbruchstücken oder im gespaltenen Zustande zu Tage gefördert wurden. Häufig zerfiel der Schädel in seine Stücke, da die den Schädel ausfüllende Erde denselben sprengte. Die Knochen der Hand- und Fusswurzel zeigten sich meist so mürbe, dass sie zu Staub zerfielen. Auch sei hier nochmals bemerkt, dass die geringe Zahl der Körperknochen in keinem Verhältnisse zu der Anzahl der vorgefundenen Schädel stand. Auch in diesem Grabe, wo sieben Schädel nachgewiesen werden konnten, fehlten mindestens zu dreien die zugehörigen Unterkiefer.

Da auch bei diesen Skeletten nicht die geringste Spur von Beigaben oder Kleiderresten, weder bei den Köpfen noch bei den Füssen, noch auch in der Brustgegend vorhanden waren, lässt sich über das Zeitalter, aus dem diese sonderbaren Begräbnissanlagen herrühren, kein sicherer Schluss ziehen. Ein Analogon dieser Art der Bestattung finde ich nur in der Beschreibung bei Würdinger, der im Schwabenlande ähnliche Gräber aufdeckte, die in der Anlage mit unseren besprochenen übereinstimmen und sich durch grosse Armuth der Beigaben auszeichnen. Würdinger verlegt diese Gräber in das IV. bis VIII. Jahrhundert nach Christi. Die auffallende Dolichocephalie der sämmtlichen Schädel, die Zartheit der Knochen, die unvollständige Bestattung entweder ganzer oder nur der Theile von Skeletten, die ausserordentliche Sorgfalt der Bestattung dagegen, was Steinfassung und Präparirung der Deckplatten selbst anbelangt, ferner die Thatsache, dass die Skelette unmittelbar auf dem gewachsenen Sandsteinboden aufliegen, sind Alles berücksichtigenswerthe Momente. Jedenfalls rühren diese Gräber von einem Volke her, das da oben in stiller Einsamkeit, umgeben von herrlicher Natur, mit dem Ausblicke auf das Meer, auf die reichgegliederte Küste und den am Horizonte aufragenden Kranz der herrlichen Bergwelt, schmucklos einherwandelte und bei dem grossen Sterben, das über dasselbe hereinbrach, nicht vergass, durch die sorgfältige Anlage des Grabes das Andenken an ihre Todten zu ehren. Das Steinmaterial fanden sie in nächster Umgebung in dem grossblattig brechenden Tasello- oder Macigno-Sandstein, der noch jetzt das Material zur Pflasterung von Triest hergibt.

Grosse Steinschutthaufen, die sich in langen Streifen zu beiden Seiten der Marienkirche hinziehen, bezeugen die Verödung des einst blühenden Ortes von Muggia vecchia, von welch' letzterem das Innere der Marienkirche (frühromanisch-byzantinischen Stiles) jetzt noch Zeugniss gibt.

[1]) Die anatomischen Kennzeichen der in diesen Gräbern gefundenen Schädel dürften gewiss manch' charakteristisches Merkmal abgeben.

8. Herr **P. Reinecke** übersendet aus Mainz eine Mittheilung:

Ueber einige prähistorische Wohnstätten in Slavonien.

Im vergangenen Herbste hatte ich bei einem Besuche in Esseg und weiterhin in Agram Gelegenheit, aus Slavonien Funde von ausgedehnten vorgeschichtlichen Ansiedlungen kennen zu lernen. Da bisher über diese noch kein ausführlicherer Bericht erschienen ist, welcher auf die Bedeutung dieser Localitäten hingedeutet hätte, möchte ich an dieser Stelle einige Worte darüber mittheilen. Leider bin ich nicht in der Lage, von den sehr interessanten keramischen Funden Photographien vorlegen zu können; es sollen jedoch, wie ich erfuhr, im Agramer „Viestnik" diesbezügliche Abbildungen erscheinen, auf welche hiemit verwiesen sei.

In der Gegend von Esseg, an der Drau und sodann auch an der Donau, in den Comitaten Vérőcze (Virovitic) und Szerem (Syrmien) entdeckte man auf mehreren sich aus der weiten Ebene erhebenden, mässig hohen Hügeln, deren einige von Ringwällen umgeben waren, Spuren alter Besiedelung und bei weiterer Nachforschung kamen an den einzelnen Punkten zahllose Alterthümer zum Vorschein, welche der überwiegenden Menge nach der Steinzeit angehören. Derartige Plätze liegen bei Samatovce (oberhalb Esseg), Sarvaš (unterhalb Esseg, an der Drau), Vukovar, Vučedol (bei Vukovar), Sot und Maradik; der wichtigere Theil der Funde befindet sich im städtischen Museum zu Esseg und in der Privatsammlung des bekannten Numismatikers Herrn C. F. Nuber ebendaselbst; werthvolle Proben besitzt auch das archäologische Museum zu Agram.

Unter den Steinwerkzeugen, welche auf diesen Ansiedlungsstätten gesammelt wurden, heben wir zunächst die „schuhleistenförmigen" Keile, die in ihren verschiedenen Modificationen auftreten, hervor: in sehr grosser Menge fanden sich kurze und mässig lange Schmalmeissel (Exemplare von grosser Länge fehlen) und flache Hacken von nahezu rechteckiger, sowie mehr dreieckiger Form in verschiedenen Grössen, desgleichen die charakteristischen unsymmetrischen Hämmer mit Durchbohrung, von welchen sehr schwere Stücke

vorliegen. Von durchbohrten Hämmern mit mehr oder minder ausgebildetem Knauf am Bahnende, wie solche unter Anderem in den Pfahlbauten des Ostalpengebietes nicht selten sind, ergaben sich zahlreiche Bruchstücke.

Hornstein, daneben auch Obsidian, wurden hieselbst intensiv verarbeitet. Prismatische Messer, von den kleinsten Splittern bis zu ansehnlicher Länge, zierliche Pfeilspitzen (bemerkenswerther Weise auch Pfeilspitzen aus Obsidian), kleine Rundschaber, wie sie ähnlich auch auf den Feuersteinwerkstätten im Elbe-, Oder- und Weichselgebiete sich finden, Nuclei, Abfallsplitter und Späne mit Schlagmarken, kamen in Unmasse vor. Auch Knocheninstrumente haben sich erhalten, hauptsächlich sind es Nadeln und Pfriemen; ein in der Wohnstätte von Vukovar aufgefundener halbkreisförmiger Beinkamm (im Museum zu Esseg) dürfte jedoch kaum mehr prähistorisch sein, da analoge Formen anderwärts erst in der römischen Kaiserzeit üblich wurden. Von anderen Werkzeugen und Geräthen hätten wir noch Schlag- und Wetzsteine, durchbohrte Steinkugeln, sowie Webstuhlgewichte in verschiedenen Grössen, Wirtel, spulenartige Rollen, radförmige Scheiben und stempelartige Glätter, Alles aus Thon, zu erwähnen.

Gegenstände aus Metall kamen auf diesen Stationen kaum zum Vorschein.

Aeusserst zahlreich und von hohem Werthe sind die keramischen Reste, von denen die meisten der neolithischen Zeit angehören; neben einer Fülle von ornamentirten Scherben wurden erfreulicherweise auch viele Gefässe in mehr oder minder gutem Zustande ausgegraben. Sehr überrascht war ich, hier genau dieselben Gefässformen und Ornamente, wie sie aus dem Laibacher Moor bekannt sind, vorzufinden. Ich notirte grosse Krüge mit breitem Henkel, kleine Henkeltöpfchen, runde Schalen in verschiedenen Grössen mit mehreren Füssen, kleine Schälchen mit fussartig ausgebildetem Boden, flache Untersätze mit Füssen, Henkeltassen u. s. w., welche alle nicht nur in der Form, sondern auch im Ornament vollkommen mit der neolithischen Keramik aus dem Laibacher Moor übereinstimmen. Die merkwürdigen eingestochenen und eingeritzten Bandmuster, die aus concentrischen Kreisen bestehenden „Sonnen" (im Centrum leer oder ein Kreuz enthaltend), über Eck gestellte Vierecke, Zickzackornamente u. dgl. m., all' das kehrt hier wieder, in derselben Eigenart, mit denselben Details.[1])

Während die Oberfläche der krainischen Gefässe mehr von stumpfer, schwarzer oder gelblicher Färbung ist, sind unsere slavonischen zum grossen Theile schwarz-, gelb-, rothgelb- und bräunlichglänzend. Eine Anzahl Scherben hat grosse, zapfenförmige Fortsätze, andere zeigen (an Stelle der Henkel) breite, ornamentirte Griffe. Unter den neolithischen Ornamenten, deren manche auffallend tief eingestochen sind, treten neben den charakteristischen geometrischen Mustern gelegentlich auch figürliche Elemente auf, so z. B. an einem Bodenstück von Vučedol (Museum in Agram), wo gleichsam als Bodenstempel ein Mann mit erhobenen Armen, ganz ähnlich wie auf den Oedenburger Hallstattgefässen, dargestellt ist. Von grosser Wichtigkeit ist ferner auch das Vorkommen von Erzeugnissen einer primitiven neolithischen Thonplastik auf diesen Wohnstätten. Im städtischen Museum zu Esseg ist aus Vukovar von Herrn Nuber eine Thonfigur der Art, wie sie in Butmir und den verwandten siebenbürgischen Stationen auftreten, deponirt; vom Gesicht sind bei diesem Idol Nase und Augen angegeben, die Arme sind durch kurze Fortsätze angedeutet, den Leib bedeckt auf der Vorder- und Rückseite eine Art Fischgrätenmuster.

Ob eine Gruppe von Gefässresten mit Ornamenten, wie sie im Laibacher Moor nicht vorhanden sind,[1]) noch etwa der neolithischen Periode zugerechnet werden darf, darüber bin ich im Zweifel; diese Stücke erinnern mich mehr an gewisse Gattungen der ungarischen bronzezeitlichen Topfwaare.

Von jüngeren keramischen Erzeugnissen seien aus der Hallstatt-Zeit ein kleines, bauchiges Gefäss mit dreifachem Halse (Vukovar; städtisches Museum zu Esseg), kleine Buckelgefässe der bekannten Villanovaform, sowie Scherben von derartigen grossen Urnen genannt. Typische Hallstattsachen sind in Slavonien noch sehr spärlich vertreten, deswegen verdienen diese Stücke immerhin einige Beachtung. In der La Tène-Periode lagen diese Ansiedlungen gleichfalls nicht verödet da, wie zahlreiche graugelbliche, auf der Aussenseite gerippte Scherben aus Glimmerschüppchen enthaltendem Thon, welche in die zweite Hälfte der La Tène-Zeit zu setzen sind und die im Donaubecken eine sehr weite Verbreitung haben, beweisen. Einige Gefässreste dürften sogar erst in die römische Zeit zu stellen sein.

Die neolithischen Funde von diesen Plätzen gehören ausschliesslich der Periode der sogenannten Bandkeramik an, wie sowohl aus den typischen Steinwerkzeugen, als auch aus der Topfwaare und ihrer Ornamentik hervorgeht. Wir bemerkten schon, dass in den Pfahlbauten des Laibacher Moores eine ganz gleichartige Gefässgattung wie in unseren slavonischen Wohnstätten auftritt. Bisher nahm das Laibacher Moor innerhalb der Stufe der neolithischen Bandkeramik in gewisser Hinsicht eine ganz isolirte Stellung ein, durch die neuen Stationen in Slavonien wird das Gebiet dieser localen Gruppe der bandverzierten Gattung jedoch ganz beträchtlich erweitert (die Entfernung von Laibach bis zur Donau bei Vukovar beträgt nahezu 350 km).

Mit den keramischen Funden aus den weiter südlich und östlich gelegenen Ansiedlungen derselben neolithischen Stufe, deren Steinwerkzeuge mit denen von anderen gleichalterigen Gruppen im Wesentlichen übereinstimmen, zeigen die krainisch-slavonischen keinen besonderen Zusammenhang. Butmir und Kraljičino guvno bei Zepče in Bosnien, Tordos und seine Verwandten in Siebenbürgen, sowie die Niederlassungen

[1]) Unter Anderem fehlen nicht der Zackenrand an der Seite der aus mehreren Linien bestehenden Streifen oder die Innenverzierung der Fussschalen.

[1]) Ein seltsames Spiralmuster, eine Art „laufender Hund", mit gekreuzter Schraffirung, gefüllte langgestreckte Dreiecke etc.

mit bandverzierter Topfwaare im Theissgebiete[1]) haben, von ganz geringen Ausnahmen abgesehen, nur sehr differente Formen und Ornamente ergeben, trotzdem sie zum Theil von Slavonien nicht sonderlich weit entfernt sind. In welcher Beziehung unsere Ansiedlungen zu der Türkenschanze von Lengyel im Comitate Tolna stehen, weiss ich nicht anzugeben, da ich die Sammlung des Grafen Apponyi nicht aus eigener Anschauung kenne; aus den Abbildungen des Werkes M. Wosinsky's über das Schanzwerk von Lengyel lässt sich leider nichts entnehmen, ausser der Thatsache, dass die schuhleistenförmigen Steinkeile daselbst nicht fehlen. Auf sehr verwandte Erscheinungen treffen wir jedoch in den Pfahlbauten und Festlandansiedlungen der Nordseite der Ostalpen und im oberen Donaugebiet, welche gleichfalls der Stufe der Bandkeramik zuzurechnen sind, doch würde es uns zu weit führen, diese Verhältnisse hier weiter verfolgen zu wollen.

In überraschend reicher Weise haben sich in Slavonien, von wo bis vor Kurzem ausser wenigen einzeln gefundenen Steinwerkzeugen von der Gattung der schuhleistenförmigen Keile kein neolithisches Material bekannt geworden war, grössere Ansiedlungsfunde der Stufe, welche durch diese Steingeräthe charakterisirt wird, eingestellt. In Croatien, wo namentlich in der Gegend von Agram diese Hämmer und Meissel in mässiger Zahl gefunden wurden, fehlen gleichalterige Wohnstätten noch zur Stunde; vermuthlich dürften sie jedoch bald nachgewiesen werden, und damit wäre dann die Verbindung zwischen den Stationen an der Donau und im Laibacher Moor hergestellt. Dass im Laibacher Moor die typischen Schuhleistenkeile bisher sich nicht fanden, darf uns weiter nicht befremden. Es erklärt sich dieser Umstand zum Theil so, dass die Zahl der erhobenen Steinwerkzeuge von hier überhaupt nur eine geringfügige ist. An der Zugehörigkeit der krainischen neolithischen Gruppe zur bandverzierten Keramik kann trotz des Mangels an jenen charakteristischen Steinwerkzeugen kein Zweifel sein, da die Uebereinstimmung der Keramik in Krain und in Slavonien zu bezeichnend ist, so gut, wie wir auf Grund des Vorkommens der schuhleistenförmigen Keile u. s. w. die Gegend von Agram, welche noch keine derartigen Niederlassungen aufzuweisen hat, für ihr Gebiet in Anspruch nehmen können.[2])

9. Herr Director **Břetislav Jelínek** in Prag übersendet eine Mittheilung über

Das neue städtische Museum in Prag.

Im Monate November d. J. soll das neue Gebäude des städtischen Museums im Stadtparke am Poříč seiner Bestimmung übergeben werden und dürften blos noch die Stuccateur- und Malerarbeiten im Vestibule und in der Stiegenhalle den Winter in Anspruch nehmen. Das alte Museumsgebäude bleibt vorläufig bis zum Aufbaue der weiteren zwei Seitenflügel als Administrationsgebäude in Verwendung.

Was den Bau selbst betrifft, ist derselbe nach dem Entwurfe des Museumsdirectors Herrn k. k. Conservator Jelínek vom Architekten Ant. Balšánek architektonisch ausgearbeitet. Das Gebäude ist zweistöckig, dessen Stirnseite in den Stadtpark und die Rückseite desselben in die Florenzgasse gewendet ist.

Was die Eintheilung desselben betrifft, so sind die Räumlichkeiten zu ebener Erde für das Lapidarium und die Folterkammer, zu welch' letzterer ein originales gothisches Gewölbe verwendet wurde, bestimmt. Diese Räumlichkeiten haben eine Fläche von circa 600 m^2.

Im ersten Geschoss befinden sich ausser dem Vestibule vier Säle je 22·50 m lang und 7 m breit. Die Höhe derselben beträgt 5·75 m. Der erste Saal ist für die vorgeschichtlichen Alterthümer, für die Keramik, Majoliken, für Glasarbeiten und Kunst- und Luxusgegenstände bestimmt. Im zweiten Saale gelangen Prager Arbeiten aus Metall zur Ausstellung: es sind namentlich Gussobjecte, getriebene Arbeiten und Schmiede- und Schlosserarbeiten. Der dritte Saal ist für die Kirchenabtheilung bestimmt und im vierten Saale werden diverse archäologische Andenken aus Prag ausgestellt, wie z. B. Hausschilder, Haus- und hauswirthschaftliche Geräthe, Maasse und Gewichte, Gegenstände, die beim Graben gefunden wurden u. s. w.

In der Apside der Stiegenhalle wird das Riesenpanorama von Prag, von Sacchi aus dem Jahre 1818, ausgestellt werden, zu dessen entsprechender Besichtigung eine besondere Galerie errichtet wurde.

Im zweiten Geschoss befinden sich ebenfalls vier Säle, deren Ausmasse jenen im ersten Stockwerke gleichen; in der Mitte derselben liegt aber der fünfte, 10 m breite und 12 m lange Saal von 7 m Höhe.

Im ersten Saale gelangen ausschliesslich Prag betreffende Ansichten, Urkunden, Medaillen, Drucke u. s. w. zur Aufstellung. Der zweite und dritte Saal ist für die geschichtliche Abtheilung bestimmt, zwischen welchen im mittleren Saale Waffen, Rüstungen, Fahnen und verschiedene Kriegsgeräthe untergebracht werden. Der vierte Saal ist für die Abtheilung der Zünfte und Innungen bestimmt.

Alle Ausstellungsräume des neuen Museums, ausser Vestibul und Stiegenhalle nehmen einen Flächenraum von 1850 m^2 ein.

Auf der Stirnseite der Façade ist oberhalb des Tympanons, auf welchem durch allegorische Gestalten Geschichte, Archäologie, Wissenschaft, Kunst und Gewerbe dargestellt sind, die Statue der das Museum schützenden „Praga" aufgestellt und unterhalb des Tympanons das Heidenthum und Christenthum versinnbildet.

Ausserdem ist das ganze Gebäude von aussen und theilweise auch im Innern mit Wappen der Prager Städte, Büsten jener Regenten, die sich um Prag ver-

[1]) Im Archaeologiai Értesitö, 1896, S. 289—294, sind diese letzteren von mir im Zusammenhange behandelt worden.

[2]) Den allgemeinen Bemerkungen, welche ich an die Besprechung eines analogen Falles (diese Mitth. 1897. Verh. S. [18]) knüpfte, glaubte A. Götze (ebendaselbst S. [45]) eine Berichtigung beifügen zu müssen. Auf seine Einwürfe, welche zum grossen Theile mit meiner Ausführung gar nichts zu thun haben, werde ich an einer anderen Stelle zurückkommen, zumal da seine von ihm herangezogene Abhandlung „Ueber neolithischen Handel" sehr einer kritischen Beleuchtung bedarf.

dient gemacht haben und sonst auch mit auf die Geschichte Prags bezüglichen Figuren, Emblemen, Ansichten u. s. w. geschmückt.

Durch den Bau des neuen Museums gewinnt in Prag die Wissenschaft eine neue Pflegestätte.

10. Herr Geheimrath und Universitäts-Professor Dr. **Ludwig Stieda** in Königsberg übersendet eine Mittheilung über

Die Anthropologie auf dem internationalen Congresse in Moskau im August 1897.

Es war ursprünglich eine eigene Section für Anthropologie geplant, allein auf den Vorschlag einiger Mitglieder wurde davon abgesehen und die Section für Anthropologie mit der Section für Anatomie und Histologie vereinigt. Es fanden im Ganzen fünf Sitzungen statt; in jeder einzelnen Sitzung wurden abwechselnd anatomische, histologische und anthropologische Vorträge und Demonstrationen gehalten.

Wir berichten hier nur über diejenigen Vorträge, die eine gewisse Beziehung zur Anthropologie haben, und lassen alle anderen vollständig unerwähnt.

I. Sitzung 8/20 August.

Die erste vereinigte Sitzung fand am 20. August statt. Die Herren Professoren Sernow, Anutschin und Ognew begrüssten die Anwesenden, die beiden ersten in französischer, der letzte in deutscher Sprache.

Professor Sernow wies auf die Bedeutung der internationalen Congresse hin, sie wirkten mit zur Befestigung des Friedens zwischen den Culturreichen und beförderten die Annäherung der Völker an einander.

Professor Ognew betonte die wichtigen Dienste, die Europa in Betreff der Culturentwicklung dem russischen Reiche geleistet hätte; dank diesen Diensten konnten die heutigen wissenschaftlichen Fortschritte erreicht werden.

Professor Anutschin skizzirte die heutige Lage der Anthropologie, ihre Ziele und ihre höchsten Aufgaben.

Alle Drei drückten den Anwesenden ihren Dank für das zahlreiche Erscheinen aus.

Zu Ehrenpräsidenten der Section wurden gewählt die Herren Professoren Waldeyer (Berlin), Stieda (Königsberg), Romiti (Pisa).

1. Professor Waldeyer (Berlin) sprach über die Nothwendigkeit einer einheitlichen (lateinischen) anatomischen Nomenclatur und berichtete über die Arbeiten der Commission der anatomischen Gesellschaft. Es sei der Wunsch der Commission, dass namentlich in der Literatur die lateinischen Ausdrücke der Nomenclatur zur Anwendung kommen; daneben hätten die verschiedenen Nationen selbstverständlich die Freiheit, die Bezeichnungen in ihrer eigenen Sprache nach Belieben zu benützen.

An der sich anschliessenden Discussion betheiligten sich Professor Romiti (Pisa) und Privatdocent Dr. Schrutz (Prag).

2. Professor Stieda (Königsberg) sprach über das Vorkommen der Stirnnaht und der Stirnfontanellknochen beim Menschen.

Auf Veranlassung des Vortragenden untersuchte einer seiner Zuhörer, Herr Dr. Springer, das Vorkommen der Stirnnaht und der Stirnfontanellknochen an den Schädeln der Königsberger anatomischen Sammlung.

Die Stirnnaht ist mehrfach untersucht worden von Welcker, Anutschin, Jastschinsky, Popow u. A. In Betreff der Häufigkeit des Vorkommens der Stirnnaht kommt Springer zu dem Ergebnisse, dass eine Sutura frontalis in 8·6% sich finde. Dieses Ergebniss stimmt mit den Resultaten anderer Forscher im Allgemeinen. Auffallend ist, dass die Seitenränder der beiden Hälften des Stirnbeines nicht regelmässig mit dem Scheitelbein zusammenstossen, sondern dass in unregelmässiger Weise das rechte Scheitelbein nicht nur mit dem rechten, sondern auch mit dem linken Stirnbein, und das linke Scheitelbein nicht nur mit dem linken, sondern auch mit dem rechten Stirnbein sich verbindet. Den Grund für diese Unregelmässigkeiten sieht der Verfasser in dem Auftreten von accessorischen Knochenkernen im Bereiche der Stirnfontanelle; je nachdem der accessorische Knochenkern mit dem einen oder anderen der hier zusammenstossenden Knochenränder sich vereinigen, entsteht je eine andere Combination der Naht.

3. Professor Lombroso (Turin). Ueber die Einflüsse des Klimas auf die anthropologischen Typen.

Bei einer Vermischung zweier Rassen kann die neu hinzugekommene Rasse die charakteristischen Kennzeichen der älteren wohl ändern, aber später tritt der frühere Typus unter dem Einflusse der verschiedenen klimatischen Bedingungen und überhaupt der Umgebung wiederum bei einem gewissen Theile der Bevölkerung hervor. In anderer Hinsicht werden die verschiedenen Typen (Rassen), indem sie unter gleichen Bedingungen leben, einander immer mehr gleich.

4. Dr. Arbo (Christiania). Ueber den Schädelindex in Norwegen, über die topographische Vertheilung und die Beziehung des Schädelindex zur Körpergrösse.

Der Vortragende sprach über die Ergebnisse in Betreff von Untersuchungen, die er über die Form des Schädels und über die Körpergrösse in Norwegen gemacht hat. Er erläuterte seinen Vortrag durch eine Reihe von Karten. Es ergibt sich, dass die Bevölkerung des westlichen gebirgigen Norwegens sich durch ihre Brachycephalie (Kurzköpfigkeit) auszeichnet und einen geringeren Körperwuchs besitzt, als die Bevölkerung des östlichen und südöstlichen Theiles von Norwegen. Diese Thatsache ist auf Grund von Beobachtungen an 22—23jährigen Recruten und Soldaten (circa 12.000 Individuen) gemacht worden. Man darf schliessen, dass die brachycephale Bevölkerung Norwegens durch eine Vermischung mit den hieher gedrängten Lappen entstanden sei, die einstmals anderswo gelebt hätten (jetzt sind sie nur im nördlichen Norwegen zu treffen). Die Bevölkerung des östlichen Nor-

wegens hat mehr den reinen germanischen Typus sich bewahrt.

Die Professoren Stieda, Anutschin und Sergi weisen auf die Wichtigkeit ähnlicher Arbeiten für die einzelnen Gebiete hin.

5. Professor v. Luschan (Berlin). Ueber Schädeltrepanation.

Der Vortragende demonstrirte eine Reihe von Schädeln der alten Bewohner der Insel Teneriffa. Alle Schädel zeigen im Gebiete der Scheitelknochen mehr oder weniger beträchtliche Löcher, die — wie es scheint — durch Trepanation an Lebenden entstanden sind. Wahrscheinlich trepanirte man die lebenden Individuen auf Grund gewisser unklarer Anschauungen, z. B. zur Heilung von „Besessenen", um dem bösen Geiste aus dem Hirn einen freien Ausweg zu gestatten. Es sind derartige Vorurtheile und Ansichten bei vielen Völkern zu finden — man hofft durch Trepanation eine Heilung gewisser Krankheiten, z. B. der Epilepsie.

II. Sitzung 9/21 August.

6. Professor Sergi (Rom). Ueber den Unterschied in der Form des Schädels bei der Kurganbevölkerung im centralen Russland und bei der jetzigen Bevölkerung.

Professor Sergi nimmt an, dass die Form des Schädels unveränderlich sei; die verschiedenen Formen seien nur Typen, die seit Urzeiten unverändert geblieben sind. Die scheinbare Veränderung der Schädelform einer Bevölkerung aus einer dolichocephalen (langen) in eine brachycephale (kurze) sei bedingt durch die Wanderungen der Völker, dadurch, dass ein Typus durch den anderen verdrängt wird. Das ist auch in Centralrussland der Fall gewesen.

An diese Mittheilungen schloss sich eine sehr lebhafte Discussion, an der sich Dr. Block, Dr. Arbo u. A. betheiligten. Professor Anutschin wies darauf hin, dass die Beantwortung dieser Frage nicht so leicht, im Gegentheile sehr schwierig sei. Professor Debierre bemerkte, dass vom Standpunkte der Evolutionstheorie die Möglichkeit einer Veränderung der Schädelform in den aufeinanderfolgenden Generationen nicht zu leugnen sei.

7. Dr. Elkind. Ueber Sergi's Schädeltypen in ihrer Beziehung zum Index des Schädels.

Der Vortragende hat seine Studien am Material des anthropologischen Museums in Moskau angestellt; er untersuchte Mongolenschädel, Kurganschädel aus Mittelrussland und aus dem Gouvernement St. Petersburg. Es stellte sich dabei heraus, dass die Typen Sergi's in den allerverschiedensten Schädelgruppen vorkommen, dass sie zu einem Theile der Grösse des Cephalindex entsprechen, zum anderen Theile aber nicht. Es scheint deshalb dem Vortragenden, dass Sergi's Schädeleintheilung nicht im Stande sei, die Craniologie in Bezug auf die Erklärung typischer Eigenthümlichkeiten und auf die Evolution des Schädels zu fördern. Die Classification Sergi's könne in Betreff der Schädelbeschreibung sehr nützlich sein, indem die Hauptverschiedenheit des Schädels mit bestimmtem Ausdruck bezeichnet würde, so dass von einer ausführlichen Beschreibung abgesehen werden könne.

8. Dr. Mies (Köln). Ueber Länge, Maasse, Rauminhalt und Dichte des menschlichen Körpers.

Die Bestimmung des Gewichtes und Rauminhaltes geschieht mittelst einer bestimmten Wage, auf welcher das Individuum gelagert und in eine mit Wasser gefüllte Wanne getaucht wird; das ausfliessende Wasser gibt die Möglichkeit, Gewicht und Rauminhalt des Körpers zu bestimmen. Hiebei wird dem Individuum eine besondere Maske von Kautschuk vor's Gesicht gelegt; die Maske hat eine Röhre, durch welche das Individuum auch unter Wasser athmen kann. Nach 129 Beobachtungen an 79 Individuen bestimmte der Vortragende das Gewicht = 1018—1082.

III. Sitzung 9/21 August.

9. Professor v. Luschan (Berlin). Ueber die Anthropologie in Kleinasien. In Kleinasien sind als sesshafte Völker zu finden die Türken, Griechen und Armenier und ausserdem zwei Nomadenvölker, die Kurden und Araber. Zuerst erörtert der Vortragende die Frage, ob auch „kleine Leute" in Kleinasien vorkommen, wie Kollmann sie in der Schweiz beschrieben habe. Er lässt die Frage unbeantwortet, aber hebt hervor, dass sie zu beantworten nicht leicht sei, weil hier leicht Verwechslung vorkommen könnte. Es gebe vier verschiedene Arten kleiner Menschen, nämlich 1. wirkliche Pygmäen, 2. rhachitische Zwerge, 3. Cretins, 4. kleine schwache Leute, die vielleicht am besten als Kümmerformen zu bezeichnen wären. Es scheint, dass jede dieser vier Arten mit den Pygmäen verwechselt worden sei.

Die Schädelformen in Kleinasien findet Luschan in folgender Weise vertheilt. Er beobachtete zwei Haupttypen: einen Typus mit breitem, kurzem und hohem Schädel, den anderen Typus mit schmalem, langem und niedrigem Schädel. Beide Typen kommen bei allen drei Nationen Kleinasiens vor, bei Türken, Griechen und Armeniern, doch scheinen bei den Armeniern die Leute mit brachycephalem Typus vorzuwalten. Luschan hält den brachycephalen Typus für den älteren, man begegne ihm schon auf den Darstellungen (Basreliefs) der Hetiten, des ältesten Culturvolkes. Der andere dolicephale Typus muss den von Süden aus Arabien eingewanderten Semiten zugeschrieben werden. Die Kurzschädel sind die Eingeborenen des Landes, die Langschädel sind die Eingewanderten. Der Vortragende demonstrirt zwei Schädel, die die charakteristische Eigenart der beiden Typen aufweisen.

In der sich daran anschliessenden Discussion sprach Professor Sergi sich dahin aus, dass, im Gegensatze zu Luschan, der langköpfige Typus der ältere sei — so sei es in allen Gegenden am Mittelmeere: die Langschädel sind überall die Ureinwohner, die Kurzschädel sind die Eingewanderten.

Professor VIRCHOW bemerkt, dass der vorgezeigte brachycephale Schädel seiner Meinung nach als ein deformirter anzusehen sei; der Schädel besitze nämlich ein abgeflachtes Hinterhaupt. Es könne das vielleicht der Einfluss der Wiege sein; der Gebrauch von Wiegen, in denen die Kinder fest gebunden liegen, sei vielfach im Orient, namentlich im Kaukasus, verbreitet.

Professor LUSCHAN bestreitet das Vorhandensein einer Deformation des Schädels, umsomehr, als er während seiner Reise durch Kleinasien derartige Wiegen nicht gesehen hat.

Professor SERGI (Rom) findet gleichfalls an dem betreffenden Schädel keine Deformation; er bemerkt, dass er eine ähnliche Abflachung des Hinterhauptes an den Köpfen einiger der Anwesenden demonstriren könne.

Professor ANUTSCHIN meinte, dass es sehr schwierig sei, nach einem Schädel sich eine ganz bestimmte Vorstellung zu machen, umsomehr, als die Abflachung nicht scharf ausgesprochen ist und sich genau in der Mitte des Hinterhauptes befindet. Im Allgemeinen sei eine derartige Abflachung des Hinterhauptes, wie dieselben von den Wiegen herrühren, eine sehr gewöhnliche Erscheinung an den Schädeln aus dem Turkestan. Man träfe sie auch an den Schädeln aus dem Kaukasus, doch sei sie hier fast immer asymmetrisch, so dass das Hinterhaupt wie abgeschnitten aussieht.

10. Dr. WEINBERG (Dorpat). Ueber die Gehirnfurchen und Gehirnwindungen.

Der Vortragende hat 160 Hirne von Esten, Letten und Polen in Bezug auf die Furchen und Windungen untersucht. Als Ergebniss stellt der Vortragende die Ansicht auf, dass einzelne Formen der Furchen und Windungen (fissura occipito-temporalis, f. calcarina u. s. w.) sich bei den einen Völkerschaften häufiger fänden als bei den anderen.

Professor WALDEYER bemerkt dazu, dass es für die Feststellung der Rassenunterschiede der Furchen sehr wünschenswerth sei, das Hirn neugeborener Kinder zu untersuchen; aber ebenso unumgänglich nothwendig sei es auch, eine Einigung in Betreff der Haupttypen der Hirnfurche zu erzielen.

11. Dr. IWANOWSKI (Moskau). Ueber einige Körpermaasse der Mongolen.

IV. Sitzung 12/24 August.

12. Professor LUSCHAN demonstrirt einen neuen craniometrischen Zirkel und weist einen von POLL erfundenen Apparat vor, mit dem der Rauminhalt des Schädels durch eine in den Schädelraum eingeführte Kautschukblase gemessen werden soll.

13. Professor RUDOLF VIRCHOW. Ueber einen Schädel der Steinzeit (Dorf Wolossowo bei Murom).

Der Schädel ist einst durch den GRAFEN UWAROW aufgefunden und jetzt von der GRÄFIN P. S. UWAROWA zum Zwecke einer eingehenden Untersuchung an Herrn Professor VIRCHOW gesandt worden. Die Eigenthümlichkeiten des Schädels sind seine beträchtliche Grösse und besonders starke Entwicklung der einzelnen Knochen; seine Breite (brachycephaler Schädelindex = 83), eine breite, gut entwickelte Stirn, grosse Augenhöhlen, niedriges, aber breites Gesicht mit mässig grossem Unterkiefer. Im Allgemeinen weist der Schädel kein Zeichen einer niedrigen Rasse auf; er ist ein sicherer Beweis für die Existenz einer brachycephalen Rasse in Russland zur Zeit der Epoche des Steinalters.

14. Professor VIRCHOW. Die Querdurchmesser des Gesichts (Breitenindices). Der Vortragende sprach über die verschiedenen Quermaasse des Gesichts, namentlich über die sogenannte Jochbreite, über die beste Art, die verschiedenen Maasse zu nehmen, und über die verschiedenen Typen, die die verschiedenen Schädel in Rücksicht auf die betreffenden Maasse darbieten.

Welcher Punkt soll gewählt werden, um die Gesichtsbreite zu bestimmen? Es sollen bei der Festsetzung die verschiedenen Interessen der Anatomie, der Ethnographie, der Wissenschaft wie der Kunst gewahrt werden. Am Wangenbein sei der untere Rand hart an der Grenze zwischen dem Os malare und dem Os maxillare zu wählen. Aber die Naht läuft nicht gleichmässig, so dass sie sich bald medial, bald lateral vor dem vorspringenden Punkte befindet. Welchen der Knochen soll man zum Ausgangspunkte der Messung machen? das Os malare — oder das Os maxillare? An Lebenden kann man das gar nicht unterscheiden.

V. Sitzung 13/25 August.

15. Professor WALDEYER (Berlin). Ueber Hirnwindungen.

Der Vortragende sprach über die Art und Weise der Entstehung der Windungen, über den Unterschied der Windungen bei verschiedenen Geschlechtern, über den Unterschied bei Neugeborenen, Knaben und Mädchen, über gewisse Typen der Windungen und über Rassenkennzeichen der Windungen.

Die Gründe der Entstehung der Windungen sieht WALDEYER in einer einseitigen Entwicklung verschiedener Neuronen; dies hat zur Folge, dass einzelne periphere Hirntheile sich schneller entwickeln. Da nun das Gehirn in eine feste Kapsel (Schädelkapsel) eingeschlossen ist, so ist die Oberfläche des Gehirns genöthigt, Falten zu bilden. — In Betreff der Thiere, die eine glatte Hirnoberfläche haben, müssen wir uns vorstellen, dass das Wachsthum der Schädelkapsel parallel der Entwicklung des Gehirns einherschreite.

Was den Geschlechtsunterschied der Hirnwindungen anbelangt, so konnte der Vortragende weder bei Erwachsenen, noch bei Neugeborenen sich von ihrer Existenz überzeugen; ebensowenig war der Vortragende im Stande, einen besonderen Typus des Hirns an Verbrechern anzuerkennen.

16. Professor ANUTSCHIN demonstrirt die von Professor J. KOLLMANN (Basel) eingesandte Büste eines weiblichen Individuums.

In der Schweiz ist bei Auvergne am Neufchateler See ein der neolithischen Epoche der Steinzeit angehöriger Schädel gefunden worden und auf Grund dieses Schädels ist die weibliche Büste modellirt. Um

diese Büste zu formen, seien auf dem Schädel und auf verschiedenen Stellen des Gesichtes die Haut- und Muskellagen aufgetragen worden, gleichzeitig seien die verschiedenen Formen und Maasse der Stirn, Nase und Augen, Jochbein, Unterkiefer u. s. w. dabei berücksichtigt worden. Das Ergebniss sei die Büste eines Weibes mit niedrigem und breitem Gesicht, mit vortretenden Backenknochen und breiter Nase gewesen — aber im Allgemeinen eines Weibes mit einer Physiognomie, wie man sie auch heute noch antrifft.

17. Dr. Rahon (Paris). Ueber die Bestimmung der Körpergrösse der vorgeschichtlichen Rassen, mit Berücksichtigung der langen Extremitäten-Knochen.

Der Vortragende konnte viel Hundert Extremitäten-Knochen ausmessen: Knochen aus der paläolithischen und neolithischen Epoche, aus alten Begräbnissstätten u. s. w. Er gelangte zu der Ueberzeugung, dass die Körpergrösse der Individuen der Steinzeit sich etwas von der Körpergrösse der Jetztzeit unterschied — die Körpergrösse habe im Mittel 1·62 m betragen, vielleicht noch weniger. Er steht damit im Gegensatz zu Broca und anderen Autoren, die den Leuten der vorgeschichtlichen Zeit eine beträchtliche Körpergrösse zugeschrieben hatten.

Zum Schluss der Sitzung ergriff Professor Waldeyer im Namen der fremden Gäste des Congresses das Wort: Alle anwesenden Fremden seien völlig befriedigt von dem Congress — sie hätten mit Freude wahrgenommen, dass im Mittelpunkte Russlands, in Moskau, ausgezeichnet eingerichtete wissenschaftliche Institute beständen, dass die wissenschaftliche Arbeit lebhaft gefördert werde, dass die Fremden jetzt nicht erschienen wären, um zu lehren, sondern eher um zu lernen. Es sei daher zu beklagen, dass die meisten Fremden mit der russischen Sprache nicht vertraut seien. Es müsse von Seiten der Fremden die ausgezeichnete Organisation des Congresses und der liebenswürdige Empfang anerkannt werden; er spreche allen russischen Collegen, insbesondere den Leitern der Sectionen, seinen innigen Dank aus.

Die Professoren Ognew, Sernow und Anutschin dankten ihrerseits dem Professor Waldeyer als dem Vertreter der fremden Gäste für den regen Antheil, den die Fremden an der Thätigkeit der Section genommen hätten.

Ausschuss-Sitzung am 14. December 1897.

(Auszug aus dem Sitzungsprotokolle.)

Vorsitzender: Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Für die Versammlungen im Jahre 1898 werden folgende Tage bestimmt: 11. Januar, 8. Februar, 8. März (Jahres-Versammlung); 12. April, 10. Mai (eventuell an einem später zu bestimmenden Tage eine Excursion), 8. November, 13. December.

2. Mit dem Museo de La Plata (Argentina) wird der Schriftentausch beschlossen und demselben Bd. II bis Bd. XXVII der „Mittheilungen“ gegen Vergütung von Seite des Hofmuseums eingesendet.

3. In Livorno ist ein unter der Leitung des Professors Dr. Josef Marina stehendes Anthropologisches Institut in's Leben gerufen worden. Wir bringen in Folgendem einen Auszug aus den Bestimmungen desselben in Uebersetzung:

Auszug aus den Bestimmungen des Institutes.

1. Das Istituto antropologico Italiano beabsichtigt, sich aller Art anthropologischen und ethnographischen Untersuchungen zu befleissigen, welche zur Geschichte der menschlichen Civilisation, zur Sociologie und Hygiene angestellt werden.

2. Es wird sich in Beziehung setzen zu allen hervorragenden Instituten, Gesellschaften und Akademien der Erde und in periodischer Folge die Ergebnisse seiner Studien und Arbeiten veröffentlichen.

3. Behufs Beihilfe und Unterstützung durch Mittheilungen, Untersuchungen, Veröffentlichungen, Erlaubniss zu Studien etc. wird es sich an öffentliche und private Anstalten, an Ministerien, Autoritäten, gelehrte und gebildete Personen aller Länder wenden, indem es denselben seinerseits seine Hilfeleistung anbietet.

4. Das Istituto antropologico Italiano ist eine Privatanstalt und nur das anthropologische Ambulatorium des Institutes ist derzeit dem Publicum zugänglich.

5. Das anthropologische Ambulatorium ist an bestimmten Tagen und Stunden dem Publicum geöffnet und der Eintritt findet in der Regel gegen Bezahlung statt. Da aber das Institut nicht auf Gewinn ausgeht, wird in ausgedehntem Maasse auch freier Eintritt gewährt.

6. Kinder werden nur in Begleitung der Eltern oder anderer Personen, welche deren Stelle vertreten, zugelassen.

7. Die Fragebögen sind fortlaufend numerirt und sollen in keinem Falle den Namen der untersuchten Person tragen.

8. Die Fragebögen, welche zur Sammlung wissenschaftlicher Daten bestimmt und absolutes Eigenthum des Institutes sind, können dem Publicum nicht überlassen werden; aber Jedermann erhält auf Verlangen (wenn nicht besondere Gegengründe vorwalten) einen die gewünschten Hauptdaten enthaltenden Auszug des ihn selbst oder eine Person seiner Familie (wozu bei Majorennen die Zustimmung derselben erforderlich ist) betreffenden Blattes.

9. Das Ambulatorium ist ausschliesslich anthropologisch. Therapeutische Vorschriften, sowie die Behandlung von Krankheiten und Patienten sind ausgeschlossen.

4. Die „Commission Centrale Exécutive“ der Nationalfeier zur 400jährigen Gedenkfeier der Entdeckung des Seeweges nach Indien versendet ein Circular nebst Programm, aus denen hervorgeht, dass diese Feier in den Tagen vom 17. bis 20. Mai 1898 in Portugal

stattfinden wird. Von dem Plane einer ursprünglich in Aussicht genommenen allgemeinen Ausstellung wurde abgesehen; an Stelle derselben werden abgehalten: ein grosser allgemeiner Jahrmarkt (Kermesse) und Ausstellung von lebenden Typen, Costümen und einheimischen Industrien, nicht allein aus Portugal, sondern auch von den Völkerschaften aller portugiesischen Besitzungen und Colonien. Die Hauptfeier wird in den genannten Tagen in Lissabon in dem neuerbauten Palais der Geographischen Gesellschaft stattfinden.

5. Herr Josef Hoffmann erlässt eine Einladung zur Besichtigung der III. Abtheilung seiner Reisebilder, Amerika betreffend. (S. diese „Mittheilungen, S. [1].)

Monats-Versammlung am 14. December 1897.

Vorsitzender: Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Herr Oberpolizeicommissär **Camillo Windt** hält einen Vortrag über

Das Bertillon'sche anthropometrische Signalement und dessen Einführung in Oesterreich.

Die unter dem Namen „Bertillonage" bekannte Methode hat den Zweck, Menschen durch Aufnahme des sogenannten anthropometrischen Signalements selbst nach vielen Jahren wieder zu erkennen.

Von dem Vortragenden erfahren wir zunächst, dass die Bertillonage (dieser Ausdruck stammt von Professor Lacassagne) derzeit praktisch, und zwar zum Zwecke der Identificirung von rückfälligen Verbrechern und von aufgefundenen Todten, in Anwendung ist:

in Frankreich sammt Algier (wo 400 Messstationen bestehen und bisher 800.000 Individuen gemessen wurden);
in Amerika (Chicago, Cincinnati, New-Orleans);
in Holland (Haag, Rotterdam, Amsterdam);
in Rumänien (Bukarest);
in Russland (Petersburg und 20 andere russische und sibirische Städte);
in England und Britisch-Indien;
in der Schweiz (Genf, Lausanne, Bern) und
in Deutschland (Preussen, Sachsen, Hamburg).

Die Messungen werden überall von Polizeibeamten und Strafanstaltsorganen vorgenommen.

Im Pariser Identificirungsamte glückten bisher hiedurch 7150 Identificirungen.

Der Vortragende führt uns sodann das ganze Identificirungsgeschäft vor Augen, wie er dasselbe in Frankreich, England, Holland und Deutschland heuer selbst gesehen hat.

In Paris werden alle Individuen der Bertillonage unterzogen, welche in das Polizeigefangenhaus (Dépôt) als Häftlinge kommen.

Ausgenommen sind nur die wegen politischer Delicte, wegen Ehebruch und Verführung Verhafteten.

In anderen französischen Messstationen, sowie in den anderen Ländern werden nur bestimmte Kategorien von Personen bertillonirt.

Die Procedur ist folgende: Es werden zuerst gemessen: die Körperlänge, die Armspannweite, die Sitzhöhe, die Kopflänge, die Kopfbreite, die Jochbeinbreite, die Länge des rechten Ohres, die Länge des linken Mittelfingers, die Länge des linken Kleinfingers, die Länge des linken Fusses, die Länge des linken Unterarmes.

Diese Messungen geschehen unter Benützung sehr einfacher Vorrichtungen, welche Obercommissär Windt in ihrer Verwendung zeigt, indem er eine Messung an einem Polizeiagenten vornimmt.

Alle festgestellten Maasse einer Person werden auf einer Karte — Signalementskarte oder Messkarte genannt — notirt.

Auf dieser Karte werden noch in eigenartiger Kurzschrift verzeichnet: die Haar- und Bartfarbe, die Augenfarbe und die besonderen Erkennungszeichen.

Auf der Karte befindet sich schliesslich noch Raum für eine Doppelphotographie (Profil- und Gesichtsbild), welche in $^1/_7$ der natürlichen Grösse herzustellen ist, oder für ein von der jetzt üblichen Personsbeschreibung wesentlich abweichendes Signalement.

Die auf diese Weise ausgefüllten Karten, auf welchen sich auch Abdrücke der Hautzeichnungen von vier Fingern der rechten Hand befinden, werden nun auf eine sehr interessante Art registrirt.

Der Vortragende erläutert diese einfache Registrirungsmethode und führt zum besseren Verständnisse eine kleine Bertillon'sche Kartenregistratur vor.

Er zeigt sodann durch die erwähnte wirkliche Messung eines Individuums und Aufsuchen der betreffenden Karte in der mitgebrachten Registratur, wie leicht es ist, festzustellen, ob die Messkarte eines bestimmten Individuums in dieser Registratur sich befindet, d. h. wie leicht es ist, einen Menschen, der einmal bertillonirt wurde, späterhin zu identificiren.

Obercommissär Windt erläutert sodann, wie einfach man auf die gleiche Art Leichen identificiren kann

Der Vortragende geht darauf zur Besprechung des mit der Bertillonage zusammenhängenden sogenannten Gedächtnissbildes über, indem er sich dasselbe in einem anderen Vortrage näher zu erörtern vorbehält.

Das Gedächtnissbild (portrait parlé) ist dazu bestimmt, Recidivisten, die sich in Freiheit befinden, unauffällig auszuforschen und zu erkennen.

Geschieht z. B. ein Mord und ist der That ein schon abgestraftes — daher gemessenes — Individuum verdächtig, dann wird sein aus der anthropometrischen Signalementskarte ablesbares portrait parlé an die im Gebrauche dieses „Wortbildes" unterrichteten Sicherheitsorgane gegeben und nun wird ganz anders gefahndet, d. h. die Identificirung versucht werden, als bis jetzt.

Der Vortragende schildert noch seinen Plan für eine Schule der Polizisten und Strafanstaltsbeamten zur Erlernung der Anthropometrie und des Gedächtnissbildes und schliesst mit folgenden Worten: „Die praktischen Erfolge der Bertillonage werden sich zeigen einerseits in dem Anwachsen der Zahl der

Identificirungen und der eruirten gewerbsmässigen Verbrecher, andererseits in der Abnahme der Zahl der internationalen Gemeingefährlichen und, was das Wichtigste ist, in der Abnahme der Zahl der begrabenen Namenlosen und der Zahl der unschuldig Verhafteten!

Wegen der wissenschaftlichen Ausnützung der Fälle hochinteressanter Daten der Messkarten zu anthropologischen Zwecken bin ich bereit, seinerzeit mit den competenten Mitgliedern der anthropologischen Gesellschaft in Verbindung zu treten."

2. Herr stud. jur. **Vladimir Levec** in Graz übersendet folgenden

Bericht über die diesjährigen Arbeiten hinsichtlich der Durchforschung des Draufeldes in flurgeschichtlicher Beziehung.

Der Berichterstatter begann seine diesjährigen Arbeiten mit einer im Vereine mit Herrn Dr. Peisker vorgenommenen Durchsicht des in der steiermärkischen Landesbibliothek verwahrten einschlägigen Kartenmateriales, das leider unvollständig befunden wurde. So fehlen beispielsweise die Flurkarten von Pleterje, Pongerzen und Jabling, während die dazugehörigen (alten) Parcellenprotokolle vorhanden sind.

Mit der urkundlichen Forschung wurde in der zweiten Hälfte Juli eingesetzt und zunächst das Urbar der Pettauer Klöster (Minoriten und Dominikaner) aus dem Jahre 1440 (früher Hs. 3793, jetzt im Specialarchiv Pettau des steiermärkischen Landesarchives) durchgenommen. Ende Juli wurde das genannte Archiv wegen Reconstructionsarbeiten geschlossen, daher denn auch in den Forschungen des Unterzeichneten eine Pause eintrat, die dazu benützt wurde, die einschlägige Literatur kennen zu lernen (v. Zahn, „Ueber den älteren Besitz des Dominikanerklosters zu Pettau", ferner die betreffenden Abschnitte in Meitzen's „Siedelung und Agrarwesen" und Aehnliches). Für September war dann eine Bereisung des Draufeldes in Aussicht genommen, die jedoch wegen längerer Krankheit des Berichterstatters unterbleiben musste.

Anfangs October wurden die urkundlichen Untersuchungen wieder aufgenommen und die Stockurbare von Pettau aus dem Ende des XV. Jahrhunderts (circa 1495) bearbeitet. Mit der Flurkartenforschung hingegen musste ausgesetzt werden, da die steiermärkische Landesbibliothek von Mitte October bis Mitte November — ebenfalls zu Reconstructionszwecken — geschlossen blieb. So konnte erst spät mit der Bearbeitung des Kartenmateriales begonnen werden, während zugleich auch noch im hiesigen Landesarchive das einschlägige urkundliche Materiale durchgenommen wird.

Anfangs November unternahm er überdies einen Ausflug auf das Draufeld, wobei einige Dörfer, darunter Zirkowitz, Drasendorf und Micheldorf mit Beziehung auf die wirthschaftlichen und Bodenverhältnisse und den Hausbau, der durchwegs seinen Grundideen nach fränkisch ist, besichtigt wurden.

Den verschiedenen hervorgehobenen ungünstigen Umständen ist es zuzuschreiben, wenn er zur Zeit mit wohlbegründeten positiven Resultaten nicht kommen kann. So viel hat die bisherige Kartenforschung ergeben — wie ja dies auch schon im erwähnten Arbeitsprogramme theilweise ausgeführt wurde —, dass das Draufeld ein verhältnissmässig spät (erst im X. bis XI. Jahrhunderte) besiedeltes Gebiet ist, das zunächst sehr wahrscheinlich nach Königshufen vermessen wurde. Dann vertheilte man es — wenigstens streckenweise — in Gemarkungen nach Dekanien und Halbdekanien, während die endgiltige Colonisirung nach mansi sclanonici zu rund 12 Hektar, möglicherweise sogar an einzelnen Orten nach Königshufen zu 47 bis 50 Hektar vor sich ging. Die genauere Analyse der Flurkarten wird zeigen, ob die erwähnten, vorerst grösstentheils durch Rechnung gewonnenen Ergebnisse auch räumlich ihre Bestätigung finden oder nicht. Die archivalischen Arbeiten hofft Berichterstatter in einigen Wochen beendigen zu können.

3. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

1. Kaindl, Prof. Dr. R. F.: Geschichte der Bukowina. Dritter Abschnitt. Die Bukowina unter der Herrschaft des österreichischen Kaiserhauses (seit 1774). Festschrift zum fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläum Sr. Majestät Franz Josef I. Czernowitz 1898. Gesch. d. Verf.
2. Derselbe: Urkunden zur Localgeschichte Niederösterreichs. Separatabdruck aus den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, 1897. Wien 1897. Gesch. d. Verf.
3. Derselbe: Bericht über die Arbeiten zur Landeskunde der Bukowina während des Jahres 1896. (Sechster Jahrgang.) Czernowitz 1897. Gesch. d. Verf.
4. Fourteenth annual report of the Board of Trustees of the Public Museum of the City of Milwaukee. September 1st, 1895, to August 31st, 1896. Milwaukee 1897. Gesch. d. Museums.
5. Nehring, Prof. Dr. A.: Ueber das Vorkommen von Zwergen neben grossen Leuten in demselben Volke. Aus den Verh. der Berliner anthrop. Ges. Sitzung v. 20. Febr. 1897. Gesch. d. Verf.
6. Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXVIII. Jahrgang, Nr. 6—9. 1897. München.
7. Morse, Edward S.: Korean Interviews. Reprinted from Appletons' popular science monthly for May, 1897. Gesch. d. Verf.
8. Don Luís Hoyos y Sáinz: Los campurrianos. Ensayo de antropometria. (Actas de la Sociedad española de Historia natural. Segunda serie, tomo II (XXII) Sesión de Diciembre de 1893.) Gesch. d. Verf.
9. Bancalari, Gustav: Bibliotheks-Katalog des Museum Francisco-Carolinum in Linz a. D., Linz 1897. Gesch. d. Verf.
10. Schmidt, Prof. Dr. Emil: Ceylon. Gesch. d. Verf.
11. Dachler, A.: Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung. Wien 1897. Gesch. d. Verf.
12. Mestorf, J.: Einundvierzigster Bericht des Schleswig-holsteinischen Museums vaterländischer Alterthümer bei der Universität Kiel. Kiel 1897. Gesch. d. Verf.
13. Appletons' popular science monthly. Vol. LI, Nr. 2—6; Vol. LII, Nr. 1. Gesch. von Wm. Z. Ripley.

14. **Juan, B. Ambrosetti**: Los monumentas megalíticos del Valle de Tafi. (Tucuman.) Publicado en el boletin del Instituto Geográfico. tomo XVIII. Cuad. 1, 2 y 3. Buenos Aires 1897. Gesch. d. Verf.

15. **Derselbe**: La antigua Ciudad de Quilmes. (Valle Calchaqui.) Publicado en el Bol. del Inst. Geográfico, tomo XVIII. Núm. 1, 2 y 3. Buenos Aires 1897. Gesch. d. Verf.

16. **Orsi, Paolo**: Esplorazioni Archeologiche in Noto Vecchio. Estratto dalle Notizie degli Scavi, febbraio 1897. Roma 1897. Gesch. d. Verf.

17. **Ehrenreich, Dr. Paul**: Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens, vornehmlich der Staaten Matto Grosso, Goyaz und Amazonas (Purus-Gebiet). Braunschweig 1897. Gesch. d. Verf.

18. **Školski Vjesnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Herzegovinu.** IV, 1897. 5—8 Sarajevo 1897.

19. **Službeni dodatak školskog vjesnika.** III, 1896 Sarajevo 1896. Beide Nummern Gesch. der Landesregierung für Bosnien und die Herzegovina.

20. Separatabdr. aus „Einundvierzigster Bericht des Schlesw.-holst. Museums vaterländischer Alterthümer bei der Universität Kiel". Gesch. von J. Mestorf.

21. Museum für Völkerkunde in Hamburg (einschliesslich Sammlung vorgeschichtlicher Alterthümer). Bericht von Dr. K. Hagen. Gesch. d. Verf.

22. **Matiegka, Dr. Heinrich**: Resumé. Ueber die Eintrittszeit der Pubertät bei den Mädchen in Böhmen. (Aus Věstník král. české spol. náuk. Třída math. přirod. 1897. XV.) Gesch. d. Verf.

23. **Mehlis, Dr. C.**: Der Drachenfels bei Dürkheim a. d. H. Beitrag zur pfälzischen Landeskunde (II. Abth.) Neustadt a. d. H. 1897. Gesch. d. Verf.

24. **Free Museum of Science and Art, Department of Archaeology and Palaeontology, University of Pennsylvania.** Bulletin N° 1, May 1897. Gesch. d. Mus.

25. **Journal of the American Oriental Society.** 18[th] Vol. Second Half. 1897. Gesch. d. Soc.

26. **Proceedings of the Royal Irish Academy.** April and July 1897. Dublin 1897. Gesch. d. Acad.

27. **Van der Chijs, J. A.**: Nederlandsch-Indisch Plakaatboek, 1602—1811. XIII deel 1800—1803 und XV deel 1808—1809. Batavia 1896. Gesch. d. Batav. Gen. van Kunsten en Wetenschappen.

28. **Transactions of the Royal Society of South Australia.** Vol. XXI, Part I July. Adelaide 1897. Gesch. d. Soc.

29. **The Atoll of Funafuti, Ellice Group**: Its Zoology, Botany, Ethnology, and general structure. Memoir III of the Australian Museum, Sydney. Parts 3 und 4. Sydney. Gesch. d. Australian Museum, Sydney.

30. **Chantre, Ernest**: Les Kurdes. Esquisse historique et ethnographique. Lyon 1897. Gesch. d. Verf.

31. **Manouvrier, L.**: Réponse aux objections contre le Pithecanthropus. (Extrait des Bull. de la Soc. d'Anthrop. de Paris, t. VII.) Gesch. d. Verf.

32. **Derselbe**: Observation d'un microcéphale vivant et de la cause probable de sa monstruosité. (Ebenda.) Gesch. d. Verf.

33. **Derselbe**: Deuxième étude sur le „Pithecanthropus erectus" comme précurseur présumé de l'homme. (Ebenda.) Gesch. d. Verf.

34. **Derselbe**: Sur le nain Auguste Tuaillon et sur le nanisme simple avec ou sans microcéphalie. (Ebenda.) Gesch. d. Verf.

35. **Buschan, Dr. Georg**: Aus der italienischen Literatur. (Referate.) Gesch. d. Verf.

36. **Schwartz, Wilhelm**: Der Schimmelreiter und die weisse Frau. Ein Stück deutscher Mythologie. (Aus der Zeitschrift des Ver. für Volkskunde.) Heft 3. 1897. Gesch. d. Verf.

37. **Schwartz, Wilhelm**: Die altgriechischen Schlangengottheiten. Ein Beispiel der Anlehnung altheidnischen Volksglaubens an die Natur. (Neuer Abdruck der Programm-Abhandlung des Friedr. Werder'schen Gymnasiums zu Berlin vom Jahre 1858.) Berlin 1897. Gesch. d. Verf.

38. **State Hospitals Bulletin.** A quarterly report of Clinical and Pathological work in the State Hospitals (for the Insane), and their Pathological Institute. Utica N. Y. 1897. Gesch. d. Staates New-York.

39. **Aus der Skandinavischen Literatur. (Referate.)** Gesch. von J. Mestorf.

40. **Sergi, G.**: Ursprung und Verbreitung des mittelländischen Stammes. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. Recensionsexemplar.

41. **Blavatsky, H. P.**: Die Geheimlehre (the secret doctrine). Die Vereinigung von Wissenschaft, Religion und Philosophie. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1897. Recensionsexemplar.

42. **W. v. Schulenburg**: Alterthümer aus dem Kreise Teltow. Aus der „Brandenburgia". VI. Jahrg. Nr. 4. Juli 1897. Berlin 1897. Gesch. d. Verf.

43. Vierundzwanzigster Bericht des Museums für Völkerkunde in Leipzig. 1896. Gesch. d. Mus.

44. **Weber, Fr.**: Die Hügelgräber auf dem baierischen Lechfeld. Sep.-Abdruck aus „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Baierns". Gesch. d. Verf.

45. **Weber, Fr.**: Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Baiern. Ebenda.

46. **Helios.** Abhandlungen und Mittheilungen aus dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften. Organ des Naturwissenschaftlichen Vereines des Regierungsbezirkes Frankfurt. Vierzehnter Band. Berlin 1897. Gesch. d. Vereines.

47. **Weinberg, Dr. med. R.**: Das Gehirn der Letten (mit einem Vorwort von Professor Dr. A. Rauber) sammt Atlas. Recensionsexemplar.

48. **Vedel, E.**: Efterskrift til Bornholms Oldtitsminder og Oldsager Kopenhagen 1897. Gesch. d. Kong. Nordiske Oldskriftselskab.

49. **Radloff, Dr. W.**: Arbeiten der Orchon-Expedition. Atlas der Alterthümer der Mongolei. Gesch. d. kaiserl. Akad. der Wissenschaften, St. Petersburg.

50. **Transactions of the American Philological Association.** 1896. Vol. XXVII. Gesch. d. Assoc.

51. **Mooney, James**: The Ghost-Dance Religion. (Extract from the fourteenth annual report of the Bureau of Ethnology.) Washington 1896. Gesch. d. Verf.

52. **Records of the Australian Museum.** Vol. III. N° 2. Sydney, August 1897. Gesch. d. Mus.

53. **Calkins, William Wirt**: The Lichen-Flora of Chicago and Vicinity. Bull. N° 1 of the Geological and Natural History Survey. April 1896. Gesch. d. Chicago Academy of Sciences.

54. **Chicago Academy of Sciences**: Thirty-ninth Annual Report for the Year 1896. Desgleichen.

55. **Jahresbericht des städtischen Museum Carolino-Augusteum zu Salzburg für 1895.** Gesch. d. Mus.

56. **Mies, Dr. Josef**: Quelques points sur la longueur, le poids absolu, le volume et le poids spécifique du corps humain. Auszug aus einem am 21. Aug. 1897 auf d. internat. med. Congr. zu Moskau gehaltenen Vortrage. Gesch. d. Verf.

57. **Mies, Dr. Josef**: Das Verhältniss des Hirn- zum Rückenmarksgewicht, ein Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Thier. Sonderabdruck aus der „Deutschen med. Wochenschrift" 1897, Nr. 33. Gesch. d. Verf.

58. **Salmon, Philippe**: L'Atlantide et le Renne. Extrait de la Revue mensuelle de l'École d'Anthropologie de Paris, 1897. Gesch d. Verf.

59. **Lehmann-Nitsche, Dr. Robert**: Ein Burgwall und ein vorslavischer Urnenfriedhof von Königsbrunn, Cujavien. Aus den Verh. der Berliner anthrop. Ges. 1897. Gesch. d Verf.

60. **Montelius, Oscar**: Das Museum vaterländischer Alterthümer in Stockholm. Beschreibung der wichtigsten Gegenstände. Stockholm 1897. Gesch. d. Verf.

61. **Jankó, Dr. Johann**: Az ezzedéves országos kiállítás Néprajzi Faluja. Budapest 1897. Gesch. d Verf.

62. **Conwentz, H.**: Die Moorbrücken im Thal der Sorge auf der Grenze zwischen Westpreussen und Ostpreussen (mit 10 Tafeln) Danzig 1897. Gesch. d Verf.

63. **Pantussow, N. N.**: Swäjdjänija Kuldžinskom Rayon za 1871—1877. Kasan 1881 Gesch d. Verf

64. **Proceedings of the Davenport Academy of natural sciences.** Vol. VI. 1889—1897. Gesch d. Acad.

65. **Second annual exchange catalogue for the year 1897—1898.** Chicago. Nov. 1897. Gesch. d. Field Columbian Museum.

66. **Majewski, Erasmus**: Drobne prace i notatki z dziedziny Archeologii przedhistorycznej i Etnografii. Warschau 1897. Gesch. d. Verf.

67. **Reinecke, P.**: Ein vorgeschichtlicher Grabfund von Ochsenfurt, Unterfranken. Sep-Abdr. a d. Corr.-Blatt der Deutschen anthrop. Ges. Nr. 8. 1896.

68. **Derselbe**: Nochmals zu den Armschutzplatten. Desgleichen.

69. **Derselbe**: Beschreibung der Skeletreste aus dem Flachgräberfelde von Manching Sep.-Abdr. aus „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Baierns".

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Am 22. November starb zu Stuttgart im 74. Lebensjahre unser correspondirendes Mitglied Herr

Dr. Oskar Fraas.

Derselbe war einer der hervorragendsten älteren Geologen Deutschlands und betheiligte sich auch lebhaft an den anthropologischen Bestrebungen, indem er nicht nur durch lange Jahre Vorstandsmitglied der Deutschen anthropologischen Gesellschaft war, sondern auch wiederholt Ausgrabungen wichtiger prähistorischer Localitäten veranstaltete, die in einigen Fällen (Fürstengrab zu Pullach) von besonderem Erfolge begleitet waren. Er gehörte zu jener Schule von Naturforschern, welche in der Ergründung des Ursprunges des Menschengeschlechtes, sowie seiner Cultur eines der hervorragendsten Endziele naturwissenschaftlicher Forschung erblicken. Sein Name wird daher in den Gedenkbüchern unserer Wissenschaft dauernd verzeichnet bleiben.

Kurz vor Schluss der Redaction brachten die Tagesblätter die Kunde von dem Ableben des Herrn Professor

Dr. Wilhelm Joest

der, auf einer neuen Weltreise begriffen, in Santa Cruz (wahrscheinlich das der Königin Charlotte-Inseln) am 25. November d. J. einem Herzschlage erlegen sein soll. Professor Joest war ein Weltreisender im besten Sinne des Wortes, ein wissenschaftlich gebildeter und vielfach unterrichteter Mann, der namentlich für die Ethnologie ein eifriger Förderer war und durch seine den ganzen Erdkreis umspannenden Reisen, sowie seine zahlreichen Publicationen manches dazu beigetragen hat, dass Deutschland heute in allen, unsere Disciplin berührenden Fragen in erster Linie steht. In ihm verlieren wir einen jener seltenen Männer, die, reich und unabhängig, sich die Förderung wissenschaftlicher Aufgaben zur Lebensaufgabe gestellt haben. Im Jahre 1895 trat er unserer Gesellschaft als Stifter bei.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Toldt, S. Wahrmann.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:

DR. FRANZ RITTER VON HAUER, DR. MATTHÄUS MUCH, JOSEF SZOMBATHY,
DR. KARL TOLDT, DR. S. WAHRMANN.

Redactions-Beirath:

DR. M. MUCH, DR. E. ZUCKERKANDL.

Redacteur:

FRANZ HEGER.

XXVIII. BAND.

(Der neuen Folge XVIII. Band.)

Mit 5 Tafeln, 5 graphischen Tabellen, 2 Maasstabellen und 242 Text-Illustrationen.

WIEN.

In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

1898.

Köhler & Hamburger, Wien, VI. Mollardgasse 41.

INHALT.

Abhandlungen.

Literaturberichte.

Sitzungsberichte.

Ueber die Quartärzeit in Mähren

und

ihre Beziehungen zur tertiären Epoche[1]).

Von Dr. **Martin Kříž.**

I. Einleitung.

Die Quartärzeit ist für den Anthropologen die wichtigste von allen geologischen Perioden, denn in ihr tritt der Mensch Homo sapiens auf den Schauplatz Europas.

Die Quartärzeit eines Landes ist aber das Product aller vorangehenden geologischen Epochen: die in der Quartärzeit wahrgenommenen Verhältnisse sind geradezu unverständlich, wenn nicht wenigstens jene des Tertiärs berücksichtigt werden, das dem Quartär vorangegangen war (insbesondere jene des Miocäns und des Pliocäns). Ich beginne daher mit dem Miocän.

Mährens geologisches Gerüste war vor der Miocänzeit gebildet gewesen.

In der Miocänzeit drang von Süden aus dem Wiener Becken ein Meeresarm tief in das Land hinein und überfluthete einen grossen Theil desselben: die aus dieser Zeit stammenden Sedimente sind Thon-, Tegel-, Sand-, Schotter- und Blockablagerungen.

Wir finden in denselben aber merkwürdige Meeresthiere eingeschlossen, Thiere, deren directe Nachkommen oder die nächsten Verwandten jetzt nur im Mittelländischen (mediterranen) Meere oder in dem Indischen Ocean leben, woraus folgt, dass damals die Gewässer des Wiener Beckens und jene des nach Mähren entsendeten Armes eine solche Beschaffenheit und eine solche Temperatur hatten, wie das jetzige Mittelmeer, bezw. das Indische Meer.

Im Wiener Becken selbst vereinigten sich zwei — von West und Ost kommende — Meere: die Gewässer von Westen kamen aus dem Mittelländischen Meere, aus dem Golfe von Lyon, drangen durch das Rhonethal nach der westlichen und nordwestlichen Schweiz (zwischen dem Genfersee und dem Bodensee — hier sind die berühmten Fundstationen an tertiären Thieren und Pflanzen: Lausanne, Oeningen u. s. w.), nach Baiern und durch das Donauthal in das Wiener Becken.

Der östliche Arm erstreckte sich über Ungarn nach Rumänien, zum Schwarzen und Caspischen Meere und zum Aralsee.

Dieser aralo-pontische Ocean stand östlich des Urals mit dem Eismeere einerseits, andererseits über Kleinasien mit dem Mittelmeere in Verbindung und entsendete längs dem Ost- und Nordsaume der Karpathen einen Arm, der über die pontisch-baltische Wasserscheide (Weisskirchen-Prerau) nach Mähren von der Nordseite eindrang; das östliche Mittelmeerbecken aber erstreckte sich über Nordägypten zum Indischen Ocean, aus dem über Mesopotamien weit nach Norden eine Bucht drang, die wahrscheinlich mit dem aralo-pontischen Meere zusammenhing[1]).

Europa stand aber in directer Landverbindung einerseits mit Kleinasien, andererseits mit Nordafrika. Das Aegäische Meer, die Propontis und der Bosporus war nicht vorhanden; es war also zwischen der Balkanhalbinsel und Kleinasien eine Landbrücke; ebenso war eine solche Landbrücke von Spanien nach Nordafrika, von Italien über Sicilien nach Nordafrika: Corsica und Sardinien waren verbunden und hingen im Norden mit Toscana, im Süden mit Sicilien und Nordafrika zusammen[2]).

Ueber die Identität oder sehr nahe Verwandtschaft der in unseren tertiären Schichten (aquitanische,

[1]) Diese Abhandlung bildete den Gegenstand des Vortrages in der am 9. November 1897 abgehaltenen Monatsversammlung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

[1]) Vgl. M. Neumayr's „Erdgeschichte", 1895, II, 302, 488, und die geologischen Karten Nr. 9—11 im physikalischen Atlas von Berghaus; H. Credner's Elemente der Geologie, 1897, S. 689, dann E. Koken, Die Vorwelt, 1893, S. 457. — Sicher für das Alttertiär, für das Miocän theilweise bestritten.

[2]) In den Knochenschichten von Sicilien wurden Reste von Equus, Sus scrofa, Elephas antiquus, Hippopotamus major, Bos, Cervus, Canis, Hyaena crocuta, Felis leo, Lepus u. s. w. — auf der Insel Malta Hippopotamus, Myoxus — auf Candia Hippopotamus — in Algier Bos, Antilope, Hippopotamus, Cervus gefunden. Ueberdies hat Afrika mit Europa mehrere recente Arten von Säugethieren gemein. Vgl. hiezu die Seetiefenkarte, betreffend das Mittelländische Meer im physikalischen Atlas von Berghaus, Nr. 24.

mediterrane oder marine Stufe) eingebetteten Weichthiere mit den recenten Formen belehrt uns die Vergleichung der fossilen Fundstücke mit den jetzt noch im Indischen Oceane und im Mittelmeere lebenden Arten [1].

Gegen das Ende des Miocäns schlossen sich jedoch die Verbindungen des Wiener Beckens und sonach auch des mährischen Armes mit dem warmen indischen, ja auch mit dem mediterranen Meere ab.

Die aus der nächstfolgenden Stufe des Tertiärs, nämlich der Cerithien- und Congerienstufe, zurückgelassenen Schnecken und Muscheln [2]) bekunden blos die Verbindung mit dem aralo-pontischen Meere und wenn die Gewässer dieses Meeres 160 m hoch steigen würden, dann würden sie wie ehemals Wiens Umgebung überfluthen. Damals, vor vielen Tausenden von Jahren, erreichten sie eine bedeutende Höhe; denn die Sande und Thone des Wiener Berges mit 244 m und des Laaerberges mit 256 m bergen noch Schnecken und Muscheln jener Meere; auch Südmähren war von diesen Gewässern mindestens zur selben Seehöhe überdeckt.

Dies waren aber auch die letzten Meeresgewässer, die unsere heimatlichen Gefilde benetzten; nach ihrem Rückzuge waren unsere Länder frei von Meeresfluthen; von nun an haben wir es nur mit Ablagerungen der Flüsse und Bäche, Spülwässer, Seen und Sümpfe, der Stürme und Winde und mit Einschlüssen der Land- und Süsswasserfauna zu thun.

Und hiemit stehen wir an der Schwelle des Quartärs, das in die Zeit der älteren oder diluvialen und der jüngeren oder alluvialen Ablagerungen zerfällt.

Beide Stufen sind durch eine eigenthümliche Fauna und Flora und durch verschiedene Inventare menschlicher Hinterlassenschaft charakterisirt.

Ehe wir aber diese näher untersuchen wollen, müssen wir uns in Kürze mit den Fundorten bekannt machen, die uns das reichhaltigste und wichtigste Fundmateriale geliefert haben.

[1]) Ueber die Identität der fossilen Formen von Schnecken und Muscheln mit den im Mittelländischen Meere und im Indischen Ocean lebenden Arten, bezw. zur Nachweisung der nahen Verwandtschaft der fossilen mit den recenten Formen, wurden die entsprechenden aus den tertiären Schichten stammenden Fundstücke, sowie Exemplare jetzt lebender Conchylien aus dem Mittelmeere und dem Indischen Oceane vorgelegt.

[2]) Cerithien, Melanopsiden, Congerien. Vgl. Hauer's Geologie, 1875, S. 557—560.

II. Fundorte.

Wir haben in Mähren diluviale Ablagerungen in Höhlen und ausserhalb derselben; in beiden Richtungen kann sich unser kleines Heimatland rühmen, so classische Fundstätten aufzuweisen, dass sie kaum von jenen eines anderen Landes an Wichtigkeit übertroffen werden können.

Unter den vielen Höhlen Mährens zeichnet sich aber vor allen anderen die bei Sloup gelegene Höhle Kulna, d. h. Schuppen, aus [1]). Es ist dies eine sehr geräumige, lichte Höhle mit einem imposanten Eingange, in der uns die Natur ein wahres Archiv von materiellen Urkunden aus der ganzen Quartärzeit hinterlassen hat.

Von dem Beginne der Diluvialperiode durch alle ihre Zeitabschnitte, bis zum Alluvium und durch dieses zu der jüngsten Vergangenheit, haben wir in ununterbrochener Aufeinanderfolge die Documente über die Thierwelt, über das Klima und den Landschaftscharakter, über den Menschen und seine Culturstufen hier in der 16 m mächtigen Ablagerung eingeschlossen.

Die von mir hier ausgehobenen Schächte, Stollen und Felder bekunden uns Folgendes:

a) Die felsige Sohle erscheint auf 12 m Tiefe mit Kalkschotter und gelbem Lehm bedeckt; in dieser Schichte kamen Reste von grossen Grasfressern und grossen Carnivoren vor, es fehlten aber Reste glacialer Thiere, daher diese Schichte eine präglaciale genannt werden muss.

b) Dann folgte eine 3·80 m mächtige Schichte, bestehend ebenfalls aus Kalkschotter und gelbem Lehm, in der auch noch Mammuthe, Rhinocerose, Höhlenbären, Höhlenlöwen und Hyänen enthalten waren, in der wir jedoch auch Reste glacialer Thiere, und zwar des Eisfuchses (Canis lagopus), Halsbandlemmings (Myodes torquatus), des norwegischen Lemmings (Myodes lemmus), des Schneehasen (Lepus variabilis), des Schneehuhnes (Lagopus albus) nebst dem weniger charakteristischen Renthiere (Cervus tarandus) angetroffen haben; dies war die glaciale Schichte.

[1]) Vgl. über die Höhlen meine Monographie: „Die Höhlen in den mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit.“ Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, Bd. 41, Jahrg. 1891, S. 443, 570 und Bd. 42, Jahrg. 1892, S. 463—626, und mein von der böhmischen Akademie der Wissenschaften preisgekröntes Werk „Kůlna und Kostelík“, 1891, S. 1—474.

c) Merkwürdig war aber die Mischung der Thierarten in den oberen Partien jener 3·80 m mächtigen Ablagerung; in der unteren Partie traten die glacialen Vertreter rein entgegen, in der oberen waren sie mit Steppenthieren gemischt; da trafen wir auch an: den Pfeifhasen (Lagomys pusillus), den Zwerghamster (Cricetus phaeus), das röthliche Ziesel (Spermophilus rufescens), unser recentes Ziesel (Spermophilus citilus) und unseren Hamster (Cricetus vulgaris).

Es folgt daraus, dass diese Steppenthiere zu jener Zeit nach Mähren eingewandert sein mussten, als die glacialen Vertreter noch hier gelebt haben; es waren dies Ueberreste, die dem sich ändernden Klima eine Zeit hindurch zu widerstehen vermochten, schliesslich aber demselben doch erlegen sind.

Auch die Mammuthe, die Nashorne und die Höhlenbären kamen in dieser oberen Schichtenpartie vor, aber sehr spärlich; auch ihre Tage waren abgezählt.

d) Nun aber änderte sich die Ablagerung; statt der gelben Lehmschichte trat eine schwarze humusreiche Erde auf; diese schwarze Schicht hob sich sehr markant von der unter ihr liegenden gelben ab; aber mehr noch als die Farbe der Ablagerung waren die Einschlüsse derselben überraschend.

Von den diluvialen Thieren war keine Spur mehr vorhanden [1]); dagegen erschienen in grosser Zahl Reste von Thieren, die früher hier nicht vorhanden waren, nämlich die Hausthiere: das Hausrind (Bos taurus), das Hausschaf (Ovis aries), die Hausziege (Capra hircus), das Hausschwein (Sus domestica) und der Haushund (Canis familiaris). Wie sind diese auf einmal in so reichlicher Menge in unser Land gekommen? Hierauf gibt es nur eine Antwort: es muss sie Jemand hieher geführt haben, worüber jedoch noch gesprochen werden wird.

Vorderhand constatiren wir nur, dass eben der Mangel an diluvialen Thierresten und das Vorhandensein von Hausthierresten diese schwarze Schicht als alluviale charakterisirt.

Was nun die ausserhalb der Höhlen abgesetzten diluvialen Ablagerungen in Mähren anbelangt, so unterscheiden wir: 1. die von Flüssen, Bächen und Spülwässern angeschwemmten Schotter und Sande; 2. die von Winden zusammengetragenen Lössdepôts.

Von diesen Fundorten wollen wir uns nur die schon weltberühmten Lösslager von Předmost bei Prerau näher ansehen [1]).

Der aus den Karpathensandsteinen kommende Bečwafluss tritt bei Prerau in die March-Hannaebene; an dem rechten Ufer dieses Flusses, ¼ Stunde nördlich von Prerau, liegt die Ortschaft Předmost an der östlichen Lehne eines zur Seehöhe 247 m sich erhebenden Lösshügels.

Die zwischen Prerau und Předmost sich ausbreitende, von der Bečwa bei hohen Ueberschwemmungen überfluthete Ebene (daher Inundationsebene) liegt bei der Seehöhe 214 m, so dass jener Hügel 33 m über diese Ebene sich erhebt und von allen Seiten isolirt ist.

Das jetzige Bečwabett liegt derzeit bei der Seehöhe 208 m; allein am Beginne der Diluvialperiode lag dasselbe bedeutend höher; ich fand den Bečwasand am Südrande jenes Hügels (Hradisko genannt) bei der Seehöhe 225 m, also 17 m höher.

Wir finden nun hier Thierreste in verschiedenen Horizonten, die uns die bei der Kulna verzeichnete Eintheilung der Quartärzeit bestätigen.

Nur müssen wir hier bemerken, dass sich die Horizonte in dem Lösse nicht horizontal, sondern mantelförmig abheben und dass wir unsere Erörterung nicht mit den präglacialen, sondern mit den glacialen Schichten beginnen wollen.

In dem Garten des Halblähners Josef Chromeček (und dessen Vorfahren) wurden seit mehreren Jahrhunderten [2]) in dem hier zum Hausgebrauche und zur Ziegelbereitung ausgehobenen Lösse Knochen und Zähne gefunden.

Wissenschaftliche Grabungen begannen jedoch erst im Jahre 1880 von Dr. Wankel, im Jahre 1882 von Karl Maška und schliesslich von mir. Wir fanden

[1]) Merkwürdig ist die Stellung des Renthieres; dasselbe erscheint lange vor den übrigen glacialen Thieren und hat am längsten bei uns ausgedauert; ja, es muss sogar in der postdiluvialen Zeit hie und da als Wanderthier im Winter erschienen sein, weil sich die Reste von ihm mit Hausthierresten (wenn auch höchst spärlich) mischen.

[1]) Da ich hierüber schon in den Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, 1894, Bd. XXIV, S. 39—50, berichtet habe und in kurzer Zeit über meine hier vorgenommenen umfangreichen Grabungen eine grössere Monographie in diesen Mittheilungen erscheinen wird, so beschränke ich mich nur auf die wichtigsten Data.

[2]) Wir haben hierüber eine Notiz aus dem Jahre 1571 in der von dem Bischofe der mährischen Brüder, Johann Blahoslav, herausgegebenen böhmischen Grammatik, in der es heisst, dass hier Knochen von Riesen, dann Zähne so gross wie Menschenköpfe, Rippen wie Balken und gewaltige Hörner (offenbar Stosszähne vom Mammuth) ausgegraben wurden.

in der senkrechten, 8—10 m hohen Lösswand 1·50 bis 2 m unter der Oberfläche einen schwarzen Lehmstreifen, der eine ausserordentliche Menge von Thierresten (vornehmlich Mammuthresten) und von Artefacten enthielt; dies ist die berühmte Culturschichte des diluvialen Menschen von Předmost.

Unter den Thierarten waren sehr zahlreich vertreten Eisfüchse, Schneehasen, das Renthier, der Moschusochs, der Halsbandlemming, der Vielfrass, das Schneehuhn, das Moorhuhn, dann die alpinen Species Gemse und Steinbock. Diese Thierarten documentiren uns den glacialen Abschnitt des Diluviums.

Ich fand jedoch Reste vom Mammuth, von Höhlenbären und vom Pferde 8 m tiefer unter der obigen glacialen Schichte; diese Thiere lebten hier also lange Zeiträume vor Ankunft der glacialen Vertreter und deshalb nenne ich diese Schichten präglacial.

Seit der Bildung der aus der glacialen Zeit stammenden Culturschichte hat sich im Garten des Chromeček eine Lössdecke von 1·50—2—3 m gebildet; Mammuthknochen kommen, wenn auch sehr spärlich und, zerstreut über der glacialen Culturschichte 1 m hoch noch vor; diese stehen mit der Culturschichte in gar keiner Verbindung; diese obere Schichte wird wohl dem postglacialen oder dem Steppenabschnitte der Diluvialperiode angehören.

III. Die Fauna.

Die Fauna eines Landes ist nicht der Inbegriff von zufällig zusammengelaufenen Thierarten, sondern das nothwendige, naturgemässe Product eines viele Tausende von Jahren dauernden Processes, an welchem geologische, geographische, klimatische und culturelle Factoren mitgewirkt haben; die Fauna eines Landes hat ihre Geschichte.

Wir werden die Tragweite dieser Worte besser verstehen, wenn wir von der Gegenwart stufenweise in die Vergangenheit herabsteigen und an der Schwelle des Diluvium stehen bleiben. Die geschriebene Geschichte wird uns den Faden bis zur Grenze der Prähistorie in die Hand legen; von da ab müssen wir aus dem in dem Schoosse der Erde aufbewahrten Archive die nöthigen Data für unseren Bericht schöpfen.

Wie mannigfaltig auch die uns umgebende Thierwelt zu sein scheint, so einfach ist ihre Trennung in zwei Hauptgruppen:

a) In die der gezüchteten oder domesticirten Thiere und jene

b) der wilden Thiere.

Die gezüchteten Thiere bestehen aus dem Hausgeflügel und den eigentlichen alten Hausthieren oder Haussäugethieren.

Das Hausgeflügel ist historischen Datums [1]), theils aus dem Westen, Süden und Südosten zu uns eingeführt (wie Haushuhn, Perlhuhn, Truthuhn, Pfau) [2]), theils local aus wilden Formen gezähmt (wie die Gans, die Ente und die Taube). Die nationes barbarae Mittel- und Nordeuropas konnten ein Hausgeflügel so lange nicht züchten, so lange sie sich der Hauptsache nach mit Viehzucht begnügt und daher an das Wanderleben angewiesen waren.

Erst, nachdem sie sich an feste Ansiedelungen gewöhnt hatten und zum intensiveren Ackerbau gezwungen waren, konnte Hausgeflügel bei ihnen Eingang finden.

Wir treffen auch in den älteren alluvialen Ablagerungen (z. B. neolithischen Stationen) keine Reste von Hausgeflügel; so kamen beispielsweise in der Kůlna diese Reste in der schwarzen Schicht nur in der obersten 0·30 m mächtigen Partie vor [3]).

Von den Haussäugethieren ist die Katze die jüngste von Italien herstammende Acquisition; noch im X. und XI. Jahrhunderte war sie in Mittel- und Nordeuropa wenig verbreitet; wir finden auch ihre Ueberreste nur in historischen Schichten.

Das Pferd (Equus caballus) wurde von den einzelnen Völkerschaften schon in der Vorgeschichte, d. h. vor der Geburt Christi, aus dem in Mitteleuropa verbreiteten, aus der Diluvialzeit stammenden wilden Pferde gezähmt [4]).

[1]) Das Haushuhn allein spätprähistorischen Datums.

[2]) Das Truthuhn aus Amerika, das Perlhuhn aus Nordafrika, das Haushuhn aus Armenien, wohin dasselbe aus Indien gelangte, und der Pfau aus Italien, wohin er über Griechenland aus Indien gebracht wurde.

[3]) Cäsar fand das Haushuhn bei den britischen Celten; er bemerkt aber dazu: Leporem et gallinam et anserem gustare fas non putant (V. 12. de bello Gallico).

[4]) Ich muss hier vollkommen der von Dr. A. Nehring („Fossile Pferde aus deutschem Diluvium und ihre Beziehungen zu den lebenden Pferden“, Berlin 1884) vertretenen Ansicht über die Abstammung unseres Hauspferdes vom diluvialen wilden Pferde beipflichten.

Ebenso sagt L. Rütimeyer („Weitere Beiträge zur Beurtheilung der Pferde des Quartärs“, Abhandlungen der schweizerischen paläontologischen Gesellschaft, Vol. II, 19—21): Aus der sehr einlässlichen Untersuchung der Pferdezähne ist nichts mit grösserer Bestimmtheit hervorgegangen, als dass sich auf keiner Altersstufe derselben Merkmale finden lassen, welche berechtigen würden, ihnen einen anderen Namen als den des heutigen Pferdes zu geben.

Den Stamm der Hausthiere bilden aber das Hausrind, das Hausschaf, die Hausziege, das Hausschwein und der Haushund; die Reste dieser führen uns von den jüngsten historischen Zeiten bis tief in die Vorgeschichte, ja fast bis an die Grenze des Diluvium hinab; wir finden sie sehr zahlreich in den alluvialen Ablagerungen in den Höhlen, wir treffen sie aber auch noch zahlreicher in den prähistorischen Ansiedelungen in Thälern, auf Gehängen, auf Anhöhen und Bergen; sie treten überall plötzlich und ohne Vermittlung auf.

Von einer allmäligen localen Domestication kann keine Rede sein.

Wir wissen, dass das Hausrind wegen des osteologischen Baues von dem Urochsen (Bos primigenius) abstammen müsse; aber welcher Unterschied besteht zwischen den Resten des Bos taurus und Bos primigenius? Beide liegen in denselben Schichten, aber es fehlen die in Folge der Domestication sich entwickelnden Vermittlungsglieder; von einem Urochsen konnte doch nicht sofort nach Ablauf einiger Zähmungsjahre ein Hausrind werden!

Für die Ziege und den Haushund waren die wilden Formen in Europa nicht vorhanden; wenn hie und da von einem Canis ferus aus diluvialen Schichten berichtet wird, so kann man sicher sein, dass es sich um den Canis familiaris aus gestörten Schichten handelt [1].

Vom wilden Schafe wurden Reste in diluvialen Ablagerungen gefunden; diese sind aber so spärlich und die osteologische Form so verschieden von dem Hausschafe, dass vernünftigerweise an eine Domestication gar nicht gedacht werden kann [2])

Für das Schwein liegen die Verhältnisse günstiger; wilde Schweine waren in der diluvialen und postdiluvialen Zeit gewiss häufig und die locale Zähmung war daher möglich; aber es entfernen sich doch die Formen des wilden Thieres von jenen des gezähmten. Hier fällt hauptsächlich der Umstand in die Wagschale, dass alle die fünf früher genannten Hausthiere überall in steter Gesellschaft auf einmal und zahlreich auftreten und dass sie daher von Menschen aus anderen Gegenden eingeführt worden sein mussten [1].

Was die wilden Thiere unseres Landes anbelangt, so müssen wir zuerst als historische Einwanderer die Wanderratte (Mus decumanus — kam um das Jahr 1727 aus den kaspischen Gegenden nach Europa — und die Ratte (Mus rattus) — in den Schriften der römischen und griechischen Schriftsteller wird sie nicht erwähnt —) aus dem Verzeichnisse über diluviale Thiere streichen.

Die übrigen im Lande lebenden, sich im Walde (Hirsch, Reh, Dachs, Fuchs, Marder, Iltis, Eichhörnchen, Siebenschläfer, Hase, Igel), auf den Gehängen (Ziesel, Mäuse, Hamster, Wühlratten [arvicola]), auf Wiesen (Maulwurf), in hohlen Bäumen und Felslöchern (Fledermäuse), im Wasser (Fischotter, Wasserratte, Frosch u. s. w.) aufhaltenden Thierarten waren schon in der Diluvialzeit da und sind in's Alluvium, d. h. in die vorgeschichtliche und geschichtliche Zeit übergegangen; zu diesen gehören noch jene Species, die nach schriftlichen Berichten noch in der späthistorischen Zeit gelebt haben und in Mähren jetzt ausgerottet erscheinen: der braune Bär, der Wolf, der Luchs, der Urochs, der Auerochs, das Elen, der Biber, das Wildschwein und die Wildkatze. Die obgenannten Thiere sind aber nur ein schwacher Rest jener merkwürdigen Fauna, die in den drei Phasen der Diluvialperiode unser Land bewohnt hat. Niemand würde es auch geahnt haben, dass hierzulande Thiere gehaust haben, deren nächste Verwandte jetzt in den Tropen leben. Niemand würde es glaubwürdig finden, dass es bei uns eine Zeit gab, wo die gesammte Landfauna der circumpolaren Länder in Mähren gelebt hat, wenn nicht greifbare Documente hiefür aufgefunden wären; ebenso überraschend und auf den ersten Blick schwer verständlich ist es, sich vorzustellen, wie unsere Gebiete einen Landschaftscharakter darbieten konnten, der jenem von Südrussland und Südwestasien ähnlich war und dass die dortige Steppenfauna bis zu uns eingewandert war; und dennoch musste es so gewesen sein, denn die Thierreste beweisen dies.

An der Schwelle des Diluviums treten uns vier Thierarten entgegen, von denen drei, nämlich das Mammuth (Elephas primigenius), das Nashorn

[1]) Von Capra ibex dem Steinbocke wird kein Zoologe oder Osteologe unsere Hausziege ableiten wollen.

[2]) K. Maška fand in einer Höhle bei Stramberg in Mähren mehrere Reste eines wilden Schafes, die Nehring in dem Neuen Jahrbuche für Mineralogie und Paläontologie 1891, Bd. II, S. 116—155, beschrieben und abgebildet hat. Der Unterschied dieser grossen und robusten wilden Form von unserer Ovis aries ist sehr bedeutend. Ueber den vermeintlichen Canis ferus werde ich in meinen osteologischen Beiträgen Näheres berichten.

[1]) P. Gervais (Zoologie et Paléontologie générale, pag 101) sagt ebenfalls: „Le cochon domestique souvent regardé comme descendant du sanglier d'Europa, parait avoir une origine asiatique."

(Rhinoceros tichorhinus) und der Höhlenbär (Ursus spelaeus) die diluviale Periode nicht überlebt haben, sondern in derselben ausgestorben sind; von der vierten Species, dem Riesenhirsche (Cervus megaceros), dessen Reste in Mähren in postdiluvialen Ablagerungen nicht vorkommen, ist es unsicher, ob derselbe nicht in anderen Ländern (etwa in Irland und Schottland) in das Alluvium übergetreten ist.

Mammuthreste finden wir in den Höhlen, aber noch mehr ausserhalb derselben in den Lösslagern.

Eine geradezu classische Stelle für dieselben war Předmost, wo ich eine überwältigende Masse von Mammuthresten ausgehoben habe [1]).

Von dem Nashorn kommen Reste in Höhlen und in Lösslagern vor; gewiss ist es aber, dass sie bestimmte Thäler für ihren Aufenthalt bevorzugt haben; zu diesen gehörte das Hadekerthal bei Ochoz.

Der Höhlenbär hauste aber hauptsächlich im Höhlengebiete; hier sind seine Reste in ungeheurer Anzahl in den Höhlen eingebettet.

Die über Europa, Asien und Nordamerika in grosser Anzahl verbreiteten Mammuthreste weisen uns zugleich den Weg, den diese Thiere an der Schwelle des Diluvium gewandert sind: von den Inseln des Eismeeres beginnend [2]), reichen ihre Reste weit in diese Continente hinein; ihre Heimat musste in den circumpolaren Ländern gelegen sein und sich sowohl in der Richtung gegen das paläarktische als das nearktische Gebiet erstreckt haben.

Wir erkennen dies sofort aus der Verbreitung des Rhinoceros, das mit dem Mammuth gleichzeitig auftritt und gleichzeitig untergeht; dieses Thier hat nämlich das Festland Nordamerikas nicht erreicht, seine Reste wurden daselbst noch nicht gefunden; es kommen hier pliocäne und miocäne Rhinoceronten vor, diluviale aber fehlen [1])

Dieses Thier musste sich also nach der Abzweigung von dem tertiären Rhinocerotidenstamme näher dem nordasiatischen als dem nordamerikanischen Continente aufgehalten und hier differenzirt haben [2]).

Oft wird die Frage aufgeworfen, ob es nicht mehrere Arten von Höhlenbären gegeben habe.

Ich habe eine Unzahl Höhlenbären verglichen und kann nur sagen: man wird niemals ganz genau dieselben Formen wahrnehmen, überall sind individuelle Unterschiede (Alter, Geschlecht) erkennbar; gross ist der Unterschied in den Dimensionen selbst bei erwachsenen und alten Individuen.

Es gibt kolossale Schädel mit einer Basilarlänge von 478 mm, aber auch kleine Schädel mit 370 mm von erwachsenen Exemplaren [3]).

Ungeachtet diese kleinen Schädel von jenen des sibirischen braunen Bären an Grösse übertroffen werden, so stammen sie dennoch von Ursus spelaeus und nicht von Ursus arctos ab; die Kriterien hierüber werde ich in meiner Monographie über die diluvialen Thiere Mährens anführen.

Im Ganzen ist die Stellung des Höhlenbären, sein Auftreten, seine Verbreitung, sein Verhältniss zu recenten Bärenarten Europas, Asiens und Nordamerikas und sein Erlöschen nicht völlig aufgeklärt.

Reste des Höhlenbären sind aus Sibirien mit Sicherheit noch nicht constatirt; aus den pliocänen Formen Europas konnte er sich nicht differenzirt haben, er musste eingewandert sein.

---

[1]) Vgl. meinen Artikel: „Ueber einen wichtigen Lösshügel in Předmost bei Prerau" in den Mittheilungen der Section des Ö. T. C., Nr. 5—8, Jahrg. 1897.

[2]) Ueber die Verbreitung im hohen Norden Sibiriens und insbesondere über die fossilen Eislager vergleiche die neueste Publication von Baron Eduard Toll: „Wissenschaftliche Resultate der von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zur Erforschung des Janalandes und der neusibirischen Inseln ausgesandten Expedition." St. Petersburg 1895. — Toll ist der Ansicht, dass die im Eisboden eingefrorenen sibirischen Mammuthe jung — postglacial seien (S. 86.) — Graf Uwarow zählt in seinem Werke „Archaeologia Russii", Kammenii period 1881, I, S. 123—160, nicht weniger als 110 Fundorte im asiatischen Gebiete Russlands von den neusibirischen Inseln bis zum Syr Darja und 268 Fundorte im europäischen Russland, wo Reste von der Petschora bis zu den Ufern des Schwarzen und des Kaspischen Meeres reichen. Nach K. Weithofer („Die fossilen Proboscidier des Arnothales in Toscana, Beiträge zur Paläontologie", 1891, Bd VIII, S. 107—240) gelangte das Mammuth bis nach Apulien und traf in Italien mit dem E. antiquus und E. meridionalis zusammen.

[1]) Leidy Joseph, „The extinct mammalian Fauna", pag. 355.

[2]) Ueber die Verbreitung des Rhinoceros tichorhinus („Atelodus antiquitatis Blumenbach") schreibt J. F. Brandt in seinem „Tentamen Synopseos Rhinocerotidum viventium et fossilium", 1878, S. 61: „Reliquiae osseae inde a Sibiria maxime boreali ad montes Himalayi et in Chinensi regno, deinde in Europa usque ad Helvetiam et Galliam australem saepissime sunt repertae." — Vergleiche weiter seinen „Versuch einer Monographie der tichorhinen Nashörner", 1877, S. 1 bis 132, und „Die diluviale europäisch-asiatische Säugethierfauna", 1877, S. 119—121.

[3]) Vergleiche meine Abhandlung „Die Fauna der bei Kiritein in Mähren gelegenen Výpustekhöhle im XXXII. Bande der Verhandlungen des naturforschenden Vereines in Brünn 1893.

Vom paläontologischen und zoogeographischen Standpunkte aus müssen wir erwarten, dass bei weiteren Forschungen in Sibirien Höhlenbärenreste werden gefunden werden; der Höhlenbär erscheint gleichzeitig mit den grossen Grasfressern, die aus Sibirien kamen, er muss also mit ihnen auch eingerückt sein[1].

Der Riesenhirsch lebte zur Diluvialzeit auch in Sibirien; seine Form ist so verschieden von den pliocänen Hirschen, dass an eine endemische Differenzirung nicht gedacht werden kann: wir müssen daher annehmen, dass auch der Riesenhirsch aus Sibirien zu uns eingewandert sei.

In unseren diluvialen Ablagerungen treffen wir Reste eines Löwen, einer Hyäne, eines Leoparden an, also Thiere, die heute in den warmen Gegenden des Südens zu Hause sind und von denen sich die diluvialen artlich nicht unterscheiden lassen.

Unser Leo spelaeus ist mit dem Felis Leo, unsere Hyaena spelaea mit der Hyaena crocuta und unser Höhlenleopard mit Felis pardus artlich identisch[1].

Man könnte sie am entsprechendsten als fossile Varietäten betrachten und sie bezeichnen: Felis leo fossilis, Hyaena crocuta fossilis und Felis pardus fossilis, womit zugleich deren diluviales Alter bestimmt wäre.

Diese Carnivora sind aber zu uns nicht aus Afrika eingewandert, sondern sie erspähten die Grasfresser schon in Mittel- und Nordasien und begleiteten sie nach Europa.

Zur glacialen Zeit werden sie sich wohl für den Winter nach dem Süden begeben haben, um im Sommer ihre alten Reviere aufzusuchen; so wenigstens lässt sich das ziemlich reichliche Auftreten

[1]) Ueber die charakteristischen Unterscheidungsmerkmale zwischen Ursus spelaeus und Ursus arctos werde ich in meiner Monographie über fossile Thierreste Mährens das Nähere mittheilen. Hier bemerke ich nur Folgendes:

a) Tscherski („Wissenschaftliche Resultate", S. 71 u. 456) negirt das Vorhandensein von Höhlenbärenresten in Sibirien und schreibt, dass auf der Ljachowinsel ein oberer Reisszahn von Ursus arctos aufgefunden wurde. Dieser Zahn, herrührend von einem jungen Thiere, misst an der Krone 25·5 mm; wir haben derartige Zähne von Höhlenbären mit 17—21 und 24 mm; warum soll denn dieses Ljachower Exemplar von dem braunen Bären und nicht vom Höhlenbären abstammen? Ein Reisszahn (Pr_1) per 25·5 mm Länge bekundet ja einen ausserordentlich grossen Höhlenbären.

Wenn hier nicht ein Lapsus calami vorliegt (mir scheint, es sei der fragliche Zahn ein Molar (M_1)), so haben wir thatsächlich einen Höhlenbären vor uns.

Dies muss ich aber doch entschieden bestreiten, dass man bei einem einzelnen Reisszahne aus der Form die Species Ursus spelaeus und Ursus arctos mit Sicherheit bestimmen könne

b) Franz Brandt („Meine Untersuchungen in den altaischen Höhlen") kennt zwischen Ursus spelaeus und Ursus arctos keinen anderen Unterschied, als den frühen Ausfall der falschen Backenzähne; dieses Merkmal aber ist nicht durchgreifend; es kann also auch hier nicht mit Sicherheit angenommen werden, dass in den altaischen Höhlen nicht Höhlenbärenreste vorgefunden wurden. Aus den pliocänen Formen Ursus arvernensis oder Ursus minutus oder Ursus etruscus konnte ein Ursus spelaeus sich endemisch nicht differenzirt haben. Vgl. meine Monographie über das Verhältniss der diluvialen Fauna zur tertiären Fauna in den Berichten der Societas Physiocratica. Prag 1895. III. Heft, S. 1—86.

[1]) Ich kann nicht der von F. Filhol vertretenen Ansicht: „Nous pensons en consequence qu'il n'y a pas lieu de confondre le felis spelaea avec Lion actuel et qu'il y a lieu de considerer comme une espèce distincte sons le nom leo spelaeus" (in seiner „Description des ossements de felis spelaea" etc. 1871) beitreten.

In diesem Falle, sowie überhaupt in den Fällen, wo es sich um die Bestimmung fossiler Knochen handelt, muss man sich immer die Frage stellen: Treten die von dem Forscher wahrgenommenen Unterschiede zwischen der recenten und der fossilen Art constant bei den fossilen Funden auf oder nur bei diesem oder jenem speciellen Funde? Sind diese Unterschiede constant und auch charakteristisch, so liegt allerdings Grund genug vor, eine von der recenten unterscheidbare Species zu schaffen; ist dies nicht der Fall, so muss man vor Allem individuelle Form und Grössenverschiedenheiten berücksichtigen. Ich habe sehr schöne Schädel und Unterkiefer von Felis spelaea, aber ich finde keinen specifischen Unterschied von dem recenten Löwen. Wie viele Species müsste man bei Hohlenbären und bei Mammuthen aufstellen, wenn man derartige individuelle Abweichungen für genügend halten sollte, neue Arten zu schaffen. Ueber die artliche Identität des Höhlenlöwen mit dem recenten Löwen schreibt auch W. Boyd Dawkins (in seinem Werke „The britisch pleistocene mammalia", 1866—1871): „Our investigations into the osteology of the living Lion an the Felis spelaea have resulted in the identification of the fossil with the living animal"

Bezüglich der Hyaena spelaea ist von grosser Wichtigkeit nachstehender Passus in Lydekker's Werke („Indian tertiary and posttertiary Vertebrata", II, 289): „The occurence of a species of Hyaena in the Siwaliks of India showing considerable affinity to a species so prevalent in Europa in the pleistocene period and now living in South-Africa and presenting no well-marked affinity to the other group of existing hyaenas, one of which is now found in India and the adjecent contries, is a very remarkable fact; and one pointing to the conclusion that Asia rather than Africa should probably by regarded as the original home of the hyaenas pag. 290 Either this or a closely allied form also occured in the pliocene or pleistocene of China (H. Sinensis)."

sehr gut erhaltener Löwenreste in den glacialen Schichten von Předmost erklären; Hyänenreste sind hier aber sehr selten und von Leopardus ist es zweifelhaft [1]).

Ueberraschend für den Forscher bei den Grabungsarbeiten ist das Auftreten der glacialen Vertreter; den Vielfrass und das Renthier hat er schon in tieferer Schicht wahrgenommen; nun kommen aber reichliche Reste von Eisfüchsen, Schneehasen, Lemmingen, Schneehühnern zum Vorschein; hiezu gesellen sich hie und da Reste von Moschusochsen, der Schneeeule, dann der hochalpinen Species, nämlich der Gemse, des Steinbockes und der Schnee-Alpenratte (Arvicola nivalis).

Woher kamen diese und warum erschienen sie in Mähren? fragt man unwillkürlich.

Tertiäre Vorläufer, von denen diese glacialen Vertreter abgeleitet werden könnten, gab es in Europa nicht [2]), sie mussten also aus jenen Gebieten eingewandert sein, deren Lebensbedingungen ihnen zusagten und wo sie sich differenzirt haben, nämlich aus dem hohen Norden, sowie andererseits die alpinen Species von den Hochgebirgen der Alpen herabgestiegen waren; beide Gruppen verliessen ihre Wohnsitze in der Eiszeit, von der wir noch reden werden.

Schliesslich finden wir noch eine sonderbare Gruppe von Thieren anfangs mit den glacial-alpinen Thieren vermischt, dann aber allein dominirend, nämlich die Steppenthiere; es treten auf: die Saiga-Antilope, die in Heerden in den Steppen Südosteuropas und Südwestasiens lebt; aus denselben Steppen stammt unser diluvialer Pfeifhase (Lagomys pusillus), der Zwerghamster (Cricetus phaeus), das Steppenmurmelthier (Arctomys bobac), das röthliche Ziesel (Spermophilus rufescens), der Pferdespringer (Alactaga jaculus) und die Zwiebelmaus (Arvicola gregalis).

Diese ganze Steppensippschaft konnte abermals nur jenenfalls aus ihrer alten Heimat herausgerückt und nach Nordwesten eingewandert sein, wenn die Lebensbedingungen hier ähnlich jenen wären, unter denen sie früher gelebt hatten [1]).

Solche sonderbare Thiergesellschaften haben in Mähren im Diluvium gelebt: diese Thiere sind also für die einzelnen Abschnitte desselben charakteristisch. Das Vorangehende bildet einen sehr kurzen Abriss aus der Geschichte unserer Fauna. Dieser wäre unverständlich, wenn wir nicht in der Erdgeschichte zurückgreifen und aus dieser die bestehenden Lücken ausfüllen würden; es soll dies höchst summarisch geschehen.

Die Entwicklung und Verbreitung der Landsäugethiere lässt sich genauer und sicherer erst seit der Tertiärzeit verfolgen; es sind drei Entwicklungscentra derselben, und zwar auf der südlichen Halbkugel zwei, nämlich Australien (mit Tasmanien) und Südamerika und auf der nördlichen Halbkugel die drei Continente Asien, Europa und Nordamerika. Dieses grosse asiatisch-europäische und nordamerikanische Entwicklungscentrum heisst auch die Arctogaea.

Australien ist seit dem Tertiär abgeschlossen gewesen und beherbergt die zu den Marsupialien gehörigen Phascolomyidae (Wombat), Macropodidae (Springbeutelthier — Känguruh), Dasyuridae (Ameisenbeutler, Tafa, Marderbeutler, Beutelwolf u. s. w.), Phalangistidae (der Kusu, die Flugbeutler etc.), Peramelidae (Beuteldachse), Monotremata (Cloakenthier—Schnabelthier und Ameisenigel); es fehlen alle Ordnungen der Landsäugethiere (mit Ausnahme der kosmopolitischen Fledermäuse, Mäuse und Ratten); die abgeschlossene Fauna Australiens und seiner angrenzenden Inseln hat keine Verwandten in Europa und Asien.

Merkwürdig allerdings ist es, dass in Südamerika und Nordamerika eine Familie der Marsupialien

[1]) Die grösseren Feliden unternehmen oft weite Streifzüge in Gegenden, wo sich in grösseren Mengen Grasfresser aufhalten. So geht beispielsweise der Tiger bis zum Ochotskischen Meere und nach Transbaikalien, wo bereits das Renthier und der Vielfrass leben (Langkavel B., „Nordgrenze des Tigers in Asien im zoologischen Garten", 1884, S. 361—364). — Ebenso schreibt Gustav Radde („Berichte über Reisen im Süden von Ostsibirien" etc.): „In manchem Winter dringen die Tiger bis in den Nertschinskischen Kreis und noch weit nördlicher" und A. Middendorf („Reisen", IV. Bd. S. 835): „Im Amurgebiete erscheinen auf denselben Plätzen Renthiere, Zobel, Vielfrass, Elen, Hirsch, Schwein, Bär, Reh, aber auch der Tiger. Vgl. auch J. F. Brandt, „Untersuchungen über die Verbreitung des Tigers." — Nach J. D. Tscherski („Wissenschaftliche Resultate", S. 51—64) wurden Reste des Tigers am Janaflusse und auf der Ljachowinsel, also 18—20° nördlicher gefunden. Es mussten also in einer Phase der Diluvialzeit die klimatischen Verhältnisse hier bedeutend günstiger gewesen sein, als sie dermalen sind.

[2]) Vgl. S. 8—13 meiner Abhandlung in den Berichten der Societas Physiocratica l. c.

[1]) Es ist merkwürdig, wie weit einzelne Steppenthiere damals verbreitet waren. M. Harlé (Société d'histoire naturelle de Toulouse, Séance du 18 janvier 1893) berichtet über Reste der Antilope Saiga vom Südwesten Frankreichs, Tscherski („Wissenschaftliche Resultate", 1892, S. 188) über Reste derselben auf der Ljachowinsel (73° nördliche Breite und 160° östliche Länge).

verbreitet erscheint, nämlich die der Beutelratten (Didelphyidae); diese wanderten aus Süd- nach Nordamerika erst in der postpliocänen Zeit ein.

Es sprechen viele Umstände (insbesondere auch floristische) dafür, dass Südamerika, Südafrika und Australien ehemals mit einander verbunden waren (vielleicht auch die circumpolaren Länder der südlichen Hemisphäre, allwo eine zweite Wiege der speciell südlichen Fauna- und Floraformen stand).

Die paläontologischen Funde aus Südamerika bekunden die überraschende Thatsache, dass dieser Continent bis zur pliocänen Epoche mit Nordamerika nicht zusammenhing, sondern durch lange Zeiträume für sich abgeschlossen ein selbstständiges Entwicklungscentrum für eine höchst merkwürdige Fauna bildete. Erst in der pliocänen Zeit entstand eine Landbrücke, die es ermöglichte, dass Landsäugethiere von Süden nach Norden und umgekehrt wandern konnten; viele Formen aber verblieben in ihren alten Sitzen und machen die höchst eigenthümlichen Gestalten Südamerikas aus, z. B. die Faulthiere (Bradypoda), der Ameisenbär (Myrmaecophaga), das Gürtelthier (Dasypus), die Gürtelmaus (Chlamydophorus), platyrhine Affen (Cebidae mit Greifschwanz und Pithecidae mit schlaffem Schwanze), Krallaffen (Hapalidae), Meerschweinchen (Caviidae), Dasyprocta (Aguti), Dolichotis (Mara), Chinchilla (Wollmaus), Lagidium (Hasenmaus), Lagostomus (Viscacha).

Südamerikas eocäne und miocäne Säugethierreste verrathen ebenfalls eine ganz eigenthümliche Fauna; es sind keine Anzeichen vorhanden, die auf eine Verbindung mit Nordamerika oder mit der nordweltlichen Fauna hinweisen würden; erst im Pliocän dringen die nordamerikanischen Formen: Tapirus, Auchenia (Lama), Hippidium, Mastodon, Canis, später dann Equus, Machairodus, Felis, Mephitis (Stinkthier), Lutra, Nasua (Rüsselbär), Dicotyles (Pecarischwein), Cervus, Lepus in Südamerika ein [1].

[1] Vgl. A. R. Wallace, Die geographische Verbreitung der Thiere. — W. Marshall, Atlas der Thierverbreitung, 1889. — Brehm, Thierleben. — Ludwig Leunis, Synopsis Thierreich, I, S. 155—208. — K. L. Schmarda, Geographische Verbreitung der Thiere, zweites Buch, S. 226—582. — Fr. Aug. Quenstedt, Petrefactenkunde 1885 besonders über Edentata (Megatherium, Megalonyx, Mylodon, Dasypus, Chlamydotherium, Toxodon u. s. w. S. 59—66), Didelphys und Monotremata (118—120). — K. A. Zittel, Paläontologie, IV. Bd. Mammalia. — Dr. Rudolf Hoernes, Paläontologie, S. 519—570. — F. J. Pictet, Traité de Paléontologie, I. 127—399, Mammifères.

Das grossartigste und für uns das wichtigste Entwicklungscentrum bildet aber die eben genannte Arctogaea.

Wir werden dies sofort leicht einsehen.

Europa muss als ein Appendix von Asien betrachtet werden; die Fauna beider war in den früheren Perioden fast identisch und ist es zum grossen Theile bis jetzt.

Nachstehende Thierarten leben in dem alten wie dem neuen Continente, d. i. im paläarktischen und nearktischen Gebiete (Region):

I. Canidae: 1. Lupus, der Wolf; 2. C. vulpes, der gemeine Fuchs; 3. C. lagopus, der Eisfuchs.

II. Mustelidae: 1. Mustela canadensis, Abart der M. martes; 2. Gulo borealis, der Vielfrass.

III. Ursidae: 1. Ursus ferox, Abart des Ursus arktos; 2. Ursus maritimus, Eisbär.

IV. Felidae: 1. Felis lynx, der Luchs variatio canadensis seu borealis und Lynx rufus.

V. Cervidae: 1. C. alces, das Elen; 2. C. tarandus, das Rennthier; 3. C. canadensis variatio maral.

VI. Bovidae: Bison americanus = Bos bison = Bison europaeus = Auerochs; 2. Ovibos = Moschusochs (in Asien ausgerottet).

VII. Ovina: 1. Caprovis variatio Ovis montana = Dickhornschaf.

VIII. Rodentia: 1. Arvicolidae = Wühlenratten; 2. Myonidae = Lemminge; 3. Castor fiber = der Biber variatio canadensis; 4. Arctomys Ludovicianus, Abart von Arctomys Boback; 5. Sciurus cinereus = Katzeneichhörnchen; 6. Tamias americanus, Backenhörnchen, Abart von Tamias striatus, sibirisches Backenhörnchen; 7. Spermophilus Hoodi Richardson, Leopardenziesel, Abart von Spermophilus citillus; 8. Pteromys volucella (Assapan), virginisches Flughörnchen, Abart von Pteromys vulgaris von Sibirien; 9. Jaculus hudsonianus, Hüpfmaus, Abart von Dipus; 10. Lepus variabilis, Schneehase; 11. Lagomys, der Pfeifhase.

Die Verbreitung dieser langen Reihe von Thierarten, die über die genannten Continente sich erstreckt, zwingt uns zum ernsten Nachdenken über die Wege, welche diese Thiere gewandelt sind und wo ihre eigentliche Wiege in der grossen Arktogaea stand [1].

[1] Max Schlosser (Biologisches Centralblatt 1888—1889, Bd. VIII: Ueber Beziehungen der ausgestorbenen Säugethierfauna und ihr Verhältniss zur Säugethierfauna der Gegenwart) nimmt zwei Hauptentwicklungscentra, nämlich Mitteleuropa

Wir werden gleich sehen, dass in den circumpolaren Gebieten die Wiege unserer Wälder (ja unserer Flora) war.

Die Wälder und die von ihnen eingeschlossenen Wiesen, Raine, sowie die sie umgebenden Gehänge sind gemeiniglich der Aufenthaltsort der Thiere; wandern die Wälder, so wandert auch ihre Fauna [1].

Wenn wir also die circumpolaren Länder als die Wiege der Wälder und der Säugethiere annehmen, so ist deren Verbreitung auf eine höchst einfache und naturgemässe Weise aufgeklärt; sonst aber bleibt sie ein Räthsel.

Allerdings hat sowohl die paläarktische als auch die nearktische Region ihre eigenen charakteristischen Thierarten; dies kann ja nicht anders sein, denn selbst bei dem Vorhandensein jener circumpolaren Wiege oder der Polaris mussten sich in den grossen Continenten auch noch andere Thierarten selbstständig entwickelt haben.

Auch die Verbreitung der tertiären Fauna bestätigt uns diese Thatsache, obwohl unsere Kenntnisse in dieser Richtung noch sehr lückenhaft sind und es auch bleiben, solange uns nicht die tertiären, in Sibirien und den circumpolaren Ländern eingebetteten Thiere bekannt sein werden [2]).

Immerhin können wir aber jetzt schon sagen: *a)* Zur miocänen Zeit hatte Europa mit Nord-

---

und das nördliche Nordamerika an (die Existenz eines dritten in Centralasien sei nicht ausgeschlossen, aber noch nicht hinreichend mit Thatsachen belegt). Wir sehen, es fehlt nur noch ein Schritt zu unserer Polaris, der sich aber vom zoogeographischen, phytopaläontologischen und pflanzengeographischen Standpunkte aus von selbst ergibt. Ueber die diluvialen Thiere schreibt Schlosser (in den Beiträgen zur Paläontologie Oesterreich-Ungarns, 1891, Bd. VIII, S. 106): „Die diluvialen Typen stammen aller Wahrscheinlichkeit nach aus Asien und sind so ziemlich gleichzeitig nach Nordamerika und Europa eingewandert."

[1]) Hiemit ist allerdings nicht gesagt, dass alle höher organisirten Thiere an den bezüglichen Wald gefesselt wären; wir wissen ja, dass der Machairodus, das Mastodon, der Tapirus u. s. w. aus den pliocänen Walddistricten Nordamerikas nach Südamerika gewandert sind, ohne dass zugleich die nordamerikanische Waldflora mit übersiedelt war. Indess verlassen nicht alle diese leicht beweglichen Thierarten ihren Heimatswald, sondern nur die auswanderungslustigen oder die zum Auswandern gezwungenen Individuen; der Stamm verbleibt und erst mit dem Walde selbst verlassen sie den alten Standort.

Käfer, Hautflügler, Schmetterlinge, Spinnen, Ameisen, Schnecken u. s. w. müssen mit dem Walde weiter rücken oder sie gehen zu Grunde.

[2]) Ueber die tertiären Säugethiere Europas und ihre Horizontirung vgl. Max Schlosser in den Beiträgen zur Paläontologie Oesterreich-Ungarns, VIII. Bd., 1—268, VI. Bd., S. 1—54, 80—144, VII, 107—162, dann in den Paläontographica, 1884, Bd. XXXI, über Nager, S. 19—161 und 323—328, und Morphologisches Jahrbuch, 1888, Bd. XII, S. 1—136: Ueber Hufthiere. Ueber jene Nordamerikas vor Allen das wichtige und klare Werk von Joseph Leidy, The extinct mammalian Fauna of Dacota and Nebraska mit 30 Tafeln. Philadelphia 1869. Zuerst Geologie der Tertiärformation von Prof. Hayden, S. 9—21, dann Paläontologie von Leidy, S. 23—472, dann die vielen Arbeiten von E. D. Cope, O. C. Marsh, Scott and Osborn. Ueber Südamerika hauptsächlich das grosse Werk von F. Ameghino: Contribuciones al conocimiento de los Mamiferos fossiles de la republica Argentina, mit einem Atlas von 2000 Figuren, Buenos Aires 1889, und die Schriften von H. Burmeister, Moreno u. s. w. — Ueber europäische wichtige Fundorte vergleiche noch: Albert Gaudry, Animaux fossiles du Mont Léberon (Vaucluse), Etude sur les Vertébrés. Paris 1873, pag. 1 bis 180, Pl. I—XXI (mit Leberon sind nach Gaudry gleichzeitig Pikermi, Baltavár, Concud). Paul Gervais, Zoologie et Paléontologie française, pag. 1—544, mit einem grossen Atlas. — C. J. Forsyth Major, Considerazioni sulla Fauna dei Mammiferi pliocenici et postpliocenici della Toscana in den Atti de la società Toscana di scienze naturali residente in Pisa Vol. I, 1875. Abhandlung in drei Theilen, S. 740 und S. 223, Ueber die Fauna aus dem oberen Arnothale, S. 224 bis 245, aus dem unteren Arnothale und im III. Bd., Jahrg. 1877, S. 207—227, Ueber Canulen. — Franz Toula, Ueber einige Säugethierreste von Görlach bei Turnau in Steiermark. Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt, 1884, Bd. XXXIV, S. 385 bis 401. — Derselbe, Ueber Amphicyon, Hyaemoschus und Rhinoceros von Turnau. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 1884, Bd. XC, Separat, S. 1—21. — Eduard Suess, Ueber die grossen Raubthiere der österreichischen Tertiärablagerungen. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 1860, Bd. XXXIX, S. 217 bis 232 (handelt über Baltavár). — Ueber dieselbe Localität J. Pethö, Ueber die fossilen Säugethierüberreste von Baltavár im Supplement zum Földtani Közlöny, Bd. XV, 1885, S. 455 bis 464, und im ungarischen Texte, S. 273—283. — R. Hoernes, Säugethierreste aus der Braunkohle von Görlach bei Turnau in Steiermark. Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt, 1882, Bd. XXXII, S. 153—164. — Derselbe, Ueber Anthracotherium magnum von Trifail daselbst, 1876, Bd. XXVI, S. 209—242. — Derselbe, Ueber die fossilen Säugethierfaunen der Steiermark. Separat aus den Mittheilungen des naturwissenschaftlichen Vereines für Steiermark, 1877, S. 1—25. K. Fritsch, Das Pliocän im Thalgebiete der zahmen Gera in Thüringen. Jahrbuch der königl. preussischen geologischen Landesanstalt, 1885, S. 389—437. — R. A. Weithofer, Die fossilen Proboscidier des Arnothales in Toscana in den Beiträgen zur Paläontologie Oesterreich-Ungarns, 1891, Bd. VIII, S. 107 bis 240. — Derselbe, Die fossilen Hyänen des Arnothales in den Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 1889, Bd. LV, S. 1—24. — Derselbe, Ueber die tertiären Landsäugethiere Italiens im Jahrbuche der k. k. geologischen Reichsanstalt, 1889, Bd. XXXIX, S. 55—82. — Friedrich Teller, Neue Anthracotherienreste aus Südsteiermark und Dalmatien in den obigen Beiträgen, 1886, Bd. IV, S. 45—133. — Michael Vacek, Ueber österreichische Mastodonten und ihre Beziehungen

amerika nachstehende Species gemein: 1. Anchitherium (Vorfahre des Hipparion, von dem das Pferd abstammt); 2. Aceratherium (von diesem stammen die Rhinocerotidae ab); 3. Sciurus; 4. Steneofiber (Vorfahre unserer Biber); 5. Lepus; 6. Canis (Galecynus); 7. Amphicyon; 8. Machairodus (Drepanodon); 9. Tragulidae; 10. Tapiridae. *b*) Im Pliocän: 11. Hipparion; 12. Equus; 13. Mastodon; 14. Mustela; 15. Lutra; 16. Ursidae; 17. Castor.

Mit Asien (in den Sivalikhügeln am Südfusse des Himalaya, in China, Japan, Persien, Kleinasien) hat das tertiäre Europa eine fast identische Fauna [1]).

Auch die Verbreitung dieser miocänen und pliocänen Formen in Europa, Asien und Nordamerika lässt sich dann am besten erklären, wenn wir die circumpolaren Länder als ihre Wiege, als das Ausstrahlungsgebiet annehmen.

Afrika erhielt von Europa und von Asien aus den Stamm seiner Fauna.

Fragen wir nun nach dieser kurzen Abschweifung, woher unsere diluviale Fauna abstammte, wo sie sich differenzirte und woher sie gekommen war.

Folgendes erscheint erwiesen: In den Forest-beds, d. h. in dem Waldgebiete, das sich zwischen den östlichen und südlichen Küsten Englands, Belgiens und Frankreichs unter dem seichten Meereswasser ausbreitet (versunkene Wälder), erscheint eine gemischte Fauna; es sind nämlich pliocäne Formen hier mit diluvialen vergesellschaftet; dies konnte nur so stattfinden, dass die von Osten einwandernden diluvialen oder pleistocänen Species die pliocänen hier noch angetroffen haben; diese pliocänen, mehr an die Wärme gewohnten Thiere erlagen im Kampfe einestheils mit den neuen Eindringlingen anderntheils mit dem Klima [1]).

zu den Mastodonten Europas in den Abhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt, 1877, Bd. VII, S. 1—45. — A. Hoffmann, Beiträge zur Säugethierfauna des Labitschberges bei Gamlitz in Steiermark. Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt, 1888, Bd. XXXVIII, S. 545—562. — Derselbe, Beiträge zur Kenntniss der Säugethiere der Miocänschichten von Vordersdorf bei Wies in Steiermark, im Jahrbuche derselben Anstalt, 1888, Bd. XXXVIII, S. 77—82. — Derselbe, Ueber einige Säugethierreste aus der Braunkohle von Voitsberg und Steieregg bei Wies in Steiermark, im Jahrbuche derselben Anstalt, 1887, Bd. XXXVII, S. 207—218. — Derselbe, Beiträge zur miocänen Säugethierfauna von Steiermark, im Jahrbuche derselben Anstalt, 1892, Bd. XLII, S. 63—76. — Derselbe, Die Fauna von Görlach, Wien 1883. — Major Forsyth, Nagethierreste aus den Bohnerzen Süddeutschlands und der Schweiz, Palaeontographica, 1876, Bd. XXII, S. 75—130. — Oscar Fraas, Die Fauna von Steinheim in den Jahresheften des Vereines für vaterländische Naturkunde in Württemberg, 1870, S. 145 bis 306. — M. Neumayr, Ueber Mastodon arvernensis aus den Paludinenschichten Westslavoniens, in den Verhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt, 1879, S. 176 bis 180. — Henri Filhol, Recherches sur les mammifères fossiles des dépôts de phosphate de chaux dans les département du Lot, du Tarn et Garonne. Annales des sciences geologiques, 1872, III, pag. 1—131, mit 7 Tafeln. — Derselbe, Recherches sur les phosphorites du Quercy. Étude des fossiles qu'on y rencontre et specialement des mammifères. Annales des sciences geologiques, 1876, VIII, pag. 1—220, mit 28 Tafeln und 1877, VIII, pag. 1—340, mit 24 Tafeln. — Derselbe, Étude des mammifères fossiles des Saint-Gérand-le-Puy (Allier). In den Annales des sciences geologiques, 1879, X, pag. 1—253, 8°, mit 30 Tafeln. — Derselbe, Étude des mammifères fossiles de Ronzon (Haute-Loire). — In den Annales des sciences geologiques tom. XII, 1882, 8°, pag. 1 bis 270. Mit Pl. 6—31.

[1]) D. Brauns, Ueber japanesische diluviale Säugethiere. In der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft in Berlin, 1883, Bd. XXXV, S. 1—35. — E. Koken, Ueber fossile Säugethiere aus China, 1885. Separatabdruck aus den von W. Dames und E. Kayser herausgegebenen paläontologischen Abhandlungen. — Falconer Hugh and T. Cautley Proby Fauna antiqua Sivalensis being the fossil Zoology of the Sewalik Hills in the North of India seit 1845. Part I—IX. — R. Lydekker, Indian Tertiary and posttertiary Vertebrata in den Memoirs of Geological Survey of India in den Abhandlungen über Palaeontologia indica. Serie X, 4°, Calcutta, 1880 I. Bd., 1881 II. Bd., 1884 III. Bd., 1886, und The fossil Vertebrata of India in den Records of the Geological Survey of India, Vol. XX, Calcutta 1887, pag. 51—80. — Ernst Kittl, Beiträge zur Kenntniss der fossilen Säugethiere von Maragha in Persien. Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien, Bd. II, S. 317—338. — Dr. A. Rodler und Dr. A. Weithofer, Die Wiederkäuer der Fauna von Maragha. Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, 1890, Bd. LVII, S. 1—20, mit 6 Tafeln. Hiezu sind zu vergleichen die Funde von Pikermi bei Athen: Dr. Johann Roth und Andreas Wagner, Die fossilen Knochenreste von Pikermi. Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Classe der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften, 1855, S. 373 bis 464. — Dr. A. Wagner, Neue Beiträge zur Kenntniss der fossilen Säugethiere von Pikermi, daselbst 1860, S. 109 bis 158. — Dr. Ant. Weithofer, Beiträge zur Kenntniss der Fauna von Pikermi in den Beiträgen zur Paläontologie Oesterreich-Ungarns, 1888, Bd. VI, S. 225—292, und insbesondere Albert Gaudry, Animaux fossiles et Geologie de l'Attique. Paris 1862, Text 1—474, mit einem Atlas sehr schön ausgeführter Illustrationen, Pl. I—LXXV. Es sind dies Resultate seiner eigenen Grabungen.

[1]) L. Rütimeyer sagt sehr schön hierüber (Die Rinder der tertiären Epoche nebst Vorstudium zu einer natürlichen Geschichte der Antilopen, Abhandlungen der schweizerischen paläontologischen Gesellschaft, Vol. V, 1877) S. 195: Nicht eine einzige typische Form kann man namhaft machen, welche für Europa als endemisch gelten dürfte, und S. 196: Was an fröstelnden, gegen Kälte empfindlichen Geschöpfen etwa vorhanden war, scheint weggewischt und ihr Wohnplatz erst

Wir finden hier das diluviale Pferd (Equus caballus) mit dem pliocänen (Equus Stenonis), das diluviale Mammuth (Elephas primigenius mit dem pliocänen Elephas meridionalis und Elephas antiquus, den Höhlenbären Ursus spelaeus und den pliocänen Bären Ursus arvernensis, den pliocänen Machairodus und die diluviale Hyaena spelaea sive crocuta mit dem Canis lupus und Canis vulpes, Mustela martes, dem Gulo luscus und die Lutra vulgaris; wir treffen hier das pliocäne Trogontherium Cuvieri und den diluvialen Castor fiber, den Cervus elaphus, Cervus alces und Cervus capreolus mit den pliocänen Hirschen, Cervus Sedgwickii Falconer, Cervus verticornis, Cervus Polignacus, das pliocäne Flusspferd (Hippopotamus major) und das pliocäne Nashorn (Rhinoceros etruscus) mit dem diluvialen Auerochsen Bos bison und dem Urochsen Bos primigenius u. s. w. u. s. w.[1])

Derartige Mischfaunen treffen wir auch an in den Sand- und Kiesablagerungen von Saint-Prest (Eure-et-Loire), Chagny (Saône-et-Loire), Durfort (Gard), im Sande von Leffe (Lombardei etc.) im Arnothale u. s. w.

Hieraus geht mit aller Evidenz hervor, dass sich die diluvialen Vertreter aus tertiären endemisch nicht haben entwickeln können und dass sie daher eingewandert sind.

Die Wege führen uns nach Osten, nach Asien, und vornehmlich nach Sibirien[2]); hier mögen sie längere Zeiten verweilt haben, aber ihre Wiege liegt wahrscheinlicherweise nördlicher, nämlich in den circumpolaren Ländern, aus denen sie mit den herabrückenden Waldungen gegen Süden und dann gegen Westen vorgedrungen waren.

Die jetzige arktische Fauna besteht aus blossen Relicten der ehemaligen zahlreichen Thierwelt; nur jene wenigen Arten sind in der Polarwelt zurückgeblieben bezw. zurückgewandert, die sich an die harten Lebensbedingungen im Laufe der Zeit accommodirt haben.

Unsere Wandervögel verkünden uns zweimal des Jahres, dass ihre Urheimat in der Polaris liegt.

IV. Die Flora.

Welch' einen fesselnden Anblick gewähren uns im Sommer unsere Gefilde!

Die reifenden Saaten gleichen einem breiten Strome, einem sanft wellenden Wasser, die hoch emporgeschossenen Maisstämme bilden förmliche Haine, üppig grünende und buntgeschmückte Erdäpfelfelder, weithin ausgedehnte Rübenlehnen lachen uns entgegen und von den Gehängen verkünden die gut bestellten Weinberge, sowie die sorgsam cultivirten Obstbäume eine reichliche Ernte; in der Ferne breitet sich die Wiese aus, eingesäumt vom hohen Laub- und Nadelwalde.

Ob dies Alles von jeher so war? fragen wir unwillkürlich; so war es gewiss nicht von jeher, auch die Flora eines Landes hat ihre Geschichte.

Unsere Flora gleicht einem prächtigen Mosaikbilde, zusammengesetzt aus verschieden gefärbten, aber auch verschieden alten Steinchen.

Aus diesem Bilde nehmen wir also die in der historischen Zeit eingesetzten Steinchen für die Kartoffelpflanze (Solanum tuberosum, eingeführt aus Amerika 1565), für den Türkenweizen (Zea Mays, eingeführt nach dem Jahre 1493 aus Südamerika), die Weinrebe und sämmtliche Obstarten[1]) heraus. Die Rübe, die Hülsenfrüchte und die Getreidearten reichen zwar in die prähistorische Zeit hinein (vor die Geburt Christi), allein in die diluviale Periode steigen sie nicht hinab; in dieser haben wir es nur mit der wilden Flora zu thun.

An der Schwelle des Diluvium in dem präglacialen Abschnitte finden wir unsere Waldbäume, die eigentlichen Träger der Flora (an den Wald knüpft sich das Unterholz und eine Menge von Waldpflanzen; den Wald säumen die Ränder und

nachträglich von Neuem mit Gestalten bevölkert zu sein, die von Asien her von der neuerdings spriessenden Nahrung sich anlocken liessen.

[1]) Vgl. E. T. Newton: The Vertebrata on the pliocene Deposits of Britain 1891, pag. 114—116, und W. Boyd Dawkins: On the alleged Existence of Ovibos moschatus in the Forestbed and on its Range in Space and Time. Quartely Journal of the Geological Society of London 1883, pag. 571—581.

[2]) Der Moschusochs (ovibos moschatus) kommt allerdings jetzt weder in Sibirien noch auf den Inseln des sibirischen Eismeeres vor; allein seine Reste werden in den diluvialen Ablagerungen Sibiriens und Russlands häufig genug gefunden. (Tschersky, Wissenschaftliche Resultate, 1892, S. 153—186 — Nik. Dimitri Anutschin, Ovibos fossilis (Moskau 1890 russisch — Ovcebyk von dem Lenaufer.)

[1]) Wildlinge von Birnbäumen (Pyrus), Aepfelbäumen (Pyrus malus), Mispeln (Mespilus), Eberesche (Sorbus), Pflaumen (Prunus) waren in den Wäldern gewiss häufig; aber die veredelten Sorten, das Impfen und Pfropfen wurden eingeführt.

Die Weinrebe (Vitis) und der Nussbaum (Juglans) kehrten in veredelter Gestalt in ihre alte tertiäre Heimat zurück. Vgl. A. de Candolle: Origine des plantes cultivées. 1886, pag. 23—350. V. Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere. 1887, S. 59, 135, 157, 175, 310, 318, 348 etc.

Raine ein mit eigenartigen Blumen: die Wälder schliessen Wiesengründe mit einer Wiesenflora ein; wandert der Wald, so wandern auch diese an ihn gebundenen Pflanzen) bereits in Mitteleuropa eingebürgert.

In den präglacialen Ablagerungen bei Moskau, bei dem Dorfe Troizkoje, wurde ein Mammuthskelet gefunden und aus demselben Reste der Stieleiche (Quercus pedunculata), der Weisserle (Alnus incana), der Schwarzerle (Alnus glutinosa), der Birke (Betula alba), des Haselstrauches (Corylus avellana), des Spitzahorn (Acer platanoides), der gemeinen Kiefer (Pinus silvestris) u. s. w. ausgehoben [1]).

In den präglacialen Torflagern von Klinge bei Cottbus wurden gefunden: Die gemeine Kiefer (Pinus silvestris), die Fichte (Picea excelsa), die Weissbirke (Betula alba seu verrucosa), die Moorbirke (Betula odorata seu pubescens), eine Erlenart, die Ohrweide (Salix aurita), die Kriechweide (Salix repens), die Zitterpappel (Populus tremula), der Haselstrauch, die gemeine Hainbuche (Carpinus betulus), eine Eichenart, eine Lindenart, der Feldahorn (Acer campestre), die Stecheiche (Ilex aquifolium), die Moosbeere (Vaccinium oxycoccos), und eine Menge anderer Pflanzen [2]).

In den Süsswasserkalken bei Belzig zwischen Havel—Spree, bei Uelzen u. s. w. in Norddeutschland wurden Reste von Cervus Canadensis, Cervus elaphus, Cervus dama, Cervus capreolus, Bos sp., aber auch Quercus robur, Quercus sessiliflora, Fagus silvatica, Betula alba, Carpinus betulus, Alnus glutinosa, Salix sp., Populus sp., Myrica gale, Acer campestris, Tilia, Cornus sanguinea, Pinus silvestris ausgehoben [3]).

In den Kalktuffen bei Scheibbs und St. Anton in Niederösterreich wurden nebst Resten von Riesenhirschen (Cervus euryceros) und Höhlenbären (Ursus spelaeus) auch nachstehende Planzenreste gefunden: Die gemeine Buche (Fagus silvatica), der Waldahorn (Acer pseudoplatanus), der Haselstrauch, die Mandelweide (Salix amygdalina), der wollige Schneeball (Viburnum lantana), der gemeine Hartriegel (Ligustrum vulgare), der glatte Wegdorn (Rhamnus frangula), die Edeltanne (Abies excelsa) [1]).

In den Schieferkohlen von Dürnten und Utznach in der Schweiz wurden Reste von Elephas primigenius (Mammuth) und Elephas antiquus, von Rhinoceros, von Urochsen (Bos primigenius), Hirschen (Cervus elaphus), Höhlenbären (Ursus spelaeus), aber auch von der Fichte (Pinus abies), der gemeinen Föhre (Pinus silvestris), Bergföhre (Pinus montana), Lerche (Pinus larix), Eibenbaum (Taxus baccata), Birke (Betula alba), Eiche (Quercus robur), Bergahorn (Acer pseudoplatanus und Haselnuss (Corylus avellana) ausgehoben [2]).

In den präglacialen Forestbeds Englands, von denen bereits früher gesprochen wurde, kamen vor: der gelbe Hartriegel (Cornus mas), die Weissbirke (Betula alba), die Schwarzerle (Alnus glutinosa), der Haselnussstrauch (Corylus avellana), die Buche (Fagus silvatica), die aschgraue Weide (Salix cinerea), die Kiefer (Pinus silvestris), die Tanne (Pinus abies) und der Eibenbaum [Taxus baccata] [3]).

Ich könnte noch eine ganze Reihe derartiger Fundorte anführen (Cannstatt bei Stuttgart, Leffe bei Gandino in der Lombardei, Tuffe von Toscana, Tuffe von Aygelades, Castelnau bei Montpellier, Meyragnes in Frankreich u. s. w.); ich glaube jedoch, das Obgesagte wird genügen, um darzuthun, dass unsere jetzige Waldflora in dem präglacialen Abschnitte des Diluvium bereits in Mitteleuropa ausgebreitet war [4]).

[1]) J. D. Tscherski, Wissenschaftliche Resultate der von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zur Erforschung des Janalandes und der Neusibirischen Inseln ausgesandten Expedition 1892, S. 474.

[2]) Dr. A. Nehring, Die Flora des diluvialen Torflagers von Klinge bei Cottbus. Botanisches Centralblatt 1892, Nr. 30. — In der neuesten Publication Nehring's, Ueber die Wirbelthierreste von Klinge, im Neuen Jahrbuche für Mineralogie etc., 1895, Bd. I, 183—208, werden diese Torflager für interglacial erklärt. Hiedurch werden unsere Ausführungen durchaus nicht alterirt. Waren jene Waldgewächse interglacial, so mussten sie in dem nicht vergletscherten Gebiete (z. B. Mähren) präglacial gewesen sein, um in der Interglacialzeit nach Norddeutschland vorzudringen.

[3]) Konrad Keilhack: Ueber präglaciale Süsswasserbildungen im Diluvium Norddeutschlands. Jahrbuch der königl. preussischen geologischen Landesanstalt und Bergakademie für das Jahr 1882. Berlin. Keilhack bemerkt ausdrücklich (S. 172): „Die Süsswasserablagerungen mit Waldfauna und Flora sind präglacial." In dem Artikel im Jahrbuche derselben Anstalt (1887, S. 283—290) wird erörtert, dass aus dem altdiluvialen Süsswasserkalke von Belzig Reste des Rehes, des Rothhirsches, des Damhirsches und des Elches ausgehoben wurden.

[1]) A. Kerner v. Marilaun, Studien über die Flora der Diluvialzeit in den östlichen Alpen. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. 1888. Separat. 1—33.

[2]) Dr. Oswald Heer, Die Urwelt der Schweiz, S. 485—500.

[3]) Clement Reid, Notes on the geological history of the recent Flora of Britain.

[4]) Aus Mähren kann ich leider nur wenige Beobachtungen mittheilen. In der Kostelikhöhle im Hadekerthale fand ich

Nun treffen wir in späteren Ablagerungen, wenn auch vereinzelt, in verschiedenen Ländern Pflanzenreste an, deren Vorhandensein uns gerade so überrascht, wie in der Kulna Reste glacialer Thiere: es ist kein Zweifel darüber, dass sie arktischer Provenienz sind[1]); ich will nur einige Fundorte anführen:

Die für die Polargegenden charakteristische 0·3 bis 0·6 m hohe meist niederliegende, kleinblättrige Zwergbirke, die in ihrer kalten arktischen Heimat grosse Flächen auf tieferliegenden Abhangen und in Thalgründen bedeckt, wurde in Südschweden, in Dänemark, in Mecklenburg, in Sachsen am Rande des nordischen Diluvium, in einem Torfmoore in Baiern, bei Schwarzenbach und Hedingen, im Tieflande der Schweiz, bei Cromer und Norfolk und bei Bovey Fracey in der Devonshire, bei Bridlington in England u. s. w. gefunden

Diese Zwergbirke finden wir aber auch in den Alpen, Pyrenäen, Karpathen und in Skandinavien, im Erzgebirge, Böhmerwalde, im Glatzergebirge, Fichtelgebirge und am Brocken verbreitet. Wie lässt sich dies erklären?

Allerdings könnte man sagen: Winde oder Wandervögel haben den Samen vertragen; dagegen ist einzuwenden: wenn diese Ausbreitungsweise früher möglich war, warum wiederholt sich dieselbe nicht in der historischen Zeit, wo doch Wandervögel Jahr aus Jahr ein von den Nordpolarländern über unsere Länder fliegen und Sturmwinde ebensogut jetzt, wie ehemals von Nord gegen Süd brausen.

Aber nicht nur die Zwergbirke ist es, die vom hohen Norden in südliche Breiten gewandert ist, wir haben noch: die Polarweide (Salix polaris) mit ihren kriechenden Stämmchen, den drei Centimeter langen, knotigen Aestchen, die Krautweide (Salix herbacea), einen Zwergstrauch mit kriechendem Stengel und knotigen Aesten, die Kriechweide (Salix reticulata) mit niederliegendem Stengel, die Salix retusa einen stark verästelten, rasenbildenden Zwergstrauch und die spitzblättrige Weide (Salix hastata), dann die prachtvolle Silberwurz (Dryas octopetala), die kriechende, rosenfarbige Azalea (Azalea procumbens), die bekannte Bärentraube (Arctostaphylos uva ursi), den knollentragenden Knötrich (Polygonum viviparum); von diesen kommt die Polarweide (Salix polaris auf den Alpen nicht vor). Was die Alpen anbelangt, so stammt die Hälfte der nivalen Flora aus der arktischen Zone[1]).

in einer Knochenbreccie, in der auch Feuersteinmesser und Renthierzähne eingeschlossen waren, einige Haselnüsse; in den präglacialen, den Löss in Předmost unterteufenden Süsswasserkalken traf ich Binsen (Scirpus) und Schilf (Phragmites communis) eingewachsen an; in den Steinbrüchen der Süsswasserkalke von Tučin bei Prerau sollen öfters schon Blätter (auch mit Früchten) von der Eiche, Buche und anderen Baumarten gefunden worden sein; ungeachtet vieler Anstrengungen gelang es mir nicht, ein Exemplar zu erlangen.

[1]) Des besseren Verständnisses wegen muss ich hier Folgendes bemerken: Pflanzen, die wir nur auf unseren Hochgebirgen finden, die jedoch in den arktischen Gegenden nicht vorkommen und sich daher endemisch auf den Alpenhöhen entwickelt haben mussten, heissen alpine Pflanzen, z. B. das Edelweiss (Gnaphalium leontopodium), der Alpen-Baldrian (Valeriana celtica), die Gebirgsbärenwurzel (Meum mutellina), die Gemswurz (Primula auricula), die Edelraute (Artemisia mutellina), Ranunculus Breyninus, R. montanus, R. parnassifolius, R. pyrenaeus, R. rutaefolius, R. Seguieri, Saxifraga rotundifolia, S. mutata, Potentilla nitida, Geum montanum, Trifolium saxatile, T. alpinum, Alsine laricifolia, Dianthus glacialis, Arabis bellidifolia und eine ganze Reihe anderer Pflanzen. Diejenigen Arten aber, die nur in den arktischen Gegenden vorkommen, heissen arktische Pflanzen, z. B. Saxifraga pulchella, Saxifraga tridentata, S. sileniflora, Artemisia androsacea, Artemisia Steveniana, Arnica alpina, Pedicularis groenlandica, Monolepsis asiatica, Salix glacialis, Atropis angustata, Festuca Richardsonii, Astragalus polaris, Cochlearia fenestrata, Draba corymbosa u. s. w. Pflanzen, die auf den alpinen Höhen und im hohen Norden vorkommen, heissen arktisch-alpine Pflanzen (unter den 693 alpinen Pflanzenarten stammen 271 Arten aus dem Norden), z. B. Salix herbacea, S. reticulata, Polygonum viviparum, Astragalus alpinus, Dryas octopetala, Potentilla maculata, Sibaldia procumbens, Epilobium alsinefolium, Silene acaulis, Empetrum nigrum, Parnassia palustris, Cardamine pratensis, Arabis alpina, Pulsatilla vernalis, Saxifraga caespitosa, S. adscendens, S. azoides, S. oppositifolia, S. stellaris, S. Aizoon, Azalea procumbens, Ledum palustre, Sedum villosum, S. Rhodiola, Andromeda polifolia, Juncus trifidus, Carex capillaris, C. atrata, Festuca ovina, Poa alpina, Phleum alpinum, Arctostaphylos alpina, A. uva ursi, Erigeron uniflorus, E. alpinus, Gentiana nivalis, Sedum alpestre, Arabis alpina, Gnaphalium supinum, Pulsatilla vernalis, Thymus serpyllum, Veronica alpina, Vaccinium uliginosum, u. s. w. Es empfielt sich, die prachtvoll ausgeführten und colorirten Blätter (Atlas der Alpenflora von A. Hartinger) und die bei Tempsky in Prag 1879–1884 erschienenen Alpenpflanzen von Seboth (4 Bände) zu vergleichen.

[1]) Vergleiche A. G. Nathorst, Beiträge der Polarforschung in Nordenskiölds Studien und Forschungen, 1885, S. 219—285. — Derselbe: Om den arktiska vegetationens utbreding öfver Europa norr alperna under istiden, 1873, in kongl. Vetenskaps Akad. Förhandlingar, 1873, N. 6. — Derselbe in Engler's botanischen Jahrbüchern 1891, Bd. XIII, Beiblatt S. 53—65. — Derselbe, Ueber neue Funde von fossilen Glacialpflanzen in Engler's botanischen Jahrbüchern, 1881, Bd. I, S. 431—435. — Dr. Adolf Engler, Versuch einer Entwickelungsgeschichte der Florengebiete, 1879, S. 155. — Clement Reid, Notes on the Geological history of the recent flora of Britain (pag. 190 arctostaphylus uva ursi, pag. 193, Betula nana, S. 194, Salix herbacea) — O. Heer, Ueber die nivale Flora der Schweiz,

Die naturgemässe, der Ausbreitung der glacialen Fauna entsprechende und mit den geologischen Thatsachen harmonirende Erklärung ist folgende: Die arktische Flora entwickelte sich zur Tertiärzeit auf den Höhen der circumpolaren Gebirge, die endemische Alpenflora in der Tertiärzeit auf den Höhen der Alpengebirge.

Als die Vergletscherung der Gebirge im Norden begonnen hatte, musste die glaciale Flora von ihren Höhen herabsteigen und sich in den Thälern und Ebenen ansiedeln; aber auch von da wurde sie durch die allmälige Ausbreitung des Inlandeises nach und nach verdrängt und nach dem Süden vorgeschoben.

Soweit also das Inlandeis in Deutschland, Russland, Britannien gereicht hat, so weit musste die arktische Flora herabrücken.

Ein ähnlicher Verschiebungsprocess fand in den Alpen statt; mit der zunehmenden Vergletscherung mussten die endemischen Pflanzen tiefer und tiefer herabsteigen, bis sie schliesslich die Ebenen der Alpenvorlande erreicht und hier mit der von Norden kommenden arktischen Flora zusammentrafen.

Hier begann der gegenseitige Austausch beider Florenelemente, der allerdings lange angedauert haben muss.

Nachdem die klimatischen Verhältnisse sich geändert und die nordischen, sowie die alpinen Gletscher sich in ihre alten Gebiete zurückzuziehen begonnen hatten, wanderten ihre reciproken Floren, aber auch die ausgetauschten Arten in ihre alte Heimat mit.

Mit diesen arktisch-alpinen Pflanzen stiegen auch der Schneehase und das Schneehuhn auf die Alpen; diese Thiere, sowie jene arktisch-alpinen Pflanzentypen, die man kurz glaciale Pflanzen nennen kann, sind die faunistischen und floristischen Relicte der Eiszeit [1]).

Die Riedsbezeichnungen Haide, Haidenfeld, Haidacker, Oedung, Sandfelder u. dgl. sind bekannt; sie bezeichnen bei uns wald- und wiesenlose, mit kurzem Graswuchse bestandene sandige Flächen; die Vegetation auf denselben ist aralo-pontischer Abkunft [1]).

Auf dem früher erwähnten, vom Congerienmeere ehemals bedeckten Areale entwickelte sich im Laufe der Zeit eine an harte Winter, grosse Hitze und geringe Feuchtigkeit angepasste Vegetation, die sich durch den Mangel waldbildender Bäume und rasenbildender Grasarten charakterisirt.

Es herrschen hier **Federgrasfluren** mit den massenhaft vorkommenden Federgräsern (Stipa-Formation mit Stipa pennata, St. capillata, Astragalus virgatus, A. exscarpus, Triticum cristatum), **Goldbartfluren** mit Pollinia Gryllus, Astragalus austriacus, A. cicer, Orchis variegata, Echium vulgare u. s. w., **Flugsandfluren** mit Polygonum arenarium, Tribulus terrestris u. s. w., **Trespenfluren** mit Bromus mollis, B. arvensis, Panicum ciliare, Triticum villosum, Tragus racemosa, **Halophytenfluren** an salzigen Stellen mit Staticearten, Anthemis Cotula, A. arvensis, A. austriaca, A. tinctoria, Artemisia pontica, Scorzonera purpurea, S. parviflora u. s. w., **Süssholzfluren** mit Glycirrhiza echinata (in Mähren G. glabra).

Diese von Südost eingewanderte Flora hatte ehemals in der postglacialen Zeit eine grössere Ausdehnung als jetzt [obwohl ihre Areale immerhin noch bedeutend ist] [2]).

In Mähren ist dieselbe insbesondere im Süden und Südosten zwischen Göding, Lundenburg, Nikolsburg und Znaim ausgebreitet.

Gerade so nun, wie unsere Hamster und Ziesel, unsere Arvicolen und die Mehrzahl der Mäuse Relicte jener weiter nach Westen vorgedrungenen Steppenfauna sind, ebenso sind die Elemente unserer pontischen Flora Ueberreste jener intensiver und extensiver verbreitet gewesenen Steppen-

Denkschriften der schweizerischen Gesellschaft für gesammte Naturwissenschaften, Bd. XXIX, 1884 (gegen die Hälfte der nivalen Flora stammt aus der arktischen Zone.) — Alex. Blytt, Ueber zwei Kalktuffbildungen in Gudbrandsdalen (Norwegen) mit Bemerkungen über die postglaciale Geologie unserer Gebirgsthäler, Nr. 36, Beiblatt zu Engler's botanischen Jahrbüchern, 1893, Bd XVI. — Derselbe, Zur Geschichte der nordeuropäischen, besonders norwegischen Flora in Nr. 41, Beiblatt zu Engler's botanischem Jahrbuche, 1893, Bd. XVII. — M. Staub, Die Flora Ungarns in der Eiszeit, Földtani Közlöny, Bd. XXI, 1881. — K. Keilhack, Die norddeutsche diluviale Flora, Botanisches Centralblatt, 1886, Bd. XXVI, S. 53—56. — Dr. C. Schröter, Die Flora der Eiszeit. Zürich 1883, S. 1—41.

[1]) Auf dem mährisch-schlesischen Boden kommen von den obgenannten noch nachstehende Relicte vor: Salix herbacea am Altvater, Peterstein und im grossen Kessel; S. hastata im mährischen Gesenke, Altvater, Hockschar, Brünnelheide, Peterstein, im grossen Kessel; Arctostaphylos uva ursi im Gesenke (Adolf Oborny, Flora Mährens und Oesterreichisch-Schlesiens 1884).

[1]) Die Verbreitung dieser pontischen Flora vergleiche auf der schönen Karte von Kerner v. Marilaun, Florenkarte von Oesterreich-Ungarn.

[2]) Nach Kerner v. Marilaun gegen 33 000 qkm. — früher war diese pontische Flora weit in den Alpenthälern verbreitet —, sie drang bis zu den Quellen der Etsch im oberen Vintschgau vor.

flora[1]). Wenn nun also über die Provenienz der glacialen und postglacialen oder pontischen Flora kein Zweifel obwaltet, so fragt es sich, woher kamen denn unsere Waldbäume (die Buche und die Eiche, der Ahorn und die Linde, die Birke und die Erle, die Ulme und die Weide, die Esche und die Pappel, der Haselnussstrauch und der Wegdornstrauch, die Tanne und die Lerche, die Kiefer und die Fichte u. s. w.)? Die Antwort lautet: **Unsere Waldbäume und Sträucher sind circumpolaren Ursprunges und sind am Schlusse des Pliocäns zu uns eingewandert.**

Um nun diesen scheinbar so paradoxen Satz zu beweisen, müssen wir in der geologischen Zeit zurückgreifen.

In den zahlreichen und mächtigen Braunkohlenlagern Oesterreichs hat uns die Natur aus miocänen und pliocänen Zeiten segensreiche Schätze für unsere Tage und die nächste Zukunft aufgespeichert; diese Schätze werden auch mit allen Kräften ausgebeutet und in die Nähe und Ferne verfrachtet. Es liegen in dem Schoosse der Erde unermessliche Waldungen begraben, die durch den Druck und die Abgeschlossenheit von der Luft und die Länge der Zeit mehr oder weniger in Kohle umgewandelt erscheinen.

Wir haben allerdings Grund genug, uns über die Länge der Zeit, während welcher jene Waldungen bestanden, wucherten und sich zur Erde legten, zu wundern; wir staunen aber noch mehr über die Arten, aus denen jene Urwälder bestanden.

Jetzt können wir in dieser Richtung mit vollkommen sicheren Daten rechnen, und da vernehmen wir Folgendes:

In den miocänen Ablagerungen und hier vornehmlich (wenigstens in Oesterreich) in den Braunkohlenlagern finden wir Pflanzen [hier sind nur die markantesten angeführt][2]:

a) Deren verwandte Arten jetzt nur in den tropischen Gegenden Asiens und Afrikas vorkommen,

[1]) Locale Erscheinungen über das neuerliche Vordringen der Steppenpflanzen in Folge von Entwaldungen liegen allerdings vor. Vergleiche hierüber den Aufsatz von Dr. Günther Beck, Ritter v. Mannagetta in den Mittheilungen der Section für Naturkunde des Ö. T. C., 1890, Nr. 5, dann jenen: Schicksale und Zukunft der Vegetation in Niederösterreich in den Blättern des Vereines für Landeskunde in Niederösterreich 1888 und die Einleitung in seiner Flora von Niederösterreich. Wien 1898.

[2]) Die Hauptwerke der phytopaläontologischen Literatur für unsere Zwecke sind: W. Ph. Schimper, Traité de paléontologie végétale ou la flore du monde primitif dans des rapports avec formations geologiques et la flore du monde actuel. Paris, Tom. I, pag. 1—740, Jahrg. 1869. Tom. II, pag. 1—960, Jahrg. 1870, Tom. III, pag. 1—896, Jahrg. 1874, mit einem grossen Atlas. Die bis zu jener Zeit reichende Literatur ist auf S. 787—806 fast erschöpfend angeführt. Die von den Autoren gebildeten Species wurden kritiklos aufgenommen und so geschah es, dass z. B. Betula (II, 562—574) mit 40 Arten, Alnus (II, 575—586) mit 30, Carpinus (II, 591—597) mit 25, Corylus (II, 597—601) mit 13, Fagus (II, 601—607) mit 23, Quercus (II, 616—680) mit 160, Juglans (III, 258—251) mit 45, Populus (II, 679—705) mit 61, Salix (II, 662—679) mit 57, Ulmus (II, 714—716) mit 27 u. s. w. angeführt wurden. — A. Schenk, Phytopaläontologie als II. Abtheilung des Handbuches der Paläontologie von Karl v. Zittel, 1890, S. 1 bis 958. Das wichtigste Werk. — G. de Saporta, Origine Paléontologique des arbres 1888, mit vielen Textfiguren. — Derselbe, Études sur la végétation du Sud est de la France à l'époque tertiaire, 3 Theile und einem Supplement mit vielen Tafeln, 1863—1867. — Derselbe, L'Évolution du Règne végétal mit Marion, und zwar: Les Cryptogames, 1881, mit 85 Illustrationen, und: Les Phanérogames, 1885, mit 136 Figuren. — Derselbe, Le Monde des Plantes avant l'apparition de l'homme, Paris 1879; deutsch von C. Vogt, Die Pflanzenwelt vor dem Erscheinen des Menschen, Braunschweig 1881, mit 13 Tafeln. — Derselbe, Recherches sur les végétaux fossiles de Meximieux (Ain) mit A. F. Marion, Lyon 1875, mit 17 Tafeln u. s. w. — Nouvelles Observations sur la flore fossile de Mogi dans le Japon méridionale, Paris 1884, mit 4 Tafeln und Textfiguren. — T. Gaudin, C. Strozzi et Pinaino, Contribution à la flore fossile italienne, 5 Theile mit 41 Tafeln und 2 Karten, Zürich 1858—1862. — A. G. Nathorst, Contributions à la flore fossile du Japon, Stockholm 1882, mit 14 Tafeln. — Oswald Heer, Flora fossilis arctica, 1868 bis 1883, Bd. I—VII. — Derselbe, Die miocäne baltische Flora, mit 30 Tafeln, Königsberg 1869. — Derselbe, Flora fossilis Helvetiae, die vorweltliche Flora der Schweiz, 3 Theile, mit 70 Tafeln, Zürich 1875—1877. — Derselbe, Die Urwelt der Schweiz, S. 289—347. — Fr. Aug. Quenstedt, Handbuch der Petrefactenfunde, 1885, S. 1077—1182. — Dr. Rolle, Phanerogamen im Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie, 1887, III, S. 1—85. — Derselbe, Kryptogamen, daselbst, II, S. 211—277. — A. G. Nathorst, Zur fossilen Flora Japans, mit 14 Tafeln und 1 Karte, Berlin 1877. — H. Conwentz, Monographie der baltischen Bernsteinbäume, Danzig 1890, mit 18 Tafeln. — H. Engelhardt, Ueber die Flora der über den Braunkohlen befindlichen Tertiärschichten von Dux. Nova acta der königl. Leopold. Carol. deutschen Akademie der Naturforscher, LVII, 1891, S. 129—219, mit 15 Tafeln. — Derselbe, Tertiärpflanzen aus dem Leitmeritzer Mittelgebirge, mit 12 farbigen Tafeln, ebenda Bd. XXXVIII, S. 343—418, Dresden 1878. — Derselbe, Ueber die fossilen Pflanzen des Süsswassersandsteines von Czernowitz, mit 5 farbigen Tafeln, Dresden 1877. — Derselbe, Ueber Pflanzenreste aus den Tertiärablagerungen von Liebotitz und Putschirn, Sitzungsberichte der naturwissenschaftlichen Gesellschaft, mit 2 Tafeln, Dresden 1881, S. 77—86. — Heinrich Robert Göppert, Die tertiäre Flora von Schossnitz in Schlesien, Görlitz 1855, mit 26 Tafeln. — Derselbe, Beiträge zur Tertiärflora Schlesiens, 1852, mit 6 Tafeln. Palaeontographica, II, 260—282. — Rudolf Ludwig, Fossile Pflanzen aus der jüngsten Wetterauer Braunkohle, 1857, mit 7 Tafeln, Palaeontographica, V, 81—109. — Derselbe, Fossile Pflanzen aus der mittleren

wie z. B. Ficus appendiculata (ähnlich dem F. religiosa Indiens, Cinnamomum Felixii (mit dem indischen Zimmetbaume), Trianthera eusideroxyloides (mit einer Trianthera des tropischen Asiens), Phoenicites spectabilis (Phoenix dactylifera, die gemeine Dattelpalme), Phoenix italica (mit der vorigen).

b) Deren verwandte oder fast identische Arten im Süden Europas, im Oriente und in Nordafrika (im mediterranen Florengebiete) leben: Callitris Brong. (mit C. quadrivalvis im westlichen Nordafrika, Schmuckcypresse genannt), Dracaena Brogniarti (identisch mit D. draco dem gemeinen Drachenbaume auf den canarischen Inseln, besonders auf Socotora), Chamaerops helvetica (Chamaerops humilis, die einzige europäische Palmenart, genannt die Zwergpalme), Smilax sagittifera (mit Smilax aspera = italienische Stechweide), Arundo aegyptica, mit der recenten A. aegyptica, Ostrya oeningensis (mit O. carpinifolia, die in Südeuropa und dem Oriente vertretene Hopfenbuche), Carpinus Neilreichii (mit C. duinensis, südliche Hainbuche in Südosteuropa, Italien und dem Oriente), Populus mutabilis (mit Populus euphratica, Euphratpappel), Salix macrophylla (mit S. pedicellata Siciliens, Italiens und der Pyrenäen), Laurus Fürstenbergii (mit dem europäischen Lorbeer), Laurus nobilis, Laurus pliocenica (mit L. nobilis), Pistacia miocenica (mit der Pistacia Terebinthus, der Terebinten Pistazie von Südeuropa, Nordafrika und Westasien), Rhus abbreviata (mit Rhus coriaria, dem Gerber Sumach), C o r i a r i a l a n c e o l a t a (mit C. myrtifolia, Gerberstrauch), Paliurus Thurmani (mit P. aculeatus, dem gemeinen Stechdorn im Oriente und Südeuropa), Ceratonia emarginata (mit C. siliqua, dem bekannten Johannisbrotbaume), Diospyros brachysepala (mit Diospyros lotus, der italienischen Dattelpflaume, Lotusbirne), Juglans acuminata (mit J. regia, unserer Wallnuss von Nordgriechenland nach Transkaukasien bis Ostindien, Nordchina und Japan), Olea proxima (mit Olea europaea), N e r i u m o l e a n d e r plio-

Etage der Wetterau-Rheinischen Tertiärformation, 1858, mit 7 Tafeln. — Derselbe, Fossile Pflanzen aus der ältesten Abtheilung der Rheinisch-Wetterauer Tertiärformationen, 1859—1860, mit 56 Tafeln. Palaeontographica, VIII, 39 bis 154. — Otto Weber, Die Tertiärflora der niederrheinischen Braunkohlenformation, Cassel 1852. Palaeontographica, II, 117—236, mit 8 Tafeln. — Ph. Wessel und O. Weber, Neuer Beitrag zur Tertiärflora der niederrheinischen Braunkohlenformation. Palaeontographica, IV, 111—168, mit 11 Tafeln. — D. Stur, Beiträge zur Kenntniss der Flora der Süsswasserablagerungen der Congerien und Cerithienschichten im Wiener und im ungarischen Becken, Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt, Wien 1867, Bd. XVII, S. 77—188. — M. Staub, Mediterrane Pflanzen aus dem Baranyaer Comitate. Separatabdruck aus dem VI. Bd. der Mittheilungen aus dem Jahrbuche der königl. ungar. geologischen Anstalt, 1882, S 1 bis 45, mit 7 Tafeln. — J. Velenovský, Die Flora aus den ausgebrannten tertiären Letten von Vršovic bei Laun, Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, mathematisch-naturwissenschaftliche Classe, Prag 1881, S. 1—54, mit 10 Tafeln. — Fr. Unger, Synopsis plantarum fossilium, Lipsiae 1845. Auf S. 7—18 Literatur — lateinisch. — Fr. Unger, Chloris protogaea. Beiträge zur Flora der Vorwelt, Leipzig 1845, mit 50 Tafeln. — Derselbe, Genera et Species plantarum fossilium, Wien 1850, S. 1 bis 628, lateinisch. Auf S. 5—19 erschöpfend die damalige Literatur. — Derselbe, Die fossile Flora von Parschlug, Separatabdruck aus der Steiermärkischen Zeitschrift, IX. Jahrgang, 1. Heft, S. 1—39. — Derselbe, Die fossile Flora von Sotzka, Denkschriften der kaiserl Akademie der Wissenschaften, mathematisch-naturwissenschaftliche Classe, 1850, Folio S. 131—197, mit 48 schön colorirten Tafeln. — Derselbe, Die fossile Flora von Gleichenberg, daselbst 1850, S. 157—184, mit 8 colorirten Tafeln — Iconographia plantarum fossilium, Denkschriften derselben Akademie, Wien 1852, Bd. IV, S. 73—118, Tafel Nr. 24 45 — Derselbe, Sylloge plantarum fossilium, Denkschriften derselben Akademie, Bd. XIX, S. 1—48, mit 21 Tafeln; Bd. XXII, S. 1 bis 36 mit 12 Tafeln; Bd. XXV, S. 1—76 mit 24 Tafeln. — Derselbe, Geologie der europäischen Waldbäume, 1869—1870, S. 1—135, mit 4 Tafeln — Derselbe, Die fossile Flora von Szanto, Denkschriften, 1869, Bd. XXX, S 1—20, mit 5 colorirten Tafeln. — Dr. Constantin v. Ettingshausen, Die Tertiärfloren der österreichischen Monarchie. Herausgegeben von der k. k. geologischen Reichsanstalt, Wien 1851, Folio, S. 1—36, mit 5 zumeist colorirten Tafeln, enthaltend die tertiäre Flora der Umgebung von Wien. — Derselbe, Die fossile Flora von Köflach in Steiermark, im Jahrbuche der k. k geologischen Reichsanstalt, Wien 1858, Bd. VIII, S. 1—25, mit 3 colorirten Tafeln. — Derselbe, Beiträge zur Kenntniss der fossilen Flora von Sotzka, 1858, im XXVIII Bd., S 1—99 der Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, mathematisch-naturwissenschaftliche Classe, mit 6 colorirten Tafeln und Textfiguren — Derselbe, Die fossile Flora des Tertiärbeckens von Bilin in Böhmen; in den Denkschriften derselben Akademie I. Theil, mit 30 Tafeln, 1866, Bd. XXVI, S. 1—98; II. Theil mit 9 Tafeln, 1868, Bd. XXVIII, S 1—54; III. Theil mit 16 Tafeln, 1869, Bd. XXIX, S. 1 bis 110. — Derselbe, Beiträge zur Kenntniss der Tertiärflora Steiermarks, Sitzungsberichte derselben Akademie, 1869, Bd. LX, S. 1—84, mit 6 Tafeln. — Derselbe, Beiträge zur Kenntniss der fossilen Flora von Radoboj, Sitzungsberichte derselben Akademie, 1870, Bd. LXI, S. 1—78, mit 3 Tafeln. — Derselbe, Beiträge zur Kenntniss der fossilen Flora von Parschlug in Steiermark, Denkschriften derselben Akademie, 1877, Bd. XXXVIII, S. 1—12, mit 5 Tafeln im Lichtdruck. — Derselbe, Ueber neue Pflanzenfossilien aus den Tertiärschichten Steiermarks, Denkschriften derselben Akademie, 1893, Bd LX, S. 1—31, mit 2 Tafeln. — Derselbe, Die Florenelemente der europäischen Tertiärbuche (Fagus Feroniae Ung.), Denkschriften derselben Akademie, 1894, Bd. LXI, S. 1—16, mit 4 Tafeln.

cenicum (der bekannte Oleander), Planera Ungeri (mit P. Richardi oder Zelkowa carpinifolia, der kaukasischen Zelkowa, einem in den Kaukasusländern heimischen kleinen Baume oder baumartigen Strauche), Celtis begonioides (mit C. australis, dem südländischen Zürgelbaume), Celtis trachytica (mit C. Tourneforti im Oriente), Oreodaphne Heerii (mit dem Berglorbeer auf den canarischen Inseln, O. foetans), Ilex canariensis pliocenica (mit I. canariensis, der Stechpalme der canarischen Inseln), Zizyphus ovata (mit Z. vulgaris, der gemeine Juben- oder Judenbaum), Vitis salyorum und V. praevinifera (mit unserem Weinstocke V. vinifera), Buxus pliocenica (mit B. sempervirens), Liquidambar protensum (mit L. orientale in Kleinasien), Myrtus Veneris (mit der gewöhnlichen Myrthe M. communis), Crataegus palaeopyracantha (mit C. pyracantha, gemeiner Feuerdorn in Italien, Türkei, Kaukasus und Orient), Fraxinus juglandica (mit F. ornus, gemeine Blumenesche im südlichen Europa und Orient), Fraxinus ulmifolia (mit F. australis, die südländische Esche), Quercus praecursor (Quercus Ilex, die Steineiche in den Mittelmeerländern), Viburnum Pseudo-Tinus (V. Tinus, die gemeine Lorbeerschlinge in Südeuropa, Nordafrika, Orient), Punica Planchoni (mit P. Granatum, der punische Apfel oder der gemeine Granatbaum), Ficus Dombeiopsis (mit F. Carica), Myrtus atava (Myrtus communis).

c) Deren verwandte Arten nur im Osten von Asien, nämlich in Japan und China vorkommen:

Gingko adiantoides (Gingko biloba, ein höchst merkwürdiger Baum), Cryptomeria Sternbergi, mit der zu den cypressenartigen Gewächsen gehörigen Cryptomeria japonica in Japan, Glyptostrobus heterophyllus, auch Taxodium japonicum genannt (die verschiedenblätterige Sumpfcypresse Chinas), Bambusa lugdunensis (mit B. mitis, das Bambusrohr), Cinnamomum lanceolatum (mit dem Zimmtbaume Chinas C. Henrici) und C. Scheuchzeri (mit C. pedunculatum Japans), C. rotundatum (mit C sericeum Japans), C. polymorphum (mit Camphora officinarum, dem Kampher-Lorbeer Chinas und Japans), Ailanthus Confucii (mit Ailanthus glandulosa, dem japanischen Firnissbaum), Rhus atavia (mit Rhus semialata, dem Sumach von China und Japan), Koelreuteria oeningensis (mit K. paniculata, der rispigen Koelreuterie von China), Zizyphus Ungeri (mit Z. chinensis, chinesischer Judendorn oder Judendorn), Fraxinus stenoptera (mit F. Bungeana, der Blumenesche Chinas und Japans), Acer polymorphum (mit A. polymorphum Japans).

d) Deren verwandte oder identische Formen in Nordamerika verbreitet sind: Sequoia Couttsiae (mit dem grössten und höchsten Baume der Jetztzeit, der S. gigantea mit 120 m Höhe und 16 m Stammdurchmesser im mittleren Californien), Sequoia Langsdorfii [mit S sempervirens daselbst; wird 94 m hoch mit einem Umfange in Brusthöhe von 15 m][1]), Taxodium distichum, T. miocenicum (identisch mit T. distichum der südlichen Staaten des atlantischen Nordamerika, einer am meisten verbreiteten tertiären Art), Sabal major (mit der Sabalpalme S. umbraculifera auf den Antillen), Betula Dryadum (mit B. lenta von Canada und Neu-Schottland bis südlich Indiana), Juglans minor (mit J. nigra, schwarze Wallnuss), J. tephrodes (mit J. cinerea, Butternuss, beide im atlantischen Nordamerika), Carya elenoides (mit C. olivaeformis, die Hickorynuss von Illinois bis Texas), C. Heerii (mit C. aquatica, dieselbe in Karolina und Georgia), Carya maxima [mit C. alba oder ovata, die schuppenrindige Hickory in den östlichen und mittleren Vereinigten Staaten Nordamerikas][2]), Myrica acutiloba (mit M. asplenifolia, farnblätteriger Gagel in den altlantischen Südstaaten), Populus latior (mit P. canadensis in Nordamerika), P. balsamoides (mit P. laurifolia, in den Rocky Mountains von Nordamerika), Celtis Hyperionis (mit C. occidentalis, der nordamerikanische Zürgelbaum), Sassafras Feretianum (mit S. officinale, der Sassafras-Lorbeer im südlichen Nordamerika, von dem das Lignum und cortex Sassafras stammt: kommt auch im Pliocän vor), Benzoin latifolium (mit B. aestivale, der wohlriechende Fieberstrauch von Canada bis Florida), Liriodendron Procaccini (mit L. tulipifera, in den südlichen Staaten Nordamerikas), Magnolia fraterna (mit M. grandiflora, die grossblüthige Magnolie im atlantischen Nordamerika), Tilia expansa (mit T. americana in Canada, in den östlichen Vereinigten Staaten Nordamerikas bis südlich Carolina), Ptelea macroptera (mit P. trifoliata im südlichen Nordamerika, genannt Hopfenbaum oder gemeiner Lederbaum), Rhus Noeggerathi (mit Rh. typhina, im atlantischen Nordamerika der Hirschkolbensumach), Sapindus falcifolius (mit S. marginatus, randstieliger Seifenbaum in Georgien und Carolina), Acer trilobatum (mit A. rubrum, im atlantischen Nordamerika), Acer palaeosacharinum (mit A. sacharinum, dem

[1]) Siehe L. Beissner, Nadelholzkunde, S. 157—165.

[2]) L. Dippel, Laubholzkunde, II, 331—339.

Zuckerahorn in Canada und den Vereinigten Staaten Nordamerikas, westlich bis zum Felsengebirge), Berchemia multinervis (mit B. volubilis oder scandens, die gemeine Berchemie in den östlichen Vereinigten Staaten Nordamerikas, Amerika von Virginien südwärts), Cornus Büchii (mit C. florida, dem gemeinen Blumenhartriegel in den östlichen Vereinigten Staaten Nordamerikas, von Neu-England bis Florida), Liquidambar europaeum (mit L. styraciflua, dem nordamerikanischen Amberbaume von Connecticut bis Florida), Platanus aceroides (mit Pl. occidentalis, der abendländischen Platane der Vereinigten Staaten Nordamerikas, von Maine und Vermont südlich bis Florida, westlich bis Minnesota, Kansas, Texas und Mexico), Fothergilla Ungeri (mit F. alnifolia, die erlenblätterige Fothergille von Nordcarolina bis Virginia), Cercis virgiliana (mit C. siliquastrum, gemeiner Judasbaum), Fraxinus arvernensis (mit F. juglandifolia, auch F. americana, die Weissesche von Canada bis Florida), Vitis Malmgreni (mit V. vulpina, auch V. riparia, die Uferrebe von Canada bis Florida und Arkansas).

e) Deren homologe Arten in Nordamerika, Ostasien (China, Japan und Sachalin) vorkommen: Chamaecyparis europaea (mit Chamaecyparis sp., die Lebensbaumcypresse; kommt in vielen Formen in Nordamerika, und zwar in den Südstaaten des atlantischen Nordamerikas, als auch dem pacifischen Theile derselben, dann in Japan vor), Chamaecyparis massiliensis (wie die vorige), Magnolia fraterna (M. grandiflora im atlantischen Nordamerika, Japan und China).

f) Deren homologe Arten im übrigen Europa und Asien vorkommen: Alnus orbicularis (mit Alnus glutinosa unserer gemeinen Erle oder Schwarzerle genannt), A. Kefersteinii (mit A. incana unserer Weisserle), A. Aymardi (mit A. glutinosa), Corylus insignis (mit C. avellana unserem Haselnussstrauche), und C. Mac Quarii (mit C. Colurna der Baum-Hasel von Osteuropa und dem Oriente), Fagus Marsiglii (F. silvatica), F. pliocenica (mit F. silvatica mit unserer gemeinen Buche von Nordspanien bis Schottland, Schweden durch Ostpreussen, Wolhynien, den Kaukasus nach Kleinasien), Salix nympharum (mit S. cinerea Aschweide in Europa, Mittel- und Nordasien), Salix subviminalis (mit S. viminalis unserer Korbweide in Mitteleuropa, in Nordasien bis zum Amurgebiet), Salix subaurita (unsere Ohrweide S. aurita in Europa, Nordasien, Persien und Orient), Salix integra (mit S. repens der Moorweide in Mittel- und Nordeuropa, dem Oriente, Sibirien), Ulmus protociliata (mit Ul. effusa auch Ul. pedunculata, die Traubenrüster in Nord- und Mitteleuropa und dem nördlichen Oriente), Ulmus palaeomontana (mit Ul. montana oder Ul. scabra genannt in Mitteleuropa, England, Schweden und Asien bis zum Amur), Tilia Mastaiana (mit T. parvifolia auch T. cordata in Mittel- und Nordeuropa, Kaukasus, im südlichen Sibirien und Ostasien), Populus leucophylla (mit P. alba, unserer Silberpappel in Mitteleuropa, Asien vom Kaukasus und dem Oriente bis nach Nordasien), Populus Heliadum (mit P. tremula, der Zitterpappel, auch Espe genannt, verbreitet wie die vorige aber auch in Nordafrika), Ulmus Braunii (mit Ul. campestris, dem Feldrüster in Europa, Nordafrika und Kleinasien, Sibirien), Betula macrophylla (mit B. alba, unserer Weissbirke), Salix Lavateri (mit S. fragilis, der Bruchweide), Salix varians (mit S. amygdalina, der Mandelweide), Carpinus pyramidalis (mit C. betulus, der gemeinen Hainbuche in dem gemässigten Theile Europas und Westasien bis Persien), Acer crenatifolium (mit A. pseudoplatanus, dem Bergahorn in den Gebirgen (Mittel- und Südeuropas, in den pontischen Gebirgen und dem Kaukasus), Acer crassinervium (mit A. monspessulanum in Südeuropa, in Westasien), Acer integerrimum (mit A. platanoides, dem Spitzahorn von Mitteleuropa, Südeuropa bis nach dem Ural und den Kaukasusländern), Cornus Studeri (mit C. sanguinea, dem gemeinen Hartriegel in ganz Europa und dem gemässigten Westasien), Pyrus (Sorbus) puzzolenta (mit S. Aria, auch Hahnia Aria genannt, die gemeine Mehlbirne in den Gebirgen Süd- und Mitteleuropas, des Orientes, der Kaukasusländer und Westsibiriens), Crataegus oxyacanthoides (mit C oxyacantha, dem stumpfblätterigen Weissdorn).

Diese Uebersichten verkünden uns ausserordentlich wichtige Resultate über die ehemalige Flora Europas; wir erkennen vor Allem, dass ehemals bei uns Pflanzentypen verbreitet waren, die dermalen nur in den Tropenländern vorkommen und dass demgemäss auch das Klima ein anderes sein musste.

Dann nehmen wir wahr, dass in Europa Formen existirt haben, die dermalen noch auf den Antillen und in Nordamerika, und zwar dem westlichen oder pacifischen Theile und dem südöstlichen oder dem atlantischen Theile leben.

Wie, fragten die Phytopaläontologen, kamen denn diese Amerikaner nach Europa? Oder haben sich die europäischen Ansiedler nach Nordamerika verbreitet und wie?

Weder Vögel noch Winde waren im Stande, über den Atlantischen Ocean den Samen zu tragen (60 bis 70 Längengrade = 900—1000 geographische Meilen) und dennoch erheischte dieses paläontogische Räthsel seine Auflösung.

Der berühmte Phytopaläontologe UNGER sagt [1]): „Die durch die Paläontologie ermittelten Thatsachen, woraus sich die Descendenz vieler gegenwärtig lebenden Arten nordamerikanischer Pflanzen von den europäischen Tertiärpflanzen unbestreitbar ergibt, deuten jedenfalls darauf hin, dass zwischen beiden Erdtheilen eine Verbindung in vorweltlicher Zeit stattgefunden hat; nicht aus Nordamerika sind Einwanderungen von Pflanzen in vorhistorischer Zeit nach Europa erfolgt, sondern dieselben haben umgekehrt von hier aus wie von einem Mittelpunkte nach allen Richtungen und so auch nach der neuen Welt stattgefunden."

UNGER fand nun die von ihm gesuchte Brücke zwischen Europa und Nordamerika in der sagenhaften Atlantis, jener grossen Insel, von der die griechischen Schriftsteller berichten. Die ägyptischen Priester haben nämlich dem Solon auf seiner Reise durch Aegypten mitgetheilt, es habe sich westlich von den Herkulessäulen eine grosse Insel (so gross wie Kleinasien und Libyen) ausgedehnt; wegen des sündigen Lebens der Bewohner dieser Atlantis versank zur Strafe diese Insel über Tag und Nacht in das Meer [2]).

Auch OSWALD HEER [3]) hat sich noch im Jahre 1865 dieser Ansicht angeschlossen, indem er sagt: es liegt der Sage (von der Vernichtung der Atlantis) wahrscheinlich ein grossartiges Naturereigniss zu Grunde, das an den Schluss der diluvialen Zeit fallen dürfte.

Aber abgesehen davon, dass sich zwischen den Küsten Westspaniens und Westafrikas und dem amerikanischen Continente ein tiefer Ocean ausbreitet, so ist durch diese Atlantis für die Phytopaläontologie nichts gewonnen.

Wir haben nämlich gesehen, dass in den tertiären Schichten Europas sich Pflanzenarten finden, deren sehr verwandte, ja fast identische Formen nur im äussersten Osten Asiens, also von Mitteleuropa 120 bis 140 Längengrade entfernt, nämlich in China und Japan, fortleben.

Die Hindernisse, die den Wanderungen der tertiären Arten aus Mitteleuropa nach China und Japan sich entgegenstellten, sind nicht geringer als jene des Atlantischen Oceans.

Das Räthsel war also nicht gelöst; die Frage gestaltete sich noch dunkler, als vorher.

Da loderte auf einmal eine mächtige Fackel auf dem Horizonte der circumpolaren, eisumgürteten Länder auf: ihre Strahlen leuchteten weit in die Länder der nördlich vom Aequator gelegenen Continente, in die Gebiete der Arctogaea und der Schlüssel zur Lösung jenes Räthsels war gefunden.

Kühne Polarforscher brachten von ihren Fahrten aus verschiedenen Ländern Pflanzenfossilien mit; der berühmte Schweizer Phytopaläontologe, Prof. Dr. OSWALD HEER, hat selbe bestimmt [1]).

Was war nun das Resultat dieser wissenschaftlichen Forschungen?

Es ist erwiesen, dass in der tertiären Zeit (im Untermiocän, im Eocän und theilweise auch in der Kreidezeit) im höchsten Norden (soweit bis zu jener Zeit die Polarfahrer vorgedrungen waren) eine Flora gelebt hat, die der Hauptsache nach mit der miocänen Europas identisch war; der Stamm der Flora der Nodpolarländer bildete auch den Stamm der tertiären Flora Europas.

Aber ein grosser Unterschied besteht doch zwischen beiden Floren und dieser ist abermals von eminenter Wichtigkeit; es fehlen im Norden die tropische Wärme liebenden Typen und es treten schon Arten auf, die mit den recenten idendificirt werden können.

Die Fundorte dieser Pflanzen sind über das ganze circumpolare Gebiet vertheilt, und darin besteht eine grosse Gewähr für die Richtigkeit der Schlüsse; denn würden wir nur von einem Orte diese alten Documente besitzen, so könnte mancher Einwand erhoben werden) [2]).

[1]) Geologie der europäischen Waldbäume, 1869, S. 69.

[2]) UNGER's Vortrag, gehalten im Ständehause, 1860, S. 22—24. Ausführlich ist die Sage mitgetheilt auf S. 1-34 in IGNAZ DONNELY's Atlantis, die vorsindfluthliche Welt. Die von diesem Autore darauf gebauten Schlussfolgerungen verrathen den vollständigen Mangel wahrer paläontologischen, phytogeographischen, zoogeographischen und anthropogeographischen Kenntnisse.

[3]) Die Urwelt der Schweiz, 1865, S. 588.

[1]) Sein monumentales Werk hierüber ist betitelt: Flora fossilis arctica, die fossile Flora der Polarländer u. s. w., Bd. I—VII. 4°, 1868—1883.

[2]) Zum Beispiel, dass die Braunkohlenlager, aus denen jene Pflanzenfossilien stammen, von eingeschwemmten Hölzern herrühren. Wie keines Menschen Werk vollkommen ist, so hat auch die Flora fossilis HEER's ihre Mängel; so manche Arten sind nicht richtig gedeutet und in Folge dessen auch die darauf gebauten Schlüsse falsch; aber der Kern der

So aber liegen Pflanzenreste vor: aus Nordgrönland (Westküste), aus dem Grinellande, vom Mackenzieflusse von Nordamerika, von Island, Spitzbergen, Neusibirien, Kamtschatka, Aleuten und Alaska.

Nun wollen wir nach diesen knappen Erörterungen zu unseren Schlussbetrachtungen in Bezug auf die Flora schreiten [1]).

Wir sollen zuerst die Frage über die Provenienz der amerikanischen mit den unserer tertiären Flora sehr nahe verwandten oder identischen Pflanzenarten beantworten.

Diese werden wir durch Beantwortung einer Vorfrage erledigen, und zwar:

In welchem Verhältnisse steht die tertiäre, circumboreale Flora zu der tertiären Europas?

a) Die arktische oder, besser noch, die circumboreale, tertiäre Flora [2]), ist in dem circumpolaren Gebiete entstanden und hat sich von da radial-

---

Resultate ist wahr, und darin liegt die grosse Bedeutung von Heer's Untersuchungen.

Es könnte manchem Leser scheinen, dass ich mich in dieser auf die recente und fossile Flora bezugnehmenden Frage von meinem anthropologischen Standpunkte aus nach dem Satze richte: jurare in verba magistri. Dies ist durchaus nicht der Fall; es ist also nothwendig, hier meine Stellung kurz zu präcisiren:

1. Nemo nascitur doctus Von diesem Grundsatze ausgehend, habe ich in meiner Monographie: Die Höhlen in den mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit, Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, Bd. XLI, auf S. 545 bis 556, die Art und Weise beleuchtet, wie man sich ein hinreichendes und brauchbares Vergleichsmateriale an recenten Thieren anschaffen könne und auf welche Art man fossile Thierreste bestimmen solle.

2. Wie es nun in dieser Beziehung schwierig und kostspielig ist, ein solches zoologisches Vergleichsmateriale sich zu beschaffen, so einfach und fast ohne Aufwand ist es möglich, das zum Vergleichen und Bestimmen nothwendige botanische Inventar sich zu Stande zu bringen und sich mit jenem Theile der Flora vertraut zu machen, die uns eben berührt.

3. Es ist so anziehend, den Wald und Park u. s. w. zu besuchen, die Entfaltung des Laubes und der Blüthen, das Reifen der Früchte u. s. w. zu beobachten. Wenn man vielmals dieselben Bäume besichtigt und die Blätter verglichen hat, so prägt sich das Bild der Blattformen so ein, dass man nach jedem Blatte sofort die Baumart zu erkennen im Stande ist, und hiemit ist viel gewonnen.

4. Allein für den Winter steht der Wald und der Park mit seinem Laube nicht zur Verfügung, da kann man die recenten Blätter mit fossilen nicht vergleichen. Hier hilft man sich auf doppelte Art: die Blätter, und zwar in den verschiedenen Altersstadien, werden getrocknet und ein Herbarium gebildet; Duplicate von ihnen werden auf Aristopapier copirt und mit Natron fixirt Diese Copien sind zum Vergleichen und Bestimmen bedeutend brauchbarer als das getrocknete, leicht defect werdende Material Auf diesen Copien (von der Avers- und Reversseite des Blattes) sieht man deutlicher und besser nicht nur die Blattform und die Umrandung, sondern auch die Nervatur (den Leitbündelverlauf, Mittelnerv oder Hauptnerv, die Seitennerven oder Secundärnerven, die Tertiärnerven, die Nervillen, Anastomosen u. s. w.) als an den getrockneten Blättern.

5. In die Literatur wird man eingeführt durch Handbücher, wie: Synopsis der Pflanzenkunde, von Leunis-Frank, 3 Bände, 1883—1886; A. Schenk, Handbuch der systematischen Botanik, 1879—1890, IV. Bd. (1—705); Emil Koehne, Deutsche Dendrologie, 1893 (1—601) u. s. w. Indess bald erkennt man, dass diese nicht genügen und dass man Specialwerke zur Hand haben muss. Hier leisten gute Dienste: L. Beissner, Handbuch der Nadelholzkunde, 1891, S. 1 bis 576; Die Laubholzkunde von Dr. Leopold Dippel in Berlin, 3 Bände, 1889—1893; A. Engler und K. Prantl, Die natürlichen Pflanzenfamilien, Leipzig 1887—1896, 128 Lieferungen. Wenn es hie und da nothwendig wird, noch eingehender diese oder jene Species zu verfolgen, so sind in den eben erwähnten Werken die Quellen citirt (Florae regionales)

6. Auf diese Weise und durch längere Uebung bringt man es so weit, dass man aus den in phytopaläontologischen Werken enthaltenen Illustrationen gewöhnlich die Gattung erkennen wird. Um sich jedoch nicht zu übereilen, muss man auch die ähnlich aussehenden Blätter anderer Gattungen mit vergleichen (wie es beispielsweise Ettingshausen thut in seiner Abhandlung: Ueber neue Pflanzenfossilien aus den tertiären Schichten Steiermarks, Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften mathematisch - naturwissenschaftliche Classe, 1893, Bd. LX, S. 1—32, 5). Nun kann man in der Literatur über tertiäre Pflanzen die bezügliche Species suchen.

7. Welchen Glauben und welches Vertrauen muss ich also dem Phytopaläontologen und hier also speciell dem Prof. Oswald Heer entgegenbringen? Ich muss voraussetzen, dass *a*) die von ihm untersuchten Pflanzenreste aus den bezüglichen Fundstätten der circumpolaren Länder stammen (und dies muss auch Heer selbst glauben und sonach den Polarfahrern vertrauen); *b*) dass Heer die von Norden stammenden Pflanzenfossilien getreu abgebildet hat. Diese Voraussetzungen sind aber in allen derartigen Fällen nothwendig; dies muss man von der Ehrlichkeit der Forscher erwarten.

8. Die von mir am Schlusse dieser Abhandlung zusammengestellte Uebersicht der in den tertiären Schichten der Polaris vertretenen Pflanzenarten ist nicht eine Copie von Heer's Tabellen; in dieselben sind nur die sichergestellten Formen aufgenommen.

[1]) Leser wolle berücksichtigen, dass es sich hier um einen Vortrag handelt; nähere Ausführungen in den in diesem Vortrage berührten Richtungen sollen Gegenstand einer Monographie werden.

[2]) Island liegt nur mit dem nördlichen Theile an dem nördlichen Polarkreise, Kamtschatka unter demselben, ebenso die Aleuten. Alaska wird von dem Polarkreise durchschnitten, die übrigen Fundorte sind allerdings über demselben nordwärts.

förmig nach den südlich gelegenen Continenten verbreitet.

Um den Nordpol herum wird zu jener Zeit ein grösseres Festland sich ausgedehnt haben, von welchem die jetzigen Inseln blosse Relicte sind; dies beweisen die gleichen in den so weit von einander gelegenen Gebieten aufgefundenen Pflanzenarten. Das von Nansen constatirte tiefe Polarbecken steht diesen Postulaten nicht entgegen; um dieses Becken herum mussten (wie z. B. um das indische Meerbecken herum) die circumborealen Gebiete sich gruppirt haben.

b) Die circumboreale Flora konnte aus dem Süden nicht eingewandert sein; denn wäre sie aus den südlichen Breiten nordwärts gewandert, so hätte sie drei Entwicklungscentren zur Voraussetzung, und zwar Nordamerika, Europa und Asien.

Es hätte also z. B. die Sumpfcypresse, und zwar dieselbe Species in jedem von diesen Continenten sich entwickeln und nachher gegen den Nordpol wandern müssen; dies ist doch nicht möglich gewesen.

Würden wir aber nur ein Entwicklungscentrum, z. B. Europa, annehmen, so musste doch diese Cypresse von Europa aus über ganz Asien und von da nach dem arktischen Continente Nordamerikas, nach Island und Spitzbergen wandern, eine Annahme, gegen die die geologischen Verhältnisse der damaligen Vertheilung von Meer und Land protestiren.

Wenn das Taxodium distichum und die in der Uebersicht (am Schlusse der Abhandlung) angeführten Species von Süden in die circumpolaren Länder hätten einwandern können, so stand ja nichts im Wege, dass auch die anderen im Tertiär-Europa vorkommenden Arten (mit Ausnahme der tropischen Formen) mitgewandert wären.

Gewiss klärt die von Norden ausgehende radiale Ausbreitung am einfachsten und am besten die in allen drei Continenten vorkommenden Pflanzenarten auf.

c) Hiemit erscheint also unsere erste Frage, wie nämlich die amerikanischen Formen zur Tertiärzeit aus Europa nach Nordamerika gekommen sind, dahin beantwortet, dass sie aus Europa nicht stammen, sondern nach Europa aus den circumpolaren Gebieten ebenso eingewandert sind, wie nach Nordamerika.

d) Aber nicht nur in den früher erwähnten Stationen finden wir die tertiären Arten, sondern auch in Sibirien, und zwar im Norden wie im Inneren, wodurch die strahlenförmige Ausbreitung aus dem Nordpolargebiete bekräftigt wird [1]).

e) Wir wissen aus dem Abschnitte über glaciale Pflanzen, dass sich diese Ausstrahlung von arktischen Arten lange Zeiträume nach dem Tertiär wiederholt hat und dass der Effect, nämlich die Ausbreitung arktischer Formen in südlichen Breiten jener drei Continente, derselbe war.

f) Welches Schicksal traf nun die tertiäre Flora in Europa, Asien und Nordamerika?

In Europa rettete sich ein Theil der tertiären Flora nach den südlichen Ländern und sind deren Relicte in dem mediterranen Gebiete (wie oben angeführt wurde) erhalten; einzelne Arten erscheinen, wie membra disjecta, zersprengt auch auf den canarischen Inseln (Dracaena draco, Smilax canariensis, Oreodaphne foetans, Ilex canariensis, Picconia excelsa), im Nilthale (Salix Sassaf.), ja sogar in Abessynien (Terminalia pannonica in der Form T. Brownei). Der Rest ging zu Grunde; die der Quere Europas nach aufgethürmten Pyrenäen, Alpen, Südkarpathen und der Kaukasus mit dem Schwarzen Meere bildeten für sie unüberwindliche Schranken: über diese konnten sie nicht weg und so erlagen sie theils dem kälter werdenden Klima, theils den von Nord und Nordost einrückenden, an die Kälte gewohnten und daher abgehärteten borealen Arten der präglacialen Diluvialflora.

g) In Asien fanden die tertiären Formen ein Asyl in China und Japan. Wenn auch in der Glacialzeit das jetzige milde Klima [Jahresisotherme + 12 bis 16° C.] [2]) herabgedrückt wurde, so konnte dennoch in Folge der geographischen Lage eine solche Erniedrigung wie in dem offenen Sibirien nicht stattfinden; die tertiären Pflanzen konnten sich in südliche Breiten zurückziehen und nach dem Ende der

[1]) Auf der Insel Neusibirien, ungefähr in 75° nördlicher Breite, ist ein typisches Braunkohlenprofil und keine angeschwemmten Holzberge. Die Trennung der Inseln vom Festlande erfolgte in jüngster Zeit nach Ablagerung der mammuthführenden Schichten.

Es kamen hier vor: Sequoia Langsdorfii, Taxodium distichum, Glyptostrobus, Pinus, Populus Richardsoni, Populus arctica, Nyssidium; bei Simonova im Gouvernement Jenissejsk bei 56° nördlicher Breite Glyptostrobus, Platanus, Diospyros, Nyssa, Ilex, Aralea etc. — J. Schmalhausen, Tertiärpflanzen der Insel Neusibirien. II. Abtheilung der wissenschaftlichen Resultate der von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zur Erforschung des Janalandes und der neusibirischen Inseln ausgesandten Expedition. 1890, S. 1—22.

[2]) Vergleiche über das Klima Japans und Chinas: Dr. Julius Hann, Handbuch der Klimatologie, S. 438—594.

Glacialzeit wieder den Meeresküsten entlang in ihre alte Heimat begeben.

Im übrigen Asien retteten sich neben den früher schon angeführten Arten als zerstreute Glieder einer ehemals ganz Sibirien besetzt haltenden Flora nur wenige, wie die Parrotia gracilis in der P. persica, ein in Nordpersien heimischer Baum und Strauch, der auch in unseren Parkanlagen vorkommt, Punica Planchoni in P. granatum, der bis nach Centralasien reichende Granatapfel, die Gleditschia, als G. japonica in Japan und G. Sinensis in China, Gl. caspica in Persien und der Umgebung des Kaspischen Meeres, Dictamnus major als Dictamnus Fraxinella von Süd- und Westeuropa bis Nordchina und Japan, Rhus Antilopum als Rhus Cotinus, auch Cotinus Coggygria genannt, der Perrückenstrauch von Südeuropa östlich nach dem Oriente bis Südwestsibirien, Acer laetum pliocenicum als A. laetum der grüne Ahorn im Oriente, den Kaukasusländern, Persien, Turkestan bis zum Himalaya, Liquidambar protensum als L. orientalis oder der orientalische Amberbaum in Kleinasien, in den Landschaften Carien und Lycien, Castanea Ungeri als C. sativa gemeine Kastanie in Südeuropa, dem Oriente, in China und Japan, Juglans accuminata als J. regia in Transkaukasien bis Ostindien und Birma, Pterocarya denticulata als P. caucasica, die Flügelnuss im Kaukasus und den transkaukasischen Provinzen, Populus mutabilis als P. euphratica im Oriente, Persien, Songarei, Himalaya und Nordafrika, Salix demersa als S. suaveolens im Himalaya, Pinus (Cedrus Lopatini) als P. Cedrus Deodora, die Deodorceder im Nordwest-Himalaya, Afghanistan und Belutschistan [1]), Ostrya oeningensis als O. carpinifolia von Süd- und Osteuropa bis zum Orient, Carpinus Neilreichii als C. duinensis auch C. orientalis genannt, die südländische Hainbuche in Südosteuropa und Westasien von Italien bis Persien u. s. w.

h) In Nordamerika waren die Verhältnisse für die Erhaltung der tertiären Arten sehr günstig; die tertiäre Flora wanderte, da sie durch querliegende Bergzüge nicht gehindert war, bei dem Herannahen der Eiszeit südwärts und konnte dann nach dem Ende derselben wieder zurückkehren; so erhielten sich also hier in den atlantischen und pacifischen Ländern bis auf unsere Tage jene Pflanzen, die in unseren tertiären Schichten eingebettet erscheinen.

Wie einfach und naturgemäss ist die Auflösung jenes Räthsels, das so viel und so lange die Phytopaläontologen in Athem gehalten hat.

i) Die grossartige klimatische Umwälzung, die die Eiszeit herbeigeführt hat, vernichtete oder verdrängte die tertiäre Flora. Blieben dann die von dieser Flora besetzt gewesenen Gebiete pflanzenlos oder haben sich im Laufe des Pliocäns endemisch solche Formen entwickelt, die den geänderten Bedingungen entsprechen und sich also erhalten konnten, oder war nicht an die Stelle der ehemaligen Tertiärflora eine andere, nämlich die diluviale und zwar die präglaciale, mit der recenten identische Flora eingewandert und woher?

k) Wir wissen schon aus dem Frühergesagten, dass unsere Alpen (und auch die übrigen Hochgebirge) eine doppelte Flora besitzen, und zwar eine endemische und eine fremde, von anderwärts zugewanderte.

Die endemischen Arten mussten sich selbstverständlich in dem engen Gebiete ihrer Wiege entwickelt und von da, als ihrem Entwicklungscentrum, sich ausgebreitet haben.

Zu diesen endemischen Formen müssen wir nebst den einjährigen und mehrjährigen Blüthenpflanzen auch einige niedrige Holzgewächse rechnen, die nur auf den Alpen und den Hochgebirgen Mitteleuropas vorkommen, z. B. die Bergföhre (Pinus Pumilio), die Mugokiefer (P. Mughus), die myrthenblätterige Alpenrose (Rhododendron myrtifolium), die behaarte Alpenrose (Rhododendron hirsutum), die rostfarbige Alpenrose (Rhododendron ferrugineum) [1]).

l) Hochstämmige Bäume können in alpinen Höhen nicht vorkommen; dieselben konnten sich aber in tieferen Regionen doch entwickelt haben.

[1]) Diese Pinus Cedrus Lopatini stammt aus dem Tertiär von Simonova in Sibirien; ich habe für die in Asien versprengten Glieder der tertiären Flora die in Europa eingeführten Speciesbezeichnungen gebraucht, da ich von der Ueberzeugung ausgehe, dass diese asiatischen Relicte von denselben Arten Nordasiens abstammen müssen. Wie schon die wenn auch wenigen Pflanzenreste des sibirischen Tertiärs nachweisen, war die Flora jener Zeit in Europa und Asien eine sehr gleichförmige.

[1]) Die Gattung Rhododendron ist allerdings circumborealen Ursprunges (vergleiche Rh. parvifolium im östlichen Sibirien, Daurien und am Baikal), Rh. ponticum auf der pyrenäischen Halbinsel, Kleinasien, Armenien, Rh. maximum (in Nordamerika namentlich in den Alleghanies), Rh. brachycarpum (in Japan), Rh. californicum (in Kalifornien), Rh. Kamtschaticum (in Ostsibirien, Nordjapan, Nordwestamerika u. s. w.); aber die Differenzirung der Alpenrhododendren aus den tertiären Arten fand in denselben statt; so ist es auch mit der Kiefer.

Fragen wir nun, ob die Hochgebirge in der Tertiärzeit, insbesondere im Pliocän, nicht etwa die Entwicklungscentren für unsere Waldbäume waren?

Wenn wir beispielsweise annehmen würden, es hätte sich aus einer tertiären Pinusart unsere gemeine Kiefer Pinus silvestris entwickelt?

Nun erscheint diese Kiefer fast durch ganz Europa bis nach Kleinasien, dem Kaukasus, durch Sibirien bis in das Amurgebiet verbreitet und dringt in die arktischen Regionen bis zum 70° n. Br. vor. Es fällt schwer, sich diese Ausbreitung von den Alpen aus vorzustellen, selbst in dem Falle, wenn keine anderen Concurrenten ihr den Weg versperrt hätten.

Nun aber haben wir ganze Bestände von anderen Waldbäumen, mit denen die Kiefer in Gesellschaft sich ausgebreitet hat; diese müssen auch ihr Entwicklungscentrum gehabt und sich über Europa, Asien ausgedehnt haben, z. B.:

Die Fichte Picea excelsa (die sibirische Fichte Picea obovata ist nur eine Abart der ersteren), die in Europa und Asien bis zur äussersten Grenze geht und dichte, geschlossene, grosse Wälder bildet. Mit ihr und der Pinus obovata erscheint unsere Tanne (Abies pectinata) und die sibirische Weisstanne (Abies sibirica) auf demselben immensen Areale verbreitet; zu diesen gesellt sich die Zirbelkiefer Pinus Cembra (in Europa allerdings nur in den Alpenhöhen von 1300—2000 m), die Lärche Larix europaea mit den Formen europaea rossica und sibirica; der gemeine Wachholder (Juniperus communis) und der Eibenbaum (Taxus baccata, dieser etwas südlicher) gehen auch nach Amerika über; die Birke (Betula alba mit den Unterarten odorata und pubescens), die Weisspappel (Populus alba in Mittel- und Nordeuropa, in Asien vom Kaukasus bis nach Nordostasien), die Zitterpappel (Populus tremula, ähnlich der vorigen, aber auch in Nordafrika), die Schwarzpappel (Populus nigra in Europa, Nord- und Mittelasien), die fünfmännige Weide (Salix pentandra durch Mittel- und Nordeuropa und das nördliche Asien), die Bruchweide (S. fragilis in Europa, Sibirien, Persien und dem Oriente), die Silberweide (S. alba in ganz Europa, im westlichen und nördlichen Asien und Nordafrika), die Mandelweide (S. amygdalina in Europa, Nordasien, den Kaukasusländern und Orient), die Purpurweide (S. purpurea ähnlich wie die vorige), die Ohrweide (S. aurita in Europa, Nordasien, Persien, im Oriente), die Aschweide (S. cinerea in Europa und Nordasien), die Sahlweide (S. caprea wie die vorige), die Korbweide (S. viminalis, ähnlich der vorigen), die graufilzige Weide (S. glauca in Europa, Asien und N o r d a m e r i k a), die wollige Weide (S. lanata Nordeuropa und Sibirien), der gemeine Spindelbaum (Evonymus europaea bis nach Ostasien), der gemeine Faulbaum (Rhamnus frangula in Europa, Orient und Sibirien), der Feldrüster (Ulmus campestris in Europa, Nordafrika und Sibirien), der glattblätterige Rüster (U. glabra in Mitteleuropa, Nordeuropa, West- und Nordasien), der Bergrüster (U. scabra in Mitteleuropa, Asien bis zum Amur), die gemeine Esche (Fraxinus excelsior in Europa und Westasien), der Traubenhollunder (Sambucus racemosa in Mittel- und Südeuropa, Orient und Sibirien), der gemeine Hollunder (S. nigra in Europa, Mittel- und Nordasien), der gemeine Schneeball (Viburnum opulus in Europa, nördlichen Orient und Sibirien), der gemeine Sauerdorn (Berberis vulgaris in Europa, Asien) u. s. w.

Aus diesen Beispielen folgt, dass der Stamm unserer Waldbäume und Sträucher seine Wiege in den borealen Gegenden der nördlichen Hemisphäre haben muss.

Dagegen könnte allerdings eingewendet werden, dass ja die Buche und die Eiche, die doch bei uns grosse Waldungen bilden, nach Nordeuropa und Sibirien sich nicht erstrecken. Allerdings nicht jetzt, aber wie ihre Verbreitung vor der Eiszeit aussah, ist eine andere Sache. Diese mehr empfindlichen Bäume mussten zur Eiszeit bedeutend nach Süden rücken und konnten dann erst allmälig wieder ihre ehemaligen Plätze erobern; dies glückte ihnen aber nur theilweise.

Diese Rückwanderungsphasen unserer Waldbäume sind sehr schön von J. JAPETUS STEENSTRUP an den Waldmooren Dänemarks erörtert worden [1]).

m) Wir finden die pliocänen Formen gemischt mit quaternären oder diluvialen; dies lässt sich nur so erklären, dass die pliocänen Waldungen noch dastanden, als die diluvialen angelangt sind; die mehr abgehärteten Eindringlinge verdrängten die pliocänen Reste, die nicht dem Klima erlegen oder ausgewandert sind [2]).

[1]) Kjøkken-Møddinger 1886 auf Tafel IV, a) zu unterst die arktische Flora Dryas octopetala, Betula nana, Salix reticulata, S. herbacea, S. polaris, Saxifraga oppositifolia (die Gletscher schmolzen und rückten nordwärts, ihnen folgte die glaciale Flora nach), dann b) Populus tremula, c) Pinus silvestris, d) Quercus sessiflora, e) Buche, Erle, Birke.

[2]) Vergleiche Dr. TH. GEYLER und Dr. F. KINKELIN: Die oberpliocäne Flora aus den Baugruben des Klärbeckens bei Niederrad und der Schleuse bei Höchst am Main. Hier kamen

n) In Nordamerika haben wir zu unterscheiden: die südöstlichen Staaten (oder den atlantischen Theil, Florida, Georgien, Carolina, die Alleghanies u. s. w.), wo die tertiären Arten (die in Europa erloschen sind) ihre Zuflucht fanden und hier noch fortleben, wie Taxodium distichum, Sabal major, Juglans minor, Carya olivaeformis, Myrica asplenifolia u. s. w.), dann das an den pacifischen Ocean grenzende Californien, wo sich die tertiären Sequoien fast in unveränderter Form erhalten haben (dazwischen liegt das Prairiengebiet).

Sicher ist, dass die Elemente der nördlich ausgebreiteten Flora (Picea alba, Larix americana, Abies balsamina, Pinus Banksiana, P. resinosa, Larix occidentalis, P. Strobus, Tsuga canadensis, Thuya occidentalis, Fraxinus pubescens [die Rothesche], Ulmus americana [A. Rüster], Fagus ferruginea [amerikanische Rothbuche], Q. macrocarpa [die grossfrüchtige Eiche], Q. rubra [die Rotheiche], Betula excelsa, B. occidentalis, Betula papyracea [die Papierbirke], Populus canadensis, P. balsamifera [die Balsampappel], Salix lucida [die glänzende Weide], S. nigra, Salix balsamifera [die birkenblätterige Weide], Acer dasycarpum [weisser Ahorn], Acer Negundo [Eschenahorn] u. s. w.) sich nicht aus den südlichen Formen (den tertiären Relicten) entwickeln konnten, sondern dass ihre Differenzirung im Norden hat stattfinden müssen. Die Gattungen, aus denen diese Elemente zusammengesetzt sind, erscheinen auch in dem europäisch-asiatischen Waldgebiete verbreitet; in Nordamerika aber haben sich besondere Arten ausgeschieden.

Es gibt aber einige europäisch-asiatische Arten, die auch in Nordamerika (im nördlichen Waldgebiete) vorkommen (Juniperus communis, J. nana, Taxus baccata, Vaccinium uliginosum [Sumpfheidelbeere], V. Myrtillus [gemeine Heidelbeere], V. Vitis Idaea [Preisselbeere], Arctostaphylos, Alnus Alnobetula [Straucherle], Alnus incana [Weisserle], Betula humilis und B. nana, Populus nigra, Salix alba [die Silberpappel], S. livida [die bleifärbige Weide], Salix glauca [graufilzige Weide], Sorbus sambucifolia [die hollunderblätterige Eberesche]) und dann sind die Unterschiede zwischen den orientalischen und occidentalischen Arten nicht bedeutend.

Sicher ist aber, dass diese Differenzirung im Laufe des Pliocäns in den circumpolaren Ländern begonnen haben musste und dass in diesen Gebieten bedeutende Veränderungen im Anzuge waren; wir nennen deshalb die quartären Waldgewächse nicht mehr circumboreal, wie die tertiären, sondern (eingeschränkt) boreal.

o) Wir wissen, dass mit der präglacialen Flora auch die diluviale, präglaciale Fauna aufgetreten ist und dass beide an gewissen Stationen die pliocäne Flora und Fauna angetroffen und sich mit ihr vermischt haben: Flora und Fauna wanderten also gleichzeitig von Nord und Nordost in Mitteleuropa ein.

p) Die tertiäre Flora hat ihre Wiege in den circumpolaren Ländern; Säugethiere sind bisher in den Braunkohlenlagern jener Länder nicht angetroffen worden [1]).

vor: Taxodium distichum, die Sumpfcypresse und Liquidambar pliocenicum, der Amberbaum aus der Pliocänzeit, aber auch unsere Fichte, Picea vulgaris, unsere Lärche, Larix europaea und die Zirbelkiefer, Pinus Cembra. In der bekannten Höttinger-Breccie am linken Ufer des Inn bei Innsbruck fand R. v. Wettstein neben der diluvialen Tilia grandiflora, Acer pseudoplatanus, Rhamnus frangula, Sorbus Aria, S. aucuparia, Prunus avium, Rubus caesius, Cornus sanguinea, Viburnum lantana, Salix nigricans, Ulmus campestris, Salix caprea, Salix grandifolia, S. glabra, S. incana, S. triandra, Alnus incana, Picea, Pinus silvestris, Juniperus communis, Hedera Helix, auch das Rhododendron ponticum, den Buxus virens, Rhamnus Höttingensis, eine Art, die nur der auf den canarischen Inseln lebenden Rh. latifolia ähnlich ist. — Dr. A. Penck (Die Vergletscherung der deutschen Alpen, 1882, S. 238) erklärt diese Breccie für interglacial. Ungeachtet dessen halte ich sie für präglacial auf Grund meiner im Jahre 1894 vorgenommenen Untersuchung und der fossilen Pflanzenreste.

In dem Thale des Flusses Buchtorma (dieser Fluss bildet die Grenze zwischen dem Gouvernement Tomsk und dem Gebiete von Semipalatinsk) in einer von Braunkohlen erfüllten Mulde wurden gefunden: Sequoia Langsdorfii, Alnus cordifolia, A. serrulata, Populus Heliadum, Planera Richardi, Fagus Deucalionis, F. Antipofi, F. ferruginea u. s. w., aber auch Salix viminalis, Betula alba, Alnus incana, Tilia cordata, Juniperus communis (P. Schmalhausen, Ueber tertiäre Pflanzen aus dem Thale des Flusses Buchtorma, Palaeontografica, XXXIII, 181—216). Eine ähnliche Mischung pliocäner und quartärer Formen tritt auf im Arnothale, in den Tuffsteinen von Massa maritima in Toscana. — In den Ligniten von Leffe bei Gandino in der Lombardei waren eingebettet: Acer pseudoplatanus, Ulmus campestris, Taxus baccata, Juglans, Aesculus, Corylus avellana, Abies excelsa, Larix, aber auch Buxus sempervirens und neben Castor fiber auch Elephas meridionalis, Rhinoceros etruscus, Bos etruscus, neben Cervus elaphus auch C. dama u. s. w. (L. Rütimeyer, Ueber Pliocän- und Eisperiode auf beiden Seiten der Alpen, 1876.

[1]) Hierüber braucht man sich durchaus nicht zu wundern; wie viele Millionen Metercentner Braunkohlen werden bei uns ausgehoben, ohne dass ein Knöchelchen angetroffen wird; die Ausbeute in den arktischen Ländern an Kohlen wäre bis jetzt doch kaum der Erwähnung werth, wenn nicht eben Pflanzenfossilien in ihnen entdeckt worden wären.

So viel müssen wir aber voraussetzen, dass diese Waldungen nicht des animalischen Lebens, der Gras- und Fleischfresser, entbehrt haben werden.

Wenn nun in diesen circumpolaren Wäldern Säugethiere gelebt haben und wenn diese Waldungen dann südwärts gewandert sind, so ist ihre damalige Fauna mitgewandert.

So würden wir am einfachsten das unvermittelte Auftreten tertiärer Säugethiere in Europa, Asien und Nordamerika erklären können.

r) Wenn wir daher in den Sivalikhügeln am Südfusse des Himalaya den Amphicyon, Hyaenarctos, Mustela, Viverra, Machairodus, Hyaena, Mastodon, Dinotherium, Gazella, Anthracotherium, Hippopotamus, Sus, Camelopardalis, Cervus, Dorcatherium, Palaeomeryx, Aceratherium, Rhinoceros, Hipparion antreffen, so folgt nicht daraus, dass diese Thiere aus Europa nach Südasien oder umgekehrt von da nach Europa gewandert sind, sondern dass diese Genera sowohl nach Europa, als nach Asien aus den circumpolaren Ländern mit den Waldungen langsam herabgerückt waren [1]).

s) Ebenso sind die mit Europa oder Asien oder mit beiden gemeinsamen Säugethierformen der nordamerikanischen tertiären Ablagerungen Anchitherium, Aceratherium, Rhinoceros, Galecynus, Steneofiber, Sciurus, Lepus, Hipparion, Mastodon, Mustela, Lutra, Canis, Camelus u. s. w. nicht von Europa oder Asien nach Nordamerika oder umgekehrt übersiedelt, sondern in die neue und alte Welt kamen diese Thiere aus den circumpolaren Ländern mit den tertiären Waldungen.

Aber auch schon damals hatte Nordamerika neben den gemeinsamen Formen der Flora und Fauna ihre eigenen Typen.

V. Das Klima.

a) Einleitung. Das Klima ist die Resultante einer Anzahl von atmosphärischen, terrestrischen und kosmischen Factoren; diese werden in der neuen Zeit von hiezu creirten Anstalten beobachtet, gemessen, registrirt, berechnet und hieraus dann die für die Meteorologie wichtigen Schlüsse gezogen.

Nebst den staatlichen meteorologischen Anstalten gibt es noch ein weitverzweigtes Netz von Stationen, die sich zur Aufgabe gestellt haben meteorologische Beobachtungen zu machen und selbe zur einheitlichen wissenschaftlichen Verwerthung an Centralanstalten einzuschicken [1]).

Wie können wir nun über das Klima längst vergangener Zeiten schreiben, wenn uns derartige meteorologische Berichte nicht vorliegen?

Wir können das Klima jener Zeiten nur erschliessen.

Pflanzen, Thiere und Menschen sind von dem Klima abhängig, sie können sich den stetig sich erneuernden Wirkungen derselben nicht entziehen.

Der Mensch allerdings vermag das klimatische Naturgesetz durch die Anwendung eines anderen Naturgesetzes zu paralysiren.

In den kalten Tagen kleidet er sich wärmer, heizt sich seine Wohnungsräume ein, kocht sich die Speisen u. s. w.; gegen Sturm und Regen flüchtet er sich in seine Hütten, Häuser und Paläste; die entferntesten Gebiete verbindet ihm die Eisenbahn, über Flüsse, Seen und Meere verhilft ihm das Dampfschiff, über die Berge und Thäler das Luftschiff (und bald der Flugapparat).

In der heissen Jahreszeit oder in der heissen Zone ändert er die Bekleidung und statt des Beheizungsvorrathes verschafft oder erzeugt er sich das kühlende Eis.

Sein Magen findet den Stoff zur Ernährung des Organismus in allen Breiten unseres Erdballes; der Mensch ist ein Kosmopolit.

---

[1]) Der Weg zu den Sivalikhügeln führte über China und Japan; vgl. Ernst Koken, Ueber fossile Säugethiere aus China, Separatabdruck aus den von W. Dames und E. Kayser herausgegebenen paläontologischen Abhandlungen, 1885. Koken meint freilich: „Südostasien sei der Hafenplatz für den Weltverkehr der Thiere; hier liefen sowohl europäische wie amerikanische Gestalten ein, theils um zu bleiben, theils um nach längerer Ruhe sich wieder auf die Wanderung zu begeben, oft nachdem sie neue Eigenschaften gegen alte eingetauscht haben."

Das Zusammentreffen europäischer und amerikanischer Formen in Südostasien wird durch die Koken'sche Hypothese nicht nur nicht erklärt, sondern geradezu zu einem zoogeographischen Räthsel gemacht. Nur die von uns oben angeführte Ansicht vermag einfach, den floristischen und faunistischen Thatsachen entsprechend und durch paläontologische Funde unterstützt, jenes Zusammentreffen erklären. Koken constatirte in China: Mastodon, Stegodon, Chalicotherium, Aceratherium, Rhinoceros, Tapirus, Hipparion, Equus, Sus, Palaeomeryx, Cervus Rusa, Camelopardalis, Bibos, Bison, Bubalus, Bos, Hyaenarctos, Ursus, Canis und Hyaena. Alle in China gefundenen Gattungen kommen auch in den Sivalikhügeln vor. (R. Lydekker, Indian tertiary and posttertiary Vertebrata, 1874 – 1880. — Tapirus komme noch jetzt in Indien vor.

[1]) In Mähren bestanden im Jahre 1895 im Ganzen 300 Beobachtungsstationen. Die Ergebnisse sind von G. Niessl in dem XV. Berichte der meteorologischen Commission des naturforschenden Vereines in Brünn, 1897, S. 1—167, publicirt.

Auch das Thier vermag zu einem gewissen Grade gegen klimatische Einflüsse sich zu schützen und selben zu trotzen.

Die Wandervögel ziehen im Herbste gegen Süden, das Renthier sucht gegen die Kälte den Schutz in den Waldungen, die Füchse und andere Thiere graben sich in die Erde hinein, die Bären, Fledermäuse, Eichhörnchen verschlafen den Winter u. s. w.

Indess sind doch Schranken gezogen, ausserhalb welcher die Thiere den klimatischen Wirkungen sich nicht entziehen können; dies gibt uns den Massstab in die Hand, das Klima vergangener Zeiten zu erschliessen. Das Eichhörnchen wird nicht in den Tundren Sibiriens, der Lemming nicht in den Sümpfen Italiens, das Reh nicht in den Eiswüsten Grönlands, der Moschusochse nicht in den Taxodienwäldern Virginiens leben können. Die meisten Thiere sind an gewisse Temperaturzonen, in denen die für ihre Existenz und ihr Gedeihen passendsten Lebensbedingungen vorhanden sind, gebunden.

Noch abhängiger von den klimatischen Einflüssen sind die Pflanzen; es ist Jedem aus Erfahrung bekannt, welchen Schaden langandauernde Fröste, grosse Dürre oder sehr feuchte Jahre verursachen; die Erniedrigung der mittleren jährlichen Temperatur auch nur um wenige Grade, würde eine ganze Umwälzung in unserer Land- und Forstwirthschaft veranlassen.

Wie empfindlich gegen die Kälte ist z. B. unsere Rebe, unser Nussbaum, die Feigenbäume, der Türkenweizen u. s. w.

Die Pflanzen sind sehr empfindliche Thermometer und vermögen nicht so leicht zu täuschen.

Wir werden also unsere Betrachtung über das Klima der Vorzeit aus der Flora und der Fauna zu erschliessen suchen.

b) Das Klima in den vortertiären Epochen. Die Frage, ob und bis zu welchen geologischen Epochen auf unserer Erde klimatische Unterschiede nach den Breitezonen nicht bestanden haben, ist zum definitiven Abschlusse unter den Geologen nicht gebracht worden.

Wenn jedoch (wie dies ja kaum anders möglich ist), aus den Thier- und Pflanzenresten auf die klimatischen Verhältnisse jener Zeiten geschlossen werden soll, so konnte bis zur unteren Kreidezeit oder bis zur Jurazeit zwischen dem Klima der Tropenländer und jener der arktischen Länder entweder kein oder nur ein geringer Unterschied bestanden haben; wie dies möglich war, ist uns unbekannt; hierüber existiren mehr oder weniger scharfsinnige Hypothesen, mit denen wir uns hier nicht beschäftigen können.

In der unteren Kreidezeit begegnen uns aber in Grönland und Nordamerika Pflanzenformen, die ehedem nicht da waren, nämlich die Dicotyledonen oder die zweisamenlappigen Pflanzen, und verbreiten sich von da in den circumpolaren Ländern sowie in die südlichen Breiten.

c) In der tertiären Epoche (Eocän, Oligocän, Miocän, Pliocän). Im Eocän war noch tropische Wärme in Europa; ostindische Palmen und Pandanen, Leguminosen u. s. w. wucherten in Mitteleuropa; die Temperatur musste also 24—26° C. betragen haben und die Jahreszeiten konnten nur nach der Periodicität der Winde, den Regen und Trockenzeiten verschieden gewesen sein; das Gedeihen der Thiere und Pflanzen hing also von den Regenmengen ab.

Im Oligocän begann die in den circumpolaren Ländern entwickelte reiche Flora ihre eigentliche Wanderung nach dem Süden und es zeigte sich, dass die Polarländer bereits ein kühleres Klima besassen, als Mitteleuropa. Die Palmen fehlen in Grönland, während sie in den baltischen Regionen und in England vorkommen (Sabal, Chamaerops, eine mit Calamus verwandte Gattung Palmacites Daemonorops, Flabellaria latiloba u. s. w.).

Während also in jener Zeit in Mitteleuropa eine Temperatur von etwa 20° C. für das Gedeihen der damaligen Flora nothwendig war, steht die Sache anders mit Grönland und den übrigen circumpolaren Ländern.

Wir finden hier im Norden eine Flora, wie sie dermalen in dem mediterranen Gebiete, in den südöstlichen Staaten Nordamerikas, in China und Japan gut gedeihen. Diese Länder haben aber eine jährliche Isotherme von 14—18° C.[1]). Bei uns sind in Parkanlagen die meisten jener arctotertiären Pflanzenarten als Zierbäume und Ziersträucher angepflanzt; die mittlere Jahrestemperatur Wiens beträgt 9·7° C., jene des Monates Jänner —1·7° C., des Juli 20·5° C. Mindestens eine solche Isotherme musste also damals im Norden bestanden haben [2]). Jetzt aber haben

[1]) Vgl. die Isothermenkarten Nr. 27 und 31 im physikalischen Atlas von Berghaus und Dr. Julius Hann, Handbuch der Klimatologie.

[2]) O. Heer, Flora fossilis arctica, I, Grönland, S. 64—70, gelangt auf Grund der Verbreitung der fossilen Pflanzenreste aus den untermiocänen Ablagerungen Grönlands zu dem

die circumpolaren Länder ein ganz anderes Klima; Nordamerika —12° C. und Mittelgrönland —10° C., Spitzbergen —8° C., Neusibirien über —16° C.; es beträgt also der Unterschied zwischen dem Klima jener Epoche, in der sich ausgedehnte Waldungen der früher erwähnten Flora hier ausgebreitet haben, und der Jetztzeit 18—25° C.

Im Verlaufe des Miocäns und des Pliocäns kühlt sich allmälig die Temperatur auch in Europa ab.

Im Miocän werden die Palmen seltener, bis sie schliesslich ganz aufhören, ebenso steht es mit den übrigen, der wärmeren Zone angehörigen Formen.

Gegen das Ende des Miocäns müssen in den circumpolaren Ländern klimatische Verhältnisse geherrscht haben, wie wir selbe jetzt in der gemässigten Zone besitzen.

Im Pliocän verlassen die meisten jetzt dem Mediterrangebiete angehörigen Arten das mittlere Europa und suchen ihre Zuflucht in Südeuropa, Nordafrika, dem Oriente und den canarischen Inseln; die Pflanzenformen, die wir dermalen als tertiäre Relicte in China und Japan, dann in den Südstaaten Nordamerikas, sowie in Californien antreffen, gingen in Europa zu Grunde; einige von ihnen harrten aus bis zum Anlangen der Quartärflora.

Die mittlere Jahrestemperatur während des grösseren Theiles des Pliocäns wird wohl jener des jetzigen mediterranen Gebietes ähnlich gewesen sein, nämlich 14—18° C.

d) Das Quartär. An der Schwelle des Diluvium begegnen wir schon unseren recenten Formen, die sich mit den zurückgebliebenen pliocänen Arten hie und da mischen; es musste damals ein gemässigtes Klima geherrscht haben, das wir mit Rücksicht auf die pliocänen Arten, von denen viele noch längere Zeit sich erhalten konnten, etwas erhöhen müssen, also mit einer jährlichen Isotherme etwa 10—11° C. [jetzt in Wien 9·7° C.][1]).

Resultate, dass die Flora von Nordgrönland bis zum 70° nördlicher Breite eine mittlere Jahrestemperatur von 9° C. verlange; ebenso setzt er für die Flora des Mackenzieflusses (S. 71) eine Jahrestemperatur von 9° C.; im VII. Bd. der Flora fossilis arctica, S. 222, wird die mittlere Jahrestemperatur von 9° auf 12° C. erhöht.

[1]) Es ist gewiss bemerkenswerth, dass in Norddeutschland bei Belzig (10 Meilen südwestlich von Berlin) in altdiluvialen Ablagerungen Reste des Damhirsches und des Rehes ausgehoben wurden; s. K. Keilhack, im Jahrbuche der königl. preussischen geologischen Landesanstalt. Berlin 1887, S. 283—290.

Dann aber begann die Temperatur zu sinken; von Norden rückten nach und nach glaciale Pflanzen in Norddeutschland ein; von den Alpen stieg die alpine Flora herab und es blieb zwischen beiden ein Strich unvergletscherten Landes, zu dem Mähren gehörte (hier treffen wir Erratica nur im Nordosten bis zur pontisch-baltischen Wasserscheide bei Bölten an).

Die empfindlichen Laubbaumarten, wie Eiche und Buche, wurden nach dem Süden gedrängt; die härteren, sowie die Nadelwälder verblieben in Mähren. Zwischen die Waldgebiete erzwang sich hie und da die glaciale Flora den Eingang und bildete schmale Streifen nach Art der sibirischen Tundren in den dortigen Wäldern.

Das Klima musste feucht und kalt gewesen sein[1]). Bei einer Isotherme von 0 bis +2° C. lassen sich die Waldungen sowohl, als auch die Tundren vereinigen; ausgeschlossen allerdings waren warme Sommermonate [die Juliisotherme von Lappland per 10° C. würde vielleicht entsprechen][2]). In der nach-

[1]) Vgl. Dr. Albert Heim, Handbuch der Gletscherkunde, 1885, S. 81—140, 495—587.

[2]) Es ist zu beachten, dass in Nordsibirien bei Jakutsk mit einer jährlichen Isotherme von —10° sich grosse Urwälder ausdehnen, während in Nordostlappland und der Halbinsel Kola mit einer Isotherme von 0° bis —2° C. baumlose Tundren sich ausbreiteten. Bei Werchojansk, dem Kältepole der östlichen Hemisphäre der nördlichen Halbkugel mit der Isotherme per —17° C. und einer Jännertemperatur per —40° C., wachsen doch Wälder; bei diesem Kältepole erreicht die Kälte bis —63° C., bei der ein dreifacher Renthierpelz kaum im Stande ist, das Blut vor dem Erstarren zu schützen, bei der den Pferden die Hufe platzen und alte Baumstämme in Folge des Frostes unter betäubendem Lärm bersten, bei der mächtige Blöcke von Felsen abgesprengt werden und in den Tundren und Felsthälern tiefe Spalten entstehen. (Zeitschrift der österr. Gesellschaft für Meteorologie, 1881, Bd. XVI, 196.) In Nordwestamerika reichen die Tundren in breiten Streifen bis südlich des 60° nördlicher Breite zur Isotherme 0° bis +2° C. — Dr. A. Nehring (Tundren und Steppen, S. 131) nimmt fast dieselbe Isotherme an, etwa 1—2° über Null, vielleicht auch noch etwas weniger. — Wenn Dr. E. Brückner (Klimaschwankungen seit 1700 nebst Bemerkungen über die Klimaschwankungen der Diluvialzeit, 1890, S. 308) die Isotherme mit +5 bis +6° C. annimmt, so vergisst er die glaciale Fauna und Flora zu befragen.

Die Tundrenstreifen, welche in die Waldgebiete Nordamerikas, Nordeuropas und Nordasiens eindringen, siehe auf der Karte von J. G. Bartholomew in Nansen's Polarreise, dann Engler's Versuch einer Entwicklungsgeschichte der extratropischen Florenreiche, 1879, S. 334—347, und auf der beigegebenen Karte, dann O. Drude, Handbuch der Pflanzengeographie, 1890, S. 355—358—436 etc., und die Karte über die Florenreiche; A. Grisebach, Die Vegetation der Erde, 1872, Bd. I, 15—235 und Bd. II, 235—241. — Berghaus, Physikalischer Atlas, Karten Nr. 47—50.

folgenden Steppenzeit ändert sich das Klima; die Winter werden sehr kalt, die Sommer sehr heiss, die Niederschlagsmengen gering (Continentalklima). Juliisotherme in Südostrussland 22—24° C, Jännerisotherme daselbst — 8 bis — 10° C., also eine Differenz von 30—40° C. zwischen der Winter- und Sommertemperatur (in Wien Jännerisotherme —1·7° C., Juliisotherme 20·5° C). Die Niederschlagsmengen betragen per Jahr in Odessa 360, in Kasan 350, in Astrachan 120—130 mm (in Wien 595 mm).

Die Gletscher schmolzen mehr und mehr ab; jene des Nordens zogen sich auf die Hochgebirge Skandinaviens zurück; die alpinen Gletscher stiegen in ihre alten Gebiete auf.

Das verlassene Terrain besetzte die von Südost vordringende Steppenflora.

Die Fauna, von der wir früher schon gesprochen haben, steht mit dem Obgesagten im Einklange.

Die Mollusken und die Fische der Eocänzeit, die mit den recenten der Gattung nach verwandt sind, bekunden alle ein tropisches Klima; jene des Miocäns haben, wie wir wissen, ihre Nachkommen oder sehr nahe Verwandten zumeist im Mittelländischen Meere; von einigen leben analoge Arten in den tropischen Meeren: wie bei den Pflanzen, so ist es auch bei den Meeresthieren; tropische und subtropische Formen lebten in den marinen Gewässern unserer Länder.

Im Pliocän haben die Congerienschichten nur mehr solche Schnecken und Muscheln eingeschlossen, die ihre nächsten Vertreter oder Nachkommen im Schwarzen und Kaspischen Meere haben (Isotherme des Schwarzen und Kaspischen Meeres 12—14° C.).

Was nun die Säugethiere anbelangt, so sind nur die sogenannten charakteristischen Arten geeignet, Aufschluss über das Klima zu geben.

Die im Eocän aufgefundenen Reste von Caenopithecus erinnern an die Affen Madagascars, nämlich Lemur und Hapalemur (Maki- oder Fuchsaffe) (Madagascar hat eine Isotherme von 24° C.).

Der Mesopithecus von Pikermi ist ähnlich dem indischen Hylobates (Gibbon), der Dryopithecus von St. Gaudens, einem anthropomorphen Affen, und der bei Elgg im Miocän gefundene Hylobates antiquus ist von dem recenten Hylobates syndactylus von Sumatra nicht zu trennen; dagegen finden wir im Pliocän Mitteleuropas die Stammeltern des Inuus, des Makak von Gibraltar und Nordafrika [1]).

In der präglacialen Periode erscheinen Thiere, die in höheren Breiten zur Zeit des Pliocäns an das gemässigte Klima sich accommodirt haben.

In der Eiszeit treten auf dem mitteleuropäischen Schauplatz Arten auf, die an die strenge Kälte des Nordens und der alpinen Höhen gewohnt waren.

Das Renthier gehört, wie wir schon früher sagten, nicht zu jenen Arten, die für sich allein das Klima bekunden, wohl aber im Vereine mit den übrigen borealen und glacialen Vertretern. Auch der Moschusochs würde, falls er nicht menschliche Verfolgungen scheuen möchte, südlichere Breiten einnehmen, als er jetzt hat.

Aber die Lemminge und ihre Verfolger, die Eisfüchse, fürchteten gewiss nicht die diluvialen Jäger; dieselben sind also aus klimatischen Gründen südwärts gezogen; dasselbe gilt von der Schneeeule, den Schneehühnern, der nordischen Ratte. Die alpinen Vertreter hatte auch kein Jäger von ihren Höhen herunter gejagt, sie stiegen herab, weil ihre Heimat zu einer Eiswüste wurde.

Man kann allerdings dagegen einwenden, dass es ja doch im Tertiär Zeiten gab, wo auch der Norden und die Alpen nicht vereist waren, dass sich also die glacialen Thiere erst jetzt nach ihrer Rückkehr aus Mitteleuropa an den harten Kampf mit der eisigen Natur gewohnt haben und dass man daher aus ihrem Erscheinen bei uns keinen Schluss auf das quartäre Klima ziehen darf. Dies kann nicht richtig sein; wir wissen ja, dass sich in der circumpolaren Zone — auf den alpinen Höhen alpine Pflanzen während der Tertiärzeit differenzirt haben; wir müssen annehmen, dass mit diesen gleichzeitig auch die glacialen Thiere sich auf jenen Höhen entwickelt hatten.

Wären diese Eisfüchse, die Lemminge, die Schneehasen, Schneeeulen und Schneehühner nicht bereits glacial ausgestattet gewesen, als sie zu uns eingewandert waren, so wären sie gewiss bei uns oder

[1]) Caenopithecus lemuroides in A. Gaudry's: Les Enchainements du Monde animal, pag. 224. — Dryopithecus, daselbst S. 237. — Mesopithecus von Pikermi, S. 18—36 seines wichtigen Werkes: Animaux fossiles et Geologie de l'Attique. Paris 1862, mit Atlas, Pl. I—LXXV. Ueber Oreopithecus aus den pliocänen Ligniten von Montebamboli in der Abhandlung Dr. A. Weithofer's, Ueber die tertiären Landsäugethiere Italiens. Jahrbuch der geologischen Reichsanstalt. Wien 1889, Bd. XXXIX, S 55—82. Ueber Inuus suevicus aus dem Heppenloche, vgl. A. Hedinger im neuen Jahrbuche für Mineralogie etc., Berlin 1891, Bd. I, und Jahreshefte des Vereines für vaterländische Naturkunde in Württemberg, 1891 (nach Separatabdrücken citirt). — Ueber Macacus florentinus aus dem Arnothale in obiger Abhandlung Weithofer's.

in Norddeutschland geblieben und wären in das Polargebiet nicht zurückgekehrt, wo sie die Lebensbedingungen ganz geändert gefunden hatten.

Aehnlich war es mit den Steppenthieren.

Aus uns unbekannten Gründen musste am Schlusse der Diluvialzeit das Klima feuchter und demgemäss auch gleichmässiger geworden sein und hiemit beginnt die alluviale Periode als der zweite Abschnitt des Quartärs.

VI. Der Mensch.

Da ich über das Auftreten des ersten Menschen bei uns in Europa, sowie über die Frage, wann wir von einem homo sapiens reden können, wo also sein Vorfahre aufhört und der eigentliche Mensch beginnt, eine specielle Abhandlung vorbereite, so werde ich mich hier sehr kurz fassen und die Resultate meiner Forschungen in nachstehenden Sätzen aussprechen:

1. Der Mensch erscheint in Mähren erst in der glacialen Zeit, und zwar am Beginn derselben.

Wir haben gesehen, dass in der Kůlnahöhle die präglacialen Ablagerungen von der felsigen Sohle gerechnet 12 m hoch anfsteigen; in diesen nun fand ich keine Spuren menschlicher Hinterlassenschaft; diese Schichten sind ananthropozoisch.

Sobald aber Reste glacialer Thiere in den Schichten aufgetreten sind, haben sich auch Artefacte und Feuerstätten gezeigt.

Von dieser Zeit an verliessen uns die Zeugnisse menschlicher Anwesenheit nicht mehr; die ganze obere 4 m mächtige Ablagerung war also anthropozoisch.

Ich glaube nicht, dass es so bald eine Höhle geben wird, die uns in einem so grossartigen Massstabe die successive Aufeinanderfolge der Schichten bieten könnte, wie es die Kůlna ist.

Dieselbe Wahrnehmung machte ich in allen von mir untersuchten Höhlen, in denen Reste menschlicher Hinterlassenschaft vorkamen.

Diese aus unseren Höhlen geschöpfte Ueberzeugung über das Auftreten des diluvialen Menschen in Mähren wurde auf das Glänzendste bestätigt durch die Grabungen in Předmost.

Auch hier erscheinen die Ansiedler am Předmoster Hügel in Gesellschaft der Glacialfauna.

Freilich könnte man dagegen einwenden, dass ja dieser negative Beweis eigentlich nicht viel bedeute, da es doch Berichte über angebliche präglaciale Funde menschlicher Hinterlassenschaft gebe.

Indess würden diese Angaben über das präglaciale Alter des diluvialen Menschen kaum Stand halten, falls man rigoroser Weise alle obwaltenden Verhältnisse untersuchen würde [1].

Mag dem in anderen Ländern sein, wie dem wolle; in Mähren, das doch auf dem Wege von Osten nach dem Westen und Südwesten liegt, reicht das Alter dieses Menschen über den Beginn der glacialen Periode nicht hinaus.

2. Der diluviale homo sapiens war ein Geschöpf mit allen Attributen eines Menschen ausgestattet und kein Halbaffe und auch nicht gerade ein ganz uncivilisirter Geselle.

Wir ersehen dies sowohl aus den vorgelegten Resten dieses Urmährers (Schädel und zwei Unterkieferfragmente) als auch aus seinen Erzeugnissen.

3. Der diluviale Mensch wanderte nach Mähren ein, ausgerüstet mit einem grossen Fond von praktischen Kenntnissen und Fertigkeiten, zu deren Erwerbung seine Vorfahren anderwärts lange Zeiträume gebraucht haben und die traditionell und hereditär auf die Nachkommen übertragen wurden.

4. Der diluviale Mensch verstand es, das Feuer zu erzeugen (wahrscheinlich durch das Schlagen eines Kiesels auf einen anderen, vielleicht auch durch das Reiben von Holz auf Holz oder mittelst des Drillbohrers); die vielen und grossen Feuerstätten mit den Aschenhaufen beweisen, dass das Feuer in der Regel in einer seichten Mulde angemacht und dann durch längere Zeit unterhalten wurde. Die damaligen Hausfrauen thaten es gewiss so, wie es unsere Hausmütter vor der Verbreitung der Zündhölzchen zu thun pflegten, dass sie nämlich am Herde glühende Kohlen in der Asche über die Nacht reservirten, um früh durch blosses Anfachen das Feuer zu machen. In den Höhlen kommt ausschliesslich vegetabilische Asche und Kohle, in Předmost aber zumeist Knochenasche und Knochenkohle vor; hier

[1] Es wird sich in solchen Fällen um interglaciale Schichten handeln; dies aber stimmt ganz gut mit unseren Erfahrungen überein. Der diluviale Mensch machte Streifzüge in die von den Gletschern verlassenen Gebiete, um wieder in seine alten Sitze zurückzukehren Präglacial ist aber der diluviale Mensch in dem Sinne nicht, als ob er gleichzeitig mit dem Mammuthe, dem Nashorne, dem Höhlenbären und den ersten Wäldern erschienen wäre. Der diluviale Mensch sah noch jene ausgestorbenen Thiere, er lebte mit ihnen eine lange Dauer hindurch gleichzeitig, aber sie waren lange, lange vor ihm in Mitteleuropa eingewandert.

wurde Holz wahrscheinlich nur zum Unterzünden gebraucht [1]).

5. Zur Nahrung diente ihm [nebst den in den Waldungen vorkommenden Beerenfrüchten, wie Moosbeere (Vaccinium Oxycoccus), die Preisselbeere (V. vitis idaea), die Sumpfbeere (V. ulliginosum), die Heidelbeere (V. myrtillus), die Bärentraube (Arctostaphylos alpina und Uva ursi), Schwämme, Himbeere und Brombeere (Rubus), Erdbeere (Fragaria)] vornehmlich aber Fleisch, Mark und Fett von erlegten wilden Thieren, insbesondere von Pferden, Renthieren, Urochsen und Auerochsen, Schneehasen, Schnee- und Moorhühnern, Eisfüchsen, Elenthieren u. s. w.; selten jenes junger Mammuthe; Hausthiere (Rind, Schaf, Ziege, Hausschwein, Haushund und Hausgeflügel) und Cerealien waren ihm unbekannt.

6. Die Speisen verzehrte er entweder roh, wie es ja noch heutigen Tages die circumpolaren Bewohner thun, oder er buk das Fleisch in glühender Asche nach Zigeunerart; das Fleisch, auf diese Art zubereitet und in kaltem Wasser von den anhängenden Aschen- und Kohlenpartikeln gereinigt, ist saftig und schmeckt ausgezeichnet (wovon man sich durch einen Versuch überzeugen kann).

7. Töpfe oder Scherben von aus Lehm gekneteten und gebrannten Gefässen kommen in diluvialen, ungestörten Schichten niemals vor.

Ich besitze jedoch sechs Stücke von aus rothem Sandstein (diese Art kommt in unserem Höhlengebiete vor) verfertigten, theilweise ganz, theilweise in grösseren Fragmenten erhaltenen flachen Schalen, die höchstwahrscheinlich als Nacht- oder Brennlampen gedient haben (derartige Scherbenlampen [allerdings nur aus gebranntem Thone] kommen noch heutigen Tages am Lande vor; man legt Fett in die Aushöhlung, steckt einen Docht hinein und das Nachtlicht ist fertig).

8. Von Wichtigkeit ist der Umstand, dass wir Werkzeuge zum Glätten der Häute und zum Nähen (nämlich Aale und Nadel) fanden. Dies beweist, dass der diluviale Mensch sich das Fell erlegter Thiere zu Kleidern zubereitet und dann aus denselben Kleidungsstücke gemacht hat. Den Zwirn drehte er nicht mit Spindel und Wirtel aus Wolle, Lein oder Flachs, sondern gebrauchte hiezu die Fasern von Renthiersehnen (diese sind fest wie Stahldraht — ich habe solche aus recenten Thieren).

9. Für den Hausbrauch, zur Jagd und zum Kampfe verfertigte er sich aus Knochen, Renthiergeweih, Elfenbein und Stein die entsprechenden Werkzeuge.

10. Den Körper bemalte er sich wahrscheinlich mit Röthel oder einer anderen Schminke.

11. Tertiäre Schnecken, Dentalinen genannt, trug er als Zierde.

12. Dieser Mensch war aber zugleich ein Künstler seiner Art, wie die vorliegenden Erzeugnisse nachweisen.

Welche Kluft zwischen einem Affen und unserem diluvialen Menschen [1])!

13. Woher ist nur dieser diluviale Mensch gekommen?

Der diluviale Mensch Mährens und Mitteleuropas führte ein Leben, das ähnlich war jenem mancher circumpolaren Völkerschaften; sie sind Jäger, die nur auf den Ertrag ihrer Jagd angewiesen sind.

Wohin sich das Wild wendet, dorthin müssen sie auch wandern, sie haben deshalb ihre Winter- und Sommerwohnsitze.

Nun aber wissen wir, dass sowohl die Flora als auch die Fauna der Diluvialperiode aus dem Norden, bezw. Nordosten stammt; von da also musste auch der Urbewohner Europas gekommen sein.

Aus dem Westen, nämlich von Grönland, konnte er nicht eingewandert sein, denn damals bestand zwischen Grönland, Island und Britannien keine Landverbindung mehr (überdies konnte ja auch die diluviale Fauna nicht von daher kommen; es fehlen in

[1]) Von Interesse ist zu lesen, was Prof. Josef Hyrtl in seinem Lehrbuche der Anatomie des Menschen (1885, S. 239) über die Verwendung der Knochen als Feuerungsmaterial schreibt:

Auf den holzarmen Falklandinseln braten die Eingebornen einen Ochsen mit dessen eigenen, mit etwas Torf gemischten Knochen. Kameelknochen werden in den Wüsten als Brennmaterial benützt und ein ökonomischer Küster in der Wiener St. Stephanskirche heizte jahrelang die Sacristei mit den in den Katakomben der Kirche aufgespeicherten Knochen, bis der üble Geruch, welchen diese Heizmethode verbreitete, die Besitzer der umgebenden Häuser veranlasste, die Intervention der Polizei anzurufen.

[1]) Manche Forscher wollen einen tertiären Menschen in die Urgeschichte einführen. Dieser müsste sich endemisch aus einem Affen, etwa Dryopithecus, entwickelt haben. Ich halte diese Hypothesen für ganz unbegründet; die bezüglichen Angaben beruhen auf mangelhafter Beobachtung und kritikloser Vergleichung. Es können doch blosse Feuersteinsplitter oder gekritzte Knochen nicht das Dasein des Menschen beweisen.

Vergleiche den Schädel von Dryopithecus Fontani auf Seite 237 und die angeblichen Feuersteinwerkzeuge auf S. 239, Alb. Gaudry, Les enchaînements du Monde animal.

Nordamerika im Diluvium: das Pferd, das Nashorn, die Hyäne, der Löwe, der Leoparde u. s. w.

Aus den südlichen Ländern konnte er auch nicht gekommen sein; denn gesetzt, diese Länder hätten schon damals eine Bevölkerung gehabt, was hätte diese Leute bewegen können, ihre warmen und bequemen Wohnsitze zu verlassen, wo ihnen die Natur in reichlicher Fülle Alles zum Leben Nothwendige bot und nach dem kalten, wüsten Norden zu ziehen, um im Kampfe mit ihnen bisher unbekannten Thieren das Leben zu fristen!

Diese südlichen halb oder ganz nackten Bewohner, die zumeist an Pflanzenkost gewohnt waren, konnten doch nicht nach Norden ziehen, um, in Felle gehüllt, Fleischesser zu werden.

Was hätten sie wohl gethan, wenn sie zu den mit Eis bedeckten Pyrenäen, Alpen, Karpathen, dem Balkan, dem Kaukasus oder dem Himalaya angelangt wären?

Eine weitere Wanderung war ja nicht möglich.

Welchen Thieren wären sie aber nachgefolgt?

Von Süden kam ja kein Grasfresser in der Diluvialzeit nach Europa.

Der diluviale Mensch kam also jedenfalls von Nordost, von Sibirien.

14. Wo aber war seine Wiege, woher kam er nach Sibirien?

Wir erkennen an, dass die Arctogaea, d. h. die auf der nördlichen Halbkugel ausgebreiteten Continente Europas, Asiens und Amerikas die Entwicklungscentren für die Fauna und Flora sind, dass aber die Ausbreitung derselben über die grossen Areale von einem begrenzten Gebiete hat stattfinden müssen; diese eingeschränkte Arctogaea ist eben das circumpolare Gebiet oder die Polaris, von der strahlenförmig Fauna und Flora sich südwärts ausbreitete, je weiter die Gattungen und Arten vom Centrum sich entfernten, desto mehr differenzirten sie sich in neue Formen.

Der Mensch, als das letzte Glied in der langen Kette des animalischen Lebens, konnte nicht ausserhalb dieses Kreises sich differenzirt und ausgebildet haben; seine Wiege lag also auch im circumpolaren Gebiete.

15. Diese Differenzirung und Ausbildung musste schon im Pliocän des Nordens stattgefunden haben, denn im Quartär erscheint der diluviale Mensch schon ausgerüstet mit vielen nur im Laufe langer Zeiträume erworbenen Kenntnisse in Mitteleuropa; der Weg führte über Sibirien, wo neuestens bei Tomsk eine Station des Mammuthmenschen constatirt wurde[1]).

16. Die Ahnen des homo sapiens wird man also in Mitteleuropa, in Südeuropa, in Süd- und Mittelasien, in den südlichen Staaten Nordamerikas nicht finden; in den tertiären Schichten der circumpolaren Länder muss man diese Ahnen suchen. Es mögen nur bald Forschungen in dieser Richtung begonnen, fortgesetzt und von Erfolg gekrönt werden.

[1]) Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, 1896, Bd. XXVI, S. 186—191.

VII. Uebersicht der wichtigsten in den circumpolaren Ländern gefundenen tertiären Pflanzen.

Das Zeichen † bedeutet das Vorhandensein, das Zeichen — dagegen das Fehlen der Pflanzenart an der bezüglichen Fundstätte.

Nummer	Pflanzenart	Mackenziefluss	Alaschka	Grinelland	Grönland	Sabine-Insel	Island	Spitzbergen	Neusibirische Inseln	Kamtschatka	Tschirimyj an der Lena	Recente Arten
1	Gingko adiantoides Hr. . . .	—	—	—	†	—	—	—	—	—	†	Gingko biloba (Salisburia adiantifolia Salisb.), in China und Japan.
2	Taxodium distichum miocenum Hr.	†	†	†	†	†	—	†	†	†	†	T. distichum Rich. (Cupressus virginiana), in den Sümpfen und an den Flussufern in Louisiana, Texas, Arkansas, Carolina, Maryland, Florida bis 43° n. B. in Nordamerika.
3	Glybtostrobus, europaeus Hr. .	†	†	—	†	—	—	†	†	—	—	Gl. heterophyllus Endl., in China, in den Provinzen Chan-Tung und Kiang-Nan.
4	Sequoia Langsdorfii Hr. . . .	†	†		†			†	†	—	†	S. sempervirens Endl., im westl. Nordamerika im Coast-Rangogebirge in Californien.

Nummer	Pflanzenart	Mackenziefluss	Alaschka	Grinelland	Grönland	Sabine-Insel	Island	Spitzbergen	Neusibirische Inseln	Kamtschatka	Tschirimyj an der Lena	Recente Arten
5	Sequoia Sternbergi Hr.	—	—	—	†	—	†	—	—	—	—	S. gigantea Torr., auf Sierra Nevada des mittleren Californien.
6	Biota borealis Heer.	—	—	—	†	—	—	—	—	—	—	B. orientalis Endl., in China und Japan.
7	Juniperus rigida Hr.	—	—	—	†	—	—	†	—	—	—	Vorfahre der Section Oxycedrus (J. rigida in Japan).
8	„ gracilis	—	—	—	†	—	—	—	—	—	—	Juniperus sp.
9	Thuites Ehrenswärdi Hr.	—	—	†	†	—	—	†	—	—	—	Chamaecyciparis sp., in Japan, westl. und östl. Nordamerika.
10	Libocedrus Sabiniana Hr.	—		—	†	—		†		—	—	Libocedrus Endl. sp., Californien und Chili.
11	„ gracilis Hr.	—	—	—	—	—	—	†	—	—	—	„ „ „
12	Pinus Mac Clurii Heer.	—	—	—	†	—	—	—	—	—	—	Pinus alba Ait. (Picea alba Lk.), nordamerikanische Weissfichte.
13	„ Malmgreni Hr.	—		—	†	—	—	†	—	—	—	P. Tsuga, in Japan und Nordamerika.
14	„ polaris Hr.	—	—	†	†	—		†	—	—	—	Pinus sp.
15	„ Abies L.	—	—	†	—	—	—	†	—	—	—	P. Abies L. (Fichte, Rothtanne).
16	Prunus Hartungi Hr.	—	—	—	†	—	—	—	—	—	—	Prunus lusitanica L., auf der pyrenäischen Halbinsel und den Canaren.
17	„ Staraschini Hr.	—		—	—	—	—	†	—	—	—	Prunus sp.
18	„ Scottii Hr.	—	—	—	†	—	—	—	—	—	—	P. lusitanica, auf der pyrenäischen Halbinsel und den Canaren.
19	Rhus arctica Hr.	—	—	—	†	—	—	—	—	—	—	Rhus sp.
20	„ bella Hr.	—	—	—	†	—	—	—	—	—	—	Rhus sp.
21	„ Bruneri Hr.	—		—	—	—	†	—	—	—		Rh. coriaria L., Gerber-Sumach, in Südeuropa und Orient.
22	Hedera Mc. Clurii Hr.	†	—	—	†	—	—	†		—	—	H. Helix L., Epheu, in Europa, Asien und Nordafrika.
23	Cornus orbifera Hr.	—		—	†	—	—	†	—	—	—	C. florida, in den östlichen Vereinigten Staaten Nordamerikas.
24	„ rhamnifolia	—	—			—	—	†	—	—	—	Cornus sp.
25	Nyssa europaea Hr.		—	—	—	—	—	†	—			Nyssa sp., jetzt nur in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.
26	Aralia Jörgensi Hr.	—	—	—	†	—	—	—		—	—	Aralia sp., in Nordamerika und China.
27	Betula macrophylla Göpp.	†	—	—		—	†	†			—	Betula alba L., unsere Weissbirke
28	„ prisca Hr.	—	†	†	†	—	†	†	—	—	—	B. lenta, im atlantischen Nordamerika.
29	Alnus Kefersteinii Göpp.	—	†	—	†	—	†	†	—	†	—	A. incana L., Weisserle.
30	Viburnum Whymperi Hr.	—	—		†	—	—	†		—	—	V. lantana L., Schneeball.
31	„ Nordenskiöldi Hr	†	†	†	†			†	—	—	—	Viburnum sp.
32	Carpinus grandis Ung.	—	†	—	†		—	†	—	—	—	C. betulus L., die gemeine Hainbuche.
33	Corylus Marc Quarii Forb.	†	†	†	†		†	†	—		—	C. colurna L., Baumhasel.
34	Castanea Ungeri Hr.	—	†	—	†	—	—	—			—	C. vulgaris L., in Südeuropa, Nordafrika und Orient.
35	Fagus Deucalionis Ung.	—	—	—	†	—	†	†			—	F. silvatica L., die Rothbuche.
36	Quercus Grönlandica Hr.		—		†	—		†	—	—		Q. Prinus L., Kastanieneiche, im atlantischen Nordamerika.
37	Ostrya Walkeri Hr.	—	—	—	†	—	—	—	—	—	—	O. virginiana L., die amerikanische Hopfenbuche.
38	Planera Ungeri Ettingsh.	—	†	—	†	—	†	—	—	—	—	Pl. Richardi Mchx. (auch Zelkova carpinifolia), in den Kaukasusländern.
39	Ulmus Braunii Hr.	—	—		—	—	—	†	—	—	—	Ul. campestris L., unser Feldrüster.
40	„ borealis	—	†	†	†	—	—	—	—	—	—	Ul. sp.
41	Platanus aceroides Gp.	†	—	—	†	—	†	†	—	—	—	Pl. occidentalis L., im atlantisch. Nordamerika.
42	Liquidambar europaeum A. Br.	—	†	—	†	—	—	—	—	—	—	Liquidambar styraciflnum L., im atlantischen Nordamerika.

Nummer	Pflanzenart	Mackenzieflus	Alaska	Grinnelland	Grönland	Sabine-Insel	Island	Spitzbergen	Neusibirische Inseln	Kamtschatka	Tschirimyi an der Lena	Recente Arten
43	Diospyros brachysepala Hr. (D. arctica Sap.)	—	†		†	—			†			D. Lotus L., in den Kaukasusländern, Kleinasien, China und D. virginiana im atlantischen Nordamerika.
44	Juglans acuminata A. Br.	†	†	—	†	—	†	†	—	†		J. regia L., unser Wallnussbaum.
45	„ bilinica Ung.	—	—		†		†		—	—	—	J. nigra, in Nordamerika.
46	Carya albula	—	—			—		†		—		C. alba L. (Juglans alba L.) = Hicoria ovata im atlantischen Nordamerika.
47	Myrica acuminata Ung.	—	—		†	—	—	—	—	—	—	Myrica sp., Gagel-, Wachsstrauch, Wachs-Myrta.
48	Liriodendron Procaccinii Hr.	—		—	†	—	†	—	—	—		L. tulipifera L., im atlant. Nordamerika.
49	Magnolia Inglefieldi Hr.	†	—		†	—	—	—	—		—	M. grandiflora, auch Virginiana, im atlantischen Nordamerika.
50	„ Nordenskiöldi Hr.	—	—		†	—	—	†		—	—	Magnolia sp.
51	Fraxinus macrophylla Hr.	—			†				—	—	—	Fr. Ornus L., gemeine Blumenesche, im südlichen Europa und Orient.
52	Crataegus antiqua Hr.	—			†	—	—	†	—			C. tomentosa L., filziger Weissdorn, in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.
53	Sorbus grandifolia Hr.	—	—	—	†	—	—	†	—	—	—	S. Aria L., unsere gemeine Mehlbirne.
54	Tilia Malmgreni Hr.	†		†	†	—	—	†	—	—		T. americana L., die nordamerikanische Schwarzlinde.
55	Populus arctica Hr.	†		†	†	†	—	†	†	—	†	P. euphratica Oliv., im Oriente, Persien, Himalaya.
56	„ Zaddachi Hr.	—	†	†	†	—	—	†	—	—		P. candicans Ait., in Nordamerika.
57	„ Richardsoni Hr.	†	—	—	†			†	†	—	—	P. tremuloides Wild., in Nordamerika.
58	„ balsamoides Gp.	—	†	—	—	—	—	†	—	—	—	P. balsamifera L., in Nordamerika.
59	Salix Racana Hr.	†	—	—	†	—	—	†	—	—	—	Salix sp.
60	Paliurus Colombi Hr.	—	—	—	†	—	—	†	—	—	†	P. australis, gemeiner Stechdorn, in Südeuropa, Orient.
61	Rhamnus Eridani Hr.	—	—	—	†	—	†	†		—	—	Rh. caroliana Walt. in den südlichen Staaten Nordamerikas.
62	Salix macrophylla Hr.	—	†	—	—		†	†	—	—	—	S. pedicellata Desf., in Südeuropa.
63	„ varians Gp.	—	†	—	†	—	—	†	—	—	—	S. amygdalina, in Europa.
64	Acer ortopteryx Hr.	—	—	—	†	—	†	—	—	—	—	Acer sp., in Nordamerika.
65	„ trilobatum Hr.		—	—	†			†	—	—	—	Acer rubrum L., im atlantischen Nordamerika.
66	Vitis arctica Hr.	—	—	—	†	—	—	—	—	—	—	V. cordifolia Michx., Winterrebe, in den östlichen und mittleren Vereinigten Staaten Nordamerikas.
67	Vitis islandica Hr.	—	—	—	—	—	†	—	—	—	—	V. vulpina L., Uferrebe, in Nordamerika.
68	Acer arcticum Hr.	—	—	—	†	—	—	†	—	—	—	Acer spicatum Lam., in Nordamerika.
69	Laurus Fürstenbergi A. Br.	—	—	—	†	—	—	—	—	—	—	L. nobilis, Lorbeer, im Mediterrangebiete.
70	Sassafras Ferecianum Mass.	—	—		†						—	S. officinale, in den südlichen Staaten Nordamerikas.
71	Sapindus undulatus Hr.	—	—		†	—	—	—		—	—	S. marginatus Wild., im atlantischen Nordamerika.
72	Zizyphus hyperborealis Hr.	—	—	—	†	—	—	—	—	—	—	Z. vulgaris, im Orient.
73	Kölreuteria borealis Hr.	—	—	—	†	—	†	—	—		—	K. paniculata Lax, in China.

Forschungen und Studien über das Haus.

Von **Gustav Bancalari** (Linz a. d. D.)

III. Volksmässige Benennungen von Gegenständen der Landwirthschaft.

Das Interesse an der menschlichen Behausung rechtfertigt sich erst durch das Interesse an den Bewohnern. Mit Recht beginnt somit die Forschung, an das Haus mit Fragen verschiedener Art heranzutreten, nicht blos mit einseitig technisch-architektonischen, oder mit der Frage nach dem Nationale der einzelnen Hausformen, gleichsam nach ihrem Heimatscheine. Es kommen auch sprachliche und volkskundliche Erkenntnisse in Betracht.

Physisch sind viele Völker in ihrem gegenwärtigen Entwicklungszustande kaum von einander zu unterscheiden. Die Völker des westlichen Europa haben auch sehr viele Lebenserscheinungen und unter diesen bis zu einem gewissen Grade auch die Wohnart gemeinsam. Nur nennen sie die Dinge anders. Man kann nun hoffen, aus diesen Verschiedenheiten oder auch andererseits aus den Uebereinstimmungen der volksthümlichen Benennungen in verschiedenen Volksgebieten interessante Folgerungen auf die alten Beziehungen derselben zu einander zu gewinnen, vielleicht auch bei recht vorsichtiger Untersuchung, Schlüsse zu ziehen auf den Ursprung, auf den genetischen Zusammenhang der Wohnhaustypen, auf etwaige Wanderungen derselben oder auch anderer volkskundlicher Elemente.

Man soll solche Ausdrücke, solche Benennungen sammeln. Sie sind meist von interessanter, alter Prägung; sie sind theilweise aus der Schriftsprache verschwunden. Der Linguist kann seine Freude daran haben und wenn man sie mittheilt, so gehen sie nicht verloren. Leider schwinden mit den alten Holzbauten und mit den Nationaltrachten und der ganzen alten Form des Volkslebens auch sie.

Um eine Anregung zu geben, will ich einige solche Wörtersammlungen, die Ergebnisse eigener Umschau im Lande und in Büchern, zum Drucke bringen: Diesmal über Dinge der Landwirthschaft, ein andermal des Hausbaues und über Geräthe. Meine Sammlungen sind nicht vollständig: sie sind nicht streng systematisch; sie sind einseitig, nämlich vorwiegend bajuvarisch. Das Beste davon ist aus dem vortrefflichen Schmeller (Baier. Wörterbuch, 1827), ein mit grosser Mühe begangenes Plagiat. Man wird es verzeihen. Ich habe aus den vier Bänden alles Volksthümliche herausgesucht und übersichtlich zum Gebrauche bereitgestellt: das thut doch nicht bald Einer und es scheint mir nützlich und eher dankenswerth.

Trotz der zugestandenen Mängel kann diese Arbeit gerade jetzt, wo die Hausforschung in Schwung kommt, den Erfolg haben, die Forscher aufmerksam zu machen. Viele vernachlässigen die Terminologieen; manche kommen mit dem Dialekte nicht zu Stande, viele verschulden Irrthümer, weil sie aus der individuellen Aussprachweise dieses oder jenes Gewährsmannes nicht das Richtige heraushören. Diesen Allen können meine gesammelten Worte als Anhaltspunkte dienen.

Um Vervollständigung dieser Vocabeln wird gebeten. Sie werden auch neben Buck's „Oberdeutschem Flurnamenbuche" (Stuttgart 1880) nämlich zur Bereicherung desselben auftreten können. Dieses schöne Buch hat hauptsächlich Ausdrücke, welche zur Erklärung von Orts- und Flurnamen dienen; es hat aber auch einzelne, welche in meiner Sammlung vorkommen.

Was die Schreibung der bajuvarischen Dialektworte betrifft, bin ich Schmeller nicht ganz gefolgt. Seine Schreibung ist etwas umständlich und auch seinen dialektischen Text kann doch kein Mensch lesen (nämlich richtig lesen!), der den Dialekt nicht inne hat. Diesem Uebelstande unterliegt auch jede andere, also auch meine Schreibung; daher kann man ohne Schaden vereinfachen. Eine möglichste Annäherung an den richtigen Klang genügt völlig. Ich verstehe und spreche den Dialekt, weil ich in seinem Gebiete aufgewachsen bin.

A ist bei mir wie im Ungarischen das an o anklingende, á das scharf, schriftmässig ausgesprochene a. „Die Schwánz" ist der Plural von „Schwanz". Das halbverschluckte, stumme a, welches Schmeller mit einem umgekehrten e ausdrückt, schreibe ich ä, z. B. die „Huäb", der „Sölnä", was nahezu wie r klingt. Der „Kloängüätlä" klingt fast wie Kloangürtl'r. „Auffä", herauf, „abä" herab, u. s. w.

Mehrere der von Schmeller bezüglich anderer Vocale und mehrerer Consonanten angedeuteten Lautvariationen vernachlässige ich gänzlich. Der Eingeborene braucht es nicht, dem Norddeutschen hilft es

nicht und für Linguisten ist diese Arbeit ohnehin nicht vermeint. Solche müssten sich die richtige und subtile Schreibung bei Schmeller nachsehen.

Der Luss oder Lusst, Plur. die Lüss, bedeutet eine Portion der Grundvertheilung aus der uncultivirten Masse des Gemeingutes, der Allmende. Alte Glosse hluz, isländisch hlutz, hluti. Man spricht von Holsluss, einem Antheil an der Waldnutzung; Däksenluss, das Recht zum Abhauen von Tannengeäst. Die Lusswis'n ist ein Antheil an der seither zur Wiese veredelten Weide. Begriff Loos, wegen Vertheilung der Gewanntheile durch jährliche Verlosung[1]).

Die Gewannfluren oder Zelgen, also die gleichartigen Theile des dem Feldbau gewidmeten Grundes der Gemeinde heissen Esch, Eschn, Escht. Der Flurschütz, der Feldhüter und Flurenaufseher kommt schon 1190 als Eschhay vor. In Franken nennt man diese Theile Flur; in Salzburg Schur; in der Oberpfalz Flouà, in Altbaiern Esch oder auch Feld. Der Feldhüter heisst dort Flourà (Flurer) und der Abdecker oder Wasenmeister ebenfalls. Die Besitzer der Antheile, die Flurgenossen, heissen Mitraàner, klingt fast wie Mitroàner: der unmittelbare Nachbar in der Zelge (Aurainer) in ihrem gegenseitigen Verhältnisse; als Besitzer eines bestimmten Antheiles aber heisst er im eigentlichen Sinne Baur, Plur. die Baur'n. In älterer Sprache hiess er Gebauer, woher Nachgebaur und daraus Nap'r (Nachbar). Der Familienname „Gebauer" deutet auf jene ältere Form.

Nichts zeigt besser die herrische Geltung des Bauers auf seiner Hufe, als dass man, wo alte Sitte erhalten ist, ihn daselbst nur „er" nennt und die Bäuerin „sie" ohne jeden weiteren Titel oder Beisatz. Auch die Bäuerin sagt den Knechten, thut das oder jenes, denn „er hat's ang'schafft". Die „Seiñ" heisst auch die Braut oder das Weib irgend Eines, also die Seinige.

Die gesammten Zelgen sind nun unter die „Baur'n" in der bekannten Weise vertheilt. Jeder Bau'r hat einen Theil an jeder Zelge, so dass guter und schlechter Boden, Sonnen- und Schattenseite Allen in gerechten Antheilen zukommt, dass aber auch jeder Besitz in seinen Theilchen über das ganze Gemeindegebiet zerstreut ist. Viel Zeit geht mit dem „Roàsen", dem Hin- und Wiederfahren und Gehen der Arbeiter, verloren. Ein Anwesen heisst ein Hof und ältere Documente sprechen von „einem Hof zu Dorf, zu Feld, zu Holz, zu Weid und Wasser", also begabt mit Theilen von allem Besitz und Recht des als Gesammtbesitz der Dorfgemeinschaft gedachten Complexes. Bei einem Landtage (1605) hiess es, „ein Hof, ein Hueb, ein Soldt ist dem andern in diesem Landt ganz ungleich". Die ursprüngliche Einheit war wohl überall der ganze Hof; oft bestand sein Grund aus 50—60 Joch à 1600 Quadratklafter Ackerboden mit 12 Scheffel Aussaat, dann das gewohnheitsmässige Zumaass der „nöthigen Wiesen und Waldtheile". Dann gab es — natürlich durch wiederholte Erbtheilungen und wohl auch durch andere civilrechtliche Vorgänge — $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$, $^1/_6$, $^1/_8$, $^1/_{12}$, $^1/_{16}$, $^1/_{24}$, $^3/_{32}$ und selbst $^1/_{64}$ Höfe. Der „halbe Hof" hiess und heisst noch in mancher Gegend die „Hube", Huàb. Sie hat 20—30 Joch; am Inn ist sie ein Viertelhof. In Eichstädt ist sie 18 Juchart, die kleine Hube 16. Die Hubelein = 8 Joch, Huàber, Huàbner, Huàbmer = Hüfner, Hubner, Hübler heisst der Besitzer; mittellateinisch Huba. Der Achtelhof ist eine „gute oder Bau-Selde" (Sölde), der Sechzehntelhof eine „schlechte oder leere Sölde"; im Salzburgischen heisst jedes Kleinbauernhaus heutzutage „Sölde", Seld'n, Söln, Sölhaus ohne Rücksicht auf das Maass des Grundbesitzes. Der Bewohner heisst Selner, Sölnà, Seldnà, nicht aber Söldner. Die Holzhauersöln ist eine Hütte aus roh zusammengefügten, unbehauenen Baumstämmen. Taglöhnerhäuser heissen in einem grossen Theile des bajuvarischen Sprachgebietes Söln. „Cum seldis curiae adjacentibus" kommt schon 1293 urkundlich vor. Die Söln als Krautfass im Pongau wird im Abschnitte „Geräthe" erwähnt werden.

Hie und da nennt man $^1/_{32}$ Hof Leerhäusl oder Häusl, bei Nürnberg Tropfhäusl, d. i. mit nicht mehr Grundbesitz, als für die Dachtraufe nöthig ist, die Besitzer „Häusleut" oder Häusler und Tropfhäusler. Der Name Häusler herrscht in Altbaiern und in den österreichischen Alpenländern, ohne dass, wie überhaupt in dieser Sache, damit eine festgestellte Grösse der Besitzer zusammenhängt. Bauernstolz nennt wohl auch den „Oechsler", d. i. einen Bauern, der keine Pferde halten kann, einen Häusler. Manche Höfe heissen Lehen, Viertel-, Achtel-Lehen, sind aber nichts Anderes als das eben Erwähnte. In der Oberpfalz heisst der Besitzer höchstens eines Viertelgutes Köbler. In einer Quelle von 1676 (cit. von Schmeller) wird erwähnt: „Vor dem 30jährigen Kriege gab es nur Bauern und Köbler,

[1]) C. Peyrer, Die Regelung des Grundeigenthums. Wien 1877.

diese ohne Anspann, blos mit der Hand arbeitend. Auf die Verwüstungen dieses Krieges hin kam es, dass auch manche Köbler sich Anspann anschafften." Diese Anmerkung ist nur dann verständlich, wenn man die entsetzliche Verminderung der Bevölkerung bedenkt und eine starke Vergrösserung vieler Güter durch Erbschaft oder Zubilligung herrenlos gewordener Gründe annimmt.

Im Pinzgau, Lungau, Oberösterreich und auch anderwärts gilt für das Häusl der Name Keuschn, in Kärnten Geuschn. In Mittersill nannte man den Einwohner ohne Bürgerrecht einmal Geuschler. Das Wort hat den Sinn von „Keusch", was im Dialekte nicht „züchtig", sondern „schmächtig, unansehnlich" bedeutet. A' keusch's M'andl = ein magerer Mann.

Noch ist die Ueberländ zu erwähnen, d. i. ein lediges, zu einem Gute geschlagenes Haus oder Feld, dann das Widum, Widem, Wi'm, Wid'n, falsch geschrieben „Witthum"; das sind gestiftete Gründe für den Pfarrer. Ein „Widemp" schon 1318; der Widma oder Wimmà = Widmann ist der Pächter oder Lehnträger eines solchen Gutes Der Familienname Wimmer kommt daher.

Im baierischen Unterlande nennt man Höfe, grösser als $^{1}/_{64}$ und kleiner als $^{1}/_{4}$ Gnàt, Güàdl (Gut, Gütchen); ein solcher Bauer heisst Güàtla (Gütler) oder Kloàngüàtlà [1]).

In der Hanna ist die Halblahn (Lehen) etwa 20 ha typisch und heisst hanacky grunt: der Name bezeichnet aber auch den Hof, die Gebäude selbst. Der Halblahner hält etwa 4 Pferde, 6 Kühe, 4 Kälber, 4 Schweine.

Bei Oedenburg (Westungarn) hiesse der Besitzer von $^{8}/_{8}$ Hof, das ist verschiedentlich achtmal 3, 5—7 Joch — es wechselt das Achtel von Dorf zu Dorf —, also von 24—56 Joch, „ganzer Bau'r". Aber es gibt keine Es gibt Grossgrundbesitzer, aber der bäuerliche Besitz hat sich bis nun so zersplittert, dass 13 Joch Besitz den Durchschnitt bilden. Die Hofstattler haben Haus, weniger als $^{1}/_{8}$, dann aber Wald- und Weiderecht. Die Söldner haben nichts als das Haus. Die Neuhäusler sind Arbeiter in Hütten.

Ainöd heisst ein inmitten der arrondirten Gründe oder in Waldblössen, abseits vom Ortskerne liegendes Anwesen. „Vor án Aàned soll mà'n Huàt athuàn," sagt ein baierisches Sprichwort, das volksthümliche Urtheil über den Werth arrondirten Besitzes. Vor Allem kommt der Einschicht oder Ainöd ein erleichterter und ganz freier Betrieb der Feldarbeit zu. Nicht so in der Gewannflur [1]). Weil der Mitrainer die Parcellen der Anderen, die etwa voll Weizen stehen, während er das reife Korn einzuheimsen hätte, nicht zertreten darf, ergibt sich für jede Zelge ein gewisser Flurzwang. Ein Jeder ist durch alle Anderen gebunden. Jede Neuerung in der Fruchtfolge u. s. w. braucht das Einverständniss Vieler, wenn nicht Aller und hieraus erklärt sich zum Theile die Langsamkeit, womit landwirthschaftliche Verbesserungen Platz greifen. In der Gegend von Orleans und Blois sind die Winzer, deren Gründe bis zu 30 qm zerstückelt und stark zerstreut sind, jeder Arrondirung abgeneigt. Die Aprilfröste greifen nicht überall gleich stark an. So theilt man das Risico. Dagegen neigt man in Osten Frankreichs zur Arrondirung.

Die sogenannte Dreifelderwirthschaft, wobei ein Drittel der Zelgen jedes Jahr für Viehweide offen bleiben musste, ist schon grösstentheils der Zweifelderwirthschaft mit Wechselfrucht gewichen. Diese Viehweide hiess und heisst, wo sie noch üblich ist, die Trád oder Trát; in der Oberpfalz der Essbàn oder das Espàt. Es ist dies ein Synonym für Brachfeld, schwedisch traede, traedesgärde; Urkunde ad 1219 „quod vulgo dicitur trat". — Solche Acker „liegnd in Trát", das heisst, sie werden nicht geackert, Unkraut wächst darauf — am Achensee allerdings auch ein schöner Flor von Viola tricolor — und das Vieh weidet dort. Dieser Vorgang heisst das „Trátt'n". Verschieden hievon ist die baierische oberländische Etz, die Weide nach der letzten Mahd auf der Wiese.

Das Ineinandergreifen so vieler Bauernwirthschaften auf den Zelgen musste allerlei Absonderungsmittel hervorrufen, hauptsächlich gegen das weidende Vieh. Man errichtete Auffänge oder Einfänge [2]), d. i.

[1]) In einer Urkunde von 1300 kommt „Guàt" für Vieh vor; in Salzburg heisst das Vieh „Die Sach", in Bern „Die Waare", in den sette Comm. de sacho oder ital. la roba.

[1]) Der einschneidende Gegensatz zwischen dem System der Gewanne und der Einschichten mit arrondirtem Besitze hat wohl fälschlich zur Annahme nationalen Ursprunges dieser Grundzüge des landwirthschaftlichen Lebens bewogen. Hiezu ist zu bemerken, dass auch gemischte Besiedlungsart auftritt: z. B. findet man bei St. Gotthard im westlichen Ungarn einen Gewannkern der Dörfer und ringsherum viele sogenannte „Bergbauern" regellos zerstreut. Das oberösterreichische Mühlviertel hat hievon interessante Beispiele, so z. B. Förling, Nussbaum u. s. w. im Bezirk Prägarten, wo um den Gewannkern arrondirte Bauerngüter herumliegen.

[2]) Bei Helfenberg, Mühlviertel (Oberösterreich), heisst jede von Wald umgebene Wiese „Infang" mit Beisetzung von Bestimmungsworten, z. B. Schlosser-, Schuster-, Nasen-Infang, nach den Besitzern oder auch nach der Form.

eingefriedete Stücke, im Brachfelde (niedersächsisch die Koppel, französisch le clos, l'enclos) mittelst beweglicher, leichter Bretterzäune. Der (oder das) Esster, auch Fallthor genannt, ist ein Zaunthor im Fahrwege, welches von selbst zufällt; 1295 kommt ein Espansthor, 1296 ein Vallter urkundlich vor. Vielleicht hängt der Ortsname Oberesternberg in Oberösterreich damit zusammen. Der geflochtene Zaun heisst bajuvarisch die Ettà, Edà, ältere Urkunde Iderzon, angelsächsisch edor, es ist mit: Edàgårt'n (Zaungerten) oder Wid'n geflochten. „Der „geetterte" (g'ettàte) Zaun."

Ein Brettzaun um ein Gehöft hiess und heisst vielleicht noch irgendwo bajuvarisch das Tüll. Die ältere Sprache hatte die Ausdrücke Frid, Gefride für Zaun, Fridhag, Fridtor, Fridzaun u. s. w. Das Zaunthor heisst Gadà oder Gadàn, wenn es gröblich aus Stäben gemacht ist. Das Gádàrl ist ein kleineres Gitterthor von feinerer Art. Bei den Cimbern hat sich das Wort als „Gattero" erhalten.

Der Hag, das Gehag oder Ghag, Plur. die ghágà, dimin. das Ghágl, ist eine Einfriedung von Stangen, Spaltholz u. dgl., weniger dicht als Hecke oder Zaun. Der Name gilt auch für das Eingehägte: Wildpark, Thiergarten, Fasanerie u. dgl. Kachet sagt dasselbe.

In den Sette Communi habe ich einen Skrevezaun gefunden, welcher aus gespaltenen Tannenbäumchen, in Zaunsteckenpaare schief eingelegt, gemacht wird. Das oberösterreichische Wort schrefeln für einkerben könnte lautlich damit verwandt sein; sachlich stimmt es wohl nicht.

Der geklobene Zaun wird aus Spaltholz ausgewachsener Baumstämme gemacht: vom Zeitwort kliàbm, kloibm, kluibm; Imperf. klob, Part. klobm, von chlioban, spalten.

A Luckà (Ober-Innthal), à Leckng (Berchtesgaden), à Laukhà ist eine Oeffnung im Zaun ohne Gatter, die man durch bewegliche, eingelegte Stangen schliesst und durch Ausheben derselben öffnen kann.

Bei den Heànz'n (deutsche Colonisten Westungarns bei Eisenstadt) heisst der feste Brettzaun Laànwandt (Lehnwand?), der sich auf Zaunsäul'n (Oedenburg Pachstal, Linz a. d. Donau Pachstidl) stützt. Dies ist die neue Art. Der altartige ist ein g'flochtnà Speltn'zaun, wobei Spaltholz mit „Wiedn" senkrecht an horizontalen Lattenpaaren befestigt wird. Die Spaltholztheile heissen im Salzburgischen Girsten. Sie sind schräg und parallel angebracht; darauf senkrecht sind die Zaunstecken in Abständen durch die Girsten gesteckt, so dass eine Art Flechtwerk entsteht.

An der oberen Isar steht Balket für Bretter- und selbst Stangenzaun. Schwedisch balk = Zaun mit horizontalen Holzstücken. Sehr gewöhnlich ist in Oesterreich der Name Plank'n, Plankà, Bretterzaun; ist auch Schriftdeutsch: „eingeplankt". Die Bretter sind an die Plankàsäul'n meist genagelt. Diesen Zaun macht wohl zumeist der Zimmermann. Im Bereiche der Stadt regiert er mit den „Stacketten" gemeinsam. Spanisch plancha; französisch planche; niedersächsisch Planke; schwedisch planka, heissen alle „Brett".

Der Flachtnzaun des baierischen Oberlandes besteht aus 5—6 Fuss langen, 3—6 Zoll breiten, 1—2 Zoll dicken Holzspalten. (Oberpfalz: der Spächen oder Spächten.) Diese werden in drei horizontale Latten durch Hinaus- und Hereinbiegen verflochten. Dieser Zaun ist häufig auch in Oberösterreich. Endlich gibt es noch einen Hanichelzaun aus Hanáchln, dürren Fichtenstämmchen für Bohnengeschlinge und auch zu schwachen Zäunen verwendet; dann einen Stickel- oder Steckenzaun, das Gestick (obere Isar), aus in die Erde gesteckten Eichenpfählen, oben mit Wieden verbunden oder durchflochten.

Stangenzaun und Widelzaun sind synonym. Die Wid, Wid'n, Wi'n oder das Widl bedeutet einen gedrehten und dadurch biegsam gemachten Zweig meist der Weide als Bindemittel. Die Flösser und Zaunstricker brauchen am meisten Wid'n, dann auch die Faschinenbinder und die Holzmacher zum „Bürtlbind'n" — Widnen = Wiedendrehen. Hiezu wird die Ruthe in flammendem Feuer „gebäht", dann mit dem Ende im Kopfe eines angespaltenen Pfahles verkeilt, dann gedreht und hiebei um den Pfahl herumgewunden. Man habe Achtung vor diesem unscheinbaren Dinge; ehe das Seil, der Bindfaden oder gar der Bindedraht bestand, war die Wiede.

Das Uttendorfer, Mauerkirchner und Braunauer Ehehaftrecht sagt: Es seindt drei Zeun. Prandt-, Gemach- und Fridtzäun oder Peunt. Der letztere darf nicht länger stehen als von Georgi bis Martini (also die Sommerszeit), der zweite ist unverrückbar, wo er 10 Jahre gestanden (Ehzaun), der erste stehe mitten auf der March und sei 3 Fuss hoch. Was der Prandzaun bedeute, ist nicht gesagt. Das Wort Zaun, Plur. Zaiñ, hat als Vorfahren isländisch tun = Hausgarten, angelsächsisch tûn, englisch town; holländisch heist tuyn Hof und Garten.

Der Anger, das Angàl, ist ein eingefriedeter Flurtheil, der vom Flurzwang frei ist. Zuweilen geht der Name auf die ganze Zelge über und man nennt die Flur Anger. Dies ist auch in die dichterische Sprache übergegangen.

Die Point, Paint, Puint, Paànt, Vorarlberg Bundl oder Bünt, ist ein dem Viehweidetriebe verschlossenes Landstück, welches dem Flurzwange nicht unterworfen ist. Der Begriff mag mit dem Einfang zusammenfallen. Es handelt sich hiebei nicht gerade um Gärten, eher um Rübenfelder, worauf der Name Ruàpàzaun (baierisches Oberland, bedeutet „Rübenpointzaun") zu deuten scheint. Die oben erwähnten leichten Zäune heissen nämlich so. Urkunde von 1246 „quendam hortum, qui vulgo Peunt dicitur". Englisch pound = Viehpferch; angelsächsisch pyndan = peunten (Salzach). In Vorarlberg heisst Bünt auch eine eingezäunte Wiese beim Hause für die Kuh.

Die Egàrt, Egàt, Plur. die Egàrtn, Eg'àn, bedeutet ehemalige Ackergründe, die später zu Graswuchs liegen blieben. Man findet das Wort öfters fälschlich zu Oedgarten vernobelt. Es kommt von Ehe—garten (quondam). Im baierischen Oberlande kennt man die Egertnwirthschaft, wobei jedes Feld drei Jahre lang bebaut und dann sechs Jahre als Egert rastet. Im ersten Jahre heisst das Ding Neu-Egert und wird gedüngt. Alt-Egert bedeutet einen seit langem ungepflügt gebliebenen Platz. Die interessanten Hochäcker vieler Forste sind eigentlich auch Alt-Egerten, manche freilich von prähistorischem Ursprunge. Das erste Heu der Wiesen beisst in Werdenfels Egertheu.

Pregarten heisst der unvertheilt gebliebene, in der Nähe des Ortes liegende Grund in der Gegend von Freistadt (Oberösterreich). Freistadt selbst und einige Dörfer der Umgegend, wie Loibersdorf und Gunschützberg, haben ihren Pregarten. Auch das Dorf auf der Höhe vor Reichenstein hatte seinen Pregarten; an seiner Stelle steht aber heutzutage der Markt dieses Namens. Im Gegensatze dazu wird die Ortschaft Prägartsdorf, welche die Uransiedlung bildete, heute zumeist kurz „Dorf" genannt.

Die Hofraàt (Hofreit), Nürnbergisch Hufàràt, bedeutet den zu Haus und Stall gehörigen freien Raum, dann aber auch den ganzen, vom Gehöfte eingenommenen Raum und dieses selbst. Der Name kommt 1427 urkundlich vor, dann auch kanzleimässig verderbt in Hofriet, fälschlich auf Riet, ein mit Schilf und Sumpfgras bewachsener Grund, bezogen. Riàd, oberpfälzisch Reut, fränkisch die Reut, Raid, Roit, Ruit, westphälisch Rode, liegt der Hofraàt zu Grunde.

Die Hofstatt bedeutet die Stelle, wo ein Hof gestanden war, dann auch, wo einer steht, und endlich, wo einer hinkommen soll. Hostet (Schweiz) ist daraus entstanden, bedeutet aber den Baumgarten beim Hause. Auch in Vorarlberg ist der Name Hofstatt gebräuchlich.

Herdstatt bedeutet Wohnung mit Herd, also eigene Wirthschaft, mit „eignem Ruck", eigenem Rauch.

Die Dienstleute des bajuvarischen Anwesens heissen Knecht und Dirn'. Man unterscheidet Grossknecht und Kloànknecht, Gross- und Kloàndiàrn; eine Ehehalten-Ordnung von 1499 unterschied allerdings: 1. Baumann[1]), 2. Mitterknecht, 3. Menknecht, von die „Men", d. i. die Fuhre, sowie das dazu nöthige Zugvieh. Noch heute nennt man den Buben, welcher beim Pflügen die Ochsen führt, „Menbuà". Der Pluchhaber oder Pflughalter und der Mener sind uralte Gegensätze. Ein anderer Gegensatz ist bei uns allerdings in Vergessenheit gerathen: jener zwischen „menà", führen, leiten, kutschiren — und sámà, das Saumthier führen. Der Menochs ist Zugochs. Das Menàt ist Scharwerk, Spanndienst, Fuhrenrobot gewesen.

In grossen Wirthschaften nennt man den Grossknecht, ein Mittelding von Verwalter und Dienstboten, den „Mair oder Maàr". Einst bedeutete das „den Colonus, der ein Gut auf Freistift, Erbrecht, d. i. zeitlich, lebenslänglich oder erblich in eine Art Pacht übernommen hat". Im Jahre 1696 erscheint der Ausdruck „Mayr" schon verallgemeint, fast gleichbedeutend mit Bauer.

Die jüngsten Knechte sind „Buàb'n", oberpfälzisch Bou, wovon der gebräuchlichste der Hiàtàbuà. Der Nebenbegriff des Buàm, nämlich der ledigen Männer, auch des reifen, bleibt dadurch unberührt. Im Pongau und Pinzgau heisst der Jüngste „Fingerling", in Oberösterreich „Schlegel".

Die Diàrn, oberpfälzisch Diàn, wird nach Alter, Tüchtigkeit und Geltung allmälig aus der schlechten Diàrn (1660) oder dem Diàrndl, welches etwa die Gänse hütet, zur Drittldiàrn, dann zur Mittadiàrn, Maàrdiàrn, Ober- oder Maàstàdiàrn: Diese heisst im Mühlkreise (Oberösterreich) die „Bösdiàrn", d. h. Beste Dirne.

[1]) Baumann ist hie und da, nicht aber in Oesterreich, gebräuchlich für den Oberknecht, der die Wirthschaft etwa für Unmündige oder für eine Witwe führt.

Dies sind Rangsstufen der Knechte- und Diärnwürde, welche ja nicht systemisirt, wohl aber durch das Bedürfniss entwickelt sind. Wir begegnen noch anderen Titeln, welche aber mit dem Range nichts, sondern nur mit der Beschäftigung zusammenhängen. Die kochende Dirne heisst im Pinzgau „Kuchlin", eine Wirthschafterin in Tirol und Baiern „Hauserin, der Knecht (Pinzgau), der das Heu im Heuboden festtritt, „Schopper", der Pferdeknecht „Rosser", der den Stadl in Ordnung hält, „Städler" (daher dieser häufig erscheinende Eigenname); der die Zäune, dieses wichtige Erforderniss einer neben Feldwirthschaft stark Weidewirthschaft treibenden Bevölkerung überwacht und ausbessert, „der Zauner"; der wichtige Futterknecht (baierisches Oberland) heisst „Fuàtàrà". Im Pongau und Pinzgau gibt es noch einen „Werfer", ich weiss aber nicht sein Geschäft.

Mehr und mehr dringt der Taglöhner in die alte, patriarchalische Wirthschaft der Ehalten ein. Zwischen beiden steht im bajuvarischen Sprachgebiete der Gehause, Ing'hause, G'haus, Inghaúss' (Starnberg), das ist ein Taglöhner, der mit seiner „Ghaussin" in einem Häuschen des Bauers wohnt und demselben zur Arbeit verpflichtet ist. Dagegen steht in Oesterreichisch-Schlesien, sowie auch in Böhmen der Taglöhner zum Bauer in einem ganz vorübergehenden Verhältnisse; ja im Französischen, Berry (Hauptort Bourges), „miethet man oft erst Abends für den nächsten Tag".

Im Etschthale, abwärts Margreid, an der italienischen Sprachgrenze, lassen die Signori ihre Güter durch wälsche Massadori bearbeiten. Der Massador bekommt Lohn und die Nebenfrüchte, zahlt die Steuer und liefert den Wein ab; oder er bekommt Nebenfrüchte, ⅓ Wein, gibt ⅔ Wein und die Steuer dem Herrn; oder er bekommt Lohn als blosser Taglöhner und liefert Alles ab. Nebenfrüchte sind Mais, Weizen, Kartoffel und das schlechte, saure Heu der Thalsohle. — Aehnliche, und zwar ebenfalls wechselnde Dienstverhältnisse binden den oberitalienischen Laborente oder Colono an seinen Padron.

Merkwürdig ist der Brauch im Mühlviertel (Oberösterreich), dass man die Holzarbeit (Scheiter machen) gegen Naturalantheil, nämlich gegen die Hälfte der hiebei gewonnenen Reisigbündel (Büàtl) und Wurzelstöcke, vergibt.

Im französischen Departement Tarn et Garonne ist Viehpacht auf halben Nutzen, cheptel, üblich. Der Bordier (la bord = das Gehöfte, der Meierhof, also Meier) verwaltet und arbeitet für halben Ertrag. Die Éstivandiers oder Mistiviers sind Sommerarbeiter mit Lohn oder Ernteantheil.

Die Arbeit theilt sich in die „Hofarbeit" und ihren Gegensatz, die Stubenarbeit, wie z. B. das Nähen, Spinnen, Weben. Das Kochen dem in bajuvarischen Gebiete zumeist die Bäuerin obliegt, muss wohl als Hofarbeit angesehen werden, obwohl sie in der Küche und hie und da, auf modernen Sparherden, auch in der Stube sich vollzieht. Die Hauptarbeit, welche ja dem Bauer seinen Gattungsnamen gegeben hat, ist das bau'n, bau — à, das bauen, d. h. das Bestellen des Feldes im Allgemeinen. Insbesondere versteht man darunter das Pflügen zur Saat. I haàn main woàz baut' (oder anbaut), han awà nöt vüll d'ábaut; ich habe meinen Woizen gesät, aber nicht viel erzielt oder geerntet. Von wohlgepflegten Feldern heisst es: dö sán in guàd'n Bau. Das Bestellen des Feldes heisst im Algäu „die Zelg". In Oberfranken und besonders bei Nürnberg heisst „zelgen" und „zelchen" das Feld nach der Brache, wie es die Dreifelderwirthschaft bedingt, zur neuen Aussaat vorbereiten. Das Umackern des Stoppelfeldes, also die Brache, heisst Brach, Brah, das Zeitwort brauhhà[1]) = brachackern; in Eichstädt, Schwäbisch-Neuburg g'weischen, von G'weisch, das Stoppelfeld; die in Oberösterreich „weisse Rüben" genannte, im Stoppelfelde cultivirte Herbstfrucht mag vielleicht richtig Gweischrüben heissen. Sie sind nämlich nicht mehr weiss, als manche andere Rübengattung. Solche Verschiebungen bei entschwindenden Dialektworten kommen ja vor.

Ein neugepflügtes, eben urbar gemachtes Stück Land heisst Umland.

Der bajuvarische Bauer spricht wohl von „Feld" und von seinen „Feldern", aber ganz volksthümlich ist das Wort nicht. Es kam in älterer Sprache eher als s'Gfil, Gefilde, vor und stand als Begriff der Freiheit von Wald mit diesem im Gegensatze. Wenn er vom Acker im Sinne der Schriftsprache reden will, sagt er „Land". „Mein Erdöpflland hat zwoà Ácká." Der Ackà bedeutet ein Ackerbeet, den Raum zwischen zwei Furchen. Im baierischen Oberlande sagt man sogar die „Lántà", z. B. „mein

[1]) Ma thuàt brachackern zu Johanni, zwybrach'n um Bartholomae, drybrach'n oder zuàbaufi um Maria Geburt. In den baierischen Donaugegenden pflügt man viermal; die „Brachet", d. i. die Zeit des Brachens, beginnt dort schon vor Johanni. Es gibt bei Prägarten (Mühlviertel, Oberösterreich) ein Dorf Brahwinkl.

Woàz-Land, mein Haàrland [1]) alle meine Làntà" u. s. w. „had dà Schaur dàwischt". Das Wort Acker als Ackerbeet, als Theil unseres schriftdeutschen Ackers, kommt schon 1200 vor. Im Gebirge, an steileren Abhängen, pflügt man mit dem „Leithenpfluge" glatt, weil wasserableitende Furchen daselbst entbehrlich sind. Diese allein sind wahre Aecker. Das Pflügen heisst „ackärn", am Lech „aeckern".

Das Pflügen geschieht, indem man durch das „Land" Furchen schneidet, welche allerdings, wie soeben erwähnt, bei der Arbeit des Leithenpfluges gleichzeitig wieder verschüttet, geebnet werden. Die bleibenden Furchen heissen bajuvarisch auch Aldn; im baierischen Walde aber heissen einzelne quer durch die eigentlichen Ackerfurchen zum Wasserablaufe angebrachte Querfurchen Schrötfurch. Jene Stelle, wo nach jedem Hin- und Wiederarbeiten der Pflug gewendet wird, heisst die Awandt'n, das Awántl. Hievon bei Nürnberg Gewánd, Gwánt'n, das breite Ackerbeet, das Gwántl, das kleine Gartenbeet. Die Wendt'n (bajuvarisch) ist der durch die Pflugschar umgewendete Erdstreifen.

Im unteren Mühlkreis, also östlich von Prägarten, heisst der Ackerrain „Anewander".

Der Bifang [2]) (Bifeng, Bifing, Bifàn, Bifling [Nürnberg Binfang]) ist im Allgemeinen ein schmaler „Acker", eigentlich das schmalste gebräuchliche Ackerbeet, welches man dagegen bei Bamberg „wendisches Beet" nennt. In Urkunden von 1247 herwärts wird die Fläche von Aeckern nach der Bifangzahl bestimmt. An der Ilz heissen besonders die Flachs-, Kraut- und Kartoffelbeete Bifang; bei Linz a. D. dagegen heisst der schmale Ackerstreifen über den ganzen Acker, welcher z. B. mit Kartoffeln bebaut ist, Acker, während senkrecht auf dessen Erstreckung die kleinen Beete angebracht sind und Erdäpfl-Roànl (Raine) heissen. In feuchter Niederung ist die Abfuhr des Wassers wichtig. Auf dem Bifang wächst das beste Korn, weil eben dessen obere Wölbung aus dem feuchten Boden ziemlich bedeutend hervorragt und die Seitenböschungen des gelockerten Aufwurfes den Zutritt der Luft zu den Wurzeln, die Belichtung u. s. w. begünstigen. Was Schmeller Anfangs des Jahrhunderts in Altbaiern beobachtete, habe ich unlängst aus dem Munde eines oberösterreichischen Bauers fast wörtlich wieder vernommen: Beim Umpflügen werden zwei Furchen gezogen, so dass zwischen ihnen eine Art Rain (Roàn, Raàn) bleibt; durch diesen schneidet nun der Pflug mitten durch, wirft die Erde rechts und links, so dass zwei neue Bifáng entstehen und, wo die Höhe des alten war, eine tiefe Furche. Dieser Vorgang heisst „ausfangen", woher der Name Bifang kommt.

Dieser Art Bifang stehen wohl andere gegenüber, wahrscheinlich nach den Erfordernissen der Gegend. So ist das „wendische Beet" viel breiter. Zwischen Prerau und Krakau und überhaupt in Westgalizien herrschen fast glatte Ackerbeete, ebenfalls von bedeutender, wie mir schien, 3—4 m betragender Breite, von den anderen durch eine tiefere Furche getrennt. In der Heànzerei (deutsche Gegend bei Eisenstadt, Güns etc. in Westungarn) ist der Pifing oder die Fanggruiben 10 Furchen oder 2 m breit. Im baierischen Flachlande seien 4 Stränge ein Bifang, was vielleicht das oben Geschilderte nur anders ausdrückt.

Das Máhd [3]) ist die Heuernte, die Mähezeit, die Thätigkeit des Mähens, das Product, ein mähbares Grundstück, besonders im Gebirge, in der Waldrodung; Plur. die Máhdà, das Wiesmähd, das Bergmáhd, eine steile Abhangwiese, wo die Weiber in Hosen, ohne Röcke, antreten (Gegend Saalfelden in Salzburg, bei Wörgl in Tirol), wo die Mähder sogar Steigeisen tragen und sich anseilen. Die Waldwiese heisst auch Gereut-Máhd. Eine einmähige, ungedüngte Wiese heisst Altwies; ihr Heu Altheu, vielleicht eine interessante Erinnerung an den Urzustand aller Wiesen: die Weide in den ersten Stadien ihrer Entwicklung zur zwei- bis dreimähdigen Wiese. Die Wiese am Gehöfte heisst Hofwiese, Hofmáhd, in Straubing Hobàt.

Das zweite Heu heisst Amáhd, Aumáhd, auch, und besonders im österreichischen Alpenlande, Grumet, Gruàmàt, Graàmàd (von gremium?), in Vorarlberg Ohmád oder Nachmáhd, schwäbisch Omát, Omt. Das dritte Heu heisst Afteramàt; bei Linz, wohl verderbt, Afel-Gruàmàt. Das Gruàmàt heisst englisch the math. Auch bei den „Cimbern" hat sich „grumet" erhalten.

Das Heu wird nach der Trocknung in kleinen Schobern, Schöberl'n zusammengeheut und dann in den Heuboden, in die Heurehm (Kitzbüchl, Wörgl) eingeführt, seltener in Heutristen auf-

[1]) Eine Ortschaft Haàrland im Bezirke Prägarten, Mühlkreis (Oberösterreich).

[2]) Ortsname Ober- und Unter-Bifang, Bezirk Radstadt, Gemeinde Palfen. Letzteres Wort (Palfen) bedeutet einen zu Thale gestürzten Felsblock.

[3]) Heumahdhöhe, südl. Radstadt, auf der Generalstabskarte irrig Kemathöhe. Dort auch ein Bauerngut Mahdau.

gehäuft. In der Oberpfalz heisst der Heuschober der Schwaiber.

Zur Getreideernte stellt man 10—15 Schaub'n, Scháb, Schá, d. i. Garben, in Mándl zusammen und deckt eine abgebogene Garbe als Regendach über den Kopf des Mándl's. So ist's z. B. in ganz Ober- und Niederösterreich, Böhmen, Mähren und dem baierischen Unterlande. Im Lungau legt man 8—10 Garben zu Hauf und nennt das Docken, 100 Docken machen einen Schober. Den Flachs dockt man auf, indem man ihn in Büscheln aufrecht stellt zum Trocknen.

Je feuchter eine Gegend, desto mehr bedarf man künstlicher Trocknungsmittel auf dem Felde und bei starkem Thau und häufigem Regen selbst im Hause. Hiedurch wirkt das Klima bestimmend selbst auf Form und Methode des Hausbaues. Das einfachste Trockengerüst ist die von den meisten Bajuvaren verwendete Hüfel, Hifler, ein Nadelholzbäumchen mit gestutzten Aesten. In Oberösterreich sind sie für das Trocknen des Klees bestimmt, werden aber meist von Werkholz gemacht. Sonst verwendet man sie in Kärnten, Salzburg, Nordtirol und Vorarlberg in gleicher Weise, nennt sie aber Hainzen, Hoánz'n. Ob nicht der unerklärte Name der Heánzerei ebenfalls von dieser Benennung herrührt?

In Salzburg kommen 15 Garben auf einen Hifler, vier Hifel machen einen Schober. Man unterscheidet Troàdhifln und Kleehifln.

Auf den Hüfeln oder Hainzen werden nun die Feldfrüchte in Kreuzschöberln oder Schöbern aufgeschlichtet und so vor der Berührung mit dem feuchten Boden bewahrt, dem Lufteinflusse und der Sonnenwärme ausgesetzt.

Im Küstenlande, besonders am Isonzo, dann in Südsteiermark, Kärnten, Krain, im Pusterthal bestehen überdachte Trockengerüste, die einfachen und doppelten Harfen oder Harpfen auf den Feldern, und als Vertreter von Scheuern neben den Häusern. Ich habe nachgewiesen, dass aus ihnen eine sehr zweckmässige Scheunenform entwickelt worden ist. In Wallis und Tessin sollen sie ebenfalls vorkommen und raskart, rescanna und kischné, deutsch hist heissen. Ich habe im Canton Tessin kein solches Ding gesehen. Am Isonzo haben sie einen slovenischen Namen, „stoch". Es soll „Bock" bedeuten. Mich erinnert es an „'s Dach". In mehreren bajuvarischen Gegenden ist der Name „Heugeig'n" gebräuchlich.

Im baierischen Oberlande heisst der Heuschober auf der Wiese Walm, Walbm, Schwedisch hvalma = aufschobern, hvalu = der Schober, isländisch hvelva = invertere, verkehren, umwenden.

Der Grossgrundbesitz mit seinen Massenproducten spart an Gebäuden und legt besonders das Stroh und die ungedroschenen Garben in Tristen. Die Tristn, Trisch'n kommt auch volksthümlich im baierischen Oberlande vor, aber, wie es scheint, besonders für Schilfstreu. Man häuft Schilf (Sumpf mit Röhricht heisst im Pinzgau Strá-Laká) um den Trist-Steck'n, tritt den Haufen fest, bedeckt ihn mit Rasen. Es gibt aber neben diesen Geröhrtristen auch Heu- und Strohtristen.

In der Bukowina, beim Hofe der Rumänen, dann bei den „Cimbern" der Sette Communi umfriedet man die Heuhaufen und versieht sie mit Dächern. In der Bukowina heissen sie Okol, bei den „Cimbern" Drista. In Bosnien umgibt man Bäume mit einem Flechtzaun und thürmt das Heu am Baume auf. Man schützt es so vor dem Viehe.

In waldigen, stroharmen Gegenden behilft man sich mit „Waldstrá", mit Tanná-Gráss (Tannengeäste) oder Dáks'n, welche man mit dem Däksmesser oder Schnáiter verkleinert. Besen aus solchen Aesten heissen Kehr-Dáks'n. Derselbe Name bezeichnet übrigens auch die abgefallenen Nadeln der Tannen oder Fichten. Das Wort Töschn für Tannenäste kommt in der Sette Communi vor. Die Esche heisst bajuvarisch auch Goàsbám. Im October füttert man ihr Laub Schafen und Ziegen im Salzburgischen, in Kärnten. Im Mühlviertel (Oberösterreich) füttert man Eichenlaub, gesalzen, den Schafen. Laub-Biárt heissen die Bündel der Eichenzweige.

Ausser dem Traád oder dem „Kerndl" fällt beim Putzen in der Staubmühl (Isar), welche das alterthümliche Worfen mit der Worfschaufl längst verdrängt hat, noch ein Nebenproduct, das „Hintergetraid"[1], d. i. leichtes, minderes Getreide, besonders

[1] „Hinter" bedeutet hier minderer Güte. Im Salzburgischen heisst ein Schwachsinniger ein „hinterer Mensch". Herr Rosegger hat unlängst im „Globus" behauptet, meine Ansicht von den Erfahrungseinrichtungen und der bewussten Technik im Hausbau habe den Umstand des „eisernen Bauernschädels" gegen sich. Ich will diesem Schädel nicht zu nahe treten, aber darauf verweisen, dass gute Neuerungen rasch Eingang fanden und finden. Der Bauer findet sich, wie Andree nachweist, in den Wechsel der Bauweise bei Braunschweig, ein kaum 80jähriger Process! Er hat sich bis in die hintersten Winkel der Karpathen rasch der Petroleumlampe, den Zündhölzchen, wodurch die ganze Herdwirthschaft mit der Gluthbewahrung geändert wurde, dem wichtigen Schindelnagel, dem Sparherde, der Zweifelderwirthschaft u. s. w. anbequemt. Er hat in Oberösterreich, sobald Kaiser Josef II. das

für Geflügelfutter, dann das Ám, g'Ám, Getreidespreu, ab. Letzteres wird abgebrüht (Ám-Gsött) und verfüttert. Malzkeime heissen Malz-Ám.

Der Mist hat den Ehrenplatz im Gehöfte; der Hofraum heisst denn auch hie und da die Mist'n, Mistung (Franken). Die Düngung der Wiesen und des Bámgartens beim Hause geschieht vorherrschend mit Jauche. Adl, A'll, was ursprünglich Harn bedeuten mochte. Ostgothland: Ko-adel, Kuhharn; Dalekarlien: Adla, harnen. Adl-Lak'n oder Hüll ist die Jauchegrube. In Oesterreich und Salzburg führt man den Adl in Fässern, am Chiemsee in Adl-Truhhä'n, d. i. Bretterkasten. Das Zeitwort ist adl'n. Die Güllä'n oder Güllen ist schwäbisch die Pfütze, bedeutet schweizerisch Mistlache und Jauche, während Hüll, Hilng und Hilbm ein kleines, stehendes Gewässer ohne den Begriff des Unreinen bedeutet. Der pleonastische „Hilmerteich“ bei Graz findet so die Erklärung seines Namens. In der Grashüll wäscht man gejätetes Gras, ehe man es den Kühen gibt; die Misthüll umgibt die Mistung, die Rosshüll ist Schwemme. Die „Cimbern“ sagen Hulwa zu Lache.

Noch wird viel Flachs gebaut, aber seine Bedeutung für die Bauernwirthschaft hat abgenommen. Man spinnt weniger und webt selten im bajuvarischen Hause. Man verkauft viel Rohmaterial an die Fabriken und kauft den Stoff. Das Haár-Brech'n (brecha; du brechst, er brecht), das Abstossen der Stengel auf der Brechà oder der Brech'n vor der Brechstube findet wohl noch hie und da statt. Anderswo heisst diese Thätigkeit Murkeln oder Rollen, brecheln aber bedeutet dort das Zerstossen der feinsten Theile. — Die Brechstube, welche übrigens einen Ofen und Pritschen zum Flachstrocknen und allgemein ein von Säulen gestütztes Vordach hat, unter welchem man brechelt (der Staub wäre im geschlossenen Raume schwer erträglich), heisst an vielen Orten, z. B in ganz Salzburg, Brechelbad, in Nordsteiermark Badstube. Der Ofen, aus Kacheln, meistens aber gemauert, ist bei Aussee (Obersteier) selten, in Nordtirol aber meistens von aussen zu heizen.

Die Bienenzucht blüht in einem weiten Bereiche. Der Bein-Kár (Bienenkorb) auch Imp-Bágà (baierisches Oberland) oder Impfass (Niederbaiern), Beiñ-Stock (Oberösterreich) genannt, ziert noch manche Hauswand, auf dem Impgang, einer Brettgalerie der Fronte (Mattsee und sonst an sehr vielen Orten); oder sie stehen in abgesonderten Bein-Hütt'n gereiht. Kár, welches auch von gewissen, muldenförmigen Vertiefungen oder Ausschnitten im Felsgebirge gesagt wird, kommt von dem alten char, bei Ulfilas kas; bedeutet ein Gefäss oder Geschirr, wobei meist an etwas Gerundetes gedacht wird. Brunnkár, im Mühlviertel dumpf, fast wie o gesprochen, (Brunnkasten) Fischkár (Oberpfalz), Káás-Kaàr, Káschkà (baierisches Oberland), Käsedose mit Abflusslöchern, z. B. bei Berchtesgaden unter dem Namen noch gebräuchlich. Milchkár hölzerne oder irdene Milchschüssel. Traàdkár (baierischer Wald), Getreidekiste. Der Bienenkorb heisst auch Biñ- oder Imp-Sumpà, fränkisch Bisümàlà. Das Sumpà, Summà, Sümmàr bedeutet einen dicht aus Stroh geflochtenen Korb für Mehl, dann zur Aufnahme des zu backenden Brodlaibes. Die Textur auf der gewölbten Seite des Laibs rührt von den Eindrücken des Sumpà-Flechtwerkes her. Hochdeutsch Backkorb oder Backschüssel. In Oberösterreich heisst ein dämlicher Mensch „Bachsümperl“ (Bachkörblein); auch „Sumper“ in derselben Bedeutung.

Alm, Albm, Aj'm, die Alm oder die Alpenwirthschaft, Gebirgsviehweide mit Stall und Wohnung. Gên Alm, zur Alpe ziehn; z'Alm sein, sich mit dem Vieh auf der Alm befinden. Galtalm, Gebirgsweide für Ochsen, Kälber, nicht milchende Kühe u. dgl. mit sehr einfachen Hütten oder „Scherm“, Schirm- oder Flugdächern. Scherm, Schirm bedeutet allgemein Obdach. In Scherm heisst à l'abri. Man nennt auch Viehställe auf der Alm im baierischen Oberlande Scherm, speciell versteht man aber auch dort die Ortbretter darunter. Bei den „Cimbern“ ist Schermendach = Flugdach. Sennalm, Alm mit Käserei, welche vom Senn (Algäu), Senner oder Sender (baierisches Oberland), zwischen Isar und Salzach, aber zumeist von weiblichen Dienstboten, der Sendin oder Sennin, in Steiermark und Oberösterreich

Erbrecht der Bauern geregelt hatte, einen ganz neuen Typus, den Vierkant — Herr Rhamm meint unter diesem Namen allerdings etwas Anderes als ich und andere Forscher — entwickelt; er hat sich in Böhmen das Bauernhaus in etwa 30 Jahren fast durchaus neu gestaltet; ja wenn die Meinung, das sogenannte fränkische Gehöfte mit dem „oberdeutschen“ Wohnhause sei in der That fränkisch und oberdeutsch, richtig ist, so haben etwa 30 Millionen, zum Theile recht spät civilisirte, slavische, magyarische, rumänische Bauern eher Anpassung als Sprödigkeit bewiesen; denn jene Typen herrschen in weitem Kreise und sind kaum von den Repräsentanten in Franken zu unterscheiden. Selbst apodiktische Behauptungen stützen eine Theorie nur, wenn sie richtig sind.

Schwoàgerin (von Schwaig, Schwaàrg[1]), die Alpenhütte) versehen wird[2]). Die Alpenwirthschaft heisst in Baiern auch das Sennet, die Sennte, das daselbst befindliche Vieh Sennvieh. Die Sennerleute heissen auch der Almà, der Albàra, die Albmùrin. Ihr Jauchzen und Jodeln heisst „albàz'n“ oder almàl'n. „Alpe“ als Grundstückname kommt schon 798 in einer Salzburger Urkunde vor. Schmeller meint, das Wort stamme aus einer früher über ganz Europa verbreiteten Sprache. Von den aus dem Begriffe hervorgegangenen Ortsnamen sei Algäu, früher Albgau, erwähnt.

Die Almenwirthschaften der Sette Communi haben Käsera für die einzelnen Haustheile verschiedener Bestimmung, z. B. Käsera von der Milche, Käsera vomme Käse u. dgl.

Malga ist der oberitalienische Name der Sennerei, Accla der rhätoromanische. Die Hütte heisst italienisch paito, baito, paita; romanisch tescha, von romanisch tegja, italienisch tigid gesprochen. In der Valle Camonica heisst der Bergstall Clischüra (chiusura, Verschluss). Bei den italienischen Alpenbewohnern ist die Sennerei eine ganz geschäftsmässige Pachtunternehmung geworden[3]). Der Pächter oder sein Bestellter heisst capo di monte, der Käser oder Senner „Casaro“.

Die Mandria der oberitalienischen Almen ist ein nach Bedarf veränderter umzäunter Raum, in welchem das Vieh nächtigt. In der Bukowina heisst das rumänische Wort für dieselbe Sache Korla.

Zu einer Alm gehören oft 2—3 Weideplätze, Leger oder Geläger in verschiedener Höhe, welche abwechselnd bezogen werden: die Niederleger, sobald der Graswuchs und das Wetter es gestatten, und dann wieder im Herbste; die Hochleger oder auch Hochalpen im Juli. Die ältere Sprache nannte diese Almen „Gesäss“, was noch im schweizerischen Maiensäss und Hochsäss, dann in dem Ortsnamen „Vorgesäss“ bei Schwangau erhalten ist. Im bajuvarischen Sprachgebiete der Alpen hört man statt Leger oft die À's'n oder Àst'n, in alten Salzburger Waldordnungen Àstn oder Ezz'n.

Kleine, ganz rohe Hütten für den Hirten heissen im Chiemgau die gám, die gáum, was Hütung bedeutet. Gámà, schwäbisch gömà = Achthaben, Aufsichthalten, Sorgetragen; Ulphil. gaumjan = wahrnehmen; in Oesterreich „gáumt“ man bei einem Todten (Todtenwache); der Haushüter während der Kirchenzeit = der Gámà. Figürlich heisst das Ausgeding, das Austragstüberl auch die gám; die alten Leute sind eben auch Haushüter.

Der Platz bei der Almhütte, wo sich die Kühe zum Melken versammeln, heisst im baierischen Oberlande die Tret. Im Pongau heisst der auf dem Fussboden mit Baumstämmen belegte Stall neben der Almhütte oder auch unter demselben Dache mit ihr ebenfalls Tret.

Der Raum, auf welchem der Senner zu seinem Koch- und Heizfeuer Aeste und Stämme entnehmen darf, meist zunächst der oberen Waldgrenze, heisst die „Gschwand“. Das Reinigen der Alm vom Waldanfluge heisst „schwendten“; der Arbeiter, welchem es obliegt, „Gschwandtner“, was auch als viel gebräuchlicher Familienname erscheint. Man gebraucht zum Schwendten besondere schaufelförmige Messer.

Reich ist das Almenwesen im bajuvarischen Sprachkreise an romanischen Worten. Die Käser, Kásà, die Almhütte von casa; der Käse, Kâs von caseus; das Muàs von mustum; der Senn' von senior; der Schotten[1]), eine Käsegattung, von scotus; der Speck von spica; der Hodel (Bock) von hoedus; das Joch (der Gebirgsübergang) von jugum u. s. w.

[1]) Die Schwaig, Schwoàg, Schwaà = Viehhof, in futterreicher Gegend detachirt. Manche Schwaig ist zum Gehöfte geworden. Gehöfte, welche den Ackerbau aufgaben, wurden zu Schwaig'n. 1437 kommt das Wort für Gehöfte vor; 1322 curia swaigalis, 1418 der übertragene Begriff = Herde. Der Schwaiger, die Schwaàgàrin = Käser, Sennin, hie und da „der Schwaàgà = der Schwaigbesitzer. Sennerin besonders in Oesterreich. In Baiern ist Schwaig und Sennhütte nicht identisch.

[2]) Der Schosser (Pinzgau) heisst der Knecht, der den Dünger auf der Alm ausbreitet. Der Stotz ist jener Knecht, welcher hie und da in den Tiroler Alpen auch im Winter oben bleibt. Stotz ist sonst eine Art Milchgefäss.

[3]) In der oberitalienischen Valle Camonica, zwischen Edolo und Ponte di Legno, ist die Weide, sowie der Wald noch zumeist unvertheilte Allmande. Der Gemeindeangehörige hat das Recht, sein Vieh zur Alm zu treiben, aber er muss Pacht zahlen für jedes Stück und das Doppelte für jedes Stück über seinen regelmässigen Winterviehstand. Aehnlich in der südtirolischen Valle del Sole (Sulzberg).

[1]) Der süsse Schotten wird blos am letzten Tage vor der Thalfahrt, der Abfahrt, bereitet, damit die zuletzt gewonnene Milch verwerthet werde. Die Milch wird mit Laab verkäst und der Käsebrei, mit Weinbeeren gemengt als süsse, kalte Speise verwendet, als Almgeschenk vertheilt. Die gleichzeitig vertheilten gebackenen Teigkügelchen heissen „Scheuraus“. Sie sind grösser und gröber im Steirischen als im Salzburgischen.

Literaturberichte.

I

Sergi, G.: Arii e Italici. Attorno all' Italia preistorica. Con figure dimostrative. Torino, Fratelli Bocca. 1898. 228 pp. 8°.

Der Autor sieht voraus, dass er mit diesem Buche starken Einwendungen entgegengeht. Und womit könnte er auch Unvorbereiteten überraschender kommen, als mit der These, dass Arier und Italiker zwei grundverschiedene ethnische Elemente der mittleren Südhalbinsel Europas gewesen seien. Wir nennen es eine These, weil Sergi selbst erklärt, hier nicht den vollen Beweis seiner Bemühungen erbringen zu können; er verspart sich dies für eine spätere, umfassendere Darlegung. Wer Sergi's Arbeiten über den „mittelländischen Stamm" kennt, wird sich jedoch über das neueste Buch desselben nicht allzusehr verwundern. In jenen früheren Schriften wird die Annahme vertreten, dass die Urbevölkerung der Südhalbinseln und auch anderer, besonders westlicher Theile Europas afrikanischen Ursprunges sei und einem geistig und körperlich ausgezeichneten, nichtarischen Stamme, der dunkelweissen „stirpe mediterranea" angehöre, deren Ursitz in Aethiopien zu suchen sei. Auf der frühen Cultur und den hohen Fähigkeiten dieses Stammes beruhe durch das gesammte Alterthum hindurch der Vorrang des Südens vor dem Norden unseres Continentes. Diese Ansicht steht im Zusammenhange mit einer bekannten, nun schon älteren Auffassung des physischen Typus des echten „Ariers". Es war zu erwarten, dass Sergi die Schicksale seines nichtarischen „Mittelländers" durch die Vorgeschichte und Geschichte Europas hindurch zu verfolgen unternehmen würde, und die Vorgeschichte Italiens lag ihm hiebei am nächsten. Er findet die Prähistorie seiner Heimat hochentwickelt, aber die Ethnologie derselben im Rückstande, und beklagt namentlich die mangelhafte und oft unrichtige Anwendung der archäologischen Daten auf die alte Völkergeschichte.

Wir wollen hier keine Einwendungen vorbringen, sondern die Aufstellungen Sergi's für sich selber sprechen lassen. Zunächst erklärt er die Terramaren der Poebene, wie sie sich in ihrer letzten Construction darstellen, für Werke römischer Colonisten, die im II. Jahrhundert v. Chr. auf den künstlich erhöhten Wohnplätzen älterer Ansiedler nach heimischer Sitte ihrer Pflanzstätten aufgeschlagen. Die ganze charakteristische Anlage mit Wall und Graben, Palissadenwehr, Prätorium, Cardo und Decumanus sei nicht vorrömisch, wie Chierici, Pigorini und ihre ganze Schule annehmen, sondern römisch und habe mit den alten vorgeschichtlichen Terramaren nichts gemein, als den Standort. Die archäologische Stütze dieser Meinung sind die römischen Artefacte, welche sich in den Gräben und oberen Schichten der Terramaren gefunden haben und von den Prähistorikern auf den Bestand kleiner römischer Wohnstätten auf den Höhen der verschollenen alten Pfahlbauten gedeutet worden sind. Der Unterschied dieser beiden Auffassungen ist sehr wesentlich, und Pigorini hat nicht ermangelt, die seinige gegen jene Sergi's erneuert zu vertreten. Nach dem Letzteren sind sowohl die Anfänge der Terramaren, als die Seepfahlbauten im westlichen Oberitalien Denkmäler der ältesten Bevölkerung der Poebene, d. h. der Mittelländer, speciell der Ligurer, doch seien sowohl die Einen als auch die Anderen frühzeitig von den aus Norden eingedrungenen arischen Kelten occupirt worden.

Im Capitel über „die Umbrer und die erste Eisenzeit" stellt sich Sergi ganz auf die Seite Brizio's, welcher in der Villanova-Cultur das Zeugniss einer neuen Einwanderung erblickt. Das harmonirt für den Verfasser auch mit den Daten der physischen Anthropologie. Er findet auf italischem Boden zwei ethnische Elemente: ein alteinheimisches, welches brandlos bestattete, und ein fremdes, das die Leichenverbrennung übte. Das letztere überzog nicht die ganze Halbinsel, sondern hauptsächlich den Norden derselben, und kam in Mittelitalien bis an den Tiber. Italiker sind nun die alteinheimischen „Mittelländer", denen die Skeletgräber des Südens ausschliesslich gehören — Arier dagegen die fremden, leichenverbrennenden Eindringlinge, die sich auf weite Strecken hin mit den Italikern vermengten und gleiche Kennzeichen des Schädelbaues trugen, wie die Kelten, Germanen und Slaven. Die Umbrer waren ein Mischvolk aus Italikern und erobernden Ariern von vorwiegend italischem Blut, aber typisch-arischer nur durch mittelländische Einflüsse veränderten Civilisation. Die Errichtung der etruskischen Herrschaft in der Poebene bedeutet eine Zurückdrängung der Arier in Oberitalien, wie diese auch in Mittelitalien auf ein kleines Gebiet beschränkt worden waren.

Zwei von den drei Hauptzweigen des arischen Stammes sind nach Sergi an dem fremden Element auf italischem Boden betheiligt: die „Protokelten" und die „Protoslaven". Die Protokelten kamen zuerst, occupirten die von „Mittelländern" errichteten Pfahlbauten und Terramaren (eine Annahme, zu welcher sich Sergi wohl nur durch die Leichenverbrennung in den Terramara-Necropolen genöthigt sieht), machten dann einen zweiten Einfall und hinterliessen die Grabstätten der Golasecca-Gruppe. Sie drangen auch nach Mittelitalien vor und besetzten einen Theil Etruriens, wo sie ähnliche Gräber mit Steinkreisen bauten, wie in Golasecca und Frankreich.

Die „Protoslaven" oder Illyriker kamen von Nord-Osten nach Venetien, dann bis an den Tiber, wo sie im Faliskerlande auf Berghöhen Städte mit Ringmauern erbauten, wie sie es auch in Böhmen, Istrien, Dalmatien, Bosnien und Herzegowina thaten. Auch die Umbrer sind vielleicht Protoslaven, nicht Protokelten. Wer diese Arier für Italiker hält, müsste — so schliesst Sergi — auch die Ringwallerbauer Böhmens und alle Vorfahren der Westslaven, sowie die Bewohner Frankreichs, als Hersteller der Cromlechs, für Italiker erklären. (Referent hält diesen Schluss durchaus nicht für zwingend). Die sogenannten „arischen" Sprachen Südeuropas, also die griechischen und italischen Dialecte, sind nicht arischen Ursprunges, sondern arisirt unter dem Einflusse der echtarischen Protokelten und Protoslaven. Ebenso verhält

es sich mit dem durch den „Reihengräber Typus" repräsentirten Element Norddeutschlands und Skandinaviens: es ist ebenfalls ein nichtarisches, durch die Germanen arisirtes.

Die „Mittelländer" sind ausgezeichnet durch hohe Begabung für Kunst, Literatur und Wissenschaften, die „Arier" durch politischen Sinn; deshalb hat heute der letztere Stamm über den ersteren das Uebergewicht. Aus dem gleichen Grunde sind die Arier in Italien als Eroberer aufgetreten, aber moralisch der höheren Cultur ihrer Unterthanen erlegen.

Ueber Sergi's Buch liesse sich, im Anschlusse an den mitgetheilten Auszug, Vieles sagen; aber wir ziehen es vor, zu schweigen. Nur eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken. Auf den Prähistoriker, welcher gewohnt ist, die archäologischen Daten mit Verzicht auf ethnologische Speculationen meist als Ergebnisse einer stillen, anonymen Handels- und Culturgeschichte anzusehen, wirken die dramatischen Constructionen der Anthropologen und Linguisten wie abenteuerliche Schattenbilder bei aufgehender Sonne. Man findet das Richtige, Sichere wieder, aber mit anderer Farbe gefüllt, verzerrt und übertrieben. Eine Auslegung kann das nicht genannt werden. **M. Hoernes.**

2.

Ghirardini, Gherardo: La situla italica primitiva studiata specialmente in Este. Parte I. con 32 fig. Parte II. con 2 tavole e 56 fig. (Monumenti Antichi pubbl. per cura della R. Accad. dei Lincei. Vol. II 1893. Vol. VII. 1897.) 96 + 200 Spalten 4°.

Zu den ersten Namen Italiens auf dem Gebiete der Urgeschichtsforschung gehört der des Pisaner Universitäts-Professors Gh. Ghirardini. Seine tafelreichen Publicationen über die älteste Nekropole von Corneto-Tarquinia und über die Sammlung Baratela in Este (beide in den Notizie degli Scavi erschienen) sind nur die hervorragendsten unter einer langen Reihe von Arbeiten, welche alle den Denkmälern der ersten Eisenzeit in Mittel- und Oberitalien gewidmet sind. Man findet seine kleineren Abhandlungen, von welchen wir nur die in der Anmerkung[1]) genannte neueste hier herausheben wollen, meist in den „Rendiconti" der Accademia dei Lincei. Schon in der Edition der Sammlung Baratela (angezeigt in diesen Mitth., XVIII, 207) gab der Verfasser den ersten vollständigen Katalog der „lamine figurate", d. h. der figural verzierten venetischen Bronzeblecharbeiten, die in grösster Zahl bisher aus Este bekannt geworden sind, aber zerstreut, als Situlen, Gürtelbleche u. s. w., auch in Oesterreich südlich der Donau — namentlich in Krain, dann im Küstenlande, in Tirol, Kärnten, Steiermark, Nieder- und Oberösterreich — vorkommen, wo sie zu den interessantesten Funden der Hallstatt-Periode gehören. Während aber die in Oesterreich gefundenen Exemplare mit Ausnahme zweier unpublicirter Stücke in Wien und Triest und zweier schlecht abgebildeter in Laibach ausnahmslos in guten Zeichnungen oder Lichtdrucken veröffentlicht sind, kennt man von den oberitalischen Stücken nur die ausserhalb Estes gefundenen aus besseren Reproductionen, wie jetzt auch aus dem ersten Bande von Montelius' grossem Tafelwerk über die ältesten metallischen Culturstufen Italiens zu ersehen ist. Die Funde aus Este selbst sind mit Ausnahme der Situla Benvenuti bisher nur in ungenügenden, weil zu kleinen, flüchtigen und überdies uncorrecten Abbildungen (Not. d. Scavi 1882) herausgegeben.

Diesem Mangel abzuhelfen, liess die Accademia dei Lincei auf Ghirardini's Antrag schöne und treue Abbildungen der figural verzierten Situlen von Este anfertigen, und Ghirardini unternahm es zugleich in einer umfassenden, namentlich auf die Bronze- und Thongefässe von Este gestützten Monographie die Geschichte der Situla in Este zu schreiben. Von dieser grossen Arbeit sind bisher die beiden ersten Theile erschienen, und wir möchten wünschen, dass der dritte dem zweiten rascher nachfolge als dieser dem ersten gefolgt ist. Der erste Theil behandelt Ursprung und Verbreitung der Situla in Italien, der zweite das geometrische Ornament auf diesen Gefässen (den „veneto-europäischen Stil" derselben); der dritte soll den mit Thierbildern (im „veneto-orientalischen Stil") geschmückten Arbeiten gewidmet sein. Im ersten Theile gibt der Verfasser zunächst eine Statistik der italischen Situlen und ihrer Verbreitung nach dem Norden, behandelt Namen, Formen und Zweck dieser Gefässe und widmet je einen besonderen Abschnitt dem Vorkommen derselben in Corneto-Tarquinia, Bologna und Este. In Etrurien und Latium ist die Situla eine seltene, stets von Gegenständen orientalischer Form und grösstentheils orientalischer Herkunft begleitete Erscheinung; ihre eigentliche Heimat und Entwicklungsstätte auf europäischem Boden fand sie im Norden des Apennin, zuerst um Bologna, dann um Este, wo sie in der zweiten Periode der Gräber Eingang findet. Ghirardini zweifelt nicht an der orientalischen Herkunft der ältesten in Italien gefundenen Situlen und stützt sich dabei auf die Abbildung eines konischen, cannelirten Metallgefässes, welches als Tributgabe der Kefa (Phöniker?) in den Wandmalereien des Rekhmara-Grabes in Theben erscheint (S. 53, Fig. 9). Allein die Grundform dieser Stufe ist eine so primitiv-metalltechnische, die Ausgestaltung (mit Henkeln und thierkopfgekröntem Deckel) eine von den italischen Situlen so abweichende, dass wir jener Uebereinstimmung nur geringes Gewicht beilegen können. Dagegen ist aus anderen, allgemeineren Gründen die Wahrscheinlichkeit sehr gross, dass die ältesten Bronzesitulen Import aus dem östlichen Mittelmeere darstellen, wodurch jene Analogie mit einem Kefa-Tributgefäss wieder zu einem bescheidenen Rechte kommt. Die Geschichte der Uebertragung orientalischer Kunstformen nach dem Westen ist im Einzelnen noch sehr dunkel und wenn es beispielsweise in Este (auch in Sta. Lucia, nicht aber in Mittelitalien) vertical cannelirte Situlen gibt, so deutet das, wie manches Andere, auf östliche — orientalische und ostgriechische — Einflüsse, welche in der jüngeren Villanova-Periode direct durch die Adria, ohne Mittelitalien zu berühren, die östliche Poebene erreichten. Das grösste Problem in dieser Hinsicht bildet eben die Verpflanzung des orientalisirend-griechischen Zeichenstils der jüngeren Situlen nach Venetien. Die Uebung dieses Kunststils bei den Venetern ist so jungen Datums, dass sie nicht unmittelbar an die verwandten Erscheinungen im griechischen Kunstleben geknüpft werden kann. Auch fehlen diese letzteren Erscheinungen (wie z. B. korinthische Vasen, archaische Bronzegravirungen u. dgl.) unter den Importsachen, die ihren Weg nach den Po-Mündungen fanden. Nur für Gestalt und Technik der Situlen ist eine Vorstufe

[1]) „Il sepolcreto primitivo di Baldaria presso Cologna Veneta." Bull. paletn. Ital. XXIII, 1897, 26 pp.

jener Kunstübung bezeugt in zahlreichen, gleich oder ähnlich geformten Thon- und Bronzegefässen geometrischen Stils. Diese behandelt Ghirardini sehr gründlich im II. Theil seiner Monographie („L'ornamentazione geometrica"). Das erste Capitel dieses Theiles ist den Bronze-Situlen, das zweite den Thon-Situlen und namentlich einer Untersuchung über die Decoration derselben mit Reihen und Gruppen eingedrückter Bronzeschüppchen gewidmet. Taf. II gibt einen Ueberblick der in dieser Technik ausgeführten Muster. Die zahlreichen Abbildungen im Texte sind meist nach Photographien sehr gelungen ausgeführt. Das Ganze bildet ein neues Stück Grundlage für die Geschichte der Kunst und Industrie in der ersten Eisenzeit Oberitaliens und der Ostalpen. Das letztere Gebiet berührt Ghirardini in umfassender Berücksichtigung der mit der Nekropole von Este so nahe verwandten Gräber von Sta. Lucia im österreichischen Küstenlande. Die Situlen von Este und die ihnen nächststehenden Erscheinungen bilden nur einen Ausschnitt aus der complicirten Gesammtheit der Ueberreste venetischer Cultur. Möchte es Ghirardini vergönnt sein, der Reihe nach auch die anderen Formen, Verhältnisse und Beziehungen dieser Culturgruppe in so schöner und eingehender Weise darzulegen. Zunächst haben wir allerdings das Erscheinen des dritten, äusserlich glänzendsten Theiles der Situla-Monographie zu erwarten [1]. **M. Hoernes.**

3.

Lippert, Jul.: Das alte Mittelgebirgshaus in Böhmen und sein Bautypus. Mit 6 Tafeln. Prag, Calve 1898. Aus den Beiträgen zur deutsch-böhmischen Volkskunde, im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. I. Bd. 3. Heft. 24 Seiten.

Der Typus des ländlichen Hauses des Gebirgslandes zwischen Leitmeritz und Aussig-Grosspriesen und dann überhaupt im „böhmischen Mittelgebirge", welches dermalen von Deutschen bewohnt ist, dessen zahlreiche slavische Ortsnamen aber von einer Wandlung der Bevölkerung (vielleicht theilweise auch nur der Sprache?) Zeugniss geben, wird in diesem Aufsatze bündig, aber erschöpfend dargestellt. 17 schematische Abbildungen, offenbar wohlgewählter Vertreter, stellen mehrere Entwicklungsphasen des dortigen Typus dar. Die Terminologie der Haustheile ist berücksichtigt. Wichtig für die Typengeschichte des mitteleuropäischen Hauses ist in dieser Beziehung u. A. die Mittheilung, dass auch im nördlichen Böhmen der heutige Flurraum, sowie weithin in den Alpen, noch „das Haus" heisst, und dass auch dort der Herd im „Hause" noch erhalten ist, was allerdings anderwärts nicht mehr oft, in primitiven, daher alterthümlich anmuthenden Typen aber, wie z. B. in Krain, gewöhnlich vorkommt.

Die Gehöftbildung wird aus der Dorflage und den natürlichen Verhältnissen heraus erklärt. Hierin, wie im Allgemeinen wählt der Verfasser jene Gesichtspunkte, welche von den meisten österreichischen Hausforschern anerkannt werden. Er ist hauptsächlich vorsichtig in ethnologischer Beziehung, was ja gerade bei Typen in der Nähe von Sprachgrenzen und in Gebieten gemischter oder gemischt gewesener Bewohnerschaft rathsam und klug ist.

Was ich in der Besprechung der Lippert'schen Arbeit über die muthmassliche oder wahrscheinliche Entstehungsart des „fränkischen" Gehöftes vorgebracht habe, war längst geschrieben, ehe ich den vorliegenden Aufsatz zur Gesicht bekam. Die Uebereinstimmung beider Ansichten ist mir erfreulich.

Von grosser Bedeutung ist ein scheinbar nebensächliches Bauelement, welches in den Abbildungen der geschilderten Häuser mit genügender Deutlichkeit zu Tage tritt, nämlich die Anbringung der Standsäulen mit Spreizen an der Aussenwand des Blockbaues, welche, an dieselbe angelehnt, die Wand des Obergeschosses tragen; diese letztere springt daher um die Dicke dieser Säulen vor. Ich verstehe nicht oder noch nicht den technischen Sinn dieser Einrichtung, aber ich erinnere mich, denselben an Hausmodellen der Millenniums-Ausstellung in Budapest und der čechoslavischen Ausstellung in Prag bemerkt zu haben. Er ist mit den Säulen des schweizerischen Ständerbaues (Gladbach) nicht zu vergleichen. Ein unbestimmter Eindruck lässt mir diese Bauform als eine Sache erscheinen, welche den Habitus einer slavischen Bauform hauptsächlich ausmacht oder, vorsichtiger ausgedrückt, welche die Häuser einer nordslavischen oder gemischten Bewohnerschaft von jenen alter deutscher Besiedlung unterscheidet. Dieser unbestimmte Eindruck, welcher aber auch auf die Hauptformen der von Lippert dargestellten Giebelzierde sich bezieht, kann durch die mehr in's Einzelne und Genaue gehenden technischen Aufnahmen der Architekten vervollständigt, geprüft und vielleicht auch wieder beseitigt werden. Die Gegenüberstellung solcher Dinge in verschiedenen Ständen der Entwicklung kann aufklären, ob nicht vielleicht ein abortiver Rest einer anderen Bauform, etwa eines verkümmerten Laubenganges u. dgl., vorliegt. Ich möchte hier nur darauf die Aufmerksamkeit lenken.

Von Interesse ist die Solariumform, welche Lippert das „Bühnchen" nennt und die beim Volke gewöhnlich der „kurze Gang" heisst, jene Loggiaform, welche ich an einem Hause des Valle di Rendena (ähnlich der Fig. 5) gesehen und im „Ausland" dargestellt habe. Das Bedürfniss nach Räumen oder Vorrichtungen, in oder an welchen man Feldfrüchte, Stroh, Heu u. dgl. unter Dach trocknen kann, weil zu häufiger Regen oder starker Thau die Trocknung auf dem Felde nicht erlaubt, wird in vielen Gegenden auf verschiedene Weise befriedigt. Die Kärntner „Harpfe", welche auch im Pusterthale und beim Graubündtner-Oberalppass und in

[1] Die Hauptpunkte seiner Auffassung der Genesis des „veneto-orientalischen" Kunststils hat Ghirardini bereits 1893 in einer Notiz „le situle figurate di Este" (Rendic. Acc. Linc. II. 223—227) mitgetheilt. Stilistisch stehen diese Arbeiten im engsten Zusammenhang mit den orientalisirenden griechischen Vasenmalereien, besonders mit den von Conze und Böhlau publicirten melischen und den von Salzmann herausgegebenen rhodischen Thongefässen. Technisch wie auch stilistisch schliessen sie sich eng an die von Furtwängler publicirten archaischen σφυρήλατα von Olimpia: Zeugnisse der Ausbreitung altjonischer Metalltechnik im Peloponnes. Schriftquellen, wie sie Helbig und Pais herangezogen, bezeugen alten Handelsverkehr zwischen Oberitalien und Griechenland und das Alphabet der Veneter (auf „euganeischen" Grabstelen der gleichen Gräberschichten, wie die Situla, überliefert) stammt nach Pauli aus Elis. Dies sind gewiss richtig erkannte, schwerwiegende Momente, und ganz räthselhaft bleibt nur, wie schon oben bemerkt, die Zeitlücke zwischen der Blüthe des orientalisirenden Stiles in Griechenland und dessen Herrschaft im „angulus Venetorum".

Neuseeland (hier zum Fischetrocknen) gebräuchlich ist; eine aus Doppelharfen entstandene Scheuerform Krains; das Stangengerüst (Palantschin) in Castelrutt u. s. w. an den Sonnenseiten der Aussenwände der Wohn- oder Wirthschaftsgebäude; die offenen Giebel Kärntens und des Val del Sole; die hie und da „Söller" genannten Balcone des „alpinen" Hauses u. s. w., alle sind zu Zwecke identisch und zweckmässig. Gewisse strittige Punkte, wie z. B. die Benennung von Flurräumen mit dem Namen „Lab'n", wohl von „Laube" oder „Lobja", der Name „Söller" für den Flurraum des Obergeschosses hie und da in Tirol, sind bis nun unerklärt. Das „Bühnchen" Lippert's schliesst sich hier an und wird vielleicht mit anderen ähnlichen, noch nicht publicirten Formen Erklärung bringen. Die Architekten mögen darauf achten. Der ganze Aufsatz, besonders aber der vom „Bühnchen" handelnde Theil desselben zeigt den scharfen Blick, die feine Unterscheidung und die reconstruirende Phantasie des berühmten, an Belesenheit und weitem Gesichtskreise kaum übertroffenen volkskundlichen und culturgeschichtlichen Forschers, dessen Schriften eine unabsehbare Masse von Stoff, von zuverlässigen Thatsachen bereitgelegt und nebstbei geistvolle Resultate daraus gezogen haben. Hausforscher mit einigermassen ausgedehnter Länder- und Typenkenntniss werden z. B. den Abschnitt: „Die Wohnstätte und das Haus" der „Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau", II. Bd., S. 166–212, mit Zustimmung und Befriedigung lesen. Dort ist die dunkle Urgeschichte der Menschenbehausung gewissenhaft in's Licht der alten Literaturdenkmale gestellt und an der Hand alter und neuer Beobachtungen geprüft und beurtheilt.

Der vorliegende Aufsatz zeigt nun den weitschauenden Culturhistoriker auch als Specialforscher in einem Theilchen seines enormen Gesammtgebietes. **Bancalari.**

4.

Roshdestwensky, A. G.: Die Grösse des Kopfes in ihrer Beziehung zur Körpergrösse, Geschlecht, Alter und Rasse. Mit 5 graphischen Tafeln. 108 Seiten. Moskau 1895. 4°. (Arbeiten der anthropologischen Abtheilung der kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaft, Anthropologie und Ethnographie. Bd. XVIII Lieferung 1.)

Eine sehr fleissige, auf Grund eingehender literarischer Studien, sowie sehr umfassender eigener Messungen ausgearbeitete Abhandlung. Die Seiten 49–106 enthalten nur Zahlen, dazu kommen 5 Curventafeln I—V als Anhang. Das kann Alles hier nicht wiederholt werden; wir begnügen uns mit den Ergebnissen der Untersuchungen.

Die Abhängigkeit oder die Beziehung der Grösse des Kopfes zur Körpergrösse ist bisher von keinem einzigen Autor in Wirklichkeit nachgewiesen worden, obgleich einzelne Autoren (Welcker, Quetelet, Richet, Liharzik, Schadow) davon sprechen. Dies geht aus der Literatur dieses Gegenstandes deutlich hervor. Nur Anton Iwanowski, der die Torgouten anthropologisch untersuchte, kommt auf Grund seiner Arbeiten zu der Ueberzeugung, dass bei einem grossen Wuchse eine relativ geringe Grösse des Kopfes sich finde. Aber das geringe Material, über das Iwanowski verfügte, gestattete ihm nicht, endgiltige Schlüsse zu ziehen. Der Verfasser aber, der über ein viel grösseres Material verfügte und die Materiale mit den Massen anderer Autoren vergleichen konnte, behauptet nun Folgendes:

Sowohl die absolute, wie die relative Grösse des Kopfes ist abhängig von der Körpergrösse, von Geschlecht und Alter.

Den Haupteinfluss hat die Körpergrösse, dagegen äussert das Geschlecht und das Lebensalter nur insoferne einen Einfluss, als die Körpergrösse selbst von diesen Factoren abhängig ist. Grosse Individuen, männliche wie weibliche, haben auch einen grossen Kopf, die absolute Grösse des Kopfes ist aber bei Männern bedeutender als bei Weibern. Die Zunahme der absoluten Kopfgrösse beginnt mit der frühesten Kinderzeit und wächst bis zu einem bestimmten Zeittermine, bis die Kopfgrösse stationär wird; dieser Zeittermin ist bei Männern und Weibern nicht derselbe. Das Maximum der absoluten Kopfgrösse wird bei Männern früher erreicht, als bei Weibern. Im Alter macht sich auf's Neue eine Zunahme der absoluten Kopfgrösse bemerkbar, die vielleicht von der Erschlaffung der Musculatur abhängig ist. Die absolute Kopfgrösse kann an und für sich nicht als Zeichen der Grossköpfigkeit und Kleinköpfigkeit eines bestimmten Volkes gelten; sie kann auch nicht als ein anthropologisches Rassenmerkmal aufgefasst werden.

Aber auch die relative Kopfgrösse, die entschieden von der Körpergrösse, vom Alter und Geschlechte abhängig ist, sowohl bei verschiedenen Völkerstämmen, als auch innerhalb eines und desselben Volkes, kann ebensowenig als ein anthropologisches Merkmal anerkannt werden. Grosse Individuen, männliche wie weibliche, haben eine verhältnissmässig geringere Kopfgrösse, als kleine Individuen. Die relative Grösse des Kopfes ist bei Weibern bedeutender als bei Männern, und zwar ist das Verhältniss bei kleinen Männern dasselbe, wie bei grossen Weibern. Das Verhältniss zwischen Kopf und Körper ist am grössten bei Kindern: bei Neugeborenen beträgt die Kopfgrösse den vierten Theil der Körpergrösse (Quetelet und Müller); nach den Untersuchungen des Verfassers beträgt sie innerhalb der ersten zwei Lebensjahre den fünften Theil. Die Verringerung der relativen Beziehung der Kopfgrösse zur Körpergrösse ist in den verschiedenen Lebensaltern abhängig von dem schnelleren Wachsthume der Körpergrösse und dem verhältnissmässig langsamen Wachsthume der absoluten Kopfgrösse. Das Minimum der relativen Beziehung des Verhältnisses zwischen Kopf und Körper tritt bei Weibern später ein, als bei Männern. Im hohen Alter ist abermals eine Vermehrung des Verhältnisses zwischen Kopf- und Körpergrösse zu constatiren in Folge einer Verringerung der Körpergrösse und einer Vermehrung der absoluten Grösse des Kopfes.

Der Kopf der Grossrussen kann als Typus des europäischen Kopfes gelten: er beträgt $^1/_8$ der Körpergrösse, d. h. bei Männern 12·7%, bei Weibern 13%.

Es sei bemerkt, dass der Verfasser unter „Kopfgrösse" (Grösse des Kopfes) in verticaler Richtung die Entfernung des Scheitels vom Kinne versteht. Er gewinnt dieses Maass nicht durch directes Messen, sondern indem er von der Körpergrösse — gemessen vom Scheitel bis zur Fusssohle — die Entfernung des Kinnes vom Boden abzieht.

Er will dieses Maass nicht als Höhe des Kopfes bezeichnet haben, weil darunter stets nur die Entfernung des Scheitels vom äusseren Gehörgange verstanden wird. **L. Stieda.**

5.

Jürgenson, Joh.: Die Gräberschädel der Domruine zu Jurjew (Dorpat) mit neuen Untersuchungen über den Torus palatinus. Eine kraniologische Studie. Jurjew 1896. 92 Seiten. 8° mit zwei Tafeln. Doctor-Dissertation der medicinischen Facultät der Universität zu Dorpat.

Der Verfasser untersuchte ein Anzahl Schädel (70), die im Inneren der Dorpater Domruine im Laufe der letzten Jahrzehnte aufgefunden worden sind. Die Domkirche, deren Ruine noch heute erhalten, ist etwa gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts erbaut und wurde etwa bis zur zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts benützt. Während dieses Zeitraumes sind auch im Inneren der Kirche Leichen begraben worden; die Schädel stammen daher wohl aus der Zeit vom Ende des XIII. bis zur zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. „Da nur die Spitzen der Gesellschaft in der damaligen bischöflichen Kathedralkirche begraben worden sind, so war es a priori höchst wahrscheinlich, dass die Domschädel Repräsentanten deutscher Nation angehören würden.“ (S. 86.) Von den 70 daselbst gefundenen Schädeln waren nur 32 vollständig erhalten, davon liessen sich 14 als männliche, 14 als weibliche erkennen. Der Verfasser gibt eine kurze Charakteristik der Domschädel:

Der männliche Schädel ist von mehr als mittlerer Grösse; im Verhältniss zu ihm ist der weibliche Schädel klein. Der Längenbreitenindex ist im Mittel 77·38; unter den gemessenen Schädeln sind: 10·8% dolichocephal, 67·4% mesocephal, 21·7% brachycephal.

Ein Schädel ist mesocephal mit einer gewissen Tendenz zur Brachycephalie. Die Stirne ist breit, ziemlich hoch. Die Stirnnaht ist in 14·0% der Fälle erhalten. In Betreff des Orbitalindex gehört der Domschädel zu den megasemen. In Betreff des Nasenindex sind mesorhine und leptorhine Schädel in gleicher Weise vertreten; platyrhine sind wenige vorhanden.

Im Vergleiche mit dem Estenschädel (Dissertation von Witt) erweist sich der Domschädel grösser als der Estenschädel, doch sind beide Gruppen mesocephal. Der Domschädel ist, besonders beim männlichen Geschlechte, niedriger als der Estenschädel. Die Augenhöhlen des Domschädels sind höher, die Nase etwas breiter als beim Estenschädel. Diese Differenzen nöthigen uns — in Berücksichtigung der historischen Angaben —, den Schluss zu ziehen, dass es sich im vorliegenden Falle nicht um Estenschädel handelt.

Der Verfasser vergleicht nun die Domschädel mit den drei grossen Schädelgruppen Deutschlands: nordostdeutsche, mitteldeutsche und süddeutsche. „Diese Gegenüberstellung ergibt nun (S. 90), dass die beschriebene Schädelgruppe durch das Verhalten ihres Längenbreitenindex, durch ihre Tendenz zur Chamaecephalie sich am meisten der norddeutschen Bevölkerung, als deren Repräsentanten Virchow's Friesen gewählt wurden, annähert, sich aber allerdings durch den Modus der Nasenbildung von den Friesen entfernt und in dieser Hinsicht sich der süddeutschen Bevölkerung nähert. Die mitteldeutsche und süddeutsche Bevölkerung ist brachycephaler als die Repräsentanten der Domschädel.“

Im Anschlusse an die Untersuchungen Bessel-Hagen's und Stieda's untersucht der Verfasser den Torus palatinus, den einige der Domschädel zeigten. Es wurden zwei Grade der Ausbildung der Gaumenwülste unterschieden, je nachdem der Gaumenwulst die ganze Längsausdehnung der sagittalen Gaumennaht oder einen Theil der Gaumennaht einnimmt. Ferner untersuchte er den Gaumenwulst an Querschnitten und fand, dass der Torus palatinus eine Auftreibung des ovalen Nahtrandes der sagittalen Gaumennaht darstellt, an welcher sowohl die spongiöse als auch ganz besonders und in höherem Grade die compacte Knochensubstanz theilnimmt.

L. Stieda.

6.

Ujfalvy, Charles de: Les Aryens au nord et au sud de l'Hindou-Kouch. Paris 1896. XV et 488 pp.

Lag auch nicht, wie man früher meinte, die Wiege des arischen Urvolkes im Gebiete des Hindukusch (am oberen Laufe des Oxus), so beansprucht doch dasselbe als die wahrscheinliche engere Heimat der Inder und Eranier unser besonderes Interesse. Ausserdem lässt sich von vornherein erwarten, dass sich bei den in den abgelegenen Hochthälern desselben lebenden arischen Stämmen in Folge ihrer Isolirtheit noch viele ursprüngliche Züge in der Lebensweise, in den Sitten und Gebräuchen, sowie in den religiösen Anschauungen und vielleicht auch im körperlichen Habitus erhalten haben werden. Diese Erwartung haben auch die in den letzten Jahren von deutschen, englischen, französischen und russischen Gelehrten nach den verschiedenen Landschaften des Hindukusch unternommenen Forschungsreisen, die zum Theile von keinem Europäer bis dahin betretene Theile desselben erschlossen, als eine berechtigte erwiesen. Und es war daher ein glücklicher Gedanke Ujfalvy's, der bekanntlich selbst zu wiederholten Malen dieses Gebiet zum Zwecke ethnologisch-ethnographischer Studien bereist hat, die von ihm und anderen Forschungsreisenden gefundenen Ergebnisse in einer eingehenden Darstellung der complicirten Völkerverhältnisse des Hindukusch zusammenzufassen.

Das Werk zerfällt in eine lange Einleitung, in der die geographisch-historischen Verhältnisse Centralasiens, sowie allgemeine Fragen der Ethnologie, Ethnographie und Biologie in trefflicher Weise besprochen werden, und in drei Abtheilungen. In der ersten Abtheilung behandelt der Verfasser die zur eranischen Gruppe gehörenden arischen Stämme im Norden des Hindukusch, wie die Tadschiks, Galtschas, die Bewohner von Karategin, Darwas, Badakschan und Pamir, und in der zweiten Abtheilung die zur indischen Gruppe gehörenden arischen Stämme im Süden dieses Gebirgsstriches, wie die Bewohner von Dardistan, Tschitral, Kafiristan und anderer Landschaften. Die Eigenart dieser Stämme wird hier auf Grund der neuesten Forschungen, durch die vielfach ältere Anschauungen, wie z. B. über die Kafirn als unrichtig erwiesen wurden, eingehend dargestellt. Im dritten Theile wird eine übersichtliche Darstellung der physischen Merkmale der einzelnen Völker gegeben. Die Anhänge enthalten ausserdem noch eingehende Ergänzungen und Erläuterungen zu einzelnen Theilen des Werkes.

Ein besonderes Interesse erregt Ujfalvy's Darstellung der Völkerverhältnisse Centralasiens auch noch dadurch, dass er im Gegensatze zu der von ihm noch im Jahre 1884 vertretenen

Ansicht von der centralasiatischen Heimat der Arier (siehe meine „Herkunft der Arier“, VI fg.) sich nun zu der Theorie von der nordeuropäischen Herkunft derselben bekehrt und vom Standpunkte dieser aus dieselben betrachtet hat.

K. Penka.

7.

Schweitzer, Georg: Emin Pascha. Berlin 1898. 808 pp.

Die vorliegende Schrift verfolgt fast ausschliesslich den Zweck, ein biographisches Denkmal Emin Pascha's zu schaffen. Die unveröffentlichten Tagebücher des Forschers wurden daher auch nur so weit benutzt, als sie in directem Bezug zu seinem Lebenslaufe stehen; das wissenschaftliche Material darin soll in besonderen Publicationen verarbeitet werden. In dieser Gestalt erscheint das Buch etwas post festum, da bei der Raschlebigkeit unseres Jahrhunderts das Interesse für Emin Pascha im grossen Publicum schon sehr geschwunden ist, während Fachleute Gelegenheit genug hatten, sich aus verstreuten Veröffentlichungen ein Bild über den Forscher zu machen. Immerhin ist das Erscheinen dieser zusammenfassenden Biographie Emin Pascha's von bleibendem Werthe. Nach einer Beschreibung des Studienganges Ed. Schnitzer's theilt der Herausgeber zahlreiche Briefe aus dem Jahrzehnte (1864—1874) mit, das Emin in der Türkei zugebracht. Als Arzt in türkischen Diensten lernte er Albanien, Montenegro, Bosnien und Dalmatien auf zahlreichen Streifzügen kennen. Schon damals zeigte sich die grosse Leichtigkeit, mit der Emin sich an die orientalischen Verhältnisse gewöhnte; kaum sechs Monate im Lande, fühlt er sich schon als ganzer Türke. Auch die eigenthümliche Neigung, seine Handlungen mit Geheimniss zu umgeben, tritt schon auf: während er seinen Angehörigen kleine Details aus seinem Leben mittheilt, lässt er sie über wichtige Entschlüsse im Unklaren. Spärlicher wird seine Correspondenz, sowie er bei Hakki Ismail Pascha, dem Gouverneur von Skutari, als Leibarzt und vertrauter Rathgeber eintritt. Dann fehlen ein Jahr alle Nachrichten und der Herausgeber kann nur vermuthen, dass Emin in diesem Jahre Südarabien, vielleicht auch Tripolis besucht hat. Die nächsten Briefe datiren aus Trapezunt, wohin Emin seinem verbannten Gönner Hakki Pascha gefolgt war. Später begleitete er den wieder Begnadigten nach seinem neuen Statthalterposten in Janina und nahm sich auch nach seinem Tode seiner Familie an, mit der er fast ein Jahr in Riva verbrachte. 1874 besuchte er zum letzten Male seine Vaterstadt Neisse, um sie abermals ohne Angabe eine Reisezieles zu verlassen. Er begab sich nach Chartum und bald darauf nach der Aequatorialprovinz. Aus der Zeit seines Aufenthaltes dortselbst, seiner zahlreichen Rundreisen, die ihn bis Uganda und Unyoro führten, sowie seiner trefflichen Verwaltungsthätigkeit weiss der Herausgeber nicht viel Neues mitzutheilen. Der grösste Theil des Gegebenen ist bereits früher veröffentlicht worden. Auch über die Schwierigkeiten, die der Mahdi-Aufstand Emin und seiner Provinz brachte, über das Erscheinen Stanley's und die darauf folgende dramatische Entwicklung sind kaum neue Thatsachen mitgetheilt. Dem, der Junker, Casati, Stanley, Jephson, Vita Hassan, Parke und Schynse gelesen, dem können die sehr zurückhaltenden Tagebuchnotizen Emin's keinen neuen Gesichtspunkt über den berühmten Conflict Emin-Stanley eröffnen. Die allgemeine Ansicht ist Stanley durchaus ungünstig und es ist ja auch zweifellos, dass der rücksichtslose Amerikaner sicher nicht die rechte Form getroffen hat, um dem feinfühligen Gelehrten Emin entgegenzutreten. Dass Stanley in der Sache Recht hatte, haben die späteren Ereignisse zur Genüge bewiesen. Hätte er Emin nicht halb gezwungen mit sich geführt, so wäre dieser in der gänzlich anarchischen Provinz zurückgeblieben und wahrscheinlich schon damals ermordet worden.

Die letzten Capitel behandeln Emin's Reisen unter deutscher Flagge, die bereits durch Stuhlmann's eingehende Publication bekannt wurden. Auch Emin's Briefe an seine Schwester, die die Reise im Urwaldgebiete, westlich vom Albert-See, behandeln, wurden schon früher publicirt. Tief ergreifend sind die Abschnitte, in welchen Emin's Trennung von Stuhlmann und die Ereignisse zur Darstellung gelangen, die schliesslich zum Tode des Forschers führten. Neues wird übrigens auch hier nicht Vieles mitgetheilt, da die Tagebücher des kranken, übermüdeten Emin während des Urwaldmarsches nur lakonisch sind und auch nicht vollständig veröffentlicht wurden. Dunkel bleiben die Beweggründe, die Emin veranlassten, allein in der Wildniss zurückzubleiben und seine Expedition mit Stuhlmann wegzuschicken. Man hat das Gefühl, dass ihm hier ein Stanley fehlte, der, die Verhältnisse scharf erkennend, den kranken, halbblinden Mann, wenn auch gegen seinen Willen, an die Küste gebracht hätte.

Aus dem gründlichen biographischen Werke Schweitzer's tritt die Persönlichkeit Emin's mit voller Klarheit hervor. Eine schwermüthige, raschen Entschlüssen wenig geneigte Natur, die es liebte, sich mit einem gewissen Dunkel zu umgeben, war Emin kein kühner Entdecker, kein Pionnier. Er war durch und durch gelehrter Forscher; in allen Lebenslagen, unter unglaublichen Schwierigkeiten setzte er seine emsigen Studien und Sammlungen fort, wobei ihn ein umfassendes Wissen, ein fabelhaftes Gedächtniss unterstützten. Darum ist der Verlust, den die Wissenschaft durch die Mordthat blöder Neger im Congowalde erlitten, ein unersetzlicher: es steht nur zu hoffen, dass der wissenschaftliche Inhalt von Emin's Tagebüchern einen eben so gründlichen Bearbeiter finden möge als der biographische in dem vornehm ausgestatteten Buche Schweitzer's.

Baumann.

8.

Weinberg, R.: Das Gehirn der Letten. Mit einem Vorworte von Prof. Rauber. Verlag von Th. G. Fischer & Co., Kassel 1896. I. Th. Text. II. Th. Atlas von 20 Tafeln. 206 pp.

An gründlichen anatomisch-anthropologischen Untersuchungen der Rassenhirne ist unsere Wissenschaft noch ziemlich arm. Ausser Retzius', Giacomini's, Cunningham's, Waldeyer's und Sernoff's Arbeiten wurde das allerdings nicht überall leicht zugängliche Gebiet der Rassenhirnanatomie bisher nur von wenigen Anthropologen bearbeitet. Unter der Leitung seines verdienstvollen Lehrers Rauber hat Weinberg die sich ihm in dem völkerreichen Dorpat von selbst bietende Gelegenheit benützt, um eine Arbeit zu Stande zu bringen, welche in dieser Richtung zweifellos einen Fortschritt bedeutet. Seine Wahl unter den Bewohnern Dorpats fiel diesmal auf die hier sesshaften Letten und er benützte zur Untersuchung

ihres Gehirns 10 männliche und 15 weibliche Exemplare des Dorpater anatomischen Instituts.

Die Zahl der Letten beträgt gegenwärtig 1¼ Millionen Seelen; sie leben zumeist in den baltischen Ostseeprovinzen Kurland (Semgallen) und Livland (Lettgallen), ferner in Polnisch-Livland und Preussisch-Kurland. Linguistisch bilden sie mit den Lithauern und alten Preussen die lettisch-lithauische Sprachenfamilie; trotz ihrer sprachlichen Selbstständigkeit stehen sie den Slaven näher als den Germanen. Vom somatologischen Standpunkte betrachtet, neigen die Letten zur Brachycephalie, sind von mittlerer Grösse und lichter Haut- und Haarfarbe.

Weinberg fand bei einem Maximum von 1533 gr und einem Minimum von 1022 gr ein mittleres Hirngewicht von 1340·6, und zwar 1403 für Männer und 1285 für Weiber. Für die Pia mater und Arachnoidea berechnet er im Durchschnitte 30 gr. Bezüglich der Furchentiefe erwies sich die Fossa Sylvii als die tiefste, ihre mittlere Tiefe ergab 30·5 mm; ihr folgte die Fiss. calcarina mit 21·7, dann der Sulc. temporalis sup. mit 21·1 und die Fiss. parieto-occipitalis mit 20·7 mm. Die Variationstendenz der Oberfläche des Grosshirns findet Weinberg bei den Letten ebenso gross, wie bei den übrigen hochcultivirten Rassen Europas; er vermeint auch, einige das Lettenhirn charakterisirende rassenhafte Züge im Hirnbau gefunden zu haben, so z. B. die eigenthümliche Form der vorderen Centralwindung, eine im Occipitalgebiete constant auftretende Nebenfurche, die vor dem Occipitalpole hakenförmig nach abwärts verlaufende Richtung der Fiss. calcarina und deren Tiefenbau, eine Verschiedenheit der Basis der hinteren Centralwindung. Der Deutung dieser Abweichungen als Rassenmerkmale können wir vorläufig nur die Hoffnung entgegensetzen, dieselben mögen, da sie miteinander in keinem pragmatischen Zusammenhange stehen, durch weitere Untersuchungen ihre Bestätigung finden. Schliesslich gelangt Weinberg zu der Annahme, dass sich das Lettengehirn mit Rücksicht auf seine morphologischen Eigenschaften, sein Gewicht und die Tiefe seiner Furchen im Grossen und Ganzen an die Gehirne der übrigen Culturvölker Europas würdig anreihe.

Der beigeschlossene Atlas entspricht vollkommen den Anforderungen der heutigen Wissenschaft. Auf 5 Tafeln finden wir eine Reihe von gelungenen Lichtdruckabbildungen in natürlicher Grösse, welche nach Originalphotographien der sorgfältig präparirten Gehirne angefertigt wurden. Die übrigen 15 Tafeln enthalten geometrische Zeichnungen der Gehirne mit nachträglicher ½ linearer Verkleinerung auf photographischem Wege. **v. Hovorka.**

9.

Sergi, G.: Ursprung und Verbreitung des mittelländischen Stammes. Mit 30 Abbildungen im Texte, zwei Karten und einem Anhang: Die Arier in Italien. Aut. Uebersetzung von Dr. A. Byhan. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1897. 163 pp.

Wenn der gegenwärtige Leiter der anthropologischen Anstalt zu Rom niemals Anspruch auf Originalität gehabt hätte, so wird sie ihm zweifellos Niemand absprechen wollen, sobald er seinem Gedankengange bei dem Versuche folgt, die Frage der ersten Besiedlung Europas lösen zu wollen. Nicht nur das Anstürmen gegen alte, bisher fast allgemein angenommene Ansichten ist für Sergi charakteristisch, sondern auch das Aufstellen von neuen, anfangs zwar verblüffenden, bei näherer Betrachtung jedoch nicht ganz undiscutirbaren Theorien. In diesem Buche, welches in seinem deutschen Gewande durch einige Veränderungen und Beigaben von seinem italienischen Originale etwas abweicht, überrascht den Leser nicht nur der energische Feldzug Sergi's gegen die Annahme des arischen Ursprunges der Italiker, Hellenen u. s. w., sowie gegen den germanischen Charakter der Reihengräber, sondern zunächst die Anwendung seiner bereits bekannten neuen Untersuchungsmethode der Schädel, welche bei dieser Gelegenheit gewissermassen ihre Feuerprobe zu bestehen hat. Dieses Moment darf nicht unerwähnt bleiben, bevor wir auf die Besprechung des eigentlichen Inhaltes übergehen.

Von der Ueberzeugung ausgehend, dass die bisherige Schädelmessmethode mit ihren endlosen Zahlenreihen, Mittelwerthen, Indices etc. keine brauchbaren Resultate liefert, überantwortet er sie den Archiven und stellt sich bei Untersuchung eines gegebenen Schädels auf einen „rein naturwissenschaftlichen und morphologischen Standpunkt“; indem er ihn nach dem Vorgange der Zoologen in seiner äusseren Form als ein Ganzes betrachtet, gelangt er so zur Aufstellung von selbstständigen Gruppen, „Varietäten“. In der weiteren Entwicklung seiner Deductionen sieht er sich wohl gezwungen, eine allerdings erst zu beweisende Persistenz der Schädelform, ein Beharren von physischen Völkermerkmalen während grosser Zeiträume anzunehmen. Er findet, dass ein unvermischter Volksstamm stets durch eine bestimmte Schädelform ausgezeichnet sei, welche er dann mit einer morphologischen Bezeichnung (Ovoid, Ellipsoid, Pentagonoid etc.) belegt; bei einer bestimmten Anzahl von Stämmen und verwandten Völkerreihen müssen stets dieselben Schädelformen auftreten.

Der Ansturm Sergi's gegen die Kraniometrie im Allgemeinen ist allerdings nicht ganz neu, aber er übertrifft jedenfalls die Angriffe seiner Vorgänger (Müller, Hyrtl, Rieger u. A.) weniger an Heftigkeit, als an seinem inneren Werthe und Inhalt.

Beim Beginne seiner Auseinandersetzungen über die Frage nach der Urbevölkerung Europas, nach der Herkunft der mittelländischen Cultur und der Bronze gibt er wohl selbst zu, dass er diese Probleme bisher nicht zu lösen vermochte, sondern dass er nur einen Beitrag zu deren Lösung liefern wolle. Indem er sowohl die Theorie des asiatischen, als auch des autochthonen Ursprunges der europäischen Völkerschaften durch Hinweise auf die Incongruenz der linguistischen und archäologischen mit den anthropologischen Untersuchungsresultaten auf das Heftigste bekämpft, nimmt er an, dass das gesammte Mittelmeergebiet in einer bestimmten Epoche von einer einheitlich gedachten Völkerfamilie bewohnt wurde. Er nennt sie den „mittelländischen Stamm“, einen braunen Menschenschlag von ästhetisch sehr schönen und wohlgestalteten äusseren Körperformen, mit ovoidalem, ellipsoidalem oder pentagonalem Cranium; das Gesicht oval, die Nase lepto- bis mesorhin, die Augenhöhlen horizontal, die Stirne vertical, die Backenknochen nicht sehr hervorstehend. Obwohl Sergi die Einwirkung klimatischer Einflüsse auf die äussere Form des Integuments zugibt, weist er die

Möglichkeit einer Entstehung dieses braunen Menschenschlages etwa durch Mischung aus einer weissen und schwarzen Rasse von vornhinein zurück und theilt ihn in folgende vier Hauptgruppen: die Iberer, welche sich im heutigen Spanien und Portugal festsetzten und der Halbinsel ihren Namen gaben; die Ligurer nahmen verschiedene Theile Italiens und Südfrankreichs ein; die Pelasger besetzten Griechenland, den südlichen Theil der Balkanhalbinsel und die benachbarten Theile Italiens; sie breiteten sich jedoch auch in Kleinasien und Syrien aus, und zwar unter dem Namen der Khatten, Hethäer, Chittim, Hittiter; schliesslich die Lybier, welche sich in ganz Nordafrika einschliesslich Aegyptens sesshaft machten. Der mittelländische Stamm blieb jedoch nicht in Südeuropa stehen, sondern bevölkerte auch aussermittelländische Gebiete, so z. B. Grossbritannien, Frankreich, die Schweiz, Osteuropa und die canarischen Inseln.

Ueber die Frage, woher diese Völker kamen, hilft er sich durch eine neue Hypothese hinweg, indem er im Südosten Afrikas ein Ausgangscentrum annimmt, welches über das Nilthal gegen das Mittelmeergebiet in drei Einfallsbahnen (entsprechend den drei grossen südeuropäischen Halbinseln) ausstrahlt. Nach dieser ersten Zeitperiode der Besitzergreifung neuer Länder denkt sich Sergi secundäre Völkermischungen entstanden, und zwar unter den Mittelmeervölkern selbst, sowie mit fremden Völkerelementen. Zu den ersteren zählt er die Etrusker und Euganeer, welche er als später hinzugekommene Pelasger ansieht; in den alten Terramaren des Pothales erblickt er hingegen uralte Keltenstädte. Zu den fremden Völkermischungen zählt er die Arier, welche er in Kelten, Germanen und Slaven theilt. Er lässt sie im neolithischen Zeitalter in Europa eintreten und sich in der vorgenannten Reihenfolge auch nach Oberitalien ergiessen; sie waren mit Bronzewaffen versehen und huldigten der Feuerbestattung. Die Mittelländer pflegten dagegen ihre Todten zu beerdigen, indem sie ihre Gräber je nach der Terrainbeschaffenheit durch Hügel aus rohem oder bearbeitetem Gestein, grossen Blöcken etc. kenntlich machten. Auf diese Weise findet er in der Aufführung der etruskischen Kammergräber, in den sardinischen Nuraghi, in den russischen Kurgans und in den ägyptischen Pyramiden einen und denselben Grundgedanken.

In dem Abschnitte „Der mittelländische Stamm und seine physischen Merkmale" beschreibt er die einzelnen äusseren physischen Kennzeichen desselben und vorzugsweise die eingangs erwähnten Hauptformen des Schädels, welchen er einige secundäre Schädelformen beifügt, so die Rhomboiden, Kuboiden, Platykephalen, Sphenoiden, Trapezoiden.

Die Frage schliesslich, wessen Stammes die Italiker, d. h. die Urbewohner Italiens, gewesen seien, ob Mittelländer oder Arier, beantwortet Sergi in letzterem Sinne. Die Umbrer, welche von den classischen Historikern als die ältesten Italiker angesehen werden, erklärt er als mit Ariern vermischte Italiker mit ebenfalls gemischter Cultur.

v. Hovorka.

10.

Materyały antropologiczno-archeologiczne i etnograficzne. (Anthropologisch-archäologische und ethnographische Materialien.) I. Bd. Krakau 1896.

Die vortrefflichen Sammlungen der Beiträge zur Anthropologie, Archäologie und Volkskunde nicht nur Galiziens, sondern aller Länder, welche das Polenreich in seinem einstigen Umfange bildeten und welche die Krakauer Akademie der Wissenschaften seit langen Jahren publicirte, haben seit 1896 den Namen geändert. Die vorhergehende Serie, 17 Bände stark und „Sammlung der Kenntnisse zur Landesanthropologie" betitelt, wurde geschlossen und der Band, den wir besprechen wollen, eröffnet die neue Reihenfolge.

Der anthropologisch-archäologische Theil zählt 108 Seiten. Da wir eine eingehendere Besprechung desselben gerne einer berufeneren Feder überlassen, so beschränken wir uns nur auf eine kurze Titel- und Inhaltsangabe. A. Zakrzewski handelt in einem Aufsatze (S. 1—38) über die physische Charakteristik der Bevölkerung Warschaus. Laut seinen Ergebnissen ist der mittlere Wuchs der 21jährigen Polen in Warschau 165·5 cm, jener der völlig Ausgewachsenen 168·8 cm. Sie nehmen demnach in Bezug auf die Körperhöhe den sechsten Rang in Europa ein (Schotten, Engländer, Letten und Lithauer, Schweden, Irländer, Warschauer Polen). Dr. J. Talko Hryncewicz gibt hierauf (S. 39—93) eine physische Charakteristik der Bevölkerung Podoliens; schliesslich theilt Stanislaus Ceruch die Resultate seiner 1892—1894 im Mohylewer Gouvernement angestellten Grabungen mit.

Die ethnographische Abtheilung besteht aus zehn Beiträgen. S. Udziela, praktischer Arzt und Verfasser eines werthvollen Buches über die polnische Volksmedicin, gibt einen kurzen Aufsatz „Die Cholera in den Vorstellungen des Volkes aus der Umgegend von Sandec". Knapp und geschickt wird hier erzählt, wie sich das Volk die fürchterliche Krankheit, ihr Herannahen und ihren Fortzug darstellt, welche Symptome ihm am wichtigsten scheinen und mit welchen Mitteln es dieselben bekämpft. Wie dereinst, denkt man sich heute immer noch die Cholera als eine Person.

Vortrefflich ist die darauffolgende „ethnographische Notiz" (S. 5—16) L. Czarkowski's „Die gegenseitigen Verhältnisse der socialen Classen in Podlassien". Es ist dies eine der ersten polnischen Arbeiten in dieser Richtung; sehr dankenswerth wäre es, wenn die Akademie die Untersuchungen dieser Art fördern würde. Das Volksleben offenbart sich nicht nur in den Märchen und Liedern, den Bräuchen und Sitten, auch das gegenseitige Verhältniss der Individuen und der Classen soll vom Ethnographen erforscht werden. Eine beträchtliche Anzahl Beiträge zur Völkerpsychologie könnte auf diese Weise gesammelt werden.

Derselbe Band enthält eine viel umfassendere, sehr schätzbare Abhandlung aus diesem Bereiche. Wir meinen J. Świętek's „Sitten und Rechtsideen des Volkes an der Raba (Westgalizien)". Kürzlich hat der Verfasser den zweiten Theil dieser Arbeit veröffentlicht; da die beiden im Separatabdrucke erschienen sind, werden wir sie besonders in einem der folgenden Hefte der „Mittheilungen" besprechen.

Interessantes bietet auch Helene Czechowska's „Hochzeit in Rudzk" (Podlassien). Der leider vor einigen Wochen dahingeschiedene Professor der slavischen Linguistik an der Krakauer Universität, L. Malinowski, liefert (S. 49—50) eine Notiz über die „Ueberbleibsel der Bilderschrift in Galizien". Herr Zaremba aus Krakau machte ihn mit einem jungen Schmiede aus Limanowa bekannt, welcher, des Lesens und Schreibens unkundig, an seine Kunden Rechnungen stellte, die aus Zahlen und nebenbei angebrachten Abbildungen bestanden. Diese Notiz wird von einer Tafel begleitet.

Stanislaus Ciszewski, dessen archäologischen Aufsatz wir bereits genannt haben, bringt ausserdem 15 grösstentheils Abenteuer und Wundermärchen aus Przebieczany (Wieliczkaer Bezirk). Geradezu glänzend ist die 130 Seiten (S. 99—228) starke, sehr bescheiden betitelte Abhandlung F. Wereńko's „Beitrag zur Volksmedicin“. Der Verfasser, wie Udziela praktischer Arzt, hat Vorstellungen von den Krankheiten im Allgemeinen, dann die Arten der Behandlung der einzelnen Krankheiten in der Umgegend des Dorfes Pucitowicze (Minsker Gouvernement) höchst gewissenhaft und in streng logischer Weise zusammengestellt. Da die Pflanzen (ausser den Besprechungen) den wesentlichsten Theil der Heilmittel des dortigen Volkes bilden, so hat Wereńko auch manche Pflanzensage in seine „Bemerkungen“ hineingezogen. Demnach wird die Kenntniss dieser Arbeit nicht blos für einen Forscher der Volksmedicin, sondern auch für denjenigen der Sagenkunde von grossem Nutzen sein.

Solche Lobsprüche lassen sich der darauffolgenden chaotischen Arbeit Pawłowicz's „Mehrere Züge aus dem Volksleben in Zalasowa (Tarnower Bezirk, Galizien)“ nicht nachsagen. Es ist dies eine etwas mittelmässige Arbeit, doch enthält sie ausser allerlei Bemerkungen über das Volk auch mehrere Märchen und Sagen, zwei Volkslieder und Etliches über Sitte und Brauch.

Eine Anzahl Volkslieder und Melodien aus dem Poltawer Gouvernement gibt Frau N. Zimmerowa. Den inhaltsreichen Band schliessen R. Zawiliński's „Beiträge zur Ethnographie der ungarischen Polen“. An dem Flusse Kissuza nämlich, nahe an der schlesischen Grenze, gibt es mehrere polnische Dörfer; abgeschieden von dem übrigen Theile der Nation, wurden sie in den Jahren 1893, 1894 und 1895 im Auftrage der ethnographischen Commission der Krakauer Akademie von dem genannten Herrn Professor eingehend untersucht. Die Beiträge behandeln die Küchenräthe, die Nahrung, die Hausindustrie (sehr erwünscht wären hier die Abbildungen), die Jahresbräuche, die Hochzeit (deren Beschreibung von einem dortigen Landmanne herrührt), die Tänze, die Spiele. Darauf folgen mehrere Volkslieder, Märchen und Räthsel, sowie Einiges aus der Volksmedicin. **Bugiel.**

11.

Geographischer Jahresbericht über Oesterreich. Mit Unterstützung des hohen k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht herausgegeben. Redigirt von Dr. Robert Sieger. I. Jahrgang, 1894. Wien, Ed. Hölzel, 1897.

Dieser gegen Ende des vorigen Jahres erschienene Bericht über die wichtigste geographische Literatur des Jahres 1894 ist ein sehr zeitgemässes und nützliches Unternehmen. Es bildet keine blosse, trockene Bibliographie, sondern kurze, kritische Besprechungen einer „Auswahl der vielfach in Zeitschriften zersplitterten, landeskundlichen Literatur nach rein geographischen Gesichtspunkten“ und soll daher auch keine „landeskundliche Veröffentlichung im weiteren Sinne darstellen“. In 635 Nummern bringt es die wichtigsten geographischen Artikel oder Werke über Oesterreich, mit kurzen, sachlichen Bemerkungen versehen, welche geeignet sind, rasch über den wesentlichen Inhalt eines jeden derselben zu orientiren. Dem weiten Umfange der Erdkunde angemessen, finden wir nicht nur die streng geographischen Arbeiten, sondern auch solche, welche auf die durch unsere Gesellschaft vertretenen Disciplinen Rücksicht nehmen. Von letzteren Arbeiten sind freilich nur eine Auswahl solcher angeführt, welche geographische Thatsachen enthalten, jedenfalls ein Gesichtspunkt, der sich bei einem geographischen Jahrbuche nicht umgehen liess. Am schwächsten ist die rein volkskundliche Literatur berücksichtigt, welche freilich zum grossen Theile ausserhalb des geographischen Rahmens liegt und dringend einer eigenen, ähnlichen Publication bedarf, die uns in dieser Form bisher leider noch immer fehlt. Wir wünschen der weiteren Fortsetzung dieser Berichte bestes Gedeihen; vielleicht dass sich später ein etwas rascheres Erscheinen ermöglichen lässt. **Heger.**

12.

Martin, F. R.: Moderne Keramik von Central-Asien. 15 Tafeln nebst Text. Stockholm, Gustaf Chelius in Commission, 1897[1]).

Der Verfasser nennt diese Arbeit einen kleinen Beitrag zur Kenntniss der modernen Keramik von Central-Asien und beabsichtigt durchaus nicht, eine Uebersicht dieses Kunstgewerbezweiges zu geben, sondern nur in einer Reihe von Bildern verschiedene Muster vorzuführen, die er auf einer Reise dahin in Samarkand, Taschkend und Kokand sammelte. Leider hat sich der Verfasser hiebei fast ausschliesslich auf die Abbildung der allerdings durch ihren Decor interessanten Schüsseln beschränkt und nur in einigen kleinen Nebenfiguren einige andere Formen zur Darstellung gebracht, so dass der obige Titel nicht ganz gerechtfertigt erscheint.

Wir müssen vor Allem daran festhalten, dass der Ursprung des turkestanischen Kunstgewerbes in Persien zu suchen ist. Von der Höhe, welche die keramische Kunst in Central-Asien erreicht hat, bekommt man einen Begriff, wenn man die herrlichen Verkleidungen an den Grabdenkmälern von Schach Zindeh bei Samarkand gesehen hat. Freilich ist das nur ein ganz specieller Zweig dieser Kunst, aber er lässt uns auf den Stand der eigentlichen Keramik schliessen, von der die heutige nur einen schwachen Abklatsch bildet. Immerhin hat sich von dieser Kunst noch Manches erhalten, wie uns die guten Abbildungen auf den 15 Tafeln des Martin'schen Werkes (davon 6 in Farbendruck) belehren. Die Zeichnungen gehören fast ausschliesslich der Pflanzenornamentik an; hin und wieder erscheint das Wellenornament und als Randdecor stilisirte, arabische Schriftzeichen. Zum Verständnisse der heutigen Keramik Central-Asiens ist eine Darstellung der Herstellung und der Formen der gewöhnlichen Gebrauchskeramik unerlässlich. Wie interessant ist z. B. die Art der Herstellung der oft zu wahrer Riesengrösse anwachsenden grossen Gefässe, welche zum Theile auf der Scheibe gedreht, zum Theile aus freier Hand gearbeitet sind[2]) und deren Herstellung man überall in Central-Asien sehen

[1]) Siehe diese „Mittheilungen“, Bd. XXVII (1897), S. 234.

[2]) Eine kurze Beschreibung darüber hat Referent im dritten Berichte der prähistorischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien in seiner Arbeit: „Ausgrabungen und Forschungen auf Fundplätzen aus vorhistorischer Zeit bei Amstetten in Niederösterreich“, Wien 1893, auf S. 178 gegeben.

kann. Doch das nur nebenbei und zugleich eine kleine Mahnung, auf solchen Reisen, wie sie der Verfasser ausgeführt hat, auch den unscheinbaren Objecten sein Augenmerk zuzuwenden. Sehr dankenswerth in dieser Richtung ist zum Beispiel die auf der Erklärung zu Taf II des in Besprechung stehenden Werkes gegebene Darstellung eines zum Brennen der Thonwaaren bestimmten Ofens.

Heger.

13.

Martin, F. R.: Morgenländische Stoffe. 15 Tafeln nebst Text. Stockholm, Gustaf Chelius, 1897.

Dieses Werk bildet eine weitere Folge der vorher besprochenen Publicationen Martin's. Es enthält auf 15 Tafeln in vortrefflichen Lichtdrucken die Abbildung verschiedener alter Woll-, Seiden- und Brocatstoffe aus Fayoum (Aegypten), Klein-Asien und Persien, denen freilich zur Vollendung die Farben fehlen. In einem kurzen Texte werden die einzelnen Stücke kurz beschrieben und die auf einigen derselben vorkommenden arabischen Schriftzeichen in Uebersetzung gegeben. Von besonderem Interesse sind die zwei eigenartig stilisirten Vierfüssler auf einem gewirkten Wollfragmente (Taf II, Nr. 2), das in Kairo erworben wurde; prachtvoll muss die auf Taf. X abgebildete persische Seidendecke aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts in ihrer Farbenzusammenstellung sein, ein geradezu typisches Stück für persischen Pflanzen- und Blumendecor.

Heger.

14.

Ehrenreich, P.: Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens. Nach eigenen Aufnahmen und Beobachtungen in den Jahren 1887 bis 1889. Mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn, 1897.

In der vorliegenden Arbeit sind die Resultate der somatisch-anthropologischen Untersuchungen niedergelegt, welche Ehrenreich als Theilnehmer der zweiten deutschen Expedition im Inneren Brasiliens an den Indianerstämmen im Quellgebiete des Xingu, des Plateaus von Matto Grosso, sowie an einigen Völkerschaften am Araguaya, Tocantins und Purus unternahm. Die glänzenden Erfolge, welche Ehrenreich mit den übrigen Mitgliedern der Expedition (Karl und Wilhelm von den Steinen, Professor Vogel) bei seinen Reisen bisher zu verzeichnen hatte, sind nicht nur von der gesammten Fachpresse, sondern auch an diesem Orte (siehe „Mittheilungen", XXIII, 2. 3., S. 98, sowie XXV, 1., S. 20) anerkannt worden. Die Publicationen dieser Expedition wurden wiederholt als Musterarbeiten der modernen Anthropologie bezeichnet und dem Sarasin'schen Prachtwerke an die Seite gestellt.

Wenn sich die Kritik rücksichtlich der Bezeichnung als Musterwerk diesmal eine gewisse Zurückhaltung auferlegt, so ist dies nicht etwa in dem Werke Ehrenreich's selbst gelegen, sondern durch das Entwicklungsstadium bedingt, in welchem sich die somatische Anthropologie gegenwärtig befindet. Das Werk ist augenscheinlich unter dem Eindrucke einer vorgeahnten Umwälzung, mit einer gewissen Ueberwindung und in der Ueberzeugung geschrieben, dass die bisherigen Untersuchungsmethoden mit ihren endlosen Zahlenreihen, Mittelwerthen, Indices etc. nicht viel taugen und früher oder später durch bessere ersetzt werden müssen. Wenn er die Aussichtslosigkeit der verschiedenen Körper- und Skeletmessungen, die Werthlosigkeit der blossen Schädelindices, die heutzutage herrschende Confusion der Begriffe Rasse, Typus, Volk in einer oft drastischen und markigen Weise beleuchtet, so können wir nicht umhin, ihm in vielfacher Hinsicht beizustimmen. Es gereicht ihm zu seinem Lobe, dass er in seiner Bescheidenheit darauf verzichtet, etwa neue Wege einzuschlagen und es vorzieht, seine Studien dem alten System anzupassen; aus den so bearbeiteten Beobachtungen zieht er seine wohlreservirten Schlüsse, indem er jedoch zugleich betont, dass die einzelnen Maasse und Verhältnisszahlen für ihn Werthe von secundärer Bedeutung seien. Etwaige Reformatoren der zukünftigen Somatologie werden wohl über den ersten Abschnitt „Ueber die Aufgaben und Methoden der physischen Anthropologie und ihre Anwendung auf die Ethnologie" nicht einfach zur Tagesordnung übergehen dürfen, denn sie finden dort alle kleinen und grossen Sünden der bisherigen Untersuchungsmethoden verzeichnet und gegeisselt. Dass er es ernst meint, davon geben die Namen Virchow, Ratzel, Kollmann, Topinard Zeugniss, gegen welche er es nicht unterlässt, im gegebenen Falle kritisch loszuziehen.

Aus der Fülle der von ihm besprochenen Schattenseiten sei nur sein Versuch hervorgehoben, in die Auffassung des Begriffes „Rasse" einiges Licht zu bringen. Nachdem die ursprüngliche Eintheilung des Menschengeschlechtes in die fünf Blumenbach'schen Varietäten vielfachen und vergeblichen Verbesserungsversuchen seitens berufener Forscher, wie Cuvier, Häckel, Huxley, Peschel, Deniker, Retzius u. A., unterworfen wurde, sah man sich genöthigt, auf das ursprüngliche, zwar nicht einwandsfreie, aber doch praktische System neuerdings zurückzugreifen. Da man jedoch im weiteren Verlaufe der anthropologischen Forschung darauf verfiel, weniger Gewicht auf die Gesammterscheinung des Menschen, als auf die Längen- und Breitendimensionen des Hirnschädels, also auf ein einziges willkürlich gewähltes Merkmal zu legen, so entstand unter dem Einflusse einer merkwürdigen wissenschaftlichen Suggestion gerade des letztgenannten Forschers eine ganze Reihe, ja eine Unzahl von „Rassen", welche sich durch Beobachtungen reisender Anthropologen stets vermehrte. Indem am grünen Tische mit Hilfe einer Unmasse von Zahlen bestimmte Rassen entstanden, liess man sie die verschiedensten Mischungen eingehen und die abenteuerlichsten Wanderungen über Meere und Continente unternehmen. Ehrenreich ist eigentlich von einer einzigen, wirklich constatirten Rassenwanderung überzeugt: von dem Eindringen der heutigen Chinesen und Afrikaner nach Amerika, sowie von der Ausbreitung der Europäer über die ganze Erde. In der Rasse erblickt er eine rein anthropologisch bestimmte Dauerform, welche unabhängig ist von jeder ethnographischen Gliederung, sowie äusseren Einflüssen und an deren Merkmalen alle Individuen theilnehmen. Von der Somatologie erwartet er überhaupt nur in dem Falle brauchbare Resultate, wenn sie sich an die Forschungsergebnisse der Culturgeschichte, Linguistik, Geographie und Ethnologie anlehnt.

Die Rassenfrage in Amerika legt er sich in der Weise zurecht, dass er die als amerikanische Aboriginer angesehenen

Indianer als thatsächlich seit uralten Zeiten auf ihrem Verbreitungsgebiete sesshaft betrachtet; ohne nach der Herkunft und Einheit oder Vielheit zu fragen, bilden sie für ihn eine einheitliche amerikanische Rasse in dem Sinne, als sie bereits vor der geschichtlichen europäischen Einwanderung hier sesshaft waren.

Der specielle Theil befasst sich mit der anthropologischen Aufnahme von 184 Individuen, welche sich ungleichmässig auf die eingangs erwähnten Indianerstämme vertheilen; davon wurden an 86 Männern und 29 Weibern vollständige Aufnahmen vorgenommen. Bei der Messung bediente sich Ehrenreich des Virchow'schen Kraniometers, sowie einer langen röhrenförmigen Messstange. Trotzdem bei den untersuchten Individuen gewisse mongoloide Züge in der Gesichtsbildung nicht zu verkennen waren, näherten sie sich aber doch mehr der kaukasischen Rasse; man stiess unter den Gesichtern wiederholt auf südeuropäische, ja sogar jüdische Physiognomien.

Die Grundfärbung der Haut zeigte in der Regel helles Gelbgrau (Broca 23), doch fand sie sich rein nur bei den Yamamadi und Ipurina; bei den übrigen Stämmen waren dunklere Töne vorherrschend. Die Haut der Paumari war zumeist durch die Fleckenkrankheit entstellt. Das Haar war durchaus nicht gleichförmig, man konnte sowohl straffes, als auch welliges und Kraushaar beobachten. Die Bororos fielen durch die vollkommene Epilirung der Haare im Gesichte auf, die Karaya durch die Stammestätowirung auf den Wangen. Die grösste Körperhöhe wiesen die Bororo (173·7), die kleinste die Trumai (159·1) auf; bei den grösseren Stämmen war die Differenz zwischen den beiden Geschlechtern grösser als bei den kleinen, was den alten Weisbach'schen Satz neuerdings beweist.

Obzwar Ehrenreich bei allen Untersuchten die wichtigsten Kopfmaasse gewissenhaft notirte und ihre Indices berechnete (wobei er fast alle Stufen von Brachycephalie zur Dolichocephalie beobachtete), betrachtet er die erreichten Mittelwerthe nur als rein beschreibende Termini und nennt es unwissenschaftlich, wollte man sie zum Aufstellen von Rassenmerkmalen benützen. Bei der Besprechung des Gesichtsindex begnügte er sich mit der einfachen Anführung der individuellen Schwankungen, woraus hervorgeht, dass die Karaya die höchsten, die Mehinaku die relativ niedrigsten Gesichter besitzen.

Das osteologische Material Ehrenreich's entstammt nicht der eigentlichen Xingu-Expedition, sondern es wurde von ihm auf seiner Weiterreise gesammelt; er brachte es dazu, 11 Schädel (drei davon mit ganzem Skelet) nach Berlin zu bringen, welche durchwegs neue, bisher noch in keiner europäischen Sammlung befindliche Typen repräsentiren. Bei allen sind die einzelnen fünf Normen durch halbschematische Abbildungen wiedergegeben und eingehend beschrieben.

Dem Werke sind ausser einer grossen Reihe von sehr instructiven Abbildungen 30 Tafeln mit wohlgelungenen Porträts der Eingeborenen beigeschlossen, von welchen er mit Recht behauptet, dass sie mitunter mehr werth sind, als ganze Bände von Messungen. Den Schluss bilden als eine werthvolle Ergänzung der Figuren neun nach Risser ausgeführte kraniographische Diagramme von Sagittalebenen, mit deren Hilfe man die einzelnen Längen- und Winkelmaasse durch directe Messung ablesen kann.

v. Hovorka.

15.

Luschan, Felix v.: Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete. Erweiterte Sonderausgabe aus dem „Amtlichen Berichte über die erste deutsche Colonialausstellung" in Treptow 1896. Mit 48 Tafeln und 46 Textabbildungen. Berlin. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 1897.

Der Titel erzählt uns schon die Geschichte dieser schönen Arbeit. Der anthropologische und ethnographische Theil des amtlichen Berichtes über diese Ausstellung wird hiemit der wissenschaftlichen Welt in einer bedeutend erweiterten, dank der Opferwilligkeit der berühmten Verlagsfirma trefflich ausgestatteten Sonderausgabe vorgeführt.

Der Charakter des ganzen Werkes entspricht demjenigen der Colonialausstellung. So wenig auf derselben eine systematische Vertretung der deutschen Colonien nach der ethnographischen Seite hin bemerkbar war, was freilich jahrelanger Vorarbeiten bedurft hätte, so wenig war auch der Verfasser im Stande, eines der deutschen Schutzgebiete in ethnographischer Hinsicht wissenschaftlich in abgerundeter Form zu behandeln. Ihm blieb nichts Anderes übrig, als das vorhandene Material kritisch durchzusehen und die bemerkenswerthesten Objecte abzubilden und zu beschreiben. Dies gab ihm Veranlassung zum Aufwerfen einer Reihe wichtiger Fragen, deren Beantwortung wir von der Zukunft erhoffen müssen. Die Präcisirung dieser Fragen stellt schon ein nicht zu unterschätzendes wissenschaftliches Verdienst dar, für das wir dem Verfasser Dank wissen. Mehrere Serien von Objecten gaben ihm überdies Veranlassung, dieselben eingehender zu würdigen; wir werden auf dieselben weiter unten näher eingehen.

Das Werk zerfällt in zwei Theile: 1. Physische Anthropologie; 2. Ethnographie. Der erste Theil gibt die anthropologischen Beobachtungen und Messungen an einer Anzahl Eingeborener, welche auf der Ausstellung von den verschiedenen deutschen Schutzgebieten vertreten waren. Wir wollen hier auf dieselben nicht näher eingehen und bemerken nur, dass von denselben 51 Personen auf den ersten 20 Tafeln in ausgezeichneten Lichtdrucken in Brustbildern dargestellt erscheinen, jede in en face und in Profilstellung.

Der zweite Theil bringt auf 44 Textseiten (mit den Tafelerklärungen) und auf 28 Tafeln die Beschreibung und Darstellung einer Anzahl bemerkenswerther ethnographischer Gegenstände in ähnlicher Reihenfolge. Wir wollen das Wichtigste davon kurz berühren.

A. Togo, mit 1 Tafel (XXI) und einigen Textbildern. Enthält Bemerkungen über das Spannen der Bogen und über Fetische; ferner eine genaue Beschreibung der merkwürdigen Muster auf den bekannten Haussa-Toben, deren Bedeutung allerdings noch ganz unklar ist. Im Anschlusse daran finden sich auf Tafel XLI eine Anzahl interessanter Masken aus Ober-Guinea abgebildet.

B. Kamerun, mit 4 Tafeln (XXII—XXV) und mehreren Textbildern. Auch hier finden sich Bemerkungen über die Art der Bogenspannung, speciell jener bei den Wüte.

C. Südwest-Afrika, mit 1 Tafel (XXVI).

D. Ost-Afrika, mit 8 Tafeln (XXVII—XXX und XLII bis XLV), auf dreien der letzteren Tafeln Darstellungen der interessanten Muster auf Matten aus Moa und Lamu.

E. Die deutschen Besitzungen in der Südsee, mit 13 Tafeln (XXXI—XL und XLVI—XLVIII), sowie einer Anzahl von Textbildern, jedenfalls der bemerkenswertheste Theil des ganzen Werkes, da hier nicht blos aphoristische Bemerkungen über einzelne Objecte gegeben werden, sondern auf einzelne derselben, namentlich in Bezug auf deren Bau und die Ornamentik, tiefer eingegangen wird. Wir wollen diese Capitel näher anführen.

Wurfhölzer, mit Bemerkungen über die Handhabung und Verbreitung derselben in Neu-Guinea. Hier sei die Bemerkung gestattet, dass die allerdings ziemlich allgemein verbreitete Bezeichnung „Wurfholz" einer naheren Präcisirung bedarf. Referent möchte den Vorschlag machen, für diejenigen Waffen, welche direct zum Werfen bestimmt sind (hiezu gehört z. B. der bekannte Bumarang und andere verwandte Stäbe), als „Wurfholz" zu bezeichnen, während es angezeigt scheint, die Vorrichtungen, welche zum Schleudern von Speeren und Pfeilen dienen, wie die in Rede stehenden, mit dem Namen „Schleuderstab" zu belegen.

Kopfbänke von Neu-Guinea. Dieses Capitel ist dadurch von besonderem Interesse, weil der Verfasser in demselben den Versuch macht, „derartige Kopfbänke ihrer Entstehung nach als von zwei Telamonen getragene Capitelle aufzufassen". Der Versuch dieser Deutung ist sehr elegant durchgeführt und gibt dem Ethnographen Manches zu denken. Die Annahme dieser Deutung setzt jedoch indische Einflüsse voraus, die zwar von vornherein nicht ganz abzuweisen sind, die aber noch eines eingehenden Studiums bedürfen, um sie in den Bereich der Wahrscheinlichkeit zu rücken.

Nasenflöten aus Neu-Britannien. Behandelt die merkwürdigen eingebrannten Verzierungen auf denselben, deren Deutung allerdings noch in der Ferne liegt. Interessant ist die Darstellung der menschlichen Figur auf denselben und deren stufenweise Stilisirung. In noch höherem Maasse gilt dies von den eigenthümlichen

Speerschaft-Ornamenten aus Neu-Irland und Neu-Hannover, über welche das nächste Capitel handelt.

Durchbohrung von Tridacnascheiben. Eines der interessantesten Capitel, da es uns gewissermassen die Lösung eines Räthsels bringt, indem es einen primitiven Bohrer zur Erzeugung der Armbänder als Tridacnaschalen vorführt und die Manipulation beschreibt.

Schnitzwerke aus Neu-Irland. Dieselben gehören bekanntlich zu den auffallendsten und merkwürdigsten Objecten in jeder ethnographischen Sammlung. In Bezug auf die Deutung der Vogel- und Schlangenfiguren und deren Zurückführung auf indische Einflüsse (Garuda und die Nâgas) gilt das oben bei den Kopfbänken Gesagte. Wollten doch schon einzelne Ethnographen in den eigenthümlich verlängerten Nasen an Schnitzwerken von der Nordküste Deutsch-Neu-Guineas und von Flechtwerken vom Kaiserin Augusta-Flusse, welche menschlichen Gesichtern angehören, den Einfluss Ganeça's erblicken. Jedenfalls bieten diese Schnitzwerke noch ein Räthsel, dessen Lösung sehr erwünscht wäre. Der Zusammenhang derselben mit einem eigenartig ausgebildeten Totemcult ist keinesfalls von der Hand zu weisen.

Masken von den Kaan-Inseln. Bringt die Darstellung von ganz neuen Formen von Masken, an denen auch die eigenartig verlängerten und gebogenen Nasen auffallen.

Einige Verzierungen an Admiralty-Speeren. Bringt eine Anzahl Abbildungen von prächtigen Stücken der bekannten Obsidianspeere mit Menschenfiguren, ferner von Vogel- und Menschengesichtern in verschiedenen Graden der Stilisirung.

Die Wandlungen der menschlichen Figur auf den Speeren der Salomon-Gruppe mit einer Anzahl instructiver Beispiele für die fortschreitende Stilisirung von der ganz deutlichen Menschenfigur bis zu deren vollständiger ornamentaler Auflösung.

Dies in ganz kurzen Zügen der Inhalt des Werkes, das uns manche Anregung gibt. Besonders werthvoll und beherzigenswerth ist die Mahnung des Verfassers an alle in den Colonien Beschäftigten, welche Gelegenheit zum Sammeln haben, der Bedeutung der gesammelten Objecte ein besonderes Augenmerk zuzuwenden, da es mit dem blossen Sammeln nicht gethan ist. Dazu bedarf es vor Allem des intensiven Verkehres mit den Eingeborenen und einer eingehenden Kenntniss der Landessprache, welche meist nur von Missionären und länger dort ansässigen Verwaltungsbeamten vorausgesetzt werden kann. Der vorübergehend sich dort aufhaltende Reisende ist bei aller Vorbildung niemals im Stande, in das Volksleben so einzudringen, um alle Phasen desselben richtig beurtheilen und die Volksseele so gründlich kennen zu lernen, wie dies zum Verständnisse ihrer verschiedenen Gebrauchsobjecte, und hier wieder besonders jener, welche sich auf die religiösen Vorstellungen und die socialen Einrichtungen beziehen, ganz unerlässlich scheint.

Es ist hohe Zeit, immer und immer wieder auf das Nachdrücklichste zu betonen, wie wichtig das Studium der Psyche der wenigen noch existirenden Naturstämme ist, da uns dasselbe das wichtigste Vergleichsmaterial für die schon verschwundenen Culturen, welche wir nur durch todte Objecte in den Museen repräsentirt haben, gibt. Nicht oft genug können die glänzenden Resultate der beiden Reisen Von Den Steinen's hervorgehoben werden als ein seltenes, darum aber um so leuchtenderes Beispiel, wie viele ethnologische Räthsel ein einziger scharfsinniger Reisender mit einem Schlage lösen kann. Unternehmungen, wie die eben im Gange befindlichen Reisen desselben Forschers in der Südsee, Haddon's in Neu-Guinea, des scharfsinnigen Ethnologen Dr. Boas im Gebiete der Beringssee, verheissen in dieser Richtung die schönsten Resultate. Nichtsdestoweniger wäre es des an der Spitze der modernen Cultur marschirenden Deutschen Reiches in hohem Grade würdig, die Schutzgebiete einer ethnologisch-wissenschaftlichen Durchforschung zu unterziehen, da hier mit relativ geringen Mitteln grosse Resultate zu erzielen sind. Zur richtigen Erkenntniss der verschiedenen Emanacionen des Menschengeistes bedarf es vor Allem der vollkommenen Durchleuchtung der die niederen Schichten derselben repräsentirenden Naturstämme. Die mannigfachen Anregungen, die uns das in Rede stehende Werk bietet, sollen nicht ungehört verhallen.

Heger.

Ueber Gesichtsbildung.

Von Professor Dr. **M. Holl** in Graz.

(Hiezu 22 Figuren und eine graphische Tabelle im Texte, 20 Figuren auf Tafel I und II, 5 graphische Tabellen und 2 Maasstabellen.)

Wenn das Gesicht seine volle Ausgestaltung und Modellirung auch erst durch die sein Knochengerüste deckenden Weichtheile bekommt, so liegt doch im Skelete die wesentlichste formgebende Grundlage für die Gesichtsbildung. Im Gesichtsskelete müssen daher die letzten Ursachen für die Formenverschiedenheiten der menschlichen (und auch der thierischen) Antlitze zu suchen sein.

Die wesentliche Bedeutung der Anordnung des Knochengerüstes für die Gesichtsbildung wird sofort auffällig, wenn man mit nur einiger Aufmerksamkeit die Gesichter macerirter Schädel betrachtet, denn da zeigt sich, dass sie nur scheinbar ein gemeinsames, gleichartiges Aussehen aufweisen (das unter dem Namen „Grinsen aller Todtenschädel" deutet auf eine nur flüchtige Beobachtung hin), dass sich im Gegentheile eine Verschiedenheit des Gesichtsausdruckes in dem Grade geltend macht, dass man, wie schon Zuckerkandl[1]) bemerkt, ganz gut von einer Physiognomik des skeletirten Gesichtsschädels sprechen kann. Der Formenreichthum der skeletirten Gesichtsschädel ist ein so grosser, dass jeder dieser eine bestimmte Physiognomie aufweist; sie sind von einander gerade so verschieden, wie es die Gesichter der Lebenden sind.

Der Unterschied der Gesichter skeletirter Schädel untereinander wird um so auffälliger, wenn man deren Untersuchung nicht einer allgemeinen Betrachtung unterzieht, sondern Maassstab und Zirkel anwendet. Mit Hilfe dieser gewahrt man erst deutlich die Verschiedenheit, die Unähnlichkeit der Gesichter. Engel[2]) erwähnt schon, dass zwei anscheinend die grösste Aehnlichkeit aufweisende Gesichter, Zirkel und Winkelmaass angewendet, die grössten Verschiedenheiten zeigen, und zwar nicht nur in untergeordneten Einzelheiten, sondern wirklich in grösseren und wichtigen Abschnitten. Die genaue Messung weise Unterschiede nach, welche gross genug sind, um, wenn man nicht die Exemplare vor sich hätte, nie den Gedanken an eine Aehnlichkeit aufkommen zu lassen. So beruhe denn das, was man Aehnlichkeit im Bau des Gesichtes zu nennen beliebt, nur auf der oberflächlichen Auffassung der gröbsten Verhältnisse und Umrisse. Engel[1]) hebt auch hervor, dass, wenn man ein und dasselbe Gesicht misst, man äusserst selten die beiden Hälften des Gesichtes homolog, geschweige denn congruent findet; so, um nur einen Fall herauszuziehen, sei bei einem Schädel das Gesicht der linken Seite um 3 mm breiter als an der rechten Seite; die Richtung des oberen Orbitalrandes, der Nase, die Krümmungen der Jochbeine seien anders an der rechten, anders an der linken Seite[2]).

Wie sehr die Verschiedenheiten der Verhältnisse der einzelnen Theile des Gesichtsskeletes die Form und den Ausdruck des Gesichtes zu verändern vermögen, dies hat, was die Verschiedenheit in den Längenverhältnissen der einzelnen Gesichtsabschnitte anbelangt [wie schon Zuckerkandl[3]) und Langer[4]) erwähnen], zuerst A. Dürer[5]), welcher ja immer das Besondere in's Auge gefasst hat, mittelst einer systematisch geordneten Reihe von Zeichnungen in anschaulichster Weise dargelegt, indem er bald den einen, bald den anderen Grenzpunkt bald „über sich", bald „unter sich" gesetzt und so durch Verschiebungen derselben die Regionen einzeln auf Kosten der anderen vergrössert hat. Es sind das allerdings, wie Langer bemerkt, zumeist nur ausgeklügelte Formen, dennoch aber kann man ihnen die Realität nicht vollends absprechen. Auf die Verschiedenheit in der Situirung der Kiefer skizzirte A. Dürer wieder in seiner Eigenart verschiedene

[1]) Zur Morphologie des Gesichtsschädels. Stuttgart 1877, S. 2.

[2]) Das Knochengerüste des menschlichen Antlitzes Wien 1850, S. 94.

[1]) l. c.

[2]) Engel (1850) war der Erste, der auf die Gesichtsasymmetrien aufmerksam gemacht. In den „Glossen zur Venus von Milos" (Zeitschrift für bildende Kunst. Bd. XXI. 1886) sagt Hasse, dass „das Gesicht der Venus von Milos auffallend schief ist". C. Hasse legt die Ergebnisse seiner ausführlichen Untersuchung über Gesichtsasymmetrien im Archiv f. Anat. u. Phys., anat. Abth., Jahrg. 1887, nieder.

[3]) l. c. S. 35.

[4]) Anatomie der äusseren Formen des menschlichen Körpers. Wien 1884. S. 118.

[5]) Bücher von den menschlichen Proportionen. Gesammte Werke, Arnheim 1640.

Profile, berücksichtigte aber auch noch die Linie des Nasenrückens in ihrem Zusammentreffen mit der Stirnlinie und der Profillinie der Mund- und Kinnregion. Dürer lässt bald den Oberkiefer mit der Nase vortreten und drängt dagegen den Unterkiefer zurück, bald lässt er wieder die gebauchte Stirn und das Kinn mehr oder weniger vor die Mundspalte vortreten. So bildete er das „ausgebogene" und „eingebogene" Angesicht. Ja, Dürer geht, wie Langer weiters angibt, in der Variation des Profiles noch weiter, indem er die Stirne, die Nasenscheidewand und das Kinn mit bald nach hinten, bald nach vorne abfallenden Linien construirt, womit er wieder ein nach „vor" oder „hinter sich fallendes Angesicht" erzielt. In dieser Art systematisch vorgehend, skizzirte er Profile, welche mitunter stark carikirt sind, sich aber doch, wenigstens vereinzelt, im Leben wieder finden.

Es mag, um die Bedeutung des Gesichtsskeletes für den Gesichtsausdruck hervorzuheben, unter Anderem noch angeführt werden, dass alle Rassen-, wie auch die individuellen Unterschiede der Gesichtsbildung keineswegs auf der Einschaltung neuer Formelemente beruhen und daher als nichts Anderes als Bildungsvarietäten, Wachsthumsmodificationen dieser oder jener Theile des Gesichtsskeletes erscheinen. Auf der unproportionalen, übergrossen oder allzu kleinen Gestaltung einzelner Theile oder ganzer Complexe des das Gesicht aufbauenden Knochengerüstes beruhen zum grossen Theile die Caricaturzeichnungen (man denke nur an Lionardo da Vinci's Caricaturen), für welche in Folge eines unregelmässigen Bildungsherganges der lebende Organismus öfters das Substrat bilden kann. In vielen Werken der Antike bewundern wir das höchste Ebenmaass in der Darstellung des Gesichtes.

Die Bedeutung der Weichtheile für die volle Ausgestaltung und Modellirung des Gesichtes, für den Gesichtsausdruck soll durch all' das Erwähnte nicht unterschätzt werden, umsomehr, als aus Engel's Untersuchungen hervorgeht, dass selbst die Bildung einzelner Gesichtsknochen unter dem Einflusse der Kaumusculatur steht: immer aber muss man aussagen, dass sie kaum im Stande sind, den durch das Skelet vorgeschriebenen Gesichtsausdruck im Wesentlichen abzuändern. Die Weichtheile umhängen ja nicht wie eine Draperie das knöcherne Gesichtsgerüste, ihre Anordnung ist an dasselbe enge gebunden, von letzterem abhängig. Die Weichtheile vermögen nicht ein Langgesicht in ein Kurzgesicht und umgekehrt umzuwandeln, ihr Einfluss auf den durch das Skelet bestimmten Gesichtsausdruck ist daher kein solcher, dass dieser vollends verwischt werden könnte. Die Weichtheile können täuschen, die Knochen nicht lügen, sagt Rosenkranz [1]; und Goethe's Ausspruch: „Es ist nichts in der Haut, was nicht im Knochen ist", kommt zur vollen Geltung.

Die Schönheit und Hässlichkeit der Gesichter sind daher in erster Linie durch die Form ihrer Skelete bedingt. Mögen immerhin die Weichtheile beitragen, unedle, in der Bildung des Skeletes ruhende Gesichtszüge zu verschönern, so ist doch diese Schönheit des Gesichtes nur eine temporäre, denn mit der Veränderung der Weichtheile in Folge von Krankheiten oder wenn die Jahre nach und nach wieder nehmen, was sie nach und nach gegeben, kommt die durch den Skeletbau vorgeschriebene Gesichtsbildung immer mehr zum Ausdrucke; ein durch das Ebenmaass des Gesichtsskeletes bedingtes schönes Gesicht wird seine Schönheit immer zur Geltung bringen, sie immer bewahren, auch wenn auf dasselbe die Würde des Alters sich senkt. Edmond About muss ein feiner Beobachter sein, da er Folgendes sagt: „Die wahre Schönheit liegt nicht auf der Oberfläche, sondern im Baue und in der Gliederung, welche niemals einer Veränderung unterworfen ist: daher kommt es, dass eine wirklich schöne Frau, trotz der äusseren Verheerungen des Alters, ihr Leben lang schön bleibt." (Pariser Ehen; Engelhorn's Romanbibl., III. Jahrg., Bd. VII.)

Ueber den Einfluss des Gesichtsskeletes auf die Gesichtsbildung oder, vielleicht besser gesagt, über den Bau und die Anordnung des ersteren sind die Ergebnisse der Untersuchungen, welche bisnun vorliegen, keineswegs derartige, dass man sagen könnte, dass dieselben als abgeschlossen betrachtet werden könnten; im Gegentheile, die gewonnenen Befunde regen zu neuen, weiteren Untersuchungen an.

Die Arbeiten, welche sich mit der Architektur der Gesichtsschädel beschäftigen, sind sehr spärliche zu nennen. Abgesehen von Camper's Mittheilungen, liegen von neueren Untersuchungen nur vor: J. Engel's Monographie „Das Knochengerüste des menschlichen Antlitzes" [2], C. Langer's grundlegende Arbeit „Ueber Gesichtsbildung" [3] und E. Zuckerkandl's Monographie „Zur Morphologie des Gesichtsschädels" [4].

[1] Psychologie.

[2] Wien 1850.

[3] Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 1872, II. Bd., Nr. 3.

[4] Stuttgart 1877.

Engel bringt den Nachweis, dass die festen Formen des menschlichen Antlitzes ihre Ausbildung einem auf sie wirkenden Mechanismus verdanken; Zuckerkandl und namentlich Langer untersuchen die wichtigsten Formverschiedenheiten des Gesichtsskeletes, dessen Proportionen und dessen Bildungshergang.

Die vorliegende Abhandlung schliesst sich an die der letztgenannten Autoren an, indem sie die Ergebnisse der Untersuchungen dieser zu vervollständigen und zu erweitern sucht (nicht berücksichtigt aber wurde die Profilbildung).

Das Materiale für die vorliegende Untersuchung bildeten 312 Schädel; hievon waren: Neugeborene 15, bis ½ Jahr alt 36, im Alter von ½—1 Jahr 12, von 1—10 Jahren 94, von 10—19 Jahren 23, Erwachsene 125 und zahnlose Greise 7. Die umfangreiche Maasstabelle (Haupttabelle), welche die einzelnen Maasse aller (mit 1—312 von Neugeborenen an fortlaufend numerirten) untersuchten Schädel enthält, konnte wegen allzu grosser Kosten nicht gedruckt werden. Aus demselben Grunde wurde von dem Drucke von Tabellen Abstand genommen, welche die Minima, Maxima und Mittel der Gesichtsmaasse einerseits nach den verschiedenen Lebensaltern, andererseits nach den verschiedenen Gesichtsformen geordnet zeigen.

I. Ueber die Formverschiedenheiten des Gesichtsskeletes beim Erwachsenen.

Das Gesicht als Ganzes erscheint bald lang, bald kurz; zwischen dem extrem langen und dem extrem kurzen Gesichte liegt die Reihe der Zwischen(Uebergangs)formen. Bei der Bestimmung der Länge und Kürze eines Gesichtes kommt aber nicht das absolute Längenmaass allein in Betracht; denn ein langes Gesicht wird bei stark entwickelten Breitendimensionen kürzer, ein kurzes Gesicht bei schwach entwickelten Breiten länger erscheinen, mit anderen Worten: absolut gleich lange oder absolut gleich kurze Gesichter können sich der Betrachtung länger und kürzer oder schmäler und breiter darbieten. In dieser Hinsicht wird also für die Bestimmung der Gesichtsform das Verhältniss der Länge (Höhe) zur Breite des Gesichtes (der Längenbreitenindex des Gesichtes, Gesichtsindex, Kollmann, Virchow) massgebend sein. Im Grossen und Ganzen ist in der Regel ein langes Gesicht auch ein schmales, ein kurzes auch ein breites.

Die Höhe des Gesichtsschädels (gemessen von der Nasenwurzel bis zum Kinnrande) schwankt bei 125 Schädeln Erwachsener im Alter von 19 bis 68 Jahren zwischen 96 mm und 131 mm; nach Langer geht die Maximalhöhe kaum über 135 mm hinaus. Zuckerkandl[1]) fand an 28 Schädeln eine Gesichtshöhe zwischen 98 mm und 144 mm, bei anderen 36 Schädeln eine solche zwischen 105 mm und 141 mm.

Zusammengefasst ergibt sich also für die Gesichtshöhe ein Minimum von 96 mm und ein Maximum von 144 mm; der Unterschied zwischen beiden beträgt mithin 48 mm.

Von 125 Schädeln haben eine Gesichtshöhe

von	95—100 mm	2	Schädel	oder	1·6%
„	101—110	„ 10	„	„	8·0%
„	111—120	„ 64	„	„	51·2%
„	121—130	„ 44	„	„	35·2%
„	131—135	„ 5	„	„	4·0%

Gesichtsschädel mit extrem kurzen oder langen Dimensionen sind in der Minderzahl, letztere aber etwas häufiger als erstere vorhanden. Die weitaus grösste Zahl der Schädel besitzt eine Gesichtshöhe zwischen 111—130 mm.

Die Breite der Gesichtsschädel (Gesichtsbreite Virchow's, die Entfernungen der grössten Ausbiegungen der Jochbrücken gemessen) schwankt bei 125 Schädeln zwischen 118 mm und 147 mm; nach Zuckerkandl bei 36 Schädeln zwischen 121—148 mm, nach Langer geht die Maximalbreite kaum über 131 mm hinaus. Es ergibt sich also für die Gesichtsbreite ein Minimum von 118 mm und ein Maximum von 148 mm; der Unterschied zwischen beiden beträgt mithin 30 mm.

Von 125 Schädeln haben eine Gesichtsbreite

von	115—120 mm	2	Schädel	oder	1·6%
„	121—130	„ 35	„	„	28·0%
„	131—140	„ 77	„	„	61·6%
„	141—150	„ 11	„	„	8·8%

Am meisten vertreten (in über der Hälfte der Fälle) sind Gesichtsbreiten von 131—140 mm; sehr

[1]) l. c., Zuckerkandl zieht in seine Untersuchungen auch die Schädel von Malayen und Riesen ein; da es sich bei letzteren nicht um Formen handelt, welche sich in den Grenzen des Normalen bewegen, und erstere der mongolischen Rasse angehören, so sind die bei diesen gewonnenen Befunde nicht mit denen zu vermengen, die sich bei einer Untersuchung über die Gesichtsbildung ergaben, welche sich einerseits auf normale Bildungen, andererseits auf ein ganz anderes Rassenmateriale stützt; aus diesem Grunde wurden die Zahlentabellen Zuckerkandl's umgestellt und umgerechnet und die zur Erwähnung kommenden Angaben dieses Autors beziehen sich sohin auf Schädel, ausschliessend die Malayen und Riesen.

schmale und sehr breite sind in viel geringerer Zahl vorhanden: letztere aber etwas mehr als erstere.

Die extremen Dimensionen der Gesichtshöhen und Gesichtsbreiten finden also eine geringere Verbreitung als die mittleren; die extrem grossen Gesichtsbreiten sind doppelt häufiger als die extrem grossen Gesichtshöhen, die extrem kleinen Gesichtsbreiten kommen aber ebenso häufig vor als die extrem kleinen Gesichtshöhen.

Da der Unterschied zwischen den kleinsten und grössten Gesichtshöhen 48 mm, der zwischen den kleinsten und grössten Gesichtsbreiten aber nur 30 mm beträgt, so ergibt sich, dass die Gesichtshöhe bedeutend grössere Schwankungen als die Gesichtsbreite aufweist, oder: das Gesichtsskelet variirt stärker in den Höhen- als in den Breitendimensionen.

Zuckerkandl nimmt eine Eintheilung der Gesichtsschädel nach ihren Höhendimensionen vor und bezeichnet solche mit einer Gesichtshöhe von 100—110 mm als kurze, solche mit einer Höhe von 111—525 mm als mittelhohe und endlich solche mit einer Höhe über 125 mm (bis 144 mm) als lange Gesichter.

Nach derselben Eintheilung haben von den 125 untersuchten Schädeln

ein kurzes Gesicht 12 Schädel oder 9·6%
(dabei 2 Schädel mit einer Höhe von 96 mm)
ein mittelhohes Gesicht 95 Schädel oder 76·0%
„ langes „ 18 „ „ 14·4%

Es hätten demnach die mittelhohen Gesichter die grösste Verbreitung, weitaus geringer treten die langen Gesichter und noch viel geringer die kurzen Gesichter auf; im Allgemeinen ähnliche Verhältnisse finden sich bei 36 von Zuckerkandl untersuchten Schädeln vor, doch sind dessen gefundene einzelnen Procentsätze, als: 16·6% kurzes Gesicht, 52·7% mittelhohes Gesicht und 30·7% langes Gesicht, mit den von mir bei einer viel grösseren Zahl von Schädeln ermittelten nicht in voller Uebereinstimmung.

Von den 125 untersuchten Schädeln haben die (12) kurzen Gesichter eine

	Gesichtshöhe	Gesichtsbreite	Differenz
Minimum	96 mm	118 mm	11 mm
Maximum	110 „	140 „	38 „
Mittel	104 „	129·6 „	23·6 „

die (95) mittelhohen Gesichter eine

	Gesichtshöhe	Gesichtsbreite	Differenz
Minimum	111 mm	120 mm	0 mm
Maximum	125 „	146 „	32 „
Mittel	118 „	133 „	11 „

die (18) langen Gesichter eine

	Gesichtshöhe	Gesichtsbreite	Differenz
Minimum	126 mm	126 mm	—2 mm [1])
Maximum	131 „	147 „	20 „
Mittel	128 „	135 „	7·4 „

Der Unterschied zwischen Höhen- und Breitendurchmesser des Gesichtes schwankt demnach zwischen —2 mm und 38 mm. Die kleinere Zahl gehört einem extrem langen, die grössere Zahl einem extrem breiten Gesichtsschädel an, mit anderen Worten: bei einem extrem langen Gesichte bleibt die Gesichtsbreite gegen die Gesichtshöhe um 2 mm zurück, während bei einem extrem breiten Gesichte die erstere die letztere um 38 mm übertrifft.

Im Durchschnitte sind alle Gesichtsskelete breiter als hoch; die kurzen um 23·6 mm, die mittelhohen um 11 mm und die langen aber nur um 7·4 mm.

Zuckerkandl gibt an, dass die Gesichtsbreiten in umgekehrtem Verhältnisse zu den Gesichtshöhen stehen: je länger das Gesichtsskelet, desto schmäler sei es, und die kürzesten Gesichtsskelette besitzen die grössten Breitendurchmesser. Insoferne sich Zuckerkandl's Schlüsse auf die Differenzzahlen zwischen Gesichtslänge und Gesichtsbreite beziehen, ist seine Angabe richtig; diese werden in der That von den kurzen Gesichtern zu den mittelhohen und von diesen zu den langen Gesichtern immer kleiner, wie dies die Zahlen 23·6, 11 und 7·4 mm lehren; diese Zahlen können aber doch für den obigen Ausspruch nicht maassgebend sein, denn sie zeigen nur die Grössenunterschiede zwischen den Gesichtshöhen und Gesichtsbreiten an, und dass diese von den Kurzgesichtern zu den Langgesichtern immer geringer werden; sie zeigen aber nicht an, dass mit dem Wachsthum der Gesichtshöhen die Gesichtsbreiten immer grösser werden.

Um das Verhältniss dieser Maasse zu einander bei den verschiedenen Gesichtsformen kennen zu lernen, bleibt nichts Anderes übrig, als diese Maasse selbst einer Betrachtung zu unterziehen; dies ausgeführt, ergibt sich, dass von den kurzen Gesichtern angefangen zu den langen hin den Mittelmaassen der Gesichtshöhen von 104, 118, 128 mm solche von Gesichtsbreiten mit 129·6, 133, 135 mm gegenüberstehen. Diese Zahlen lehren, dass vom Kurzgesichte zum Langgesichte sowohl die Gesichtshöhen als die Gesichtsbreiten zunehmen, die ersteren sehr bedeutend, um 14, bezw. 10 mm, die letzteren um 3·4,

[1]) Die Höhe ist um 2 mm grösser als die Breite

bezw. 2 mm, also nur um ein Geringes. Man kann daher nicht aussagen, dass mit der Entwicklung der Höhendimensionen des Gesichtes die Breitendimensionen abnehmen; im Gegentheile, diese gewinnen auch an Grösse, aber nur unbedeutend.

Dies Alles gilt aber überhaupt nur für den Durchschnitt und die weitaus grösste Zahl der Fälle: die Gesichtsschädel einzeln betrachtet zeigen, dass eine grössere Gesichtshöhe nicht auch nothwendig eine grössere Gesichtsbreite bedingt, denn es kann ein längeres Gesicht eine geringere Breite als ein kurzes Gesicht besitzen und umgekehrt, will sagen, es können absolut lange Gesichter schmal wie breit sein.

Daraus erhellt aber zur Genüge, dass es nicht angeht, die Eintheilung der Gesichtsformen in kurze, mittelhohe und lange auf Grund der Gesichtshöhen vorzunehmen, wie es ebenso gefehlt wäre, die Gesichtsbreiten als Grundlage für eine Eintheilung des Gesichtes hinzustellen.

Die Formverschiedenheiten der Gesichtsskelette beruhen in erster Linie auf der Combination verschiedener Gesichtshöhen und verschiedener Gesichtsbreiten, daher die Gesichtsform einzig und allein richtig durch das Verhältniss der Gesichtshöhe zur Gesichtsbreite bestimmt wird und zum Ausdrucke gebracht werden kann; daher auch nur das Verhältniss dieser beiden Maasse zu einander, welches in Zahlen, dem **Gesichtsindex**, auf das Genaueste ersichtlich wird, zur Grundlage für eine Aufstellung oder eine Eintheilung der Gesichtsformen verwendet werden kann. Auf Grund der Gesichtshöhe oder Gesichtsbreite, jedes Maass für sich allein betrachtet, ist man nicht berechtigt, ein Gesicht als ein langes oder kurzes, schmales oder breites zu bezeichnen.

Die „Frankfurter Verständigung" nimmt in richtiger Weise die Eintheilung der Gesichtsformen nach den Gesichtsindices, d. h. nach dem Verhalten der Höhe zur Breite des Gesichtes, vor und bestimmt die Gesichtsschädel nach dem Gesichtsindex nach Virchow

= 100 Gesichtshöhe und nach dem Jochbreiten-
Gesichtsbreite [1])

Gesichtsindex nach Kollmann = 100 Gesichtshöhe :
Jochbreite [1])

im ersteren Falle werden die Gesichter mit einem Index bis 90·0 als breitgesichtige, mit einem Index über 90·0 als schmalgesichtige Schädel, im letzteren Falle die Gesichter mit einem Index bis 90·0 als niedere, chamaeprosope, mit einem Index über 90·0 als hohe, leptoprosope Gesichtsschädel bezeichnet. Es muss zunächst bemerkt werden, dass bei der Feststellung der Virchow'schen Zahlen ein Irrthum unterlaufen sein muss, denn bei 125 Schädeln Erwachsener schwanken die Gesichtsindices zwischen 100·0—150·0, demnach alle Schädel als schmalgesichtige zu bezeichnen wären, was aber nicht richtig ist. Die Virchow'sche Eintheilung der Gesichtsschädel mit dem Grenzindex 90·0 kann also nicht in Betracht gezogen werden. Andererseits ist auch die Kollmann'sche Eintheilung der Gesichtsschädel eine viel zu wenig genaue. Ordnet man eine grössere Anzahl von Schädeln nach ihren Gesichtsindices (nach Kollmann), so findet man, dass von dem einen Gesichtsschädel, der am Anfange der Reihe steht, bis zu dem hin, der am anderen Ende der Reihe seinen Platz findet, das Verhältniss der Gesichtshöhen und Gesichtsbreiten betreffend, ein continuirlicher Uebergang besteht, was auch durch die Grössenzunahme, bezw. Grössenabnahme der Gesichtsindices zum Ausdrucke kommt. Eine Trennung der ganzen continuirlichen Reihe der Gesichtsformen in zwei Gruppen, und zwar bei einer bestimmten Zahl (90·0), erscheint als eine gewaltsame. Wenn schon eine Trennung in Gruppen überhaupt als etwas Unnatürliches hingestellt werden muss, so bleibt aber schliesslich doch, um zu einer übersichtlichen Darstellung der Verhältnisse zu gelangen, nichts Anderes übrig, als eine Theilung der continuirlichen Reihe in Gruppen vorzunehmen; je mehr Gruppen aber aufgestellt werden, um so geringer erscheinen die Unterschiede benachbarter Gruppen, um so schärfer und deutlicher aber kommen diese zwischen entfernt stehenden Gruppen zum Ausdrucke. Mit Rücksicht darauf, habe ich die von mir bei Erwachsenen beobachteten Gesichtsindices in folgende Gruppen zerlegt, bezw. eine Eintheilung der Gesichtsformen vorgenommen.

Ich nenne die Gesichtsschädel mit einem Gesichtsindex (Kollmann) von

70·1 — 75·0 hyperchamaeprosope Gesichtsschädel
75·1 — 80·0 chamaeprosope „
80·1 — 85·0 hypochamaeprosope „

[1]) Gesichtsbreite = Distanz der beiden Oberkiefer-Jochbeinnähte; die Messung muss am unteren Ende derselben geschehen, an dem unteren vorderen Rande des einen Wangenbeines bis zu demselben Punkte des anderen.

[1]) Grosster Abstand der Jochbogen voneinander

85·1— 90·0	orthoprosope	Gesichtsschädel
90·1— 95·0	hypoleptoprosope	„
95·1—100·0	leptoprosope	„
100·1—105·0	hyperleptoprosope	„

Gesichtsindex nach VIRCHOW von

100·0—110·0	hyperchamaeprosope	Gesichtsschädel
110·1—120·0	chamaeprosope	„
120·1—130·0	orthoprosope	„
130·1—140·0	leptoprosope	„
140·1—150·0	hyperleptoprosope	„

Auch die Grenzzahl 90·0 der KOLLMANN'schen und VIRCHOW'schen Obergesichtsindices ist nicht verwendbar, da alle untersuchten Schädel chamaeprosope Obergesichter hätten, was nicht der Fall ist; die Obergesichtsindices schwanken zwischen 41·8 und 59·3 (Obergesichtsindex KOLLMANN) und zwischen 58·4 und 90·7 (Obergesichtsindex VIRCHOW).

Nach dem KOLLMANN'schen Obergesichtsindex theile ich ein:

40·0—45·0	hyperchamaeprosope	Obergesichter
45·1—50·0	chamaeprosope	„
50·1—55·0	leptoprosope	„
55·1—60·0	hyperleptoprosope	„

Nach v. VIRCHOW's Obergesichtsindex:

55·0—65·0	hyperchamaeprosope	Obergesichter
65·1—75·0	chamaeprosope	„
75·1—85·0	leptoprosope	„
85·0—95·0	hyperleptoprosope	„

Im Anschlusse daran gebe ich eine Eintheilung der Augenhöhlen und Nasenindices, welche von der in der Frankfurter Verständigung aufgestellten nur wenig abweicht.

Augenhöhlenindex:

65·0— 75·0	Hyperchamaeconchie
75·1— 85·0	Chamaeconchie
85·1— 95·0	Hypsiconchie
95·1—105·0	Hyperhypsiconchie

Nasenindex:

30·0—40·0	Leptorrhinie
40·1—50·0	Mesorrhinie
50·1—60·0	Platyrrhinie

Nachdem die bisher gemachten Ausführungen zu einer Eintheilung der Gesichtsschädel, zur Aufstellung bestimmter typischer Gesichtsformen hingeleitet haben, entsteht die Frage, welche Unterschiede im Allgemeinen zwischen diesen verschiedenen Gesichtsformen bestehen und worin dieselben begründet sind. Für die Beantwortung dieser Frage ist es vom Vortheile, zunächst des Näheren die Unterschiede zweier Gesichtsformen, welche deutliche Verschiedenheiten zeigen, kennen zu lernen; es sollen ein Breitgesicht (Kurzgesicht) (Nr. 184 der Maasstabelle I und Fig. 1, Tafel I) und ein Schmalgesicht (Langgesicht) Nr. 303 der Maasstabelle 1 und Fig. 2, Tafel I) mit einander verglichen werden.

Das Breitgesicht hat eine Gesichtshöhe von 111 mm, das Schmalgesicht eine solche von 124 mm. Die Gesichtsbreite des ersteren beträgt 143, des letzteren 124 mm.

Das Breitgesicht hat eine absolut kleinere Gesichtshöhe als das Schmalgesicht (um 13 mm), während die Gesichtsbreite des ersteren absolut grösser als die des letzteren (um 19 mm) ist. Während beim Breitgesichte die Breite des Gesichtes um 32 mm grösser als die Höhe ist, sind beim Schmalgesichte das Breitenmaass und das Maass der Höhe ganz gleich. Der Gesichtsindex des Breitgesichtes hat einen Gesichtsindex von 77·6 (KOLLMANN) (nach VIRCHOW 106·7), das Schmalgesicht einen solchen von 100·0 (KOLLMANN) (nach VIRCHOW 133·3); ersteres ist demnach nach KOLLMANN chamaeprosop (hyperchamaeprosop nach VIRCHOW), letzteres leptoprosop (nach KOLLMANN und VIRCHOW); nach den Obergesichtsindices zeigt das Breitgesicht ein chamaeprosopes Obergesicht (47·5 KOLLMANN, 65·8 VIRCHOW) und das Schmalgesicht ein hyperleptoprosopes Obergesicht (58·0 KOLLMANN, mit 77·4 VIRCHOW ist es aber leptoprosop). Der Unterschied zwischen beiden Gesichtsformen kommt daher nicht nur im Gesichte, sondern auch im Obergesichte zum Ausdrucke. Das Breitgesicht hat einen Nasenindex von 51·9 und einen Orbitalindex von 80·0, ist daher platyrrhin und chamaeconch, das Schmalgesicht mit dem Nasenindex von 42·3 und Orbitalindex von 94·7 ist mesorrhin und hypsiconch.

Die weitere Vergleichung beider Gesichtsformen soll nun an der Hand von Abbildungen nach ihren absoluten und relativen (Gesichtshöhen oder -Breiten = 1000) Maassverhältnissen vorgenommen werden, aus welchen sich gleichzeitig die Proportionen jeder Gesichtsform und deren Unterschiede ergeben. Recht anschaulich werden die Verhältnisse, wenn man sich auf Grund der gefundenen Zahlen lineare Schemata der Gesichtsformen herstellt.

1. Untersuchung der Gesichtsskelete in Bezug auf ihre Höhendimensionen.

a) Nach den absoluten Maassverhältnissen (in mm). (Vgl. Fig. 1 u. 2 auf Taf. I und Fig. 1 im Texte.)

Vergleichung der wichtigsten Höhenmaasse eines Breitgesichtes (Nr. 184) und eines Schmalgesichtes von Erwachsenen (Nr. 303).

Höhe	Absolute Zahlen		
	Nr. 184 Tab. I	Nr. 303 Tab. I	Unterschied
des Gesichtes	111	124	— 13
des Obergesichtes	76·5	82	— 5·5
des Untergesichtes	34·5	42	— 7·5
der Nase	52	52	—
des Zwischenkiefers	16	20	— 4
der beiden Zahnreihen	17	20	— 3
des Unterkiefers	26	32	— 6
des orbitalen Theiles der Nase	26	34	— 8
des infraorbitalen Theiles der Nase	26	18	+ 8
des Oberkiefers	68	72	— 4
der Mundregion	59	72	— 13
des Augenhöhleneinganges	32	36	— 4

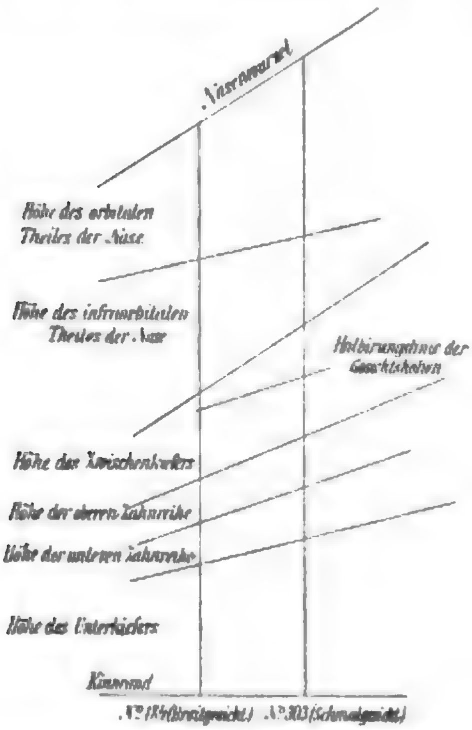


Fig. 1 Linearschema der Gesichtshöhen eines Breitgesichtes und eines Schmalgesichtes Erwachsener nach den absoluten Maassen (2/3 der natürlichen Grösse).

Die Höhe des Breitgesichtes ist um 13 mm geringer als die des Schmalgesichtes. Die Halbirungslinie der Gesichtshöhe geht beim Breitgesichte nahe der Spina nasalis anterior durch den Zwischenkiefer, beim Schmalgesichte durch die Höhenmitte desselben durch. Die Höhe der Mundregion ist beim Breitgesichte um 7 mm kleiner, beim Schmalgesichte um 20 mm grösser als die Nasenregion. Da die Nasenregion bei beiden Schädeln eine gleiche Höhe aufweist, so folgt, dass die Verkürzung des Breitgesichtes in dessen Mundregion (um 13 mm) zu suchen ist. Bei diesem weisen alle die sie aufbauenden Theile im Vergleiche zum Schmalgesichte eine geringere Länge auf; der Unterkiefer ist um 6 mm, der Zwischenkiefer um 4 mm, die Höhe der beiden Zahnreihen um 3 mm kürzer. Da von der Mundregion Theile an dem Aufbau des Ober- und Untergesichtes Antheil nehmen, so folgt, dass auch diese beiden Abschnitte des Breitgesichtes verkürzt sein müssen: das Obergesicht um 5·5 mm, das Untergesicht um 7·5 mm. Der Unterschied zwischen beiden Oberkieferhöhen beträgt 4 mm zu Ungunsten der des Breitgesichtes. Obwohl die Nasenhöhen bei beiden Gesichtern die gleichen sind, so zeigt doch der innere Aufbau, dass ungleiche Verhältnisse herrschen; denn die Höhe des orbitalen Theiles der Nase ist beim Breitgesichte um 8 mm kleiner, der infraorbitale Theil derselben aber um 8 mm grösser als beim Schmalgesichte. Die Höhe der Augenhöhle des Breitgesichtes bleibt gegen die des Schmalgesichtes um 4 mm zurück.

b) Nach den relativen Maassverhältnissen. (Vgl. Fig. 3 u. 4 auf Tafel I und Fig. 2 im Texte.)

Höhe	Relative Zahlen		
	Nr. 184 Tab. I	Nr. 303 Tab. I	Unterschied
des Gesichtes	1000	1000	—
des Obergesichtes	689·1	661·2	+ 27·9
des Untergesichtes	310·8	338·7	— 27·9
der Nase	468·4	419·3	— 49·1
des Zwischenkiefers	144	161	— 17
der beiden Zahnreihen	153	161	— 8
des Unterkiefers	234	258	— 24
des orbitalen Theiles der Nase	234	274	— 40
des infraorbitalen Theiles der Nase	234	145	+ 89
des Oberkiefers	612	580	+ 32
der Mundregion	531	580	— 49
des Augenhöhleneinganges	288	290	— 2

Bringt man die Gesichtsskelette beider Schädel auf gleiche Höhe (= 1000), so zeigen sich folgende Gesichtsproportionen:

	Nasenregion	Mundregion
Breitgesicht	468 Theile	531 Theile
Schmalgesicht	419 „	580 „
Differenz	49 „	49 „

Das Breitgesicht hat eine relativ höhere Nasenregion und eine relativ niedrigere Mundregion als das Schmalgesicht.

Die um 7 mm absolut höhere Mundregion des Breitgesichtes ist um 63 Theile relativ höher als dessen Nasenregion; beim Schmalgesichte, bei welchem die Mundregion um 20 mm absolut höher als die Nasenregion ist, erreicht die relativ grössere Höhe der Mundregion 61 Theile. Während beim Breitgesichte die Nasenhöhe um 49 Theile grösser als beim Schmalgesichte ist, verliert dieselbe Zahl von Theilen die Höhe der Mundregion des Breitgesichtes.

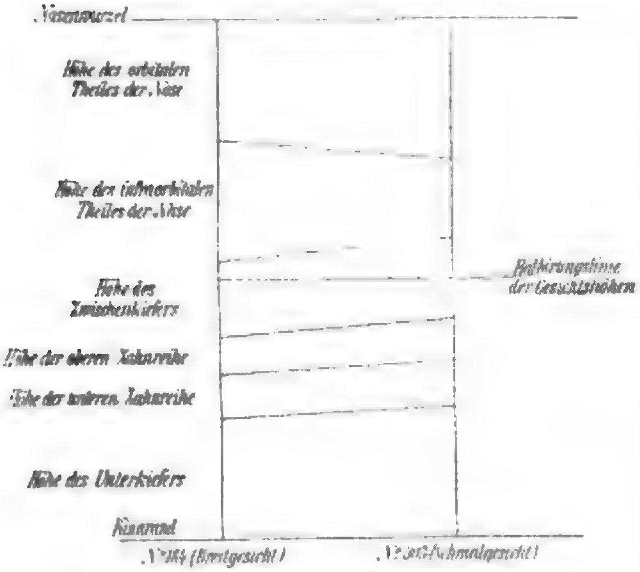


Fig. 2. Linearschema der Gesichtshöhen eines Breitgesichtes und eines Schmalgesichtes Erwachsener nach ihren relativen Maassen (Gesichtshöhe 1000).

Bei diesem erscheint daher die Nase höher, die Mundregion niedriger; beim Schmalgesichte die Nase niedriger, die Mundregion höher. Die Halbirungslinie der Gesichtshöhe geht beim Breitgesichte nahe der Spina nasalis anterior durch den Zwischenkiefer, beim Schmalgesichte durch dessen Höhenmitte durch.

Untersucht man die einzelnen die Gesichter aufbauenden Abschnitte, so findet man, dass von 1000 Theilen der Gesichtshöhe entfallen:

	Nase	Zwischenkiefer	Zahnreihe	Unterkiefer	
beim Breitgesichte	468	144	153	234	Theile
beim Schmalgesichte	419	161	161	258	„
Differenz	49	17	8	24	„

Die beiden Gesichter sind also nur annähernd gleich proportionirt.

Auf das Obergesicht entfallen beim Breitgesichte 690 Theile, beim Schmalgesichte 660 Theile; auf das Untergesicht im ersteren Falle 310 Theile, im letzteren Falle 339 Theile der Gesichtshöhe.

Während beim Breitgesichte auf den orbitalen und infraorbitalen Theil der Nase gleiche Theile der Gesichtshöhe (je 234 Theile) entfallen, nimmt beim Schmalgesichte der orbitale Theil der Nase 274, der infraorbitale Theil der Nase 145 Theile der Gesichtshöhe in Anspruch. Während beim Breitgesichte beide Nasenantheile gleich hoch erscheinen, zeigt sich beim Schmalgesichte der untere Theil der Nase viel kleiner als der obere. Die Höhen der Eingänge der Augenhöhlen erscheinen bei beiden Gesichtern im Verhältnisse zur Gesichtshöhe gleich hoch.

2. Untersuchung der Gesichtsskelette in Bezug auf ihre Breitendimensionen.

a) Nach den absoluten Maassverhältnissen. (Vgl. Fig. 5 u. 6 auf Taf I und Fig. 3 im Texte.)

Vergleichung
der wichtigsten Breitenmaasse eines breiten (Nr. 184) und eines schmalen (Nr. 303) Gesichtsschädels eines Erwachsenen.

	Absolute Zahlen		
	Nr. 184 Tab. I	Nr. 303 Tab. I	Unterschied
Gesichtsbreite (Jochbreite)	143	124	+19
Aeussere Obergesichtsbreite	104	93	+11
Innere Obergesichtsbreite	59	50	+ 9
Nasenbreite	27	22	+ 5
Jochbeinbreite (einer Seite)	19·5	15·5	+ 4
Untergesichtsbreite	99	97	+ 2
Abstand der foramina supraorbitalia	48	40	+ 8
Abstand der foramina infraorbitalia	58	51	+ 7
Abstand der foramina mentalia	46	45	+ 1
Breite des Augenhöhleneinganges	40	38	+ 2

Das Breitgesicht ist um 19 mm breiter als das Schmalgesicht; die Nasenbreite ist um 5 mm, die innere Obergesichtsbreite um 9, die äussere Obergesichtsbreite um 11 mm grösser als beim Schmalgesichte. Nur eine Gesichtshälfte betrachtet, so ist die des Breitgesichtes um 9·5 mm breiter als die des Schmalgesichtes; hievon entfallen auf die Nase 2·5 mm, auf die innere Oberkiefergegend (der Raum zwischen Nase und Verbindung des Oberkiefers mit dem Jochbeine) 2 mm, auf die äussere Oberkiefergegend (Gegend des Processus zygomaticus des Oberkiefers) 1 mm, auf die Jochbeingegend (Breite des Jochbeines) 4 mm. Fast die Hälfte der grösseren Breite des Breitgesichtes ist also in der lateralen Gesichtsgegend, in der Wangenbeingegend gelegen. Der Oberkiefer

ist um 3 mm absolut breiter, sein innerer Antheil stärker breit als sein äusserer. Es sind also alle Gesichtstheile des Breitgesichtes, aber in verschiedenem Grade, absolut breiter als beim Schmalgesichte. Zuerst kommt die Jochbeingegend (um 4 mm breiter), dann die Nasengegend (eine Hälfte um 2·5 mm breiter), dann die innere (um 2 mm breiter), dann die äussere Oberkiefergegend (um 1 mm breiter). Die Untergesichtsbreite und die Breite der Augenhöhleneingänge dem Höhenmaasse (124 mm) ganz gleich. Die äussere Obergesichtsbreite (104 mm) des Breitgesichtes ist um 7 mm geringer als dessen Gesichtshöhe; beim Schmalgesichte ist das gleiche Maass (93 mm) um 31 mm geringer. Beim ersteren Gesichte ist die innere Obergesichtsbreite (59 mm) um 7 mm grösser, beim Schmalgesichte um 2 mm kleiner als die Nasenhöhe, welche in beiden Fällen 52 mm beträgt. Die Nasenbreite (27 mm) des Schmalgesichtes ist halb

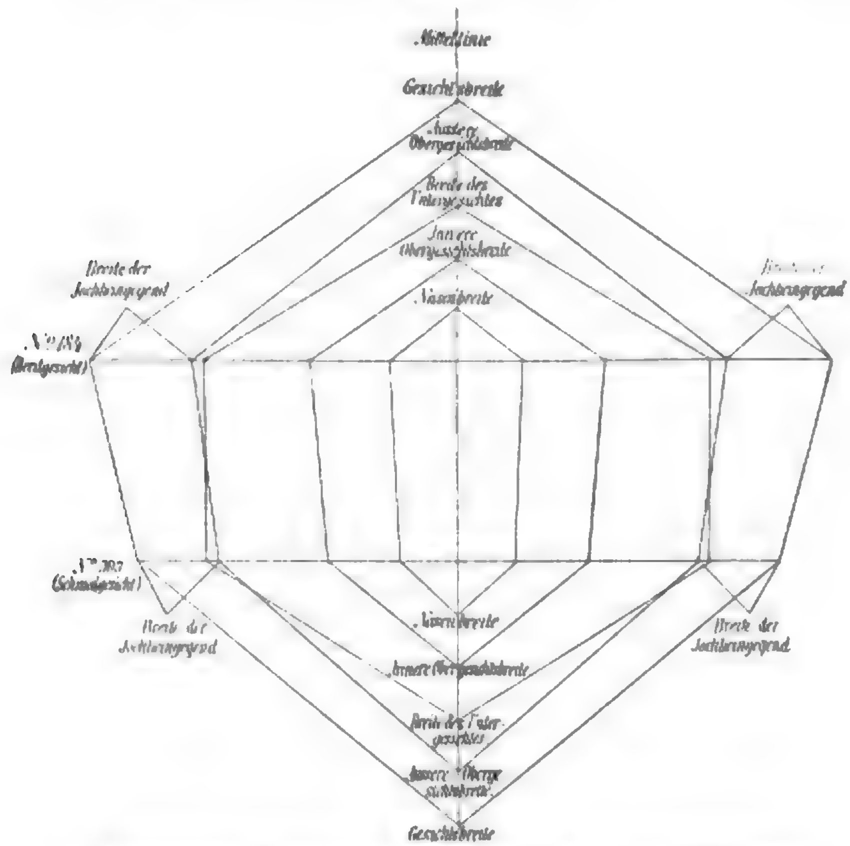


Fig. 3 Linearschema der Gesichtsbreiten eines Breitgesichtes und eines Schmalgesichtes Erwachsener nach den absoluten Maassen (1/3 der natürlichen Grösse)

sind um je 2 mm grösser beim Breitgesichte als beim Schmalgesichte. Der Abstand der Gesichtsnervenaustrittsstellen ist beim ersteren grösser als beim letzteren.

Zwischen den absoluten Höhen- und Breitenmaassen bestehen bei beiden Gesichtern folgende Verhältnisse:

Die Gesichtsbreite (143 mm) des Breitgesichtes ist um 32 mm höher als die Gesichtshöhe (131 mm). Beim Schmalgesichte ist das Breitenmaass (124 mm) so hoch als die Nasenhöhe; beim Schmalgesichte bleibt dieses Maass (22 mm) um 4 mm gegen die Hälfte der Nasenhöhe zurück. Die Untergesichtsbreite ist beim Breitgesichte um 5 mm geringer, als die äussere Obergesichtsbreite, beim Schmalgesichte aber ist die erstere um 4 mm grösser als die letztere. Die Breite (40 mm) der Augenhöhleneingänge übertrifft die Höhe (32 mm) beim Breitgesichte um 8 mm, beim Schmalgesichte (38 mm, bezw. 36 mm) um 2 mm.

b) Nach den relativen Maassverhältnissen. (Vgl. Fig 7. u. 8 auf Taf. I und Fig. 4 im Texte.)

	Relative Zahlen		
	Nr. 184 Tab. I	Nr. 303 Tab. I	Unterschied
Gesichtsbreite (Jochbreite)	1000	1000	—
Aeussere Obergesichtsbreite	727	750	−23
Innere Obergesichtsbreite	412·5	403	+9·5
Nasenbreite	188·8	177	+11·8
Jochbeinbreite (einer Seite)	136	125	+11
Untergesichtsbreite	692	782	−90
Abstand der foramina supraorbitalia	335	322	+13
Abstand der foramina infraorbitalia	405	411	−6
Abstand der foramina mentalia	321	362	−41
Breite des Augenhöhleneinganges	279	306	−27

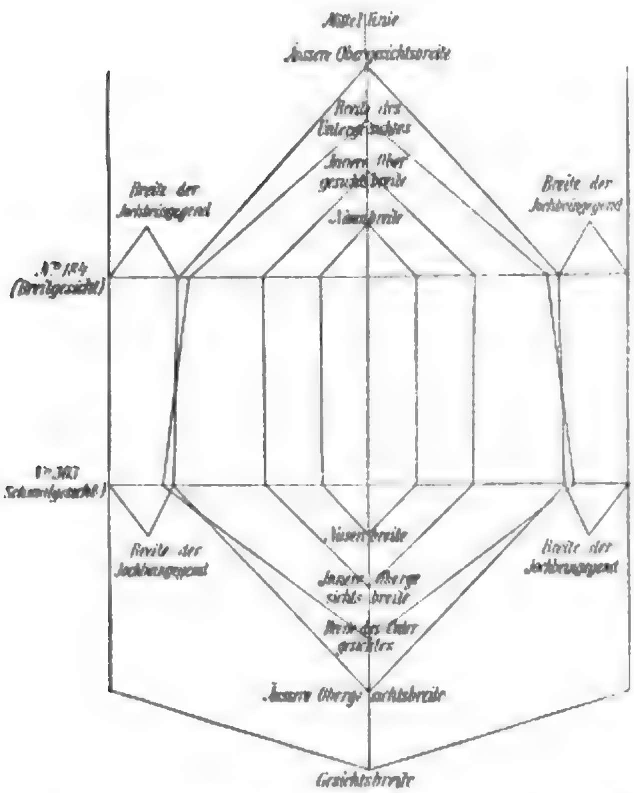


Fig. 4. Linearschema der Gesichtsbreiten eines Breitgesichtes und eines Schmalgesichtes Erwachsener nach ihren relativen Maassen. Gesichtsbreite = 1000.

Die Proportionen hinsichtlich der Breite sind bei beiden Gesichtern, wie folgt:

Von 1000 Theilen der Gesichtsbreite entfallen:

	äussere Obergesichtsbreite	innere Obergesichtsbreite	Nasenbreite	Untergesichtsbreite	Jochbeingegendbreite	Augenhöhlenbreite
Breitgesicht	727	412·5	188·8	692	136	279
Schmalgesicht	750	403	177	782	125	306

Die Proportionen sind ungleiche.

Auf die Jochbeingegend, die Nasengegend und innere Oberkiefergegend entfallen beim Breitgesichte viel mehr der tausend Theile der Breite als beim Schmalgesichte.

Untersucht man aber die relativen Breitenverhältnisse nur einer Seite, so zeigt sich, dass beim Breitgesichte die Nasengegend um ca. 6 Theile breiter, die innere Oberkiefergegend um 1·2 Theile schmäler, die laterale Oberkiefergegend um 16 Theile schmäler und die Jochbeingegend um 11 Theile breiter ist als beim Schmalgesichte. Relativ breiter beim Breitgesichte sind also nur die Nasengegend und die Jochbeingegend; die ganze Oberkiefergegend (namentlich der laterale Antheil) ist beim Schmalgesichte breiter. Damit steht im Zusammenhange, dass beim Schmalgesichte die Nasen- und Jochbeingegend schmal, die Oberkiefergegend breit erscheinen; beim Breitgesichte fallen sofort die breite Nase und die breite Jochbeingegend auf. Die Untergesichtsbreite des Breitgesichtes erscheint im Verhalten zum ganzen Gesichte schmäler (um 90 Theile) als beim Schmalgesichte. Die Breite des Augenhöhleneinganges ist beim Breitgesichte um 27 Theile schmäler als beim Schmalgesichte.

Fasst man die Unterschiede zwischen dem chamae- und leptoprosopen Gesichte zusammen, so ergibt sich:

1. Der Chamaeprosope hat ein absolut niedrigeres und ein absolut breiteres Gesicht als der Leptoprosope.

2. Beim Chamaeprosopen übertrifft die Gesichtsbreite die Gesichtshöhe um ein Bedeutendes; beim Leptoprosopen sind beide Maasse gleich, oder letzteres sogar etwas grösser als ersteres.

3. Die Mundregion ist beim Chamaeprosopen nur wenig höher als die Nasenregion; beim Leptoprosopen ist dieser Unterschied ein ziemlich bedeutender.

4. Alle die Mundregion aufbauenden Theile, als: Zwischenkiefer, Zähne, Unterkiefer, sind beim Breitgesichte niedriger als beim Schmalgesichte.

5. Die Höhe der Nasenregion ist bei beiden Gesichtsformen gleich gross.

6. Der orbitale Theil der Nase der Chamaeprosopen ist kleiner als der der Leptoprosopen, dafür

sind aber die Verhältnisse hinsichtlich der infraorbitalen Theile der Nase umgekehrt.

7. Die Höhe des Ober- und Untergesichtes sind beim Chamaeprosopen niedriger als beim Leptoprosopen.

8. Die Höhe des Einganges der Augenhöhle ist beim Chamaeprosopen niedriger als beim Leptoprosopen.

9. Die Höhenproportionen des Chamae- und Leptoprosopen sind nicht ganz gleich. Von 1000 Theilen Gesichtshöhe entfallen beim Chamaeprosopen 468 Theile auf die Nase, 144 Theile auf den Zwischenkiefer, 153 Theile auf die Zähne, 234 Theile auf den Unterkiefer; beim Leptoprosopen 419 Theile auf die Nase, 161 Theile auf den Zwischenkiefer, 161 Theile auf die Zähne, 258 Theile auf den Unterkiefer.

10. Die Nasenregion verhält sich zur Mundregion beim Chamaeprosopen wie 4·7 zu 5·3, beim Leptoprosopen wie 4·2 zu 5·8.

11. Die Halbirungslinie der Gesichtshöhe geht beim Chamaeprosopen gleich unterhalb der Spina nasalis anterior durch den Zwischenkiefer, beim Schmalgesichte durch dessen Höhenmitte durch.

12. Beim Chamaeprosopen sind alle das Gesicht aufbauenden Theile breiter als beim Leptoprosopen; das grösste Ausmaass weist die Jochbeingegend auf, dann folgt die Nasengegend, dann die innere Gegend und schliesslich die äussere Gegend des Oberkiefers.

13. Der Abstand der Austrittsstellen der sensitiven Nerven des Gesichtes ist beim Chamaeprosopen grösser als beim Leptoprosopen.

14. Die Untergesichtsbreite des Chamaeprosopen ist nur gering grösser als die des Leptoprosopen.

15. Die Zähne des Chamaeprosopen sind breiter als die des Leptoprosopen.

16. Der Zahnbogen nähert sich bei beiden Formen dem Abschnitte einer Ellipse, beim ersteren aber immer mit einer kürzeren, beim letzteren immer mit einer längeren Achse.

17. Die Proportionen hinsichtlich der Breite sind bei beiden Gesichtern ungleich.

18. Relativ breiter sind beim Chamaeprosopen nur die Nasen- und Jochbeingegend.

19. Wegen der grösseren Breite der Nase erscheint beim Chamaeprosopen die Nase kürzer.

20. Die Breite des Augenhöhleneinganges ist beim Chamaeprosopen relativ schmäler als beim Leptoprosopen. Da die Augenhöhleneingänge bei beiden Gesichtern sich so verhalten, dass das, was der eine im Vergleiche zu dem anderen an Höhe verliert, er an Breite gewinnt, so folgt, dass bei beiden Gesichtsformen der Flächeninhalt beider Augenhöhleneingänge eigentlich gleich gross ist, und da diese einen beiläufigen Schluss auf die eigentlichen Raumverhältnisse der Orbita gestatten, so kann man ganz gut aussagen, dass der Chamaeprosope und Leptoprosope gleich grosse Augenhöhlen besitzen und sich nur in der Form Verschiedenheiten zeigen. Dass die Augenhöhlen gleich gross sein müssen, erhellt schon daraus, dass die Grösse der Bulbi bei den verschiedenen Gesichtsformen nicht variirt, desgleichen auch nicht die Menge des übrigen Orbitalinhaltes. —

Nachdem nun die Unterschiede zwischen zwei aus den in eine fortlaufende Reihe gebrachten Gesichtsschädeln entnommenen typischen Gesichtsformen, einem Breitgesicht und einem Schmalgesicht, erörtert wurden, entsteht die Frage, welche Unterschiede zwischen den übrigen Gesichtsformen bestehen.

Von 125 untersuchten Gesichtsschädeln Erwachsener, deren Gesichtsindex von 73·4—101·2 reicht, erwiesen sich

3	oder	2·4%	als	hyperchamaeprosop
3	„	2·4%	„	chamaeprosop
25	„	20 %	„	hypochamaeprosop
43	„	34·8%	„	orthoprosop
38	„	30·4%	„	hypoleptoprosop
11	„	8·8%	„	leptoprosop
2	„	1·6%	„	hyperleptoprosop

Die extremen Formen sind also in der Minderzahl vorhanden; am stärksten vertreten sind die orthoprosopen Typen, diesen folgt als ziemlich gleich starke Gruppe die hypoleptoprosope Form und weiterhin die hypochamaeprosope, die letztere in geringerer Zahl als die erstere; die Leptoprosopen folgen mit 8·8%. Die Hyperleptoprosopen, Hyperchamaeprosopen und Chamaeprosopen sind nur spärlich vertreten. Die Zahl der Gesichtsschädel nimmt von der Orthoprosopie gegen die Hypoleptoprosopie ganz wenig, gegen die Hypochamaeprosopie aber bedeutender ab. Von den letzteren gegen die extremen Formen nimmt die Schädelzahl bedeutend und sehr rasch ab.

Es würde zu weit führen, alle 125 untersuchte Gesichtsschädel in Beziehung auf das Verhältniss ihrer Gesichtsformen zueinander einzeln einer genauen Schilderung zu unterziehen. Nach ihren Gesichtsindices geordnet und in eine fortlaufende Reihe gebracht, ist zu entnehmen, wie sich die Maasse des

ganzen Gesichtes und seiner einzelnen Theile und damit die Gesichtsformen von den Hyperchamaeprosopen zu den Hyperleptoprosopen hin allmälig ändern.

Für die vorliegende Arbeit genügt es, eine beschränktere Anzahl von Gesichtsschädeln auf ihre Formverhältnisse zu untersuchen, weshalb von jeder Gruppe der Gesichtsformen eine mittlere Form ausgewählt wurde. (Dem von vielen Autoren beliebten Vorgange der Aufstellung einer Mittelform aus einer grösseren oder kleineren Zahl ganz verschiedener Schädelformen, betreffe dies nun den Hirn- oder Gesichtsschädel, muss in entschiedener Weise entgegengetreten werden. Es geht ebenso wenig an, aus einer Anzahl von Schädeln, welche kurz-, mittel- oder langköpfig sind, oder aus einer Anzahl von Gesichtsschädeln, welche breit, mittelbreit oder schmal sind, eine Mittelform zu bestimmen, wie man nicht von einer Anzahl zweifüssiger und vierfüssiger Thiere sagen kann, dass diese Thiere im Mittel dreifüssig sind. Selbst die Aufstellung von Mittelformen aus untereinander verwandten Schädeltypen muss schon mit einer gewissen Vorsicht vorgenommen werden, daher die Aufstellung einer Mittelform aus allen untersuchten Gesichtsschädeln nicht erlaubt ist. Das Hinstellen einer Mittelform kann überhaupt nur dann gestattet sein, wenn man in der Weise vorgeht, dass man jene Formtypen, die untereinander die grösstmöglichste Aehnlichkeit aufweisen, in eine Gruppe zusammenbringt, und aus dieser Gruppe die Mittelform heraussucht, weil dann die Mittelform in der Hauptsache den Formenverhältnissen der einzelnen Schädel dieser Gruppe sich annähert. Je mehr Gruppen von typischen Formen nun bei einer Schädeluntersuchung zur Aufstellung gelangen, umsomehr werden sich die einzelnen Schädel der verschiedenen Gruppen in ihren Formverhältnissen einander nähern, die Abweichungen werden geringer werden.

Die 125 untersuchten Gesichtsschädel wurden auf Grundlage ihrer Formverhältnisse und ihrer Gesichtsindices in sieben Gruppen zusammengebracht, wodurch es kommt, dass die Schädel einer Gruppe keine bedeutenden Formenunterschiede aufweisen, und aus jeder Gruppe zwanglos eine Mittelform aufgestellt werden kann. Die Mittelmaasse der einer und derselben Gruppe angehörigen Gesichtsschädel sind auf Tabelle II verzeichnet.

Für die Ermittlung der Unterschiede zwischen den einzelnen vorkommenden typischen Gesichtsformen wird also im Nachfolgenden auf Grundlage der gefundenen Mittelformen vorgegangen werden: hiebei muss aber besonders hervorgehoben werden, dass die Angaben über die Formverhältnisse der extremen Gesichtsformen mit einiger Vorsicht aufzunehmen sind, da die Zahl dieser untersuchten Schädelformen, so z. B. bei den Hyperchamae- (drei Schädel) und Hyperleptoprosopen (zwei Schädel), eine geringe ist. Diese Gesichtsschädel kommen daher fast direct mit den aus einer grösseren Anzahl von Schädeln gefundenen Mittelformen geradehin zur Vergleichung. Immerhin wird man aber gewahren, dass auch diese einzeln dastehenden Gesichtsformen sich dem allgemeinen Bildungsgange im Grossen und Ganzen vollkommen anschliessen.

Wie die Betrachtung der einzelnen Maasse lehrt, dass von den Hyperchamaeprosopen gegen die Hyperleptoprosopen die Gesichtsindices (Kollmann) von 71·6—101·6 allmälig ansteigen, so findet dies auch betreffs der Obergesichtsindices (41·8—59·2) statt: mit Gesichtsindices von 73·4, 78·6, 83·0, 88·0, 92·3, 97·6, 101·2, laufen Obergesichtsindices von 42·3, 45·6, 47·9, 50·2, 51·6, 55·8, 58·5 einher, will sagen, entsprechend der Umformung des Gesichtes findet auch eine solche des Obergesichtes statt; wie das Gesicht allmälig aus der Hyperchamaeprosopie in die Hyperleptoprosopie übergeht, wird das hyperchamaeprosope Obergesicht in ein hyperleptoprosopes überführt.

Die Nasenindices werden von den Hyperchamae- zu den Hyperleptoprosopen mit den Zahlen 53·5, 50·5, 48·2, 45·8, 44·8, 43·4, 41·8 immer kleiner, d. h. die Nasenform wird von der hyperplatyrrhinen Form in eine hyperleptorrhine Form umgewandelt. Die Augenhöhlenindices mit 78·1, 82·6, 79·9, 86·5, 83·4, 88·1, 92·1 zeigen unerhebliche Schwankungen, im Grossen und Ganzen aber lässt sich sagen, dass die Hyperchamaeconchie allmälig in eine Hypsiconchie überführt wird.

Von den Hyperchamaeprosopen zu den Hyperleptoprosopen hin findet ein rasches Ansteigen der absoluten Gesichtshöhen (98·4 mm auf 129·5 mm) und ein langsames Abfallen der Gesichtsbreiten (von 134 mm auf 128 mm) statt. Der Unterschied zwischen Gesichtshöhen und Gesichtsbreiten wird immer geringer (von 35·6 bis —1·5 mm), ja es kommt sogar dahin, dass die sonst stets grössere Gesichtsbreite als Gesichtshöhe bei den Hyperleptoprosopen um 2 mm geringer wird; das Gesicht wird also schmäler und höher, was des Näheren aus den folgenden Zahlenangaben ersichtlich ist.

Gesichtsform	Gesichtsindex			Gesichtshöhe			Gesichtsbreite			Unterschied zwischen Gesichtshöhe und Gesichtsbreite		
	Minimum	Maximum	Mittel	Minimum	Maximum	Mittel	Minimum	Maximum	Mittel	Minimum	Maximum	Mittel
Hypchamaeprosopie (70·1—75·0) .	71·6	74·4	73·4	96	104	98·4	129	140	134·3	33	38	35·6
Chamaeprosopie (75·1—80·0)	77·6	79·9	78·6	106	111	109·3	135	143	139	28	32	29·6
Hypochamaeprosopie (80·1—85·0)	80·6	85·0	83·0	100	120	112·3	124	146	135·3	20	27	22·9
Orthoprosopie (85·1—90·0)	85·1	90·0	88·0	103	127	117·2	118	144	133·2	13	21	16·2
Hypoleptoprosopie (90·1—95·0) . .	90·2	94·9	92·3	113	131	122·6	120	145	132·4	7	14	9·8
Leptoprosopie (95·1—100·0)	95·5	100·0	97·6	121	131	126·7	122	137	129·7	0	6	3
Hyperleptoprosopie (100·1—100·5)	100·8	101·6	101·2	128	131	129·5	126	130	128	—2	—1	1·5

Die Untersuchung der weiteren Beziehungen der Gesichtsformen zu einander und ihre Vergleichung untereinander soll in derselben Weise erfolgen, wie sie früher bei den Chamaeprosopen und Leptoprosopen vorgenommen wurde.

1. **Untersuchung der Gesichtsskelete mit Beziehung auf ihre Höhenmaasse (Mittelmaasse in mm).**

a) **Absolute Maasse (mm) (vgl Fig. 5 im Texte).**

Höhe	Hyperchamaeprosopie	Chamaeprosopie	Hypochamaeprosopie	Orthoprosopie	Hypoleptoprosopie	Leptoprosopie	Hyperleptoprosopie
des Gesichtes . . .	98·6	109·3	112·3	117·2	122·6	126·7	129·5
des Obergesichtes mihi	65·3	74·1	75·0	77·0	80·8	81·4	85·7
des Untergesichtes mihi . .	32·3	35·1	37·4	39·4	41·4	43·4	43·7
der Nase	46·3	51	49·9	50	51·5	54·6	55
des Zwischenkiefers	10·6	14	15·1	16·6	18·5	18·8	20
der beiden Zahnreihen	18	18·3	20·4	20·8	21·9	23·2	21·5
des Unterkiefers . .	23·6	26	27·2	29·2	30·7	31·7	33
des orbitalen Theiles der Nase . .	27·3	30·3	28·4	29·2	30·4	33	32
des infraorbitalen Theiles der Nase	19	20·6	21·0	21·3	21·2	20·7	27
des Oberkiefers . .	53·6	65	64·6	66·8	70·2	72·5	75
der Mundregion . .	52·3	58·3	62·9	66·5	71·2	73·9	74·5
des Augenhöhleneinganges	30·6	33·3	33	33·8	34·2	36·2	35·5

Die absoluten Gesichtshöhen nehmen von der hyperchamaeprosopen Gesichtsform gegen die hyperleptoprosope hin stetig zu; die Gesichtshöhe steigt von 98·6 mm (im Mittel) auf 129 mm (im Mittel); die Höhe der Nasenregion steigt von 46·3 mm auf 55·0 mm; die Mundregion von 52·3 mm auf 74·5 mm. Die Mundregion ist immer höher als die Nasenregion, und ihre Höhenzunahme ist viel bedeutender und

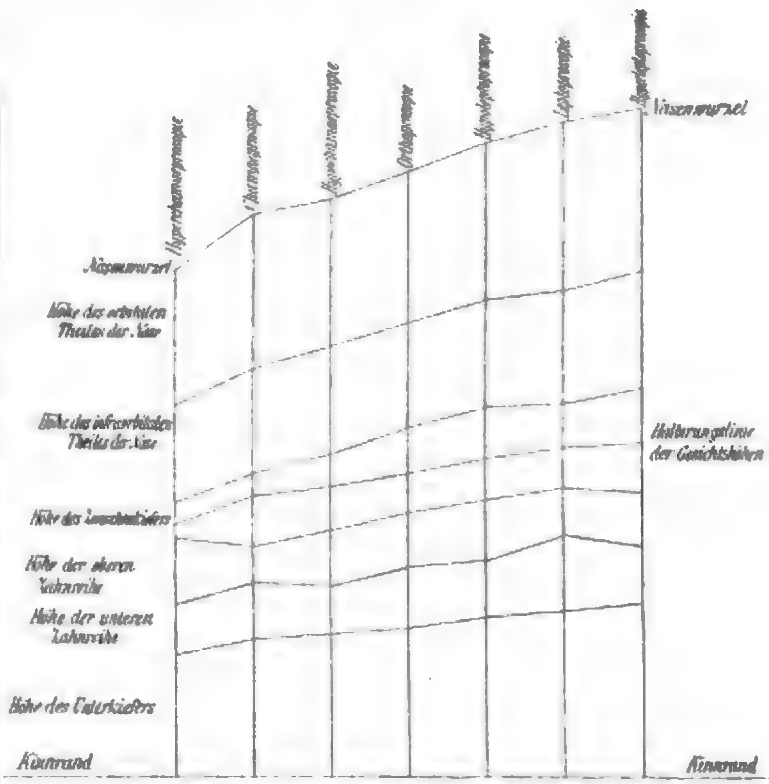


Fig. 5 Linienschema der Gesichtshöhen der verschiedenen Gesichtsformen Erwachsener nach ihren absoluten Maassen ([illegible] der natürlichen Grösse)

rascher als die der letzteren: erstere nimmt im Durchschnitte um 3·7 mm zu, letztere nur um 1·3 mm. Das Obergesicht ist stets höher als das Untergesicht; ersteres steigt von 65·3 mm auf 85·7 mm, letzteres von 32·3 mm auf 43·7 mm an. Die Höhenzunahme des Obergesichtes ist also eine bedeutendere (im Durchschnitte 3·4 mm) als die des Untergesichtes (im Durchschnitte 1·5 mm). Da aber, wie oben angegeben wurde, die Höhe der Nasenregion nur um 1·3 mm zunimmt, so entfällt das Plus der Zunahme der Obergesichtshöhe auf die Höhe des Zwischenkiefers und der oberen Zahnreihe, von welcher die erstere um 1·5 mm, letztere um 0·3 mm zunimmt. Die Höhe der unteren Zahnreihe nimmt im Durchschnitte um 0·3 mm, die Höhe des Unterkiefers um 1·5 mm zu. Die Zunahme der Höhe des orbitalen Theiles der Nase ist geringer (im Mittel 0·6 mm), die des infraorbitalen Theiles bedeutender (im Mittel 1·5 mm). Die Höhe der Augenhöhleneingänge misst im Durchschnitte 0·8 mm.

Die einzelnen Gesichtsformen unterscheiden sich nicht bedeutend in der Bildung der Nasenregion, aber bedeutend in der der Mundregion. Die hyperchamaeprosope Form wird daher vornehmlich durch eine Höhenentfaltung der einzelnen Theile der Mundregion in die hyperleptoprosope Form überführt.

Im Folgenden ist im Einzelnen die absolute Höhenzunahme des ganzen Gesichtes und der einzelnen Theile von den Hyperchamaeprosopen zu den Hyperleptoprosopen ersichtlich gemacht. Die Zunahme findet statt um Millimeter:

Höhe	v. d. Hyperchamaeprosopie zur Chamaeprosopie	von der Chamaeprosopie z. Hyperchamaeprosopie	v. d. Hyperchamaeprosopie z. Orthoprosopie	v. d. Orthoprosopie zur Hyperleptoprosopie	v. d. Hyperleptoprosopie zur Leptoprosopie	v. d. Leptoprosopie zur Hyperleptoprosopie	Im Mittel von der Hyperchamaeprosopie zu der Hyperleptoprosopie um
des Gesichtes . . .	10·7	3·0	4·9	5·4	4·1	2·8	5·1 mm
des Obergesichtes	8·8	0·9	2·0	3·8	0·6	4·3	3·4 „
des Untergesichtes	0·8	2·3	2·0	2·0	2·0	0·3	1·5 „
der Nase	4·7	—1·1	0·1	1·5	3·1	0·4	1·3 „
des Zwischenkiefers	3·4	1·1	1·5	1·9	0·3	1·2	1·5 „
der beiden Zahnreihen	0·3	2·1	0·4	1·1	1·3	—1·7	0·6 „
des Unterkiefers .	2·4	1·2	2·0	1·5	1·0	1·3	1·5 „
des orbitalen Theiles der Nase . .	3·0	—1·9	0·8	1·2	2·6	—2·0	0·6 „
des infraorbitalen Theiles der Nase	1·6	0·4	0·3	—0·1	0·5	6·3	1·5 „
des Oberkiefers .	1·4	—0·4	2·2	3·4	2·3	4·5	2·2 „
der Mundregion .	6·0	4·6	3·6	4·7	2·7	0·6	3·7 „
des Einganges der Augenhöhle. . .	2·7	—0·3	0·8	0·4	2·0	—0·7	0·8 „

Die Höhenmaasse der einzelnen Gesichtstheile von den Hyperchamaeprosopen zu den Hyperleptoprosopen hin nehmen an Grösse stetig ab. Die Unterschiede zwischen den Typen werden um so grösser, je entfernter sie von einander stehen, somit die grössten Differenzen der hyperchamae- und der hyperleptoprosope Typus aufweisen.

Vergleicht man die absoluten Mittelmaasse der chamae- und leptoprosopen Mittelform mit den Maassen der früher untersuchten Schädel, so zeigt sich, wie die nachstehende Tabelle lehrt, dass die Maasse der zwei einzeln untersuchten Schädel mit den Mittelmaassen, welche an einer grösseren Zahl von Schädeln ermittelt wurden, ganz übereinstimmend sind.

Höhe	Chamaeprosope Nr. 184	Mittelmaass des chamaeprosopen Typus	Leptoprosope Nr. 303	Mittelmaasse des leptoprosopen Typus
des Gesichtes	111	109·3	124	126
des Obergesichtes . . .	76·5	74·1	82	81·4
des Untergesichtes	34·5	35·1	42	43
der Nase	52	51	52	54
des Zwischenkiefers	16	14	20	18·8
der beiden Zahnreihen . . .	17	18·3	20	23·2
des Unterkiefers	26	26	32	31·7
des orbitalen Theiles der Nase	26	30·3	34	33
des infraorbitalen Theiles der Nase	26	20·6	18	20·7
des Oberkiefers	68	65	72	72·5
der Mundregion	59	58·3	72	73·9
des Eingangs der Augenhöhle	32	33·3	36	36·2

b) Relative Maasse (Gesichtshöhe = 1000). (Vgl. Fig. 6 im Texte.)

Höhe	Hyperchamaeprosopie	Chamaeprosopie	Hyperchamaeprosopie	Orthoprosopie	Hyperleptoprosopie	Leptoprosopie	Hyperleptoprosopie
des Gesichtes	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000
des Obergesichtes mihi	662	678	667	657	659	642	661
des Untergesichtes mihi	348	321	333	340	338	339	333
der Nase	469	466	444	427	420	430	424
des Zwischenkiefers. .	107	128	134	141	150	148	154
der beiden Zahnreihen	218	169	183	182	180	178	159
des Unterkiefers	239	237	242	249	248	250	262
des orbitalen Theiles der Nase	276	277	252	249	248	260	254
des infraorbitalen Theiles der Nase . .	193	189	192	178	172	170	170
des Oberkiefers . .	543	594	575	565	572	572	579
der Mundregion	564	534	559	572	578	576	575
des Augenhöhleneinganges	310	300	290	290	280	280	290

Wie die vorstehende Tabelle lehrt, sind sich die Proportionen der verschiedenen Gesichtsformen ähnlich; sie ändern sich aber von dem einen extremen Typus zu dem anderen hin.

Von den hyperchamaeprosopen angefangen, nimmt das Untergesicht stets weniger als das Obergesicht von der gesammten Höhendimension für sich in Anspruch, während das erstere relativ immer niedriger, das letztere relativ höher wird. Im Untergesichte wird die relative Höhe des Zwischen- und des alveolaren Theiles des Oberkiefers immer bedeutender, die der beiden Zahnreihen wird geringer. Die relative Höhe der Eingänge der Augenhöhlen nimmt gegen die hyperleptoprosope Gesichtsform immer mehr ab.

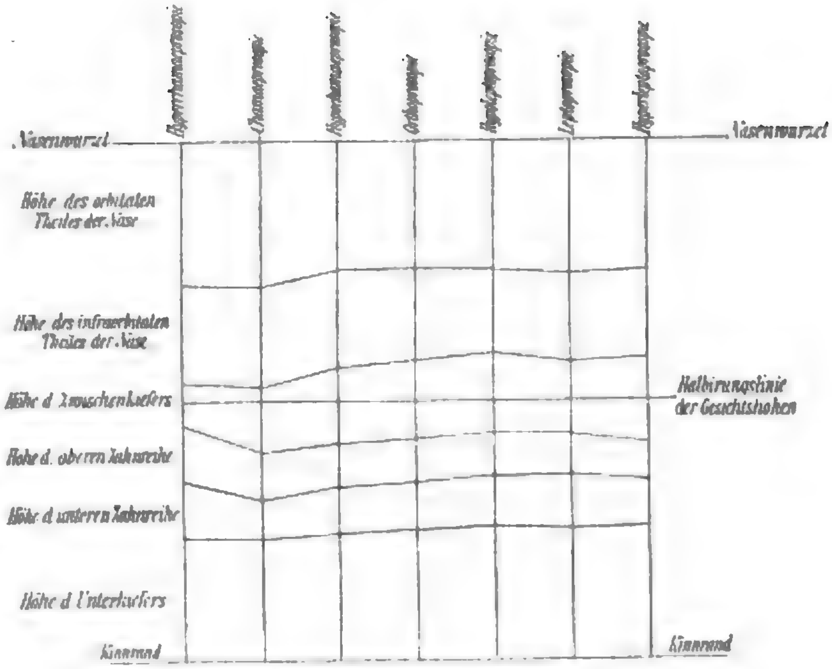


Fig. 6 Linearschema der Gesichtshöhen der verschiedenen Gesichtsformen Erwachsener nach ihren relativen Maassen, Gesichtshöhe = 1000

2. Untersuchung der Gesichtsformen mit Beziehung auf die Breitenmaasse. (Mittelmaasse in mm.)

a) Absolute Maasse (mm). (Vgl. Fig. 7 im Texte.)

	Hyperchamaeprosopie	Chamaeprosopie	Hypochamaeprosopie	Orthoprosopie	Hypoleptoprosopie	Leptoprosopie	Hyperleptoprosopie
Gesichtsbreite (Jochbreite) . .	134·3	139	135·3	133·2	132·4	129·7	128
Aeussere Obergesichtsbreite . .	97·6	101	88·9	92·3	93·3	89·4	92
Innere Obergesichtsbreite . .	47	55·6	52·4	53·7	52·6	53·2	49
Nasenbreite	28·6	25·6	23·7	24	23	23·2	23
Untergesichtsbreite	100	99	102·5	102·7	100·1	100·9	105
Jochbeinbreite (einer Seite) . .	18·3	19	23·2	20·4	19·5	20·1	18
Abstand der for. supraorbitalia .	48·0	49	46·9	46·5	47·2	47·4	47
Abstand der for. infraorbitalia .	46·3	55·6	53·3	53·9	53·2	52·2	50
Abstand der for. mentalia	44·6	45	45·4	45·2	44·4	45·6	46
Breite des Augenhöhleneinganges	39·8	40·3	41·2	38·9	41·2	41·1	38·5

Die Gesichtsbreiten nehmen von der Hyperchamaeprosopie gegen die Hyperleptoprosopie hin gering (circa 9 mm), jedoch stetig ab. In ähnlicher Weise verhalten sich die äusseren Obergesichtstheile und die Jochbeingegendbreiten. Die Zahlentabelle und die lineare Construction zeigen aber das Fallen der Maasse nur von den Chamaeprosopen an, von den Hyperchamaeprosopen zu den letzteren steigen sogar die Maasszahlen um ein Weniges. Die Ursache hiefür ist in der geringen Anzahl der hyperchamaeprosopen Schädel, welche zur Untersuchung kamen, zu suchen. Die Nasenbreiten, welche durchschnittlich den fünften Theil der Gesichtsbreite ausmachen, und die inneren Obergesichtsbreiten bleiben sich bei allen Gesichtstypen fast gleich. Es geht also hervor, dass das Variiren der verschiedenen Schädeltypen in den Breitenmaassen kein sehr bedeutendes ist, und dass die geringe Breitenabnahme, die von der Hyperchamaeprosopie gegen die Hyperleptoprosopie zu, auftritt, in dem Schmälerwerden der lateralen Gesichtsantheile (äussere Oberkiefergegend und zum Theile Jochbeingegend) begründet ist. Die hauptsächlichste Ursache der Umwandlung des Breitgesichtes in ein Schmalgesicht ist also weniger in der Abnahme der Breitendimensionen, als vielmehr in der Zunahme der Höhendimensionen zu suchen.

Vergleicht man die absoluten Mittelmaasse der chamae- und leptoprosopen Gesichtsformen mit den

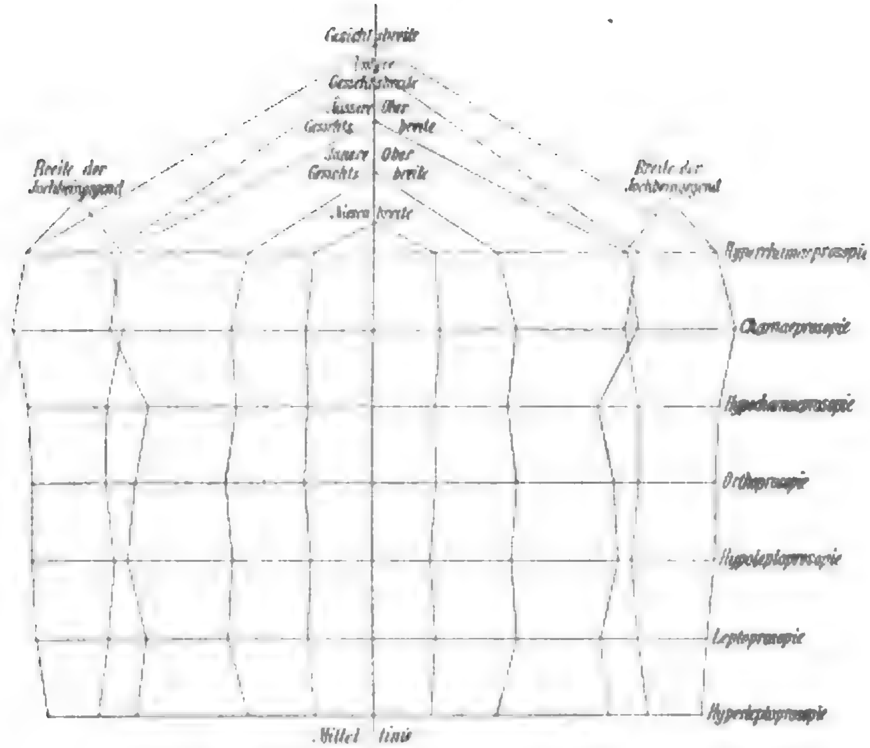


Fig. 7 Linearschema der Gesichtsbreiten der verschiedenen Gesichtsformen Erwachsener nach ihren absoluten Maassen. ([illegible] der natürlichen Grösse)

Maassen der zwei einzeln untersuchten Schädel, so zeigt sich, wie nachstehende Tabelle lehrt, dass die Maasse der einzeln untersuchten Schädel mit den Mittelmaassen, welche aus einer grösseren Zahl von Schädeln ermittelt wurden, ziemlich übereinstimmen.

	Chamaeprosopie Nr. 184	Mittelmaasse des chamaeprosopen Typus	Leptoprosopie Nr. 303	Mittelmaasse des leptoprosopen Typus
Gesichtsbreite	143	139	124	129·7
Aeussere Obergesichtsbreite	104	101	93	89·4
Innere Obergesichtsbreite	59	55·6	50	53·2
Nasenbreite	27	25·6	22	23·2
Untergesichtsbreite	99	99	97	100·9
Breite der Jochbeingegend	19·5	19	15·5	20·1
Abstand der foramina supraorbitalia	48	49	40	47·4
Abstand der foramina infraorbitalia	58	55·6	51	52·2
Abstand der foramina mentalia	46	45	45	45·6
Breite des Augenhöhleneinganges	40	40·3	38	41·1

b) Relative Maasse; Gesichtsbreite = 1000. (Vgl. Fig. 8 im Texte.)

	Hyperchamaeprosopie	Chamaeprosopie	Hypochamaeprosopie	Orthoprosopie	Hypoleptoprosopie	Leptoprosopie	Hyperleptoprosopie
Gesichtsbreite	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000
Aeussere Obergesichtsbreite	726	726	657	698	704	689	718
Innere Obergesichtsbreite	349	400	387	408	397	410	382
Nasenbreite	175	183	175	170	173	178	179
Untergesichtsbreite	742	712	757	771	756	777	820
Jochbeinbreite (einer Seite)	117	117	171	153	148	155	141
Abstand der foramina supraorbitalia	430	420	340	350	350	360	370
Abstand der foramina infraorbitalia	340	400	390	400	400	400	390
Abstand der foramina mentalia	340	330	330	340	330	350	360
Breite des Augenhöhleneinganges	300	290	300	290	310	310	300

Die Zahlentabelle und die Fig. 8 zeigen, dass die Differenzen in den Breitenmaassen der verschiedenen Gesichtsantheile keine erheblichen sind, und dass von diesen Schwankungen die central gelegenen Gesichtsantheile unberührt bleiben. —

Je verwandter oder ähnlicher zwei Gesichtsformen sind, d. h. je näher sie in der Reihe neben einander zu stehen kommen, um so geringer werden ihre Unterschiede, je unähnlicher sie sind, je entfernter sie in der Reihe stehen, um so deutlicher werden die sie unterscheidenden Merkmale. Die hyperchamaeprosope und hyperleptoprosope Gesichtsform zeigen demnach die grössten Unterschiede.

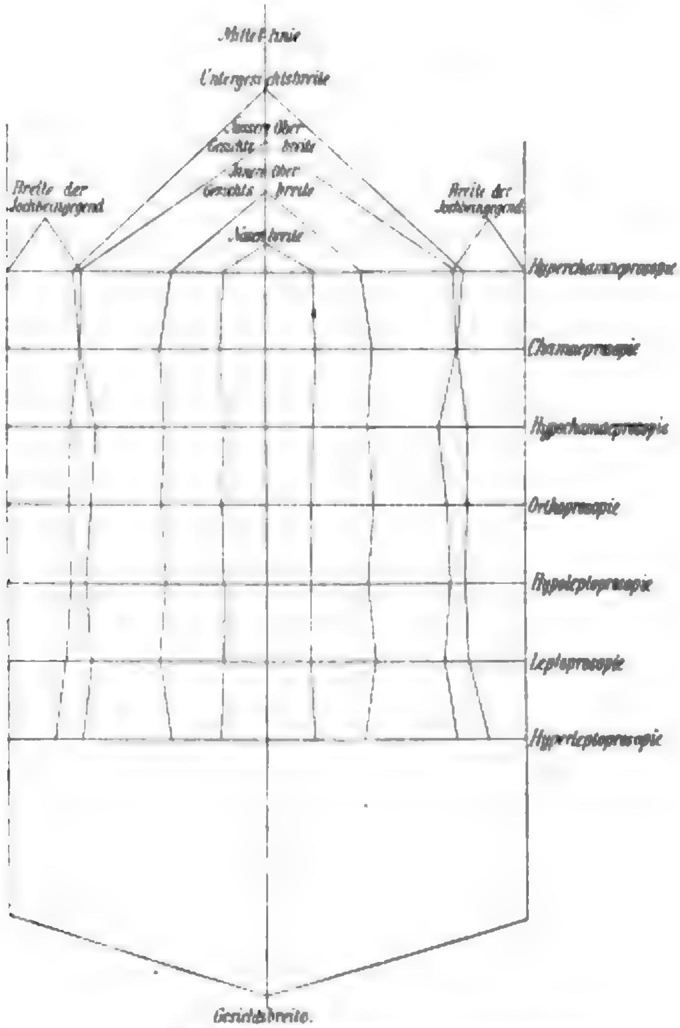


Fig. 8. Linearschema der Gesichtsbreiten der verschiedenen Gesichtsformen Erwachsener nach ihren relativen Maassen. Gesichtsbreite = 1000

Die hyperchamaeprosope Gesichtsform wird durch allmälige Uebergänge in die hyperleptoprosope überführt, und die Uebergänge erscheinen als die chamae-, hypochamae-, ortho-, hypolepto- und endlich leptoprosopen Formen.

Fasst man Alles zusammen, so ergibt sich, dass im Grossen und Ganzen zwischen zwei neben einanderstehenden Gesichtsformen der sieben verschiedenen Gesichtstypen im Wesentlichen dieselben Unterschiede in Beziehung auf das ganze Gesicht und seiner einzelnen Theile auftreten, wie sie sich z. B. zwischen den chamaeprosopen und leptoprosopen Gesichtsformen (Nr. 184 und Nr. 303) ergeben haben.

Von der hyperchamaeprosopen Gesichtsform gegen die hyperleptoprosope hin nimmt die Gesichtshöhe zu, die Gesichtsbreite im Durchschnitte ab, die Gesichter werden also kürzer und schmäler; während aber ersterer Vorgang in bedeutender Weise ausgreift, bewegt sich letzterer in kleinerem Maassstabe. Die Variationen der Gesichter sind also mehr durch die Variationen ihrer Höhen als ihrer Breiten bedingt.

Hinsichtlich der Höhen der einzelnen Gesichtstheile ergibt sich, dass von den chamaeprosopen Typen gegen die leptoprosopen Typen hin weniger die Nasenregion als die Mundregion variirt. Die Mundregion als Ganzes und ihre einzelnen Theile werden immer höher.

Hinsichtlich der Breitenverhältnisse ergibt sich, dass von dem extrem breitgesichtigen Typus zu dem extrem schmalgesichtigen Typus hin die Breitendimensionen im Durchschnitte immer mehr abnehmen; am auffälligsten findet dieser Vorgang in der Jochbeingegend, dann in der Nasengegend statt; hierauf folgt die Gegend des Oberkiefers.

Der alveolare Theil der Kiefer, der beim ersteren Typus im weiten Bogen gekrümmt ist, ist beim letzteren stärker gekrümmt; die Zähne sind im ersteren Falle nieder und breit, im letzteren Falle hoch und schmal. Die Eingänge der Augenhöhlen gewinnen ganz mässig an Höhe, bleiben an Breite gleich oder verlieren etwas an derselben.

Die verschiedenen typischen Gesichtsformen beruhen also nicht auf einer Einschaltung neuer Formelemente, oder auf einem Ausfall dieser oder jener, sondern einzig und allein darauf, dass bestimmte Theile des Gesichtes eine geringere oder stärkere Ausbildung besitzen, demzufolge die Proportionsverhältnisse die mannigfachsten Umänderungen, bezw. Variationen aufweisen, daher denn auch der Grund der verschiedenen Gesichtsformen nur in der verschiedenen Entwicklung und Ausbildung der das Gesichtsskelet aufbauenden Theile zu suchen ist.

In dem Reichthume der verschiedenen Höhen- und Breitenmaasse der Gesichter und der sie aufbauenden Theile, in dem Reichthume der Combinationen dieser untereinander, in dem daraus nothwendig folgenden Reichthume der zu Tage tretenden Proportionen beruht die unendliche Mannigfaltigkeit der Gesichtsformen, ist auch eine grössere oder geringere Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der Gesichter begründet.

II. Ueber die Formverschiedenheiten des Gesichtsskelettes der Neugeborenen.

Zur Untersuchung gelangten 15 Schädel von Neugeborenen. Die Gesichtshöhe schwankte zwischen 34 und 40 mm; im Mittel betrug sie 36·5 mm; die Gesichtsbreite weist als kleinstes Maass 55 mm, als grösstes 65 mm, also im Mittel 61·3 mm auf. Der Unterschied zwischen dem Minimum und Maximum der Gesichtshöhen beträgt 6 mm, und ist daher um 4 mm geringer als der zwischen den Gesichtsbreiten, welcher 10 mm beträgt. Es tritt also in dieser Hinsicht bei den Neugeborenen im Vergleiche zu den Erwachsenen gerade ein umgekehrtes Verhalten auf, denn das Gesichtsskelet des Erwachsenen variirt mehr in der Höhe als in der Breite.

Die Höhenzunahme des Gesichtes bei Neugeborenen ist keineswegs nothwendigerweise mit einer Breitenzunahme verbunden, will sagen, ein absolut höheres Gesicht müsse nicht auch eine absolut grössere Breite besitzen, denn es finden sich Formen, wo z. B. die Gesichtshöhe 36 mm und die Breite 64 mm aufweist, während andererseits bei 37 mm Höhe die Breite auch nur 64 mm beträgt. Die Unterschiede zwischen Gesichtshöhen und Gesichtsbreiten betragen durchschnittlich 24·8 mm (bei 2 Schädeln 20, bei 2 Schädeln 23, bei 1 Schädel 24, bei 3 Schädeln 25, bei 3 Schädeln 26, bei 2 Schädeln 27 und bei 2 Schädeln 28 mm). Während bei Erwachsenen das Minimum der Differenz zwischen Gesichtshöhe und Gesichtsbreite 2 mm zu Gunsten der Höhe, das Maximum dieser Differenz 38 mm zu Gunsten der Breite beträgt, findet sich bei Neugeborenen das Minimum und Maximum der Differenzen mit 20 mm, bezw. 28 mm stets zu Gunsten der Breite, d. h. während beim Erwachsenen das Höhenmaass des Gesichtsskeletes das Breitenmaass (um 2 mm) überschreiten kann, kommt dies bei Neugeborenen niemals vor. Das Gesichtsskelet der Neugeborenen ist stets breiter als hoch, im Durchschnitte fast doppelt so breit als hoch; alle Neugeborenen sind daher Chamaeprosopen. Dies lehren auch die Gesichtsindices, diese schwanken von 54·8—63·6 (im Mittel 58·0). Die Chamaeprosopie der Neugeborenen ist sohin eine äusserst bedeutende und wird in diesem Grade bei den Erwachsenen gar nicht angetroffen, denn bei diesen liegt das Minimum dieses Index bei 71·6 (das Maximum 101·6). Da die Chamaeprosopie der Neugeborenen eine von der der Erwachsenen ganz verschiedene ist, so soll sie als infantile Chamaeprosopie bezeichnet werden.

Die infantile Chamaeprosopie zeigt verschiedene Grade; dies gewahrt man, wenn man eine Reihe von Schädeln nach ihrem Verhältnisse der Gesichtshöhe zur Gesichtsbreite geordnet, zusammenstellt; an dem einen Ende der Reihe kommt ein relativ viel breiterer Schädel zu stehen, als wie an dem anderen, und zwischen beiden finden allmälig Uebergänge statt. Es ist erlaubt, obwohl alle Schädel der Neugeborenen infantile Chamaeprosopie aufweisen, dieselbe aber stärker oder geringer auftritt, für die Chamaeprosopie der Neugeborenen Unterabtheilungen aufzustellen; diese sind:

Gesichtsindex 50·1—55·0 infantile Chamaeprosopie A.
„ 55·1—60·0 „ „ B.
„ 60·1—65·0 „ „ C.
„ 65·1—70·0 „ „ D.

(An die letztere Gesichtsform schliesst sich die Hyperchamaeprosopie der Erwachsenen (Index 70·1 bis 75·0) an).

Die Unterschiede zwischen diesen typischen Formen der Gesichtsskelette sind keine bedeutenden. Im Allgemeinen kann man sagen, dass von den extrem breiten Gesichtsschädeln zu den am wenigst breiten hin sich beiläufig dieselben Unterschiede bemerkbar machen, wie sie bei den Erwachsenen von der Hyperchamaeprosopie zur Hyperleptoprosopie hin, beobachtet werden. Die Mittelmaasse der verschiedenen Gesichtstypen der Neugeborenen finden sich auf Maasstabelle II.

In ähnlicher Weise, als früher bei den Erwachsenen die Unterschiede zwischen zwei verschiedenen typischen Gesichtsformen ermittelt wurden, soll nun in ähnlicher Weise gesucht werden, worin die Unterschiede zwischen einem extrem breiten Fig. 9, Taf. I, und einem weniger breiten Fig. 10, Taf. I, Gesichtsschädel von Neugeborenen bestehen.

Der eine Gesichtsschädel (Fig. 9 auf Taf. I, Nr. 23 der Maasstabelle I) hat einen Gesichtsindex von 53·8 mm (infantile Chamaeprosopie A), der andere (Fig. 10 auf Taf. I, Nr. 25 der Maasstabelle I) einen solchen von 65·0 mm (infantile Chamaeprosopie C); der eine Schädel gehört also einem sehr breiten, der andere einem weniger breiten Typus an. Der erstere Gesichtsschädel hat eine Höhe von 35 mm, eine Breite von 65 mm, der letztere ist 39 mm hoch und 60 mm breit. Der Unterschied der Höhen- und Breitenmaasse beträgt daher im ersteren Falle 30 mm, im letzteren nur 21 mm; und zwar stets zu Gunsten der Breite. Der Schädel von Typus A hat ein um 4 mm niedrigeres, und ein um 5 mm breiteres Gesicht als der Gesichtsschädel von Typus C.

1. Untersuchung beider Schädel in Beziehung auf die Höhendimensionen.

a) Nach den absoluten Maassverhältnissen (mm). (Vgl. Fig. 9 u. 10 auf Taf. I und Fig. 9 im Texte.)

Vergleichung der wichtigsten Höhenmaasse eines breiten (Nr. 23, Tab. I) und eines weniger breiten (Nr. 25, Tab. I) Gesichtes von Neugeborenen.

Höhe	Absolute Zahlen Nr. 23 Tab. I	Nr. 25 Tab. I	Unterschied
des Gesichtes	35	39	4
des Obergesichtes	24·5	26·5	2
des Untergesichtes	10·5	12·5	2
der Nase	19	20	1
des Zwischenkiefers	5	6	1
des Zahnfleisches beider Kiefer[1]	1	1	—
des Unterkiefers	10	12	2
des orbitalen Theiles der Nase	13	15	2
des infraorbitalen Theiles der Nase	6	5	1
des Oberkiefers	24	26	2
der Mundregion	16	19	3
des Augenhöhleneinganges	17	20	3

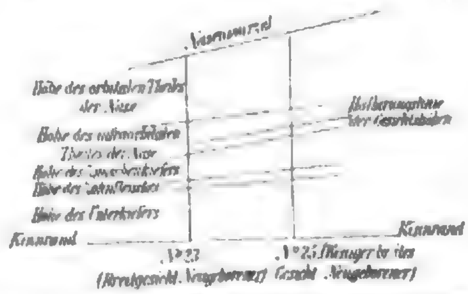


Fig. 9 Linearschema der Gesichtshöhen eines breiten und eines weniger breiten Gesichtes, Neugeborener, nach ihren absoluten Maassen (½ der natürlichen Grösse)

Das breite Gesicht (Fig. 9, Taf. I, und lineare Construction Fig. 9 im Texte) mit 35 mm Gesichtshöhe ist um 4 mm niedriger als das weniger breite Gesicht (Fig. 10 auf Tafel I und Fig. 9 lineare Construction); hievon entfallen 1 mm auf die Nase, 1 mm auf den Zwischenkiefer und 2 mm auf den Unterkiefer. Die Nasenregion ist also um 1 mm, die Mundregion um 3 mm niedriger. Bei beiden Schädeln ist die Mundregion niedriger als die Nasenregion, also ein umgekehrtes Verhältniss im Vergleiche zu Erwachsenen. Die Differenz ist beim Neugeborenen keine bedeutende; beim Breitgesichte beträgt sie 3 mm, beim weniger breiten 1 mm. Die Mundregion muss sohin, um die Verhältnisse beim Erwachsenen

[1] Ich musste das an den Kieferrändern meist eingetrocknete Zahnfleisch in die Messung einbeziehen.

zu erlangen, im Wachsthume Vieles nachholen. Mit Hinsicht auf die Proportionen des Gesichtes finden sich bei beiden Schädeln annähernd gleiche Verhältnisse.

b) Nach den relativen Maassverhältnissen. (Vgl. Fig. 10 im Texte.)

Höhe	Relative Zahlen		
	Nr. 23 Tab. I	Nr. 25 Tab. I	Unterschied
des Gesichtes	1000	1000	—
des Obergesichtes	700	679·4	+ 20·6
des Untergesichtes	300	320·5	— 20·5
der Nase	542·7	512·8	— 29·9
des Zwischenkiefers	142·8	153	— 10·2
des Zahnfleisches beider Kiefer	28·5	25·6	— 2·9
des Unterkiefers	285	307	— 22
des orbitalen Theiles der Nase	371	384	— 13
des infraorbitalen Theiles der Nase	171	128	— 43
des Oberkiefers	685	666	— 19
der Mundregion	457	487	— 30
des Augenhöhleneinganges	485	512·8	27·8

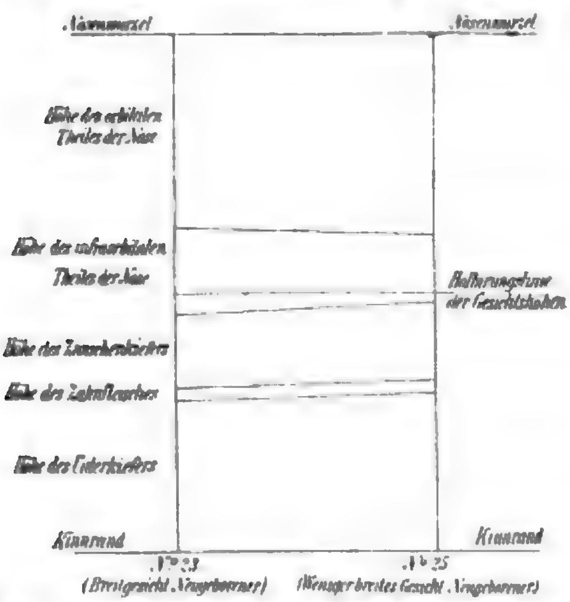


Fig. 10. Linearschema der Gesichtshöhen eines breiten und eines weniger breiten Gesichtes Neugeborener nach ihren relativen Maassen. Gesichtshöhe 1000.

Mit Ausnahme des Obergesichtes zeigen alle Gesichtstheile des breiten Gesichtes eine relative Höhenabnahme, welche am stärksten in der Mundregion zum Ausdrucke kommt.

Wie bei der Chamaeprosopie und Leptoprosopie der Erwachsenen die grösste Differenz sich in der Mundregion zeigt, so beobachtet man ähnliche Verhältnisse beim Vergleiche der entsprechenden Gesichter der Neugeborenen.

Die Proportionen sind bei beiden Gesichtern nicht ganz gleich; bei dem breiten Gesichte entfallen 542 Theile auf die Nasenregion und 457 Theile auf die Mundregion, beim weniger breiten Gesichte sind die entsprechenden Zahlen 512 und 487.

Das Obergesicht enthält im ersteren Falle 700 Theile, im letzteren Falle 680 Theile, das Untergesicht 300, bezw. 320 Theile.

Von der Gesichtshöhe (= 1000) entfallen auf

	Nase	Zwischenkiefer	Zahnfleisch	Unterkiefer
beim breiten Gesichte	542·7	142·8	28·5	285
beim weniger breiten Gesichte	512·8	153	25·6	307

Die relative Höhe der orbitalen Theile der Nase enthält beim breiten Gesichte 371, beim weniger breiten 384 Theile, der infraorbitale Theil der Nase im ersteren Falle 171, im letzteren Falle 128 Theile; der Eingang der Augenhöhle 485, bezw. 512 Theile.

Die Halbirungslinie der Gesichtshöhe geht bei beiden Gesichtern durch den infraorbitalen Theil der Nase hindurch (also höher als beim Erwachsenen) beim breiten Gesichte um 2 mm höher als beim weniger breiten Gesichte.

2. Untersuchung nach den Breitendimensionen.

a) Nach den absoluten Maassen (mm). (Vgl. die lineare Construction Fig. 11 im Texte.)

Vergleichung der wichtigsten Breitenmaasse eines breiten (Nr. 23, Tab. I) und eines weniger breiten (Nr. 25, Tab. I) Gesichtsschädels eines Neugeborenen.

	Absolute Zahlen		
	Nr. 23 Tab. I	Nr. 25 Tab. I	Unterschied
Gesichtsbreite (Jochbreite)	65	60	+ 5
Aeussere Obergesichtsbreite	51	47	+ 4
Innere Obergesichtsbreite	32	30	+ 2
Nasenbreite	13	12	+ 1
Untergesichtsbreite	46	40	+ 6
Jochbeinbreite (einer Seite)	7	6·5	+ 0·5
Abstand der foramina supraorbitalia	28	29	— 1
Abstand der foramina infraorbitalia	24	23	+ 1
Abstand der foramina mentalia	25	23	+ 2
Breite des Augenhöhleneinganges	23	24	— 1

Das breite Gesicht ist um 5 mm breiter als das weniger breite Gesicht. Hievon entfallen auf jede Gesichtshälfte 2·5 mm, und zwar für die Gegend des Jochbeines 0·5 mm, für die äussere Gegend des Oberkiefers 1 mm, für dessen innere Gegend 0·5 mm, für die Nasengegend 0·5 mm. Es sind also alle Theile des Gesichtsskeletes fast gleichmässig verbreitet. Die ganze Nasenbreite ist beim breiten Gesichte um 1 mm grösser als beim weniger breiten Gesichte, die innere Oberkieferbreite um 2 mm, die äussere Ober-

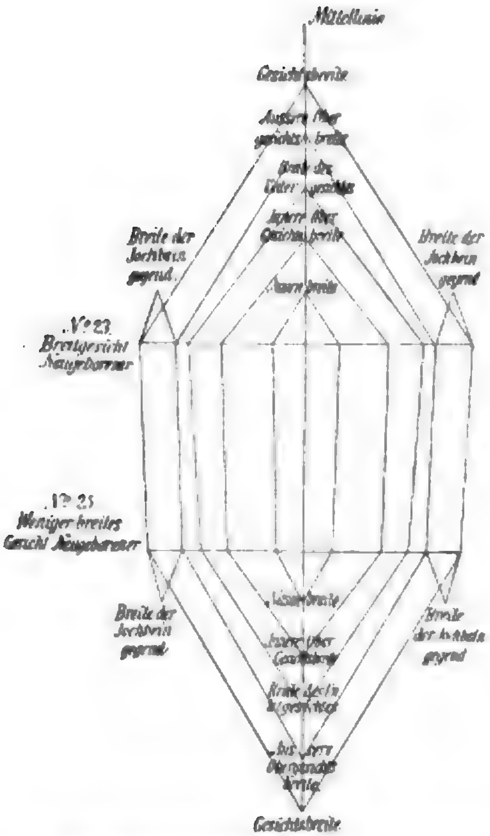


Fig 11. Linearschema der Gesichtsbreiten eines breiten und eines weniger breiten Gesichtes. Neugeborener nach ihren absoluten Maassen (¾ der natürl. Grösse)

kieferbreite um 4 mm. Die Untergesichtsbreite beträgt beim breiten Gesichte 46 mm, beim weniger breiten 40 mm. Die Breite der Augenhöhleneingänge differirt nur um 1 mm zu Gunsten des weniger breiten Gesichtes.

b) Nach den relativen Maassen. (Vgl. Fig. 12 im Texte.)

	Relative Zahlen Nr. 23 Tab. I	Relative Zahlen Nr. 40 Tab. I	Unterschied
Gesichtsbreite (Jochbreite)	1000	1000	–
Aeussere Obergesichtsbreite	784	783	+ 1
Innere Obergesichtsbreite	492	500	— 8
Nasenbreite	200	200	—
Untergesichtsbreite	707	666	+41
Jochbeinbreite (einer Seite)	107	108	— 1
Abstand der foramina supraorbitalia	430	483	—53
Abstand der foramina infraorbitalia	369	383	—14
Abstand der foramina mentalia . .	384	383	+ 1
Breite des Augenhöhleneinganges .	353	400	—47

Die relativen Breitenmaasse zeigen, dass die Nasenbreiten ganz gleich sind, die Jochbeingegendbreite und äussere Obergesichtsbreite je um ein ganz Geringes differiren, dass aber die Differenzen der inneren Obergesichtsbreiten bedeutendere sind. Die Proportionen sind aus der Maasstabelle zu ersehen. Die Nasenbreite nimmt wie bei den Erwachsenen den fünften Theil der Gesichtsbreite für sich in Anspruch. —

Zieht man aus all' dem Vorgebrachten den Schluss, so ergibt sich, dass die Unterschiede zwischen einem breiten und einem weniger breiten Gesichte der Neugeborenen an die e r i n n e r n, welche zwischen einem Breitgesichte und Schmalgesichte der Erwachsenen auftreten. Die grösseren Differenzen zwischen den zwei Gesichtsformen der Neugeborenen machen sich mehr in der Gesichtshöhe als in der Gesichtsbreite geltend; es ist namentlich die Mundregion, welche bei den Neugeborenen auffällig verkürzt erscheint. Aus der Aehnlichkeit, welche die Differenzen der Gesichtsformen der Neugeborenen, verglichen mit der an beiden Gesichtern der Erwachsenen gefundenen, aufweisen, folgt nicht, dass der weniger breite Gesichtstypus der Neugeborenen dem leptoprosopen der Erwachsenen an die Seite gestellt werden kann, denn das weniger breite Gesicht der Neugeborenen weist infantile Chamaeprosopie auf, und alle Typen der infantilen Chamaeprosopie sind viel hochgradiger chamaeprosop als die Hyperchamaeprosopie der Erwachsenen. Man ist daher auch nicht berechtigt, der Vermuthung Raum zu geben, dass z. B. aus dem infantilen chamaeprosopen Typus A ein chamaeprosopes und aus dem Typus C ein leptoprosopes Gesicht wird; es kann sein, muss aber nicht sein. A l l e N e u g e b o r e n e n h a b e n e i n e i h n e n a l l e i n e i g e n t h ü m l i c h e c h a m a e p r o s o p e G e s i c h t s f o r m, w e l c h e v o n d e n G e s i c h t s f o r m e n d e r E r w a c h s e n e n n o c h s e h r w e i t a b s t e h t, aber n ä h e r s t e h t dem chamaeprosopen als leptoprosopen Typus der Erwachsenen. Das Gesicht des Neugeborenen muss also im Laufe der Entwicklung eine bedeutende Umformung eingehen, um den Typus des Erwachsenen zu erreichen und das Gesicht des Neugeborenen kann in jeden Typus des Erwachsenen überführt werden. Wie und wann diese Umformung stattfindet, soll später gezeigt werden.

Jetzt möge angeführt werden, in welcher Weise sich die Gesichtsform eines neugeborenen Kindes von der des Erwachsenen unterscheidet. Da die

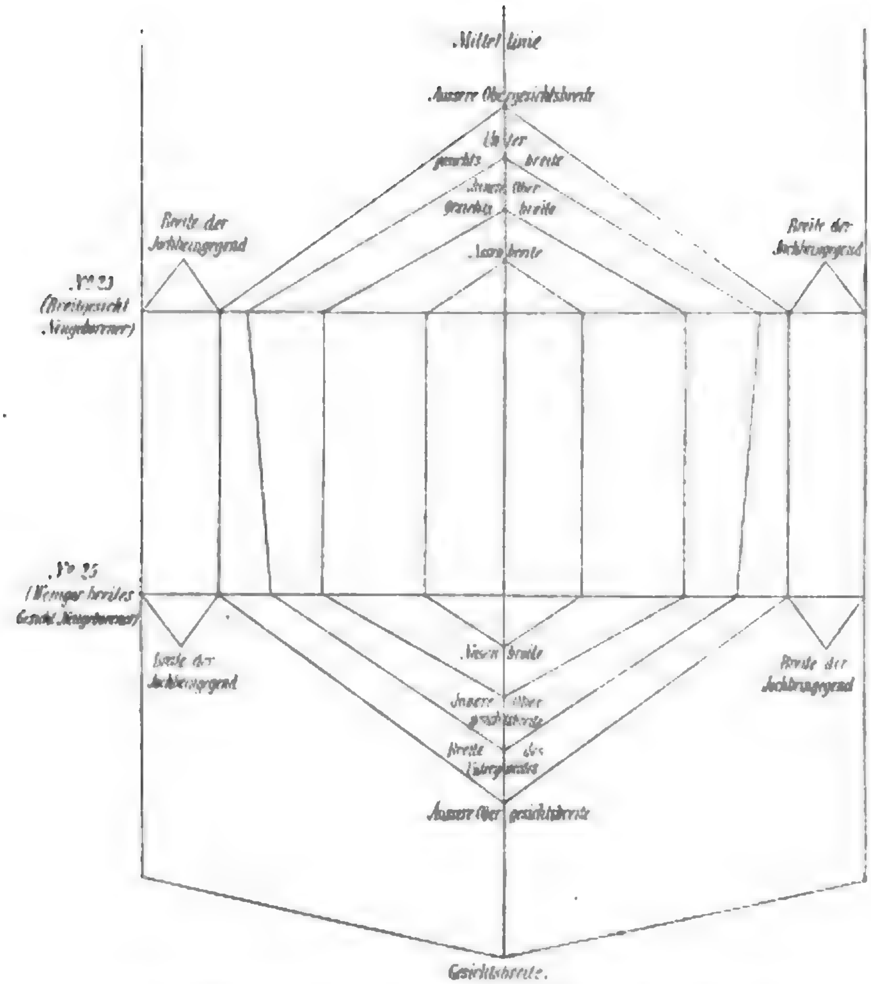


Fig. 12. Linearschema der Gesichtsbreiten eines breiten und eines weniger breiten Gesichtes Neugeborener nach ihren relativen Maassen Gesichtsbreite = 1000

Unterschiede zwischen den kindlichen Typen keine allzu bedeutenden sind, so möge nur ein Typus, und zwar das Breitgesicht Nr. 23 (Fig. 9, Taf. I), zum Vergleiche mit den Gesichtern Erwachsener herangezogen werden. Von den Erwachsenen diene zum Vergleiche das chamaeprosope (Fig. 1. Taf. I) und das leptoprosope (Fig. 2. Taf. I) Gesicht.

III. Ueber die Unterschiede zwischen den Gesichtern Erwachsener und Neugeborener.

Für die Vergleichung der drei oben erwähnten Gesichtsskelette hinsichtlich ihrer absoluten und relativen Höhen- und Breitendimensionen mögen einerseits lineare Constructionen (Fig 13, 14, 15 und 16 im Texte), andererseits die Abbildungen (Fig. 11, 12, 13, 14, 15, 17, 18 und 20 auf Taf II) dienen.

1. Untersuchung der Gesichtsskelette auf ihre Höhendimensionen.

a) Nach den absoluten Maassen (mm). (Vgl. Fig. 13 im Texte und Fig. 15 und 17 auf Taf. II.)

Vergleichung der wichtigsten Höhenmaasse eines Breitgesichtes (Nr. 23, Tab. I) eines Neugeborenen mit denen eines Breitgesichtes (Nr. 184, Tab. I) und eines Schmalgesichtes (Nr. 303, Tab. I) von Erwachsenen.

Höhe	Absolute Zahlen				
	Unterschied	Nr. 184 Tab. I	Nr. 23 Tab. I	Nr. 303 Tab. I	Unterschied
des Gesichtes	76	111	35	124	89
des Obergesichtes mihi	52	76·5	24·5	82	57·5
des Untergesichtes mihi	24	34·5	10·5	42	31·5
der Nase	33	52	19	52	33
des Zwischenkiefers	11	16	5	20	15
der beiden Zahnreihen	16	17	1	20	19
des Unterkiefers	16	26	10	32	22
des orbitalen Theiles der Nase	13	26	13	34	21
des infraorbitalen Theiles der Nase	20	26	6	18	12
des Oberkiefers	44	68	24	72	48
der Mundregion	43	59	16	72	56
des Augenhöhleneinganges	15	32	17	36	19

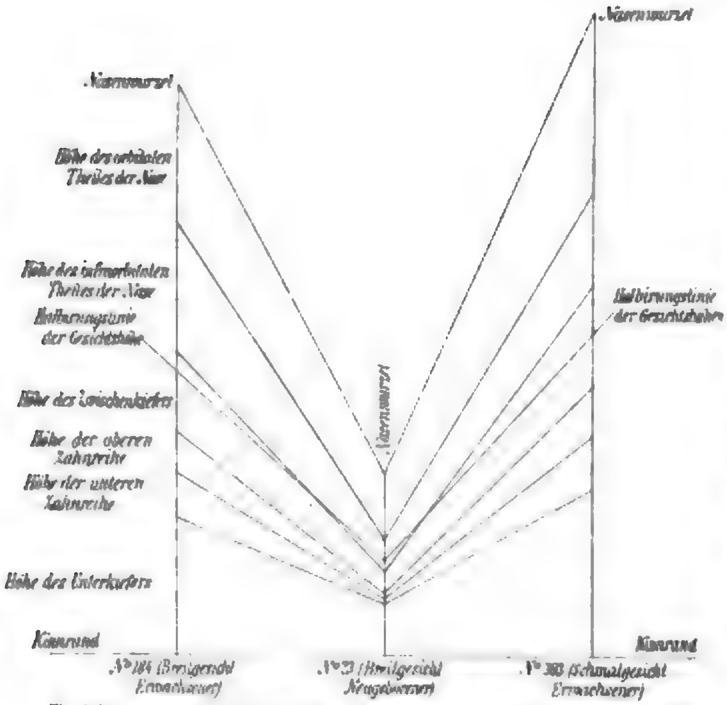


Fig. 13. Linearschema der Gesichtshöhen eines Breitgesichtes und eines Schmalgesichtes Erwachsener und eines Breitgesichtes eines Neugeborenen, nach deren absoluten Maassen (¾ der natürlichen Grösse).

der Mundregion ein bedeutender; in letzterer aber um 10 mm grösser als in ersterer. Der Unterschied in der Nasenregion beträgt 33 mm, in der Mundregion 44 mm. Das Obergesicht des Neugeborenen ist um 52 mm, das Untergesicht um 24 mm niedriger als beim Erwachsenen. In der Mundregion zeigt sich beim Neugeborenen der Zwischenkiefer um 11 mm, der Unterkiefer um 16 mm niedriger als beim Erwachsenen. Der Mangel der Zähne des Neugeborenen bedingt einen Ausfall an Höhe von 16 mm. Der orbitale Theil der Nase ist bei Neugeborenen um 13 mm, der infraorbitale Theil um 20 mm niedriger als die entsprechenden Theile bei Erwachsenen. Die Höhe der Eingänge der Augenhöhlen bleibt bei Neugeborenen um 15 mm zurück.

b) Nach den relativen Maasszahlen. (Vgl. Fig. 14 im Texte und Fig. 11, 12 auf Taf. II.)

Wie aus der vorstehenden Maasstabelle und der Textfigur hervorgeht, übertreffen, wie ja vorauszusehen war, alle Maasse der einzelnen Gesichtstheile des erwachsenen Chamaeprosopen und Leptoprosopen die des Breitgesichtes des Neugeborenen. Die Differenzzahlen der einzelnen Maasse sind in Beziehung auf den Leptroprosopen bedeutendere, als in Beziehung auf den Chamaeprosopen; nur die Differenz der Nasenhöhe des Neugeborenen zur selben Höhe des Chamae- und Leptoprosopen bleibt sich mit 33 mm gleich.

Für eine einfachere Darstellung genügt es daher, nur den Unterschied zwischen der infantilen Chamaeprosopie und der Chamaeprosopie des Erwachsenen des Näheren zu erörtern.

Die Mundregion ist beim Neugeborenen um 3 mm niedriger als die Nasenregion; beim Erwachsenen ist das Umgekehrte der Fall (7 mm zu Gunsten der Nase). Die Mundregion des Neugeborenen muss also in der weiteren Entwicklung starke Veränderungen erleiden.

Der Unterschied in den absoluten Maasszahlen zwischen beiden Gesichtern ist sowohl in der Nasen- als in

Höhe	Relative Zahlen				
	Unterschied	Nr. 181 Tab. 1	Nr. 23 Tab. 1	Nr. 383 Tab. 1	Unterschied
des Gesichtes	—	1000	1000	1000	—
des Obergesichtes mihi .	10·9	689·1	700	661·2	38·8
des Untergesichtes mihi	10·8	310·8	300	338·7	38·7
der Nase	74·3	168·4	542·7	419·3	23·4
des Zwischenkiefers . . .	1·2	144	142·8	161	18·2
der beiden Zahnreihen .	124·5	153	28·5	161	132·5
des Unterkiefers	51	234	285	258	27
des orbitalen Theiles der Nase	137	234	371	274	97
des infraorbitalen Theiles der Nase	177	234	171	145	26
des Oberkiefers	73	612	685	580	105
der Mundregion	74	531	457	580	123
des Augenhöhleneinganges	197	288	485	290	195

Von 1000 Theilen der Gesichtshöhe entfallen beim Neugeborenen 542 Theile auf die Nasen-, 457 Theile auf die Mundregion und beim Erwachsenen 168 Theile auf die Nasen-, 531 Theile auf die Mundregion.

Daraus erhellt, warum die Nasenregion des Neugeborenen im Gesichte so dominirend wirkt. Zwischen dem Obergesichte und Untergesichte aber sind die Differenzen nicht mehr so bedeutende.

Die Proportionen der einzelnen Gesichtstheile sind zwischen Neugeborenen und Erwachsenen höchst verschieden. Beim Neugeborenen: Nase 542, Zwischenkiefer 142, Zahnreihen oder Zahnfleisch 28, Unterkiefer 285; beim Erwachsenen: Nase 168, Zwischenkiefer 144, Zahnreihen oder Zahnfleisch 153, Unterkiefer 234 Theile der Gesichtshöhe. Ebenso verschieden gestaltet sich das Verhältniss der Eingänge der Augenhöhlen: beim Neugeborenen 485 Theile, beim Erwachsenen 288 Theile der Gesichtshöhe.

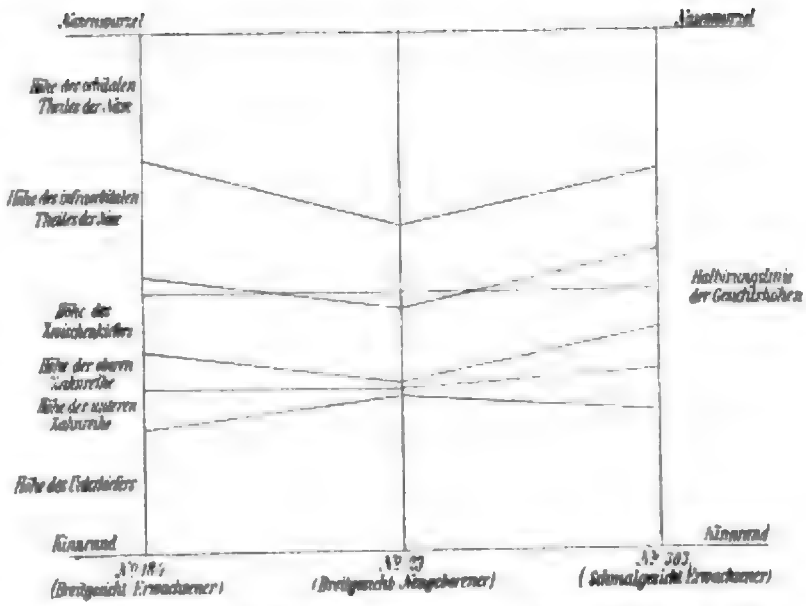


Fig. 14. Linearschema der Gesichtshöhen eines Breitgesichtes und eines Schmalgesichtes Erwachsener und eines Breitgesichtes eines Neugeborenen nach ihren relativen Maassen. Gesichtshöhe 1000.

Die Halbirungslinie der Gesichtshöhe geht beim Neugeborenen durch den infraorbitalen Theil der Nase, beim Erwachsenen durch den Zwischenkiefer unterhalb der Spina nasalis.

2 Untersuchungen nach den Breitendimensionen.

a) Nach den absoluten Maassen (mm). (Vgl. Fig. 15 im Texte.)

Vergleichung der wichtigsten Breitenmaasse eines Breitgesichtes (Nr. 104, Tab I) und eines Schmalgesichtes (Nr 308, Tab. I) Erwachsener mit dem breiten Gesichtsschädel (Nr. 23, Tab I) eines Neugeborenen.

	Absolute Zahlen				
	Unterschied	Nr. 104 Tab. I	Nr. 23 Tab. I	Nr. 308 Tab. I	Unterschied
Gesichtsbreite (Jochbreite)	78	143	65	124	59
Aeussere Obergesichtsbreite	53	104	51	93	42
Innere Obergesichtsbreite	27	59	32	50	18
Nasenbreite	14	27	13	22	9
Untergesichtsbreite	53	99	46	97	51
Jochbeinbreite (einer Seite)	12·5	19·5	7	15·5	8·5
Abstand der foramina supraorbitalia	20	48	28	40	12
Abstand der foramina infraorbitalia	34	58	24	51	27
Abstand der foramina mentalia	21	46	25	45	20
Breite des Augenhöhleneinganges	17	40	23	38	15

Die absoluten Zahlen der Breitenmaasse der nachstehenden Tabellen, untereinander verglichen, zeigen, dass die Unterschiede in den Zahlengrössen vom Breitgesichte des Neugeborenen gegen den erwachsenen Chamaeprosopen grösser sind als gegen den Leptoprosopen hin; es findet also gerade das umgekehrte Verhalten bei den Gesichtshöhen statt.

Es soll nun, wie früher bei der Besprechung der Höhenverhältnisse, auch jetzt bei der der Breitenverhältnisse das Gesicht des Neugeborenen nur mit dem chamaeprosopen Gesicht des Erwachsenen des Näheren verglichen werden.

Das Gesicht der Erwachsenen ist um 78 mm breiter als das des Neugeborenen. Die Nasenbreite ist um 14 mm, die innere Obergesichtsbreite um 27 mm, die äussere Obergesichtsbreite um 53 mm grösser. Von den 78 mm der grösseren Gesichtsbreite des Erwachsenen entfallen auf einer Gesichtsseite auf die Nasengegend 7 mm, auf die innere Oberkiefergegend 6·5 mm, auf die äussere Oberkiefergegend 13 mm und auf die Gegend des Jochbeines 12·5 mm. Die Grössenunterschiede der Zahlen zeigen deutlich, in welchem Ausmaasse die Gesichtstheile des Neugeborenen in ihrer Breitenentwicklung gegen den Erwachsenen zurückstehen. Die Untergesichtsbreite des Neugeborenen ist um 53 mm zurück, die Eingänge der Augenhöhlen in die Breite um 17 mm.

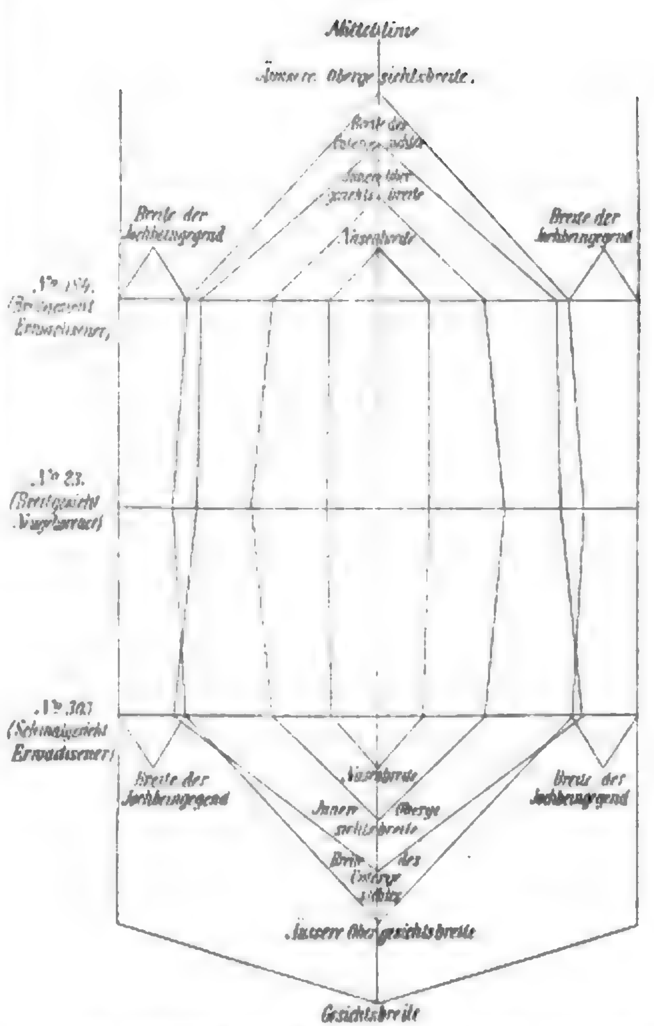


Fig. 16. Linearschema der Gesichtsbreiten eines Breitgesichtes und eines Schmal-gesichtes Erwachsener und eines Breitgesichtes eines Neugeborenen nach ihren relativen Maassen Gesichtsbreite 1000

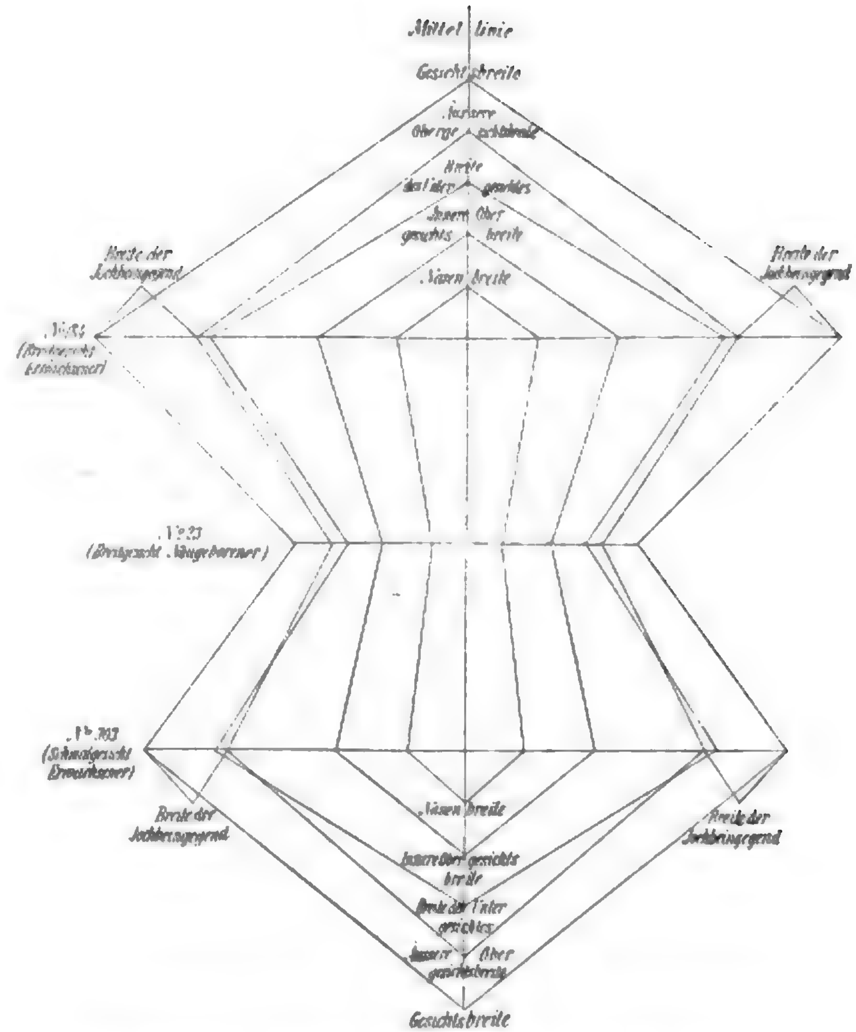


Fig. 15. Linearschema der Gesichtsbreiten eines Breitgesichtes und eines Schmalgesichtes Erwachsener und eines Breitgesichtes eines Neugeborenen nach ihren absoluten Maassen. (3/4 der natürlichen Grösse).

Da der Unterschied zwischen den Gesichtshöhen 76 mm und den Gesichtsbreiten 78 mm zwischen beiden Gesichtern beträgt, so ergibt sich, dass sowohl hinsichtlich der Höhen- als Breitenentwicklung im Gesichte des Neugeborenen fast gleich ausschlaggebende Veränderungen vor sich gehen müssen

b) Nach den relativen Breitenmaassen. (Vgl. Fig. 16 im Texte und Fig. 13 und 14 auf Taf. II.)

	Relative Zahlen				
	Unterschied	Nr. 134 Tab. I	Nr. 33 Tab. I	Nr. 363 Tab. I	Unterschied
Gesichtsbreite (Jochbreite)	—	1000	1000	1000	—
Aeussere Obergesichtsbreite	57	727	784	750	34
Innere Obergesichtsbreite	79·5	412·5	492	403	89
Nasenbreite	11·2	188·8	200	177	23
Untergesichtsbreite . . .	15	692	707	782	75
Jochbeinbreite (einer Seite)	29	136	107	125	18
Abstand der foramina supraorbitalia	95	335	430	322	108
Abstand der foramina infraorbitalia	36	405	369	411	42
Abstand der foramina mentalia	63	321	384	362	22
Breite des Augenhöhleneinganges	74	279	353	306	47

Die Proportionen sind:

	Aussere Obergesichtsbreite	innere Obergesichtsbreite	Nasenbreite	Untergesichtsbreite
beim Neugeborenen	784	492	200	707
beim Erwachsenen	727	412	188·8	692

für eine Gesichtsseite:

	Nasengegend	innere Oberkiefergegend	aussere Oberkiefergegend	Jochbeingegend	
beim Neugeborenen	100	146	146	108	Theile
beim Erwachsenen	95	112	157	136	Theile

Aus all' dem Gemeldeten folgt, dass das Gesicht des Neugeborenen, um die Verhältnisse des Erwachsenen zu erlangen, nicht ein gleichmässiges Wachsthum seiner einzelnen Gesichtstheile aufweisen muss, sondern es muss, abgesehen von der besonderen Entwicklung der Zahngegend, jeder Gesichtstheil seinen eigenen Wachsthumsmodus besitzen. Das Gesicht des Erwachsenen erscheint demnach als keine einfache Vergrösserung des Gesichtes des Neugeborenen, sondern ist durch eine Ummodelung des Gesichtes des Neugeborenen während der Entwicklung hervorgegangen. Ein Blick auf die Fig. 11, 12, 13 und 17 lässt augenblicklich erkennen, wie es unter Anderem Theile der Mundregion des Neugeborenen sind, welche im Wachsthume am meisten ausgreifen müssen. In hervorragendster Weise ist es die Gegend der Zähne und die Höhe des Unterkiefers, in welchen Theilen ein mächtiges Wachsthum vor sich gehen muss; denn die Zwischenkiefer sind relativ gleich gross. Da die Bildung der Zähne in so bedeutender Weise das Gesichtsskelet der Neugeborenen bei seiner weiteren Entwicklung beeinflusst, so muss besonders betont werden, dass bei der Umbildung des Gesichtes des Neugeborenen in das des Erwachsenen ein ganz neues Element, eben die Zähne, zur Einschaltung in das Gesicht kommt; an dieser Stelle erfährt also die Mundregion die grössten Veränderungen. Auch in den Breitendimensionen müssen bei der Umwandlung des Gesichtes des Neugeborenen in das des Erwachsenen ungleiche Wachsthumsverhältnisse eintreten. Sowohl der Breite als der Höhe nach zeigt sich also, dass das Gesicht des Erwachsenen keine einfache Vergrösserung des Gesichtes des Neugeborenen ist; jeder Theil desselben hat sein eigenes Wachsthumsgesetz.

Es ist nun an der Reihe, zu zeigen, in welcher Weise die Umformung des Gesichtes des Neugeborenen in das des Erwachsenen stattfindet.

IV. Ueber das Wachsthum des Gesichtes.

Für diese Untersuchung wurden 165 Gesichtsschädel und auch die bereits erwähnten 15 Schädel von Neugeborenen, im Ganzen 180, herangezogen. Hievon entfielen auf das Alter von:

Neugeborene	15 Schädel		9—10 Jahr	7	Schädel
bis $\frac{1}{2}$ Jahr	36	„	10—11 „	3	„
$\frac{1}{2}$—1 „	12	„	11—12 „	3	„
1—2 „	17	„	12—13 „	3	„
2—3 „	18	„	13—14 „	2	„
3—4 „	14	„	14—15 „	4	„
4—5 „	10	„	15—16 „	3	„
5—6 „	9	„	16—17 „	1	„
6—7 „	7	„	17—18 „	1	„
7—8 „	10	„	18—19 „	3	„
8—9 „	2	„			

Die Mittelmaasse der einzelnen Typen sind auf Maasstabelle II verzeichnet (an diese untersuchten Schadel schliessen sich die schon behandelten Gesichtsschädel Erwachsener an). Für die Ermittlung der Wachsthumsverhältnisse sollen von den nach ihren Gesichtsindices eingetheilten Schädeln zur Vereinfachung nur die Mittelmaasse berücksichtigt werden;

es muss bemerkt werden, dass in einigen Fällen, in welchen eine allzu geringe Anzahl von Schädeln zur Untersuchung gelangte, diesen Mittelmaassen entsprechende Fehler anhaften. Die vorkommenden Fehler sind aber nicht derartige, dass sie das Bild des ganzen Entwicklungsganges des Gesichtes in bedeutender Weise zu stören vermögen.

Es wurde früher gezeigt, wie bei den Neugeborenen sich eine allein ihnen eigenthümliche Chamaeprosopie bemerkbar macht, welche als infantile Chamaeprosopie (mit den Abtheilungen A, B, C, D) bezeichnet wurde. Auch an den Schädeln während des ersten Halbjahres ist diese noch vorhanden; während aber bei den Neugeborenen sich der Index über die Gruppe C (Index 60·0—65·1) nicht erhebt, tritt bei den Schädeln von Kindern im ersten Halbjahre die infantile Chamaeprosopie D (Index 65·1—70·0) auf, welche mit ihren Indices an die Hyperchamaeprosopie der Erwachsenen (70·1—75·0) angrenzt. Auch die Procentverhältnisse [1]) der vorkommenden Indices sind lehrreich, denn es haben einen Gesichtsindex von

50·1—55·0: Neugeborene 6·6% oder 1 Schädel, aus dem ersten Halbjahre 2·7% oder 1 Schädel.

55·1—60·0: Neugeborene 66·6% oder 10 Schädel, aus dem ersten Halbjahre 30·4% oder 11 Schädel.

60·1—65·0: Neugeborene 26·4% oder 4 Schädel, aus dem ersten Halbjahre 44·3% oder 16 Schädel.

65·1—70·0: aus dem ersten Halbjahre 22·1% oder 8 Schädel.

Während des ersten Halbjahres zeigt sich also eine Abnahme der extremen Grade der infantilen Chamaeprosopie und der Uebergang zu schwächeren Formen dieser Chamaeprosopie (vide die graphische Tabelle I). Diese auffällige Aenderung des Gesichtsindex ist selbstverständlich mit der Höhen- und Breitenentwicklung im engsten Zusammenhange und aus den graphischen Tabellen II und III ist das rasche Ansteigen der Höhen- und Breitenmaasse der Gesichter zu ersehen. Die Gesichtshöhe, welche bei allen Neugeborenen im Mittel 35·5 mm betrug, ist bei allen halbjährigen Gesichtsschädeln im Mittel auf 39·5 mm gestiegen, hat also um 4 mm zugenommen; die Gesichtsbreite erhebt sich von 61·3 mm (Neugeborenen) auf 64·9 mm (Halbjährigen), also um 3·6 mm, was etwas weniger als die Höhenzunahme ausmacht. Im ersteren Halbjahre wächst demnach der Gesichtsschädel ziemlich gleichmässig in die Höhe und in die Breite (um circa 4 mm).

[1]) Vide die S. 84 vorfindliche Tabelle A.

Hervorzuheben ist, dass, wie aus der S. 88 vorfindlichen Tabelle C hervorgeht, bei Neugeborenen die Mundregion stets kleiner als die Nasenregion ist, bei 4 Schädeln ist sie um 4 mm, bei 3 Schädeln um 3 mm, bei 4 Schädeln um 2 mm, bei 4 Schädeln um 1 mm kleiner. Bei den 36 Gesichtsschädeln aus dem ersten Halbjahre zeigt sich, dass nicht mehr alle eine kleinere Mundregion als Nasenregion besitzen, denn bei drei Schädeln sind die bezüglichen Höhen gleich, bei anderen drei Schädeln überschreitet die Höhe der Mundregion die der Nasenregion um 1 mm, bei einem Schädel um 2 mm und bei einem Schädel sogar um 5 mm.

Dass bei der Höhenentwicklung der Gesichtsschädel den in den Kiefern sich entwickelnden Zähnen eine Rolle zukommen wird, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung.

Im Alter von ½—1 Jahre treten zum ersten Male Gesichter (5 Stück) auf mit einem Index von 70·1—75·0, wie er also bereits bei Erwachsenen als Hyperchamaeprosopie angetroffen wird. Die Tabelle A zeigt, dass Schädelformen mit infantiler Chamaeprosopie A gar nicht mehr vorkommen, die Form B und C kommt nur vereinzelt, die Form D in fünf Exemplaren vor. Die infantile Chamaeprosopie kommt also immer mehr zum Schwinden; im zweiten Halbjahre ist nur mehr die Hälfte der Gesichtsschädel infantil chamaeprosop. Aehnliche wie früher erwähnte Vorgänge spielen sich auch in dieser Altersperiode in den Gesichtern ab. (Vide die Tabellen.) Im ersten bis zweiten Lebensjahre, in welchem die erste Dentition anhebt, sind die Formen infantiler Chamaeprosopie A, B ganz geschwunden, die Form C nur mehr in einem Falle, die Form D in sechs Fällen vorhanden; 29% der Schädel zeigen Hyperchamaeprosopie, 17·4% Chamaeprosopie und 11·6% Hypochamaeprosopie der Gesichtsformen Erwachsener. Das Eintreten in die erste Dentition bedingt sohin für das Gesichtsskelet den Verlust der infantilen Chamaeprosopie und seine Umformung in der Art, dass Verhältnisse der Höhendimensionen zu den Breitendimensionen auftreten, wie sie bei Erwachsenen vorkommen. Im zweiten bis dritten Lebensjahre, also nach eingetretener Dentition, ist die infantile Chamaeprosopie vollkommen geschwunden. (Vide Tabelle A.) Die Tabelle B zeigt, wie während der ersten Dentition die Differenz zwischen Gesichtshöhe und Gesichtsbreite zu Gunsten der Höhe geringer wird, sie sinkt im Mittel von 24·8 mm auf

17·8 mm herab. Die Tabelle C zeigt, wie die Mundregion, welche bei Neugeborenen um 2·4 mm im Durchschnitte niedriger als die Nasenregion war, **während der Dentition** derart gewachsen ist, dass sie nun die letztere im Mittel um 3·8 mm überschreitet. Wie aus der Curventabelle D ersichtlich ist, wachsen alle Theile des Gesichtes während der Dentition in die Höhe. Aber in die Bildung des Gesichtes ist ein **neues Formelement**, die **Zähne**, **eingeschaltet** worden, welches an dessen Höhenentwicklung den grössten Antheil hat. Mit der Höhenentwicklung der Gesichtsschädel geht auch eine bedeutende Entwicklung seiner Breite einher. (Vide graphische Tabelle II und IV.) Aus der graphischen Tabelle IV ist zu ersehen, wie es namentlich die lateralen Gesichtsantheile sind, welche an Breite bedeutend zunehmen.

Eine solche tief eingreifende und ziemlich plötzlich eintretende Umformung des Gesichtsskeletes, wie es die erste Dentition bedingt, kommt in der ganzen späteren Entwicklung des Gesichtsschädels nicht mehr vor. Die zweite Dentition greift auch in die Entwicklung des Gesichtes mächtig ein, aber ihr Eingriff ist kein so plötzlicher und die Formen so mächtig verändernder.

Es würde viel zu weit führen, in eingehenderer Weise die nähere Entwicklung des Gesichtsskeletes bis zu den erwachsenen Formen hin zu schildern. Aus den beigegebenen graphischen Tabellen I, II, III, IV, V und den folgenden Tabellen A, B, C, D und E ist Alles zu entnehmen und auch ohne Worte der weitere Entwicklungsgang verständlich; es ist durch die Vorführung zahlreicher Tabellen in genügender Weise Vorsorge getroffen, dass ohne viel Mühe ermittelt werden kann, wie und in welchem Grade das ganze Gesicht und seine einzelnen Theile in die Länge und in die Breite wachsen. Nur in Kürze möge Eines erwähnt werden.

Tabelle A.

	Alter	Anzahl der Schädel	Anzahl der Schädel mit Gesichtsindices (Kollmann) von: Infantile Chamaeprosopie A 50·1—55·0	B 55·1—60·0	C 60·1—65·0	D 65·1—70·0	70·1—75·0 (Hyperchamaeprosopie)	75·1—80·0 (Chamaeprosopie)	80·1—85·0 (Hypochamaeprosopie)	85·1—90·0 (Orthoprosopie)	90·1—95·0 (Hypsileptoprosopie)	95·1—100·0 (Leptoprosopie)	100·1—105·0 (Hyperleptoprosopie)	In Procenten: Infantile Chamaeprosopie A 50·1—55·0	B 55·1—60·0	C 60·1—65·0	D 65·1—70·0	70·1—75·0 (Hyperchamaeprosopie)	75·1—80·0 (Chamaeprosopie)	80·1—85·0 (Hypochamaeprosopie)	85·1—90·0 (Orthoprosopie)	90·1—95·0 (Hypsileptoprosopie)	95·1—100·0 (Leptoprosopie)	100·1—105·0 (Hyperleptoprosopie)
1. Dentition	Neugeborene	15	1	10	4	—	—	—	—	—		—	—	6·6	66·6	26·4	—	—	—	—	—	—	—	—
	bis ½ Jahr	36	1	11	16	8	—	—	—	—	—	—	—	2·7	30·4	44·3	22·1	—	—	—	—	—	—	—
	½— 1 „	12	—	1	1	5	5	—	—	—	—	—	—	—	8·3	8·3	41·6	41·6	—	—	—	—	—	—
	1— 2 „	17	—	—	1	6	5	3	2	—	—	—	—	—	—	5·8	34·8	29·0	17·4	11·6	—	—	—	—
	2— 3 „	18	—	—	—	—	2	6	9	1	—	—	—	—	—	—	—	11·0	33·0	49·5	5·5	—	—	—
	3— 4 „	14	—	—	—	—	1	4	9	—	—	—	—	—	—	—	—	7·1	28·4	63·9	—	—	—	—
	4— 5 „	10	—	—	—	—	—	5	3	2	—	—	—	—	—	—	—	—	50·0	30·0	20·0	—	—	—
	5— 6 „	9	—	—	—	—	—	2	3	3	1	—	—	—	—	—	—	—	22·2	33·3	33·3	11·1	—	—
	6— 7 „	7	—	—	—	—	—	—	4	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	57·2	28·6	14·3	—	—
2. Dentition	7— 8 „	10	—	—	—	—	—	1	5	3	1	—	—	—	—	—	—	—	10·0	50·0	30·0	10·0	—	—
	8— 9 „	2	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	50·0	50·0	—	—	—
	9—10 „	7	—	—	—	—	—	2	3	2	—	—	—	—	—	—	—	—	28·6	42·9	28·6	—	—	—
	10—11 „	3	—	—	—	—	—	—	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	33·3	66·6	—	—	—
	11—12 „	3	—	—	—	—	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	66·6	33·3	—	—	—
	12—13 „	3	—	—	—	—	—	—	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	33·3	66·6	—	—	—
	13—14 „	2	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	50·0	50·0	—	—	—
	14—15 „	4	—	—	—	—	—	—	2	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	50·0	—	50·0	—	—
	15—16 „	3	—	—	—	—	—	—	1	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	33·3	33·3	—	33·3	—
	16—17 „	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	100·0	—	—	—
	17—18 „	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	100·0	—	—
	18—19 „	3	—	—	—		—	—	—	—	3		—	—	—	—	—	—	—	—	—	100·0	—	—
	Erwachsene	125	—	—	—	—	3	3	25	43	38	11	2	—	—	—	—	2·4	2·4	20·0	34·8	30·4	8·8	1·6
Verlust d. Zähne	Zahnlose Greise	7	—	—	2	—	4	1	—	—	—	—	—	—	—	28·5	—	57·1	14·3	—	—	—	—	—
	Summe . .	312	2	22	24	19	20	27	72	65	47	12	2	0·6	7·0	7·6	6·0	6·4	8·6	23·0	20·8	15·0	3·8	0·6

Die Tabelle A zeigt, dass im zweiten und dritten Lebensjahre die infantile Chamaeprosopie ganz geschwunden ist und dass 11% der Schädel hyperchamaeprosop, 33% chamaeprosop, 49·5% hypochamaeprosop und 5·5% orthoprosop sind. Im folgenden Lebensjahre sind 7·1% hyperchamaeprosop, 28·4% chamae- und 63·9% hypochamaeprosop; im dritten bis vierten Lebensjahre sind 7·1% hyperchamae-, 28·4% chamae- und 63·9% hypochamaeprosop. Es findet also eine stete Abnahme der breiteren und eine stärkere Zunahme weniger breiter Formen statt. Vom vierten bis fünften Lebensjahre ist die Hyperchamaeprosopie völlig geschwunden (sie tritt erst wieder bei den Schädeln Erwachsener auf): in diesem Alter sind von den Schädeln 50·0% chamae-, 30·0% hypochamae- und 20·0% orthoprosop. Schon im daranffolgenden Jahre (also im 5. bis 6. Jahre) sinkt die Chamaeprosopie auf 22·2%, die Hypochamae- und Orthoprosopie steigen auf je 33·3%, und zum ersten Male tritt Leptoprosopie in 11% der Fälle ein. In den Vorbereitungsjahren zur zweiten Dentition nehmen aber die extremen breiten Formen der Gesichter immer mehr ab (die Hyperchamaeprosopie schwindet gänzlich) und zum ersten Male tauchen hypoleptoprosope Formen auf.

Während der ganzen zweiten Dentitionsperiode zeigen fast alle Schädel nur Hypochamae- oder Orthoprosopie (von den in dieser Periode ganz spärlich auftretenden chamae- und leptoprosopen Formen kann füglich abgesehen werden); bald halten sich diese Formen das Gleichgewicht, bald enthält die eine Gruppe ein Drittel der einen und zwei Drittel der anderen Form, bald findet ein umgekehrtes Verhältniss statt.

Es mag zugegeben werden, dass die Zahl der Schädel, welche sich in der Dentitionsperiode befinden und zur Untersuchung gelangten, eine relativ geringe ist; aber auffällig bleibt immerhin, dass in jedem Jahre während des Verlaufes der zweiten Dentition fast alle Schädel Hypochamae- oder Orthoprosopie aufweisen.

Man wird wohl ohne Fehler annehmen können, dass, ebenso wie die erste Dentition die Ursache war, dass die infantile Chamaeprosopie in die extrem breiten Gesichtsformen der Erwachsenen überführt wurde, die zweite Dentitionsperiode es ist, welche, namentlich in ihren ersten Anfängen (zum Theile noch vor dem eigentlichen Ausbruche der bleibenden Zähne), die extrem breiten Gesichtsformen in weniger breite überführt.

Der letzte Modus der Ueberführung geschieht langsamer als der erste, dauert doch die zweite Dentition erheblich längere Zeit als die erste.

Das wesentlichste Moment für die Umformung des Gesichtsschädels während seiner Entwicklungsperiode ist daher die Zahnentwicklung; durch diese wird die bei Neugeborenen bestandene so grosse Differenz zwischen Höhe und Breite des Gesichtes zu Gunsten ersterer geringer.

Ueber die Entwicklung des Gesichtsschädels nach vollendeter zweiter Dentition kann wegen allzu geringer Zahl der zur Untersuchung gelangten Schädel nichts Sicheres ausgesagt werden. Aus der Tabelle A ist zu entnehmen, dass die Hypochamaeprosopie ab-, die Orthoprosopie zu- oder abnimmt und hypoleptoprosope und leptoprosope Formen auftreten.

Diese schmäleren Schädelformen können nur dem ihre Entstehung verdanken, dass die Mundregion, wie auch aus Späterem hervorgehen wird, relativ sich stärker ausbildet und das Wachsthum in die Breite nicht stark ausgreift.

Bei den Schädeln Erwachsener findet man dann 2·4% hyperchamae-, 2·4% chamae-, 20·0% hypochamae-, 34·8% ortho-, 30·4% hypolepto-, 8·8% lepto- und 1·6% leptoprosope Formen.

Die Mehrzahl der Gesichtsschädel besteht also nicht aus extremen Formen, im Gegentheile, diese sind in der Minderzahl vorhanden.

Der mächtige Einfluss der in der zweiten Dentitionsperiode aufgetretenen Hypochamae- und Orthoprosopie ist noch an den Schädeln der Erwachsenen deutlich zu erkennen.

Der niedrige Procentsatz der extrem breiten Gesichtsformen der Erwachsenen: 4·8% (Hyperchamae- und Chamaeprosopie), der höhere Procentsatz der extrem schmalen Formen 10·4% (Leptoprosopie und Hyperleptoprosopie), die Thatsache, dass von den übrigen 20·0% hypochamaeprosope, 34·8% ortho- und 30·4% hypoleptoprosope sind, die Thatsache, dass während der zweiten Dentition hauptsächlich nur die chamae- und orthoprosopen Formen, welche sich das Gleichgewicht halten, vorkommen, scheint darauf hinzuweisen, dass nach vollendeter zweiter Dentition noch eine weitere Umformung der Gesichtsschädel in der Weise stattfindet, dass auf eine Ueberführung breiterer Formen in schmälere

hingezielt wird. Diese Umformung kann aber nur in einer besonderen Wachsthumsweise der einzelnen Gesichtstheile, wohl insbesondere der die Mundregion aufbauenden Theile bedingt sein.

Aus Allem geht deutlich hervor, dass in dem Gesichtsschädel des Menschen von der Geburt an bis zu seinem vollendeten Wachsthume ein steter Umformungsprocess stattfindet in der Weise, dass das extrem breite und niedrige Gesicht des Neugeborenen in ein weniger breites, aber hohes überführt wird. Die Umformung macht sich namentlich in den Höhendimensionen geltend. Das extrem breite und extrem niedrige Gesicht stellt daher eine niedrige Stufe der Gesichtsformenentwicklung dar.

Es kann mit grosser Sicherheit angenommen werden, dass die heutzutage auftretenden Gesichtsformen keine feststehenden Formen darstellen, sondern dass sie im Laufe der Zeiten weiteren Umformungen unterliegen, derart, dass das Gesicht einem schmäleren und höheren Typus zugeführt wird; die jetzt existirenden Schädelformen stellen nicht etwas Abgeschlossenes dar.

Es sei gestattet, aufmerksam zu machen, dass ich auf Grund meiner in Tirol und Vorarlberg angestellten Schädeluntersuchungen zu dem Schlusse kam, dass die heutigen (Hirn-)Schädelformen nicht etwas Abgeschlossenes darstellen, dass sie einem fortwährend einwirkenden Processe der Umformung unterworfen gewesen sind und noch unterworfen sind. Dieser Process geht in der Weise vor sich, dass der Schädel seine Länge auf Kosten der Occipitalregion immer mehr verliert; dabei gewinnt er an Höhe, namentlich an Breite. Der Process der Umformung beginnt mit den dolichocephalen, welche successive in hyperbrachycephale Formen überführt werden. Die grösste Zahl der Schädel ist bereits in den brachycephalen Typus übergeführt; gegenwärtig (cum grano salis) findet die Ueberführung des Restes der dolichocephalen und dolichoiden in den brachycephalen Typus, hauptsächlich aber die Ueberführung der brachycephalen Typen in die hyperbrachycephalen Typen statt.

Wenn man aber für den Hirnschädel das Vorhandensein eines stetig einwirkenden Umformungsprocesses nicht abweisen kann, so wird es auch erlaubt sein, anzunehmen, dass der Gesichtsschädel einem solchen stetig einwirkenden Umformungsprocesse unterworfen ist. —

Die Tabelle B (S. 87) zeigt die Grössenunterschiede (in Millimetern) zwischen den Höhen- und Breitenmaassen der Gesichtsschädel von den Neugeborenen bis zu den Erwachsenen hin an. Die Tabelle zeigt also, um wie viele Millimeter ein Gesicht breiter als hoch ist (das Minuszeichen bedeutet, dass das Gesicht um . . . mm höher als breit ist). Gleich einer Curve ordnen sich die Zahlen und es ist gleich ersichtlich, dass während der ersten Dentition und beim Uebergange der ersten Dentition in die zweite Ummodelungen des Gesichtes zu Gunsten der Höhe eintreten.

Die Tabelle C (S. 88) zeigt die Minima, Maxima und Mittel der gefundenen Zahlen dieser Grössenunterschiede (in Millimetern) zwischen Höhe und Breite des Gesichtes der untersuchten Schädel; die Mittel dieser Grössenunterschiede zwischen Gesichtshöhe und Gesichtsbreite sinken von 24·8 mm bei Neugeborenen auf 16·5 mm bei Erwachsenen, d. h. während im Durchschnitte bei Neugeborenen das Gesicht um 24·8 mm breiter als hoch ist, ist das Gesicht bei Erwachsenen im Durchschnitte um nur 16·5 mm breiter als hoch. Ein mächtiger Abfall der Gesichtsbreite, und zwar von 22·7 mm auf 17·8 mm, findet zwischen dem zweiten und dritten Lebensjahre, also nach der ersten Dentition statt. Im siebenten Lebensjahre, beim Beginne der zweiten Dentition, sinkt der Grössenunterschied zwischen Gesichtsbreite und Gesichtshöhe auf 13·7 mm zu Gunsten der Gesichtshöhe. Die mit ad Tabelle C bezeichnete Linie der auf S. 91 befindlichen graphischen Tabelle zeigt sehr deutlich den Wechsel der Grössenunterschiede zwischen der Gesichtsbreite und Gesichtshöhe von Neugeborenen bis zu den Erwachsenen.

Aus der Tabelle D (S. 89) sind die Grössenunterschiede der Maasse zwischen der Höhe der Mundregion und der Höhe der Nasenregion des Gesichtes zu entnehmen. Während bei Neugeborenen die Höhe der Mundregion in allen Fällen kleiner ist als die Höhe der Nasenregion, wird erstere bald nach der Geburt, namentlich aber während der Dentitionsperioden, grösser. Die Tabelle E (S. 90) bringt die Minima, Maxima und Mittel der gefundenen Zahlen dieser Grössenunterschiede (in Millimetern) zwischen dem Höhenmaasse der Mund- und Nasenregion; die mit ad Tabelle E bezeichnete Linie der auf S. 91 befindlichen graphischen Tabelle ist nach den Durchschnittszahlen angelegt. Im Mittel ist bei Neugeborenen die Höhe der Mundregion um 2·4 mm kleiner als die der Nasen-

Tabelle B. (Zu Seite 86.)

Grössenunterschiede in Millimetern zwischen den Höhen- und Breitenmaassen des Gesichtes. Das Gesicht ist um 00 mm breiter als hoch; das Minuszeichen — bedeutet, dass das Gesicht um 00 mm höher als breit ist.

Grössenunterschiede in Millimetern	Anzahl der untersuchten Schädel im Alter: Neugeborene	bis ½ Jahr	von ½—1 Jahr	von 1—2 Jahr	von 2—3 Jahr	von 3—4 Jahr	von 4—5 Jahr	von 5—6 Jahr	von 6—7 Jahr	von 7—8 Jahr	von 8—9 Jahr	von 9—10 Jahr	von 10—11 Jahr	von 11—12 Jahr	von 12—13 Jahr	von 13—14 Jahr	von 14—15 Jahr	von 15—16 Jahr	von 16—17 Jahr	von 17—18 Jahr	von 18—19 Jahr	Erwachsene	Zahnlose Greise	Summe der Schädel
46	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	2
45	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
44	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
43	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
42	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
41	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
40	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
39	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
38	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	2
37	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
36	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	2
35	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
34	—	—	—	1¹)	—	—	—		—	—	—	1²)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	3
33	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1
32	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1
31	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1
30	—	1	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4
29	—	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	5
28	2	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	6
27	2	4	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—		—	—	—	—	1	—	9
26	3	2	—	2	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	9
25	3	11	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	—	19
24	1	2	1	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	—	12
23	2	4	1	1	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	—	13
22	—	1	—	—	2	—	1	1	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	3	—	10
21	—	3	1	2	1	1	1	1	1	1	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	7	—	21
20	2	3	1	1	—	2	2	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	7	—	19
19	—	1	2	2	3	1	1	1	—	—	1	1	—	—	1	1	—	—	—	—	—	5	—	20
18	—	—	—	2	2	3	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	10
17	—	—	1	—	2	2	—	1	1	1	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	3	—	13
16	—	—	—	—	—	—	1	—	1	3	—	2	—	1	—	1	—	—	—	—	—	8	—	17
15	—	—	—	1	2	1	2	—	3	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	8	—	19
14	—	—	—	—	2	1	—	1	—	1	—	—	1	—	—	—	—	1	1	—	—	6	—	14
13	—	—	—	—	1	1	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	9	—	13
12	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	6	—	10
11	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	1	—	—	—	2	—	—	—	—	1	—	6	—	12
10	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	2	6	—	11
9	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	4
8	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8	—	8
7	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	6	—	8
6	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	2
5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1
4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	—	3
3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1
1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	2	—	3
0	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	2
—1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1
—2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1
Summe der Schädel	15	36	12	17	18	14	10	9	7	10	2	7	3	3	3	2	4	3	1	1	3	125	7	312

¹) Vorderkauer mit geringer Gesichtshöhe. — ²) Sehr entwickelte Gesichtsbreite bei geringer Gesichtshöhe.

region; bald nach der Geburt, namentlich während der ersten Dentitionsperiode, wird die erstere im Durchschnitte um 3·8 mm höher als die letztere.

Im ersten bis zweiten Lebensjahre übertrifft die Höhe der Mundregion die der Nasenregion im Durchschnitte um 3·8 mm, um schon im darauffolgenden Jahre auf 8·1 mm zu steigen. Beim Beginne der zweiten Dentition steigt sie auf 9·7 mm, um bis zum Erwachsenen bis auf 16·7 mm anzusteigen.

Aus all dem Angeführten geht wieder hervor, welch bedeutenden Einfluss die Dentition auf die Entwicklung des Gesichtes nimmt.

Es würde viel zu weit führen, den Entwicklungsmodus des ganzen Gesichtes und der einzelnen Gesichtstheile der Neugeborenen zum Erwachsenen hin noch weiter zu besprechen. Um eine Vorstellung von den Umwandlungsvorgängen zu erhalten, genügt es, auf die in zahlreicher Weise beigegebenen Zahlentabellen und graphischen Darstellungen zu verweisen; in diesen Tafeln und Tabellen ist der ganze Entwicklungsgang deutlich dargestellt und er kann ohne viele Mühe genau verfolgt werden; auch die wechselnden Proportionen des Gesichtes sind aus den Tabellen zu entnehmen.

V. Ueber den Gesichtsschädel des Greises.

Für die vorliegende Untersuchung sind nur jene Gesichtsschädel von Greisen in Betracht zu ziehen, bei welchen ein Verlust der Zähne und damit einhergehend der Schwund der Alveolarfortsätze der Kiefer eingetreten ist. Greisenschädel mit Zähnen und daher auch erhaltenen Alveolarfortsätzen unterscheiden sich in ihren Gesichtsformen nicht von den bei den Erwachsenen geschilderten Typen. Der Verlust der Zähne und der Alveolarfortsätze bringt aber tief einschneidende Veränderungen in dem Gesichte zu Stande.

Um die Verhältnisse im Gesichte der Greisenschädel recht anschaulich zu machen, wurden nur solche ausgewählt, bei welchen ein Verlust sämmtlicher Zähne eingetreten ist und die Alveolarfortsätze ganz geschwunden sind[1]). Für die Untersuchung dienten sieben Schädel, deren Mittelmaasse auf Maasstabelle II verzeichnet sind. In den graphischen Tabellen sind ihre Gesichtsverhältnisse graphisch dargestellt. Die Gesichtsschädel zeigen fast alle ziemlich gleiches Verhalten; einer von ihnen (Nr. 306, Maasstabelle I, auf Taf. II, Fig. 16) wurde als Vergleichsobject gewählt.

Das überaus kurze Gesicht ist für den Greisenschädel charakteristisch

Durch den Verlust der Zähne und der Alveolarfortsätze ist die Gesichtshöhe um ein Beträchtliches gesunken; die Gesichtsbreite ist aber die gleiche geblieben. Daraus muss sich mit Nothwendigkeit eine Gesichtsform ergeben, die extrem chamaeprosop ist. Alle zahnlosen Greisenschädel zeigen daher extreme Chamaeprosopie.

Das Minimum der approximativen Gesichtshöhe beträgt 74 mm, das Maximum 77 mm, im Mittel 87 mm; das Minimum der Gesichtsbreite 120 mm, das Maximum 128 mm, im Mittel 124 mm. Es treten Gesichtshöhen und Gesichtsbreiten in Combination,

Tabelle C. (Zu Seite 86.)

Minima, Maxima und Mittel (in Millimetern) der Grossenunterschiede zwischen den Höhen- und Breitenmaassen der Gesichtsschädel (der Tabelle B). Das Gesicht ist um 00 mm breiter als hoch; das Minus — zeichen bedeutet, dass das Gesicht um 00 mm höher als breit ist.

	Anzahl der untersuchten Schädel im Alter																						
	Neugeborene	bis ½ Jahr	von ½–1 Jahr	von 1–2 Jahr	von 2–3 Jahr	von 3–4 Jahr	von 4–5 Jahr	von 5–6 Jahr	von 6–7 Jahr	von 7–8 Jahr	von 8–9 Jahr	von 9–10 Jahr	von 10–11 Jahr	von 11–12 Jahr	von 12–13 Jahr	von 13–14 Jahr	von 14–15 Jahr	von 15–16 Jahr	von 16–17 Jahr	von 17–18 Jahr	von 18–19 Jahr	Erwachsene	Zahnlose Greise
Minimum . . .	20	19	17	15	11	10	12	9	7	10	11	13	12	15	11	16	7	1	14	11	10	2	29*
Maximum . . .	28	30	30	34	24	23	22	22	21	22	19	34	17	22	19	19	21	21	14	11	12	38	46*
Im Mittel	24·8	24·5	24·1	22·7	17·8	17·3	17·2	15·5	13·[illegible]	16·0	15·0	20·0	14·3	17·6	13·6	17·6	13·7	12·0	14·0	11·0	11·0	16·5	37·6*

* Annähernd.

[1]) Ein Gesichtsschädel, der vor der Periode des Greisenalters Zähne und Alveolarfortsätze verliert, erlangt selbstverständlich vollständig die Form und das Aussehen des zahnlosen Greisenschädels.

Tabelle D. (Zu Seite 86.)

Grössenunterschiede in Millimetern zwischen den Höhenmaassen der Mund- und Nasenregion. Die Mundregion ist um 00 mm höher als die Nasenregion; das Minuszeichen bedeutet, dass die Mundregion um 00 mm niedriger ist als die Nasenregion.

Grössenunterschiede in Millimetern	Anzahl der untersuchten Schädel im Alter																							Summe der Schädel
			1. Dentition		2. Dentition																			
	Neugeborene	bis ½ Jahr	von ½–1 Jahr	von 1–2 Jahr	von 2–3 Jahr	von 3–4 Jahr	von 4–5 Jahr	von 5–6 Jahr	von 6–7 Jahr	von 7–8 Jahr	von 8–9 Jahr	von 9–10 Jahr	von 10–11 Jahr	von 11–12 Jahr	von 12–13 Jahr	13–14 Jahr	von 14–15 Jahr	von 15–16 Jahr	von 16–17 Jahr	von 17–18 Jahr	von 18–19 Jahr	Erwachsene	Zahnlose Greise	
31	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	2
30	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
29	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	2
28	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	—	3
27	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	2
26	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	2
25	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	—	3
24	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1
23	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	9	—	9
22	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	—	5
21	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	7	—	7
20	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8	—	8
19	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	—	5
18	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	9	—	9
17	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	9	—	11
16	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	7	—	8
15	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	9	—	10
14	—	—	—	—	1	1	—	—	1	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	6
13	—	—	—	—	—	3	—	—	1	2	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	7	—	15
12	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8	—	12
11	—	—	—	1	1	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	1	—	5	—	11
10	—	—	—	—	3	1	3	3	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	13
9	—	—	—	1	1	2	2	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	1	3	—	13
8	—	—	—	—	3	3	—	1	1	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	3	—	15
7	—	—	—	3	4	—	2	2	1	1	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	7	—	22
6	—	—	—	—	—	1	—	—	1	1	—	1	—	—	—	1	1	—	—	—	—	2	—	8
5	—	1	—	2	2	1	—	1	—	—	—	—	—	1	1	—	1	—	—	—	—	1	—	11
4	—	—	—	1	1	2	1	1	1	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	10
3	—	—	4	1	—	—	—	—	—	1	—	1	1	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	10
2	—	1	—	1	1	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5
1	—	3	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	6
0	—	3	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	7
−1	4	9	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	16
−2	4	5	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	12
−3	3	7	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	11
−4	4	3	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	10
−5	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
−6	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
−7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
−8	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
−9	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
−10	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1
−11	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
−12	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1
−13	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
−14	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
−15	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	2
−16	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1
−17	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
−18	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
−19	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
−20	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1
−21	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1
Summe der Schädel	15	36	12	17	18	14	10	9	7	10	2	7	3	3	3	2	4	3	1	1	3	125	7	312

wie es an keinem all' der untersuchten Gesichtsschädel beobachtet wurde. Gesichtshöhen von circa 87 mm werden bei Kindern im Alter von vier bis fünf Jahren beobachtet, diese haben aber Gesichtsbreiten von circa 95 mm. Gesichtsbreiten von 124 mm wurden bei den Gesichtsschädeln Erwachsener beobachtet; bei diesen beträgt aber das Minimum der Gesichtshöhe 95 mm, das Maximum 131 mm.

Die Gesichtsindices der zahnlosen Greisenschädel schwanken zwischen 61·6 und 76·9, im Mittel 73·8; es sind dies Zahlen, wie sie bei der infantilen Chamaeprosopie oder bei der Hyperchamaeprosopie der Erwachsenen vorkommen. Es wäre nun weit gefehlt, die zahnlosen Greisenschädel in diese Gesichtstypen einzureihen, denn diese Typen sind aus Combinationen von ganz anderen Gesichtshöhen und Gesichtsbreiten hervorgegangen.

Es ist ja von vornherein einleuchtend, dass das so extreme Kurzgesicht der zahnlosen Greisenschädel nur dem Verluste der Zähne und der Alveolarfortsätze zuzuschreiben ist und dass dieser Gesichtsschädel einen ganz eigenen Gesichtstypus darstellen muss, der mit keinem der aufgestellten in Vergleich gezogen werden kann. Wir haben in der That ein dem zahnlosen Greisenschädel ganz allein zukommendes typisches Kurzgesicht vor uns, welches als senile Chamaeprosopie bezeichnet werden mag. Durch den Mangel der Zähne und der Alveolarfortsätze, Verhältnisse, wie sie beim Neugeborenen auftreten, erinnert die senile Chamaeprosopie an die infantile, durch das Verhalten der Nasenregion aber, welches ganz gleich den Formen Erwachsener ist, entfernt sich erstere weit von der letzteren. Der zahnlose Greisenschädel hatte vor dem Verluste seiner Zähne und Alveolarfortsätze die typischen Eigenschaften der Gesichtsformen der Erwachsenen: nach dem Verluste jener Theile machen sich in der Mundregion aber nun Verhältnisse geltend, welche an die bei Neugeborenen vorhandenen Verhältnisse erinnern.

Die Thatsache, dass die zahnlosen Greisenschädel vor dem Verluste der Zähne und Alveolarfortsätze verschiedene Gesichtsformen, wie sie bei den Erwachsenen angetroffen wurden, aufweisen, zeigt sich noch darin, dass bei ihnen die Verhältnisse der Nasenregion vorhanden sind, wie sie bei den verschiedenen Typen Erwachsener angetroffen werden. Obgleich nun in der Mundregion alle zahnlosen Greisenschädel ein fast gleiches Verhalten zeigen, macht es die verschiedene Form der Nasenregion, dass auch unter den zahnlosen Greisenschädeln verschiedene Typen angetroffen werden.

Das Verhältniss der Höhe zur Breite des Gesichtes ist daher bei den zahnlosen Greisenschädeln ein verschiedenes und dieses kommt in den Gesichtsindices zum Ausdrucke. Wie schon früher angegeben wurde, schwanken diese von 61·6—76·9. Man kann diese in vier Gruppen bringen: Gesichtsschädel mit einem Index von 60·1—65·0, mit einem von 65·1—70·0, mit einem von 70·1—75·0, mit einem Index von 75·1—80·0 (senile Chamaeprosopie A, B, C, D). Gesichtsschädel mit einem Index von 65·1—70·0 (senile Chamaeprosopie B) wurden nicht beobachtet.

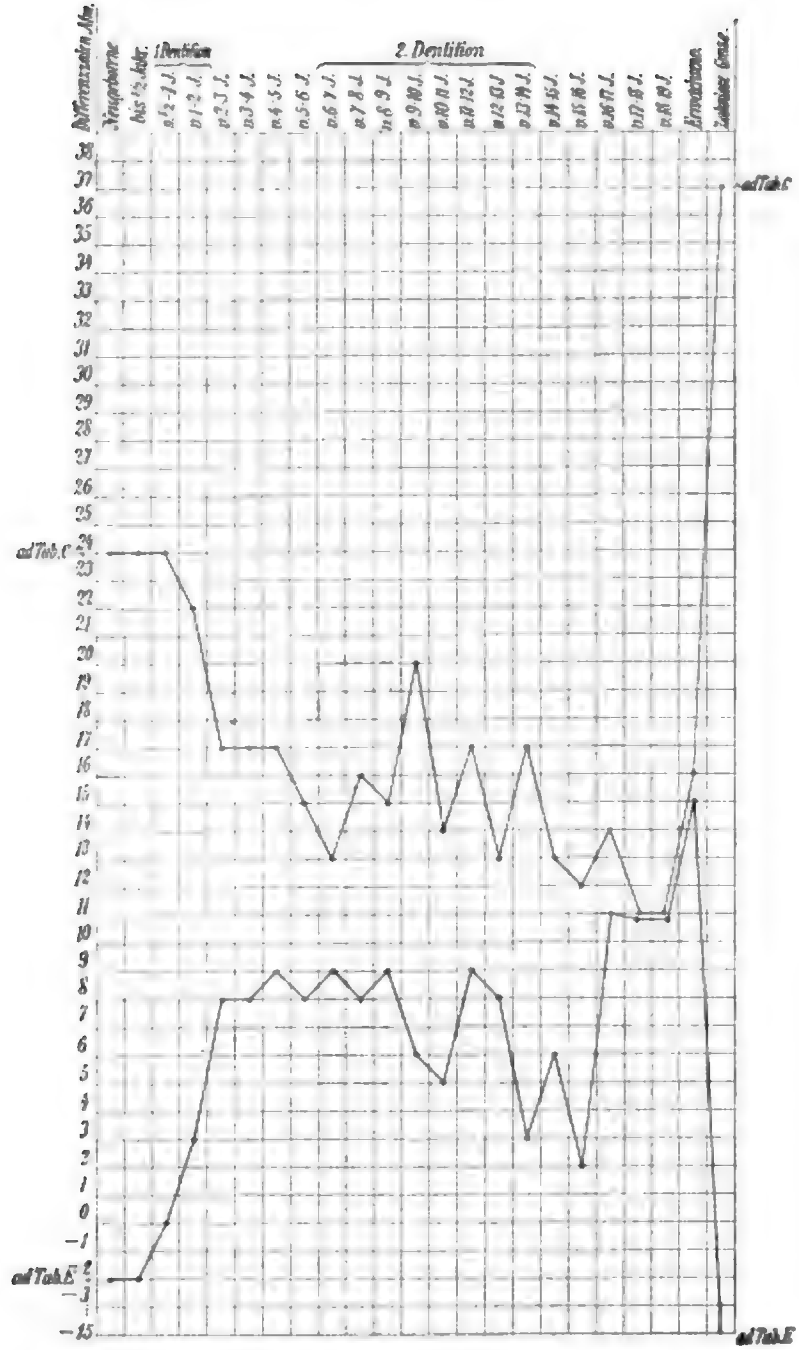
Die senile Chamaeprosopie ist eine erworbene, eine secundär im Leben aufgetretene Gesichtsform und es lässt sich nachträglich nicht ermitteln, aus welch einer Gesichtsform des Erwachsenen dieser oder jener Typus der senilen Chamaeprosopie sich entwickelt hat.

Tabelle E. (Zu Seite 86.)

Minima, Maxima und Mittel in Millimetern der Grössenunterschiede zwischen den Höhenmaassen der Mund- und Nasenregion. Die Mundregion ist um .... Mm. höher als die Nasenregion. Das Minuszeichen bedeutet, dass die Mundregion um .... Mm. niedriger ist als die Nasenregion.

	Anzahl der untersuchten Schädel im Alter																						
			1. Dentition						2. Dentition														
	Neugeborene	bis ½ Jahr	von ½—1 Jahr	von 1—2 Jahr	von 2—3 Jahr	von 3—4 Jahr	von 4—5 Jahr	von 5—6 Jahr	von 6—7 Jahr	von 7—8 Jahr	von 8—9 Jahr	von 9—10 Jahr	von 10—11 Jahr	von 11—12 Jahr	von 12—13 Jahr	von 13—14 Jahr	von 14—15 Jahr	von 15—16 Jahr	von 16—17 Jahr	von 17—18 Jahr	von 18—19 Jahr	Erwachsene	Zahnlose Greise
Minimum .	1	-8	6	4	2	4	4	4	4	4	7	2	3	5	7	-	1	4	11	11	8	20	10
Maximum .	-4	5	3	12	15	14	17	11	16	14	12	12	10	14	13	6	13	9	11	11	17	31	21
Im Mittel .	2·4	2·8	0·2	3·8	8·1	8·8	9·5	8·0	9·7	8·5	9·5	6·4	5·6	9·0	8·3	3·0	6·2	2·6	11	11	11·3	16·7	15·6

[1]) Nur ein Schädel.



Graphische Tabelle zu den im Abschnitte IV vorfindlichen Zahlentabellen C und E. Die mit ad Tab. C bezeichnete Linie zeigt das Verhalten der mittleren Differenzen zwischen den Höhen- und Breitenmaassen der Gesichtsschädel (nach Tab. C) an. Das Gesicht ist um . . . mm breiter als hoch. Die mit ad Tab. E bezeichnete Linie zeigt das Verhalten der mittleren Differenzen zwischen den Höhenmaassen der Mund- und Nasenregion (nach Tab. E) an; die Mundregion ist um . . . mm höher als die Nasenregion. Das Minus(—)zeichen bedeutet, dass die Mundregion um . . . mm niedriger als die Nasenregion ist.

Ein Vergleich des Gesichtes eines zahnlosen Greisenschädels (Nr. 306, Maasstab. I, Fig 16 auf Taf. II) mit dem Breitgesicht eines Erwachsenen (Nr. 184, Fig. 15 auf Taf II) und mit dem eines Neugeborenen (Nr. 23, Fig. 17 auf Taf. II) wird deutlich darlegen, wie ersterer eine ganz besondere typische Gesichtsform darstellt.

1. Untersuchung nach den Höhendimensionen:

a) Nach den absoluten Maasszahlen. (Vgl. Fig. 17 im Texte und Fig. 15, 16 und 17 auf Taf. II.)

Vergleichung der wichtigsten Höhenmaasse des Gesichtes eines zahnlosen Greisenschädels (Nr. 306) mit dem eines Erwachsenen (Nr. 184) und eines Neugeborenen (Nr. 23).

(† Zeichen bedeutet, dass das Maass nur annähernd genommen werden konnte.)

Höhe	Absolute Zahlen				
	Unterschied	Nr. 184	Nr. 306	Nr. 23	Unterschied
des Gesichtes	37†	111	74†	35	39†
des Obergesichtes	23†	76·5	53·5†	24·5	29†
des Untergesichtes	14†	34·5	20·5†	10·5	10†
der Nase	8	52	44	19	25
des Zwischenkiefers	7†	16	9†	5	4†
des Zahnfleisches oder beider Zahnreihen	16†	17	1†	1	0†
des Unterkiefers	6†	26	20†	10	10†
des orbitalen Theiles der Nase	4	26	30	13	17
des infraorbitalen Theiles der Nase	12	26	14	6	8
des Oberkiefers	15†	68	53†	24	29†
der Mundregion	32†	59	27†	16	11†
des Einganges der Augenhöhle	1	32	33	17	16

Die Unterschiede der Gesichtsschädel in den Höhendimensionen des Gesichtes als Ganzes und den der Mundregion sind ganz auffallende. Der Unterschied zwischen diesen Maasszahlen wäre ebenso auffällig, wenn statt der chamaeprosopen, eine leptoprosope Gesichtsform zum Vergleiche herangezogen worden wäre.

Von den 37 mm, um welche das Greisengesicht niedriger als das chamaeprosope ist, entfallen nur 8 mm auf eine kleinere Nasenhöhe[1]), aber 32 mm auf die Mundregion. Das Obergesicht des Greises ist um 23 mm, das Untergesicht um 14 mm verkürzt. In der Mundregion zeigt sich die stärkste Verkürzung, um 16 mm ist die Höhe der Zahnreihe, um 7 mm ist der Zwischenkiefer, und um 6 mm der Unterkiefer verkürzt.

Dass alle Höhenmaasse des Greisenschädels grösser sind als die des Neugeborenen, ist von vornherein zu erwarten. Die Unterschiede jedoch, die sich bei den Maassen der Mundregion ergeben, sind aber keine so bedeutenden, wie die, welche zwischen dem Gesichtsschädel eines Erwachsenen und eines Neugeborenen bestehen.

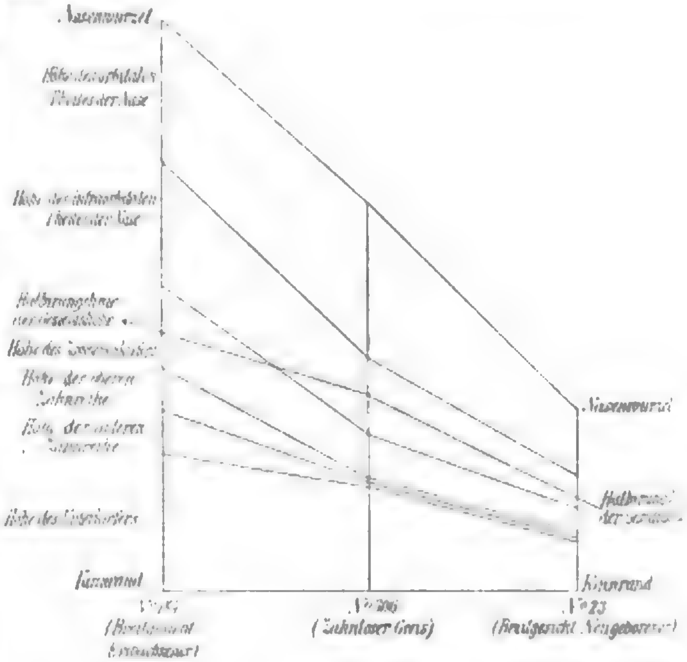


Fig 17 Linearschema der Gesichtshöhen eines Breitgesichtes eines zahnlosen Greises und eines Breitgesichtes eines Neugeborenen nach ihren absoluten Maassen (½ der natürl. Grösse).

Die Unterschiede betragen: zwischen dem Breitgesichte des Erwachsenen und dem Gesichte des Neugeborenen für das ganze Gesicht 86 mm, für die Nasenregion 33 mm, für die Mundregion 43 mm, für den Zwischenkiefer 11 mm, für die Zahngegend 16 mm, für den Unterkiefer 16 mm; bei dem Greisengesichte und dem Gesichte des Neugeborenen für das ganze Gesicht 39 mm, für die Nasenregion 25 mm, für die Mundregion 11 mm, für den Zwischenkiefer 4 mm, für die Zahngegend 0 mm, für den Unterkiefer 10 mm.

Es geht hervor, dass sich die Mundregion des Greises viel mehr der des Neugeborenen als der des Erwachsenen nähert. In der Thatsache, dass sowohl dem Greisen und auch dem Neugeborenen die Zähne und die sie tragenden Alveolarfortsätze fehlen,

[1]) Die kleinere Nasenhöhe des Greisenschädels würde hinweisen, dass das Gesicht des Greisenschädels vor dem Verluste des Gebisses vielleicht eine hyperchamaeprosope Gesichtsform gezeigt hat. Nach den intact gebliebenen Verhältnissen der Breitendimensionen zu urtheilen, war er vielleicht hyperleptoprosop.

kommen sie sich in diesen Theilen der Mundregion sogar ganz gleich. Man darf aber deshalb nicht zu dem Schlusse kommen, dass die Mundregion des Greises sich wie die Mundregion des Neugeborenen verhält: liegen doch in der Bildung derselben bei beiden Schädeln ganz verschiedene Ursachen zu Grunde.

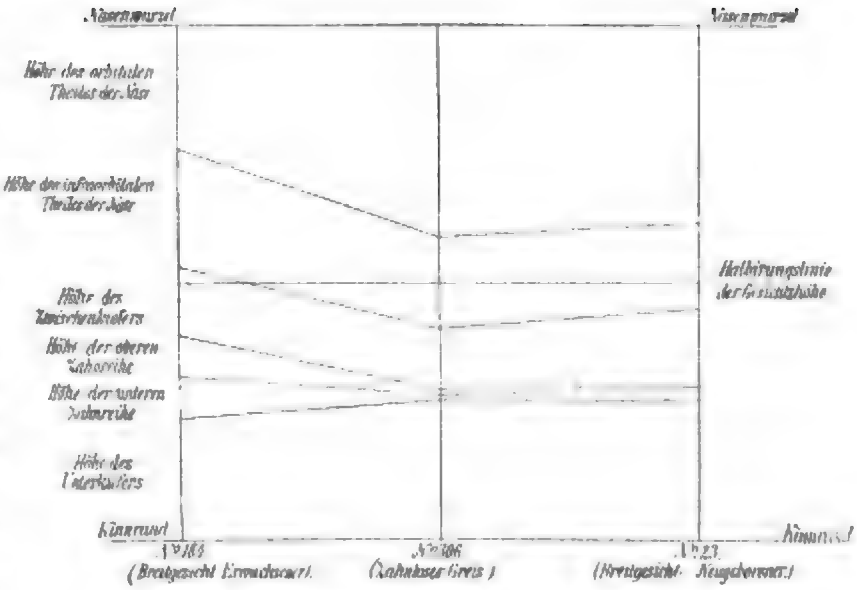


Fig. 18. Linienschema der Gesichtshöhen eines Breitgesichtes eines zahnlosen Greises und eines Breitgesichtes eines Neugeborenen nach ihren relativen Maassen Gesichtshöhe 1000

Die Mundregion ist beim Breitgesichte um 7 mm höher als die Nasenregion, beim Greisenschädel ist sie aber um 17 mm niedriger, beim Neugeborenen um 3 mm niedriger, was wieder hinweist, dass eine grössere Verwandtschaft der beiden letzteren Gesichter untereinander, als eine solche zwischen dem Greisengesichte und dem des Erwachsenen besteht.

In der Nasenregion und in der Höhe des Einganges der Augenhöhle verhält sich das Greisengesicht zu dem Gesichte des Neugeborenen, wie der Erwachsene zum Neugeborenen.

b) Nach den relativen Maassen. (Vgl. Fig. 18, 19, 20 auf Taf. II und Fig. 18 im Texte.)

Höhe	Relative Zahlen				
	Unterschied	Nr. 184	Nr. 306	Nr. 23	Unterschied
des Gesichtes		1000	1000	1000	—
des Obergesichtes . . .	43·9†	689·1	723	700	23†
des Untergesichtes . .	33·8†	310·8	277	300	23†
der Nase	125·6	468·4	594	542·7	51·3
des Zwischenkiefers . .	23†	144	121†	142·8	21·8†
des Zahnfleisches oder beider Zahnreihen .	140†	153	13†	28·5	15·5†
des Unterkiefers . . .	36†	234	270†	285	15†
des orbitalen Theiles der Nase	171·4	234	405·4	371	34·4
des infraorbitalen Theiles der Nase	45	234	189	171	18
des Oberkiefers	104·2†	612	716·2†	685	31·2†
der Mundregion	166·2†	531	364·8†	457	92·2†
des Einganges der Augenhöhle . . .	157·9	288	445·9	485	39·1

Die Nasenregion verhält sich zur Mundregion beim Breitgesichte wie 4·7 zu 5·3, beim Greisenschädel wie 5·9 zu 3·6. Die Proportionen sind also gerade umgekehrt; beim ersteren dominirt die Mundregion, beim letzteren die Nasenregion, ein Verhalten, das ganz ähnlich ist, wie es beim Gesichte der Neugeborenen auftritt, bei welchem die Nasenregion zur Mundregion sich wie 5·4 zu 4·5 verhält. Das Verhalten des Obergesichtes zum Untergesichte ist beim Erwachsenen wie 6·8 zu 3·9, beim Greise wie 7·2 zu 2·7, beim Neugeborenen wie 7·0 zu 3·0; in letzterer Hinsicht weisen also die Gesichter des Greises und des Neugeborenen fast ganz gleiche Verhältnisse auf.

Die Halbirungslinie der Gesichtshöhe geht beim Breitgesichte durch den Zwischenkiefer (nahe der Spina nasalis anterior), bei Greisen und bei Neugeborenen durch den infraorbitalen Theil der Nase hindurch. Von 1000 Theilen der Gesichtshöhe entfallen beim Breitgesichte auf die Nase 468 Theile, auf den Zwischenkiefer 144, Zahnreihen oder Zahnfleisch 153, Unterkiefer 234; beim Greisengesichte auf die Nase 594, auf den Zwischenkiefer 121, Zahnreihen oder Zahnfleisch 13, Unterkiefer 270; bei Neugeborenen auf die Nase 542, auf den Zwischenkiefer 142, Zahnreihen oder Zahnfleisch 285, Unterkiefer 285 Theile.

Die Proportionen sind also ganz ungleich. Das Greisengesicht stimmt in seinen Proportionen weder mit dem des Breitgesichtes noch mit dem des Neugeborenen überein. Jedes dieser Gesichter hat eine selbstständige, ihm allein eigen-

thümliche Gesichtsproportion, daher die Gesichtsform des zahnlosen Greisenschädels weder der des Erwachsenen noch der des Neugeborenen an die Seite gestellt werden kann. Die senile Chamaeprosopie stellt einen eigenen Typus dar, sie ist eine ganz andere als die des Erwachsenen, eine ganz andere als die infantile Chamaeprosopie.

2. Untersuchung nach den Breitendimensionen.

a) Nach den absoluten Maassen (Fig. 19 im Texte).

Vergleichung der wichtigsten Breitenmaasse des Gesichtsschädels eines zahnlosen Greises (Nr. 306) mit denen eines Erwachsenen (Nr. 184) und eines Neugeborenen (Nr. 23).

	Absolute Zahlen				
	Unterschied	Nr. 184	Nr. 306	Nr. 23	Unterschied
Gesichtsbreite	23	143	120	65	55
Aeussere Obergesichtsbreite	21	104	83	51	32
Innere Obergesichtsbreite	7	59	52	32	20
Nasenbreite	8	27	19	13	6
Untergesichtsbreite	14	99	85	46	39
Breite der Jochbeingegend supraorbitalia	1	19·5	18·5	7	11·5
Abstand der foramina supraorbitalia	2	48	50	28	22
Abstand der foramina infraorbitalia	12	58	46	24	22
Abstand der foramina mentalia	6	46	40	25	15
Breite des Augenhöhleneinganges	2	40	38	23	15

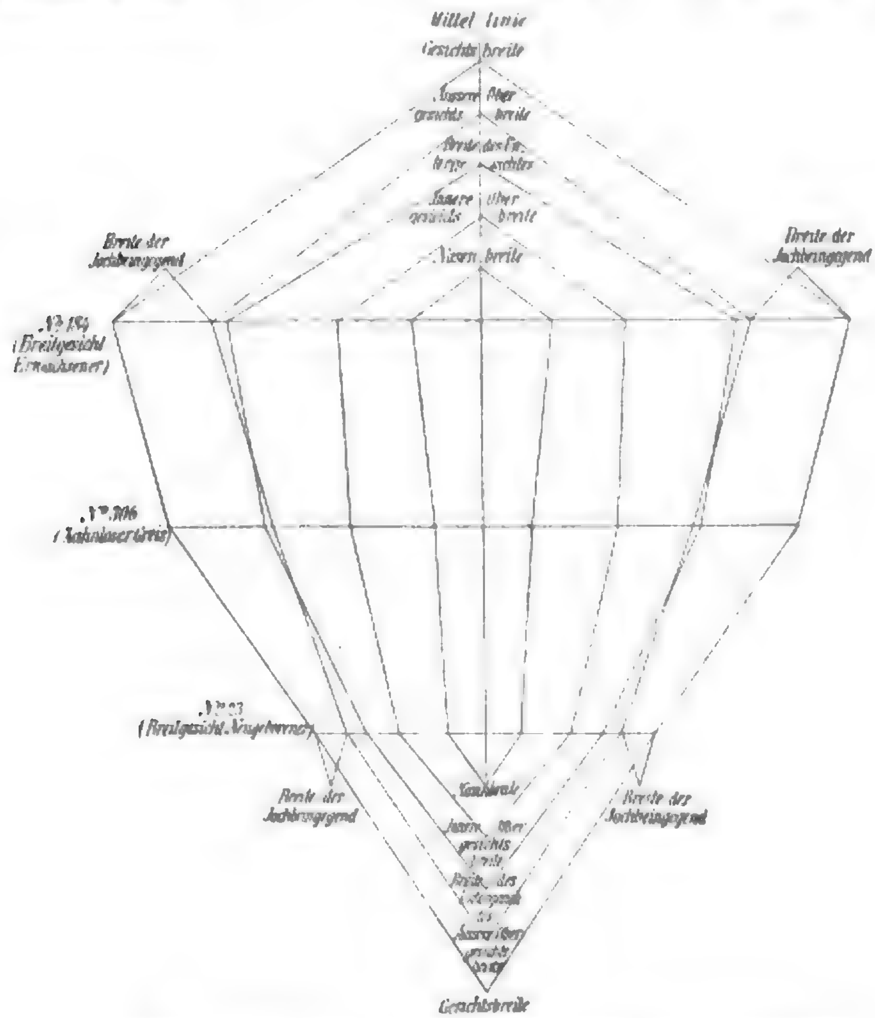


Fig. 19. Linearschema der Gesichtsbreiten eines Breitgesichtes eines zahnlosen Greises und eines Breitgesichtes eines Neugeborenen nach den absoluten Maassen (½ der natürlichen Grösse).

b) Nach den relativen Maassen (Fig 20 im Texte)

	Relative Zahlen				
	Unterschied	Nr. 184	Nr. 306	Nr. 25	Unterschied
Gesichtsbreite		1000	1000	1000	
Aeussere Obergesichtsbreite	36	727	691	784	93
Innere Obergesichtsbreite	20·5	412·5	433	492	59
Nasenbreite	30·8	188·8	158	200	42
Untergesichtsbreite	16	692	708	707	1
Breite der Jochbeingegend supraorbital.	18	136	154	107	47
Abstand der foramina supraorbitalia	81	335	416	430	14
Abstand der foramina infraorbitalia . . .	22	405	383	369	14
Abstand der foramina mentalia	12	321	333	384	51
Breite des Augenhöhleneinganges . .	37	279	316	353	37

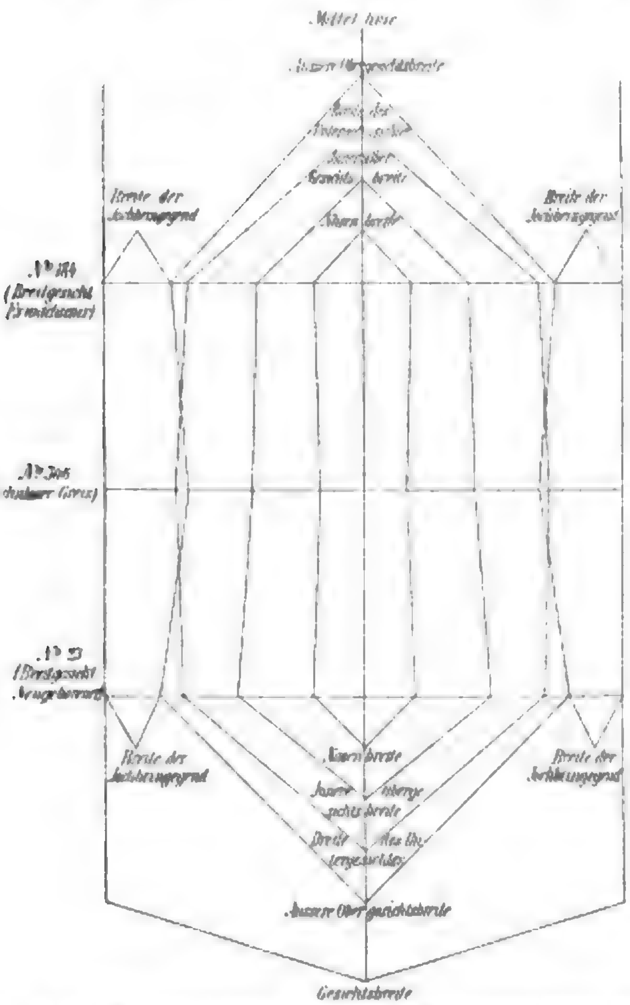


Fig 20 Linearschema der Gesichtsbreiten eines Breitgesichtes, eines zahnlosen Greises und eines Breitgesichtes eines Neugeborenen nach ihren relativen Maassen. Gesichtsbreite 1000

Nach den absoluten und relativen Maassen entfernt sich das Greisengesicht weit vom Gesichte des Neugeborenen; begreiflich, da ja das Greisengesicht in seinen Breitenverhältnissen von den auf die Höhenverhältnisse so tief einwirkenden Umänderungen, wie sie durch den Verlust des Gebisses eingetreten sind, unberührt geblieben ist. In den Breitendimensionen weist daher das Greisengesicht Verhältnisse auf, wie sie beim Erwachsenen angetroffen werden. Im vorliegenden Falle nähert sich der zahnlose Greisenschädel mehr den Verhältnissen des Schmalgesichtes als denen des Breitgesichtes. Die Unterschiede, welche auftreten, sind beiläufig dieselben, welche zwischen der leptoprosopen und hyperleptoprosopen Gesichtsform der Erwachsenen auftreten. —

Aus Allem geht also hervor, dass das Gesicht des zahnlosen Greisenschädels in Beziehung auf die bei den Erwachsenen anzutreffende Gesichtsform sich von dieser hinsichtlich seiner Breitenverhältnisse nicht unterscheidet. Grosse Unterschiede treten dagegen in den Höhenverhältnissen auf; diese sind beim Greisengesichte vollkommen andere als beim Erwachsenen und die Ursache ist einzig und allein darin zu suchen, dass im Greisengesichte durch den Verlust der Zähne und durch den Schwund der Alveolarfortsätze ein wesentliches Formelement des Gesichtes zum Ausfalle gekommen ist; die Chamaeprosopie des Erwachsenen und des Greisengesichtes sind daher ganz verschiedener Form.

Durch den Verlust der Zähne und der Alveolarfortsätze nähert sich das Greisengesicht dem der Neugeborenen, aber auch diese beiden Arten von Chamaeprosopie sind weit verschieden. Die senile Chamaeprosopie, die infantile Chamaeprosopie und die Chamaeprosopie der Erwachsenen, jede von ihnen stellt eine besondere Gesichtsform dar mit ganz eigenen Verhältnissen. Durch einen jedem einzelnen Gesichtsknochen eigenthümlichen ganz bestimmten Wachsthumsmodus und durch Einschaltung eines neuen Formelementes, des Gebisses, wird die infantile Chamaeprosopie in die erwachsene Gesichtsform überführt. Aus der **ausgebildeten** Gesichtsform entsteht beim zahnlosen Greisenschädel durch Ausschaltung eines Formelementes des Gesichtes, des Gebisses, die senile Chamaeprosopie.

VI. Ueber die Gesichtsformen in der Antike.

Die Gesichtsformen in der Antike sollen hier nur ganz kurz und in oberflächlicher Weise zur Be-

sprechung kommen; ich behalte mir vor, später genauere Mittheilungen zu geben.

Die Maasstabelle auf S. 97 gibt einige der wichtigsten Gesichtsmaasse [1]) von antiken Bildwerken. Die Auswahl der letzteren ist eine ganz willkürliche, zum Theile zufällige; es wurde auf Meister, Schulen, Zeitabschnitte der Kunst u. s. w. keinerlei Rücksicht genommen.

Die Fig. 21 und 22 geben die linearen Darstellungen der untersuchten Gesichter nach ihren absoluten und relativen Maassen.

Aus den Gesichtsmaassen der bunt zusammengestellten, aus verschiedenen Epochen der Kunstgeschichte stammenden Köpfe ist zunächst zu ersehen, dass Höhen- und Breitenmaasse in Combination treten, wie dies bei den früher untersuchten Schädeln nicht der Fall ist. Mit Rücksicht darauf, dass die meisten Köpfe überlebensgrosse sind (ganz abgesehen von den Kolossalköpfen der Hera Ludovisi und des Rossebändigers) und dass nicht das nackte Skelet für die Maassbestimmung vorliegen kann, werden auch die Grössen der Gesichtshöhen und Gesichtsbreiten höher sein müssen, als die bei den untersuchten Schädeln gefundenen. Eine oberflächliche Betrachtung aber schon lehrt, dass Grössen für die Höhe und Breite des Gesichtes in der Antike zur Anwendung gelangten, welche nicht in einem entsprechenden Verhältnisse zu den thatsächlichen im Leben vorkommenden Befunden stehen. Wurde z. B. für eine überlebensgrosse Darstellung des Gesichtes das normale Maass der Gesichtshöhe um ein bestimmtes Maass vergrössert, so erfuhr die Gesichtsbreite nicht eine der normalen Gesichtsbreite entsprechende Vergrösserung; daher kommt es, wie früher ausgesagt wurde, dass Gesichtshöhen und Gesichtsbreiten combinirt wurden, welche Combinationen nicht als den realen Verhältnissen entsprechend bezeichnet werden müssen.

Folgendes soll das Gesagte erläutern.

Die Höhen der Gesichtsskelette der Erwachsenen schwanken, wie früher gezeigt wurde, zwischen 96 und 131 mm; die Breiten zwischen 118 mm und 147 mm; bei den Antiken schwanken diese Maasse zwischen 107—139 mm einerseits, 107—180 mm andererseits; bei den untersuchten Schädeln unterliegt das Höhenmaass, bei denen der Antike das Breitenmaass grösseren Variationen. Im Mittel steht im ersteren Falle einer Gesichtshöhe von 104 mm eine Gesichtsbreite von 130 mm, einer Gesichtshöhe von 118 mm eine Gesichtsbreite von 133 mm, einer Gesichtshöhe von 128 mm eine Gesichtsbreite von 135 mm gegenüber; im letzteren Falle entspricht im Mittel einer Gesichtshöhe von 105 mm eine Breite von 118 mm, einer Gesichtshöhe von 118 mm eine Gesichtsbreite von 133 mm und einer Gesichtshöhe von 126 mm eine Gesichtsbreite von 143 mm. Es kommen aber noch weitere Combinationen vor: Gesichtshöhe im Mittel 134 mm und Gesichtsbreite 151 mm, Gesichtshöhe 149 mm und Gesichtsbreite 180 mm.

Die capitolinische Aphrodite und Psyche haben gleiche Gesichtsbreiten, nämlich 132 mm, erstere aber eine Gesichtshöhe von 124 mm, letztere eine von 108 mm. Harmodios hat eine Gesichtsbreite von 144 mm, und eine Gesichtshöhe von 132 mm, Apoxyomenos eine Breite von 145 mm und eine Höhe von 124 mm. Beim Dionysoskinde, das nach seiner Darstellung auf ein Alter von vielleicht nicht ganz einem halben Jahre schliessen lässt, findet sich eine Gesichtshöhe von 56 mm und eine Gesichtsbreite von 86 mm; also eine Differenz von 30 mm zu Gunsten der Breite, wie sie in gleicher Weise bei der Niobe auftritt (Höhe 149, Breite 180 mm).

Auffällig sind die ganz gleichen Höhen und Breiten beim Borghesischen Fechter und beim Sieger aus Virunum.

Zeigen nun die Gesichter der antiken Schädel eine besonders eigenthümliche Combination von Gesichtshöhen und Gesichtsbreiten, so entsteht wohl die Frage, wie sich die Gliederung des Gesichtes verhält.

Der Unterschied in der Höhe der Mundregion und Nasenregion ist bei den antiken Formen bedeutend kleiner, als bei den menschlichen Schädeln; die Mundregion ist bei ersteren absolut und relativ kleiner gehalten, als bei letzteren. In der Mundregion selbst ergeben sich die auffallendsten Verschiedenheiten. Ein Blick auf die Fig. 22 zeigt, in wie auffälliger Weise bei den Antiken die Oberlippengegend verkürzt, die Unterlippen-Kinngegend überhöht erscheint. Die Halbirungslinie der Gesichter geht bei fast allen Antiken nahe der Spina nasalis anterior durch den Zwischenkiefer hindurch, bei den untersuchten Schädeln aber viel tiefer. Die Proportionen des Dionysoskindes stimmen in keiner Weise mit denen eines gleichalterigen Kindes überein, es sind fast dieselben Proportionen, wie sie auch bei den erwachsenen Formen in der Antike angetroffen werden.

[1]) Die Maasse können auf grösste Genauigkeit keinen Anspruch machen.

	Dionysoskind von der Gruppe Hermes von Olympia	Psyche (Neapel)	Niobe	Klytie	Schlafender Kopf (Rom, Mus. Terme Diocletiane)	Apollon (Vatican)	Apoxyomenos	Faustkämpfer (Rom, Piazza Quirinal)	Hermes von Olympia	Borghesischer Fechter	Sieger aus Virunum (Kärntnerring Wien)	Aphrodite von Melos	Perseus auf der Metope in Selinunt	Hera Ludovisi	Athene auf der Metope in Selinunt	Harmodios Neapel	Diskuswerfer Vatican	Doryphoros Vatican	Aphrodite vom Capitol	Apollon von Argos	Zum Vergleiche: Infantile Chamaeprosopie Alter bis 6 Monate	Hyperchamaeprosopie	Orthoprosopie	Hyperleptoprosopie	Leptoprosopie
Gesichtsindices	65·1	81·1	82·7	84·3	84·5	85·4	85·5	85·9	86·6	86·6	87·4	88·6	89·6	90·5	91·4	91·6	93·7	93·9	93·9	100·0	65·0	83·0	88·0	92·3	97·6
a) Absolute Maasse:																									
Gesichtshöhe	56	108	149	118	131	129	124	318	136	117	118	133	104	371	117	132	120	139	124	107	49	112	117	122	126
Nasenhöhe	25	52	72	54	60	59	61	150	67	48	57	63	48	186	53	57	59	68	55	45	25	50	50	51	51
Höhe der Oberlippengegend	9	14	16	18	18	17	14	34	17	19	17	18	12	51	16	18	14	15	17	14	10	25	26	29	30
Höhe der Unterlippen-Kinngegend	22	42	61	46	53	53	49	134	52	50	44	52	44	131	48	57	47	56	52	48	16	37	39	41	43
Höhe der Mundregion	31	56	77	64	71	70	63	168	69	69	61	70	56	185	64	75	61	71	69	62	26	62	65	70	73
Unterschied zwischen der Höhe der Mundregion und Nasenregion	6	4	5	10	11	11	2	18	2	21	4	7	8	—4	11	18	2	3	14	17	1	12	15	19	19
Gesichtsbreite	86	132	180	141	155	151	145	370	157	135	135	150	116	410	128	144	128	148	132	107	76	135	133	132	129
Nasenbreite	23	36	42	35	41	41	36	96	40	39	39	37	37	111	51	35	37	50	36	39	15	26	23	24	23
b) Relative Maasse; Gesichtshöhe = 1000:																									
Nasenhöhe	446	481	483	474	458	457	492	471	492	410	483	473	461	501	453	432	490	472	443	420	510	444	427	420	430
Höhe der Oberlippengegend	160	129	107	152	137	132	113	107	125	162	144	135	115	134	138	136	116	116	137	130	204	225	232	240	234
Höhe der Unterlippen-Kinngegend	394	390	410	374	405	411	395	422	383	428	373	392	424	365	409	432	394	412	420	450	286	333	340	338	336
Höhe der Mundregion	554	519	517	526	542	543	508	529	508	590	517	527	539	520	547	568	510	528	557	580	490	558	572	578	570
Unterschied zwischen der Höhe der Mundregion und Nasenregion	108	38	34	52	84	86	96	58	96	180	84	54	78	−2	94	136	20	56	114	160	−20	114	145	158	140

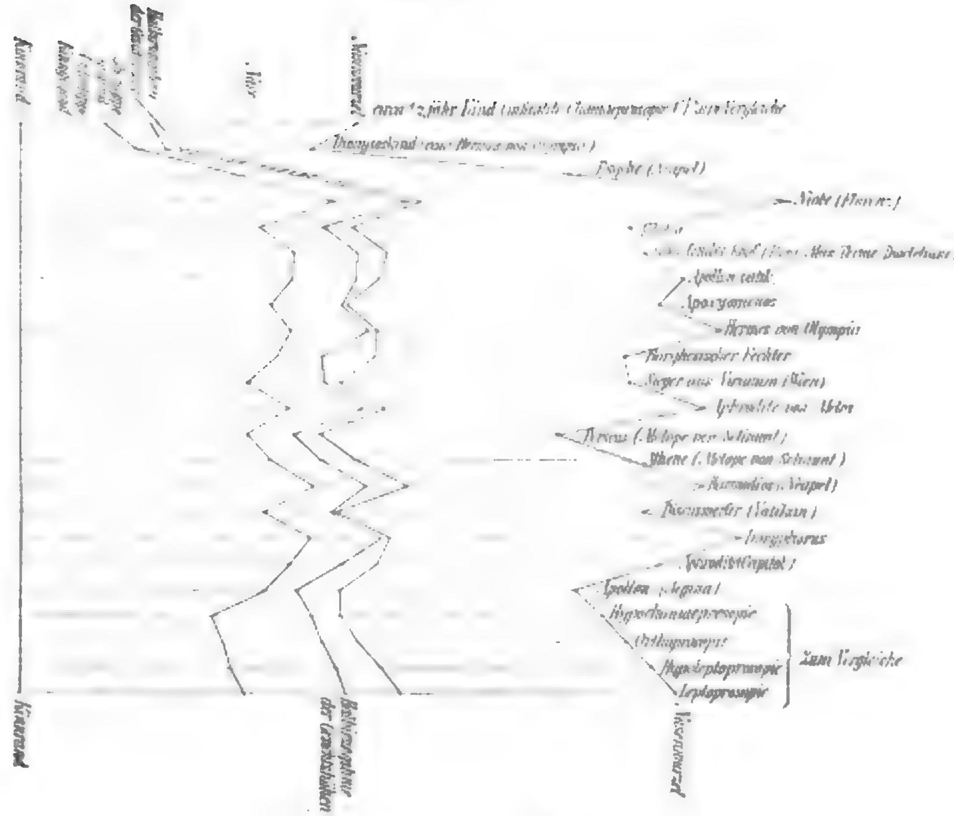


Fig. 21. Linearschema der Gesichtshöhen nach ihren absoluten Maassen (3/4 der natürl. Grösse).

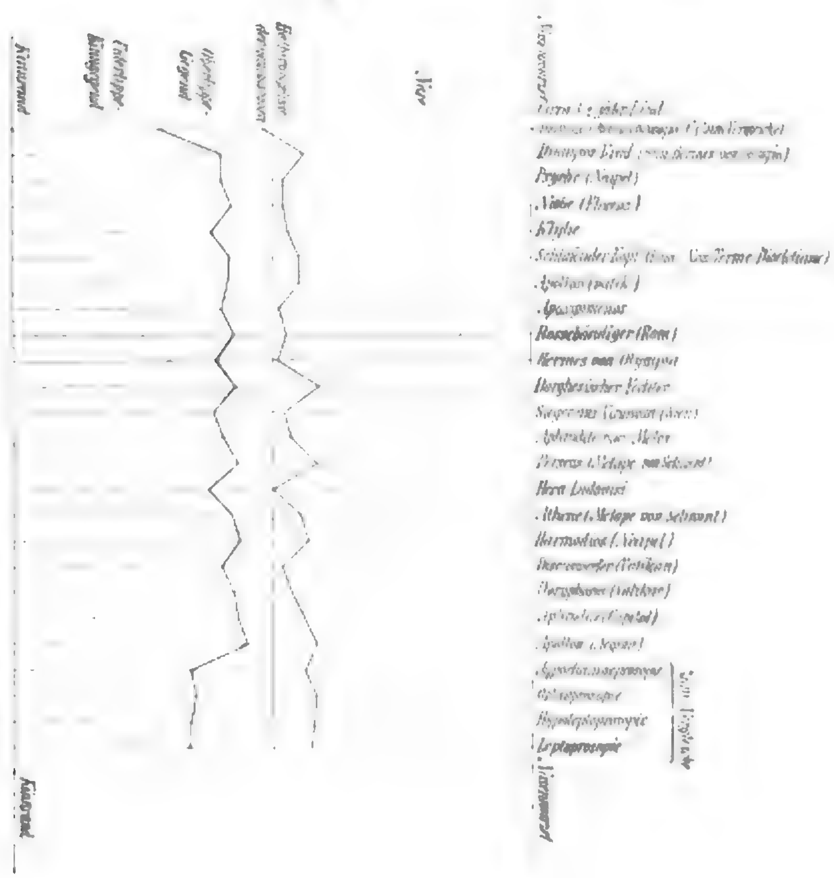


Fig. 22. Linearschema der Gesichtshöhen nach ihren relativen Maassen, Gesichtshöhe 100.

Die überlebensgrossen Gesichter und die kolossalen Gesichter (der Hera Ludovisi's z. B.) stellen nicht einfache Vergrösserungen der realen Gesichtsformen dar, sondern sind nach einem eigenen bestimmten Gesetze erdacht und geschaffen worden. Nur dadurch ist es möglich geworden, diesen Gesichtsformen Schönheit zu verleihen. Es sei erlaubt, auf Goethe's Ausspruch zu erinnern: „Es wird längst anerkannt, dass es nur den grössten Meistern gelingen könne, kolossale Menschengesichter in der Malerei darzustellen. Die menschliche Gestalt, vorzüglich das Antlitz, ist nach Naturgesetzen in einen gewissen Raum eingeschränkt, innerhalb welchem es nur regelmässig, charakteristisch, schön, geistreich erscheinen kann. Man mache den Versuch, sich in einen Hohlspiegel zu beschauen und ihr werdet erschrocken vor der seelenlosen, rohen Unform, die euch momentenhaft entgegentritt. Etwas Aehnliches widerfährt dem Künstler, unter dessen Händen sich ein ungeheures Antlitz bilden soll. Das Lebendige eines Gemäldes entspringt aus der Ausführlichkeit, das Ausführliche jedoch wird durch's Einzelne dargestellt, und wo will man Einzelnes finden, wenn die Theile zum Allgemeinen erweitert sind."

Die wenigen Zeilen mögen genügen, um darzuthun, dass in der Antike für die Herstellung der Gesichtsformen ein ganz besonderer Bildungsmodus geltend war. Den Gesichtern der Antike liegen keine realen Formen zu Grunde. Die Gesichter der Antike stellen vielmehr einen ganz besonderen, eigenen (classischen) Typus dar, welcher dadurch zu Stande kam, dass in eigenthümlicher Weise Gesichtshöhen und Gesichtsbreiten combinirt wurden und dass diese „erschaffenen" Gesichter auch mit besonderen, ihnen entsprechenden Proportionen gestaltet wurden.

Erklärung zu den Maasstabellen.

Die Maasse des Gesichtsschädels wurden zum Theile nach der „Frankfurter Verständigung" abgenommen und sind auch nach dieser bezeichnet. Maasse der Gesichtsschädel, welche nach der Art der Maassabnahme oder der Bezeichnung von der „Frankfurter Verständigung" abweichen, oder in dieser nicht aufgenommen sind, sind folgende:

1. Gesichtsbreite, grösster Abstand der Jochbogen von einander = Jochbreite Fr. V.

2. Oberkieferhöhe = Ober(= Mittel)gesichtshöhe Fr. V.

3. Aeussere Obergesichtsbreite = Gesichtsbreite nach Virchow Fr. V.

4. Innere Obergesichtsbreite ist der Abstand der inneren (oberen) Enden der Sut. zygom. maxill.

5.[1] Obergesichtshöhe, gemessen von der Mitte der Sutura naso-frontalis bis zur Höhe des unteren Randes der oberen Schneidezähne.

6.[1] Untergesichtshöhe, gemessen in der Mittellinie vom Kinnrande bis zur Höhe des oberen Randes der unteren Schneidezähne.

7. Höhe der Mundregion, gemessen in der Mittellinie von der Spina nasalis anterior bis zum Kinnrande.

8. Untergesichtsbreite ist die Entfernung der beiden Unterkieferwinkel.

9. Höhe des Zwischenkiefers, gemessen von der Spina nasalis anterior bis zur Mitte des Alveolarrandes des Oberkiefers zwischen den mittleren Schneidezähnen.

10. Höhe des Zahnfleisches oder der beiden Zahnreihen. An den macerirten Schädeln der Neugeborenen ist das Zahnfleisch gewöhnlich eingetrocknet, daher kommt es, dass die alveolaren Ränder der Kiefer nicht aneinanderstossen. Die Höhe der beiden Zahnreihen ist das Maass des aus den Alveolen frei hervorragenden Theiles der Zähne.

11. Unterkieferhöhe, gemessen in der Mittellinie vom Kinnrande bis zum alveolaren Rande zwischen den mittleren Schneidezähnen.

12. Höhe des orbitalen Theiles der Nase und

13. Höhe des infraorbitalen Theiles der Nase; wenn man entsprechend dem tiefsten Punkte des unteren Augenhöhlenrandes eine horizontale Linie durch die Apertura pyriformis narium zieht, wird die Nasenhöhe in einen orbitalen und infraorbitalen Theil getheilt.

14. Nasenbreite = grösste Breite der Nasenöffnung. Fr. V.

15. Breite der Jochbeingegend, vom unteren Ende der Sutura zygom. maxillaris bis nach aussen zu einer Verticalen, die den Jochbogen tangirt.

Bemerkung zu den graphischen Tabellen I—V.

Die graphischen Tabellen wurden nach den Mittelzahlen aus den Maassen der verschiedenen typischen Gesichtsformen hergestellt.

[1] Die Obergesichtshöhe wurde deshalb in angegebener Weise bestimmt, weil sie das Gesicht ähnlich theilt, wie am Lebenden es die Mundspalte thut. Die Obergesichts- und Untergesichtshöhe wurde an den macerirten Schädeln bestimmt, um Vergleiche mit den entsprechenden Maassen an Lebenden oder an Kunstwerken anstellen zu können.

Erklärung der Abbildungen auf Taf. I und II.

Fig. 1 und 2 ($^1/_3$ der natürlichen Grösse). Vergleichung der Gesichtshöhen eines Breitgesichtes, Fig. 1 (Mus.-Nr. 101, Maasstab. I, Nr. 184) und eines Schmalgesichtes, Fig. 2 (Mus.-Nr. 106, Maasstab. I, Nr. 303), nach ihren absoluten Grössen.

Fig. 3 und 4. Vergleichung der Gesichtshöhen des Breitgesichtes, Fig. 3 und des Schmalgesichtes, Fig. 4, nach ihren relativen Grössen. Gesichtshöhe = 1000.

Fig. 5 und 6 ($^1/_3$ der natürlichen Grösse). Vergleichung der Gesichtsbreiten des Breitgesichtes, Fig. 5, und des Schmalgesichtes, Fig. 6, nach ihren absoluten Grössen.

Fig. 7 und 8. Vergleichung der Gesichtsbreiten des Breitgesichtes, Fig. 7, und des Schmalgesichtes, Fig. 8, nach ihren relativen Grössen. Gesichtsbreite = 1000.

Fig. 9 und 10 (natürliche Grösse). Vergleichung der Gesichtshöhen eines breiten, Fig. 9 (Mus.-Nr. 277, Maasstab. I, Nr. 23) und eines weniger breiten Gesichtes, Fig. 10 (Mus.-Nr. 284, Maasstab. I, Nr. 25) von Neugeborenen nach ihren absoluten Grössen.

Fig. 11 und 12. Vergleichung der Gesichtshöhen des Breitgesichtes des Erwachsenen, Fig. 11, und des Breitgesichtes des Neugeborenen, Fig. 12 (Maasstab. I, Nr. 23), nach ihren relativen Grössen. Gesichtshöhe = 1000.

Fig. 13 und 14. Vergleichung der Gesichtsbreiten des Breitgesichtes des Erwachsenen, Fig. 13, und des Breitgesichtes des Neugeborenen, Fig. 14, nach ihren relativen Grössen. Gesichtsbreite = 1000.

Fig. 15, 16, 17 ($^1/_2$ der natürlichen Grösse). Vergleichung der Gesichtshöhen des Breitgesichtes des Erwachsenen, Fig. 15, eines zahnlosen Greisenschädels, Fig. 16 (Mus.-Nr. 509, Maasstab I, Nr. 306), und des Breitgesichtes des Neugeborenen, Fig. 17, nach ihren absoluten Grössen.

Fig. 18, 19, 20. Vergleichung der Gesichtshöhe der oben genannten Schädel (Fig. 18 Breitgesicht, Fig. 19 zahnloser Greis, Fig. 20 Breitgesicht eines Neugeborenen), nach ihren relativen Grössen. Gesichtshöhe = 1000.

Literaturberichte.

16.

Hoernes, M.: Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr. Gedruckt mit Unterstützung der kais. Akademie der Wissenschaften. Wien 1898. Druck und Verlag von Adolf Holzhausen. Gr.-Octav. XXII und 701 Seiten mit 203 Abbildungen im Texte, einer Farben- und 35 Doppeltafeln.

Gemäss eines oft gehörten Wortes schafft die Kunst in voller Freiheit, und in der That sollte man glauben, dass dem Reiche der Phantasie, der Schöpferin aller Kunstwerke, zu keiner Zeit Schranken gezogen seien und dass es nur an der Unbehilflichkeit der Hand gelegen sei, wenn sie nicht so frei gestalte, als sie es zu thun vermöchte. Allein es ist auch schon gesagt worden, dass selbst die Kunst, und im Besonderen die bildende Kunst, eine Schule hinter sich habe, sich mühsam aus bescheidenen Anfängen herausringen musste, dass selbst die Kunst Griechenlands nicht wie ihre Schutzgöttin in voller Rüstung aus Zeus' Haupte entsprungen, in ihrem Beginne und in ihrer Entwicklung nicht unabhängig von dem Kunstleben anderer Völker geblieben sei. Diese Mahnungen waren zumeist durch die Forschung auf apriorischem Wege hervorgerufen und fanden namentlich auf Seite der classischen Archäologen heftigen Widerstand, und selbst die besser begründeten Untersuchungen der Ethnologen neuester Zeit, die von den primitiven Kunstleistungen der wilden Völker ausgehen, blieben nicht widerspruchsfrei.

Aus den Untersuchungen über die Anfänge und Entwicklung der bildenden Kunst, deren Ergebnisse Hoernes in dem angezeigten Werke niederlegt, hebt sich zunächst der Grundgedanke heraus, dass die bildende Kunst von demselben allgemeinen Gesetze der Entwicklung beherrscht werde, denen alles Lebende unterliegt, dass sie aus unscheinbarem Keime, der ja auch den Falter und den Vogel sich zu schmücken trieb, herausgewachsen, dass in ihr Eines aus dem Anderen hervorgehe, Eines das Andere bedinge, eine unendlich reich gegliederte Kette von Erscheinungen. Selbst die geographische Ausbreitung künstlerischer Regungen und künstlerischer Thätigkeit erfolgt nicht anders als bei Lebewesen, und etwa wie in der Pflanzenwelt, fliegt auch in der bildenden Kunst der Same aus in Gestalt aus ihr hervorgegangener Werke und der an sie sich schliessenden Vorstellungen, da auf dürren unempfänglichen Boden fallend und verkümmernd, dort fruchtbare Erde findend, um sich zu einer Fülle neuer Blüthen zu entwickeln, neue Formen zu schaffen oder mit vorgefundenen Gestaltungen Mischformen zu bilden.

Um diesen Grundgedanken zu erweisen und nach jeder Richtung in seinen Einzelheiten auszuführen, greift Hoernes in die tiefsten der von der Menschheitsgeschichte aufgebauten Schichten, um aus ihnen die Belege hervorzuholen, und während die neueren Ethnologen doch nur aus der verkümmerten Kunstübung der heutigen, ausnahmslos greisenhaften Wildstämme ihre Schlüsse ziehen konnten, zeigt Hoernes auf die zusammenhängende Kette thatsächlicher Kunstschöpfungen aus der unbefangenen Jugendzeit der Menschheit, soweit sie in dämmernder Ferne dem Auge noch erreichbar ist, bis zu den letzten Stufen vor ihrer höchsten Vollendung. Der Verfasser des vorliegenden Werkes gibt zu, dass die prähistorische Archäologie kein so volles Bild der Anfänge aller Kunstgattungen, also auch der Poesie, der Musik u. s. w. zeichnen könne, wie es die Ethnographie bei den Wilden angeblich findet. Was uns diese als solches zeigt, ist zunächst nichts Anderes, als ein allerdings auf dürrem, der Entwicklung wenig förderlichem Boden lebendes Gewächs, das eine ebenso lange Dauer langsamer Umgestaltung hinter sich hat, wie die vollendete Kunstschöpfung. Die Prähistorie dagegen ermöglicht uns eine treue Vorstellung der Zierweise und freien Bildnerei, wie sie thatsächlich seit so vielen Jahrtausenden geübt wurde und sich zu der überhaupt erreichbaren Höhe entwickelte. Die Ethnologie zeigt uns wohl die Anfänge der Kunst, eine Geschichte der Kunst kann uns nur die Prähistorie gewähren.

Bei dem grossen Umfange des Werkes und dem ausserordentlichen Reichthum dargelegter Thatsachen ist es nicht möglich, hier dem Verfasser auf allen Wegen, auf welche er uns zur Betrachtung des Gegenstandes seiner Darstellung führt, zu folgen. Es muss genügen, darauf hinzuweisen, dass er den Stoff gliedert, je nachdem es sich um reine Ornamentik oder figural zeichnende Kunst oder um freie Bildnerei handelt; danach zieht er diese Richtungen der bildenden Kunst, wie sie sich in den aufeinanderfolgenden prähistorischen Zeitaltern darstellen, in Betrachtung.

Um diesen Ausführungen noch einige Worte zu widmen, sei zunächst bemerkt, dass nach Hoernes selbst im anscheinenden Beginne menschlicher Cultur, d. i. in der älteren Steinzeit oder im Zeitalter des reinen Jägerthums, die Werke der bildenden Kunst auf eine lange Dauer der Entwicklung hinweisen und dass ein Zusammenhang der europäischen Culturzustände dieser Zeit mit den ägyptischen nicht ausgeschlossen sei. Es ist bekannt, welch' richtige Auffassung und treue Wiedergabe diese Werke bekunden; allein der Verfasser legt auch die überraschende Thatsache dar, dass — wenngleich der Körperschmuck allem Anderen zweifellos vorangegangen sei — doch die Plastik, also eine anscheinend höher stehende Kunstrichtung, früher geübt wurde als die Ornamentik und dass zunächst der weibliche Körper zur Nachbildung angeregt habe und dann die Thiere, und zwar die jagdbaren Thiere.

Wenngleich schon diese Thatsachen etwas tiefer zu blicken und das Hervorgehen der Kunst aus der natürlichen Anlage des Menschen zu erklären gestatten, so ist es erst in der jüngeren Steinzeit und in der Bronzezeit möglich, psychische Einflüsse auf die bildende Kunst deutlicher zu erkennen. Der Verfasser untersucht demzufolge die Beziehungen von Animismus, Mutterrecht und Muttercult, von Totemismus und Idolatrie zu den Kunstregungen und findet, dass diese

keineswegs aus blos spielender Beschäftigung der Phantasie, sondern aus religiösen Vorstellungen — im weitesten Sinne — hervorgegangen sind. Auch in diesen Perioden noch bilden Menschen (besonders Frauen) und Thiere den Gegenstand zunächst der plastischen Darstellung, in der wieder die Gestaltung durch Hinwegnehmen — „per forza di levare“ —, die in der älteren Steinzeit allein geübt wurde, älter ist als die durch Aufsetzen — „per via di porre“ —, daher die Bildnerei in Thon, wie z. B. die Gesichtsvasen, wenngleich noch immer sacralen Ursprungs, schon eine nachfolgende Erscheinung ist.

Im östlichen Mittelmeerbecken, also insbesondere auch in den ältesten Schichten von Troja, offenbart sich hiebei in zweifelloser Weise orientalischer Einfluss, der nicht nur im mykenischen Culturkreise nachwirkt, sondern sich auch örtlich nach Thrakien, Illyrien und weiter nach dem Westen und Norden verbreitet, wo sich selbst bei relativ hoher Cultur Spuren orientalischer Einwirkungen zeigen.

Was das reine Ornament der jüngeren Steinzeit oder die nicht figural zeichnende Kunst betrifft, so offenbart sie sich wesentlich an keramischen Erzeugnissen. Vergänglichere Stoffe sind uns nicht oder nur in kargem Maasse erhalten geblieben; aber wir können aus den Verzierungen der Gefässe auf die Verzierungen auf Holz, insbesondere auf dem Gewande und selbst auf dem menschlichen Körper (Tätowirung), schliessen. Das auf den Thongefässen eingeritzte Ornament, namentlich das sogenannte Schnurornament, ist dem Bandornamente, das sehr oft mit weisser Masse ausgefüllt ist, vorangegangen. Die Bemalung der Gefässe, die auch in Europa (Galizien, Ungarn, Mähren, Niederösterreich) schon in der jüngeren Steinzeit geübt wird, leitet auf den Orient zurück. Unter den Ornamentbestandtheilen fällt am meisten die Spirale auf, bezüglich deren sich Hoernes jenen Forschern anschliesst, die ihren Ursprung in Aegypten suchen, von wo sie sich schon im zweiten Jahrtausende v. Chr. über Griechenland nach dem übrigen Europa verbreitete, wo sie da und dort, wie namentlich in Bosnien, eine überraschend reiche locale Entwicklung erfährt.

Später als an den Gefässen wird die Ornamentirung an den Bronzen angewendet, die anfangs ganz unverziert sind, späterhin eine aus geometrischen Elementen bestehende Verzierung erhalten, von denen die Spirale ziemlich allgemein, insbesondere im Norden, mit besonderer Vorliebe in Anwendung gebracht wird.

Die Schnurornamentik ist nach Hoernes aus technischen Motiven hervorgegangen und in Europa autochthon. Auch die Bandkeramik, d. i. die eigentliche „geometrische Decoration“, ist — im Gegensatze zur Ansicht Grosse's, der sie aus zuletzt conventionell gewordener Darstellung bestimmter Gegenstände hervorgehen lässt — aller Wahrscheinlichkeit nach eine in ihrer Heimat durch technische Motive hervorgerufene Zierweise; allein diese Heimat ist nicht im mittleren und nördlichen Europa, wie man vielfach annimmt, sondern im Südosten zu suchen und es ist ein Irrthum, die geometrischen Stilarten Griechenlands aus dem Norden abzuleiten.

Zu dem reinen Ornamente gesellen sich Bestandtheile der ornamentalen Ausstattung, die einen bestimmten Bildsinn haben, wie das einfache Kreuz, das Hakenkreuz, die einfache und Doppelvolute u. A.; sie haben nicht blos symbolische Bedeutung, sondern auch sacralen Werth als Zauber, Bitte an die Götter u. s. w. Andere Zeichen erhalten pictographische Bedeutung im engeren Sinne, d. h. sie sollen einen bestimmten Begriff an sich ohne Rücksicht auf anderweitige Beziehungen zur Vorstellung bringen; aus ihnen entwickelte sich die ägyptische und kretische Bilderschrift.

In grosser Fülle erscheinen plastische und gezeichnete figurale Darstellungen erst in der Zeit der mykenischen Cultur; auch sie hat ihre Heimat nicht auf dem europäischen Festlande, sondern auf der Inselflur des östlichen Mittelmeerbeckens und auch sie ist bis in's Tiefste beeinflusst durch die Künste und religiösen Vorstellungen Asiens und Aegyptens.

Es ist erfreulich, dass der Verfasser bei diesen Entlehnungen aus fremder Cultur die Phöniker, die bisher fast allgemein als wahre Culturgenies gegolten haben, wohl als „Vermittler, nicht als Schöpfer, wohl als Kaufleute und Fabriksherren, nicht als Arbeiter“ gelten lässt. „Eigenes Genie und Originalität in der Kunst haben sie gewiss nicht besessen. Man kann also nicht von einer Blüthezeit phönikischen Kunststiles, sondern nur von einer Periode phönikischer Handelsherrschaft sprechen.“

Dagegen reicht der Einfluss der mykenischen Cultur bis in den hohen Norden und den fernen Westen, wo er sich z. B. in den Felsenzeichnungen Skandinaviens und in den primitiven Bildwerken der Dolmen Frankreichs deutlich zu erkennen gibt.

Zu Beginn der ersten Eisenzeit macht sich zuerst in Ostgriechenland, bald auch auf den Inseln und dem griechischen Festlande in Europa eine mächtige Entwicklung der plastischen Kunst geltend, doch immer unter unverkennbarem, wenn auch nur theilweisem Einflusse orientalischer Kunstübung. Dagegen unterliegt Italien ganz der fremden, in Mittelitalien günstigen Boden gewinnenden Anregung, die sich allmälig nach Oberitalien und in die Alpenländer fortpflanzt.

Dieser Zug gibt dem Verfasser Gelegenheit, nun auch eingehender die einheimische Bronzeplastik dieser Zeit, d. i. der Hallstatt-Periode und deren hervorragende Erscheinungen, nämlich die Flachfiguren und den grossen Kreis der Rundfiguren, insbesondere weiblicher Gestalten, beiltragender Figuren und Reiter nebst Rossen, Vögeln und Rindern unter Einbeziehung der Wagengebilde zu besprechen.

Die Thonplastik findet wie in früherer Zeit in Vollfiguren, dann aber auch in Gefässen als menschliche oder thierische Gestalt ihren Ausdruck.

Es würde den Rahmen eines Referates weit überschreiten, wollte ich nun auch eingehender über die Forschungen berichten, die der Verfasser über Entwicklung und geographische Ausbreitung des reinen Ornamentes und der figuralen Zeichnung in der ersten Eisenzeit anstellt. Genug, wenn ich sage, dass er alle einzelnen Erscheinungen mit einer unvergleichlichen Literaturkenntniss aufzufinden weiss, mit Scharfsinn beurtheilt und das Wesen und die gegenseitigen Beziehungen des mittel- und unteritalischen, des adriatischen, des Hallstätter Culturkreises, der ungarischen und der mittel- und nordeuropäischen jüngeren Bronzecultur und im Besonderen die figurale geometrische Zeichnung Mittel- und Nordeuropas, die figurale mykenisirende Zeichnung der Pontusländer und Italiens, endlich die griechisch-orientalisirende Zeichnung erörtert, wobei unter Anderem Villanova, Bologna, Este, Hallstatt, Sta. Lucia, die figurenreichen Bronzeeimer, die Bucchero-Gefässe, die

eigenthümlichen Oedenburger Gefässe mit den geometrischen Figuren u. s. w. zur Besprechung gelangen.

Das, was der Verfasser als Ergebniss der Untersuchung über die Entwicklung in der ersten Eisenzeit mit wenigen bezeichnenden Worten zusammenfasst, lässt sich im Grunde auf die ganze prähistorische Kunstgeschichte anwenden. Er sagt Seite 598 Folgendes: „Einflüsse, welche nicht gerade auf die mykenische Kunst zurückzuführen sind, sondern eher von einer Seite ausgingen, welche andererseits auch an der Genesis der mykenischen Kunst Griechenlands betheiligt war, haben schon in der Stein- und Bronzezeit mittel- und nordeuropäischer Länder eine Spiralornamentik hervorgerufen, welche noch dem zweiten Jahrtausend vor Christo angehört. Dies ist der Antheil jener fernen Gebiete an der Blüthe der älteren ägäischen Kunst und zeitlich eine Parallelerscheinung zur jüngeren ägäischen oder mykenischen Kunst.

Später, im letzten Jahrtausend vor Christo, hat in Griechenland und überhaupt im Gebiete des ägäischen Meeres ein Nachleben der mykenischen Kunst stattgefunden, welches dort verhältnissmässig schwach bezeugt ist, aber nach vielen Anzeigen mit Sicherheit vorausgesetzt werden kann. Gleichzeitig herrschte in demselben Gebiete eine entwickelte geometrische Ornamentik, deren Zeugnisse weit zahlreicher überliefert sind. Aus diesem Centrum sind in regelmässigem Seehandelsverkehre gewisse Fabrikate mit mykenisirender und geometrischer Decoration weithin exportirt worden. Ausserdem ist der Antheil der griechischen Colonien in anderen Theilen des Mittelländischen Meeres in Betracht zu ziehen. So gelangten Vertreter dieser Stilrichtungen nach Nordosten (Transkaukasien), Norden (Ungarn), Nordwesten (adriatischer Culturkreis) und nach Westen (Unter- und Mittelitalien). In all' diesen Theilen des Continentes haben die fremden Producte in der einheimischen Industrie der Barbaren Nachahmung gefunden und sind die Grundlagen localer stilistischer Entwicklungen von sichtlich abgeleitetem Charakter geworden. Ueber Mitteleuropa reichten diese Einflüsse bis nach Norddeutschland und Skandinavien hinauf, wo eine in alter Uebung erstarkte Bronzeziertechnik darauf ähnlich wie in Ungarn eine reiche und eigenthümliche Ornamentik begründete."

Die überwältigende Menge der Thatsachen, die Hoernes in seinem Buche angehäuft hat, und der an sie geknüpften Ansichten bringt es von selbst mit sich, dass mancher Widerspruch nachgerufen werden wird, und trotz vollster Anerkennung brauche ich es nicht zu verhehlen, dass meine Anschauungen nicht in Allem mit den seinigen übereinstimmen. So glaube ich, um nur einen Punkt zu berühren, dass man aus der Bemalung nackter Thonfiguren keineswegs **immer** auf die Sitte der Tätowirung schliessen darf. Mykenä selbst lieferte auch tigerartig bemalte Kühe und Vögel mit einem Zopfornamente am Halse, auf der bekannten Hallstätter Schwertscheide haben die Pferde ausgesprochene Ornamente auf dem Hinterschenkel und Aehnliches mehr. So wie der Verfasser selbst bemerkt, dass Kinder die Farbe ganz ungehörig verwenden, haben es auch reife Menschen noch in unserer Zeit gethan und beispielsweise auf den deutschen Spielkarten den Vordertheil der „Eichelsau" (Treff-Ass) carminroth, den Hintertheil grün bemalt, was man jetzt allerdings im Zeitalter der Secession nicht als sinnlos, sondern als richtige Farbenwahl für ein aus dem Walde dem Abendroth entgegenlaufendes Schwein erklären würde. Wie hier lediglich die Freude an der Farbe, hat dort die Freude am Ornamente gewirkt, das man deshalb auch dort angebracht hat, wo es nicht gerade hingehörte.

Im Allgemeinen scheint mir der Verfasser die prähistorische Cultur Europas zu gering, dagegen den Einfluss der orientalischen Cultur zu hoch anzuschlagen, denn von den eigenartigen und bodenwüchsigen bildnerischen Leistungen der urgeschichtlichen Bewohner Europas, insbesondere Mittel-, West- und Nordeuropas, bliebe nach seiner Anschauung fast nichts übrig, als das Schnurornament; dagegen spendet der Orient fast Alles. In der ersten Hinsicht dürfte sich, um an eine Reminiscenz des Verfassers anzuschliessen, eine Nachprüfung „per via di porre", in der anderen eine „per forza di levare" als nothwendig ergeben.

Ich möchte mich in dieser viel umstrittenen Angelegenheit im Allgemeinen mehr den Anschauungen Evans' anschliessen, welcher der alteuropäischen Cultur ein grösseres Maass zugesteht. Es lässt sich freilich gar nicht bestreiten, dass z. B. viele figurale Zeichnungen und plastische Gebilde eine Erklärung nur durch Herbeiziehung mythischer Vorstellungen des Orientes finden; allein man darf nicht vergessen, dass religiöse Vorstellungen leichter wandern als die materielle Cultur und — ohne Reisegepäck — ihr weit vorauseilen. Das Christenthum erweitert bei seiner Verbreitung unter Wildstämmen ohne Zweifel deren Gedankenkreis, ohne zugleich immer auch materielle Culturmittel zu bringen. Welche Menge von religiösen Vorstellungen und Gebräuchen musste beispielsweise mit der zweimal wechselnden Begräbnissweise[1]) wandern! Gleiche Vorstellungen können aber an entfernten Orten verwandte Erscheinungen hervorrufen.

Welche bewundernswerthe Vollendung in Bezug auf Technik und Formgebung zeigen übrigens die Steingeräthe der westbaltischen Länder schon am Ende des dritten Jahrtausends v. Chr., sowie Waffen und Schmuck der älteren nordischen Bronzezeit und wie steht dagegen das zurück, was uns bis aus gleichen Culturzuständen Troja und selbst die Inseln und Aegypten bieten!

Aus dem Grunde höherer Werthschätzung bodenwüchsiger Cultur in Europa bin ich geneigt, mit Evans auch an Mischculturen zu glauben. Eine solche Mischcultur scheint mir in den Oedenburger Vasenzeichnungen vorzuliegen. Die Macht des geometrischen Stiles über den Töpfer oder Künstler, wie wir ihn wohl auch nennen dürfen, ist eine um so grössere gewesen, als er sich nur in streng bemessenen Formen bewegt. Ich kann mich der Ansicht nicht anschliessen, dass im geometrischen Stile etwas „lose Flatterndes", Zerrüttung und Unorganisches zu finden sei; ich halte ihn im Gegentheile für streng, nicht willkürlich, abgemessen und — si licet parva componere magnis — fast wie ein griechisches Bauwerk an

[1]) Es sei mir mit Bezug auf eine mich betreffende Aeusserung auf S. 271 gestattet, zu bemerken, dass ich keineswegs der Anschauung bin, dass die Sitte des Verbrennens **überall** erst während der Bronzezeit aufgekommen sei. Es ist dem Verfasser entgangen, dass ich (s. meine Kupferzeit², S. 312) ausdrücklich zugegeben, dass diese Sitte schon während des Gebrauches von Steingeräthen Eingang gefunden, und nur in einem besonderen Falle habe ich die lediglich auf Grund der Keramik gemachte Einreihung von Brandgruben in die Steinzeit angezweifelt, weil sich neolithische Keramik stellenweise bis in die Bronzezeit erhalten (vgl. Hagen und Virchow, Zeitsch. f. Ethnol., 1898, S. (463)), und ein anderes Zeugniss der Steinzeit in den fraglichen Gräbern nicht vorgefunden hat.

mathematische Formeln gebunden, oder doch in solchen Formeln ausdrückbar. Sowie überhaupt zur Zeit reiner Stilherrschaft, z. B. zur Zeit der Gothik, der einfachste Steinmetz oder Tischler selbst in weltabgeschiedenem Orte gar nicht anders arbeiten konnte, als nach dem Gesetze des gothischen Stiles, so konnten auch unsere Töpfer, als die Anregung zur Darstellung von Menschen und Thieren — zugegeben aus der Fremde — über sie kam, dies gar nicht anders bewerkstelligen, als dass sie ihre Gestalten den geometrischen Formeln unterwarfen, unter denen sie ihre Decorationen ausführten und ihrem künstlerischen Gefühle genügten. Wirklich regellos, kindisch-unbeholfen und flatternd wird die Darstellung dort, wo der Künstler es wagt, sich vom Stilzwange frei zu machen, wofür eben auch Oedenburg ein treffendes Beispiel bietet.

Dass sich ein örtliches Gebiet oder, vielleicht richtiger gesagt, ein Volk fremden Einflüssen lange Zeit verschliessen kann, zeigt die jüngere Bronzezeitcultur in Ungarn und Skandinavien, die sich der von mehreren Seiten herandrängenden Eisenzeitcultur dauernd erwehren konnte. Allerdings muss zugestanden werden, dass ein noch so grosses Maass materieller Cultur noch keinen Schluss auf die bildende Kunst gestattet, dass demnach die materielle Cultur eines Landes oder Volkes immerhin eine bodenwüchsige Frucht, dessen bildende Kunst aber eine Gabe der Fremde sein kann.

Diese Gegenbemerkungen sollen weiter nichts sein als der Ausdruck persönlicher Ansichten, die bei einem so ausgedehnten Forschungsgebiete und bei der Verschiedenheit der Wege, welche in dasselbe führen, nicht durchaus übereinstimmen können. Diese Meinungsunterschiede hindern mich nicht, dem Werke meine Bewunderung zu bezeigen. Es mag ja vielleicht auf berufenerer Seite noch auf manche Einwendung stossen, Manches, was darin über Ursprung und Entwicklung über Heimat und Verbreitung der bildenden Kunst gesagt worden, schon anderenorts geäussert sein, aber von keiner anderen Hand ist eine so schwere Menge von Thatsachen zusammengetragen und zu einem wohlgefügten einheitlichen Bau gestaltet worden, wie es Hoernes in seinem Werke vollführt hat; in geistvoller Weise unterzieht er die Erscheinungen und ihre gegenseitige Beziehung der Beurtheilung und in klarer, formgewandter, gewinnender Sprache bringt er seine Gedanken zum Ausdrucke. Der Verfasser hat mit seiner „Urgeschichte der bildenden Kunst" ein Werk geschaffen, das nicht nur ihm selbst, sondern auch der gesammten österreichischen Urgeschichtsforschung zur Ehre gereicht.

M. Much.

17.

Baumann, Dr. Oskar: Der Sansibar-Archipel. Ergebnisse einer mit Unterstützung des Vereines für Erdkunde zu Leipzig 1895/96 ausgeführten Forschungsreise. Erstes Heft: Die Insel Mafia und ihre kleineren Nachbarinseln. Mit einer Originalkarte. Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot, 1896, 8°, IV, 38 S. Zweites Heft: Die Insel Sansibar und ihre kleineren Nachbarinseln. Mit einer Originalkarte der Insel und einem Plane der Stadt Sansibar. Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot, 1897, 8°, II, 48 S.

So viel bisher auch über die Stadt Sansibar geschrieben wurde, so wenig wurde bis jetzt die gleichnamige Insel, noch weniger der ganze Archipel zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Darstellung gemacht; selbst der Stadtplan von Sansibar war vor dem Erscheinen des vorliegenden Werkes in solcher Ausführlichkeit unbekannt und ist seitdem in verkleinertem Maassstabe bereits in Langhans' Kolonialatlas wieder abgedruckt worden. Den Hauptwerth legt der Verfasser in die Karten, welche er mittelst sorgfältiger Routenaufnahmen gelegentlich seiner Kreuz- und Querzüge auf den Inseln entworfen hat. Neben den beiden Hauptinseln ist auch eine Zahl von kleinen Nebeninseln in Specialkärtchen dargestellt. Die Abhandlung in den beiden Heften bildet gleichsam das Begleitwort der Karten; es sind daher die verschiedenen geographischen Verhältnisse am genauesten dargestellt; doch sind auch den Bewohnern eigene Capitel gewidmet, die sich zwar nicht besonders mit Sitte und Brauch beschäftigen, aber doch einen klaren Ueberblick über die verschiedenen Bevölkerungselemente geben; das ist ja wohl vorläufig die Hauptsache. Uebrigens hat von dem Leben und Treiben — freilich nur der Stadtbewohner von Sansibar — Dr. K. W. Schmidt ein anschauliches und lebenswarmes Culturbild[1] entworfen, das im Grossen und Ganzen auf den gesammten Archipel passen dürfte.

Als die ältesten Ansiedler auf Sansibar dürften die Wahadimu zu betrachten sein, die keinesfalls autochthon, sondern vom Festlande eingewandert sind, wie sowohl ihre Ueberlieferung als auch einzelne Namen ihrer Dörfer nachweisen, welche von den gleichnamigen Küstenplätzen herstammen. Den Wahadimu verwandt sind die Watumbatu auf der Insel Tumbatu, deren Weiber grosse Ohrklötze tragen. Auf Mafia (von den Eingeborenen Mafia betont) dagegen sind die ältesten Bewohner die Wambwera, die ihren Namen von der im Rufiji-Delta liegenden Landschaft Umbwera herleiten. Ebenfalls seit langer Zeit sind dort die Schatiri ansässig, die sich als Scherifu (Abkömmlinge des Propheten Muhammed) bezeichnen und von Hadramut stammen sollen. Dass es sonst noch im ganzen Archipel ein buntes Gemisch von verschiedenen ostafrikanischen Völkern „Sclaven", Arabern, Indern, Europäern gibt, ist selbstverständlich; darüber berichtet Dr. Baumann sehr eingehend. Bemerkenswerth ist, dass das Volk alle alten Bauten und Ruinen, die man auf den Inseln zahlreich antrifft, den „Wadébuli" zuschreibt, über deren Herkunft und Geschichte gar nichts bekannt ist. Nach einer Ueberlieferung sollen sie indische Baumeister gewesen sein; doch dürfte man am besten thun, wie Referent meint, unter „Wadébuli" die „Vorfahren" schlechthin ohne Rücksicht auf irgend welches Volk zu verstehen.

Besonders aufmerksam möchte Referent auf die eingehende Behandlung der Mattenarbeiten machen, welche auf Mafia eine hochentwickelte Hausindustrie erzeugt haben, die fast ausschliesslich Sache der Frauen ist.

Sehr interessante Mittheilungen macht der Verfasser manchenorts in jenen Capiteln, welche der Topographie gewidmet sind; öfters erwähnt er der häufig vorkommenden Geistersitze, deren einer auf Tschokaa dem Teufel Pepo ya

[1] Dr. Karl Wilhelm Schmidt, Sansibar. Mit 15 Abbildungen und einem Plane. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1888. Angezeigt von Friedrich Müller in diesen „Mittheilungen", Bd. XVIII, 1888, S. 66.

Kowa gehört (I, 37); hie und da ist an passendem Orte eine kleine Erzählung eingeflochten, z. B. von dem brunnengrabenden Zauberdoctor auf Djibondo (I, 27) oder von der Frau, die in den Korallenfels Kidjibuo mtu (I, 34) verwandelt wurde; sogar ein Schifferlied, leider ohne Noten, wird mitgetheilt (I, 29).

Schliesslich sei noch erwähnt, dass auf Koma die Ziegen Nachts auf eigene Gerüste getrieben werden, weil „das Stehen im Regen und Mist Fusskrankheiten erzeugen soll".

Neuestens wurde die Insel Sansibar Gegenstand einer interessanten Behandlung von Seiten W. W. A. Fitzgerald's[1], der im Jahre 1892 die Insel bereiste, allerdings nicht in so ausgedehnter Weise, wie Dr. Baumann drei Jahre später. Obwohl Fitzgerald das Hauptgewicht auf Anpflanzungen und Handel legt, so gibt er daneben eine beachtenswerthe Schilderung der Bevölkerung; die ältesten Bewohner nennt er Wahadinu (statt Wahadimu). **Wilh. Hein.**

18.

Ulanowska, Stephanie: Łotysze Inflant Polskich. (Die Letten des polnischen Livlands.) 3 Bände. Krakau 1891—1896.

Im Jahre 1660 trat Polen im Frieden von Oliwa einen grossen Theil des ihm seit 1566 angehörenden Livlands an Schweden ab. Im Jahre 1721 kam derselbe in Folge des Nystädter Friedens unter Russland. Der geringere Theil mit Dünaburg, Rzeżyce und Lucyn blieb bis 1772 in polnischem Besitze. Jetzt bildet er einen Bestandtheil des Gouvernements Witebsk.

Aus diesem Bruchstücke Livlands, insbesondere aus dem Rzeżycer Bezirke, bringt Frau St. Ulanowska, welcher die polnische Volkskunde schon wiederholte Beiträge zu verdanken hat, ihre schätzenswerthen Beiträge. Einfach und schlicht gehalten, frei von unnützem Wortschwall, zugleich sehr inhaltsreich, verdienen sie die vollste Anerkennung.

Der erste Band behandelt die äusseren Kennzeichen der lettischen Bevölkerung, dann die Sitten, die Bräuche und den Volksglauben. Diesen Materialien gehen allgemeine Bemerkungen über die Geschichte, Geographie und Sprache der polnischen Letten voran. Ihre Anzahl beträgt etwa 200.000; ihr Idiom unterscheidet sich in mancher Beziehung von jenem der Rigaer Letten. Ethnographisch wurden sie nur wenig untersucht. Freiherr Gustav Manteuffel, Verfasser von „Polskie Inflanty" (Posen 1879) und „Listy z nad Bałtyku" (Ostseebriefe, Krakau 1889), sowie einer Anzahl kleinerer Abhandlungen, hat in dieser Hinsicht am meisten geleistet.

Es ist sehr zu bedauern, dass die Krakauer Akademie, wie in den meisten ihrer ethnographischen Ausgaben, so auch hier die Veröffentlichung der Abbildungen unterlassen hat. Der Abschnitt vom Wohnhause und von den Ackergeräthen verliert dadurch viel. Wir bemerken über das erstere hier nur, dass die lettische Hütte fast durchgängig aus Holz gebaut und mit Stroh bedeckt wird und dass sie aus zwei Kammern: der „schwarzen", wo man eigentlich wohnt, und der „weissen", wo man Gäste empfängt und am Hochzeitstage tanzt, besteht. Die Wirthschaft wird auf eine ziemlich primitive Art geführt.

[1]) William Walter Augustine Fitzgerald, Travels in the Coastlands of British East Africa and the Islands of Zanzibar and Pemba. London, Chapman and Hall, Ltd., 1898, S. 505—584.

Der Bauer selbst, von hohem Wuchs, mit etwas ausdruckslosen Augen, langsam in allen Bewegungen, wortkarg und misstrauisch, erweist sich bei mancher Gelegenheit als geschickt und intelligent, zeichnet sich aber durch grosse Trägheit aus. Die Frauen sind arbeitsamer, im Winter z. B. macht der Mann nichts, während die Frau in den vom Haushalte freien Stunden spinnt und webt. Die Nahrung ist gut; was die Tracht anbelangt, so beklagt sich die Verfasserin mit Recht über den Verfall des Nationalcostüms. Die städtischen Kleider haben dasselbe völlig verdrängt.

Ausführlich werden die Jahresfeste beschrieben. Das Weihnachtsfest, insbesondere der St. Stephanstag, verläuft sehr lustig. Die Ostern bringen ebenfalls Freude und Jubel mit. St. Georg ist im Rzeżycer Volksleben sehr wichtig. An diesem Tage werden alle Miethverträge geschlossen, am Vorabende aber reiten die Pferdeknechte zum ersten Male auf die Nachtweide hinaus. Johannis-Vorabend gehört gleichfalls zu den geräuschvollsten; bis zur Morgenröthe brennen Feuer, man springt darüber, man singt, sucht Gold, welches diese Nacht aus der Erdtiefe auf die Oberfläche wandert, um auszutrocknen, flicht Kränze und lässt sie den Bach heruntergleiten, um auf allerlei Fragen Antwort zu bekommen. An dem Todtenfeste zu Allerseelen nimmt die ganze Dorfbevölkerung theil.

Aus dem alten Volksglauben hat sich noch Manches erhalten. Die Letten glauben an den Hausgeist, welcher hier „pyuč" heisst, an die Mahr, welche Nachts auf den Menschen und Hausthieren reitet, an die Hexen und Zauberer. Viel wissen sie vom „Smuts" zu erzählen, einem Geiste, der unter allerlei Gestalten die Leute irreführt. Besonders sein Ursprung ist interessant: „Wenn ein Mädchen ihr Kind erdrosselt oder ersäuft, so wird das letztere zu einem ‚Smuts', welcher so viele Jahre umgehen und die Leute irreführen soll, so viele es ihm zu leben bestimmt war. Stirbt jedoch in diesem Zeitraume seine Mutter, so geht es an deren Stelle und wird wieder zum Menschen."

Wir haben bisher nur einen kleinen Theil des ersten Bandes besprochen. Derselbe enthält ausserdem eine bedeutende Anzahl Scheltworte, Thierrufe, Kinderspiele, viele Volkslieder, viele Schwänke und Sagen, in verschiedenen Abschnitten zerstreut, eine schöne Sammlung von Schatzlegenden, Thiersagen, Wirthschaftsaberglauben und Volksmedicin. Ueber 20 Seiten nehmen die Volksbräuche ein, von denen wir nur die Hochzeit kurz schildern wollen.

Dieselbe entbehrt beinahe völlig des rituellen Elementes.

Der traditionelle Tag der Freite ist Donnerstag. Von einem sprachgewandten Brautwerber begleitet, begibt sich der heiratslustige Jüngling zu den Eltern des von ihm auserwählten Mädchens. Das Gespräch beginnt mit einer Bitte um Feuer, die Pfeife anzuzünden und um einen Trunk Wasser. Hierauf fragen die Angekommenen, ob das hier anwesende Mädchen zu verdingen sei. Heisst es ja, so erklärt man, es handle sich um eine lebenslängliche Verdingung.

Die Absicht bemerkend, versteckt sich das Mädchen, worauf der Bewerber es aufsuchen muss. Ist es ihm günstig, so findet er sie bald und Beide kommen zu den Eltern und werden von ihnen gesegnet. Hierauf stiehlt sich das Mädchen hinaus, um Gäste einzuladen, die Hütte wird bald von solchen voll und die Verlobung findet statt.

Drei Wochen später wird die Hochzeit gefeiert. Sie beginnt Sonntags. Die Brautleute begegnen einander sammt ihren Gefolgen beim Pfarrer, die Eltern wohnen der Trauung nicht bei. Erst die von der Kirche Zurückkehrenden werden von den Eltern der Braut feierlich begrüsst, worauf der Hochzeitsschmaus folgt. Charakteristisch ist, dass die daran theilnehmenden Gäste nur dann gerne gesehen werden, wenn sie durch Gaben beigesteuert haben. Spät Abends wird die Fahrt zu den Eltern des Bräutigams (die zu Hause geblieben sind) angetreten. Vor derselben gibt es einen „pogost", d. h. feierlichen Abschied, der von Spenden zu Gunsten der Braut seitens aller Anwesenden begleitet wird. Zahlreiche Küchengeräthe werden bei dieser Gelegenheit zerschlagen und traurige, auf Scheidung bezugnehmende Lieder gesungen.

Erst auf dieser Heimfahrt begegnen wir einem rituellen Umstande, dessen entstellte Form eben das Absterben des Rituells zeigt. Der Bräutigam findet sein Elternhaus verschlossen, man lässt ihn nicht herein. Sonst geschieht dies im bräutlichen Hause vor der Trauungsfahrt; diese Sitte bildet dann einen klaren Ueberrest der Raubehe: vor dem Räuber muss man sich verrammeln.

Man öffnet schliesslich die Pforte, begrüsst die Angekommenen und am anderen Morgen findet die sehr schöne und rührende Ceremonie des Haubenaufsetzens statt. Es folgen Tänze und Unterhaltungen, sowie neue Spenden zu Gunsten der Braut, schliesslich die Brautnacht.

Dienstag Früh werden aus diesem Grunde von den älteren Weibern kurze Lieder, „na kau nie jgas" (schamlos) genannt, gesungen. Es ist sehr verdienstlich, dass die Verfasserin, von keiner fahlen Scham geleitet, eine Anzahl derselben mitgetheilt hat. An diesem Tage findet die Hochzeit ihren Abschluss. Freitag jedoch fahren die Brautleute wieder zu den Eltern der Braut; Samstag kehren sie zurück und Sonntag versammelt man sich nochmals bei den jungen Eheleuten, um die Feier mit einer Zeche zu beschliessen.

Der zweite Band enthält 474 Sprichwörter und 215 Räthsel, welch' letztere oft eine überraschende dichterische Phantasie zeigen, sodann Volkslieder. Dieselben sind nicht nur im Texte, sondern auch in einer wörtlichen und mustergiltigen polnischen Uebersetzung gegeben. Die Volkslieder sind weltliche und geistliche. Unter den weltlichen bilden die auf der Hochzeit gesungenen den grösseren Theil. Sie geben meistens der Trauer, welche das Herz der Braut beim Verlassen ihres Vaterhauses bedrückt, Ausdruck. Der wehmüthige Ton wird hier oft meisterhaft angeschlagen. Andere Lieder besingen die Werbung, preisen die Reize des Mädchens u. s. w.

Das erzählende Element ist im lettischen Volksliede schwach vertreten. Kein Wunder, wenn sich die Volkslieder hier, wie die geehrte Verfasserin hervorhebt, dem Untergange zuneigen. Seit das Volk das Lesen erlernt, dringen unter dasselbe allerlei Hervorbringungen der sentimentalen Dichterlinge ein. Frau Ulanowska theilt mehrere Proben dieser Poesien mit.

Sehr interessant ist es, dass das Thierleben in lettischen Gesängen eine viel bedeutendere Rolle spielt, als z. B. bei den benachbarten Polen und Lithauern. Ausser der allgemein bekannten „Vogelhochzeit" enthält unsere Sammlung zwei liebliche humoristische Volkslieder, „Vom Sperling" und „Vom Bock", und zwei andere von der Mücke.

Jedenfalls besitzt das lettische Volk ein grosses dichterisches Talent. Vier Wiegenlieder, mehr als 10 Waisenlieder und ein halbes Dutzend Soldatenlieder zählen zu dem Besten dieser Art. Von hohem poetischen Werthe sind auch einige vom Volke gereimte Kirchengesänge.

Der Märchenband (III) enthält 75 Märchen und Schwänke, sowie mehrere Sagen in Text und Uebersetzung. Hier seien nur einige derselben hervorgehoben.

Nummer 3: „Von der Henne" ist eine Fassung der „Bremer Stadtmusikanten". Die Grimm'sche „Katze und Maus in Gesellschaft" heisst hier „Vom Hasen". Das Märchen von dem erbsengrossen Menschenkinde trägt den Titel „Von der Niere". „Blaubart", „Aschenbrödel", „Zwei Stieftöchter", Verschreibung des Sohnes an den unterirdischen Zauberer, das Märchen vom Mädchen, welchem die Mutter eine ihr zugethane Kuh hinterlässt, das andere von drei Schwestern, von denen die jüngste dem Königssohne goldene Kinder zu gebären verspricht, sind hier auch vertreten. Unter der Nummer 41 finden wir die „Geschichte von Einem, der auszog, das Fürchten zu lernen", Nummer 46 handelt von dem Frosch als Braut. Thiermärchen sind etwa 10 an der Zahl vorhanden. Ausserdem findet sich, wie erwähnt, eine Anzahl Märchen und Sagen an verschiedenen Stellen dieser trefflichen Arbeit.

Bugiel.

Tabelle II. Tabelle über die wichtigsten absoluten und relativen Höhenmaasse (Mittelmaasse aller untersuchten Gesichtsschädel.

Alter	Gesichtsindex	A. Absolute Maasse (in Millimetern): Gesichtshöhe	Obergesichtshöhe (mihi)	Untergesichtshöhe (mihi)	Nasenhöhe	Höhe des Zwischenkiefers (mihi)	Höhe des Zahnfleisches oder der beiden Zahnreihen	Unterkieferhöhe (mihi)	Höhe des orbitalen Theiles der Nase (mihi)	Höhe des infraorbitalen Theiles der Nase (mihi)	Oberkieferhöhe (mihi)	Höhe der Mundregion (mihi)	Grösste Höhe des Augenhöhleneinganges	B. Relative: Obergesichtshöhe (mihi)	Untergesichtshöhe (mihi)	Nasenhöhe	Höhe des Zwischenkiefers
7—8 Jahr	78·9 Ch.	82	56	26	37	12	14	19	26	11	49	45	28	683	317	451	14
	83·4 Hpoch	85	55	28	38	11	15	20	26	11	49	49	29	647	328	449	13
	86·2 Or	90	59	30	41	11	13	23	27	14	52	48	32	661	339	462	12
	90·7 Hpol	98	61	37	42	9	20	27	31	11	51	56	30	622	357	426	9
8—9 Jahr	82·7 Hpoch	91	61	29	42	11	17	21	28	14	53	49	33	675	324	461	12
	88·5 Or	84	57	29	37	13	14	22	25	12	50	49	31	670	333	440	15
9—10 Jahr	76·1 Ch	85	58	26	41	10	13	19	28	12	51	43	32	686	313	479	12
	83·7 Hpoch.	94	63	30	43	13	14	23	29	13	56	50	33	675	324	460	13
	86·5 Or	93	62	30	42	14	12	24	29	12	56	51	31	674	325	451	15
10—11 Jahr	84·7 Hpoch.	88	59	28	42	12	11	23	28	14	54	45	31	676	324	477	13
	87·4 Or	91	61	30	42	11	17	21	29	12	53	49	33	670	324	461	12
11—12 Jahr	83·3 Hpoch.	94	62	31	44	11	15	24	30	13	55	50	32	663	335	465	11
	86·2 Or	94	62	32	40	14	16	24	29	11	54	54	33	659	340	426	14
12—13 Jahr	83·3 Hpoch.	95	64	31	44	13	14	24	33	11	57	51	37	673	326	463	13
	89·5 Or.	94	61	32	42	10	17	24	29	13	53	51	30	654	345	452	11
13—14 Jahr	82·6 Hpoch.	90	62	28	45	10	14	21	30	15	55	45	30	688	311	500	11
	85·7 Or.	96	65	31	45	10	20	21	31	14	55	51	30	677	322	468	10
14—15 Jahr	83·1 Hpoch.	91	61	29	44	8	17	21	29	14	52	47	32	672	326	483	9
	92·4 Hpol.	104	69	33	45	16	15	26	31	14	62	58	32	667	327	435	15
15—16 Jahr	80·7 Hpoch	88	60	25	45	11	9	21	27	18	56	41	32	687	301	511	12
	87·4 Or.	97	65	32	47	12	12	26	31	16	59	50	34	670	330	484	12
	99·1 L	111	74	37	51	15	16	29	35	16	66	60	31	666	333	455	13
16—17 Jahr	88·2 Or.	106	70	35	47	15	16	27	31	16	62	58	34	666	333	447	14
17—18 Jahr	91·3 Hpol.	115	76	38	52	16	17	30	32	20	68	63	35	665	334	452	13
18—19 Jahr	91·3 Hpol	111	75	35	50	18	15	27	33	17	68	61	35	681	319	449	16
[illegible]ne	73·4 Hpoch.	98	65	32	46	10	18	23	27	19	53	52	30	662	348	409	11
	78·6 Ch.	109	74	35	51	14	18	26	28	22	65	58	33	678	321	466	12
	83·0 Hpoch	112	75	37	50	15	20	27	28	21	64	63	33	667	333	444	13
	88·0 Or.	117	77	39	50	16	20	29	29	21	66	66	33	657	340	427	14
	92·3 Hpol	122	80	41	51	18	22	30	30	21	70	71	34	659	338	420	15
	97·6 L	126	81	43	54	18	23	31	33	20	72	74	36	642	339	430	14
	101·2 Hpol	129	85	43	55	20	21	33	32	27	75	74	35	661	333	424	15
	62·5 i. Ch. A.	77*	56*	20*	45	10*	—	20*	28	17	57*	29*	32	736	259	585	13
	72·0 i. Ch. B.	88*	68*	22*	51	13*	—	22*	31	19	63*	35*	36	717	268	574	14
	76·9 i. Ch. C	97*	69*	28*	55*	15	—	28*	35	20	69*	43*	35	711	288	567	15

Erk[illegible]gen auf Tabelle II. Spalte 2 (Gesichtsindices): i. Ch. A. infantile Chamaeprosopie A., i. Ch. B. infantile … Hypochamaeprosopie, Or. Orthoprosopie, Hpol. Hypoleptoprosopie; L. Leptoprosopie, Hl. Hyperleptop

Tabelle über die wichtigsten absoluten und relativen Breitenmaasse (Mittelmaasse) aller untersuchten Gesichtsschädel.

…(1000)	Höhe des Zahnfleisches oder der beiden Zahnreihen	Unterkieferhöhe (mihi)	Höhe des orbitalen Theiles der Nase (mihi)	Höhe des infraorbitalen Theiles der Nase (mihi)	Oberkieferhöhe (mihi)	Höhe der Mundregion (mihi)	Grösste Höhe des Augenhöhleneingangs	Gesichtsbreite (mihi)	Aeussere Obergesichtsbreite (mihi)	Innere Obergesichtsbreite (mihi)	Nasenbreite (mihi)	Untergesichtsbreite (mihi)	Breite der Jochbeingegend (mihi)	Abstand der foramina supraorbitalia (mihi)	Abstand der foramina infraorbitalia (mihi)	Abstand der foramina mentalia (mihi)	Grösste Breite des Augenhöhleneingangs	Aeussere Obergesichtsbreite (mihi)	Innere Obergesichtsbreite (mihi)	Nasenbreite	Untergesichtsbreite (mihi)	Breite der Jochbeingegend (mihi)	Abstand der foramina supraorbitalia (mihi)	Abstand der foramina infraorbitalia (mihi)	Abstand der foramina mentalia (mihi)	Grösste Breite des Augenhöhleneingangs
…Maasse (Gesichtshöhe = 1000)								A. Absolute Maasse (in Millimetern)										B. Relative Maasse (Gesichtsbreite = 1000)								
6	172	231	317	134	597	549	340	104	72	38	20	79	16	38	40	38	33	692	365	192	759	154	360	387	360	320
3	175	241	311	338	584	549	350	102	75	42	19	74	13	36	40	39	36	740	414	191	730	130	350	400	380	340
2	154	262	306	156	584	538	350	104	75	42	20	79	14	38	41	39	36	722	402	197	760	139	360	390	370	350
2	165	275	316	110	520	530	300	108	76	38	20	81	16	40	40	40	36	703	352	185	750	148	370	370	370	330
0	188	231	307	154	582	538	360	110	81	47	22	82	14	40	44	39	37	736	427	200	745	132	360	400	350	340
4	143	262	297	143	595	559	370	95	71	40	21	68	12	33	40	35	36	747	421	221	715	126	350	420	370	380
2	169	229	333	146	602	520	370	115	82	50	22	86	16	45	47	40	39	709	433	190	740	145	390	410	350	340
8	153	248	315	145	599	535	350	112	78	44	20	81	17	42	44	41	37	694	394	183	723	153	370	390	370	330
6	135	258	317	134	607	549	340	107	81	48	21	75	13	38	44	41	37	753	451	195	707	123	360	410	380	340
6	126	261	318	159	613	523	350	105	73	44	22	78	16	34	43	40	35	695	419	209	742	152	320	400	380	330
0	188	230	307	154	582	538	360	104	72	45	20	79	15	37	41	37	37	697	432	192	759	151	350	400	350	350
6	165	253	322	143	582	534	340	113	79	51	23	76	16	36	47	41	39	700	449	202	669	150	320	410	360	340
9	171	255	308	118	574	575	350	109	84	45	21	88	12	33	44	46	38	770	413	192	807	115	300	400	420	350
7	148	252	347	116	600	537	390	114	76	43	20	79	19	34	40	39	41	666	379	184	693	167	200	350	340	360
1	181	255	308	144	564	547	320	105	77	47	22	75	13	51	43	40	36	738	447	214	719	116	480	410	380	350
1	156	233	333	167	611	500	333	109	80	48	23	81	14	45	44	41	37	734	440	211	743	133	410	400	370	340
4	209	218	323	145	573	531	310	112	80	44	23	82	16	46	48	40	38	714	392	205	732	193	410	420	350	330
3	193	230	324	159	577	516	350	109	79	46	21	74	15	44	43	41	36	721	424	191	680	139	400	390	370	340
8	159	248	301	134	593	565	310	112	78	49	21	84	16	39	46	42	39	700	442	192	750	150	350	410	380	330
5	126	238	306	205	636	489	360	109	79	44	23	86	15	35	42	39	36	724	403	211	788	138	320	390	380	330
3	124	268	309	175	608	515	350	111	86	45	21	80	17	44	48	39	40	774	450	198	720	113	400	430	350	360
5	145	261	315	144	594	541	280	112	80	43	21	81	16	39	49	41	38	714	384	187	723	143	340	440	360	340
3	153	257	295	152	590	553	320	119	84	51	22	92	17	41	50	41	40	706	429	184	773	147	380	420	340	350
9	149	260	287	165	591	548	300	126	93	54	22	99	16	46	47	48	38	738	429	174	786	131	360	370	380	300
1	142	248	296	153	610	551	310	122	84	47	20	91	18	47	47	43	39	691	387	166	750	154	380	380	350	320
7	218	239	276	193	543	564	310	134	97	47	23	100	18	48	46	44	39	726	349	175	742	117	430	340	340	300
8	169	237	261	206	594	534	300	139	101	55	25	99	19	49	45	45	46	726	400	183	712	117	420	400	300	290
4	183	242	252	192	575	559	290	135	89	52	26	102	23	46	53	45	41	657	387	175	767	171	340	390	330	300
1	182	249	249	178	569	572	290	133	92	53	23	102	20	46	60	45	39	693	403	170	771	153	350	400	340	290
0	180	248	248	172	572	578	280	132	93	52	24	100	19	47	53	44	41	704	397	173	756	148	350	400	330	310
8	178	250	260	170	572	576	280	129	89	53	23	101	20	47	52	45	41	689	410	178	777	155	360	400	350	310
4	159	262	254	170	579	575	280	128	92	49	23	105	18	47	50	46	38	718	382	179	820	141	370	390	360	300
6	—	259	370	221	740	383	420	123	86	51	23	87	18	46	49	41	38	703	414	187	711	148	380	390	330	310
8	—	253	357	217	717	429	410	123	88	57	23	87	17	50	54	45	40	712	463	191	704	144	400	430	370	320
4	—	288	360	207	711	443	360	126	82	51	23	90	22	49	47	46	38	650	405	182	714	175	390	370	360	300

…Chamaeprosopie B.; i. Ch. C. = infantile Chamaeprosopie C.; i. Ch. D. = infantile Chamaeprosopie D.; Hch. = Hyperchamaeprosopie, Ch. = Chamaeprosopie; …prosopie; s. Ch. A. = senile Chamaeprosopie A.; s. Ch. B. = senile Chamaeprosopie B.; s. Ch. C. = senile Chamaeprosopie C.; * annähernd.

Nase

Gesichtsbreit

Gesichtsindex

en Nase

iefers

ahnreihe (Zahnfleisch)

Zahnreihe (Zahnfleisch)

Gesichtshöhe

Höhe der orbital

Höhe der infraor

Höhe des Zwisc

Höhe des oberen

Höhe des unteren

Höhe des Unter

Nase

Höhe der orbit

Gesichtshöhe = 1000

len Nase

Höhe der infra

Höhe des Zwisc

iefers

Höhe des oberen Zahnreihe + Zahnfleisch

Höhe des unter

ahnreihe + Zahnfleisch

Höhe des Unter

)

6
3
2
2
)
4
2
8
6
6
O
6
9
7
1
1
4
3
8
5
3
5

3	153	257	295	152	590	553	320	119	84	51	22	92	17	41	50	41	40	706	429	184	773	147	380	420	340	350
9	149	260	287	165	591	548	300	126	93	54	22	99	16	46	47	48	38	738	429	174	786	131	360	370	380	300
1	142	248	296	153	610	551	310	122	84	47	20	91	18	47	47	43	39	691	387	166	750	154	380	380	350	320
7	218	239	276	198	543	564	310	134	97	47	23	100	18	48	46	44	39	726	349	175	742	117	430	340	340	300
8	169	237	261	206	594	534	300	139	101	55	25	99	19	49	45	45	46	726	400	183	712	117	420	400	300	290
4	183	242	252	192	575	559	290	135	89	52	26	102	23	46	53	45	41	657	387	175	757	171	340	390	330	300
1	182	249	249	178	569	572	290	133	92	53	23	102	20	46	60	45	39	693	403	170	771	153	350	400	340	290
)	180	248	248	172	572	578	280	132	93	52	24	100	19	47	53	44	41	704	397	173	756	148	350	400	330	310
8	178	250	260	170	572	576	280	129	89	53	23	101	20	47	52	45	41	689	410	178	777	155	360	400	350	310
4	159	262	254	170	579	575	280	128	92	49	23	105	18	47	50	46	38	718	382	179	820	141	370	390	360	300
6	—	259	370	221	740	383	420	123	86	51	23	87	18	46	49	41	38	703	414	187	711	148	380	390	330	310
6	—	253	357	217	717	429	410	123	88	57	23	87	17	50	54	45	40	712	403	191	704	144	400	430	370	320
4	—	288	360	207	711	443	360	126	82	51	23	90	22	49	47	46	38	650	405	182	714	175	390	370	360	300

Chamaeprosopie B.; i. Ch. C. infantile Chamaeprosopie C.; i. Ch. D. infantile Chamaeprosopie D.; Hch. Hyperchamaeprosopie; Ch. Chamaeprosopie;
[illegible]rosopie; s. Ch. A. senile Chamaeprosopie A; s. Ch. B. senile Chamaeprosopie B.; s. Ch. C. senile Chamaeprosopie C. * annähernd.

uction der Gesichtsschädel nach ihren

Gesichtshöhe = 1000

Höhe des Unterk

Höhe des unter ... ahnreihe (Zahnfleisch)

Höhe des oberen ahnreihe (Zahnfleisch)

Höhe des Zwischenkiefers

Höhe der infra ... len Nase

Höhe der orbi ... Nase

6
3
2
2
4
2
8
6
6
6
9
7
1
1

Linearconstruction der Gesichtsschädel
relativen Breitenmassen : Gesichtsbreit

Linearconstruction der Gesichtsschädel nach ihren

Linearconstruction der Gesichtsschädel nach ihren relativen Breitenmassen (Gesichtsbreite=1000)

Ich habe an verschiedenen Stellen im Auftrage und auf Kosten der Anthropologischen Gesellschaft Grabungen vorgenommen, doch konnte ich wegen der zu grossen Ausdehnung der Ansiedelung nicht das ganze Terrain aufdecken.

geblieben, als das Haus durch Feuer zerstört wurde. Wegen des hart gebrannten Wandbewurfes und verbrannter Artefacte muss ich annehmen, dass diese Häuser oder Hütten ihr Ende in der Regel durch Feuer gefunden haben. Thonscherben findet man zwar

Eine neolithische Ansiedelung in Wien (Ober-St. Veit), Gemeindeberg.

Von **Ludwig Hans Fischer.**

(Mit 61 Text-Illustrationen.)

Der Wienerwald läuft nach Osten in sanften Hügelketten aus, welche die Geologen wegen ihrer eigenthümlichen Formation und Beschaffenheit längst interessiren. Besonders bei Ober-St. Veit schiebt sich ein langer Rücken bis gegen Hietzing vor, der an einzelnen Punkten grössere Erhebungen, die wie Kegel aufragen, zeigt. Es sind das die letzten der sogenannten Juraklippen mit zahlreichen Einschlüssen von Fossilien (Ammoniten), während die in der Nachbarschaft auftretenden Sandsteine häufig Knollen von verschiedenfarbigem Jaspis enthalten.

Besonders auffallend ist jener Hügel, welcher sich unmittelbar hinter der „Einsiedelei" erhebt und alle anderen überragt. Das Vorkommen der Jaspise und die Formation der Hügel legte mir den Gedanken nahe, hier eine prähistorische Ansiedelung zu vermuthen und bald fand ich auch zahlreiche Topfscherben, welche diese Vermuthung bestätigten. Es ist dies das erste Mal, dass auf dem Boden Wiens eine prähistorische Ansiedelung entdeckt wurde.

Der Hügel, auf welchem diese Ansiedelung lag, heisst gegenwärtig Gemeindeberg und war einstens mit einer kleinen Ruine gekrönt, welche der Verschönerungsverein abtragen und mit dem Materiale die Höhe zu einem Plateau ausgleichen liess. Die Südseite des Hügels besteht aus Gerölle, welches theilweise von den weiter unten stehenden Weingärten herrührt. Die Nordseite, welche in einem Winkel von circa 40 Grad abfällt, ist theilweise mit Buschwerk und Bäumen bewachsen.

Einst waren auf diesem Theile gegen den Thiergarten zu theilweise Weingärten und habe ich noch Wurzeln davon ausgegraben.

Auf diesem Abhange, nicht weit unter der Spitze angefangen, zieht sich die Fundstelle etwa 200 Schritte in der Breite des Abhanges gegen Norden hinab.

Ich habe an verschiedenen Stellen im Auftrage und auf Kosten der Anthropologischen Gesellschaft Grabungen vorgenommen, doch konnte ich wegen der zu grossen Ausdehnung der Ansiedelung nicht das ganze Terrain aufdecken.

Das Bild, welches ich durch diese Ausgrabungen von der Ansiedelung gewonnen habe, ist ein ziemlich vollständiges. Es scheint demnach, dass der Hügel auf seiner ganzen Nordseite — vielleicht auch auf der Höhe — mit einzelnen Hütten bedeckt war, deren Wände mit Lehm beworfen waren. Die Situation war eine dem Culturzustande dieses Volkes entsprechende, der tiefe Wald reich an Wild, während in den Niederungen seeartige Gewässer sich ausbreiteten. Lehm zur Erzeugung der Geschirre und Mauern, Sandstein zu Reib- und Klopfsteinen, sowie Jaspis zur Erzeugung von Werkzeugen fand sich in nächster Nähe vor. Der Jaspis, wie er aber hier vorkommt, ist sehr brüchig und eignet sich schlecht zur Verarbeitung, so dass auch die von mir gefundenen Artefacte sehr mangelhaft erzeugt sind, was in diesem Falle dem Materiale und nicht dem Mangel an Kunstfertigkeit dieses Volkes zuzuschreiben ist. Man sieht in den Steinwerkzeugen immer die Absicht, sie auf eine bestimmte Form zu bringen, das widerspenstige Materiale gestattete aber nicht die vollkommene Ausführung.

Die Wohnhütten standen jede ganz isolirt und scheinen keinen grossen Umfang eingenommen zu haben. Ich habe manchmal ganz deutlich die Bodenfläche erkennen können, welche sich durch ihre braune Farbe zu erkennen gab, ja ich sah ganz genau die Linie des Wandbewurfes, hinter welchem der braune Boden plötzlich aufhörte. Die Länge einer solchen Wand betrug 4—5 m. In diesem rechtwinkeligen Hüttenraum fand ich die meisten Artefacte und zuweilen solche Massen Thonscherben beisammen, dass es mir gelang, dieselben ganz oder theilweise wieder zusammenzusetzen. Einmal fand ich in einer Ecke des Hauses zwei solche Gruppen von Thonscherben beisammen, als wären diese hier stehen geblieben, als das Haus durch Feuer zerstört wurde. Wegen des hart gebrannten Wandbewurfes und verbrannter Artefacte muss ich annehmen, dass diese Häuser oder Hütten ihr Ende in der Regel durch Feuer gefunden haben. Thonscherben findet man zwar

überall, aber ausserhalb der Hütten zumeist nur in kleinen abgerundeten Stücken zerstreut.

Der Boden der Wohnhütten scheint nicht tief unter der Erde gewesen zu sein und erscheint nur etwas in die Berglehne eingegraben, so dass oft nackte Felsstücke in den Wohnraum hineingeragt haben.

Die Estriche der Wohnräume liegen selten über $^1/_2$ m unter der Oberfläche. Gegen die Spitze des Hügels zu liegen sie noch seichter nach abwärts, bis zu 1 m Tiefe. Diese Böden der Hütten, welche jene braune speckige Schicht bilden, sind ziemlich hart, durchsetzt mit Stückchen Kohle, gebrannten Thones und Splittern von Steinen und Knochen und liegen unmittelbar auf dem gewachsenen Boden — zumeist verwittertem Gestein — auf.

Der Querschnitt einer Grabung innerhalb eines Wohnraumes stellt sich in der Regel in folgender Weise dar:

0·05—0·10 m Humus,
0·2 —0·5 „ lockerer Boden,
0·07—0·15 „ braune Erde (Estrich)
gewachsener Boden.

Die Funde, welche ich hier machte, lassen darauf schliessen, dass das Volk, welchem sie angehörten, der späteren Steinzeit zuzurechnen sei und Metalle vorhanden waren, wenngleich ich nicht das Geringste davon zu finden vermochte. Es scheint eben noch zu rar und zu kostbar gewesen zu sein.

Auf das Vorhandensein von Metall lassen verschiedene Funde schliessen. Vor Allem eine Beinpfrieme (Fig. 72), welche ganz blaugrün gefärbt war, also neben Kupfer oder Bronze gelegen sein musste. Ausserdem fand ich verschiedene Enden von Hirschgeweih, welche tief durchbohrt waren, als hätten sie als Griff zu einem Metallinstrumente gedient. Es wäre nicht nöthig gewesen, ein so tiefes Loch zu bohren, hätte es nur zur Aufnahme eines Steinwerkzeuges gedient.

In zwei Fällen fand ich Thonscherben mit Löchern, welche offenbar geflickt waren, ob aber mit Metalldraht, steht in Frage.

Beschreibung der Fundobjecte.

a) Wandbewurf.

Die Wände der Hütten scheinen in der Weise gemacht gewesen zu sein, dass Stäbe nebeneinander, zaunartig, in den Boden geschlagen wurden Geflechte, wie man sie in Ungarn und Galizien noch heute macht, scheinen es nicht gewesen zu sein, da ich immer nur Abdrücke nach einer Richtung beobachtete. Die Dicke der Stäbe variirte zwischen 1 und 10 cm. Holzkohle fand sich verhältnissmässig selten vor.

b) Gefässe und Gegenstände aus Thon.

Die Gefässe und Gefässscherben, welche sich in dieser Ansiedelung vorfanden, sind nicht verschieden von jenen, welche wir sonst in Niederösterreich dies- und jenseits der Donau an ähnlichen Fundstellen vorfinden. Die Formen der Gefässe sind in vier Typen vorkommend.

I. Wenig gebauchte grosse Töpfe, zumeist nur mit einem Lappen als Handhabe anstatt des Henkels, unseren noch gebräuchlichen Milchtöpfen wahrscheinlich ähnlich (Fig. 24, 52); II. kesselförmige mit Henkeln, zumeist ornamentirt und mit warzenförmigen Knöpfen verziert (Fig. 23, 25, 26), dann III. krugförmige mit kurzem weiten Hals und bauchigem runden Körper (Fig. 29, 30, 31). Zwischen Hals und Bauch zieht sich oft ein ornamentirtes Band und 2—4 kurze Henkel, dazwischen häufig zapfenförmige Knöpfe als Verzierung (Fig. 29) aufweisend; IV. schalenförmige (Fig. 27, 28, 32).

Ausser diesen vier Formen fand ich einige Gefässscherben, welche besonderen Zwecken gedient haben mögen, so ein Gefäss mit dicken Wänden ohne ausgebogenen Rand, mit einem seitlichen aufrechtstehenden Lappen als Handhabe (Fig. 40) von wahrscheinlich topfförmiger Form. Ein anderes Fragment scheint einer Lampe oder einer Art Löffel angehört zu haben. Es ist aus dickem grauen Thon und scheint die Form eines Bügeleisens gehabt zu haben, welche an der Spitze in einen deutlichen Schnabel ausging.

Die Ornamentirung der Gefässe ist sehr mannigfaltig.

Die grossen milchtopfartigen und kesselförmigen Gefässe sind in der Regel mit einer Art Reisigbesen überstrichen und erhalten dadurch eine rauh gestreifte Oberfläche, bald der Länge nach, bald senkrecht gezogen. Zumeist unter dem Rande befindet sich ein Wulst, in dem mit dem Fingernagel nebeneinander Eindrücke gemacht wurden.

Grössere Sorgfalt hat man auf die Ornamentirung von schalen- und krugähnlichen Gefässen verwendet, die auch feiner im Thon und dünner in der Wand sind. Bald sind es Eindrücke nach bestimmter Ordnung

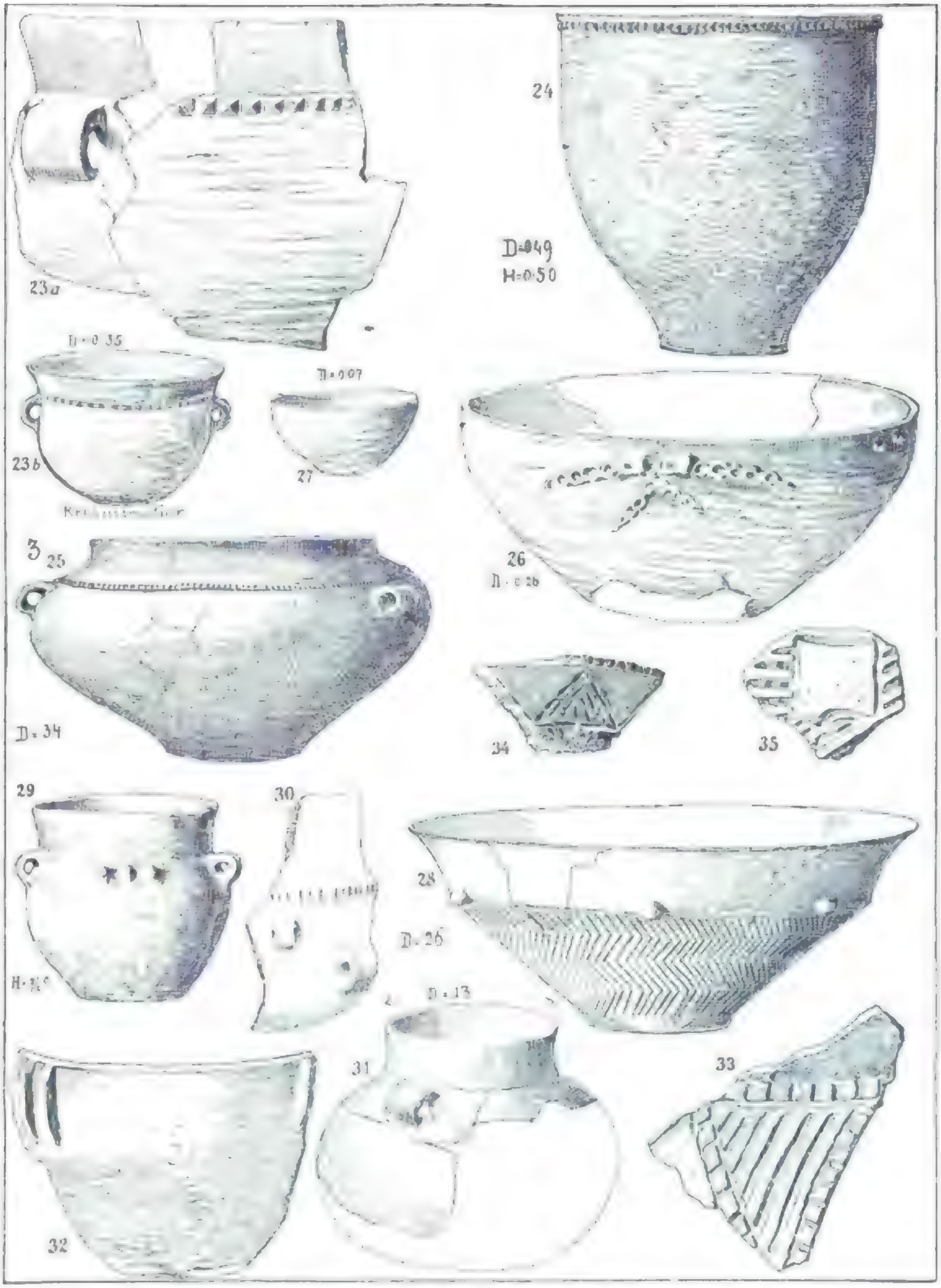


Fig. 23—35. Gefässe und Scherben aus Thon von Ober-St. Veit in Wien.

mit einem spitzen Instrumente, bald sind es Einschnitte nach entgegengesetzter Richtung, nie aber kommt eine längere gerade Linie vor, was wohl der Schwierigkeit der Darstellung ohne Drehscheibe zuzuschreiben ist. Schüchterne Versuche, eine Linie um das ganze Geschirr zu ziehen, kommen zwar vor, sind aber stets mit kurzen Strichen gemacht, die sich gewöhnlich schlecht aneinander schliessen. Auch Wellenlinien kommen nicht vor. Von den Gefässscherben (Fig. 33, 34, 35) konnte ich leider immer nur kleine Bruchstücke erhalten.

Ein ganz merkwürdiges Gefäss, von welchem ich leider nur zwei Scherben ohne Zusammenhang vorfand, zeigt zwei subcutane Durchbohrungen von $5^1/_2$ cm Länge. Die Durchbohrung war senkrecht geführt und das Bohrloch sehr enge. Diese subcutane Durchbohrung zeigt an der Innenseite des Gefässes einen deutlichen Wulst.

Das Gefäss ist bauchig, zeigt einen Ansatz von einem $2^1/_2$ cm breiten bandförmigen Henkel. Es war durch einen bandförmigen Streifen in dreieckige Felder getheilt, welche abwechselnd flach cannelirt waren.

Die Ornamentirung der Gefässe bedarf keiner weiteren Beschreibung und ist aus den beigegebenen Zeichnungen ersichtlich (Fig. 33—53). Zu bemerken ist noch, dass häufig die Ränder der Gefässe ornamentirt sind durch Eindrücke mit dem Finger oder eines Knochens (Fig. 36, 37, 38).

An anderen Gegenständen aus Thon fanden sich vor: Ein Webgewicht (13 cm hoch, vierkantig, oben durchbohrt). Verschieden geformte Spinnwirtel (Fig. 54, *a*, *b*). Thonscheiben verschiedener Grösse, durchlocht und zuweilen ornamentirt (Fig. 55, 56), zumeist concav, convex, oft aber auch nur scheibenförmig, bis zu $1^1/_2$ cm Dicke und 0·08 cm im Durchmesser. Diese Scheibchen können wohl kaum als Spinnwirtel betrachtet werden und müssen einem anderen Zwecke gedient haben.

Das Material, aus welchem die Gefässe erzeugt sind, entspricht jenem, welches man an anderen Orten aus dieser Zeit vorfindet, ein mit Sand und Glimmertheilchen reichlich durchsetzter Thon, welcher gewöhnlich an der Aussenseite mit einer Schichte feineren Thones überstrichen wurde. Daher sind die Bruchflächen gewöhnlich schwärzlich mit weissen Steinchen darin und zeigen nach beiden äusseren Seiten röthliche Streifen des feinen Ueberzuges. Jene Gefässscherben, welche lange der Witterung ausgesetzt waren, haben oft den äusseren Ueberzug verloren und erscheinen daher sehr rauh.

Die Farben der Gefässe sind in der Regel helleres oder dunkleres Braun, zuweilen grau (Fig. 28, 30, 40), selten roth (Fig. 26, 31, 35). Die meisten Gefässe (z. B. Fig. 23, 26, 31) sind an den unteren Partien stark durch Feuer verbrannt, daher der Thon ganz schwarz gefärbt und brüchig.

c) Gegenstände aus Stein.

Wie bereits erwähnt, eignet sich das an der Fundstelle vorkommende Materiale an Jaspis wenig zur Bearbeitung, daher die Versuche, aus diesem Steine bestimmte Formen zu schlagen, zumeist misslungen und schwer zu erkennen sind. Da aber der Jaspis gerade an dieser Stelle, wo die Ausgrabungen stattfanden, nicht vorkommt, sondern weiter oben und nur in tieferen Schichten, so muss man annehmen, dass alle Steine dieser Art, welche hier vorkamen, hiehergebracht wurden.

Dennoch sind einige Steinwerkzeuge (Messer) bestimmt als solche zu bezeichnen (Fig. 58—62), da man deutlich die Schlagmarke daran erkennt. Einige Stücke darunter sind von einem gelben Steine, welchen ich bis jetzt in St. Veit noch nicht gefunden habe; dieselben sind auch besser geschlagen und scheinen aus anderer Gegend, vielleicht durch Handel dahin gelangt zu sein (Fig. 58). Man scheint sich aber auch mit einfachen muschelförmig abgebrochenen Stücken begnügt zu haben, denn man findet solche Stücke (Fig. 62) auffallend häufig in den Wohnstätten.

Runde und längliche Kiesel, Jaspis und Sandsteine wurden sehr häufig als Klopfsteine, erstere wahrscheinlich oft als Sudsteine verwendet. Es ist auffallend, wie viele davon man oft in einer Wohnstätte beisammen findet (Fig. 63 aus Jaspis, 64 aus Sandstein). Reibsteine und Mahlsteine finden sich häufig aus Sandstein oder feiner Breccie, letztere oft in Platten von 50 cm im Quadrat.

Merkwürdig ist ein kleiner Stein aus rothem harten Jaspis, der die Form einer breiten Fingerspitze hat und an einer Seite wie polirt ist. Er scheint einen polirenden Zweck gehabt zu haben und dürfte in seiner ursprünglichen Form ein längliches Geschiebe gewesen sein.

Es wurden ferner aufgefunden:

Ein Steinmeissel aus Sandstein (Fig. 66). Ein kleiner polirter Steinmeissel aus hartem schwarzen Stein (Fig. 65). Ein Bruchstück eines polirten Stein-

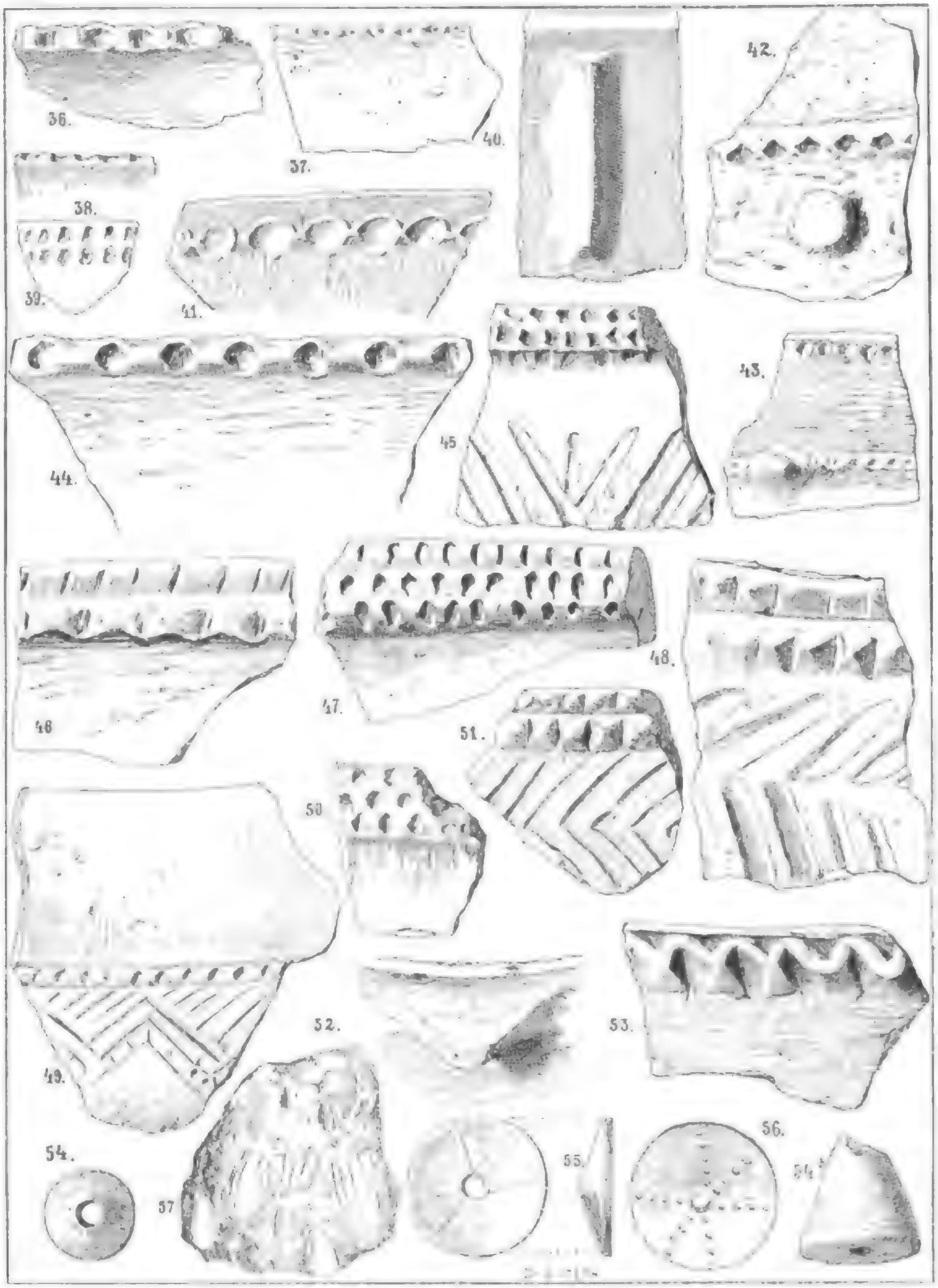


Fig. 36—57. Thonscherben und Spinnwirtel von Ober-St. Veit in Wien.

beiles aus lichtem Serpentin mit Loch (Fig. 67). Ein unvollendetes Steinbeil aus Serpentin mit angefangenem Loch (Fig. 68). Ein Serpentingeschiebe, zur Hälfte durchbohrt, einem Hammer nicht unähnlich (Fig. 69).

d) Gegenstände aus Bein und Horn.

Bei den zur Arbeit verwendeten Beinpfriemen war man in der Wahl des Materiales nicht wählerisch. Wie es der Zufall beim Zerschlagen der Knochen ergab und eine längere Spitze ausfiel, verwendete man ihn wahrscheinlich sofort zu bestimmten Arbeiten so, dass wahrscheinlich die deutliche Abrundung der Spitze erst durch den Gebrauch entstand (Fig. 70, 71). Zuweilen sieht man aber wohl die directe Absicht, den Knochen zu einer Spitze zuzuschleifen, wozu die so häufig vorkommenden Sandsteine gedient haben mögen, wie in Fig. 72, 73, 75 ersichtlich ist. Andere Knochen sind nadelförmig zugespitzt (Fig. 74, 76) oder ein Röhrenknochen schief abgeschliffen (Fig. 81).

Auch Meissel aus Knochen, welche sehr sauber zugeschliffen sind, kommen vor (Fig. 77, 80).

Ein sehr häufig verwendetes Material war Hirschhorn; man findet überall, wo Wohnungen waren, mindestens Bruchstücke davon. Am häufigsten findet man Enden des Geweihes so durchbohrt, als hätten sie als Griff zu einem Metallinstrumente gedient (Fig. 78), zuweilen ist die Spitze (Fig. 79) meisselförmig zugeschliffen.

Ein merkwürdiges Stück ist das in Fig. 83 abgebildete. Es ist der untere Theil eines schwachen Geweihes, das bis zur Rose gleichmässig dick und ziemlich weit durchbohrt ist. An der Aussenseite des Geweihes ist eine Vertiefung, als hätte man ein Loch zu bohren angefangen. Aehnlich, ganz durchbohrt, ist das in Fig. 82 abgebildete Stück.

An Thierknochen wurden folgende gesammelt:

Rind, Pferd, Hirsch, Reh, Schwein, Schaf oder Ziege, Hund oder Fuchs.

Die grösseren Knochen der Thiere sind durchwegs zerschlagen und sehr häufig angebrannt, nur vom Pferd fand ich einen ganzen grösseren Knochen. Dieses Pferd, welches ich nur in einem Exemplare vorfand (ein Knochen und daneben Stücke des Kiefers, sowie ein Huf), scheint, dem Hufe nach zu schliessen, einer sehr kleinen Rasse angehört zu haben. Am häufigsten kommen Knochen von Rind und vom Hirsch vor.

Die Knochen lagen zumeist ausserhalb, aber ganz nahe den Wohnstätten, während im Inneren derselben zumeist kleinere Knochen und Theile (meist bearbeitet) von Hirschgeweih sich vorfanden. Deutliche Feuerstellen mit Anhäufungen von Holzkohle oder Asche habe ich nicht finden können; nur an einer Stelle fand ich zwischen grösseren, durch Feuer mürbe gewordenen Steinen etwas mehr Kohle und grosse Thierknochen. Spuren des Feuers sind aber überall nachzuweisen und deuten auch auf eine Vernichtung der Ansiedelung durch Feuer hin, nicht nur weil der Wandbewurf fast durchwegs als gebrannt nachzuweisen ist, sondern auch deshalb, weil so viele der Gebrauchsgegenstände aus Bein und Horn angebrannt sind, was ich mir nur durch einen Brand des Wohnraumes erklären kann. Ebenso erkläre ich mir das Vorkommen von ganzen Gefässen (nämlich Haufen von Topfscherben, welche sich zusammensetzen liessen) innerhalb der Wohnräume, die offenbar dort zurückgelassen wurden.

Dass bei dieser Gelegenheit nicht auch Gegenstände von Metall zurückgeblieben wären, ist nicht räthselhaft und beweist, wie werthvoll und selten das Metall gewesen sein musste. Gefunden habe ich absolut keines davon.

Unter den verkohlten Resten in einem Wohnraume fand ich einen kleinen Klumpen verkohlter Gerste (Fig. 57 vergrössert) mit Lehm vermischt. Die Gerstenkörner haben sich deutlich in den Lehm abgedrückt und man sah noch die verkohlten Spreublätter derselben, wenn man einen frischen Bruch in den Klumpen machte.

Ich bin vollkommen überzeugt, dass in Ober-St. Veit noch Vieles zu Tage gefördert werden kann, und manche Fragen stehen vorläufig zu beantworten noch offen. Der Weg, welcher an der Einsiedelei vorbeiführt, heisst „Hausbergstrasse“, dass setzt einen Hausberg voraus. Wahrscheinlich ist der ursprüngliche Name eines „Hausberges“ im Laufe der Zeit abgeändert worden. Mit diesem Namen „Hausberg“ kann aber nur jener kleine Hügel, welcher im Garten der Einsiedelei steht, gemeint sein oder der Gemeindeberg. Ersterer ist auch mit einiger Phantasie als solcher denkbar, wenngleich ich bis jetzt keinerlei Beweise fand, eine solche Vermuthung aufrechthalten zu können. Weiters steht eine wichtige Frage offen: Wo sind die Gräber dieses Volkes vom Gemeindeberg? An der Strasse nach Lainz steht ein länglicher Hügel mit einer nochmaligen Erhöhung als Krönung, von welchem behauptet wird, er sei



Fig. 58—83. Stein- und Knochen-Artefacte von Ober-St. Veit in Wien.

künstlich, und wäre eine Grabung auf demselben lohnend. Auf welche Beobachtung sich diese Behauptung stützt, weiss ich nicht; es scheint aber, dass man doch irgend etwas gefunden hat, wodurch diese Vermuthung entstanden ist. Vielleicht haben wir es hier mit einem Tumulus zu thun. Weiters vermuthe ich in dem Hügel, auf welchem die Kirche St. Veit steht, irgend welche Ansiedelung oder Cultstätte. Die Lage der Kirche, wie sie zur übrigen Landschaft steht, ist der einzige Anhaltspunkt, an welchem sich meine Meinung knüpft. Es wird auch nur durch Zufall möglich werden, den dortigen Boden zu untersuchen, da er gegenwärtig ganz verbaut ist.

Ausserdem soll der heilige Veit in der Zeit der Bekehrung der Germanen gerne für einen germanischen Gott sozusagen substituirt und eine derartige Kirche immer dahin gesetzt worden sein, wo früher ein heidnisches Heiligthum eines solchen war.

Aehnliche Hügel, wie der Gemeindeberg, erheben sich noch mehrere in der Richtung gegen Unter-St. Veit; einige davon habe ich flüchtig untersucht, konnte aber bis jetzt keinerlei Spur einer ähnlichen Ansiedelung entdecken.

Prähistorische Funde aus dem Somâllande.

Von Professor Dr. **Philipp Paulitschke.**

(*Mit 3 Tafeln.*)

Die prähistorische Erforschung Afrikas ist kaum 30 Jahre alt und hat vornehmlich im Norden und Süden des Continents Früchte getragen, während der Westen und Osten von der systematischen vorgeschichtlichen Forschung ziemlich lange vernachlässigt blieben und das Innere des dunklen Erdtheiles, gegenwärtig in rascher Detailerschliessung begriffen, bisher nur ein oder das andere zufällig aufgelesene Fundstück geliefert hat[1].

Im Osten Afrikas setzte die prähistorische Forschung im Somâllande seit den wiederholten Reisen George Révoil's (1877 ff.) zwar spät, aber mit gutem Erfolge ein[2], wurde 1887 ff. von mir selbst, Santelli, Faurot und Bricchetti-Robecchi gefördert[3] und hat in letzter Zeit (1895 ff.) durch Mr. Conkey, Jousseaume und Seton-Karr einigen Aufschwung genommen[1], ja sie hat überraschende, nach Sir John Evan's Urtheil hochwichtige Resultate zur Folge gehabt, die in nichts Geringerem als in dem Nachweise eines paläolithischen Zeitalters in Ostafrika gipfeln[2]. Bemerkenswerth ist, dass auf dem afrikanischen Osthorn die ganze Stufenleiter von Fundplätzen archäologischer Objecte von grossen Höhlen und Ruinen an den Meeresrändern an bis zu den Tumuli und Lagerstätten von Silex, freilich nicht überall in gleichem Maasse, abgesucht worden ist, soweit natürlich die geographische Kunde des Landes dies hatte möglich oder zulässig erscheinen lassen. Die Ergiebigkeit an Funden war bisher eine verschiedene, keineswegs eine grosse.

Auf seiner im März 1897 nach den Somâlgebieten unternommenen Reise hat auch der österreichische Forscher Graf Eduard Wickenburg sich die Suche nach prähistorischen Gegenständen angelegen sein lassen, eine Sammlung solcher zusammengebracht und nach Wien geschickt, welche ich der Anthropo-

1) Vgl. die bis 1882 reichende gut orientirende Uebersicht Richard Andree's: „Die Steinzeit Afrikas" im Globus, XLI, S. 169—172 und 185—190. Der daselbst erwähnten, auf die Forschungen von Arcelin, Burton, Lubbock, Reil, Hayner, Fraas, Rohlfs, Lenz, Berbrugger, Foureau, Weissgerber, Chopin, Richard, Bleicher, Rabourdin, Monrad, Reade, L. Dale, Bowker, Gooch, Horr, des Verfassers des Artikels u. A. m. bezüglichen Literatur ist die umfassende Arbeit Virchow's „Vorhistorische Zeit Aegyptens" in der Zeitschrift für Ethnologie, XX (1888), S. 344—393, mit der darin erwähnten Literatur und der Aufsatz Schweinfurth's: „Ueber den Ursprung der Aegypter" (Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 19. Juni 1897, S. 263—286) mit den einschlägigen Literaturcitaten, De Morgan's Recherches sur les origines de l'Égypte, l'âge de la pierre et de métaux (Paris 1869), F. Petrie's und Quibell's Nagada and Ballas (London 1896); Dupont's Aufsatz in dem Bulletin de l'Académie royale de Belgique, 1877, p. 407 ff, betitelt: Découverte faite par M. le capitaine Zboinski d'instruments de l'âge de la pierre dans l'État du Congo (vgl. auch Le Mouvement Géographique, 1887, p. 85 ff.); Zboinski's Aufsatz im Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles, tom. VI, 1887—1888, betitelt: Un âge de la pierre au Congo, u. A. m. anzureihen.

2) Vgl. Révoil, G., Lavallée du Darror (Paris 1882), Ch. XII, Archéologie et ethnographie, p. 184, 287 ff., und Hamy's Revue d'Ethnographie, 1881, p. 5—21: Notes d'Archéologie et d'Ethnographie dans le Çomal. — Bulletin de la Société d'Anthropologie, 1881, p. 166 ff., 585 ff.

3) Beiträge zur Ethnographie und Anthropologie der Somâl, Galla und Harari (Leipzig 1886), S. 85 ff. — Bulletin de la Société d'Anthropologie, 1893, p. 479 ff. — L. Faurot, in Hamy's Revue d'Ethnographie, 1887 (Separata aus 1886, Nr. 6 und 1887, Nr. 1 und 5, p. 17 ff.). Bricchetti-Robecchi's Funde von dessen Reise 1891 erwähnt Enrico H. Giglioli im Archivio per l'antropologia e la etnologia (1897), XXVII, Fasc. 2.

1) Vgl. L'Anthropologie, tom. VI (1895), p. 393—413. — The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, Vol. XXV (1896), p. 271—275; 1877, p. 90 ff. — Proceedings of the Royal Society of London, Vol. LX (1897), from April 23, 1896 to Februar 18, 1897. — Archivio per l'antropologia e la etnologia, XXVII (1897), Facs. 2. Dazu den Raport über die Ipswicher Tagung der Britischen Vereinigung for advancement of sciences, 1895, p. 824.

2) Sir John Evans sagt in den Proceedings of the Royal Society of London, 1897 (Read April 30, 1896), wörtlich S. 20: We need not hesitate in claiming them (die Funde Seton-Karr's) as palaeolithic, und er selbst war es, der Seton-Karr zu wiederholten Reisen in die Fundgebiete veranlasste, nachdem er ihn in seine grosse Sammlung zu eingehenden Studienvergleichen persönlich eingeführt hatte.

logischen Gesellschaft vorzulegen die Ehre hatte[1]) und aus deren 408 Stücke umfassenden Zahl einige charakteristische Repräsentanten auf Taf. III, IV und V abgebildet wurden. In Folgendem sollen diesen Objecten einige erläuternde Worte gewidmet sein.

I. Fundstätten.

Prähistorische Funde wurden bisher vornehmlich auf dem Nordrande und auf der Nordostseite des Somâllandes gemacht, werden jedoch überall auf dem Osthorn Afrikas angetroffen. Dieses ist mit alten Tumuli[2]) (Steinhügeln, welche Monolithe zu krönen pflegen, die indess in der Mitte auch kraterartig vertieft sein können) in mancher Gegend förmlich übersäet, zumal in dem Gobân genannten Küstenstrich zwischen Zejla, Bulhâr, Berbera und Karam einerseits und dem aus krystallinischem Gestein bestehenden Rande des Haudplateaus andererseits. In der Nähe derselben werden als Oberflächenfunde behauene Kiesel von mannigfachen Formen aufgelesen, deutlich ausgeprägte Manufacte und Artefacte von verschiedenen Dimensionen. Georges Révoil fand solche Silex taillés z. B. auch im Thale Mogor bei Berguel, südlich vom Cap Guardafui[3]), im Wadi Wolâd im War Singeligebiet und, wie er bemerkt, sur le sol dans tout le trajet de mon itinéraire, zumeist aber an Bächen und sur les hauts plateaux, wie er sich ausdrückt[4]). Die Fundstätten par excellence von Kieselartefacten der erwähnten Art, denen auch die vorliegenden Materialien Graf Wickenburg's entstammen, 4—5 an der Zahl, breiten sich im Gobân südlich von Bulhâr auf einer Fläche zwischen 9° 30′ n. Br. und dem Nordrande des Golfes von Aden und zwischen 44° und 45° ö. L. von Greenwich aus und liegen z. B. bei dem Karawanenpunkte Ejl Anód (821 m) an der westlichen Strasse von Hargeisa nach Berbera im Bette oder an den Uferböschungen des Torrentes Darrar Wejna, sowie am rechten Ufer (Lauf) des Chôr Issutugan, etwa 4 Kameeltagemärsche südlich von Bulhâr[5]). Die letztere Fundstätte am Issutugan, der in prähistorischen Zeiten ein grosser Strom gewesen sein musste, in einer Seehöhe von 914·4 m, ist ein Kalksteinhügel, reichlich bedeckt mit Alluvialdepositen und Feuerstein- und Quarzitlager enthaltend; sie ist die an Funden ergiebigste gewesen. Wie in der algierischen Sahara, scheinen auch hier die Regengüsse die in Gruppen von 2—3 beisammen liegenden Fundstücke blosszulegen. Einflüssen weiterer Denudation ist die Fundstätte, wie Seton-Karr versichert, nicht ausgesetzt gewesen. Cayeux, der den Metamorphismus der Gesteinsarten des Nordsomâllandes untersuchte, und Gregory, welcher speciell die geologischen Verhältnisse des Gobân kennen gelernt hat, äussert sich, dass die Gegend seit der neokomischen Periode nicht vom Meere bedeckt gewesen sei[1]).

II. Lagerung und Fundumstände.

Für jedes einzelne Fundstück kann heute das geologische Kriterium, wenn man so sagen darf, des Näheren noch nicht angegeben werden, doch ist dasselbe für einige Gruppen ermittelt. Sämmtliche Objecte wurden an der Oberfläche gefunden und kein einziges davon gehört einem Driftfunde an. Das Somâlland ist in seiner ganzen Ausdehnung, zumal am Nordrande, wo die Manufacte aufgelesen werden, dem scharfen Zug des Nordost- und Südwest-Monsuns ausgesetzt, der eine eminente denudirende Kraft äussert. Die Fundstücke sind zum Theile von diesem Agens und dem des Regenfalles wie aus dem Boden herausgewaschen, zum anderen Theile von der enormen Wasserkraft der Torrente gleichsam herausgespült. Auch die von Jousseaume aufgefundenen Silexexemplare sind à la sur face[2]) du sol, ebenso die von Seton-Karr beschriebenen[3]) als washed out of sandy and loamy deposits gesammelt worden. Nach den charakteristischen Regenschauern des Somâllandes findet sich

[1]) In einem am 8. März d. J. gehaltenen Vortrage.

[2]) Bilder typischer Tumuli siehe bei Faurot, l. c. p. 17 ff. Note sur les tumuli du territoire D'Obock, dann bei Révoil, La vallée du Darror, p. 55, 184, 356.

[3]) La vallée du Darror, p. 57, wo sie abgebildet sind.

[4]) La vallée du Darror, p. 287 ff.

[5]) Seton-Karr, der diese Fundstätten auf seinen sechs prähistorischen Excursionen nach dem Somâllande entdeckte, beschreibt dieselben im Journal of the Anthropol. Instit., XXV (1896), p. 93—95, unter dem Titel: Further discoveries of ancient Stone Implements in Somaliland näher.

[1]) Notes on the geology of Somaliland. Geological Magazine, Dec. IV, vol. CXI, No. 385, p. 289, July 1896. Ueber die allgemeinen geologischen Verhältnisse des Somâllandes siehe indessen: Aubry im Bulletin de la Société géologique de France, XIV, p. 201—222, und E. Suess, in den Denkschriften der mathem.-naturw. Classe der k. Akad. d. Wissensch. zu Wien, LVIII. Bd.; Beiträge zur geologischen Kenntniss des östlichen Afrika, IV, 5.

[2]) Jousseaume, l. c., p. 400 ff. Monuments et silex taillés du Çomal.

[3]) Proceedings of the Royal Society 1897, p. 20: On some Palaeolitic Implements found in Somaliland by Mr. H. W. Seton-Karr.

in der Regel das Bild der topographischen Verhältnisse der Flussufer, des Bettes und des Inundationsgebietes stark verändert, die Insolation lockert die neu erodirten Schichten weiter auf und der Wind fegt die Manufacte gewissermassen vom sandigen und erdigen Boden frei, zumal an vegetationsfreien Strichen. Anstehendes Gestein, sowie die durch ihr Gewicht und ihre Masse widerstehenden Tumuli starren in Folge dieses Processes empor und an ihrem Fusse lagern zum Theile mit Fragmenten beider vermengt die Artefacte. Es ist natürlich, dass, wie das schon Seton-Karr beschrieb [1], die Objecte an fanft abfallenden Uferböschungen, wo die Erosion sehr scharfe Bruchflächen schuf und eine Neubedeckung mit Erdschichten nicht möglich war, am leichtesten gewahrt und geborgen werden können. Die flachgeschabten Kieselfunde liegen mit der Convexseite zumeist nach abwärts und machen den Eindruck von der Denudation durchgesiebter Stücke. Arbeitsstellen oder Ateliers sind von diesen Funden nicht nachgewiesen worden. Somâlgräber von unzweifelhaft hohem Alter sind noch nicht geöffnet worden, bei den Steinfunden fand man aber auch in keinem einzigen Falle fossile, geschlagene oder ungeschlagene Knochenreste oder Scherben von Arbeiten aus gebranntem Thon. Derlei Fundobjecte gehen im Somâllande über die ptolemäische Zeitperiode an Alter nicht hinaus [2]).

Viele der vorliegenden Objecte zeigen der Lagerung und den Fundumständen gemäss grössere oder geringere Spuren von Verwitterung, zumeist blos auf einer Seite. Diese sind an den Quarziten wohl nur mässig, an den Kalksteinen dagegen oft kräftig sinterartig ausgeprägt und rufen in einigen Fällen die Täuschung hervor, als wären sie einer marinen Action ausgesetzt gewesen [3]). Vom Regenfall herrührende daumenbreite, schiefodirte Löcher von 2—3 cm Tiefe sind an der Oberfläche der grösseren Fundstücke zu gewahren.

[1]) Journal of the Anthropological Institute of G.-B. and I., XXV, p. 272 f. Diesen Process zu beobachten, richtiger in seinen Details nachzuweissen, war Seton-Karr auf seine vierte Excursion eigens ausgezogen.

[2]) Ueber die zur Charakteristik von prähistorischen Funden aus dem Somâllande von Bricchetti-Robecchi gelieferten Daten, welche Gigli... l. c., p. 166 erwähnt — sie betreffen „vasti cumuli di selci lavorate presso i pozzi di Warandi" (Gebiet der Habr-Gedir bei Obbia) , ist meines Wissens nichts Näheres in die Oeffentlichkeit gedrungen.

[3]) Vgl. was auch Seton-Karr, The Journal of the Anthropol. Institute of G. a. J., XXV (1896), p. 274, erwähnt.

III. Das Materiale und dessen Bearbeitung.

Das Materiale der Fundstücke (Steinwerkzeuge) ist durchwegs ein im nördlichen Somâllande bodenständiges, denn kein einziges Object weist eine importirte, aus der Ferne geholte Materie auf. Krystallinische Massen- und Schiefersteine sind in erster Linie durch hellen und trüben (violetten und röthlichen), schieferigen und plattigen Quarzit, grob- und feinkörnigen Diorit und Dolerit, die Sedimentgesteine durch gemeinen Kalkstein (Kieselkalk), ganz besonders aber durch Hornstein (oft verändert) vertreten. Auf Quarzit und Hornstein entfallen je 40%, auf Dolerit etwa 5% der Fundstücke. Feuerstein ist seltener vertreten, dagegen auch weisser Quarz von der neokomischen Reihe und compacter Sandstein [1]).

Obzwar als unter menschlicher Einwirkung zu Stande gekommene Manufacte und Artefacte der Erscheinung nach auf den ersten Blick erkennbar, weisen die meisten Fundstücke keine besondere Vollendung in der Herstellung und planmässigen Bearbeitung auf. Die Schlagmarken sind deutlich erkennbar. Die grösseren Stücke weisen bei der vorherrschenden Tendenz einer spitzigen, meist vierseitigen pyramidal beabsichtigten Zubehauung an jeder Seite 3—5, die kleineren Objecte (Pfeil- und Speerspitzen) vorwiegend eine breite und zwei schmälere Hiebflächen, da und dort, namentlich der Spitze zu auch gedengelte und gemuschelte Retouchirung mit feinen Facetten auf. Die Spitzen der Stücke von Mittelgrösse sind in den zahlreichen Exemplaren absichtlich eigenthümlich nach Art des Obertheiles moderner Rasirmesserschneiden abgebogen. Diese hervorstechende Eigenschaft ist entschieden ein charakteristisches Merkmal absichtlicher Herstellung und kann sicherlich schon wegen ihrer Häufigkeit dem Zufalle nicht zugeschrieben werden. Die Kanten der Schlagflächen sind meist scharf und gut erhalten, Spuren von Abrollung (nicht Abnützung) an einigen, zumal den kugelförmigen, aber sehr bemerkbar. Perforirte Stücke sind nicht vorhanden. Alle Stücke besitzen eine reichliche, schöne, dunkelgelbe bis braunschwarze, ungleichmässig angesetzte Patina an rauhen und glatten Oberflächen, auch nicht selten Reste kalkigen Ueberzuges.

[1]) Das Materiale einiger minder werthvollen Stücke wird an Dünnschliffen eingehend untersucht werden. Ueber die Gesteinsarten des Somâllandes siehe indessen: H. Wichmann in meinem „Harar" (Leipzig, 1888), p. 467—498.

IV. Formen und Classification der Stücke.

Lanceolate Formen walten in der Ueberzahl vor, diesen zunächst kommen an Häufigkeit ovale, namentlich discoide, während völlig rotunde nur in zwei Exemplaren aufgefunden worden sind. Die lanceolaten Formen endigen in eine ziemlich feine Spitze, die in vielen Fällen sehr schön erhalten ist und die Annahme erlaubt, dass die damit versehenen Objecte nur wenig gebraucht, vielleicht auf Lager gearbeitet gewesen seien. Massive, bauchige und birnenförmige Formen überwiegen über die glatten Scheiben und Blätter. Die Verfertiger der Gegenstände beweisen einen lebhaften Sinn für Symmetrie, gutes Augenmaass, Geschick und Kraft in der Handhabung der Schlagwerkzeuge.

Den möglichen Gebrauchsweisen nach sind in der Sammlung der prähistorischen Objecte des Grafen Wickenburg folgende Formen vertreten: Pfeilspitzen, Speer- (Wurfspiess-) und Lanzenspitzen, Beile, Hacken, Meissel, lanzenförmige Aexte, oblonge Blätter, gemuschelte Blätter, speerförmige Platten, Pfriemen, Bohrer, Keil- und Schleudersteine, Fäustel (Coups de poing), Schaber, Schraper, Kratzer, Keile, Reisshaken Behausteine, Schlagsteine, Kornreiber, Stockspitzen nach Säbelart und grössere nicht bestimmbare Gebrauchssteine. Messer, Dolchblätter und Sägen fehlen, ebensowenig weist die Sammlung Nuclei auf, dann Späne und Absplitter, die auf menschliche Einwirkung zurückzuführen wären. Mit Ausnahme der Fäustel, Handschaber, Bohrer, Behausteine, Schlagsteine und Kornreiber waren wohl alle Gegenstände dazu bestimmt, an Stielen und Handhaben befestigt zu werden. Ein Ligament von ausgezeichneter Güte, an Festigkeit und Haltbarkeit weit übertreffend Thiersehnen, Haut- und Lederstreifen aller Art, sowie alle Gattungen von Jute-, Hanf- oder Leinfasern, lieferte der Bast der Blätter der Aloë des Somâllandes, dessen Gewinnung uralt ist. Die Aloëseile (Somâl. „harika") sind auch gegenwärtig bei den Somâl noch allgemein im Gebrauch und ihnen geradezu unentbehrlich.

Den typischesten und ausgeprägtesten Formen nach können die Objecte der vorliegenden Sammlung in nachfolgende Kategorien eingetheilt werden:

A. Waffen oder deren Bestandtheile.

1. Pfeilspitzen, 2. Speer- und Lanzenblätter, 3. Stockspitzen nach Säbelart, 4. Schleudersteine, 5. Fäustel.

B. Geräthschaften.

6. Bohrer, 7. Beile, Hacken, Aexte, 8. Reibsteine, 9. Schaber und Schraper, 10. Unbestimmbares [1]).

A. Waffen und Waffenbestandtheile.

1. Pfeilspitzen. In diese Kategorie gehört eine grosse Menge 2—5 cm langer, herzförmig gestalteter, an der Einfügungsstelle 3—4·5 cm breiter, theils flachgehauener, theils an dem breiten Ende 1—1·5 cm dicker, vorwiegend aus Hornstein oder Feuerstein bestehender spitzer Körper von 7—8 Gramm Gewicht. Spuren des Gebrauches sind deutlich erkennbar.

2. Speer- und Lanzenblätter. 6—15 cm lange und 6—8 cm breite Stücke aus Quarzit und Hornstein. Spitze scharf, Kanten fein gedengelt. Die meisten Exemplare sind dreikantig. Aus vierseitigen Stücken sind anscheinend durch den Gebrauch zweikantige geworden. Während die ersteren an der Einfügungsstelle in den Stiel 4—5 cm dick sind, erscheinen die letzteren auf wahre Blattgestalt abgenützt; bei den meisten sind aber die Hiebflächen der Zurichtung deutlich erkennbar. Einige der Stücke zeigen prachtvoll erhaltene Facettirung.

3. Stockspitzen. Zu dieser Classe von Waffenbestandtheilen müssen Objecte gerechnet werden, die, an wuchtige Knüttel befestigt, nach Art und Weise der Schneideausprägung nicht, wie die Stücke von Gruppe 2, zur Ausführung eines Stosses, sondern eines Hiebes oder Schlages zum Zwecke der Zertrümmerung des Knochengerüstes, zumal zum Spalten der Schädelknochen oder des Brustkorbes bestimmt waren. Sie stellen sich in Folge ihrer Grösse (12—15 cm) und der besonders feinen Zurichtung einer Kante zu einer Art Säbelschneide, während die correspondirende Kante schartig und stumpf geblieben ist (offenbar wurde auch an dieser der überragende Holzstiel befestigt), als tomahawkartige Schlagmeissel, kantige Keulen u. dgl. dar und scheinen nur in eminenter Weise im Nahkampfe oder auf der Jagd auf grosse Thiere haben Verwendung finden können. Zu Ansätzen für Wurfspeere wären sie entschieden zu schwer und auch

[1]) Vgl. die Classification Jousseaume's der ihm vorgelegenen 50 Objecte, l. c., p. 408—411, wo die Objecte auch beschrieben und abgebildet sind, ferner die Abbildungen bei Seton-Karr im Journal of the Anthropol. Institut of Gr. Brit. and Irel., XXV, Platte XIX—XXI, wovon Platte XX die natürliche Grösse des Gegenstandes zeigt, freilich unvollkommen abgebildet.

sonst wegen ihrer Form und der Vernachlässigung der Spitzenschärfung ungeeignet gewesen.

4. Schleudersteine. Formlose, aber zubehauene, namentlich platt gehaltene Scheiben von 5—8 cm Durchmesser.

5. Fäustel. Massive, kantig und spitz zugehauene Quarzitblöckchen, deren vorhandener grösster 1 kg 750 Gramm wiegt. Sie sind mit besonderer Findigkeit für den Zweck ihres Gebrauches gestaltet worden, so dass man nach 2—3 prüfenden Griffen sofort herausfindet, wie sie angefasst und geschwungen werden mussten.

B. Geräthschaften.

6. Bohrer. Prismatische, bis 10 cm lange, oblonge Instrumente, denen der Former durch eine Art quirlständig gehaltener Hiebe möglichst viele scharfe Kanten zu geben bemüht war und eine kurze, feine, plötzlich zulaufende Spitze ansetzte. Ihre Form machte sie zur Anbohrung von Holz und Knochen geeignet. An längerem Stiel befestigt, konnten sie bequem entweder mit den Handflächen gequirlt oder mit rotirendem Faustgriff an kurzem Stumpf in die Masse eingeführt werden.

7. Beile, Hacken, Aexte. Diese Werkzeuge sind sehr mannigfaltig gestaltet, allein es stechen besonders zwei Typen hervor. Die eine derselben bildet eine platte, gleichseitig dreieckige, scharfkantige Quarzit- oder Doleritscheibe von 12—20 cm Seitenlänge mit sehr praktisch abgestumpften Winkelspitzen und ist aus der Mitte der Flächen in der Art behauen, dass die eine Seite (stumpfe Spitze) derselben so in die Handhabe eingefügt gewesen zu sein scheint, dass nach völliger Abnützung der einen Schneidefläche (Axtspitze) die beiden anderen nach einander in Verwendung genommen werden konnten, bis sämmtliche abgestumpft (die Schneide aufgebraucht) waren. Der zweite Typus zeigt keilförmig zubehauene Axtflächen von 10—12 cm Länge. Die Schärfe ist oblong gehalten, oft fein retouchirt und aus einem rundlichen Kopfansatz, an der einen Seite oval, im Ganzen allmälig zur rundlichen Schneide zulaufend. Dieser zweite Typus setzt als Stielformen eigene Klemmen voraus, auf deren Anbringung durch beiderseitig eingehauene Kerben Bedacht genommen ist. Die Wucht der Instrumente der ersten Type berechtigt zur Annahme, dass mittelst derselben die stärksten Bäume verhältnissmässig leicht gefällt werden konnten. Die Werkzeuge der zweiten Type dienten der Detailholzbearbeitung im weitesten Sinne.

8. Reibsteine. In der Sammlung des Grafen Wickenburg befinden sich zwei kugelförmige Instrumente, deren Bestimmung es gewesen ist, beim Zerreiben von Körnerfrucht und Aufschlagen harter Waldfrüchte verwendet zu werden. Eine weitere Bestimmung dieser Werkzeuge kann darin bestanden haben, rohes Fleisch damit mürbe zu klopfen. Die Contour einer mit diesen beiden Stücken wohl ganz identischen Form hat Seton-Karr abgebildet[1]) und sie als spherical hammer or sling ston bezeichnet. Von den mir vorliegenden Objecten hat das eine 6 cm, das andere 7 cm Durchmesser; das eine zeigt grobe Hiebflächen bei gut sphärischer Ausschälung des Kugelkernes aus einer grösseren Masse, das zweite eine völlig glatte, wie polirte Oberfläche. Das letztere lässt aber an einzelnen Stellen kleine Reste der von Zubehauung herrührenden Flächen noch erkennen. Beide sind ohne allen Zweifel Werkzeuge zur Bereitung von Mehl oder zur Zerkleinerung von Waldfrüchten, das eine mehr, das andere weniger abgenützt, wobei zugegeben werden mag, dass das Exemplar mit glatter Oberfläche sein Aussehen zum Theile auch der Mitwirkung der Natur insoferne zu verdanken habe, als es auf seiner Fundstätte unter besonderen Lagerungsumständen, lange von dem Winde hin- und herbewegt, mehr abgeschliffen worden sein kann. Habent sua fata—saxa. Der Gedanke scheint mir völlig ausgeschlossen, dass diese Art von Kugelformen zum Hämmern oder als Schnitzer, d. i. zur Hervorbringung von Formen und anderer Steinwerkzeuge, hätten dienen können oder gar als Schleudersteine verwendet worden seien. Dazu waren solche Gegenstände, auf deren Schaffung ungleich mehr Mühe verwendet werden muss als auf diejenige anderer, zu kostbar und namentlich auch nicht wuchtig genug. Ferner konnte ich nirgends an der Oberfläche oder den Rändern Spuren entdecken, welche von den mit diesen Instrumenten ausgeführten Schlägen auf anderes Gestein herrühren könnten, so dass man in den Objecten Schlagkugeln vor sich hätte.

9. Schaber und Schraper. Diese Werkzeuge bilden gleichfalls zwei Gruppen. Die einen haben dreieckige Form, sind an der einen Seite krampenartig umgebogen, 12—18 cm lang und an der Schneide 8—10 cm breit, ziemlich stumpf zur Befestigung

[1]) Journal of the Anthropol. Institute of Gr. B. a. I., XXV, Platte XXI.

in einer Holzklemme eingerichtet, im Ganzen in der Form sehr gut unseren metallenen Gartenkarsten vergleichbar. Sie konnten keinem anderen Zwecke als der Auflockerung des Bodens, dem Graben u. s. w. gedient haben und bei ihrer Handhabung kam es nur auf grobes Kratzen und Schrapen an. Die zweite Gruppe (12—14 cm Länge, 8—10 cm Breite) bilden spitz zulaufende, gegen das scharfe Ende zu abgebogene scharfkantige Schaber, die nur mit der Hand ohne Stiel bewegt wurden und dem Abhäuten und Ausweiden erlegter Thiere, zum Zertheilen des Fleisches u. s. w. gedient haben können.

10. Unbestimmbares. In diese Rubrik müssen Objecte einbezogen werden, aus deren Form und sonstiger Beschaffenheit, ohne dass sie durch die Unbill der Zeit etwa verstümmelt worden wären, sich deren Gebrauchszwecke nicht erschliessen lassen, kleinere und grössere behauene Steinfragmente in Platten- oder Scheibenform u. dgl. m.

V. Die Frage der Zugehörigkeit.

Sir John Evans hat über die von Seton-Karr im Somâllande aufgefundenen Objecte das Urtheil abgegeben, dass sie der paläolithischen Periode zuzuweisen seien[1]. Ebenso hat Prof. Enrico Giglioli dieselben als den zu Chelles und Abbeville (Seine et Marne) in Frankreich, in Caramanico und in der Basilicata in Italien, zu San Isidoro in Spanien, in Indien, im Euphratthale und in Aegypten ähnlich gefunden[2]. Sie gleichen in der That den paläolithischen Funden aus der Steinzeit des Alt-Quaternär von Saint Acheul (Somme) und Le Moustier (Dordogne) in Frankreich und derjenigen aus England, sowie den einschlägigen aussereuropäischen Funden. Nach Prüfung der aus demselben Fundgebiete stammenden Objecte Graf Wickenburg's kann ich den Behauptungen der beiden Forscher nur beipflichten und erklären, dass mir diese Funde als mit den bezeichneten paläolithischen in den Pleistocen-Ablagerungen Nordwest-Europas gefundenen nach Form und Materiale gleichartig erscheinen. Der objective Befund an den Formen derselben ergibt, wenn auch das geologische Kriterium der Stücke, wie eingangs dieses Aufsatzes hervorgehoben ward, ein eigenartiges

[1] Vgl. auch: The Scottish Geographical Magazine 1898, p. 72: „... made by a people that possibly lived 300 000 years ago, to quote Sir John Evans."

[2] Archivio per l'antropologia e la etnologia, XXVII, p. 156: Strumenti del tipo di Chelles scoperti dal Sig. H. W. Seton-Karr nella Somalia.

ist, ein sehr hohes Alter. Aber auch das Wesen der vorhandenen Waffenbestandtheile und Werkzeuge z. B., die nichts Meso- oder Neolithisches aufweisen, erhärtet dies: es prävaliren Waffen für den Nahkampf, blosse Risswerkzeuge zum Zertheilen des Fleisches, keine Spur von Politung und Perforation ist vorhanden, lauter Technik, die mit Sicherheit in die älteste Steinzeit zu setzen ist, dazu die für hohes Alter sprechenden Fundumstände[1]. Eine neolithische Periode hat es, obgleich die Höhlen Nordost-Afrikas noch gar nicht näher untersucht sind, wenigstens als bewohnte Höhlen der Steinzeit nicht erkannt wurden (so die Grotte von Schonach, Ejl u. a. m.), auch im Somâllande wahrscheinlich nicht gegeben[2]. Aus den noch heute bei den Somâl und Galla im Gebrauche befindlichen wenigen Steingegenständen kann ein Schluss auf eine neolithische Zeit Nordost-Afrikas nicht gemacht werden, wenngleich die noch heute im Gebrauche befindlichen Objecte ein sehr hohes Alter haben[3]. Wie die Bilder des Tempels von Deir-el-Bahari unzweideutig darthun[4], waren die Bewohner des afrikanischen Osthorns um 1700 v. Chr. im Besitze der Metalle, zu einer Zeit also, zu welcher die neolithische Stufe in Europa (3000—1500 v. Chr.)

[1] Vgl. R. Virchow's Vortrag auf der XXVIII. (Lübecker) Anthropologen-Versammlung.

[2] Révoil, La vallée du Darror, p. 291, berichtet von der Umgebung des Goraliberges, zwischen Berguel und Binnah am indischen Ocean: Aux alentours, gisaient des monceaux de détritus de coquillages (clovisses) et des ossements de poissons, puis des squelettes de tortues gigantesques, enfouis à peu de profondeur dans ces mêmes détritus. Tout signalait en ces lieux le passage d'une peuplade ichthyophage. Diese Stelle lässt an dem beschriebenen Platze eine Art Kjökkenmöddinge vermuthen, allein leider liegt keine bestimmte Aeusserung des Autors über das Alter der Schichten vor und spätere Reisende haben die Gegend nicht mehr untersucht.

[3] Die Somâl von Harar wie die Oromó vom Erer bedienen sich eines grossen durchbohrten rundlichen Steines zur Beschwerung einer Stossstange zur Erdauflockerung (dongórra). Manche Galla südlich von Schoa vollziehen die Beschneidung mit einem feingeschliffenen Steinmesser. Solche Messer, von denen auch mir der apostolische Vicar Bischof Cahagne erzählte und die er mir zu zeigen versprach, sind uralt in diesem Theile Afrikas. Der Missionar hatte Ursache, gegen diese alten Cultgegenstände zu eifern, und man geht wohl nicht fehl, diese Messer zu der Gattung von λίθος Αἰθιοπικὸς ὀξύς zu rechnen, von welcher Herodot, II, 86, berichtet. Nach Cahagne's Beschreibung scheinen es Obsidianmesser zu sein. Gregory fand auch bei den Massai Obsidianwerkzeuge in Verwendung. Auch die Herdecksteine der Oromó haben ein sehr respectables Alter, ich kann aber diese Gebrauchsgegenstände nicht für prähistorisch halten.

[4] Mariette, Deir-el-Bahari. (Paris 1876.) Vgl. auch Révoil, La vallée du Darror, p. 295 f.

ihr Ende noch nicht erreicht hatte. STRABO meldet von den Megobarern (Aethiopiern), dass sie an ihre Keulen eiserne Ringe anbringen[1]). Funde von altem Bronze- oder Eisengeräth sind auf dem afrikanischen Osthorn nicht gemacht worden. Die Kenntniss der Metalle scheint aber nach Nordost-Afrika direct aus Assyrien oder Indien gekommen zu sein.

An den Nachweis einer paläolithischen Zeit in Nordost-Afrika knüpft sich mit Recht ein wichtiger Ausblick auf die Gleichheit der Menschheit in dieser Zeit. Sir JOHN EVANS glaubt im Hinblicke auf die Formen der paläolithischen Funde in Asien, Afrika und Europa, dass there must have been some contact of the closest kind between the races who manufactured implements of such identical forms und er bekräftigt, dieser Umstand tends to prove the unity of races between the inhabitants of Asia, Africa and Europe in paläolithic times[2]). Ein solcher Schluss aus den Artefacten des Menschen, in welchen sich seine ganze Eigenart spiegelt, nicht nur der Ausfluss und das Maass seiner physischen Kraft, sondern auch der Grad seines Intellects, die volle Bethätigung und der Ausdruck seiner leiblichen und geistigen Potenz ist in hohem Grade berechtigt und zutreffend. Die paläolithische Somâlfunde decken sicherlich einen neuen Meilenstein auf auf der grossen Bahn, die die menschlichen Civilisation von Ost nach West gegangen, auf dem Wege der Menschheit überhaupt.

An dieser Stelle darf an einen Gedanken GEORG SCHWEINFURTH's erinnert werden, der die hamitischen Urväter der heutigen Aegypter an Arabiens Südwestecke das Rothe Meer überschreiten und nach Afrika übersetzen lässt, wo sie sich in den Wüstenthälern des Etbai auszubreiten begannen und, bald nilwärts sich wendend, in der Richtung von Süden nach Norden nach Aegypten gelangt sind[1]). Von diesem Schwarm von Nomaden haben sich vermuthlich auch die Väter der heutigen Hamiten des afrikanischen Osthorns nach Südosten abgezweigt und in ihnen sind wohl die Elemente zu erblicken, welche die uns heute vorliegenden paläolithischen Funde vom afrikanischen Osthorn mitgeschaffen haben, jene gespensterhaften „Gâllâl", welche der heutige Somâli als die Schöpfer der Culturüberreste aus grauer Vorzeit nennt und betrachtet.

[1]) STRABO, Geogr. ed. MEINECKE, c. 776: τοῖς ῥοπάλοις καὶ τύλους προστιθέασι σιδηροῦς.

[2]) Proceedings of the Royal Society of London, LX, p. 20 f.

[1]) Vgl. Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 19. Juni 1897, S. 269 ff.

Ueber

die Beziehungen zwischen Körperbeschaffenheit und geistiger Thätigkeit bei Schulkindern.

Von Dr. **Heinrich Matiegka** in Prag.

W. TOWNSEND PORTER hat in den „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte" 1893 (S. 337) auf Grundlage von in grossem Massstabe in den Public Schools von St. Louis, Mo, ausgeführten Messungen eine sehr interessante „Mittheilung über Untersuchung der Schulkinder in Bezug auf die physischen Grundlagen ihrer geistigen Entwicklung" gemacht und hiebei auch der Arbeiten GRACIANOV's und SACK's [1]) Erwähnung gethan. In dieser Arbeit verglich TOWNSEND PORTER die körperlichen Eigenschaften (Körpergewicht, Brustumfang, Kopfbreite) der Schulkinder je nach ihrem Fortschritte in der Schule, d. h. je nachdem dieselben sich in einer höheren oder niederen Classe befanden, als ihrem Alter im Durchschnitte entsprach. Mit Bezug auf diese Arbeit W. TOWNSEND PORTER's erlaube ich mir folgende Mittheilung zu machen:

Schon im Jahre 1891 habe ich an die Frage, ob der Schädelindex eine Beziehung zu den geistigen Fähigkeiten hat, heranzutreten versucht, indem ich an der Lobositzer Volks- und Bürgerschuljugend den Kopfindex der gleichalterigen Knaben mit ihrer Bildungsstufe, d. h. mit der Classe, in der sie sich eben befanden, verglich [2]). Hiebei ergab sich, dass die vorgeschrittensten Schüler auch die am häufigsten vertretenen Indices 84—88 aufweisen, während die länglichen Schädel — gleichsam minderwerthige Formen vorstellend — und umgekehrt die sehr runden Formen, häufig durch Krankheiten, Hydrocephalus und Rhachitis verursacht, sich häufiger bei Kindern fanden, welche im Schulfortschritt zurückgeblieben waren, d. h. in niederen Classen sich befanden, als die Mehrzahl ihrer Altersgenossen. Ich schloss daraus, dass wohl nicht eine bestimmte Schädelform, ein bestimmter Index, wohl aber die Abweichung von den für das Land typischen Indices auch mindere Geistesfähigkeiten mit sich bringe.

Bei der zur ethnographischen Ausstellung in Prag im Jahre 1895 unternommenen Schulstatistik wurden über meinen Antrag die beiden Rubriken „Begabung" und „Sitten" in die Fragebogen aufgenommen. Bis jetzt ist die Bearbeitung des in Prag gesammelten Materiales fertiggestellt [1]), und betreffen die folgenden Ausführungen lediglich die Untersuchung von über 7000 Prager Volks- und und Bürgerschulknaben, bei denen man eine strengere Beurtheilung erwarten konnte, als bei den Mädchen.

Vorerst ergab sich, dass die Mehrzahl der Kinder im sechsten Jahre in die I. Classe eintritt und dass diese freilich stetig sich mindernde Majorität jedes Jahr bis zum 13. resp. 14. Jahre (in die VII. und VIII. Volksschulclasse, resp. II. und III. Bürgerschulclasse) aufsteigt, während eine Anzahl vorauseilt, eine zweite Gruppe zurückbleibt.

Vertheilen wir nun die Knaben desselben Alters nach Classe und Körpergrösse, so zeigen die entsprechenden Serien, dass die mittlere Grösse, um welche sich die Kinder gruppiren, für dasselbe Alter in den niederen Classen kleiner ist, als in den höheren. So fällt die Mitte der Serie der siebenjährigen Kinder in der I. Classe auf 112, in der II. Classe auf 115, in der III. Classe auf 120 cm. Dasselbe beweist eine Zusammenstellung nach Gruppen: Bei einer Gesammtdurchschnittsgrösse von 115 cm für die Siebenjährigen, entfallen in der

I. Classe	65·2%	unter das Mittel,	27·9%	über dasselbe
II. „	43·6%	„ „ „	49·9%	„ „
III. „	13·2%	„ „ „	83·9%	„ „

[1]) N. SACK's Arbeit erschien deutsch in KOTELMANN's „Zeitschrift für Gesundheitspflege", 1893, S. 649.

[2]) Český Lid, I, 432, Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, XXII, 1892. Sitzungsbericht S. [81]

[1]) Vzrůst, vývin, tělesné vlastnosti a zdravotní poměry mládeže kr. hl. m. Prahy; Česká Akademie, II. Třída, Rozpravy, VI, č. 17. (Der Körperwuchs und die Entwicklung, sowie die körperlichen Eigenschaften und gesundheitlichen Verhältnisse der Jugend der königl. Hauptstadt Prag. Deutscher Auszug im Bulletin der böhmischen Akademie 1897.)

Endlich ergibt ein Vergleich der Durchschnittsgrösse dasselbe: die Siebenjährigen der I. Classe ergeben ein Durchschnittsmaass von 111·8 cm, die der II Classe eines von 115·4 und die der III. Classe eines von 120·6 cm, alle zusammen eine Durchschnittsgrösse von 115·0 cm.

Diese Verhältnisse, die sich für alle Jahrgänge in gleicher Regelmässigkeit ergeben, bestätigen vollkommen die Resultate Townsend Porter's. Aber diese Methode, bei welcher die „geistige Arbeitskraft" mit der „körperlichen Entwicklung" vermittelst des Classenfortschrittes in den Schulen verglichen wird, hat einige Mängel.

Vorerst geschieht in der ersten Schulclasse eine gewisse Auswahl, insoferne als von den fünfjährigen Knaben sowohl von den Eltern als von den Schulleitern und Aerzten nur die körperlich tüchtigsten zum Schulbesuche zugelassen werden, ohne Rücksicht auf ihre geistige Befähigung: diese Ausgewählten haben dann schon ein Jahr voraus.

Für's Zweite gibt es viele Fälle, in denen eine sonst indifferente Krankheit schon dadurch, dass sie das Kind längere Zeit vom Schulbesuche abhält, den Verlust eines Schuljahres zur Folge hat; die körperliche Schwächung (das geringere Körpergewicht und die geringere Körpergrösse etc.), welche eine Folge derselben Krankheit ist, kann nicht wohl als die Ursache des aufgehaltenen Fortschrittes betrachtet werden und darf deshalb hiebei nicht auf eine Abnahme der „geistigen Arbeitskraft" geschlossen werden: denn die geistigen Fähigkeiten konnten dabei ganz ungeschwächt erhalten bleiben.

Noch wichtiger ist aber der Umstand, dass eine Eintheilung nach ganzen Jahrgängen nicht genügt, um eine klare Einsicht zu erlangen. Es kommt nämlich viel darauf an, wie viele der Altersgenossen einer Classe am Anfange und am Ende des betreffenden Lebensjahres sich befinden.

Vertheilen wir uns daher die Knaben nach Altersvierteljahren, so finden wir in den einzelnen Classen sehr bedeutende Unterschiede in der Vertheilung: so stehen von den Siebenjährigen eigentlich

im Alter von	$7-7^1/_4$	$7^1/_4-7^1/_2$	$7^1/_2-7^3/_4$	$7^3/_4-8$ Jahren
in der I. Cl.	51	44	37	10
„ „ II. „	213	209	161	80
„ „ III. „	1	5	35	152

Diese Verhältnisse erklären sich eben einfach daraus, dass sie uns blos detaillirtere Ausschnitte aus den regelmässigen Alterscurven vorstellen: denn in der I. Classe stellt uns das sechste Lebensjahr den Culminationspunkt vor, um den sich die Knaben nach beiden Richtungen hin gruppiren, so dass die Siebenjährigen in den abfallenden Curvenschenkel zu liegen kommen, d. h. je entfernter vom sechsten Jahre, umsomehr nimmt die Zahl der Knaben ab. In der II. Classe ist der Culminationspunkt die erste Hälfte des siebenten Jahres, und befinden sich die Siebenjährigen diesem Punkte am nächsten; in der III. Classe endlich liegt der Culminationspunkt im achten Jahre und finden sich hier die Siebenjährigen im aufsteigenden Curvenschenkel, d. h. je näher dem achten Jahre, umsomehr nimmt ihre Zahl zu.

In Folge dieser ungleichmässigen Vertheilung erlangen wir ganz verschiedene Zahlen für die Körpergrösse der Knaben desselben Lebensjahres in den einzelnen Classen; denn die Knaben sind auch bei der Ungleichmässigkeit des Wachsthums im Laufe eines Jahres (nach Buffon, Malling-Hansen, Schmidt-Monnard etc.) jedenfalls gegen Ende des Jahres grösser als am Beginn. Ich nahm deshalb zur Vereinfachung der Berechnung ein gleichmässiges Wachsthum an und berechnete die Grösse für die einzelnen Vierteljahre: Bei einer Durchschnittsgrösse von 115·4 cm und einem Zuwachs von 5·6 cm (resp. Vierteljahrszuwachs von 1·4 cm) würden die $7-7^1/_4$-jährigen 113·3 cm, die $7^1/_4-7^1/_2$jährigen 114·7 cm, die $7^1/_2-7^3/_4$jährigen 116·1 cm, die $7^3/_4-8$jährigen 117·5 cm messen. Aus diesen Zahlen berechnete ich sodann die Durchschnittsgrösse für die 142 siebenjährigen Knaben der I. Classe 114·75 cm, für die 613 der II. Classe 114·89 cm und für die 193 der III. Classe 117·15 cm. In ähnlicher Weise erhielt ich für die 8jährigen der I. Classe 119·86 cm, der II. Classe 119·89 cm, der III. Classe 120 cm, der IV. Classe 121·84 cm, der V. Classe 122·3 cm.

Auf diese Weise erklärt also das thatsächlich verschiedene Alter und nicht die geistige Arbeitskraft den Parallelismus zwischen körperlicher Entwicklung und Schulfortschritt. Diese Ausführungen sind im Stande, die Schlussfolgerungen Townsend Porter's und die von mir oben angeführte Bestätigung abzuschwächen. Aber trotzdem bin auch ich geneigt, anzunehmen, dass eine gewisse directe Beziehung zwischen der Körperentwicklung und dem Schulfortschritt und noch mehr der geistigen Arbeitskraft besteht, und zwar deshalb, weil die thatsächlich vorhandenen Grössenunterschiede bei den Altersgenossen aus den einzelnen Classen bedeutender sind (7jährige: I. Classe 111·8 cm, II. Classe

115·4 cm, III. Classe 120·6 cm) als die theoretisch berechneten (I. Classe 114·75 cm, II. Classe 114.89 cm, III Classe 117·15 cm), so dass dieselben wohl nicht ausschliesslich durch den um ein Jahr früher erfolgten Eintritt in die Schule oder den Verlust eines Jahres durch Krankheit, Uebersiedlung etc. bedingt sind.

Trotzdem schien es mir richtiger zu sein, einzelne geistige Fähigkeiten direct mit einzelnen körperlichen Eigenschaften zu vergleichen: In der erwähnten Schulstatistik wurden deshalb die Begabung als „sehr gut, mittelgut und schlecht“ und die Sitten als „gut oder schlecht“ verzeichnet. Es ist wahr, dass die Beurtheilung häufig eine schwierige, manchmal persönlich gefärbt sein mochte, aber das Gesammtergebniss beweist doch, dass dieselbe im Ganzen überall nach demselben Massstabe geschah. Uebrigens ist auch der Classenfortschritt wohl auch manchmal von denselben Umständen abhängig.

In der ersten Classe ist die Zahl der unbegabten Knaben ziemlich bedeutend; erst nach einem Jahre ist der Lehrer im Stande, die Begabung der Schüler besser abzuschätzen, von denen sich ein grosser Theil unterdessen in seine Rolle zu fügen gewusst hatte. Bis zum 10. Jahre gelten 25% der Schüler für „sehr begabt“ und 9% für „unbegabt“. Bis zu diesem Alter ist auch die ursprünglich kleine Zahl der Sittenlosen auf 5—6% angestiegen. Im 10. bis 11. Jahre hat der Uebertritt der Begabtesten und Sittlichsten in die Mittelschulen zur Folge, dass die Schlechtbegabten und Sittenlosen von nun an einen grösseren Procentsatz unter den Zurückgebliebenen bilden.

Was nun die körperlichen Eigenschaften anbelangt, so fand ich bei Ausserachtlassung der Mittelbegabten die Durchschnittskörpergrösse in Centimetern:

bei den sehr Begabten:

im	5½.	6.	7.	8.	9.	Jahre
	107·8	111·9	116·3	121·3	126·4	
„	10.	11.	12.	13.	14.	„
	130·3	133·7	138·2	145·2	150·0	

bei den Unbegabten:

„	5½.	6.	7.	8.	9.	„
	107·5	108·2	113·1	121·6	124·9	
„	10.	11.	12.	13.	14.	„
	129·8	134·7	138·2	145·1	149·2	

bei den Sittlichen:

„	5½.	6.	7.	8.	9.	„
	108·0	109·9	115·5	120·8	125·3	
„	10.	11.	12.	13.	14.	„
	129·4	133.2	139·0	144·4	151·1	

bei den Sittenlosen:

im	5½.	6.	7.	8.	9.	Jahre
	(93·5)	112·2	114·4	117·3	124·9	
„	10.	11.	12.	13.	14.	„
	129·5	135·9	138·6	143·1	148·3	

Der Unterschied ist also nicht bedeutend und nur in den jüngeren Jahrgängen gehen die sehr begabten Knaben und die mit guten Sitten den anderen entschieden voran.

Die Haarfarbe war folgendermassen vertreten [1]:

	Sehr begabt:		Unbegabt:	
	5-9jähr.	10-14jähr.	5-9jähr.	10-14jähr.
I. blond	21·5%	14·2%	21·7%	18·1%
II. hellbraun . .	30·3%	29·8%	31·9%	25·9%
III. braun	28·0%	32·5%	25·9%	30·1%
IV. dunkelbraun oder schwarz	18·9%	21·6%	19·1%	24·3%
V. roth	1·3%	1·8%	1·4%	1·6%

Desgleichen war die Haarfarbe bei den Knaben mit

	guten Sitten:		schlechten Sitten:	
	5-9jähr.	10-14jähr.	5-9jähr.	10-14jähr.
I. blond	22·1%	13·9%	21·5%	18·5%
II. hellbraun . .	32·5%	29·6%	31·2%	23·5%
III. braun	26·0%	29·9%	25·3%	27·9%
IV. dunkelbraun oder schwarz	17·8%	24·5%	19·9%	27·7%
V. roth	1·6%	2·1%	2·1%	2·4%

d. h. die mittleren Stufen sind unter den sehr begabten und den sittlichen, die beiden Extreme unter den minderbegabten und sittenlosen Knaben häufiger vertreten.

Die Augenfarbe war bei den

	sehr Begabten	Unbegabten
I. hellblau oder grau	36·9%	34·7%
II. dunkelblau oder hellgrün	19·4%	19·3%
III. dunkelgrün oder hellbraun	17·2%	19·5%
IV. dunkelbraun oder schwarz	26·5%	26·5%
	guten Sitten	**schlechten Sitten**
I. hellblau oder grau	36·1%	35·4%
II. dunkelblau oder hellgrün	19·2%	20·0%
III. dunkelgrün oder hellbraun	19·8%	20·2%
IV. dunkelbraun oder schwarz	24·9%	24·4%

[1] Des Nachdunkelns wegen wurde das Verhältniss bei den jüngeren und älteren Knaben gesondert untersucht.

Die dunkelbraune und schwarze Augenfarbe ist bei allen Gruppen, sowohl der Begabung als den Sitten nach, annähernd gleich, hingegen überwiegen die helläugigen bei den Knaben mit guter Begabung und mit guten Sitten.

Diese Befunde, die für den Vorrang der Mischtypen, und zwar jener mit mitteldunklem Haar und hellen Augen (wenigstens in Böhmen und in der jetzigen Zeit, d. h. unter den jetzigen Verhältnissen) sprechen, finden eine Parallele darin, dass auch die allgemeine Körperconstitution (Körpergrösse, Ernährungszustand, Brustumfang etc.) nach den Resultaten derselben Schulstatistik am günstigsten zu sein scheint bei Kindern von dunklem Typus, aber nicht rein dunklem, sondern von einem solchen Typus, der durch Mischung noch so viel vom hellen in sich aufgenommen hat, dass sich dieser in den jüngeren Jahren, vor dem Nachdunkeln der Haare, deutlich verräth. Desgleichen scheint die Resistenz gegen Infectionskrankheiten bei den Mischtypen, und zwar dem mit dunklerer Haarfarbe (III. oder IV. Grad), aber mit hellerer Augenfarbe (II. Grad) am bedeutendsten zu sein. So ist es denn erklärlich, dass im Kampfe um's Dasein diese in körperlicher wie geistiger Beziehung bevorzugten Typen das Uebergewicht erlangt hatten: denn es findet sich überhaupt unter allen Knaben die Haarfarbe in folgendem Procentverhältnisse vertheilt: I. 18·7%, II. 30·9%, III. 27·6%, IV. 20·9%, V. 1·9%, hingegen die Augenfarbe I. 36·1%, II. 19·2%, III. 19·8%, IV. 24·9%[1]), d. h. die grössten Procentzahlen weisen die mittleren Haarfarben, aber die hellste Augenfarbennuance auf.

Den bedeutendsten Einfluss auf Begabung und Sitten scheint der Kopfumfang, der ja das einfachste Maass des Gehirnvolumens ist, zu haben. Denn es ergab sich durchwegs, dass Knaben von sehr guter Begabung und von guten Sitten häufiger und im Durchschnitte einen grösseren Kopfumfang besitzen. Die folgenden Zahlenreihen würden wohl noch zutreffender die Verhältnisse darstellen, wenn man alle Fälle ausschliessen könnte, in denen die Vergrösserung des Kopfumfanges durch Rhachitis, Hydrocephalus etc. bedingt war.

Durchschnittlich beträgt der Kopfumfang in Millimetern:

[1]) Der reine, helle und dunkle Typus (I + I und IV + IV) kommt gleich spärlich vor, nämlich in 10·8% und 10·9%.

bei sehr Begabten:

im	5½.	6.	7.	8.	9.	Jahre
	511·9	511·2	514·3	515·2	519·8	
„	10.	11.	12.	13.	14.	„
	521·9	522·5	523·7	533·2	537·4	

bei Unbegabten:

im	5½.	6.	7.	8.	9.	Jahre
	506·2	507·6	508·8	514·4	516·6	
„	10.	11.	12.	13.	14.	„
	518·3	524·2	520·8	528·1	520·6	

bei guten Sitten:

im	5½.	6.	7.	8.	9.	Jahre
	507·3	509·6	511·9	514·2	517·6	
„	10.	11.	12.	13.	14.	„
	519·1	521·1	523·1	528·2	531·3	

bei schlechten Sitten[1]):

im	5½.	6.	7.	8.	9.	Jahre
	(495·0)	508·6	508·6	515·7	516·1	
„	10.	11.	12.	13.	14.	„
	516·9	522·9	525·5	525·8	516·9	

In Serien zusammengestellt, fällt die Serienmitte der Kopfmaasse bei den unbegabten Knaben und jenen mit schlechten Sitten in jedem Jahrgange auf ein niedrigeres Maass, als bei den begabten und sittsamen.

Endlich, in Gruppen vertheilt, findet man unter Begabten und Sittsamen eine kleinere Procentzahl Kinder mit kleinem und eine grosse Zahl solcher mit grossem Kopfumfange. So constatirte ich, um bei den mehrfach angeführten siebenjährigen Knaben zu bleiben, einen Kopfumfang von:

	44–49 cm	50–52 cm	53–58 cm
bei sehr begabten:	10·9%	70·6%	18·5%
bei unbegabten:	19·2%	71·9%	8·9%
bei sittsamen:	14·5%	68·7%	16·8%
bei sittenlosen:	21·6%	67·6%	10·8%

Aus den angeführten Thatsachen können wir folgende Schlüsse ziehen:

1. Der Fortschritt der Schüler von Classe zu Classe hängt mit der Körperbeschaffenheit der Kinder namentlich in dem Sinne zusammen, als körperliche Schwäche, Krankheit etc. das Kind vom Schulbesuche fernhalten und so häufig den Verlust

[1]) Die Zahl der Knaben mit schlechten Sitten ist nicht so klein, als man nach der Unregelmässigkeit der Maassreihe schliessen würde, denn die Maasse betreffen folgende Zahlen von Untersuchten: (1), 16, 37, 52, 44, 55, 81, 84, 71, 7; aber diese Unregelmässigkeit ist hier eben charakteristisch.

eines Schuljahres zur Folge haben, während eine gute Körperconstitution einen früheren Eintritt in die Schule (im fünften Jahre) ermöglicht und stete Gesundheit auch einen steten Fortschritt gestattet. Die durch Krankheit bedingte Hemmung im Fortschritte, d. i. die geringere geistige Arbeitsleistung, tritt so neben körperlicher Schwäche auf, bedeutet aber noch nicht eine geringere geistige Arbeitsfähigkeit.

2. Der directe Einfluss der Körperbeschaffenheit eines z. B. zurückgebliebenen Körperwuchses auf die geistige Arbeitsfähigkeit ist nicht so evident, obzwar er sich nicht vollkommen leugnen lässt; denn bei den sehr begabten Knaben und jenen mit guten Sitten fand sich, wenigstens in den jüngeren Jahrgängen (vor Abgang der Bestbegabten an die Mittelschulen), häufiger eine bedeutendere Körpergrösse.

3 Was die Haar- und Augenfarbe betrifft, zeugen unsere Zahlen nicht für die Ueberlegenheit einer reinen Rasse (z. B. der hellen nach Otto Ammon, Lapouge u. A.); es scheint vielmehr, dass in unseren Gegenden und in den jetzigen Zeiten und unter den gegenwärtigen Umständen in Betreff der Begabung und Sitten die mittleren Haarfarben, aber eher eine helle Augenfarbe, also gerade diejenigen Mischtypen die bevorzugtesten sind, die auch sonst die beste Körperconstitution besitzen und den verbreitetsten Typus der jetzigen Bevölkerung Böhmens vorstellen. Es scheint, dass gerade diese körperlichen und geistigen Vorzüge diesem Mischtypus allmälig zur Herrschaft verholfen haben. Ueberdies scheint die natürlichste und günstigste Körperbeschaffenheit diejenige zu sein, die mit einem physiologischen Nachdunkeln des Pigments verbunden ist.

4. Den grössten Einfluss auf Begabung und Sitten hat der Kopfumfang resp. das Gehirnvolumen. Derselbe ist häufiger und durchschnittlich grösser bei den begabten und sittsamen Kindern.

5. Nach meinen früheren Untersuchungen scheint derjenige Grad von Brachycephalie, der den ethnographischen Typus des betreffenden Landes vorstellt, zugleich den besten Schulfortschritt zu ermöglichen, während längere und umgekehrt kürzere Schädelformen häufiger bei den Zurückgebliebenen sich vorfinden.

Ich möchte aber nicht ausschliessen, dass einzelne geistig eine Ausnahmsstellung einehmende Individuen (Genies) auch manche körperliche Abweichungen, Ausnahmen vorstellen können, wie denn ja alle angeführten Schlussfolgerungen nur relativen Werth haben.

Zum Schlusse möge noch die Frage berührt werden, wie weit die Resultate derartiger Untersuchungen einen Einfluss auf unsere pädagogischen Grundsätze haben können und sollen.

Vorerst ist klar, dass der Lehrer bei der Beurtheilung der Fähigkeiten und Kenntnisse der Schüler keine Rücksicht auf die körperlichen Momente nehmen soll. Denn alle angeführten Charaktere sind nur relative und können nicht direct zu einer Schlussfolgerung in Betreff der geistigen Thätigkeit benützt werden.

Umgekehrt scheint es aber gerecht, dass der Lehrer sein Urtheil und seinen Befund manchmal durch den somatologischen Befund erkläre und danach sein Benehmen dem Schüler gegenüber einrichte. Speciell, was die Sitten anbelangt, wird der Lehrer mit einem Schüler, dessen Körperbeschaffenheit (kleiner Kopfumfang, unregelmässige Kopfbildung, mangelhafte Körperentwicklung etc.) eine materielle Unterlage zu seinem sittenlosen Handeln abgibt, anders zu verfahren haben (namentlich beim Strafen), als mit einem solchen, dessen körperliche Eigenschaften eine normale, äusseren Einflüssen zugängliche Gehirnfunction annehmen lässt.

Was den Schulfortschritt anbelangt, entscheiden wohl vernünftige Eltern nach Berathung mit dem Lehrer wohl häufig schon selbst, ob ein Kind bei schwächlicher körperlicher Entwicklung in eine höhere Classe aufsteigen kann oder nicht. Es ist wohl nur eine Frage der Zeit, dass die Entscheidung hierüber dem Lehrer im Einverständnisse mit dem Fachmanne, dem Schularzte überlassen werden wird, deren Beider Urtheil — obwohl auf verschiedene Grundlagen sich stützend — sicher zumeist eine Uebereinstimmung aufweisen wird.

Endlich darf man nicht vergessen, dass Schulkinder sowohl in geistiger als in körperlicher Beziehung erst in der Entwicklung sich befinden und dass der momentane Zustand nicht immer eine Schlussfolgerung für kommende Zeiten zulässt.

Beiträge zur Ethnographie der südamerikanischen Indianer.

Von Professor Dr. **Josef v. Siemiradzki** in Lemberg

(Mit 39 Text-Illustrationen.)

Die Specialisirung sämmtlicher Disciplinen ist in den letzten Jahrzehnten so weit vorgeschritten, dass gegenwärtig der Weg zu ernsten wissenschaftlichen Forschungen unvorbereiteten Dilettanten so gut wie verschlossen ist. Es wird auch wohl keinem Zoologen z. B. einfallen, specielle Abhandlungen über Astronomie oder Chemie zu schreiben. das ist ja selbstverständlich.

Es gibt jedoch wissenschaftliche Gebiete, welche hievon eine Ausnahme machen müssen und welche noch lange Zeit ein freies Experimentalfeld für Dilettanten bieten werden: ich meine namentlich die Geographie und Ethnographie schwer zugänglicher Länder. In dieser Hinsicht sind unsere Ansichten über die Befähigung der entsprechenden Forscher sehr nahe der Meinung der Wilden, nach welcher ein jeder Europäer entweder Arzt oder Zauberer sein muss. Nach den Ansichten des gebildeten Publicums muss ebenfalls ein jeder zufälliger Beobachter in unerforschten Ländern eine universale Bildung besitzen. Wie weit die grosse Mehrzahl von Berichterstattern von diesem Ideal entfernt ist, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Es ist wohl lächerlich, wenn man, wie es öfters geschieht, einen Zoologen scharf tadelt, wenn derselbe keine geodetischen Messungen vorgenommen hat, oder dieselben ungenau ausgeführt, oder einen Kartographen, wenn er die Fauna und Flora des Landes nicht genau darzustellen weiss.

Ein classisches Feld für Dilettanten wird, wie gesagt, noch lange die Ethnographie bieten, da es wohl einem Zimmergelehrten selten möglich ist, ein wildes Volk persönlich zu studiren, und derselbe sich auf lose Berichte von sehr verschiedenem Werthe, Zeichnungen, Schädelmessungen und Untersuchung nicht immer ganz sicher aus einem bestimmten Orte stammender ethnographischer Gegenstände beschränken muss. Nach wie vor wird man gezwungen sein, Tausende von Kilometern in der Wildniss selbst herumzureisen, jahrelang unter den uns interessirenden Völkern zu leben, um entsprechende anthropologische und linguistische Studien mit gutem Erfolge vornehmen zu können. Nun aber wird das Abwarten, bis alle wilden Völker durch Specialisten untersucht werden, mit der Gefahr verbunden, dieselben sterben unterdessen völlig aus oder vermischen sich derart innig mit den weissen Ansiedlern, dass man keine reinen Typen mehr finden wird.

Als Dilettant auf dem Gebiete der Anthropologie, muss ich den geduldigen Leser um Entschuldigung bitten, wenn ich keinen ausführlichen Aufsatz über amerikanische Völker schreiben kann, sondern, da mir die einschlägige Literatur nur wenig bekannt ist, meine persönlichen Erfahrungen als Ausgangspunkt der nachstehenden Betrachtungen annehme.

Während meiner drei Reisen nach den verschiedenen Gegenden Südamerikas habe ich die einem Specialisten selten gegönnte Gelegenheit gehabt, die verschiedenen Typen der südamerikanischen Indianer von Panama bis Patagonien auf beiden Seiten der Anden aus persönlicher Anschauung kennen zu lernen und eine reiche Sammlung von ethnographischen Gegenständen aus erster Hand zu erwerben, sowie die sehr reichen anthropologischen Museen von La Plata, Santiago und Rio Janeiro näher zu besichtigen.

Die Schlüsse, welche ich aus jenen Erfahrungen zu ziehen gezwungen bin, stimmen im Principe mit der Topinard'schen Theorie überein und bilden eine specielle Entwicklung derselben für den südamerikanischen Continent.

Die Bezeichnung „Indianer" oder „amerikanische Rasse" hat sich in der gelehrten Welt als Begriff eines einheitlichen Ganzen tief eingebürgert, obwohl die anthropologischen Unterschiede zwischen einzelnen südamerikanischen Völkern kaum geringer als zwischen den Völkern Asiens sind, und ausserdem es kein einziges anthropologisches Merkmal unter ihnen gibt, welches nicht auch für verschiedene Asiaten charakteristisch wäre. Weder die „kupferrothe" Hautfarbe, welche eigentlich zwischen dunkelbraun und ganz weiss in allen möglichen Nuancen schwankt, noch die Gestalt des Schädels, welche bei den Feuerländern dolichocephal, bei den Guarani brachycephal, bei anderen Völkern mesocephal, bald hoch und zugespitzt, bald niedrig und flach, noch die Gestalt der Nase, welche bei den Botokuden aufgestülpt, mongoloid, bei den Aymara lang und

gebogen, semitenähnlich ist, noch die Augenstellung, welche bei den Botokuden und Patagonen schief, bei allen übrigen Stämmen horizontal ist, bieten irgend welche für sämmtliche Völker Amerikas constante Merkmale.

Unsere Kenntnisse über die Indianerstämme, besonders die südamerikanischen Völker, sind so lückenhaft, die Beobachtungen von Reisenden und Missionären so ungleichwerthig, dass trotz besten Willens ein Stubengelehrter in grösste Verwirrung gerathen muss, wenn er in diesem durch grossartige Völkerwanderungen und Kreuzungen erzeugten Chaos keinen Leitfaden findet. Der sehr gelungene Versuch v. d. Steinen's, die sprachliche Verwandtschaft der brasilianischen Völker zu vergleichen, hat zu dem erfreulichen Resultate geführt, dieselben in wenige ethnographisch und anthropologisch gut charakterisirte Völkertypen zu gruppiren; allein es ist nicht ausser Acht zu lassen, dass diese Methode nur bei unvermischten reinen Völkern mit Erfolg angewendet werden kann, da in der Nähe von Culturstaaten, wie Peru z. B., eine fremde Sprache zwangsmässig über weite Gebiete eingeführt wurde, zugleich mit fremder Cultur, und ferner die durch die Missionäre verbreitete Tupisprache (lengoa geral) von manchen anthropologisch fremden Völkern gesprochen wird (z. B. die Caingue von Paraguay). Wir brauchen nach Beispielen nicht lange zu suchen, wir finden dieselben in Europa bei jedem Schritte: es genügt, auf die Lombarden von rein germanischem Blute oder auf solche „Urgermanen", wie die Preussen und Pommern, zu deuten, in denen kaum ein Viertel germanischen Blutes sich finden dürfte, hinzuweisen. In Südamerika ist die Mischung der Völker nicht so stark, wie man es gewöhnlich annimmt, und man kann noch überall die reinen, unvermischten Typen jeder Rasse leicht herausfinden.

Obgleich der asiatische Typus sämmtlichen Amerikanern gemeinsam ist und die Mischung verschiedener kleiner Stämme untereinander während der grossen Völkerwanderung eine klare Einsicht über die prähistorischen Rassen höchst erschwert, so ist es dennoch möglich, bei einigermassen geübtem Auge mehrere territorial beschränkte, unvermischt reine Völkertypen zu erkennen, welche den successiven Einwanderungen aus dem Norden entsprechen, und sowohl in Süd- als in Nordamerika wiederkehren. Die vielfach ausgesprochene Ansicht, die Indianer sähen Alle einander ähnlich aus, erinnert mich unwillkürlich an die Meinung der wilden Neger, welche die Europäer unter einander gar nicht zu unterscheiden vermögen, „weil alle bärtig sind".

Die Bevölkerung Südamerikas besteht aus vier scharf von einander gesonderten Völkertypen, welche ebensoviele Einwanderungsperioden erkennen lassen, nämlich:

1. Eskimoide und mongoloide Hyperboräer aus der älteren Steinzeit (Feuerländer, Patagonen, Botokuden, Aruak).

2. Kariben (jüngere Steinzeit).

3. Brachycephale, rundköpfige mongoloide Rasse, welchen die Culturvölker Amerikas angehören: Tupis, Muiscas (jüngere Steinzeit bis Bronzezeit).

4. Kriegerische Jägernomaden vom (turanisch-finnischen) Typus der Dakota-Indianer und Azteken: Quichua, Aymara, Araukaner (Bronzezeit).

Ich werde weiter, insbesondere was die Araukaner betrifft, meine Ansichten, welche den allgemein angenommenen widersprechen, näher begründen.

Ich glaube, die Ansichten Moreno's, nach welchen in Patagonien die Wiege des Urmenschen zu suchen sei, brauchen keiner Widerlegung: so lange kein unzweifelhaft pliocäner Mensch gefunden wird, kann man diese Frage gar nicht discutiren; Peschel hat aber ganz richtig betont, dass ein solcher Fund nur da gemacht werden kann, wo die nächsten Verwandten des Urmenschen, die anthropomorphen Affen entweder noch leben oder in früherer Zeit gelebt haben, das ist gewiss für Patagonien nicht der Fall, und ebensowenig versprechen in Europa die sorgfältigsten Untersuchungen ein günstiges Resultat in dieser Hinsicht. Es können nur die Tropenländer Asiens und Afrikas in Betracht bei derartigen künftigen Untersuchungen kommen. In Patagonien ist der älteste Mensch quartär, und auffallenderweise gehört er ebenso wie in Europa demselben hyperboräischen Typus an.

Aus dieser Uebereinstimmung erklärt sich auch ohne besondere Hypothesen die Gleichheit beider ältesten Menschentypen im alten und neuen Continente, die vollkommene Uebereinstimmung der fossilen Schädel von Patagonien und Brasilien mit dem Typus von Neanderthal u. dgl. Die Heimat beider ist in Nordasien zu suchen, woher Völkerwanderungen während der Diluvialzeit in beiden Richtungen nach Ost und West stattgefunden haben müssen.

Nach dieser allgemeinen Einleitung gehe ich zur speciellen Charakteristik einzelner Völkergruppen

Südamerikas über, wobei ich nur bemerke, dass ausser den Culturstaaten, welche sich an europäische Verhältnisse mehr oder weniger angepasst haben, die von einander isolirten wilden Völker noch gegenwärtig gewöhnlich in demselben Culturzustande leben, in welchem sie in vorgeschichtlicher Zeit eingewandert sind und nur da, wo mehrere culturell verschiedene Völker verschiedener Sprache nebeneinander leben, gewisse, wenngleich geringe Veränderungen in deren Sitten und Gebräuchen sich merklich machen; die Urvölker sind eben zu conservativ, um von anderen, meist feindlichen Nationen etwas zu übernehmen: nur die europäische Cultur, wo sich dieselbe bis zu den Wilden Bahn gebrochen hat, besitzt die Eigenschaft, allmälig alle nationalen Eigenthümlichkeiten auszurotten.

Erste Periode. Aeltere Steinzeit.

In ältester vorgeschichtlicher Zeit war die ganze atlantische Küste Südamerikas südlich vom 30. Breitegrade von einem ärmlichen, eskimoiden Fischervolke bewohnt, dessen Reste die heutigen Alakuluf des Feuerlandes darstellen. Gleichfalls eskimoide Völker, welche der sprachlichen Gruppe der Aruak angehörten, hatten die Küstenländer zwischen der Landenge von Panama und der Mündung des Amazonas inne, und ihnen wiederum nahe verwandt sind die unter der Benennung der Nu-Stämme am oberen Amazonas und von da aus bis in den Gran Chaco sich ausbreitenden Völker. Das Innere des Continentes hatten gleichzeitig andere mongoloide, den vorher genannten Hyperboräern verwandte kriegerische Jägernomaden inne, deren Reste in den heutigen Patagonen, Botokuden, Crens, Gés etc. zu sehen sind.

A. Eskimoide Völker.

1. An erster Stelle sind hier die Feuerländer (mit Ausschluss der Oonas) zu erwähnen, mit denen die prähistorischen Schädel Patagoniens genau übereinstimmen. Dieses Volk zeichnete sich durch seine ausgesprochene Dolichocephalie gegenüber allen übrigen Völkern Amerikas aus. Obgleich die allgemein verbreitete Meinung über den thierischen, niedrigen Culturzustand der Feuerländer viel zu sehr übertrieben ist — denn es gibt in Südamerika Völker, welche auf einer viel niedrigeren Entwicklungsstufe als jene stehen —, so gehören die Feuerländer doch zu den niedrigsten Rassen des Continentes. Sie verstehen ihre Steinwaffen nicht zu schleifen und ihre Pfeilspitzen, welche sie gegenwärtig meistens aus Flaschenglas machen, sind nur gespalten, und zwar ganz ähnlich denjenigen Pfeilspitzen aus Obsidian und Feuerstein, welche am Rio Negro in Patagonien (Choele-Choel) und in den Sambaquis von Rio Grande do Sul gefunden werden. Die Feuerländer machen ihre Hausgeräthe aus Holz und Knochen, flechten wasserundurchlässige Körbe aus Baumbast, gehen aber trotz des rauhen Klimas völlig nackt; die Töpferei und Webekunst ist ihnen unbekannt. Sie leben in konischen Hütten aus am Scheitel zusammengebundenen Baumstämmen. Was über die ohne Häuser das ganze Jahr hindurch im Freien wohnenden Feuerländer erzählt wird, bestätigt sich nach den mir bekannten Berichten von Augenzeugen, jedoch nicht für die Feuerländer, sondern für die kriegerischen Oonas, ein Zweig der mongoloiden Patagonen.

In der Körpergestalt der Feuerländer sind besonders folgende Merkmale hervorzuheben, welche wir auch bei den Aruak wiederfinden: der mehr fette als musculöse Körperbau, die dünnen Glieder, was keineswegs auf die Verkümmerung durch Kahnfahrt zurückzuführen ist, wie dieses allgemein behauptet wird, da wir die gleichen Eigenschaften bei den Coroados, welche keine Kähne besitzen und ihr ganzes Leben zu Fuss herumlaufen, ebenso wie bei vielen anderen südamerikanischen Völkern wiederfinden.

Das Gesicht ist länglich, der Schädel lang und hoch, die Augenstellung bei reinen Typen gerade, nur bei Mischlingen mit mongoloiden Oonas kommt bei ihnen schiefe Augenstellung vor.

Nach den vortrefflichen Abbildungen von Ratzel und Reclus bedarf diese vielbesprochene Rasse keiner weiteren Beschreibung, nur ihre Dolichocephalie und die in neuerer Zeit wiederholt hervorgehobene Aehnlichkeit des Schädelbaues mit Botokuden verdient bemerkt zu werden.

Ausser den Feuerländern, deren Spuren an der Küste bis über Porto Alegre gegen Norden sich verfolgen lassen, glaube ich einen Rest dieser Urbevölkerung in den am niedrigsten stehenden Rassen des südlichen Paraguay, den Guagiachil, sehen zu dürfen, welche die südlichen Missionen an der Mündung des Iguassú bewohnen. Von den Guagiachil erzählt Bove, dass sie keine Hütten besitzen, sondern als wahre Waldnomaden fortwährend im Urwalde herumstreichen. Eine Eigenthümlichkeit, welche meines Wissens ausser den Guagiachil nur ihren nächsten Nachbarn, den Cáinguas und

Chavántes von Sao Paulo gemeinsam ist, besteht in der Gestalt der Bogen und Pfeile, welche viel kleiner als bei allen übrigen südamerikanischen Völkern sind und denjenigen der Feuerländer sehr ähnlich sehen. Die Pfeilspitzen sind harpunenartig aus hartem Holze geschnitten und nehmen die halbe Länge des ganzen Pfeiles ein. (Fig. 84.) Der kurze Schaft ist aus Bambusrohr gemacht und mit sehr kleinen, von der allgemein in Amerika verbreiteten Form sehr abweichenden Steuerfedern versehen. Der Schaft ist mit der Pfeilspitze mittelst eines Reifens von Baumbast befestigt. Harpunenartige Gestalt von

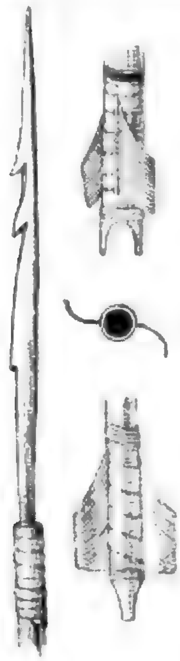


Fig. 84. Pfeile der Caingues. $^1/_6$ nat. Gr. (Meine Sammlung.)

Wurfspeeren kommt auch bei den benachbarten Coroados vor, jedoch nur bei Jagd-, nie bei Kriegswaffen.

Die Chavántes von Sao Paulo, welche gleiche Pfeile besitzen, stehen auf gleich niedriger Culturstufe und spielen anderen Indianerstämmen gegenüber die Rolle verworfener Parias, was für ihre Zugehörigkeit zu den ältesten Einwohnern des Landes entschieden spricht.

Neben den Guagiachíl und Chavántes würde man die Feuerländer als ein Culturvolk ansehen müssen.

Ob die Cáingue vom südlichen Paraguay, welche ein reines Guarani reden, aber ihrer Körperbildung nach keine Guarani sein können, ebenfalls hieher gehören, weiss ich nicht zu sagen; dasjenige, was ich von den Cáingue zu sehen bekam, lässt vermuthen, dass wir unter diesem Namen sehr verschiedene aldeisirte Völker der ehemaligen Jesuitenmissionen zu verstehen haben. Die Zeichnung, welche



Fig 85. Bogen der Caingues. $^1/_7$ nat. Gr. (Meine Sammlung.)

Bovz gegeben hat, bestätigt meine Annahme, denn es sind auf derselben neben breiten, runden Tupigesichtern auch Typen abgebildet, welche als Araukaner oder Quichuas angesehen werden könnten. Gleiche araukanische Typen habe ich in den südlichsten Missionen im Quellengebiete des Uruguay unter den getauften „Guarani"-Indianern öfters gesehen. Ueberhaupt muss man mit derartigen Col-

lectivnamen, wie „Pampas", „Guarani", „Botokuden", „Coroados", „Bugres" u. s. w. sehr vorsichtig sein, denn z. B. das Wort „Guarani" ist gewöhnlich gleichbedeutend mit getauften, friedlichen Indianern (Indios mansos). Botokudo nennen die Portugiesen alle Indianer, welche in der Unterlippe einen Holz- oder Steinpflock tragen, obgleich diese Sitte keineswegs bei allen Botokudenstämmen, dagegen gleichfalls bei vielen Guranis, Tupis und Kariben vorkommt, wie die schön polirten „Tembetas" aus Achat und Quarz beweisen. Endlich ist das Wort „Bugre" gleichbedeutend mit „Jivaros" der Peruaner und wird ohne Unterschied auf alle wilden Indianerstämme angewandt.

Das mongoloide Aussehen vieler „Cäingue-Indianer" beweist, dass darunter auch viele Coroados vorkommen, was auch durch die Meinung Ewerton Quadro's, die Coroados seien Nachkommen der Cäingues von Paraguay, eine gewisse Bestätigung findet.

Ich lasse die Frage über die directe Stammesverwandtschaft der Guagiachíl und Chavántes (von Sao Paulo) mit den Feuerländern oder den Botokuden offen, vielleicht wird es gelingen, durch das Studium ihrer noch völlig unbekannten Sprachen Licht zu dem Gegenstande zu finden. Vorläufig halte ich mich berechtigt, diese culturell nur mit den Australiern vergleichbaren Wilden als Reste der ältesten Bevölkerung Amerikas anzusehen.

2. Die Aruak- und Nu-Völker. Die ältesten Bewohner im nördlichen Theile des südamerikanischen Continentes gehörten den noch sehr wenig studirten Stämmen, welche die linguistischen Gruppen der Aruak und Nu umfassen, an.

Obgleich manche allgemein unter den älteren Völkern Amerikas verbreitete körperliche Merkmale sowohl den Aruak wie den Botokuden und Patagonen gemeinsam sind, wie nämlich der plumpe und breite Rumpf, die dünnen Gliedmassen, der kurze Oberarm, die sehr schwache Entwicklung der Waden, die kleinen Hände und Füsse, die Neigung zum Fettwerden und schwache Musculatur, so lassen sich dennoch in der Gestalt des Schädels und den charakteristischen Gesichtszügen sehr einförmig, wie das nur bei unvermischten Naturvölkern vorzukommen pflegt, sich wiederholende Merkmale anführen, welche die reinen Aruak, sehr leicht von Botokuden und Patagoniern, schwieriger jedoch von Feuerländern unterscheiden lassen, es sind dieses: der sehr hohe, gegen oben zugespitzte Schädel, die sehr schmale und stark gewölbte Stirn, das stark verlängerte Gesicht mit stark hervortretenden Backenknochen, die feinen und schmalen Lippen, die gerade und breite, lange, an der Wurzel stark eingedrückte Nase mit weiten Nasenlöchern, die horizontale Augenstellung. Der Habitus der Gesichtszüge ist den Eskimo äusserst ähnlich.

Die Cultur der Aruak, wie man an den rein erhaltenen Guajiros und Guaraunos sich überzeugen kann, ist kaum höher als bei den Feuerländern, sie sind ein ärmliches Fischer- und zum Theile Jägervolk.

Die Aruak gehen völlig nackt, verstehen rohes Irdengeschirr zu machen und verschiedene Matten und Netze zu flechten; Baumwolle kennen sie nicht, Steinwaffen findet man bei ihnen ebenfalls keine; da jedoch aus Columbien bei Ratzel Pfeile mit gespaltenen Steinspitzen abgebildet werden, so stimmen sie auch in dieser Hinsicht mit den Feuerländern überein.

Die anthropologisch und sprachlich mit den Aruak nahe verwandten Nu-Stämme am oberen Amazonas lassen den Einfluss ihrer höher cultivirten Nachbarn, der Tupis, erkennen. Sie tragen bunten Federschmuck, treiben etwas Landbau und kennen den Gebrauch der Baumwolle. Der Gesichtstypus ist jedoch sehr charakteristisch und sofort, trotz der Aehnlichkeit der Tracht und Cultur, von den rundköpfigen, plumpen Tupis unterscheidbar.

Die gegenwärtige Ausbreitung der Aruak- und Nu-Stämme ist so gross, dass eine unvermittelte Verbindung derselben mit den Feuerländern keine besonders kühne Hypothese zu sein braucht. Noch vor 200 Jahren waren die Aruak auf der ganzen Nordküste Südamerikas verbreitet, wo man noch gegenwärtig ihren reinen, mit Kariben unvermischten Typus in den Goajiros, Guaraunos und Arowaken findet.

Die Nu-Stämme (Fig. 86), deren Zusammenhang mit den Aruak v. Steinen bewiesen hat, nehmen gegenwärtig die ganze Gegend zwischen dem oberen Orinoco, dem Rio Negro, R. Yapurá und Amazonas ein. Südlich vom Amazonas-Strome, zwischen dem Ucayali und Tapajoz sind neben den Tupis auch zahlreiche Nu-Völker erhalten (Piros, Abaicú, Marauhá Canamirim, Parécis, Kustenaú, Baures, Antis, Moxos etc.) in Südbrasilien, Peru und Bolivien. Noch weiter gegen Süden dringen die Guanas von Paraguay ein.

Nach den in meiner Sammlung sich befindenden ethnographischen Gegenständen gehören hieher auch die Chamacócos vom nördlichen Chaco.

Es ist bemerkenswerth, dass ihr Verbreitungsgebiet von demjenigen der Patagonen und Crens scharf begrenzt ist, was auf ihre Gleichzeitigkeit hinzuweisen scheint, während die unter ihnen inselartig vorkommenden fremden Völker sämmtlich den späteren Einwanderern, Kariben und Tupis, angehören.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich einige Bemerkungen über die Culturzustände eines der südlichsten Nu-Stämme, der Parecis, aussprechen, welche unzweifelhaft fremden Einflüssen zuzuschreiben sind.



Fig. 86. Häuptling der Jauypirý vom oberen Amazonas. (Anthropologische Sammlung von Rio Janeiro.)

Eine sehr reiche ethnographische Sammlung von den Parecis im Museum von Rio Janeiro enthält viele interessante Gegenstände, welche auf peruanischen Einfluss schliessen lassen. Ausser verschiedenartigem Kopfschmuck aus bunten Vogelfedern und Stachelschweinstacheln, Mänteln aus Straussenfedern etc., finden wir schwarz und gelb gesprenkelte Strohhüte, sehr fein gewebte Binden aus farbiger Baumwolle mit einer zierlichen Zeichnung aus kleinen Quadraten, und ein musikalisches Instrument, welches mir in Amerika allein bei den Quichua-Hirten der Hochebene von Ecuador und Peru bekannt ist, nämlich die wohlbekannte altgriechische Orgelflöte aus fünf ungleichen, parallel aneinandergereihten dünnen Röhren. Diese Art von Flöte ist weder bei den Cariben, noch bei den Tupis bekannt; erstere gebrauchen meterlange und sehr dicke einfache Flöten, letztere lange Holztrompeten, ähnlich, wie sie in Europa von den Huzulen gebraucht werden.

Die ethnographischen Gegenstände, welche ich aus erster Hand in Asuncion von den Chamacócos aus dem nördlichen Chaco (bei Puerto Pacheco) erhalten habe, sprechen für ihre Zugehörigkeit zu den Nu-Stämmen, da dieselben nur aus Pflanzenfasern, Holz, Federn und Muschelscheibchen bestehen, keine Baumwolle bei denselben in Verwendung kommt, und die Gestalt mancher Gegenstände sowohl den Tupis als auch den Kariben fremd ist, dagegen bei den Nu vom oberen Amazonas vorkommt: so ist vor Allem ein Kopfschmuck zu erwähnen, wie man ihn bei den Jauypirý sieht, in der Gestalt einer über einen Meter langen Schnur aus durchbohrten runden Muschelscheibchen, die an einem Faden aus Palmenfasern festgebunden sind und in je 10 cm Entfernung Anhängsel aus Vogelknochen führen. Diese Anhängsel sind ausserdem mit kleinen Bündeln grüner Papageifedern und je zwei sehr rohen weissen Perlen geschmückt, welche wahrscheinlich entsprechend zugeschliffene Scherben von grober Fayence sein dürften; man findet nämlich derartige, sehr unregelmässig geformte, roh gearbeitete weisse Perlen auch bei anderen Nachbarstämmen, welche mit europäischen Händlern im Verkehre stehen, und daneben auch echt europäische, weisse und blaue Glasperlen (Caduveos, Lenguas). Die runden Muschelscheibchen sind aus der Schale einer grossen Bulimusart geschliffen und finden sich auch in den Schmucksachen von nahelebenden Tupi-Völkern, der Caduveos und Bororos. Ausser den genannten Gegenständen besitze ich von den Chamacócos eine Tanzrassel aus Tapirklauen, ein Halsband aus Krokodilschuppen und kleinen Stückchen von Rohr, mit einem kreuzförmigen Anhängsel aus braunen und rothen Pflanzensamen, netzförmige, geflochtene Reisetaschen ohne Federschmuck, aber mit grauen und rothbraunen Streifen bemalt, ferner viereckige aus Palmenfasern geflochtene Fächer zum Anhängen über dem Feuer, ähnlich den ostindischen „Punkhas“), mit grauen und braunen Zickzackstreifen. Bemerkenswerth sind die sogenannten „Bombillas“ zum Saugen von Paraguaythee (Fig. 87), welche durch ihre sehr primitive Gestalt als Mutterform der allgemein verbreiteten „Bombillas“ aus Silber oder Messing angesehen werden können: dieselben sind aus Vogelknochen gefertigt, deren ein Ende mit einem feinen Geflechte aus Palmenstroh geschlossen ist. Aehnliche „Bombillas“, jedoch von

einer etwas anderen Form, werden aus Tacuara-Rohr und Stroh von den Brasilianern in Lapa (Provinz Parana) geflochten und von da über ganz Südbrasilien verbreitet. Rohgearbeitete Tabakpfeifen aus hartem Eisenholz (Bignonia paranaensis), sowie eine ebenfalls aus Eisenholz zugeschnittene, an einer groben Schnur aus Butirifasern befestigte und mit einem Bündel bunter Federn geschmückte Häuptlingssignalpfeife ergänzen meine Sammlung, welche ich von einem intelligenten Sammler, der dieselben direct von den Chamacócos erworben hatte, gekauft habe. Die Gestalt jener Gegenstände, vor Allem der sehr spär-



Fig. 87. „Bombilla" von Chamacocos. ½ nat. Gr. (Meine Sammlung.)

liche Gebrauch von Federschmuck und der Mangel von Baumwolle in allen bezüglichen Gegenständen sprechen für die Zugehörigkeit der Chamacócos ebenfalls zu den Nu-Aruak-Völkern.

Ehe ich das Capitel über die Nu-Aruak-Völker schliesse, möchte ich noch bemerken, dass eine sehr charakteristische Waffe, das Blasrohr mit Giftpfeilen, bei vielen dieser Stämme am oberen Amazonas im Gebrauche ist und man leicht verführt wäre, aus der Verbreitung jener Waffe auf die Grenzen der ehemaligen Ausbreitung der Aruak-Nu-Völker zu schliessen. Die Frage ist jedoch dunkel, da einerseits alle älteren Schriftsteller gerade darin den Unterschied zwischen Kariben und Aruak zu sehen glauben, dass nur die ersteren Giftpfeile besassen, während die Aruak Bogen und Pfeil, aber niemals Gift benützen sollten.

Der Gebrauch von Giftpfeilen und Blasrohr ist gegenwärtig auf die Gegenden am oberen Amazonas und deren Zuflüsse in Peru, Ecuador und Westbrasilien beschränkt, wo nebeneinander sowohl Nu-Aruak, als Cariben und Tupis und sogar Quichuas hausen. Welchem jener Stämme die Erfindung des Blasrohres zuzuschreiben sei, lässt sich bei unseren gegenwärtigen Kenntnissen kaum ermitteln. Ich möchte daher auf drei Thatsachen hindeuten, welche in dieser Richtung von Bedeutung sein dürften: erstens, dass der Gebrauch des Blasrohres, obwohl ohne Giftpfeile, sondern allein mit Lehmkugeln, im Hochlande von Ecuador und Peru sehr verbreitet ist und die dortigen Indianer sich dieser Waffe zur Jagd auf Kolibris und andere mit schönem Gefieder versehene Vögel bedienen, dass dasselbe auch in den kleinen Antillen der Fall ist, wo es freilich mehr als Kinderspielzeug, aber dennoch auffallend verbreitet ist und mit einer erstaunlichen Sicherheit von den Creolen gehandhabt wird (ein weisser Creole hat z. B. in meiner Gegenwart alle Wespen eines Nestes, welche sich unter seinem Dache angesiedelt hatten, allmälig weggeschossen) und dass Giftpfeile und Blasrohr auch jenseits der Anden, bei den fraglichen Cayapas am Flusse Esmeraldas gebraucht werden. Zweitens möchte ich bemerken, dass nicht alle Stämme, welche sich der Giftpfeile bedienen, das Gift selbst zu mischen verstehen, und dass jenes Geheimniss allein manchen, wie es scheint, ausschliesslich karibischen Stämmen des oberen Amazonas angehört, das Gift selbst aber, in kurzen Bambusröhren eingepackt, ein sehr geschätzter Handelsartikel in den Flussgebieten des Marañon, Huallaga, Ucayali und Pastaza bildet. Drittens, dass es für das Blasrohr unter den Indianern des oberen Amazonas zwei verschiedene Namen gibt, wovon der eine, am meisten verbreitete, „Pucuna", der Tupisprache entnommen ist und einfach „langes Ding", Pucu-na bedeutet, während das zweite, „Pichura", den eigentlichen Namen bedeuten dürfte; wir finden denselben bei den Cayapas vom Esmeraldas und bei manchen Völkern der sogenannten „Jivaros".

Aus Obigem kann man schliessen, dass Blasrohr und Giftpfeile eine Erfindung der Kariben vom oberen Amazonas sind, und sich von ihnen auf die Nachbarvölker ausgedehnt haben, welche selbst kein

Pfeilgift zu machen verstehen und solches von ihren Nachbarn um theueres Geld erwerben müssen. Das Pfeilgift wird aus verschiedenen Pflanzensäften von den Zauberärzten (Piaché) unter grossem Geheimnisse gemacht, den Hauptstoff dazu soll die Frucht einer grossen Solanum-Art liefern.

B. Mongoloide Völker.

Es ist wohl ein Irrthum, wenn man alle Amerikaner als mongoloide Völker bezeichnet; wie wir weiter sehen werden, passen zu jener Bezeichnung ausser den Tupis allein die ältesten Urbewohner Südamerikas, welche in älterer Steinzeit eingewandert sind und wovon ein grosser Theil, wie oben gezeigt, dem Eskimo-Typus angereiht werden muss, während der zweite, welchen wir in Nachstehendem zu besprechen gedenken, durch die Gestalt seines Schädels und starke Neigung desselben zur Dolichocephalie sich vielmehr den hyperboräischen als den echt mongolischen Völkern nähert.

Eine scharfe Trennung der Völker der ersten Periode in eskimoide und mongoloide ist wohl ziemlich künstlich und besonders dadurch wünschenswerth, weil die von uns als mongoloid bezeichneten Völker nicht nur in ihrer Körpergestalt, hauptsächlich aber in ihren Gesichtszügen, sondern auch in ihrer Lebensweise von den früher genannten eskimoiden Völkern verschieden waren. Es gehören hieher ausschliesslich Jägernomaden, welche zu jener Zeit, als die Fischervölker der Aruak-Gruppe die Küste besetzt hielten, im Inneren des südamerikanischen Festlandes streiften.

Der Typus jener Völker ist zwar ebenfalls eskimoähnlich, jedoch ist die Dolichocephalie nicht so stark ausgesprochen, subdolichocephal bis mesocephal, mit breitem und plattem Gesichte, schmalen, schief stehenden Augen, aufgestülpter Nase und oben flachgedrücktem Schädel. Es verdient hervorgehoben zu sein, dass die mongoloiden Aborigenen Amerikas, die Patagonier, Coroados und verwandte Völker nicht zu fischen verstehen und auch gegenwärtig die in ihrem Gebiete wohnenden Gauchos, europäischen Blutes, an fischreichen Flüssen angesiedelt, von dieser Kunst keine Ahnung besitzen.

Wir beginnen mit den südlichsten Vertretern der Gruppe, welche wir als älteste anzusehen berechtigt sind.

1. **Die Patagonier.** Nach den von Ramon Lista ausgeführten Messungen von über 20 nicht künstlich deformirten Schädeln der Choon-ké (Patagonier) beträgt der mittlere Breitenindex derselben 77, ist also ausgesprochen mesocephal; Extreme Indices fallen bis 71 herab und steigen bis 82 herauf. Unter den 30 von Lista gemessenen Schädeln waren nur 2 entschieden dolichocephal, 8 brachycephal. Viel charakteristischer als der sehr schwankende Breitenindex ist bei den Patagoniern die Depression der Schädel, welche auch bei Botokuden scharf ausgesprochen ist.

Es sind hohe, jedoch mehr fette als musculöse Gestalten von dunkler Hautfarbe, mit kurzem Nacken, breiten Schultern, verhältnissmässig sehr kurzen Extremitäten, breitem und langem Rumpf. Der Kopf ist gross, Gesicht breit und platt, Stirn niedrig, zurücklaufend, stark behaart, flach; Augen eng und öfters schief geschlitzt, Nase kurz, oft platt und aufgestülpt; Adlernasen kommen nur ausnahmsweise vor und sind vielleicht auf Kreuzung mit Araukanern zurückzuführen. Die Nase ist oben schmal, unten dick und fleischig, Lippen dick und vorstehend, Kinn breit und kräftig, Backenknochen vorstehend, die Hände und Füsse klein. Die fabelhafte Riesengestalt der Patagonen ist wohl auffallend, jedoch durchaus nicht in jenem Grade, wie man es gewöhnlich meint; die durchschnittliche Höhe der Männer beträgt nach R. Lista 1·85 m, nach Musters 1·78 m.

Das Bild, welches Ratzel in seinem Handbuche von einem Tehuelchehäuptling gibt, ist durchaus nicht typisch, es ist offenbar ein Mischling mit Araukanern, wie aus dessen Wohnorte, dem Rio Negro, nicht anders zu erwarten war.

Die Sprache der Patagonen ist beinahe unbekannt, da die wenigen Wörter in den Vocabularien von Ramon Lista und Musters einander widersprechen und ausserdem die verschiedene Schreibweise (spanisch und englisch) den Vergleich beider erschweren; nur soviel ist jedoch sicher, dass die sehr oft angenommene sprachliche Verwandschaft mit ihren nördlichen Nachbarn, den Araukanern, ein grober Irrthum ist, da beide kein einziges Wort miteinander gemeinsam haben, ausser solchen, welche bei beiden Fremdwörter (Tupi, Quichua) sind oder sich auf Gegenstände beziehen, welche der eine Nachbar vom anderen übernommen hat.

Mit den Patagonen, welche sich selbst Tsoon-Ke nennen (Tehueltsche ist ein Araukanerwort) sind die wilden und kriegerischen Oonas des Feuerlandes identisch.

Man ist gewohnt, die Patagonier als Typus einer ausgedehnten Rasse von „Pampas-Indianern“

anzusehen, was jedoch einer eingehenderen Besprechung bedarf. Eine einheitliche Rasse von „Pampas" existirt offenbar nicht, es haben sich nur sehr verschiedene Völker durch gleiche natürliche Verhältnisse, insbesondere durch die Einführung des Pferdes und der Rinder in den Steppen, eine wenn auch nicht völlig identische, so jedenfalls sehr ähnliche Lebensweise angeeignet. Wir müssen gegenwärtig, nachdem sich ein grosser Theil der typischen „Pampas", ja sogar die classischen Abiponer von Dobrizhofer, als keine Patagonen erwiesen haben, eine Revision der „Pampas" vornehmen, wofür wir schon gegenwärtig gewisse Grundlagen besitzen.

Sicherlich zu der patagonischen Rasse haben die gegenwärtig ausgerotteten kriegerischen Querandies der argentinischen Pampa und die ehemaligen Charruas des heutigen Uruguay gehört, ferner die Tobas am Pilcomayo, wahrscheinlich die Mataguayos am oberen Vermejo und die Minuanos von der Provinz Entre-Rios.

Dagegen sind die durch die Monographie Dobrizhofer's allgemein bekannten Abiponer und Mbocovies nach den neuesten Untersuchungen von Lafona und Quevedo (Revista d. Museo de La Plata 1890—1891) ein Zweig der Kariben, die Moxos, gehören den Nu-Aruak an und alle argentinischen Pampas-Indianer sind entweder Araukaner oder Quichuas.

Die Guaycúrus vom unteren Paraguay scheinen ein Collectivname für berittene Räuberstämme des Chaco, vielleicht Tobas oder Lenguas zu sein, ebenso wie das Wort Jivaros in Peru und Bugres in Südbrasilien auf sämmtliche wilde Indianerstämme ausgedehnt wird. Die Payaguas vom Paraguay sind, wie weiter gezeigt wird, ebenfalls Kariben. Wir müssen uns demnach bei der Charakteristik der „Pampas"-Indianer in dem beschränkten Sinne auf die Patagonier und Tobas allein beschränken und späteren Untersuchungen es überlassen, die zu unserer Charakteristik passenden Jägernomaden ihnen nach näherem Studium hinzufügen.

Die Patagonen und ihre nächsten Verwandten der Pampa sind sämmtlich Reiternomaden. Ich betone das Wort „Nomaden", da unter den Eingeborenen Südamerikas das Nomadenthum viel weniger, als man gewöhnlich meint, verbreitet ist. Meines Wissens findet man in Südamerika ausser den Patagonen und einigen oben erwähnten Waldnomaden höchstens ein halbnomadisches Wesen bei manchen Waldindianern, welche ihre Wohnsitze periodisch wechseln, indem sie an jeder einzelnen Haltestelle eine zu einer anderen Jahreszeit bebaute Pflanzung von Mandjoka oder Bananen besitzen.

Die Einführung des Pferdes hat die Sitten der Pampasvölker gründlich verändert, aus Jägern sind sie zu Hirten geworden: jedoch nicht die Patagonen, welche nach wie vor allein vom Ertrage ihrer Jagd leben. Ihre früheren Waffen, den Bogen und den Pfeil, haben sie gegen von Europäern angeworbene Messer ausgetauscht. Ihre Nationalwaffe bleibt jedoch die uralte Wurfkugel, welche von den Patagonen auf die Araukaner (doch nur am Ostabhange der Anden) und Gauchos sich ausgedehnt hat.

Diese wohlbekannte Waffe hat einen doppelten Gebrauch, als Wurfkugel, um das verfolgte Wild oder den Feind zum Sturze zu bringen, und, in einen kurzen Knäuel zusammengebunden, als Keule, mit welcher das gefesselte Thier durch Kopfschläge betäubt und dann mit dem Messer getödtet wird. Ausgezeichnete Reiter, dressiren die Patagonier ihre Pferde aus diesem Grunde derart, dass dieselben mit gefesselten Hinterbeinen rasch zu galoppiren vermögen, was dem Reiter Zeit lässt, durch einen Ruck unter den Pferdebauch sich von den Fesseln zu befreien, indem dieselben mit dem Messer im vollen Galopp durchgeschnitten werden.

Die Patagonier besitzen keine ständigen Wohnungen, sondern nur tragbare Zelte von rechteckiger Gestalt aus zusammengenähten Guanacofellen, welche auf Tacuarastangen gespannt werden. Häufig sind diese Zelte von einer Seite ganz offen und nur von der Windseite geschützt (gleichen Hüttenbau finden wir bei den Coroados).

Die Patagonier kennen keinen Landbau und begraben ihre Todten in horizontaler Stellung; die Häuptlinge bekommen Erdhügel als Grabmonumente (auch bei den Coroados).

Zu weben verstehen sie nicht; was Waitz (S. 503) darüber berichtet, beruht auf einem Irrthum: die Kopfbinden werden zwar aus Schafwolle geflochten, die dazu nöthigen Fäden jedoch fertig von alten Pferdedecken und Ponchos ausgerissen, welche sie von Araukanern im Tausche für Guanacofelle und Straussenfedern bekommen. Ebenso war den Charruas das Weben unbekannt. Ihre einzige Industrie besteht im Anfertigen von Pelzmänteln aus rohen Guanaco-, Fischotter- und anderen Thierfellen, welchen die Weiber ganz nach der Eskimomethode durch Einreiben mit Fett und Kneten in den Händen die erwünschte Geschmeidigkeit und Weichheit zu geben

verstehen. Die Felle werden mit Sehnen von Straussen zusammengenäht. Ausserdem flechten die Patagonen verschiedene Theile von Pferdegeschirr aus ebenso weichgemachtem Rohleder, welche Kunst jedoch in Südamerika sehr weit verbreitet ist, und nicht nur in der Pampa, sondern auch im Hochlande von Ecuador allgemein bekannt ist.

Von der Sprache der Patagonen, über welche wir, wie schon gesagt, sehr wenig unterrichtet sind, möchte ich noch folgende Bemerkungen machen: Das Wort Oién (Fisch) erinnert sehr auffallend an One, Une (Wasser) der Aruak, und Yeiké (Feuer) stimmt mit Yaki der Moxos, Hioké der Baures, Iekió der Cauixana, Heghüé der Passe, Jixé der Uirina, Ikií und Hikkihi der Aruak von Guayana überein. Vielleicht würde ein näheres Studium der Tsoon-Ké-Sprache noch weiter Analogien mit den Aruak-Nu-Völkern zeigen.

Das Zählsystem ist decimal wie bei den Araukanern; für die Zahl 100 haben sie jedoch kein eigenes, sondern ein Guarani-Wort, Patáca (die Araukaner haben dafür mari-mari zehn Mal zehn). Das Wort für die Tausendzahl, Huaránca, ist dem Quichua entnommen.

Obgleich Frauen bei den Patagoniern silberne Ohrgehänge und Busennadeln tragen, verräth schon die Gestalt jener Gegenstände ihre Herkunft von den Araukanern. Töpferei ist ihnen ebenfalls unbekannt; alle Töpfe, die man bei ihnen zu sehen bekommt, sind von Kaufleuten erworbene Eisengefässe. Bei einem Nomadenvolke ist es auch leicht erklärlich, dass leicht zerbrechliche Gegenstände, wie Töpferwaaren, im Haushalte unzulässig sind.

Von dem religiösen Glauben der Patagonier wissen wir nur, dass sie an einen bösen Geist glauben, welchen sie Walftschiu nennen. Die von Ramon Lista angeführte Fluthsage ist zu sehr der biblischen Geschichte ähnlich, um nicht auf ganz junge Einflüsse von christlichen Missionären zurückgeführt werden zu müssen.

Reine Tsoon-Ké findet man gegenwärtig nur südlich vom Rio Santa Cruz; Alles, was zwischen diesem letzteren und dem Rio Negro herumwandert, ist ein buntes Gemisch mit Araukanern, welche nach dem Vernichtungskriege von General Roca im Jahre 1881 massenhaft nach dem Süden emigrirt sind und auch heutzutage aus Chile und Argentinien alljährlich sich zu grossen Jagdzügen südlich von Nahuel-Huapi begeben.

2. Die Coroados (Bugres). Mit den eigentlichen Patagonen grenzen im Norden die ersten Vertreter der grossen Völkergruppe, welche v. d. Steinen als Tapuya vereinigt hat (Ges, Crens, Botokuden etc.), die Coroados, über welche wir verhältnissmässig gut unterrichtet sind.

Die portugiesische Bezeichnung „coroado“ ist ebenso unbestimmt wie „botocudo“ und wird ebenso wie diese letztere häufig auf Völker sehr verschiedener Rassen angewendet. So werden unter den Coroados auch manche unzweifelhafte Tupi-Stämme, welche ihr Kopfhaar tonsurartig rasiren, mitbegriffen. Eine ethnographisch definirte Gruppe bilden nur die Coroados, welche als Bugres im südlichen Brasilien bekannt sind, und das Gebiet zwischen Corrientes und Sao Paulo einnehmen. Von den Guaranis sind sie in jeder Hinsicht verschieden. Martius hat ihre Sprache zu den Crens (Botokuden) gestellt, anthropologisch stehen sie ebenfalls sowohl den Botokuden wie den Patagonen (Pampas) nahe.

Obwohl wir von der Sprache der Coroados wenig wissen, so ist dennoch dieselbe sicher von der Tupi-Guarani total verschieden und es ist, da ihr mongoloides Aussehen eine Blutsverwandtschaft mit den Kariben ausschliesst, mehr als wahrscheinlich, dass die Martius'sche Classification derselben richtig ist. Ein ethnographisch wichtiges Wort der Coroado-Sprache möchte ich hervorheben, nämlich: „goió“ (Wasser), Goió-en, wie die Coroados den Uruguay nennen, bedeutet „grosses Wasser“ (Y-guaçù in der Tupi-Sprache). Dieses Wort erinnert einerseits an Ko-on (Fluss) der Patagonier, viel mehr jedoch an die unzähligen Orts- und Völkernamen ganz Südamerikas, bis nach Goyana und Ecuador, in welchen das Wort Goia, resp. guaya, wiederkehrt (Goaynas, Goyatacaz, Goyana, Goyaz, Goyaqui, Guayaquil, Guaycuru, Para-Guay, Uru-Guay u. s. w.), was auf eine ehemalige Verbreitung von Stammesgenossen der Coroados und Botokuden über ganz Südamerika hinzudeuten scheint. Nicht zu vergessen ist dabei, dass unter den zahlreichen an der pacifischen Küste erhaltenen Resten aussterbender Völker in der ecuadorianischen Provinz Esmeraldas ein Völkchen der Cayapas lebt, dessen Sprache alle Ortsnamen der Provinz entnommen sind und welche durchaus nicht zufällig denselben Namen wie die Indianer der Provinz Goyaz in Centralbrasilien (nach v. d. Steinen ebenfalls eine zur Tapuyágruppe gehörende Nation) tragen. Die wenigen Wörter,

welche wir der Mittheilung von TH. WOLF verdanken (Viajes cientificos por la republica del Ecuador. Guayaquil 1879, S. 57), zeigen grosse Analogieen mit verschiedenen Stämmen der Gés (Tapuya v. d. STEINEN's). Vergleichen wir z. B. das Wort „aschóa" (Haar) mit asaih der Chicriabas, Wasú der Suyá, desáhi der Cherentes, Dajáhi der Chavantes; oder „guiho" (Nase), mit nihíco und niíka der Cotoxos, inschíco der Goyatacá, ferner: neachká (Fuss) mit huachtöh der Masacará (Ges) hoaté der Cotoxos, waaté der Caraja; páchta (Sonne) mit pútu (Aponegricans) itpúti (Cayapo) pútt (Caraja), endlich: bi oder pi (Wasser) mit be-ai der Carajá, so wird es uns nicht mehr überraschen, mitten zwischen Quichua- und Tupi-Völkern solche Ortsnamen wie Gauyaquil zu finden, welche in Central- oder Nordbrasilien ganz natürlich wären. Die Indianer, welche ich an der Küste von Esmeraldas im Golfe von Ancon gesehen habe, sind nach meinem Skizzenbuche mongoloid, dünnbeinig, mithin vollkommen mit den Botokuden und Coroados übereinstimmend, von den übrigen Küstenstämmen Ecuadors total verschieden.

Ueber die bis zur neueren Zeit sehr wenig bekannten Coroados Südbrasiliens ist neuerdings ein sehr interessantes Manuscript aus dem Jahre 1866 in einem brasilianischen Kalender (Annuario do estado do Rio Grande do Sul 1897) veröffentlicht worden. Der Verfasser, Oberst ALFONSO MABILDE, war viele Jahre lang mit den im Norden der Provinz Rio Grande lebenden Coroados im Verkehr, und seine Schilderung ist wohl die beste und ausführlichste, welche wir von jenem Stamme besitzen; leider ist mir der zweite Theil dieses Manuscriptes, welches in diesem Jahre gedruckt werden sollte, nicht bekannt.

Die Coroados sind allgemein unter dem Namen „Bugres" bekannt, welcher sich jedoch auf sämmtliche wilde Indianerstämme ohne Unterschied bezieht. Der portugiesische Name stammt von der Sitte, das Kopfhaar am Scheitel tonsurartig zu rasiren, ab; dieselbe Sitte ist jedoch auch unter manchen Tupis verbreitet. In ihrem Aeusseren unterscheiden sie sich von Botokuden, vor welchen sie grosse Furcht haben sollen, dadurch, dass sie nur grosse, runde Ohrscheiben, aber keine Lippenpflöcke tragen. Die Coroados sind von mittlerer Grösse, von heller, gelblich rothbrauner Hautfarbe; die aldeisirten Stämme, welche Ackerbau treiben, sollen dunkler sein. Ihr Körperbau ist gut proportionirt, musculös, Füsse und Hände zierlich und klein, Beine auffallend dünn, beinahe ohne Waden. Gesicht rundlich, Backenknochen vorspringend, Nase breit und eingedrückt, Augen schief, Mund weit mit mässig dicken Lippen. Der Habitus der Gesichtszüge ganz mongolisch, wie bei Botokuden.

Beide Geschlechter gehen ganz nackt; die Männer tragen höchstens eine Binde um die Hüften aus geflochtenen Fasern von Tucúm (Astracarium Tucúm) oder Urtica arborea. Keine Spur von irgend welchem Kunstsinne, kein Federschmuck, sogar keine Flechtarbeiten, welche bei anderen Völkern Amerikas so meisterhaft gemacht werden.

Die Coroados vermeiden die Nähe von Flüssen und legen ihre Ansiedelungen stets im Inneren, an den höchsten Stellen des Hochlandes, inmitten von Araukarienwäldern an. Ihre Hütten sind prismatisch oder halbcylindrisch, circa 3 m lang, $1\frac{1}{2}$ m breit und ebenso hoch. Unverheiratete Burschen bauen sich Hütten, welche die Gestalt eines Kugelsegmentes oder einer Badehütte, wie man sie in den Seebädern zu machen pflegt, besitzen. Die Hütten werden aus Blättern einer Palmenart (Cocos coronata) gemacht und mit „gerivá" gedeckt, $1\frac{1}{2}$ m lang, 1 m hoch und breit. Eine andere Gestalt von Hütten ist wohl nur eine Modification der vorigen: halbcylindrisch, jedoch nur einseitig mit Blättern von Samambaia (Polypodium spinosum) oder Teto (Polypodium instans) gedeckt. Solche Hütten werden nur während der Reise, wenn irgend ein Hinderniss zu einem längeren Aufenthalte zwingt, gebraucht.

General EWERTON QUADROS, welcher als eine häufig citirte Quelle über die Coroados gilt, berichtet zwar, sie kennen grobe Töpferei und verstehen schöne Stoffe aus Embiráfasern zu weben; nach den ausführlichen und bedeutend älteren Beschreibungen von MABILDE ist jedoch dieses nicht der Fall, und diese Industrie wurde bei den aldeisirten Indianern durch Verkehr mit Guaranis eingeführt. EWERTON QUADROS hält die Coroados für Nachkommen der Cáingue von Paraguay, was allerdings nicht stichhältig ist, da die Cáingue keine reine Rasse sind, und Guaraní sprechen.

Die einzelnen Horden der Coroados unterliegen einem gemeinsamen Häuptlinge, welchem sie blinden Gehorsam leisten. Ungehorsame Banden und einzelne Krieger werden erbarmungslos vernichtet und können sich allein durch schleunigste Flucht in sehr entlegene Gegenden vor der Rache ihrer Stammesgenossen retten. Dieses erklärt uns die sehr weite

Zerstreuung der verhältnissmässig nicht sehr zahlreichen Coroados zwischen fremden und häufig feindlichen Völkern. Solche Flüchtlinge lassen ohne Schwierigkeiten unter sich Neger, Mulatten und andere Mischlinge ein; jedoch wird in gewöhnlichen Verhältnissen jeder Fremde, welchen sie in ihre Hände bekommen, sofort getödtet. Ausnahmen sind höchst selten und beschränken sich gewöhnlich auf Geistliche oder Beamte, welche die Indianer durch in der Nähe postierte Truppentheile unterstützt wissen. Dass dieser erbitterte Kampf gegen die Europäer keine Eigenschaft der sonst in ganz Amerika sehr gastfreundlichen Indianer ist, sondern durch die Jahrhunderte lang dauernde Sclavenjagd der brasilianischen „Mameluken" hervorgerufen worden ist, bedarf wohl keiner Beweise. Die Missionäre sind dabei nicht günstiger gestellt als die übrigen Weissen. Ein deutscher Mönch aus Blumenau, welcher vor einigen Jahren zu den „Bugres" sich begeben hatte, welche die Umgegend der Colonie Lucena im Staate Parana belästigten, war froh, dass man ihm nur die Fingerspitzen abgeschnitten und mit der Drohung entlassen hatte, sich nicht zum zweiten Male dorthin zu wagen, sonst würde man ihn erschlagen. Um so auffallender ist das friedliche Verhältniss, in welchem diese Wilden mit den neulich in der Colonie Lucena angesiedelten polnischen Colonisten leben. Mehrere Anfälle auf jene Colonie, welche meines Wissens in den letzten Jahren stattgefunden haben, wurden stets entweder gegen die dort angesiedelten brasilianischen Indianerjäger (Bugreiros) gerichtet, oder von Brasilianern durch Angriffe auf die ruhig in ihrer „Tolderia" sitzenden Coroados provocirt.

Ausser dem Versuche, welcher vor einigen Decennien durch einen Vertrag zwischen der brasilianischen Regierung und einem einflussreichen Häuptlinge, Namens Doble, zu Stande gebracht wurde und zur Gründung mehrerer, heute meist verlassener Indianercolonien im Norden der Provinz Rio Grande do Sul (bei Vaccaria) führte, misslingen in Brasilien alle Versuche, die Coroados zu beherrschen.

Dass die Coroados durchaus nicht von Natur so wild und blutgierig sind, wie man von brasilianischer Seite versichert, beweist unter Anderem eine interessante Mittheilung, welche mir ein brasilianischer Oberst aus Matto Grosso erzählte, wo die Coroados als sehr tüchtige, tapfere und ehrliche Soldaten sich erwiesen haben. Es kommt z. B. öfters vor, dass zur Zeit gewisser Jahresfestlichkeiten bei den Coroados ein Wachposten in den Wald desertirt; er lässt jedoch sämmtliche Uniformirungsstücke und Waffen in grösster Ordnung am Posten und kehrt nach dem Feste ruhig in die Kaserne zurück, woher man es bei der übrigens in der brasilianischen Armee äusserst lockeren Disciplin durchaus nicht übel zu nehmen pflegt.

Polygamie ist allein den Häuptlingen gestattet. Mabilde hat bei einem Kaziken 19 Frauen gesehen. Die Stellung der Frauen ist gleich Sclavinnen. Der Häuptling verfügt über alle Frauen seines Stammes nach Belieben, und vertheilt dieselben nach seinem Willen an untergeordnete Häuptlinge und gewöhnliche Krieger. Die Heirat wird ohne jede Ceremonie geschlossen. Die Krieger können ihre Weiber untereinander tauschen oder anderen die ihrigen abgeben, zwar jedesmal nach Bewilligung des Häuptlings, jedoch macht jener niemals Schwierigkeiten, besonders wenn die Frau gegen eiserne, von Colonisten geraubte Gegenstände, die zur Anfertigung von Pfeilspitzen dienen, eingetauscht wird. Bei Frauenwechsel bleiben die Kinder stets beim Vater. Schwangere Frauen werden gezwungen, grössere Lasten zu tragen und schwerere Arbeit als die übrigen auszuführen. Nur unmittelbar vor der Geburt wird die Frau in Gesellschaft eines alten Weibes in eine isolirte Hütte gebracht, in welcher Tag und Nacht Feuer gehalten wird. Das neugeborene Kind wird sofort im nächsten Bache gebadet, in die Hütte gebracht und am Feuer getrocknet. Die Mutter thut das Gleiche. Für die Geburt wird der Frau ein Bett aus trockenen Blättern gemacht, sonst schlafen aber die Coroados stets ohne jede Unterlage oder Decke auf dem nackten Boden. Nachdem die junge Mutter ausgeruht ist, kehrt sie in ihre gemeinsame Hütte zurück, wo sie von der übrigen Familie mit der grössten Gleichgiltigkeit empfangen wird. Das Kind wird von den alten Weibern übernommen, welche die mit Hausarbeiten beschäftigte Mutter in der Kinderpflege vertreten.

Sobald der Vater eintritt, wird ihm das Kind übergeben und das älteste Weib, welches als Kinderwärterin zu fungiren hat, bittet ihn, er möge dem Kinde einen Namen geben. Wenn der Vater den Namen ausgesprochen, übergibt er das Kind der Mutter, welche den Namen wiederholt und dann geht der Säugling in der Runde von Weib zu Weib, wobei jede den Namen ausspricht, bis er an die älteste Kinderwärterin zurückkehrt.

Die Eigennamen der Coroados sind meistens ohne jede Bedeutung und stellen einen willkürlich

gewählten Klang dar. So wurde z B. nach Mabilde eine Frau Cachangoél genannt, mit einer bei Europäern unaussprechlichen gutturalen Aussprache. Dieses Wort besteht nun aus Folgendem: Caá, ein Tupiwort (Gras, Blatt, Wald), welches die Coroados Caé aussprechen, das é stark aspirirend, ferner aus Ham, einer Nachahmung des Grunzens vom brasilianischen Wildschweine (Dicotyles labiatus) und Goené, ein Wort der Tupisprache (Weg, Waldsteg), durch Corruption Ghoéll ausgesprochen, es ist also die Bedeutung des Frauennamens Cachangoél gleich: Grunzen des Wildschweines am Waldstege.

Man findet auch portugiesische Namen, welche auf Umwegen zu ihnen gelangt sind, so hiess ein von Mabilde begegneter Indianer „Braga", ein Coroadohäuptling von Rio Grande do Sul „Doble" etc.

Einen höchst merkwürdigen Brauch beschreibt sehr ausführlich Mabilde: die Menstruation der Frauen und Mädchen wird sofort durch Trinken eines Pflanzensaftes unterdrückt und verschwindet bis zur nächsten Geburt, ohne irgendwie auf den Gesundheitszustand der Frau dadurch schädlich zu wirken.

Eine Eigenthümlichkeit des Körperbaues, welche auch bei den Botokuden allgemein verbreitet ist, besteht in der ganz besonderen Ausdehnung der Frauenbrüste bei verheirateten Weibern; dieselben erreichen manchmal 33 cm Länge und sehen ganz sackförmig aus, denn der obere Theil derselben besteht nur aus Haut, ein Sack, dessen unteres Ende in der Nähe der Brustwarze nur etwas aufgebläht ist. Die einmal ausgedehnte Brust kehrt nicht mehr in ihre ursprüngliche Gestalt zurück, und es bleiben zwei leere Hautsäcke mit Brustwarzen an ihrem Ende Bei jungen Mädchen ist die Brust normal gebildet; es scheint jedoch, diese Gestalt gelte für nicht schön, weil die jungen Mädchen in Gesellschaft von Männern stets verschämt ihre Brust mit gekreuzten Händen bedecken, während verheiratete Frauen ungenirt mit Männern umgehen.

Die Coroados vertragen leicht die grössten Temperaturwechsel und haben Neigung zum Fettwerden.

Gegen Fremde, wenn sie dieselben nicht sofort tödten, sind sie sehr gastfreundlich und leihen ihnen ihre Weiber ohne Schwierigkeit für irgend welche kleine Geschenke aus; die aus solchen Verhältnissen geborenen Kinder werden jedoch sofort nach der Geburt umgebracht. Unter ihnen jedoch wird Ehebruch mit dem Tode bestraft. Beide Mitschuldige werden an einen Baum angebunden und in Gegenwart des ganzen Stammes mit Pfeilen getödtet. Es werden zur Hinrichtung die jüngsten Männer der Horde abcommandirt und die Pfeile des Verurtheilten selbst dazu verwendet.

Die Leichen der Hingerichteten bleiben einen ganzen Tag an der Richtstätte angebunden. Am nächsten Morgen muss der Kläger die Pfeile aus denselben herausziehen und an der Stelle verbrennen. Dann werden die Leichen zur Grabstätte geschleppt und unterwegs ihre Schuld ihnen noch vorgeworfen. Beide werden in einen gemeinsamen Graben hineingeworfen und mit sehr wenig Erde zugedeckt. Die Zeugen der Ceremonie bleiben dann den ganzen Tag in ihren Hütten eingesperrt, nur die Frauen dürfen ausgehen, um Holz und Früchte zu suchen.

Menschenmord unter Stammesgenossen ist unbekannt.

Mabilde gibt eine sehr ausführliche Beschreibung der Begräbnissceremonie eines grösseren Häuptlings, welche ich hier wörtlich übersetze, da man gleiche Ceremonien bei vielen anderen Völkern der ersten Periode finden wird. Auffallend ist der Mangel von Zauberärzten, welche damit als ganz bestimmt späteren karibischen Einflüssen überall zuzuschreiben sind.

Sobald der Häuptling gestorben ist, geht eine der ältesten Frauen, die traurige Nachricht den untergeordneten Häuptlingen mitzutheilen. Diese versammeln sofort sämmtliche Männer ihrer Horde, kommen alle mit Keulen bewaffnet, stellen sich um die Hütte des Verstorbenen herum, Niemanden ausser den Frauen und Kindern desselben in die Hütte hereinlassend. Sobald die Hütte von Kriegern umstanden ist, gehen die ältesten Söhne des Verstorbenen oder dessen nächste Verwandte in den Wald, um die nöthigen Holzstangen zur Bereitung einer Tragbahre zu holen. Die Bahre wird in der Hütte von den Verwandten gemacht, wonach die Frauen die Leiche auf dieselbe legen Es wird Alles in grösster Stille gethan, dann werden Feuer am Kopfe und an den Füssen der Leiche angezündet, alle übrigen dagegen gelöscht. Alle Angehörigen versammeln sich um den Herd herum und verbringen die Nacht schlaflos, ebenso die draussen Wache haltenden Krieger. Nur bei grosser Kälte ist es denselben gestattet, einige Feuer anzulegen. Bei Tagesanbruch kommt der älteste Sohn des verstorbenen Häuptlings aus der Hütte heraus und ladet vier älteste Häuptlinge der unterthanen Horden ein, den

Tod ihres Kaziken festzustellen. Diese verlassen ihre Keulen, gehen in die Hütte hinein und stellen durch Tasten und Rühren der Leiche den Tod des Verstorbenen fest; Alles geschieht in grösster Stille. Nachher gehen die vier Häuptlinge hinaus, nehmen ihre Keulen wieder, stellen sich vor die Hütte und kündigen mit trauriger Stimme den rundum versammelten Kriegern an, dass der Häuptling wirklich gestorben sei.

Nach dieser Ceremonie kehren alle Männer in ihre Hütten zurück, um zu speisen, kommen dann aber wieder mit Weibern und Kindern, jedoch nicht mit Keulen, sondern mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, zurück. Sie stellen sich wieder um die Hütte des Häuptlings herum, die Frauen und Kinder in zweiter Linie. Die vier ältesten Häuptlinge gehen in die Hütte hinein und kündigen an, die ganze Mannschaft sei versammelt. Jetzt nehmen die ältesten Frauen die Leiche und stellen die Tragbahre draussen vor der Hüttenthüre auf den Boden.

Nun beginnt die Trauerceremonie: sämmtliche Anwesende fangen einen Höllenlärm und desparate Körperbewegungen an, um ihre Trauer auszudrücken. Das dauert eine Viertelstunde; später wird wieder Alles still.

Der älteste Sohn des Verstorbenen ladet nun die vier ältesten Häuptlinge wieder in die Hütte ein. Zwei davon bleiben am Eingange, die zwei anderen gehen in's Innere. Einer derselben nimmt den Bogen, der andere die Pfeile, der Sohn die Keule des Verstorbenen und gehen zur Leiche zurück. Wiederum bricht das Trauergeheul der Familienmitglieder aus. Die zwei ältesten Häuptlinge, welche an der Thüre warteten, nehmen ihren Kameraden die Waffen ab und legen dieselben neben der Leiche auf die Tragbahre, den Bogen links, die Pfeile rechts. Die Keule behält der Sohn weiter. Wiederum Stille. Die vier Häuptlinge tragen die Leiche sammt der Tragbahre zur Grabstätte, gewöhnlich einer lichten Stelle im Walde, manchmal meilenweit vom Dorfe entfernt. In diesem stillen Trauerzuge gehen die mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Männer voraus, dann kommt die Leiche unter der Hut der untergeordneten Häuptlinge, sowie der Frauen und Kinder des Verstorbenen. Gleich hinter der Leiche schreitet der älteste Sohn allein mit der Keule seines Vaters in der Hand Einige Schritte weiter kommen die Weiber und Kinder des ganzen Stammes mit den nöthigen Lebensmitteln.

An der Grabstätte angelangt, bleibt die ganze Schaar stehen. Der älteste Sohn zeigt die Stelle an, wo die Leiche begraben werden soll und gibt durch einen lauten Ruf das Zeichen zum Anfange der Ceremonie. An der gezeigten Stelle wird die Leiche auf den Boden gelegt, jedoch stets so, dass der Kopf nach Ost, die Füsse nach West gerichtet sind. Die Frauen und Kinder des Verstorbenen bleiben bei der Leiche, die Männer stellen sich im Kreise um dieselbe herum, die Frauen und Kinder des Stammes bleiben ausserhalb desselben. Der älteste Sohn stellt sich neben den Kopf der Leiche und wiederum bricht Trauergeheul und Trauermimik aus, dazwischen wird in traurigem Tone ein Lobgesang auf den Verstorbenen gesungen. Das dauert eine Viertelstunde, dann herrscht wiederum tiefe Stille. Die Weiber und Kinder des Verstorbenen, den ältesten Sohn ausgenommen, gehen Holz zu suchen und zünden rund um die Leiche mehrere Feuer in einem Kreise von etwa 40 Schritte Durchmesser an. An diese Feuer nähern sich die Anwesenden und verzehren ihre mitgebrachten Proviante. Nur der älteste Sohn bleibt unbeweglich am Kopfe des Verstorbenen stehen. Nach der Mahlzeit kehrt Jeder auf seinen Platz im Kreise zurück und Trauergeheul sowie Lobgesänge fangen wieder an. Drei Häuptlinge nehmen vom Sohne die Keule, von der Leiche die Pfeile und Bogen und übergeben alle Waffen ihrem vierten Kameraden.

Unmittelbar darauf fangen Lobgesänge auf den ältesten Häuptlingssohn an, dann verlangt derselbe die Waffen seines Vaters zurück. Der Bogen und der Pfeil werden ihm dann überreicht, nur die Keule wird bei der Leiche zurückgelegt, um mit ihr begraben zu werden.

Das Frauengeheul dauert fort. Nach 5—6 Minuten wird wiederum Alles still. Der älteste Sohn, mit den Waffen seines Vaters in der Hand, stellt sich neben den Füssen der Leiche auf und redet die Anwesenden an, indem er erklärt, die Häuptlingswürde von nun an zu übernehmen und bedroht die Ungehorsamen mit einem unbarmherzigen Kriege.

Die Anwesenden stimmen Gesänge an, welche auf ein vom neuen Häuptling gegebenes Zeichen aufhören.

Jetzt befiehlt der neue Häuptling den Männern, die Leiche mit Erde zu decken, was unter Trauergeheul des ganzen Stammes ausgeführt wird.

Nachdem die Leiche begraben ist, gehen die Leute zum Essen. Der neue Häuptling bekommt ein besonderes Feuer, an welchem ihn die Frauen des Verstorbenen bedienen.

Nach dem Mahle befiehlt der Häuptling den Rückzug zum Dorfe, was sofort ausgeführt wird. Der Marsch geht jedoch ohne jede Regelmässigkeit, ganz frei, der Häuptling schreitet voran.

Die Witwen des Verstorbenen werden vom neuen Herrn an verschiedene Männer vertheilt, nur die alten Weiber bleiben im Hause des Verstorbenen zurück.

Wenn der verstorbene Häuptling keine erwachsenen Söhne hinterlassen hat, wird sein Nachfolger von den Kriegern gewählt, meistens ein Sohn von einer Frau, welche dem Häuptlinge vormals gehört hatte oder einer von seinen Brüdern. Das ist die einzige Verwandtschaft, welche zur Erbschaft der Häuptlingswürde berechtigt. Die untergeordneten Häuptlingsstellen sind dagegen nicht erblich und werden vom Kaziken nach Belieben unter verdienstvolle Krieger des Stammes vertheilt.

Vom nächsten Tage nach dem Begräbnisse des Kaziken an kehren alle jungen Männer der Horde zur Grabstelle zurück und schütten darüber einen Hügel von nicht weniger als 3 m Durchmesser und 1 m Höhe. Diese Arbeit dauert manchmal monatelang, weil sie die dazu nöthige Erde in sehr kleinen Körben aus Bambusrohr, von kaum 4 l Inhalt, aus grosser Entfernung, meist aus steilen Flussufern, herbeiholen müssen.

Der „Tumulus" der C o r o a d o s ist vollkommen kreisrund, die Wände desselben senkrecht, die Decke vollkommen horizontal. Rund um den Tumulus wird der Boden auf $1^1/_2$—2 m weit von Vegetation gereinigt und mit den Füssen gestampft.

Sobald der Tumulus fertig ist, kommt die ganze Horde sammt Weib und Kind, unter der Leitung des Häuptlings, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, an den Grabhügel zurück. Die Frauen zünden Feuer rund um das Grab an und bereiten ein Festmahl, nach welchem wieder das Trauergeheul, welches den Kummer ausdrücken soll, beginnt. Auffallenderweise w e i n e n die Coroados n i e m a l s.

Untergeordnete Häuptlinge und gewöhnliche Krieger werden mit geringeren Ceremonien in der Nähe des Häuptlingsgrabes bestattet, jedoch nicht in horizontaler, sondern in kauernder, mit dem Gesichte nach West gerichteter Stellung, in einer mit Holzstäben ausgehöhlten Grube. Der Kopf der Leiche liegt kaum 20 cm unter dem Rasen. Tumuli werden darüber nicht gemacht.

Die Waffen der C o r o a d o s sind ähnlich denjenigen der Botokuden, die Pfeile 170—260 cm lang aus hartem Rohre (Canna brava) gemacht, mit Streifen von Embiráfasern, manchmal auch mit rothbraunen Zickzackzeichnungen verziert (Fig. 94). Die Spitze ist aus scharf geschliffenen Splittern von Bambusrohr oder Knochen gemacht (Fig. 92); selten sieht

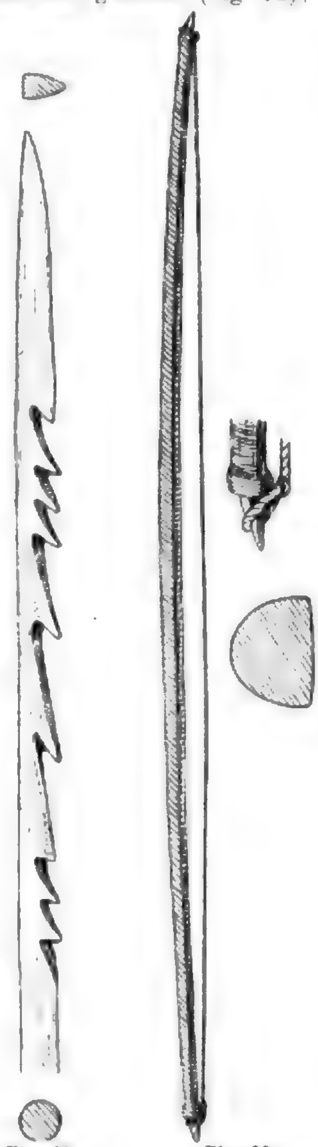


Fig. 88. Fig. 89.

Fig. 88. Wurfspeer } der Coroados. $^1/_{10}$ nat. Gr.
Fig. 89. Bogen } (Meine Sammlung)

man eiserne Spitzen, welche aus den den Colonisten geraubten Eisenwaaren gefertigt werden (Fig. 90 und 91). Solche Pfeile sind doppelt dicker als die gewöhnlichen, der Rohrschaft endigt vor dem Ansatz der Eisenspitze mit einem kurzen Holzstücke zu dessen Befestigung, die Spitze ist lanzett- oder blatt-

förmig zugeschnitten, verhältnissmässig sehr breit. Die zwei Steuerfedern sind sehr gross, bis 25 cm und spiralschraubenartig gekrümmt, was die Schusssicherheit bedeutend erhöht (Fig. 93). Die Bogen sind 180



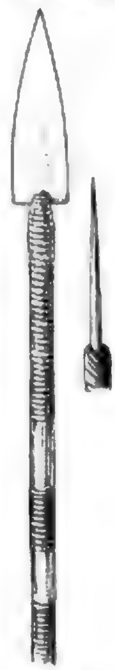


Fig. 91.



Fig. 90. Fig. 92.

Fig. 90. Eiserne Pfeilspitze von Sta. Catharina. $^1/_4$ nat. Gr. (Meine Sammlung.)

Fig. 91. Dergl. wie das vorige Stück vom unteren Ignassú. $^1/_4$ nat. Gr. (Meine Sammlung.)

Fig. 92. Pfeilspitzen der Coroados von Ignassú aus Knochen. (Meine Sammlung.)

bis 200 cm lang, mit Embiráfasern theilweise oder gänzlich eingewickelt (Fig. 89), die Sehnen aus Pflanzenfasern gemacht. Ausserdem besitze ich von den Bugres von Santa Catharina einen hölzernen Wurfspeer von etwa 150 cm Länge, mit harpunenartiger Spitze (Fig. 88); diese Waffe soll nur als Jagdwaffe, nicht zum Kriege verwendet werden. Die Keulen, welche Mabilde erwähnt, kenne ich aus persönlicher Anschauung nicht, sie müssen denjenigen der Botokuden und Suyá ähnlich sein.

Die Coroados besitzen ein berauschendes Getränk aus Mandioca, welches sie nach der bei den T u p i s und Q u i c h u a s üblichen Weise bereiten; der Tupiname desselben (K h a w e), sowie die Art der Zu-



Fig. 93. Steuerfedern der Coroado-Pfeile. $^1/_3$ nat. Gr. (Meine Sammlung.)

bereitung beweisen, dass diese Sitte von den T u p i herrührt.

Der Hauptsitz der C o r o a d o s ist gegenwärtig die Gegend zwischen Palmas und Guarapuava im Staate Parana, östlich bis zur Serra do Mar, nördlich bis nach der Provinz Sao Paulo.

Identisch mit den C o r o a d o s sind die C a m é s im Thale des Paranapanema.

Hieher gehören höchst wahrscheinlich die C o r o a d o s von Matto Grosso; was jedoch Mabilde über die Identität sämmtlicher Coroados in ganz Brasilien erzählt, scheint nicht richtig zu sein, wenigstens kann ich die Coroados von Minas Geraes, welche vor einigen Jahren eine Deputation nach Rio Janeiro

gesandt hatten, nach den gesehenen Photographien für Tupis erklären.

Nach dem oben Gesagten über die ethnographische Bedeutung des Wortes „Goya" dürfte die Zugehörigkeit der Goaynas (Guayanas) und Goaytacaz in den Staaten Rio Janeiro und Espiritu



Fig. 94. Verzierung der Pfeilschäfte der Coroados vom unteren Iguassú a ¹/₄ nat. Gr (Meine Sammlung) b vergrösserte Details.

Santo zu demselben Stamme wie Coroados und Botokuden höchst wahrscheinlich sein. Diese Annahme wird indirect durch die Nachricht, nach welcher die in neuerer Zeit angesiedelten europäischen Colonisten jener Gegenden von Botokudeneinfällen viel zu leiden hätten, bestätigt.

Aus obiger Schilderung, welche grösstentheils auf das oben erwähnte Manuscript Mabilde's sich stützt und allein durch wenige, meist von mir persönlich gesammelte Einzelnheiten ergänzt ist, ist es ersichtlich, dass die Coroados einen Blick in die vorgeschichtliche Vergangenheit der Völker der ersten Periode (ältere Steinzeit) gestatten, da ihre Cultur niedriger als diejenige der Feuerländer ist, und von fremden Einflüssen mehr entwickelter Rassen beinahe gar nicht berührt wurde. Wir finden bei ihnen nicht einmal Steinwaffen aus gespaltenen Feuersteinen, wie solche die Feuerländer und die Aruak von Neu-Granada besitzen; die Coroados leben in einer Zeit, welche speciell für sie als Holz- oder Knochenperiode bezeichnet werden dürfte: ihre Keulen sind aus Holz, ihre Pfeilspitzen aus Knochen oder Rohrsplittern, ihre schneidenden Werkzeuge, z. B. die Rasirmesser zum Rasiren des Kopfscheitels, aus Bambusrohr; die schönen Flechtarbeiten, welche so sehr bei allen südamerikanischen Völkern verbreitet sind, sind bei ihnen unbekannt. Weberei oder Landbau wird allein da getrieben, wo culturelle Einflüsse von Guaranis oder Missionären sicher bewiesen sind. Federschmuck, welchen ihre nächsten Verwandten, die Suyá am oberen Schingú, von den Guaranis übernommen haben, kennen sie ebenfalls nicht. Ganz besonders fällt es nun auf, dass bei den Coroados keine Zauberärzte (Piaches) existiren, so dass wir deren Vorhandensein bei den Patagonen auf araukanische Einflüsse zurückzuführen berechtigt sind. Ganz besonders wichtig ist die Sitte, ihre Häuptlinge in runden Tumulis zu begraben, was wir ebenfalls bei den Patagonen, aber niemals bei jüngeren Völkern Amerikas wiederfinden, welche ihre Todten stets in hockender Stellung begraben. Es sei noch bemerkt, dass von den jüngeren Völkern die Kariben bei vielen Stämmen die Verbrennung ihrer Todten veranstalten und auch sonst keine gemeinsamen Grabstätten besitzen, sondern die Todten gewöhnlich in ihrer eigenen Hütte begraben.

3. Die Botokuden. Die Coroados vermitteln die Verbindung zwischen den Patagonen und den Crens und Gès. Die nächsten Verwandten der Coroados und der ihnen identischen Camés sind die mit ihnen im Norden angrenzenden Botokuden und ferner die Gès. Wir besitzen in neuerer Zeit mehrere ausführliche Studien über diese aussterbende Rasse, welche ihre auffallende Analogie mit den

Patagonen und verwandten Pampasstämmen erkennen lassen.

Die Botokuden sind mittelhoch, breitschulterig, mit kräftigem Oberleib, aber auffallend dünnen Armen und Beinen (Lacerda & Peixoto: Contribuições ao estudo das raças indigenas do Brasil. Arch. d. Mus. national d. Rio Janeiro 1876). Die Beine sind auffallend kurz im Vergleiche mit Europäern oder Negern. Der Thorax flach, unten viel breiter als bei Europäern; die Leber liegt bedeutend niedriger als bei der weissen Rasse (Hartt: Geology et Physical geography of Brasil 1870); die weiblichen Brüste hängen sackförmig schlaff herab; ihr Gesicht ist flachgedrückt, mongoloid, Backenknochen vorspringend, Stirn zurücklaufend, niedrig und flach, der Schädelinhalt sehr gering (1515 cm bei Männern, 1010 cm bei Weibern), Lippen vorspringend, grob, Schläfenbein vertical, Scheitel flachgedrückt, Hinterhaupt vorspringend, Orbiten viereckig, Kinn vorspringend, Index Cephalicus im Durchschnitt 78 mit einer Neigung zur Dolichocephalie bis 73·06 bei lebenden Botokuden und sogar 69·72 am fossilen Schädel von Lagoa Santa, welcher jedoch sonst sämmtliche übrigen charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Botokudenschädel besitzt.

Die Körperfarbe der Botokuden ist ziemlich hell, heller als bei Mulatten. Ihr Schmuck zeigt keine Spur von Kunstsinn und besteht ausschliesslich aus grossen, runden Pflöcken in den Ohren und der Unterlippe, sowie in Halsbändern aus Thierzähnen und Klauen.

Die Botokuden gehen völlig nackt, brauchen höchstens einen Faden über ihre Geschlechtsorgane zum Schutze der Anständigkeit. Sie flechten Matten und machen grobes Irdengeschirr; besitzen keine Hängematten und keine Kähne. Ihre Hütten sind länglich oder rund, ähnlich im Baue denjenigen von Coroados.

Die westlichen Vertreter der Gruppe, welche in unmittelbarer Berührung mit den Kariben (Bakairi) und Tupis am oberen Schingu leben, die Suyá, haben von ihren Nachbarn sehr Vieles übernommen; sie besitzen nach der Schilderung v. d. Steinen's geschliffene Steinbeile, ganz nach den Mustern von Bakairis, Federdiademe wie die Caduveos (Tupis) und Schmuckgegenstände aus Muscheln und Thierklauen, welche offenbar von den Caduveos oder anderen Tupivölkern übernommen sind.

Was die Cayapós von der Provinz Goyaz betrifft, welche v. d. Steinen sammt den Apinagens und Aponegricans zu einer Völkergruppe der Tapuyá zusammen mit Botokuden und Gês rechnet, bin ich im Zweifel, ob dieselben hieher gehören sollen. Eine Photographie von einem Cayapohäuptling aus der brasilianischen ethnographischen Ausstellung, welche sich in meiner Sammlung befindet, bestätigt jene Annahme durchaus nicht; der Typus dieses Häuptlings ist rein karibisch, während der reiche Federnschmuck ganz nach der Art der Tupis angefertigt ist; da auch, wie aus dem Glossarium von Martius erhellt, die Sprache jener Völkergruppe bedeutend von den übrigen Gês und Crens abweicht, so wäre es wichtig, zu untersuchen, ob die Cayapós nicht gleich den Bakairis ein Karibenstamm seien, welcher die Sitten und Tracht der Tupis angenommen hat und eine unreine, mit Aruak- und Tupielementen vermischte Sprache redet. Mit den Cayápâs von Ecuador, welche unzweifelhaft zur mongoloiden Gruppe gehören, sind die Cayapós von Goyaz vielleicht nicht verwandt.

Westlich vom Schingu und Tapajoz kennen wir die ethnographischen Verhältnisse zu wenig, um etwas über das Fehlen oder Vorhandensein mongoloider Urbewohner zwischen den dortigen Kariben- und Tupistämmen behaupten zu können; allerdings ist die Gegenwart solcher Völker im westlichen Brasilien sehr wahrscheinlich, da wir diesen Typus nicht nur an der pacifischen Küste bei den Cayápâs von Ecuador, sondern auch bei den Aguanos am unteren Huallaga und den Panos am oberen Ucayali um Huallaga wiederfinden, von deren Sprache wir gar nichts wissen. Soweit meine persönlichen Erfahrungen reichen, wird die Quichuasprache, welche sie nach Waitz reden sollen (Waitz, l. c., S. 543), nur von Männern verstanden, unter ihnen aber nicht gesprochen, der Gebrauch derselben jedoch den Weibern unter Todesstrafe verboten.

Kurz gefasst, haben wir oben gezeigt, dass im ganzen Gebiete von Panama bis zum Feuerlande sich Spuren einer von späteren Eindringlingen völlig verschiedenen Urbevölkerung nachweisen lassen, welche in anthropologischer Hinsicht zwischen eskimoidem und mongoloidem Typus schwankte und sich durch ihre ausgesprochene Neigung zur Dolichocephalie auszeichnete.

In ethnographischem Sinne stehen alle jene Völker auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung: kein Landbau, keine geschliffenen, bei den mongoloiden sogar keine gespaltenen Steinwerkzeuge, selten rohe Töpferei und Flechtarbeiten, keine Baumwolle, keine

Metalle. Social sind sie planmässig organisirt. Ihr religiöser Glaube beschränkt sich auf böse Geister, von Sonnencultus und Zauberärzten ist nichts bekannt.

Aus dem Vergleiche des Culturzustandes der eskimoiden und mongoloiden Typen geht hervor, dass erstere höher als die zweiten stehen, somit die Legende von den Feuerländern als niedrigster Rasse Amerikas wegfallen muss, da diese Insulaner gegenüber den Botokuden und Coroados wohl noch als ein Culturvolk mit ihren schönen Flechtarbeiten und Steinwerkzeugen gelten können.

Zweite Periode: Jüngere Steinzeit.

Die Kariben.

Die Unbestimmtheit des Begriffes „Karibe“ bei allen älteren Schriftstellern hat bisher verhindert, eine genügende Charakteristik dieses auf dem ganzen südamerikanischen Continente ausgebreiteten Stammes zu geben. Erst die interessante Entdeckung v. d. Steinen's, nach welcher sich die Bakairis am oberen Schingu als echte Kariben erwiesen haben, hat neues Licht in die Frage gebracht und die weite Verbreitung verschiedener Karibenstämme von Guayana bis in den Gran Chaco zu verfolgen gestattet.

Anthropologisch lassen sich die Kariben von den Patagonen, Botokuden und Aruak leicht daran erkennen, dass bei ihnen die mongoloiden Zeichen jener Völker niemals vorkommen. Viel schwieriger ist eine Abgrenzung gegenüber den Guarani-Tupi, welche mit den südlichen Kariben, besonders in Paraguay und Matto Grosso, stark vermischt zu sein scheinen. Die Unterschiede bei reinen Typen beider Völkergruppen bestehen ausser der Schädelgestalt, auch im allgemeinen Körperbau: die Kariben sind schlank, mit dünnen Gliedern; die Tupis niedrig, gedrungen, mit fleischigen, kräftigen Beinen und Armen. Das Gesicht der Kariben ist länglich, der Kopf mesocephal; bei den Tupis ist das Gesicht rund, kurz, der Schädel ausgesprochen brachycephal. Bei Mischlingen sind selbstverständlich diese Eigenschaften nicht scharf genug ausgeprägt.

Aus v. d. Steinen's Messungen ergibt sich für die Schädel der unvermischten Bakairi (Kariben) eine auffallende Constanz des Breitenindex, welcher zwischen 75—78·8 schwankt, mithin ausgesprochen mesocephal ist, während derselbe bei den brachycephalen Tupis 81—86·7 beträgt.

Die Körpergestalt der Kariben ist gut proportionirt, schlank, Arme und Beine dünn und rund, Waden schwach entwickelt, Statur mittelgross, Gesicht länglich-oval, Backenknochen nicht hervorstehend, Nase gerade, an der Wurzel nicht eingedrückt, mässig breit, häufig kommen Adlernasen vor; Stirn stark gewölbt, breit, niedrig, Hände und Füsse klein und zierlich; Augen gross, horizontal, niemals chinesenähnlich schief gestellt, Lippen dick, der ganze Habitus europäisch und erinnert am meisten an die finnischen Stämme Nordeuropas, die Finnen und Esthen.

Ethnographisch werden die Kariben durch den Gebrauch von Blasrohren und Giftpfeilen gekennzeichnet; jedoch kann dieses Merkmal gegenwärtig nicht mehr in Betracht gezogen werden, da einerseits viele reine Karibenstämme, namentlich die südlichen, diese Waffe nicht kennen, andererseits aber zahlreiche Nachbarstämme anderer Rassen am oberen Amazonas und seinen Zuflüssen den Gebrauch von Blasrohr und Giftpfeilen von den Kariben übernommen haben.

Die Kariben sind kriegerische Völker, welche etwas Landbau treiben (Mais, Mandjoka, Igname, Baumwolle), Baumwolle zu spinnen verstehen, jedoch keine Stoffe daraus anfertigen können und die Baumwollfäden meist nur zum Schmücken ihrer Waffen und Hausgeräthe brauchen, sowie zum Anfertigen von Hängematten, welche jedoch nicht gewebt, sondern in verschiedener Weise aus Baumwollfäden geflochten werden.

Die Waffen der Kariben bestehen im Norden aus Blasrohren und Giftpfeilen, im Süden aus grossen Bogen und Pfeilen, ähnlich denjenigen von Coroados und Botokuden. Sehr charakteristisch für die Kariben und ihnen ausschliesslich eigen sind die Kriegsbeile aus schön geschliffenem Stein, welche mehreren Formentypen angehören. Die gewöhnlichsten sind mit einer eingeschnittenen Rinne in ihrem oberen Theile versehen, welche zum Anbinden an den Holzschaft dient.

Diese Steinbeile (Fig. 95), von geringen Dimensionen, welche eigentlich nur als ein Anhängsel zu den schweren Keulen angesehen werden können, gehören drei verschiedenen Typen an:

a) Steinbeile aus Basalt oder Diabas, von ovaler, nach oben zugespitzter Form, welche in ein Loch des Holzschaftes eingesetzt werden, entweder ohne Stricke (Bakairi) oder mit starken Stricken aus Palmfasern oder Rohleder an den Schaft festgebunden,

manchmal mit bunten Federn verziert (P a y a g u a s) (Fig. 96). Ein Beil von derselben Form, welches jedoch nur als Zeichen der Häuptlingswürde gelten kann, weil es zu leicht für eine Kriegswaffe ist, habe ich hier nach einem Exemplare meiner Sammlung abgebildet (Fig. 97); es ist aus einem gespaltenen Tapirknochen gemacht, jedoch ganz in derselben Weise an den Schaft befestigt, wie die Steinbeile der Payaguas.

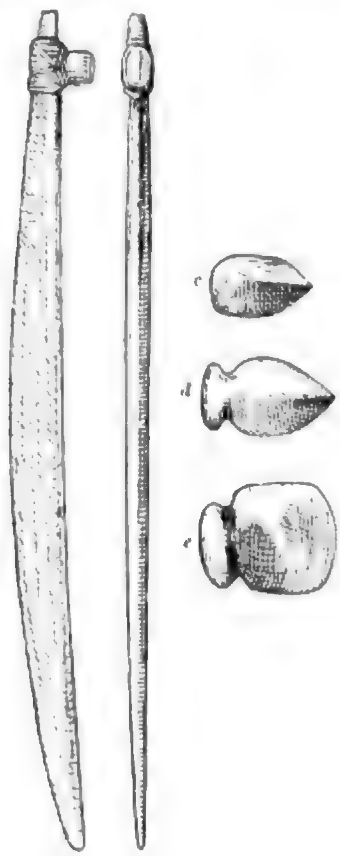


Fig. 95. Steinbeil der Lenguas vom Gran Chaco.
a—*b* $^1/_{10}$ nat. Gr. (Meine Sammlung.)
c Schneide, *d* Vorderansicht, *e* Seitenansicht } $^1/_2$ nat. Gr.

Gleiche Steinäxte werden auch im Norden Südamerikas, jedoch meist nur noch subfossil gefunden; ich habe ein solches von der Küste Ecuadors mitgebracht.

b) Eine Modification der obigen Form ist die bei Ratzel (S. 587) abgebildete Varietät, welche nicht in ein Loch des Schaftes eingefügt ist, sondern mit ihrem flachen Kopfe an denselben angedrückt und mit Stricken befestigt ist. Die von Ratzel abgebildeten Stücke stammen aus Columbien; ich besitze ein solches von den L e n g u a s des Gran Chaco. Auffallenderweise habe ich keine derartigen Steinbeile in dem sonst reichen Museum von Rio Janeiro gesehen, in welchem übrigens hauptsächlich verschiedene T u p i stämme vertreten sind. Aehnliche Axtformen werden von Ihering sehr selten in Rio Grande do Sul und Sao Paulo (fossil) citirt. Häufig sind solche dagegen im nördlichen Argentinien (Catamarca). In Patagonien werden niemals derartige

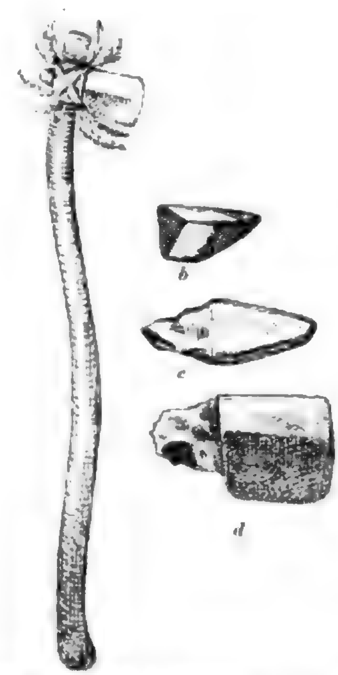


Fig. 96. Steinbeil der Payaguas von Asuncion.
a $^1/_{11}$ nat. Gr. (Meine Sammlung.)
b Schneide, *c* Vorderansicht, *d* Seitenansicht } $^1/_3$ nat. Gr.

Aexte gefunden. Diese Verbreitung beweist sehr deutlich, dass sich weder die Botokuden und verwandte Stämme, noch die Tupis solcher Waffen bedienten und dass dieselben ein ausschliessliches Eigenthum der Kariben sind.

c) Die A n k e r ä x t e, deren Verbreitung auf dem südamerikanischen Continente den vorigen ganz gleich ist, müssen ebenfalls den Kariben zugeschrieben werden.

Die grossen Steinwerkzeuge, welche bei den T u p i s als Steinäxte erwähnt werden (C u m a n á, Y a u p e s etc.), sind keine Kriegswaffen, werden in

einer ganz anderen Art, quer an den Schaft befestigt, gleichen in jeder Hinsicht derartigen Steinwerkzeugen der Aleuten und werden als Spaten zum Ackerbau, nicht zu Kriegszwecken gebraucht.

Die beiden Steinäxte meiner Sammlung, welche von den Payaguas und Lenguas stammen, sind aus einer Basaltart angefertigt, welche in ganz Südbrasilien und Paraguay häufig ist und stimmen mit dem Gesteine der Umgegend von Asuncion vollkommen überein. Die eine derselben habe ich zugleich mit der Streitaxt aus Tapirknochen von einem Payaguaweibe direct in Asuncion gekauft, das Beil der Lenguas gelangte zu mir aus zweiter Hand.

Unsere Kenntnisse über die Verbreitung der Kariben sind noch recht mangelhaft und es fehlt uns sogar an Anhaltspunkten, nach welchen die



Fig. 97. Häuptlingsbeil aus Tapirknochen mit Holzschaft. Payaguas von Asuncion. $^1/_{10}$ nat. Gr. (Meine Sammlung.)

Richtung ihrer Wanderungen einigermassen aufgeklärt werden könnte.

Die geographische Verbreitung der Steinbeile aus polirtem Basalt würde meiner Ansicht nach einen solchen Leitfaden liefern.

In das einheitliche Sprachgebiet, welches die Kariben gegenwärtig in den Guayanas einnehmen, sind sie in verhältnissmässig junger, wenngleich präcolombianischer Zeit eingezogen, ob jedoch von Süden aus Centralbrasilien her, wie das v. d. Steinen vermuthet, ist kaum wahrscheinlich. Die Thatsache, auf welche v. d. Steinen sich stützt, dass die Bakairi am oberen Schingu die reine Karibensprache behalten haben, während die Kariben Guayanas und der Antillen ein mit aruakischen Dialecten vermischtes Idiom sprechen, beweist nur, dass die Bakairi seit ihrer Einwanderung nach Centralbrasilien von den Aruak isolirt waren, andererseits jedoch von ihren späteren Nachbarn, den Tupis, beeinflusst worden sind, während die Kariben im Norden sich mit der Aruakbevölkerung vollkommen vermischt haben. Einiges Licht über diese Frage gibt uns indessen die Entdeckung von Lafona und Quevedo (Revista del Museo de La Plata 1890 bis 1891), dass die Abiponer und Mbocovies reine Kariben sind. Neben ihnen würde ich noch ebenfalls die Payaguas einreihen. Dann würde das Völkchen der Bakairi durchaus nicht als ein verlorener Posten der Guayanakariben, sondern als ein Theil eines sehr zahlreichen, im Süden des Continentes vertretenen Karibenzweiges gelten müssen, welcher seit seiner Einwanderung von dem nördlichen Zweige getrennt geblieben ist.

Fügen wir noch hinzu, dass im nördlichen Theile des Incareiches, zwischen den zwei Culturstaaten Südamerikas, den Muiscas und Quichuas, zahlreiche Völker wohnen, welche keine Quichuas und keine Tupis sind und in ihrem Aeusseren sich eher den Kariben als den Tupis oder Aruak nähern (Zaparos am Napo, Yumbos, Quixos, Guancavelicas von der Küste Ecuadors, Yaues in der Gegend von Lima u. s. w.), dass ferner an der Küste Ecuadors ausser den gänzlich hispanisirten Guancavelicas der schöne Typus der Kariben sehr häufig unter den schon seit langer Zeit spanisch redenden, jedoch blutreinen Waldindianern (Montubios) vorkommt, dass ferner Crevaux in Neu-Granada echte Kariben gefunden hat (Carijonas), dagegen die Bakairi und Kariben des Chaco von den Guayanakariben durch Aruak und mongoloide Tapuyavölker getrennt sind, so können wir uns die Wanderung der Kariben kaum anders vorstellen, als in der Weise, dass sich dieselben bei ihrem Eintritte vom Norden gleich in Neu-Granada in zwei Gruppen getheilt haben, wovon die eine allmälig ganz Columbien und Guayana besetzte, die zweite sich längs der Küste nach Süden begab und durch das Flussgebiet der westlichen Zuflüsse des Amazonas nach Bolivien und von da aus sich nach Ost und Süd ausgebreitet haben, die Patagonen und Botokuden vertreibend. Die Grenzen ihres Einflusses werden durch die geographische Verbreitung der polirten Steinbeile mit peripherischem Einschnitte angegeben und reichen bis Rio Grande do Sul und Catamarca herab.

Ich habe oben erwähnt, dass nach den Untersuchungen von Lafona und Quevedo die Sprache der Abiponer und Mbocovies karibisch ist



Fig. 100.



Fig. 99.

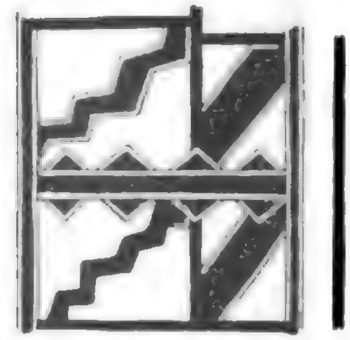


Fig. 101.

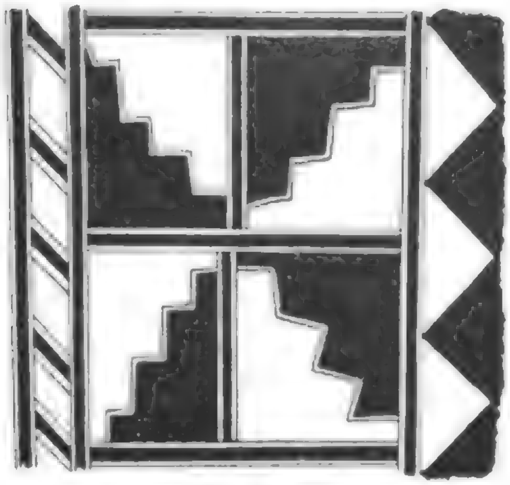


Fig. 102.

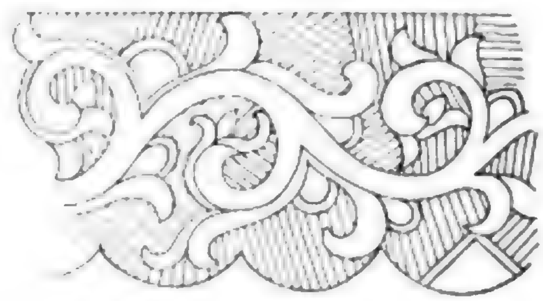


Fig. 98.

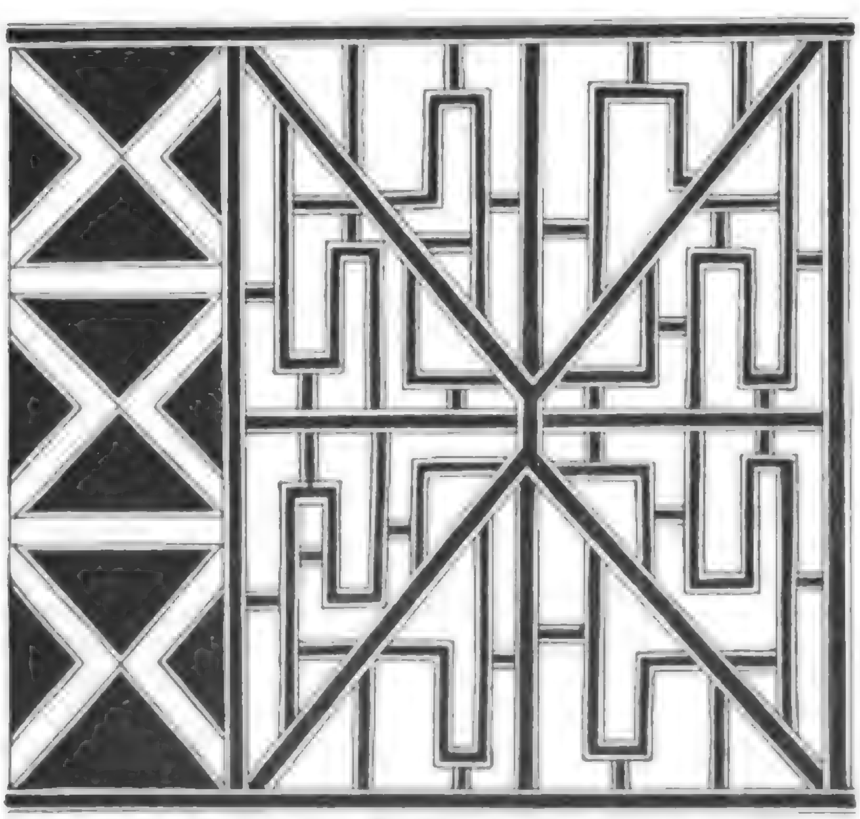


Fig. 104.

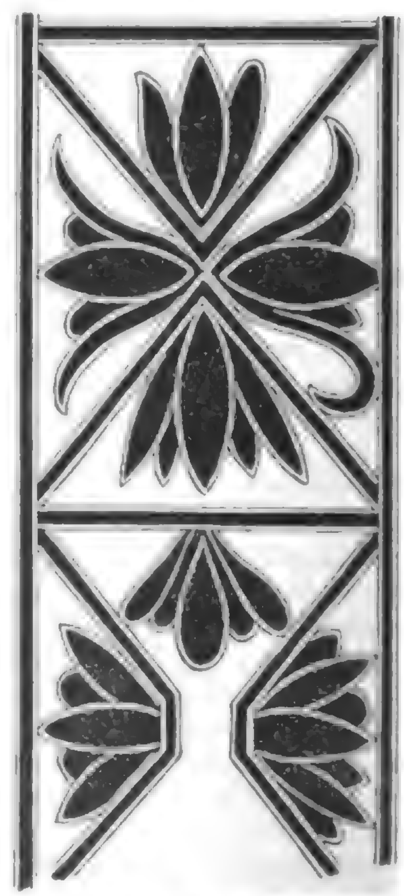


Fig. 103.

Fig. 98—104. Trinkschalen- (Cuyen-) Muster der Payaguas von Assuacion. Nat. Gr. (Meine Sammlung.)

Ueber die Sprache der Payaguas habe ich keine Kenntnisse, da die bei Asuncion lebende Horde meist die Lengoa Geral (Guarani) redet, welche in ganz Paraguay die Umgangssprache des Volkes, sogar der gebildeten Classen gegenwärtig geworden ist. Allerdings stimmt der Körperbau und Gesichtstypus nicht mit Tupis, sondern mit Kariben sehr gut überein.

Hochgewachsen und schlank, mit musculösem Oberleibe und dünnen Gliedern, länglich ovalem Gesichte, gerader und langer Nase, horizontal gestellten Augen, europäischen Gesichtszügen und kaum vorstehenden Backenknochen, sind die Payaguas als ein Volk des Karibenstammes leicht kenntlich. Ihre Waffen und Schmuckgegenstände, welche denjenigen der Bakairi sehr ähnlich sind, bestätigen diese Ansicht. Sie flechten schöne Hängematten aus Palmenfasern, welche dasselbe Muster haben, wie die prächtigen Hängematten aus Baumwolle, die von Indianerfrauen in der Gegend von Asuncion angefertigt werden. Die runden Fächer aus geflochtenen Palmenblättern sind denjenigen von Caduveos ganz ähnlich. Die Tabakpfeifen aus Holz und Thon sind postcolumbianisch, sonst rauchen die Indianer unaufhörlich nur Cigarren. Die schön bemalten Trinkschalen („Cuyen") (Fig. 98—104) stimmen in ihrer Zeichnung mit denjenigen von Bakairis überein; es kommen jedoch auch krummlinige Zeichnungen in Gestalt von Blättern und Blumen vor, dieselben haben aber einen ganz anderen Stil, als die in Rio Grande do Sul und Parana gezeichneten „Cuyen", welche vielleicht an orientalische Muster erinnern könnten. Von Federschmuck ist kaum etwas vorhanden; beide Geschlechter gehen nackt, nur bei Gängen in die Stadt ziehen sie aus polizeilichen Rücksichten „Ponchos" aus europäischem Zeuge an. Die Kriegsäxte aus geschliffenem Basalt, mit Reiherfedern geschmückt, sind in einen langen Holzschaft mit ihrer oberen Spitze eingefügt und mit Stricken aus Palmenfasern festgebunden. Die Gestalt jener Steinbeile ist ein Beweis mehr für die Zugehörigkeit der Payaguas zu dem Karibenstamme.

Der Landbau ist bei den Kariben sehr primitiv, etwas Mandjoca, Mais, Baumwolle, Igname wird gepflanzt. Berauschende Getränke haben sie nur in der Nachbarschaft der Tupis kennen gelernt. Die Bakairi, welche mit denselben in keiner directen Berührung stehen, besitzen keine, ebensowenig die Payaguas.

Ein durchgreifender Unterschied gegenüber den Tupi-Guarani besteht in der Gestalt ihrer Hütten: bei den Tupis sind dieselben lang, rechteckig und bergen zugleich viele Familien unter demselben Dache, die Hütten der Kariben sind klein, bienenkorbartig, für einzelne Familien bestimmt, also gleich den Aruak, jedoch von anderer Gestalt.

Eine bei den Kariben verbreitete Sitte besteht darin, die Todten in ihrer eigenen Hütte zu begraben, worauf diese letztere verlassen wird. Diese Sitte treffen wir gegenwärtig auch bei den halbcultivirten Mischlingen an der Küste von Ecuador, welche viel karibisches Blut in sich haben. Trotz grosser oberflächlicher Aehnlichkeit zwischen den Kariben und Araukanern sind sowohl ihre Sprachen, sowie die Culturverhältnisse beider Völker total verschieden und an eine wirkliche Blutsverwandtschaft ist kaum zu denken.

Die Verarbeitung von Metallen ist den Kariben unbekannt, die silbernen Schmuckgegenstände, welche die ersten Conquistadoren bei den Kariben von Guyana und Venezuela vorgefunden haben, verrathen schon durch ihre Gestalt und die häufige halbmondförmige Form ihre Herkunft von den Muiscas des Hochlandes.

Als karibischen Stammes betrachte ich dem entsprechend, ungeachtet der gegenwärtig von ihnen geredeten Sprachen und des Culturzustandes, ausser den Völkern von Guyana, die ich für eine von den südlichen Kariben in der Zeit der Einwanderung bereits isolirte Gruppe halte, folgende Stämme im Süden des Continentes: Die Abiponer, Mbocovies, Payaguas, Lenguas und Chiquitos im Gran Chaco (die Chiquitos sollen vergiftete Pfeile besitzen und bienenkorbartige, niedrige Hütten bauen). Die Lenguas reden nach Orbigny dieselbe Sprache wie die Chiquitos und sollen mit den Abiponern, welche wir oben als Kariben erkannt haben, identisch sein. Ferner: die Palmellas, Bakairis und Cayapos (?) in Südbrasilien, im Quellengebiete des Paraguay und Parana, die Jivaros vom Ucayali und Pastaza, Zaparos vom Napo und oberen Pastaza, die Yumbos von Nanegal am Westabhange der ecuadorianischen Cordillere (reden eine von Quichua durchaus verschiedene Sprache), Quixos und Guancavelicas an der Küste Ecuadors, die Yauyes bei Lima (?).

Die nördliche und südliche Gruppe der Karibenvölker sind durch die Carijona im südlichen Columbien verbunden. Nach v. d. Steinen gehören hieher auch die Pimenteira in der brasilianischen Provinz Piauhy, dieselben würden jedoch als ein von der nördlichen Gruppe der Guyanakariben isolirter Stamm angesehen werden müssen.

Dritte Periode: Die Ausbreitung der Tupistämme.



Fig. 105 Häuptling der Apiacaz (aus der brasilianischen ethnographischen Landesausstellung).

Mit der Charakteristik der Tupi geht es ebenso schwer als mit derjenigen der Kariben, da ältere Berichterstatter über die „brasilianischen Indianer" meist allgemein zu erzählen wissen, woher die verbreitete Meinung über angeblich viel zu weite Verbreitung der Tupivölker und der Mangel einer annähernd naturgetreuen anthropologischen Charakteristik derselben entstanden ist. Von vielen von den Conquistadoren angetroffenen Völkern der brasilianischen Küste ist keine Spur mehr nachgeblieben, andere haben sich unter dem Einflusse europäischer Cultur vollkommen verändert, andere wieder vor den

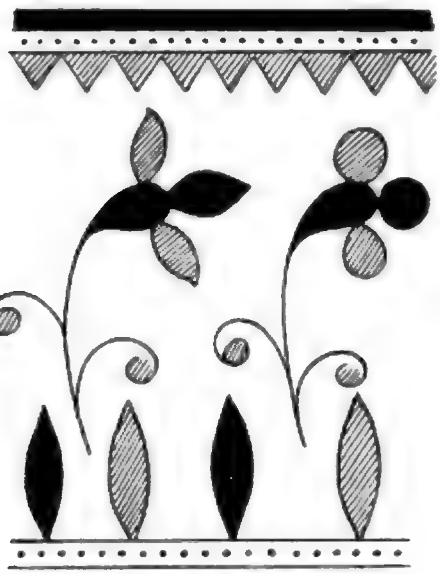


Fig. 109.

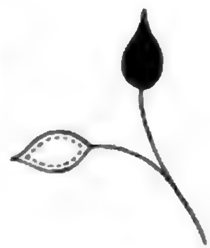


Fig. 108.



Fig. 110.

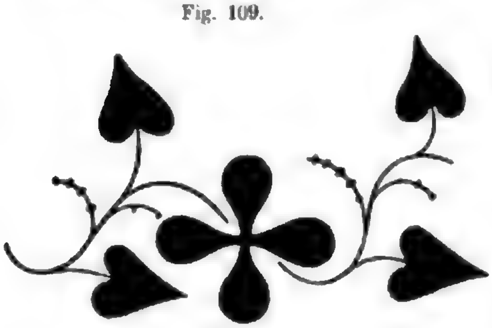


Fig. 111.

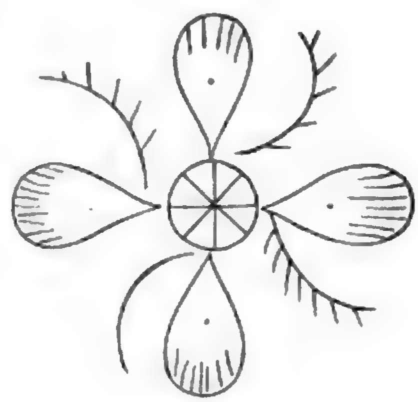


Fig. 114.

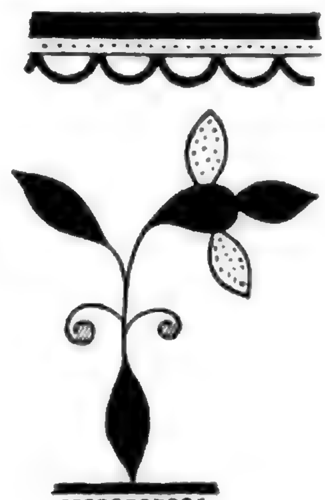


Fig. 106.

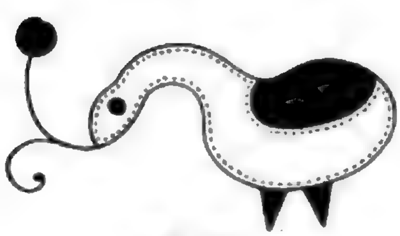


Fig. 112.



Fig. 107.

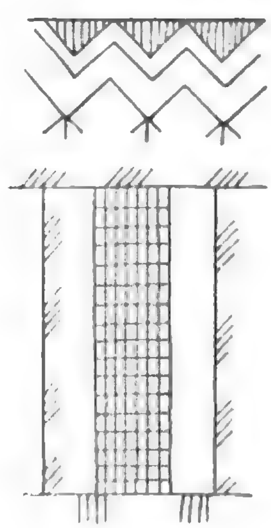


Fig. 115.

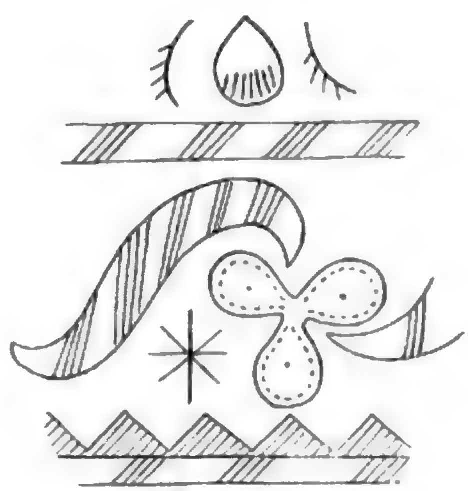


Fig. 113.

Fig. 106—115. Trinkschalen-(Cuyen-)Muster der Guarani von Südbrasilien. Nat. Gr. (Meine Sammlung.)

Räuberbanden der weissen Sclavenjäger sich weit in's Innere des Landes zurückgezogen oder mit fremden Indianervölkern vermischt.

Die gegenwärtige scharfe Abgrenzung der Tupi-Guaranivölker von den Kariben- und Aruak-Nu völkern bleibt bisher ein ungelöstes Problem. Um sich der Lösung desselben etwas nähern zu können, müssen wir vor Allem eine möglichst genaue ethnographische Charakteristik jenes Volkes angeben, um dann sowohl die gegenwärtige geographische Verbreitung der Rasse, als auch ihre Veränderungen durch Beimischung fremder Elemente an den Grenzen des Tupigebietes erkennen zu können. Bei dem gegenwärtigen sehr mangelhaften Zustande unserer Kenntnisse über die Tupi wird das hier Gesagte allein als Leitfaden für weitere ethnographische und linguistische Studien dienen können.

Als reinen Typus der Tupirasse nehme ich den hier abgebildeten Häuptling der Apiacaz vom oberen Tapajoz (Fig. 105), mithin aus der Mitte des von den Tupis eingenommenen Gebietes an, welcher während der ethnographischen Ausstellung in Rio Janeiro daselbst photographirt wurde.

Die physischen Eigenschaften der Tupivölker sind folgende: niedrig, höchstens mittelhoch, von gedrungenem Körperbau, breitschulterig, mit kurzem Halse, sehr stark entwickeltem Brustkasten, kräftigen, musculösen Gliedern, kleinen Händen und Füssen. Der Schädel ist gross, viereckig bis rund, ausgesprochen brachycephal (Index Cheph. 82—86, Köpfhöhe 20—22), breite, gewölbte, vorne nicht verschmälerte Stirn, viereckiges bis rundes, breites Gesicht mit mässig hervorstehenden Backenknochen, kurze, gerade, an der Wurzel nicht eingedrückte Nase mit weiten Nasenlöchern (Adlernasen kommen vor, dagegen sind aufgestülpte, mongolenähnliche selten). Augen horizontal, häufig jedoch die äusseren Augenwinkel etwas schief nach oben gezogen. Die Tupis besitzen öfters einen schwachen Bart, reissen sich jedoch meist die Haare aus. Semitische Typen, wie die v. d. Steinen abgebildeten Manitzaua, sind auf Mischung mit Aruak zurückzuführen, bei welchen derartige Typen nicht selten sind, bei reinen Tupis kommen solche nicht vor. Die Hautfarbe ist hell, kaum dunkler als diejenige der Südeuropäer; der ganze Habitus des Körperbaues und der Gesichtszüge stimmt auffallend mit finnisch-ugrischen Stämmen Nordasiens und Europas überein, besonders unter den Ungarn trifft man sehr häufig Typen, welche von Tupis schwer unterschieden werden könnten, ebenso wie die stark mit Tatarenblut vermischten Ruthenen Galiziens den Araukanertypus sehr oft getreu wiedergeben.

In ethnographischem Sinne sind die Tupis ein friedliches, Landbau und Jagd treibendes Volk, welches Baumwolle zu spinnen und zu weben versteht, keine Metalle in von europäischen Kaufleuten entfernten Wohnsitzen kennt. Die Gegenstände aus Gold, Kupfer und Silber, welche die Europäer bei den Guarani angetroffen hatten, sind entschieden peruanischen Ursprunges. Die Tupis hielten während der Eroberung Amerikas durch Spanier bereits viele Hausthiere (Hühner, Enten, Strausse, gezähmte Wildschweine u. s. w.) und treiben etwas Landbau.

Die Waffen der Tupis bilden ausser Bogen und Pfeilen, welche denjenigen der Botokuden ähnlich sind (die Pfeilspitzen aus Rohrsplittern sind jedoch sehr gross, breit, messerartig, bei den Trúmai, Yurúna, Bororo, Cangaguas), Holzkeulen von eigenthümlicher Gestalt, reich sculptirt (siehe E. Ratzel, S. 576), und starke, kurze, schön verzierte Lanzen. Polirte Steingeräthe finden wir allein als Ackerbauwerkzeuge, nämlich Steinäxte, welche an einen krummen Schaft quer, spatenartig angebunden sind und vollkommen den Steinbeilen der Aleuten gleichen; zu Kriegszwecken werden Steinbeile nicht verwendet (Commanas, Uanpes).

Die Tupis zeigen einen sehr hoch ausgebildeten Kunstsinn, indem sie sämmtliche Gegenstände und Hausgeräthe reichlich mit Zeichnungen, Holzschnitzereien und bunten Federn schmücken. Die wohlbekannten, geschmackvollen Federkronen der Krieger, Mäntel, Gurte und Armbänder aus Federn, kunstvoll gearbeitete Halsbänder aus Muschelplatten, Vogelknochen, Nussschalen, Thierklauen u. dgl. sind eine Eigenthümlichkeit der Tupi-Völker, welche von ihnen jedoch auch von manchen fremden Völkern der Kariben und Aruakstämme und sogar Botokuden (Suya) nachgeahmt worden sind.

Ihre Todten begraben die Tupis in grossen Urnen (Igaçaba) in hockender Stellung. Die Wohnungen der Tupis sind manchmal bis 300 m lange Häuser, in welchen der ganze Stamm unter einem gemeinsamen Dache aus Palmenblättern lebt. Sie bauen Mais, Mandjoca, Igname, Baumwolle und verschiedenes einheimisches Gemüse; in neuerer Zeit auch Bananen und europäisches Getreide. Dass die Banane postcolumbianisch in Amerika ist, kann man kaum bezweifeln, übrigens hat diese Frage v. d. Steinen sehr ausführlich besprochen. Ich möchte diesbezüglich nur

bemerken, dass die von dem genannten Autor hervorgehobene Bedeutung der Benennung der Musa sapientium, „Guineo“, welche in Columbien und Ecuador wie in Peru allgemein üblich ist, sich kaum auf das Aruakwort une (Wasser), sondern viel natürlicher auf die afrikanische Heimat dieser Frucht zurückführen lässt. Es braucht noch hervorgehoben zu werden, dass einerseits manche der oben erwähnten ethnographischen Eigenschaften, wie der Federschmuck und das Baumwollenweben, auf benachbarte Stämme niedriger stehender Völker theilweise übertragen worden sind, so z. B. die Bakairi und Suya am oberen Schingu und die Lenguas vom Pilcomayo (falls diese letzteren keine echten Tupi sind?); andererseits können niedrigere Rassen des Chaco ihre Jägernomadensitten manchen Tupivölkern des Chaco überliefert haben, gleichwie die Moxos (Aruak) und araukanischen Puelches sich durch ihre Lebensweise von Patagonen kaum unterscheiden. Als Beispiele von Einflüssen höherer Cultur führe ich zuerst die hoch cultivirten Omaguas und ihre Verwandten am oberen Solimoes und dem Flussgebiete des Yapurá, sowie die ihnen nahe verwandten Cannares u. dgl., welche die Kleidung und Sitten der Peruaner und zum Theile sogar die Sprache der Quichua angenommen haben, an. Im Süden sind die Tupis sowohl in Bolivien wie in Paraguay stark mit Quichuas vermischt, wodurch ihr charakteristisches Gepräge verwischt wird.

Sind wir nun über die charakteristischen Eigenschaften der Tupivölker orientirt, so können wir zu einer Revision der Stämme übergehen, deren Zugehörigkeit zu der Tupirasse nach Obigem sicher oder wenigstens wahrscheinlich ist, um daraus ein Bild der Wanderung dieses Volkes im südamerikanischen Continente entwerfen zu können.

Da nach dem von uns angenommenen Grundsatze sämmtliche Völker Südamerikas von Norden her in prähistorischer Zeit eingewandert sein müssen, so dürften wir unsere Revision von Norden anfangen.

Als nördlichste Gruppe der Tupi nimmt Waitz die Völker zwischen Popayan und dem Solimoes an, deren bestbekannte Vertreter die Omaguas sind. Zwar ist die Sprache derselben kein reines Tupi, wird aber als ein Dialect desselben Sprachtypus allgemein angenommen. Die Omaguas, welche im XVI. Jahrhunderte eine hohe Cultur besassen und als Pufferstaat zwischen dem Reiche der Incas und demjenigen der Muiscas culturellen Einflüssen beider Reiche ausgesetzt werden mussten, verehrten die Sonne und besassen grosse Tempel, Götzenbilder, verstanden Metalle nach peruanischer Art zu verarbeiten, kunstvolle Stoffe aus Baumwolle zu weben etc. Ihr Einfluss wurde stromabwärts bis zur Mündung des Rio Negro festgestellt und auch die Tocantines an der Amazonasmündung sollen einen Dialect der Omagua-Sprache reden. Zu dieser nördlichen Gruppe der Tupivölker gehören nach Waitz alle Völker der Gegend, deren Namen mit „aguas“ endet, also: die Aguas, Enaguas, Achaguas, Omaguas, Yaguas, Payaguas nördlich vom Amazonas und die Condaguas, Capanaguas, Maraguas, Yurimaguas und Cocamas an der Südseite des Stromes. Wie bereits oben gezeigt, sind die Payaguas am Pilcomayo keine Tupis und ihre Verwandtschaft mit dem gleichnamigen Volke des oberen Amazonas scheint kaum annehmbar zu sein.

Längs des rechten Ufers des Amazonas leben viele Indianerstämme, deren Zugehörigkeit zu den Tupis bisher nicht bewiesen ist; viele davon gehören höchst wahrscheinlich zu den Kariben oder Aruak. Erst die zwischen dem unteren Madeira und Tapajoz lebenden Mundrucus sind nach den im Museum von Rio Janeiro gesammelten ethnographischen Gegenständen wahrscheinlich zu den Tupi zu rechnen. Die schön verzierten Trinkschalen (cuyen) mit einfacher mäandrischer Zeichnung, kunstvolle Federhauben mit langen Schweifen aus Federn von Papageien und Cephalopterus scheinen dieses zu beweisen. Das Gleiche gilt von den Maues am unteren Tapajoz, von welchen ein schöner Schmuck aus Ararafedern und Flechtarbeiten aus Stroh und Baumwolle in demselben Museum vorliegen. Weiter kommen die Yurunas am unteren Schingu und die Tocantines an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Amazonas. v. d. Steinen hat hieher auch die nördlich vom Amazonas lebenden Oyampi gleichfalls gestellt. Ich hege jedoch ernste Zweifel über die Richtigkeit jener Annahme, da mich der Name Oyampi auffallend an das Avempi oder Uimbí de Cayapas von Ecuador erinnert, wie auch sämmtliche Flüsse des nördlichen Ecuador mit der Silbe pi oder bi (Fluss in der Cayápa-Sprache) bezeichnet sind; demnach dürften die Oyampi nicht zur Tupis-, sondern zu der Gès-Rasse gehören.

Verschiedene Tupistämme hatten sich zur Zeit der Entdeckung Amerikas längs der ganzen Küste von der Mündung des Amazonas südlich bis zur Lagoa dos Patos ausgebreitet, wo sie mit ihren nächsten Verwandten, den Guarani von Paraguay in Be-

rührung kamen; das Innere des Landes hatten jedoch ausschliesslich die kriegerischen Gès und Botokuden inne.

Ueber die Bewohner des Gebietes zwischen dem Madeira und Schingu ist uns zwar wenig bekannt, jedoch werden hier nur Tupistämme vermuthet, so die Apiacaz am oberen Tapajoz, die Manitsaua am oberen Schingu.

Besser bekannt ist die südliche Gruppe der Tupi, welche meist mit dem Worte Guarani (Krieger) bezeichnet werden.

Viele Völker des Gran Chaco gehören den Tupi an, wie das die allgemeine Verbreitung der Lengoa Geral zwischen den nicht unterworfenen Stämmen beweist, sowie die friedliche Gesinnung derselben. Man hört von Chacoreisenden von vielen festen Ansiedelungen, ausgedehntem Landbau und grosser Ehrlichkeit in Handelsbeziehungen mit den Indianern, was wohl kaum auf Völker anderer Stämme als die Tupis oder vielleicht Quichuas angewendet werden kann. Ueber die Lenguas bin ich nicht ganz im Klaren, ihre ethnographischen Gegenstände erinnern auffallend an diejenigen der Caduveos (Tupi); eigenthümlich sind bei ihnen Schmucksachen aus Myopotamus(Nutria)fell, wie Mützen und Halsbänder. Sie haben jedoch Steinbeile von rein karibischer Form, und nach der oben citirten Meinung Orbigny's, welcher die Lenguas mit den Abiponern und Chiquitos vereinigt, dürfte man vielmehr an deren Zugehörigkeit zu den Kariben glauben.

Als südlichste Vertreter der Tupi sind höchst wahrscheinlich die Omaguacas in Bolivien anzusehen, welche zur Zeit der Eroberung eine peruanische Cultur besassen, sowie die Chiriguanos und Guarayos im Quellgebiete des Paraguay, die Bororos, zwischen dem Paraguay und Parana, die Caduveos und Itatines. Diese letzteren verbinden die centralen Tupis mit den Guaranis vom Flusse Iguassu und oberen Uruguay, sowie den ausgestorbenen Völkern der atlantischen Küste (Patos, Tupinambas).

Wir sehen demnach, dass die Tupis ausser den längs des Amazonas und der Meeresküste verbreiteten Stämmen, welche ohne Zweifel auf dem Wasserwege vermittelst der bereits noch heutzutage in Pernambuco von den kühnen Fischern sogar auf hoher See verwendeten Holzflösse (Jangadas) gekommen sind, eine breite, von ursprünglichen Bewohnern (Nu) inselartig unterbrochene Zone einnehmen, welche sich von Columbien, von der Südgrenze des ehemaligen Muisca-Reiches in südöstlicher Richtung bis nach Paraguay erstreckt und dessen einzelne südliche Ausläufer, wie bei einem aus Norden kommenden Stamme leicht verständlich ist, weit in's Innere von fremden Sprachgebieten vorgedrungen sind und sich an die Cultur der Nachbarvölker anpassten, wie einerseits die Reiternomaden des Chaco, andererseits die Chiriguanos und Omaguacas, die sich vollkommen die Cultur und Sprache der Aymaras angeeignet haben.

Ausser den oben aufgezählten Völkern sind nach der ethnographischen Sammlung von Rio Janeiro noch folgende Stämme zu den Tupi zu rechnen: Crichanas (von Rio Juapery), Uaúpes (R. Uaúpe), Cangaguas, Borés.

Obgleich es eine allgemein verbreitete Meinung ist, dass die Culturstaaten Südmerikas den Quichuas ihre Entstehung verdanken, belehren die südamerikanischen Alterthümer, dass jene aztekenähnlichen Völker auch hier, ebenso wie in Mexico, spätere Eindringlinge sind und eine gleiche Rolle, wie die Mandschu in China, in der Culturgeschichte jener Länder gespielt haben. Einen kaum veränderten Rest jener Kriegerhorden besitzen wir in den Araukanern und ein Vergleich ihrer Cultur mit den peruanischen Alterthümern belehrt uns, dass der culturelle Einfluss der Quichuas auf die Altperuaner nur negativ sein konnte.

Dass die Altperuaner, welche die grossartigen Ruinen am Titicaca-See und in Tucuman uns überlassen haben, keine Quichuas waren, erhellt schon daraus, dass unter den zahlreichen Alterthümern, welche Wiener aus den altperuanischen Gräbern und Tempeln abgebildet hat, sich nur höchst selten der charakteristische, semitenähnliche Typus der Aymaras und Quichuas wiederfindet, sondern auf allen anthropomorphen Gegenständen, Töpferwaaren, Tempelsculpturen u. dgl. stets nur der Typus vorkommt, welchen wir bei den Tupis kennen gelernt haben, nur runde oder viereckige Gesichter mit gerader, kurzer Nase und horizontal gestellten Augen, mithin der Typus der Chiriguanos und Omaguacas, welche wir als unvernichtete Reste der ältesten Culturrassen Boliviens ansehen dürfen. Derselbe Typus kommt auch in den Sculpturen der Muiscas wieder vor und die Muiscas selbst sind anthropologisch von den Tupis nicht zu unterscheiden.

Es ist auch nicht zu vergessen, dass der Quichua-Typus durchaus nicht so weit verbreitet ist, wie man es anzunehmen pflegt, und allein die von

den Incas zwangsmässig eingeführte Quichuasprache überall innerhalb der Einflussphäre des Incareiches verbreitet ist und ebenso überall isolirte Quichuacolonien vorkommen.

Den rundköpfigen Typus der Tupi und Chiriguanos finden wir überall im nördlichen Bolivien, im peruanischen Hochlande, besonders am Ostabhange der Cordilleren, in der sogenannten „Montanna"; so unter Anderen die Chunchos (Piros), die Cannares bei Cuenca und Cañar im südlichen Ecuador, welche übrigens ein verdorbenes Quichua reden.

Obgleich anthropologisch mit den Tupis vollkommen übereinstimmend, können die ältesten Culturvölker Südamerikas (Muiscas, Collas etc.) mit denselben schon deshalb nicht vereinigt werden, weil der allgemein unter ihnen verbreitete Sonnencultus und Gebrauch von Metallen den Tupis fremd sind. Allerdings müssen wir die Tupis als die ältesten Einwanderer derselben Rasse, welcher die später eingewanderten Culturvölker angehören, ansehen und dass letztere aus Mexico oder Nicaragua die Grundzüge ihrer culturellen Entwicklung, wie das Weben, Gewinnung von Metallen, Steinbauten und Sonnencultus, mitgebracht haben. Die Tolteken dürften in ihren anthropologischen Eigenschaften mit den Tupis ebenso wie mit den Muiscas und Collas identisch sein.

Vierte Periode: Die ältesten Culturvölker Südamerikas.

Ich habe bereits oben bemerkt, dass die allgemein verbreitete Meinung über das vorgeschichtliche Alter der Quichua-Cultur nicht durch die archäologischen Funde bestätigt wird. Die grossartigen Ruinen von Tempeln und Städten, welche zwischen Neugranada und Tucuman überall gefunden worden sind, sowie die archäologischen Forschungen peruanischer Gräber (Huacas) führen uns zur Ansicht, dass, ebenso wie in Mexico, die halbrohen Azteken ihre Herrschaft über das alte Culturvolk der Tolteken ausgebreitet hatten, auch in Peru die Quichuas und die ihnen nahe verwandten Aymará und Calchaquis (?) eine höher cultivirte Rasse bereits vorgefunden haben und dieselbe beherrschten, ohne ihr etwas Neues in cultureller Hinsicht beizutragen. Das Gleiche kann man von den Muiscas vermuthen, da in jenen Gegenden das gegenwärtig lebende Volk dem rundköpfigen Typus der Tupi-Rasse angehört, während die herrschende Classe einem fremden Volke anzugehören schien, weil der Gott des Adels ein anderer als derjenige des armen Volkes war.

Dasjenige, was wir über die ältesten Culturvölker Amerikas wissen, bezieht sich wohl nur auf die Muiscas oder ihnen verwandte Völker, deren jetzt lebende Reste ganz deutlich erkennen lassen, dass es sich um eine den Tupi gleiche Rasse handelt. Das ausgezeichnete Bild, welches Reclus (Geographie universelle, Band 18, S. 297) von den Muiscas gegeben hat, stimmt auffallend mit den Tupis überein: ihr Körperbau ist normal, Arme und Beine musculös, Gesicht breit, rund, mit hervorstehenden Backenknochen, gerader, breiter und platter Nase, niedriger Stirn, horizontalen, kaum etwas in den äusseren Augenwinkeln gehobenen Augen, im Ganzen den Wolga-Tataren äusserst ähnlich.

Die Muiscas verehrten die Sonne als den Gott der Kaufleute, Handwerker und überhaupt des niedrigen Volkes, während die regierende Kaste, wahrscheinlich gleich den Quichuas, eine halbrohe fremde Kriegerhorde, den Nationalheros Bochica als den Gott des Adels verehrte. Der Sage nach soll derselbe von Osten her gekommen sein.

Die Muiscas bauten steinerne Tempel, in deren Ruinen Menschenbilder gefunden worden sind, darunter einige, welche den Gott Bochica darstellen, in langer Kleidung, mit Sandalen und Buch, bärtig, darunter unbekannte Buchstaben (in der Provinz Velez, siehe Waitz, IV, S. 372). Es könnte in der Weise verstanden sein, dass die Muiscas, welche selbst keine Steinbauten kannten, eine höhere Cultur vorgefunden haben, welche wahrscheinlich von den Mayas hergeleitet werden dürfte, da die Mayas das einzige Volk Mittelamerikas sind, welches eine Schrift besass. Ausserdem wurden (Waitz, ebend. S. 372) zwei Statuen mit einem aus dem geöffneten Leibe hervorstehenden Gesichte gefunden, wie solche auch in Nicaragua bekannt sind. Mumien in reichen Gewändern wurden in den Gräbern der Muiscas entdeckt, welche den altperuanischen sehr ähnlich sind. Sie verstanden sehr feine Baumwollenstoffe zu weben und Gold und Silber zu Schmucksachen zu verarbeiten. Die Schmucksachen bestanden aus halbkugeligen Kronen und fezartigen Helmen, sowie grossen, runden Brustschildern und Ketten. Die Steinbilder der Muiscaruinen zeigen denselben rundköpfigen, plattnasigen, tatarenähnlichen Typus, welchem die heutigen Einwohner jener Gegenden angehören. Obwohl das Reich der Muiscas (Chibchas) während der spanischen Eroberung bereits im Verfalle war,

so reichte doch ihre Gewalt vom unteren Laufe des Magdalenenstromes bis zur nördlichen Grenze des Incareiches bei Pasto, und ihr Einfluss reicht, wie wir gesehen haben, östlich bis zur Vereinigung des Rio Negro mit dem Amazonas, andererseits bis über die nördlichen Kariben des Orinocothales weit über die Grenzen des Reiches selbst hinaus.

Aus dem Verhältnisse zwischen dem Bochica- und Sonnencultus kann man schliessen, dass in präcolumbianischer Zeit eine den Bochica verehrende Horde (Kariben?) die civilisirten Sonnenverehrer zwar besiegt hatte, selbst jedoch mit der Zeit mit dem Muiscavolke vollkommen verschwommen ist.

Im Süden stiess das Muiscareich an das gleichfalls civilisirte Königreich von Quito, welches kurz vor der spanischen Eroberung von dem Inca Huayna Ccapac der peruanischen Herrschaft unterworfen wurde. Sein Sohn Atahualpa herrschte zu kurz, um tiefgreifende Veränderungen in der Organisation des eroberten Landes einführen zu können; wir müssen daher voraussetzen, dass die Cultur der Quitenser nicht erst durch die Quichuas eingeführt, sondern von denselben bereits vorgefunden worden war. Die Bewohner des Hochlandes von Ecuador gleichen in ihrem physischen Charakter den Tupis und Muiscas, jedoch nicht den Quichuas, deren etwas verdorbene Sprache sie gegenwärtig reden. Wir finden bei den Cannares breite, runde Gesichter mit stark hervortretenden Backenknochen, horizontalen Augen, kurzer, gerader Nase, dicken Lippen, niedriger Stirn und gedrungenem, kräftigem Körperbau, an welchem jedoch die für die Quichuas charakteristische, unverhältnissmässig starke Ausbildung des Brustkastens nicht vorkommt. Die Cannares tragen lange Zöpfe, eine Sitte, welche auch bei den Chiriguanos von Bolivien wiederkehrt. Sonst sind meines Wissens Zöpfe bei Männern allein bei den Yurunas am Schingu bekannt.

Die ehemaligen Einwohner des ecuadorianischen Gebirgslandes gehörten theils der Tupi-, theils der Karibenrasse an.

Der Einfluss der Incas, deren nur zwei über Quito geherrscht hatten, ist nur dadurch kenntlich, dass die Quichuasprache überall im Hochlande geredet wird (bei den Jivaros sprechen nur ältere Männer diese Sprache, Frauen dagegen ist ihr Gebrauch unter Todesstrafe verboten). Es wurden nach peruanischer Sitte ganze Völker nach Peru herübergeschickt und umgekehrt peruanische Quichuacolonisten in das eroberte Land eingeführt. Die alten Gräber (Huacas) enthalten theils Thongefässe und zoomorphe Figuren wie in Peru, manchmal jedoch seltsame metallische Schmuckgegenstände, welche in Peru unbekannt sind. So hat Wolf unter Anderem an der ecuadorianischen Küste Legirungen von Gold, Silber und Platin, sowie Zink vorgefunden, wovon die zwei letzteren Metalle weder bei den Muiscas noch bei den Incas bisher bekannt geworden sind, während andererseits in jenen Legirungen das sonst in allen Bronzewerkzeugen amerikanischer Völker häufige Zinn fehlt. Die procentische Zusammensetzung der erwähnten Metalle in den von Wolf entdeckten Legirungen behält vollkommen das procentische Verhältniss jener Metalle in den Goldwäschen von Esmeraldas.

Sehr verbreitet sind gegenwärtig in Ecuador roh in Silber gefasste Schmuckgegenstände aus Smaragden, welche häufig in Popayan gefunden werden sollen und von columbianischen Händlern gebracht werden. In der Tracht heutiger Indianer von Ecuador und Columbien, welche von den Kleidern der vorcolumbianischen Mumien sehr wenig verschieden sind, besteht der Hauptunterschied in der Farbe und dem Stoffe derselben: die Columbianer brauchen Baumwollenzeug, dunkelblaue, mit Indigo gefärbte Ponchos, die Ecuadorianer bunt gestreiftes Wollenzeug, welches sie mit Cochenille, Indigo und mehreren Pflanzenfarbstoffen sehr dauerhaft zu färben verstehen.

Die Einwohner des ecuadorianischen Hochlandes hatten vor der Eroberung grosse Städte, jedoch keine Steinbauten. Das sehr kunstvolle Irrigationssystem, der Landbau und Handwerke scheinen hier älter als die Herrschaft der Inca gewesen zu sein. Die Ecuadorianer des Hochlandes von Quito halten Lamas, welche offenbar von Süden eingeführt worden sind, da dieses Thier in wildem Zustande hier nicht vorkommt, und weben grobe Ponchos und Pferdedecken aus Schaf- und Lamawolle nach peruanischem Muster. Sie pflanzen viel Weizen, Mais, Quinua (Chenopodium quinua) und eine blaublühende Lupinusart, welche sie durch andauerndes Waschen geniessbar zu machen verstehen. Ihre zeltförmigen Strohhütten werden ringsum von Agavepflanzungen umgeben, aus deren Fasern sehr starke Stricke geflochten werden. Es gibt unter ihnen sehr geschickte Goldschmiede. Ihr berauschendes Getränk (Tschitscha) ist dasselbe wie bei den Tupis und wird auf gleiche Weise aus gekautem Mais gegohren. Auf Reisen kauen sie Cocablätter mit gebranntem Kalke oder einer besonderen Baumasche. Von Hausthieren halten sie ausser den europäischen, Lamas, Hunde und besonders viele

Meerschweinchen, welche gleich unseren Kaninchen innerhalb der Hütten gehalten werden Hunde sind sowohl bei den Gebirgsindianern wie bei den Tupis vorcolumbischen Alters, wie die Gegenwart eigener Wörter für diese Thiere beweist: áicu (Quichua), yaguà (Guarani), kútschia (Cayapas), das letztere erinnert auffallend an das ungarische kutya (Hund). Für alle durch Spanier eingeführte Hausthiere haben dagegen sämmtliche Indianer nur verdorbene spanische Namen.

Zu grossen Festlichkeiten kommen einige Burschen in ganz originelle, offenbar uralte Trachten gekleidet, in welchen bei feierlichen Kirchenprocessionen getanzt und gesoffen wird. Diese Tracht, welche von der altperuanischen verschieden ist, verdient eine besondere Beschreibung. Es ist eine bis zu den Knien reichende Tunica mit langen Aermeln aus weissem Baumwollenzeug und ebensolche, bis zu den Knöcheln herabfallende breite Hosen. Das Gewand wird von einem sehr breiten, rothen Gurte festgehalten, welcher vorn einen schürzenartigen Vorsprung besitzt und reichlich mit Silbermünzen geschmückt ist. Der Kopf wird mit einem weissen Tuche umgebunden, welches die Ohren bedeckt, eine auch sonst hier gebräuchliche Sitte. Darüber kommt ein sehr hoher, grauer Filzhut mit breiten Rändern, auf welchem hohe Straussenfedern, verschiedene glänzende Objecte, wie kleine Spiegel, Münzen etc., öfters Tukanschnäbel und bunte Federn angebracht sind Vom Hute hängen rückwärts zwei breite, farbige Schärpen bis zum Boden herab Die Füsse sind in Sandalen aus Baumwolle mit rothen Bändern gekleidet. Zugleich mit diesen erwachsenen Burschen, welche „Angelitos“ genannt werden, nehmen an dem Kirchentanze ein Dutzend Knaben Theil, denen der Name „Yumbos“ gegeben wird Ihre Tracht ist verschieden: eine etwas kürzere, ebenfalls weisse Tunica ohne Gurt, mit bunten Schnüren am Rücken geschmückt, kurze Hosen, am Kopfe eine Kopfbinde in der Gestalt einer Königskrone aus Baumwollenzeug mit bunten Streifen, und am Kniegelenk eine kleine Glocke angebunden. Diese sonderbare Gesellschaft nimmt an der Kirchenprocession Theil und ist offenbar ein von den Missionären erhaltener religiöser Brauch der Ecuadorianer. Bei den Aymaras und Quichuas habe ich nichts Gleiches gesehen.

Der Unterschied zwischen der Cultur der Altperuaner und der Muiscas, mit welchen dieselben blutverwandt gewesen sind, erklärt sich sehr einfach durch die verschiedenen geographischen Verhältnisse ihrer Wohnsitze; die Gegenwart eines so nützlichen Thieres, wie das Lama (Vicunna, Guanaco, Alpaco), in Peru, Bolivien, Argentinien bis in's Feuerland hinein, hat die Lebensweise der Peruaner ebenso rasch beeinflusst, wie es bei Einführung von Pferden und Rindern mit den Steppenvölkern Südamerikas geschehen ist. Die im Zähmen von wilden Thieren äusserst geschickten Indianer der Tupirasse haben sofort aus dem Lama ein Hausthier gemacht und aus einem Jägervolke ist ein Hirtenvolk geworden. Statt der Baumwolle ist die Wolle der Lama und Vicunna eingetreten. Der Landbau ist auf Quinua, Mais, Lupinus und verschiedene Kartoffelarten: die „Oka“ und „Melioco“ (Oxalis bulbifera) beschränkt.

Die Omaguacas am Ostabhange der bolivianischen Cordillere, welche wohl mit Recht als Verwandte der Omaguas angesehen werden dürfen, hatten zur Zeit der Eroberung zahlreiche Lamaheerden und lebten als ein wahres Hirtenvolk. Dieselben könnten uns vielleicht den Culturzustand der Altperuaner in der ersten Periode nach ihrer Einwanderung angeben.

Ziehen wir die Thatsache in Betracht, dass die Bezeichnung Quichua noch gegenwärtig durchaus nicht an die Gegend von Cuzco, sondern auf die heisse Küstenzone nördlich von Lima bis zur Bucht von Tumbez bezogen wird, welche sich durch die Prosopis(Algarrobo)wälder auszeichnet und dass der Aymara-Quichua-Typus in Ecuador allein an der Küste, im Hochlande dagegen sehr selten vorkommt, in Peru aber erst im Süden von Cuzco ein zusammenhängendes anthropologisches Gebiet einnimmt, ferner dass die Alterthümer von Tucuman den Typus der Chiriguanas und nicht jenen der Quichuas überliefert haben, da die sculptirten Menschengesichter jener Ruinen rund, kurz und breit, mit kurzer, platter Nase und horizontalen Augen dargestellt sind, so müssen wir zu dem Schlusse gelangen, dass die Quichuas längs der pacifischen Küste von Norden her, wahrscheinlich von Mexico, als ein halbcivilisirtes Kriegervolk eingewandert sind und eine bereits höher als die ihrige stehende Cultur der halbmythischen Collas, von welchen die ganze südöstliche Provinz des Incareiches den Namen „Colla-suyu“ erhalten hatte, vorgefunden haben. Unbeantwortet ist bisher die Frage, ob die peruanischen Bronzewerkzeuge dem Quichuavolke oder schon ihren den Tupi ähnlichen Vorfahren zuzuschreiben seien; die geringe Verbreitung jener Artefacte würde vielmehr für die erste Hypothese sprechen. Die Altperuaner verstanden wahrscheinlich nur die reinen

Metalle: Gold, Silber und Kupfer zu verarbeiten; Legirungen, und namentlich Bronze (mit Zinn), dürften jedoch erst von den Incas herrühren (den Legirungen, welche oben aus Ecuador erwähnt worden sind, fehlt das in der peruanischen Bronze stets vorhandene Zinn, und jene stellen, wie aus ihrer Zusammensetzung ersichtlich, das Schmelzproduct aller Metalle der Goldwäschen von Esmeraldas ohne Auswahl dar). Ebenso dunkel ist die Frage über das Vorhandensein von Eisen bei den Peruanern vor der spanischen Herrschaft, worüber wir noch weiter zu sprechen Gelegenheit haben werden.

Fünfte Periode: Die Einwanderung aztekenähnlicher Völker (Quichuas, Aymaras und Araukaner). Bronzezeit.

Die ältesten Berichterstatter kennen drei verschiedene Culturvölker in Bolivien und Peru während der spanischen Eroberung: die Calchaquis, Aymaras und Quichuas. Von den Calchaquis, falls dieselben nicht mit den alten Collas identisch sein sollten, wird behauptet, sie seien ein Zweig der Aymara gewesen, und nur die Kaziken hätten Quichua gesprochen. Die jedoch bisher lebenden Reste derselben in Argentinien reden Quichua. Ihre von allen Berichterstattern bestätigte Hässlichkeit schliesst eine Stammesverwandtschaft mit den Tupi-Guarani oder Kariben aus; es konnten nur entweder civilisirte Patagonen, was wenig wahrscheinlich ist, oder ein Stamm der Quichuafamilie gewesen sein. Die Aymaras und Quichuas, welche lange Kriege miteinander um die Herrschaft über Peru geführt haben, gehören anthropologisch demselben Stamme an, und wir können sie nur als zwei gleichzeitig eingewanderte verwandte Völker ansehen, wovon das eine, die Aymaras, die Cordillere überschritten und am Titicacasee ihr Hauptquartier gestiftet hatte, das andere, die Quichuas, sich im Westen des Gebietes längs der Meeresküste zwischen der Tumbezbai und Callao niedergelassen und südlich von Cuzco in das Hochland eingedrungen ist.

Ob die Quichuas etwas Neues für die Civilisation der alten Bevölkerung Perus beigetragen haben, lässt sich schwer sagen. Das Verarbeiten der Metalle, der Landbau, das Hirtenwesen, das Irrigationssystem, die Steinbauten, der Sonnencultus, scheinen sämmtlich älter als die Quichuaeinwanderung zu sein. Die grosse Seltenheit von Aymara-Quichuagesichtern auf den anthropomorphen Thongefässen und Steinornamenten der Peruaner beweist, dass die Industrie von den rundköpfigen Aborigenen getrieben wurde. Dagegen ist zu vermuthen, dass die Kriegerschaaren der Quichua eine energische Administration und die Hebung der Kriegsmacht bewirkt haben, und somit würde man das ganze übrigens wohlbekannte Regierungssystem der Incas, die „Quipus" u. dgl., den Quichuas zuschreiben müssen. Wahrscheinlich ist nach dem oben Gesagten die Einführung der Bronze und vielleicht auch des Eisens durch die Quichuas.

Die Tradition der ersten Zeiten nach der Eroberung Perus durch die Spanier erzählt uns, dass die Incas eine andere Sprache als das volksthümliche Quichua redeten, weiss und öfters bärtig gewesen sein sollten. Die in Quito aufbewahrten Bilder der Incas



Fig. 116. Ein Inca. (Nach einem alten Porträt aus der Zeit der Eroberung im Museum von Quito.)

aus jener Zeit zeigen auch in der That einen Gesichtstypus, welcher mit den Quichuas nicht übereinstimmt (Fig. 116); wir sehen auf denselben keine Adlernasen, keine schiefgeschlitzten Augen, keine künstliche Schädeldeformation; die Incagesichter auf jenen Porträts, welche gewiss als die zuverlässigste Quelle in dieser Frage angesehen werden dürfen, gleichen viel mehr den schön gestalteten Araukanern oder den Dakota-Indianern, als den Quichuas. D'Orbigny hat wohl mit Recht die Araukaner für Verwandte der Peruaner gehalten. Ein weiterer Beweis für die Wahrscheinlichkeit dieser Anschauung ist die Körper- und Gesichtsbildung bei der Bevölkerung des Städtchens Yaruquiez bei Riobamba, welche sich selbst als directe Nachkommen der Incakaste ansehen und von den übrigen Indianern als eine besonders ge-

schätzte Aristokratie angesehen werden; der Typus jener Indianer ist von den Quichua verschieden und erinnert, gleichwie die erwähnten Incaporträts, an die Araukaner durch ihre regelmässigen, oft schönen Gesichtszüge, ihren lebhaften und lustigen Charakter. Die aristokratischen Incafamilien Duchiselas und Mayanselas in Yaruquiez sprechen schon spanisch.

Die physischen Eigenschaften der Quichuas und Aymaras sind sehr scharf ausgesprochen und leicht kenntlich: sehr gedrungener, plumper Körperbau mit auffallend grossem Brustkasten und kurzen, kräftigen, musculösen Gliedern, also gleich den Tupi-Guarani. Gesicht länglich, Kopf gross, zugespitzt, öfters durch künstliche Deformation die Stirn sehr weit zurücklaufend, wodurch die Augen chinesenähnlich schief zu stehen kommen, was bei nicht deformirten Schädeln nicht der Fall ist. Stirn, wenn nicht deformirt, gewölbt, niedrig, Backenknochen stark hervorspringend, Lippen dünn, Nase lang, semitisch gekrümmt, schmal, Bartwuchs kräftiger als bei anderen Indianerstämmen. Füsse sehr hoch und kurz, hufähnlich, Hände klein. Bei den Quichuas der Umgegend von Cuzco sind jene Eigenschaften nicht so scharf wie bei den Küstenindianern Nordperus (Region „Quichua") ausgeprägt, namentlich aber der Körperbau schlanker und nicht so plump wie bei den Aymaras. Von den bekannten Zeichnungen kann ich diejenige von Wiener (dieselbe bei Colberg: „Nach Ecuador", S. 381) als die beste citiren. Ich weise auf jene Zeichnung Wiener's deshalb hin, weil jene, gleich den Bildnissen der Incas von Quito, sehr genau mit dem Typus der Araukaner übereinstimmen, während man gewöhnlich für die Quichuas die plumpe, spitzköpfige Gestalt der Aymaras als charakteristisch anzusehen pflegt; meiner Ansicht nach stehen dagegen die reinen Quichuas zwischen den plumpen Aymaras und den schlanken, schön gestalteten Araukanern in der Mitte.

Die Kleidung der Quichuas besteht aus wollenen Ponchos, kurzen und breiten Leinwandhosen, einem hellgrauen Filzhut, unter welchem der Kopf häufig mit einem blauen Tuche umwickelt wird und Sandalen aus Baumwolle oder Leder. Sie haben demnach die Kleidung der früheren Bevölkerung angenommen. Als Jagd- oder Kriegswaffen gebrauchen sie sehr gewandt die Schleuder, den Lasso und kurze Speere mit langer und breiter Eisenspitze. Fleissig und betriebsam, von gutmüthigem Charakter, sind die Quichuas und Aymaras ausgezeichnete Bergleute, Hirten und Maulthiertreiber. Ihre wenigen Hausgeräthe sind, ausser einfachen Thonwaaren, sämmtlich europäischen Ursprunges. Ihre musikalischen Instrumente sind Orgelflöten und bei nördlichen Stämmen eine einfache Knochenflöte, welche mit Vorliebe aus Menschenknochen gemacht wird und von den Nachbarstämmen karibischen Blutes herkommt. Sich selbst nennen die Quichuas „Runa", was unsere Aufmerksamkeit auf solche Völkernamen, wie z. B. Mayoruna (Flussindianer), lenkt.

Die geographische Ausdehnung der Quichuas stimmt mit den Grenzen der Einflusssphäre des Incareiches überein und lässt sich an der Existenz von Ortsnamen erkennen, welche mit Máyo (Fluss), Yácu (Wasser), Cotschia (See) und Bamba (Ebene) endigen. Sie reichen demnach gegen Norden bis zur Grenze des Muiscareiches am Flusse Putumayo, längs der pacifischen Küste von Guayaquil bis Coquimbo. Sie überschreiten die Cordillere in geschlossener Masse erst südlich vom Titicacasee, wo sie sich in Argentinien bis Catamarca und Tucuman ausdehnen. Ihre Cultur ist jedoch auch weiter östlich fühlbar, so sind die schönen Webearbeiten der Parecis am Schingu durch die Nachbarschaft des isolirten Quichuastammes der Xarayes am oberen Paraguay erklärlich. Die Orejones des Chaco gehören ebenfalls zu den Quichua.

Die Spuren peruanischer Einflüsse sind ferner in der Gestalt von zoomorphen Thongefässen der Guaranis in Paraguay, wie auch südöstlich in Chile in den gegenwärtig von den Bewohnern von Chillan gemachten rohen Thongefässen (Patitos) sichtbar. Dagegen sind die schön verzierten grossen Urnen der Guarani, welche ganz etruskische Muster zeigen, entschieden jungen Alters und durch Jesuiten eingeführt worden.

Der unglückliche Gedanke d'Orbigny's, sämmtliche Völker Argentiniens unter einem Collectivnamen von seiner „Pampasrasse" zu vereinigen, war daran Schuld, dass die sonst gar nicht zu schwer lösliche Frage über die ethnographische Zugehörigkeit der Araukaner, welche d'Orbigny selbst von den Pampas getrennt und den Peruanern genähert hatte, noch bis heutzutage eine grosse Verwirrung in unseren Begriffen über die ethnographischen Verhältnisse der Südspitze Amerikas hervorgerufen hat. Man ist weiter gegangen und hat in den populären Handbüchern versucht, den sehr charakteristischen Typus der Araukaner künstlich der Theorie anzupassen, indem man als Typen der Rasse

nicht selten Mischlinge angab, welche sich den Patagonen näherten, um die angebliche und durchaus naturwidrige Blutsverwandtschaft mit Patagonen zu bestätigen. Das ist vor Allem bei Ratzel der Fall (S. 625). Eine dort abgebildete Familie von angeblichen Araukanern besitzt ausser der Kleidung gar nichts von dieser schönen Rasse, sondern würde sich viel mehr den Botokuden oder Patagonen nähern. Die Zeichnung von Ratzel auf S. 546 widerspricht schon allein der vorigen und nähert sich viel mehr dem reinen Araukanertypus, obgleich auch jene keine reine Rasse darstellen.

Ich habe viele Hunderte von Araukanern, Puelchen, Manzaneros u. s. w. gesehen und kann nur so viel sagen, dass man gewöhnlich Mischlinge mit Patagonen als typische Araukaner anzusehen pflegt, während reine Typen, die überall vorherrschen, viel eher den bei Ratzel (S. 574) abgebildeten nordamerikanischen Indianern, als den „Araukanern" dieses Autors ähnlich sind, und von den Quichuas der Gegend von Cuzco wenig verschieden sein dürften.

Diese bereits von d'Orbigny erkannte Thatsache eröffnet uns ein sehr interessantes Beobachtungsfeld, indem sie uns gestattet, den Culturzustand der Quichuas vor ihrer Einwanderung nach Peru zu erkennen. Denn obgleich die Araukaner mit dem Incareiche im Verkehre standen, haben dieselben von ihren Nachbarn wenig gelernt, und was von Einflüssen peruanischer Cultur bei ihnen bekannt war, hatte sich auf die nördliche Region von Chile, wo die Herrschaft der Incas reichte, beschränkt, während jenseits des Curá-Cautín und Bio-Bio in den undurchdringlichen Wildnissen der halbtropischen Urwälder, welche das Hauptgebiet der Araukaner nach wie vor der Eroberung darstellten, wir überall nur halbcivilisirte Nomaden finden, welche aber recht geringe Spuren von peruanischen, etwas mehr von europäischen Einflüssen erkennen lassen. Ich glaube kaum, dass wir berechtigt wären, mit Waitz anzunehmen, dass die Araukaner ein hochcivilisirtes, von Peruanern unabhängiges Volk gewesen seien, welches nach der spanischen Eroberung vollkommen verwildert sei. Eine derartige Annahme ist schon deswegen unberechtigt, als es schwer anzunehmen ist, dass auch in so unzugänglichen, äusserst fruchtbaren Regionen, wie das Thal des oberen Bio-Bio, wo die Spanier niemals bis zu den letzten Jahrzehnten vorgedrungen waren, sich nur reine Jägernomaden erhalten haben und keine Spur einer ehemaligen höheren Bildung dort zu finden ist. Ein solches spurloses Verschwinden einer so hohen Cultur, wie das die peruanische war, ist durch keine Beobachtung an anderen, von den Spaniern verdrängten Völkern bewiesen. Der Land- und Bergbau z. B. sind überall da noch geblieben, wo sie vor der spanischen Eroberung existirt haben und auch da, wo die wildesten Sclavenjäger tobten, wie in Brasilien, sind überall die nationalen Industrien der Indianer unberührt geblieben, so lange das Volk selbst seine Unabhängigkeit behalten hatte. Nun ist jedoch kaum ein anderes Volk in Amerika vorhanden, welches seine Unabhängigkeit gegenüber den spanischen Eroberern so lange zu vertheidigen wusste, als gerade die Araukaner, deren Häuptlinge noch vor 20 Jahren von der argentinischen und chilenischen Regierung einen Tribut in Geld und Lebensmitteln erhielten, weil jene Regierungen gegen die kriegerischen Schaaren ganz ohnmächtig waren. Ich meine daher, die Ansichten d'Orbigny's sind vollkommen berechtigt und dass alles Dasjenige, was zwischen Araukanern und Peruanern gemeinsam ist, peruanischen Ursprunges sein musste, so der Ackerbau, das Irrigationssystem, wovon übrigens im Inneren des Landes keine Spur zu finden ist, die Bearbeitung von Metallen, vielleicht auch die Webekunst und Kleidung, welche auffallend den Quichuas ähnlich ist.

Die Araukaner gehören unzweifelhaft zu den schönsten Rassen Amerikas. Besonders unter den Frauen gibt es öfters bildschöne Gestalten von ganz europäischen Gesichtszügen. Bei Männern ist der Rassentypus bedeutend schärfer ausgeprägt (Fig. 117).

Mittelhoch, kräftig und proportionell gebaut, mit kleinen Händen und Füssen, musculösen Gliedern, haben die Araukaner einen Gesichtstypus, welcher nur mit den Quichuas und Aymaras verglichen werden kann, keineswegs aber mit den mongoloiden Patagonen irgend etwas Gemeinsames hat. Es ist derselbe Typus, welchen in Nordamerika die Dakota-Indianer, in Nordasien und Nordeuropa die finnischen Stämme darstellen. Der Schädel ist mässig lang, seitlich zusammengedrückt, sehr hoch, häufig gegen oben zugespitzt. Das Gesicht, besonders bei Männern, stark verlängert, die Backenknochen stehen nur sehr wenig hervor, die Stirn ist flach und hoch, niemals zurücklaufend; die Nase lang, gerade, häufig gekrümmt, niemals dagegen aufgestülpt; Augen gross, horizontal; Lippen schmal und dünn. Der Bartwuchs schwach, jedoch viel üppiger als bei anderen Indianern. Die Hautfarbe ist bei reinen Araukanern

ganz hell, kaum dunkler als bei Europäern, bei den Puelchen der Pampas dunkelbraun, wie bei den Quichuas.

Die Tracht der Araukaner ist bei allen Stämmen sehr einförmig und es wechselt nur die Farbe derselben oder auch die grössere oder kleinere Beimischung von europäischen Elementen. Diese Tracht besteht bei Männern aus einem wollenen Poncho, weissen, kurzen Leinwandhosen und einem rechteckigen Tuchstücke um die Hüften, „Chiripá" genannt. Die Frauen tragen eine lange wollene Tunica, welche in der Taille von einem wollenen, bunten Gurte festgehalten und an der rechten Schulter mit einer silbernen Nadel zusammengeheftet wird; die Arme und die linke Schulter bleiben nackt. Darüber kommt ein breiter, wollener Mantel, welcher unter dem Halse mit einer grossen, silbernen Busennadel festgehalten wird. Vornehme Frauen tragen breite Gurte aus Leder, welche reich mit Silber und bunten Glasperlen geschmückt sind, und grosse schwere silberne Ohrgehänge. Das Haar wird in zwei mit Glasperlen geschmückte Zöpfe geflochten. Beide Geschlechter



Fig. 117. Eine Araukaner-Familie aus dem südlichen Chile.

tragen eine rothe oder blaue Kopfbinde (Víntschia) und gehen barfuss; nur die Männer brauchen patagonische Reitstiefel aus rohem Pferdeleder, welche in folgender Weise gemacht werden: die Haut von den Hinterbeinen eines Pferdes wird schlauchförmig abgebälgt, gereinigt, in der Hand durch andauerndes Reiben geschmeidig gemacht und so zugeschnitten, dass die Ferse des Reiters an die Stelle kommt, welche dem Sprunggelenke entspricht, während die Zehen frei aus dem so entstandenen Lederstrumpfe hervorstehen; gelb, weiss und schwarz sind die Farben, welche dabei in Combination kommen. Vornehme Indianer und besonders Häuptlinge tragen Filzhüte europäischer Herkunft und hohe Lackstiefeln mit silbernen Sporen nach der Sitte der Chilener.

Die Puelches und Picunches der Steppengebiete vermeiden bunte Farben, welche sie auf der Steppe verrathen würden und tragen entweder schwarze Gewänder nach der Mode der Gauchos, oder Ponchos, welche nur dunkelgraue, schwarze und braune Streifen

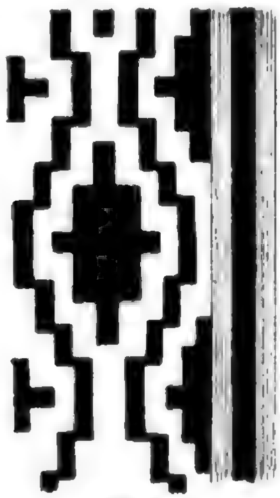


Fig. 118.

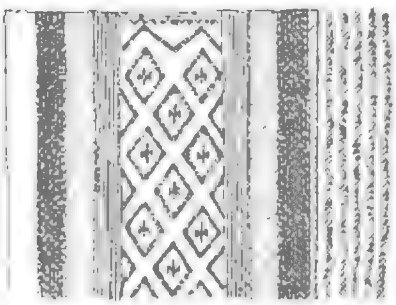


Fig. 120.

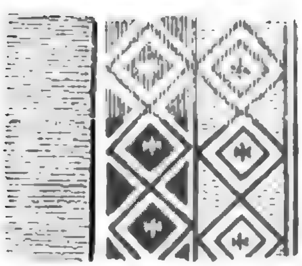


Fig. 119.

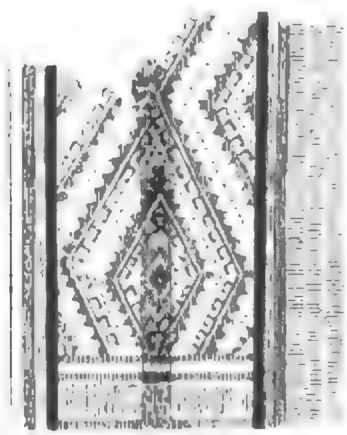


Fig. 121.

Fig. 118—121. Webemuster der Araukaner. 1/4 nat. Gr. (Meine Sammlung.)

die zu breiten Schäfte dieser eigenthümlichen Stiefel ohne Naht werden mit bunten, wollenen Strumpfbändern festgebunden. In der Tracht der Araukaner kommen nur, wie gesagt, Aenderungen der Farbe vor: so tragen die chilenischen Araukaner mit Vorliebe dunkelblaue, mit Indigo gefärbte Gewänder, welche nur einen rothen Randstreifen besitzen. Sehr beliebt sind ferner Ponchos mit blauem Fond und weisser treppenartiger Zeichnung (Fig. 118). Die Manzaneros, am Ostabhange der Cordillere, tragen dagegen sehr bunte Zeuge: roth, hellbraun, blau, grün, besitzen. Die meisten Pampas-Araukaner haben übrigens schon längst die Tracht der Gauchos angenommen.

Die Araukaner, welche sich selbst Mapu-tsche (Leute) nennen, bilden lose Horden, welche von erblichen Häuptlingen befohlen werden. Einzelne Stämme vereinigen sich allein in Kriegszeiten, sonst sind dieselben von einander vollkommen unabhängig, was die Beherrschung des Landes den Chilenern durch friedliche Mittel sehr erleichtert hat, während die hartnäckigsten Kriege mit jenem tapferen Volke keine

Resultate jahrhundertelang geliefert hatten. Mit dem Systeme „Divide et impera" hat man den Widerstand der Araukaner auf immer gebrochen.

Man könnte nach den verschiedenen Culturzuständen die Araukanerstämme in drei Gruppen theilen: 1. die chilenischen Araukaner, 2. die Manzaneros und die Araukaner der östlichen Cordillere, 3. die Pampaestämme.

Die chilenischen Araukaner sind die einzigen, welche in alter Zeit im nördlichen Theile ihres Gebietes zuerst peruanischen, dann spanischen Einflüssen unterlagen und daher bedeutend gutmüthiger und friedlicher als die Steppenhorden waren. Sie trieben während der spanischen Eroberung ausgedehnten Landbau nach peruanischem Muster mit künstlicher Bewässerung ihrer Felder, bauten Mais, Quinua und Kartoffeln, kannten den Gebrauch von Dünger und bearbeiteten ihre Felder mit einer hölzernen Hacke. Sie besassen hölzerne Hütten von rechteckiger Gestalt, Dörfer und feste Plätze, durch Palissadenzäune und Gräben vor dem feindlichen Anfalle geschützt. Die Häuser stehen stets weit von einander. Ihre Waffen bestanden zu jener Zeit aus Lanzen, Basaltäxten und Pfeilen, deren Spitzen aus Knochen oder Stein gemacht wurden. In ihrem Gebiete wurden in den alten Gräbern auch kupferne und bronzene Waffen von peruanischer Form gefunden.

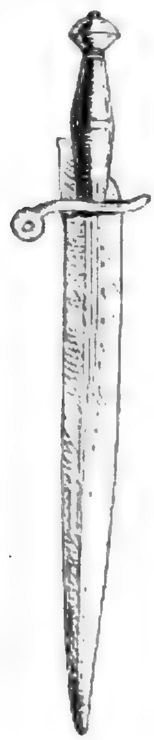


Fig. 122. Schwert der Araukaner aus einer Säbelbajonette gemacht, mit Messinggriff und Rohlederscheide, ob. Limay. 1/4 nat. Gr. (Meine Sammlung.)

Gegenwärtig sind die chilenischen Araukaner gänzlich beherrscht und verschwimmen rasch mit den massenhaft eindringenden europäischen Colonisten. Sie pflanzen Mais, Kartoffeln, Bohnen, Gerste, Weizen, Erbsen und Gemüse und werden als musterhafte Arbeiter gerühmt. Ihre Lieblingsspeise ist geröstetes Weizen- oder Gerstenmehl, genannt „Niako", auffallenderweise ganz gleich den Quichuas von Peru und Ecuador, wo dieses wohl wenig hygienische Gericht „Machica" heisst.

Die Industrie der Araukaner hat sehr viel Peruanisches, Manches auch, namentlich bei Steppenhorden, von den Patagonen entnommen. Sie weben sehr schöne wollene Zeuge, welche sie dauerhaft mit Indigo, Cochenille und anderen einheimischen Farbstoffen zu färben verstehen. Die Wolle von Guanacos oder Schafen wird ohne jede Beimischung an der Spindel gesponnen; der Webstuhl ist sehr primitiv und besteht aus zwei schräg in den Boden eingesetzten Bambusstangen, an welchen oben und unten je ein Paar von Querstangen mit Riemen angebunden sind. Das fertige Zeug wird an die obere Querstange eingerollt. Der Webstuhl kann daher viel mehr ein Weberahmen genannt werden. Die Frauen arbeiten in hockender Stellung unter freiem Himmel. Die Art, in welcher die öfters sehr feinen und stets äusserst dauerhaften Zeuge gewebt werden, ist sehr ähnlich dem orientalischen „Kilim", wie sie von Huzulen gemacht werden. Auf einem glatten Fond werden zweiseitige erhabene farbige Zeichnungen gewebt. Die Zeichnungen bestehen aus Kreuzen, Quadraten, treppenartigen und mäandrischen Figuren, niemals sieht man krumme Linien oder zoo- oder anthropomorphe Zeichnungen, wie solche an peruanischen Zeugen häufig gefunden worden sind. Der Webstuhl und die Art, die Wolle dazu zu spinnen, zu färben und zu weben, ist gleich wie bei den Quichuas vom Hochlande bis nach Quito hinauf, nur die Zeichnungsmuster wechseln, jedoch nicht nur bei verschiedenen Völkern, sondern auch bei verschiedenen Horden der Araukaner selbst, wie wir es oben bezüglich der Kleidung der Puelche und Manzaneros gesagt haben.

Von anderen Industrien haben die Araukaner sehr gewandte Silberschmiede, welche zu ihren Arbeiten chilenische Münzen und Messingblech ver-

wenden. Vom Bergbau wissen die Araukaner gar nichts, obwohl in ihrem Gebiete sehr reiche Silberminen liegen. Das Eisen ist bei ihnen allgemein verbreitet, jedoch überall europäischen Ursprunges; die Messer und Dolche werden aus eroberten Säbelklingen und Säbelbajonetten zugeschnitten (Fig. 122), das eiserne Zaumzeug ist von chilenischer Form. Kupfer- und Bronzegegenstände findet man bei ihnen keine; die archäologischen Funde dieser Art sind peruanischen Ursprunges.

Kommen wir von den halbcivilisirten Küstenregionen in's Innere der prächtigen Myrthen- und Buchenwälder hinein, welche den Westabhang der araukanischen Cordillere bekleiden, so verschwindet jede Spur von früherem Ackerbau: wir treffen nur Hirten oder sogar Nomadenstämme, überall, wo grössere Grasflächen das Erziehen von Pferden und Rindvieh gestatten. Man trifft dieselben Typen wie in der Niederung, dieselbe Tracht, jedoch keine festen Hütten, sondern halbkugelige Zelte aus Bambusrohr, welche mit Bambusstroh oder Pferdehäuten überzogen sind. Geflügel, Schweine, Schafe, Rinder und Pferde findet man hier in grosser Menge. Die Indianer haben von den Chilenen die Fabrikation von Käse gelernt, trinken Milch und essen gleich ihren Küstenverwandten geröstetes Weizenmehl, welches sie von Kaufleuten im Tausch gegen wollene Decken und Ponchos erhalten. Diese Stämme am oberen Bio-Bio und Cautín stehen mit den Manzaneros des östlichen Abhanges in Verbindung und nehmen zusammen mit ihnen an den grossen Jagden im Inneren Patagoniens theil, wo sie Guanacofelle und Straussenfedern sammeln. Die Wohnungen der Waldaraukaner sind nahe aneinander gebaut, gewöhnlich sehr sorgfältig im Gebüsch versteckt, so dass man in unmittelbarer Nähe solcher Hütten die Gegenwart von Menschen nicht errathen kann; dasselbe finden wir bei den Puelches der Pampa central.

Die Manzaneros oder Aepfelindianer unterscheiden sich von den chilenischen Araukanern allein durch ihre bunte Tracht und Sitten, der Körperbau und Gesichtstypus ist ganz rein araukanisch. Unter diesem Namen verstehen wir die zerstreuten kleinen Horden, welche in den Thälern des Ostabhanges der Cordillere im Flussgebiete des Limay und Neuquen leben. Alle erkennen als ihren Oberhäuptling den Kaziken von Huechú-Ehuén (Maipú), welcher in der Nähe des Sees Lancar an der Grenze von Chile und Argentinien in dem wunderschönen und fruchtbaren Thale Maipú lebt.

Der gegenwärtige Häuptling Kurú-Huínca (der schwarze Dieb) ist ein ziemlich civilisirter Mann, dessen zwei Söhne zu meiner Zeit das Gymnasium in Valdivia besuchten.

Die „Tolderia" des Kurú-Huínca besteht aus einem Dutzend dachförmiger Strohhütten welche im Thale Huechú Ehuén (Maipú) zerstreut liegen; der Häuptling selbst besitzt allein ein hölzernes Haus von einer eigenthümlichen Gestalt (Malál). Das Gebäude ist ziemlich geräumig und hoch, rechteckig, aus aufrecht gestellten Baumstämmen nach der Art einer Palissade gebaut, mit einem hohen, spitzen Bretterdache und einer einzigen, mit einer rohen Kuhhaut gesperrten Thür. Fenster gibt es keine. Das Gebäude birgt den zahlreichen Harem des Kaziken. Er selbst lebt jedoch mit seiner Lieblingsfrau in der Nähe, in einem offenen Zelte aus zusammengenähten Pferdefellen, welches ganz die Gestalt patagonischer „Toldos" besitzt; es ist rechteckig, vorn ganz offen, auf Bambusstangen gespannt.

Der Häuptling selbst ist ein leidenschaftlicher Landmann, er zeigte mir stolz seinen Obstgarten, in welchem etwas Weizen, Erbsen, Kohl, Mais und Kartoffeln zu sehen war. Es ist hervorzuheben, dass Kurú-Huínca der einzige Mann in der ganzen Gegend war, welcher Ackerbau trieb, da sogar die deutschen Colonisten, welche bis dorthin aus Chile vorgedrungen sind, nur Viehzucht treiben. Verwilderte Sträuche von Quinua, welche man hie und da findet, beweisen, dass hier auch früher etwas Landbau getrieben wurde. Die Unterthanen des „Schwarzen Diebes" lassen sich jedoch den Landbau nicht gefallen und leben vom Ertrage ihrer Jagd und Pferdediebstahl. Die untergeordneten Häuptlinge der Manzaneros, wie der Kazike Ancatrú z. B. oder Saihuéque, sind echte Hirtennomaden, welche die Sitten der Patagonier gänzlich angenommen haben und sich von jenen ausser ihrem Körperbau nur durch ihre industriellen Kenntnisse, die Weberei und das Tragen von Silberschmuck unterscheiden. Die Manzaneros gebrauchen Lasso und „Bolas" als Waffen und haben von den Patagonen die Anfertigung von Pelzmänteln aus jungen Guanacofellen (Kiliangos) übernommen. Das Zelt des Kaziken Ancatrú, welchen ich besucht habe, bestand aus einer grossen Anzahl von Guanacofellen, welche über einem Gerüste von Bambusstangen aufgespannt waren. Die Gestalt des Zeltes war sehr unregelmässig und erinnerte an die „Jurtas" sibirischer Völker. Ein Brauch, welchen ich bei anderen Araukanern nicht bemerkte und welcher vielleicht

von den Patagonen übernommen ist, besteht darin, dass die heiratsfähigen Mädchen sich einen dreieckigen Fleck mit rothem Ocker auf die Wangen malen, welcher das ganze Gesicht von den Augen bis zum Kinn bedeckt und nicht eher gewaschen werden darf, als bis das Mädchen heiratet; übrigens waschen sich die Araukaner und besonders die Puelche auch sonst niemals.

Eine Eigenthümlichkeit des Landes der Manzaneros bilden die Aepfelwälder. Ich war ganz erstaunt, als ich in einem kleinen Nebenthale des Aluminé meilenweit bis zu den Knien in den schönsten Aepfeln waten musste, welche von den die Böschungen des Thales bekleidenden Aepfelhainen heruntergefallen waren. Die Gegend war ganz unbewohnt und ganz auffallend war es für mich, dass nebeneinander verschiedene Sorten von sehr schmackhaften, häufig bis faustgrossen Aepfeln wuchsen, ohne dass jene Bäume irgend jemals eine Gärtnerhand berührt hätte. Die Aepfelhaine sind überall in jenem Lande, jedoch ausschliesslich längs der Indianerwege, zerstreut, und ihr rasches Gedeihen beweist, dass diese von Europäern eingeführten Bäume ein äusserst günstiges Klima gefunden haben, was umsomehr auffällt, als sonst in Südamerika gerade die Aepfel am schwierigsten gedeihen und nur mit grosser Mühe gute Resultate liefern können, wie z. B. in Montevideo. Aus den wilden Aepfeln, welche die Colonisten zum Schweinefüttern verwenden, machen die Araukaner im Herbste ein berauschendes Getränk, bei welcher Gelegenheit ein mehrtägiges Trinkgelage abgehalten wird.

Jeden Herbst kommen alle losen Stämme zusammen, um sich auf den grossen Jagdzug (Boleada) nach Patagonien zu begeben. Es schliessen sich ihnen auch viele Araukaner aus Chile an. Die erbeuteten Guanacofelle werden nach der Rückkehr den Frauen zur Bearbeitung übergeben und sobald der ganze Vorrath zu Ponchos, Pferdedecken und Pelzmänteln umgearbeitet ist, zieht eine Karawane weit nach Osten hin, bis Choele-Choel oder Viedma, wo diese Gegenstände gegen Stuten getauscht werden. Geld verschmähen die Manzaneros zwar nicht, haben jedoch von dem Werthe desselben, besonders von übrigens auch sonst gar nichts werthen argentinischen Papiergeldern eine sehr geringe Ahnung. Man kann z. B. für ein Kilo Paraguaythee oder ein Messer, geschweige denn für eine Stute, welche in Argentinien den Werth ihres Felles allein besitzt, viel mehr bekommen, als für 50, ja 100 Papierdollars, wofür man ein Dutzend Stuten kaufen könnte.

Die Tracht der Manzaneros ist gleich der oben beschriebenen; viele tragen jedoch europäische Filzhüte, Lackstiefel und Jacken.

Die Manzaneros essen, gleich den Pampasindianern, beinahe ausschliesslich Fleisch, mit Vorliebe von jungen fetten Stuten, welche nur zu diesem Zwecke gezogen werden, da Stuten nach der argentinischen Sitte nur ausnahmsweise geritten werden.

Die Macht des Manzaneros-Häuptlings wird von allen „Tolderias" am Ostabhange der Cordillere von den Quellen des Aluminé bis zum See Nahuel-Huapi anerkannt, und die argentinische Regierung hat diesem wegen der von seinem Stamme im Kriege gegen die Pampasindianer geleisteten Dienste einen Schein von Unabhängigkeit gelassen; der Häuptling wird jedoch für jeden in seinem Gebiete verübten Diebstahl verantwortlich gemacht, was allerdings seine Unabhängigkeit sehr in Frage stellt. Polygamie scheint allein dem Häuptlinge gestattet zu sein, wenigstens habe ich nur bei Kurú-Huínca mehrere Frauen gesehen. Die Frauen führen alle Hausarbeiten aus und werden als Sclavinnen behandelt. Die Männer beschäftigen sich mit ihren Viehherden und Jagd. Die schönen Flechtarbeiten aus Rohleder, welche wir bei den Araukanern gleich anderen Pampasvölkern treffen, werden ebenfalls von Männern gemacht. Irdenes Geschirr habe ich niemals gesehen, nur geflochtene Körbe, tellerförmige Strohsiebe für das geröstete Mehl und käufliche Eisenwaaren kann man bei den Manzaneros treffen. In ihrer Lebensweise haben sie Vieles mit den Gauchos gemeinsam, so auch den allgemein im Steppengebiete verbreiteten Brauch, vor ihrer Hütte oder ihrem Zelte stets einen Pfahl in ziemlicher Entfernung zu stellen, an welchen die Pferde angebunden werden, und auch jeder Fremde, welcher nicht als Feind angesehen werden will, anhalten muss. In der Steppe wird dieser Brauch durch die häufigen „Gauchos malos", oder einfach gesagt, Strassenräuber, wohl berechtigt, und so streng genommen, dass ein unerfahrener Fremdling, welcher diese Landessitte nicht beachtet und zu Pferde näher als bis zum Pfahle an die Hütte tritt, ohneweiters erschossen werden kann.

Die Manzaneros sprechen alle geläufig spanisch, treten gerne in Dienst von Viehhändlern als Kuhhirten und Pferdeknechte ein und werden sich sehr bald mit der chilenischen Bevölkerung vermischen. Schon jetzt trifft man unter ihnen öfters echte Indianer, welche sich weigern, araukanisch zu sprechen, und

Manche, wie der erwähnte Häuptling Kurú-Huínca, schicken sogar ihre Söhne in chilenische Schulen.

Die dritte Gruppe der Araukaner umfasst alle Steppenhorden, welche früher die Namen Tandileros, Quatrileros, Ranqueles, Puelches, Picunches, Aucas u. s. w. führten, gegenwärtig jedoch nicht mehr in einzelne Stämme zerspalten werden können, da sie während des letzten grossen Krieges gegen die Argentinier unter General Roca sich derart mit einander vermischt haben, und nach dem Kriege von den argentinischen Behörden so weit von ihren ursprünglichen Wohnsitzen versetzt wurden, dass man nur im Allgemeinen von Steppenvölkern araukanischer Sprache oder, wenn wir einen älteren Namen brauchen wollen, von Puelches, d. h. „östlich von der Cordillere wohnenden Indianern" sprechen können.

Die Puelches sind, wie bei solchen kriegerischen Nomaden leicht verständlich ist, keine reine Rasse, denn sie haben die verschiedensten Elemente der Pampa in sich aufgenommen, Patagonen, Quichuas, Kariben, auch weisse Flüchtlinge. Es ist daher unter ihnen kein reiner Araukanertypus zu erwarten, obwohl auch solche häufig vorkommen. Jedoch ihre Tracht, insoweit nicht durch europäische ersetzt, ist araukanisch, ebenso wie die Tracht der argentinischen Gauchos in der südlichen Pampa, und ihre Sprache unterscheidet sich von der araukanischen kaum durch manche hie und da eingeschaltete patagonische Worte, besonders in den Ortsnamen, z. B. co, Wasser.

Die Puelches, welche ich bei der Militärcolonie General Acha in der Pampa central gesehen habe, sind reine Araukaner. Nomaden sind sie im eigenen Sinne nicht, weil sie, wohl wegen Wassermangel in der Pampa, in den wenigen Oasen der centralargentinischen Wüste ständig leben. Ihre Hütten sind aus Holz, Lehm und Stroh gebaut, haben eine rechteckige Form, eine einzige, von einer Pferdehaut geschlossene Thüre und keine Fenster. Neben dem Wohnhause ist stets ein Palissadenhof für die Pferde und Schafe (Corral oder Malal) gemacht. Die Einrichtung des Hauses besteht aus einem Feuerherde in der Mitte und einigen Ochsen- oder Pferdeschädeln als Sesseln. Sonst sind in der Hütte nur Pferdedecken, ein Paar Ponchos, Stücke von Pferdegeschirr und die unumgänglichen Bolas, die berühmte Waffe der Patagonen, vorhanden. Hie und da einiges europäisches Eisengeschirr, ein Messer u. dgl. Die Hütten stehen vereinzelt und sind, ebenso wie die früher erwähnten Hütten der chilenischen Araukaner im Thale des Bio-Bio, im Mimosengebüsche sorgfältig verborgen, so dass man sie in unmittelbarer Nähe derselben übersehen kann.

Die Einrichtung der Hütten ist ganz derjenigen der argentinischen Gauchos gleich; ich glaube jedoch, es ist wahrscheinlicher, dass die Gauchos ihre „Rancho" von den Indianern übernommen haben, als umgekehrt.

Die Puelches kennen keinen Landbau und sind ausschliesslich Hirten und Jäger.

Von dem religiösen Glauben der Araukaner konnte ich sehr wenig erfahren; dass sie an einen bösen Geist glauben, der Piljân heisst, ist wohlbekannt; in's Spanische übersetzen sie Piljan als „Teufel". Ich habe ferner Verehrung von manchen Felsen und Bäumen, besonders solchen, welche an Kreuzwegen liegen, gesehen; denselben werden Opfer aus Lebensmitteln oder Kleidungsstücken gebracht. Solche Bäume (Huillches) werden mit bunten Lappen und aus den Ponchos ausgerissenen Fäden behängt, ihnen zu Ehren auch einige Tropfen von Branntwein oder Stückchen von Fleisch gelassen.

Ein böser Geist, vor welchem besonders die Puelches einen grossen Respect haben, sogar die getauften, heisst „Nervelú", hat die Gestalt eines grossen Vogels mit eisernem Schnabel und Krallen und soll besonders die Verräther im Kriege verfolgen. Derselbe erscheint in der Gestalt von Staubwirbeln in der Wüste.

Ich konnte von den gegenwärtig noch üblichen Gebräuchen bei Begräbnissen nichts erfahren, nur einmal stiess ich zufällig auf eine Grabstätte im Flussgebiete des Rio Negro, welche in einer entlegenen und schwer zugänglichen Schlucht lag. Ich fand darin viele zerstreute Menschen- und Pferdeknochen, jedoch keine Menschenschädel; die Grabstätte war offenbar bereits von argentinischen Soldaten durchgewühlt, welche eifrig solche Grabstätten aufsuchen, einerseits um für die dort gefundenen Schädel, welche nach La Plata für das Landesmuseum geschickt werden, eine Belohnung zu bekommen, andererseits, um die in den Gräbern gefundenen silbernen Schmucksachen in der nächsten Steppenschänke zu versaufen. So viel steht nur fest, dass die Grabstätten für die ganze Horde gemeinsam sind, dass die Krieger mit ihren Waffen und Schmucksachen begraben und dass am Grabe Pferde geschlachtet und verzehrt werden.

Berauschende Getränke werden ihnen trotz strengen Verbotes der Regierung von Kaufleuten in Gestalt von „Ginevra" und „Canna" (Korn- und Zuckerrohrbranntwein) geliefert. Die Puelches machen sich ein solches auch selbst aus den Früchten der Algarrobobäume (Prosopis dulcis), welche in den Oasen der centralargentinischen Wüste häufig sind.

Gleich den Manzaneros erkannten die Steppenindianer in früherer Zeit die Obrigkeit einer Häuptlingsdynastie, welche Kurá (Stein) hiess und deren letzter Vertreter, der Kazike Namun-Kurá (steinerne Wade), in der unzugänglichen Oase Lihué-Calél an dem bitteren See Urré-Lafkén seine Residenz hatte und, über 8000 ausgezeichnet disciplinirte Krieger verfügend, die argentinische Regierung zwang, ihm einen bedeutenden Tribut zahlen zu müssen. Ich sah den alten Indianerhelden als Kriegsgefangenen in Choele-Choel am Rio Negro internirt. Wir besuchten ihn in Gesellschaft von dem damaligen Gouverneur des Rio-Negroterritoriums, der früher als junger Officier gegen Namun-Kurá öfters gekämpft hatte. Auf die Frage des Gouverneurs, was seine frühere Beschäftigung gewesen sei, antwortete der düster dreinschauende Geselle kurz und bündig: „Ich habe viele Christen getödtet!" Seine ehemalige Residenz, das elende Rancho in Lihué Calél, wird gegenwärtig von einem Pariser Commis, der zu einem argentinischen Gutsbesitzer geworden ist, bewohnt. Von Indianern ist in Lihué-Calél keine Spur mehr nachgeblieben.

Um das Capitel über die Araukaner zu schliessen, gestatte ich mir noch, ein von mir gesammeltes kleines Vocabular der Puelches mitzutheilen, welches in mancher Hinsicht interessant ist und einen unwiderlegbaren Beweis dazu liefert, dass die argentinischen Pampasindianer, von welchem Stamme sie auch sein mögen, gegenwärtig nur die Araukanersprache mit sehr geringen Modificationen reden.

Es ist kaum möglich, mit deutschen Buchstaben alle Laute der Araukanersprache auszudrücken, ebensowenig mit spanischen. Schon eher geht es mit der polnischen Schreibweise, jedoch auch hier nicht immer. Hervorzuheben sind: das Fehlen der für die Guaranisprache so charakteristischen nasalen Vocale, die Gegenwart vom harten L wie im Polnischen und Russischen, welches ich ł schreiben werde, des weichen ń und des Vocales y, welcher eine Mittelstellung zwischen y und ü einnimmt und in der ungarischen Sprache mit dem gleichen Accente ausgesprochen wird.

Zahlen:

1 = Kinjé	6 = Si
2 = Epú	7 = Leu-lé
3 = Kelá	8 = Puré
4 = Melí	9 = Ailjá
5 = Ketschiú	10 = Marí

Höhere Zahlen werden mit denselben Worten bezeichnet, wobei die Zahl vor dem Zehner die Zehnte, nach demselben die Einheiten bedeutet, so z. B. Mari-epú = 12, Epú-mari = 20, Epú-mari-epú = 22, Mari-mari = 100. Es ist bemerkenswerth, dass die Zahl 100 (Mari-mari) als gewöhnlicher Gruss bei der Begegnung eines Bekannten gebraucht wird.

Das Wort Tsché (Mensch) wird niemals allein gebraucht, sondern stets zusammen mit einem Adjectiv, also ganz identisch mit dem Ungarischen, wo bekanntlich die Anhänger Rákoczý's „Kyrý-če" (schwarze Leute) hiessen. Im Araukanischen ist das Wort Kyrý-tsche gleichklingend und gleichbedeutend mit schwarzer Mann oder schwarze Leute. Ich habe schon oben auf die Gegenwart eines ungarischen Wortes für Hund bei den Cayapas von Ecuador (Kútschia) hingewiesen, was allerdings auffallend ist. Solche für sämmtliche turanische Völker Nordasiens gemeinsame Wörter dürften sich wahrscheinlich auch in der Sprache nordamerikanischer Dakota-Indianer wiederfinden. Ein Wort ist etwas bedenklich: Huinca (Fremdling), und als weitere Analogien Dieb, Europäer, Christ u. s. w.; ob dieses Wort mit dem peruanischen Inca nicht eine gewisse Analogie zeigen sollte?

Die Araukanersprache kennt keine Substantive, Adjective etc., sondern allein gewisse Begriffe, welche durch meist einsilbige oder zweisilbige Wörter ausgedrückt werden. Eine Agglutination wie bei anderen hochentwickelten Indianersprachen Amerikas ist hier kaum zu merken; die zusammengesetzten Wörter werden durch einfache Nebeneinanderstellung von zwei Begriffen gebildet.

So z. B.: Entú-miljá-n (graben, Gold, ich); El-tsche-n (Befehlen, Mann, ich), ich befehle dem Manne; Pepi-elu-imi (können, geben, du), du kannst geben; Elú-e-ymn, ich gebe euch oder wir geben euch; Ul-ujé-vinta nji poncho, ich habe mein Poncho verkauft.

Das Dualis wird durch Beifügung des Wortes „Engu", das Pluralis durch das Hinzufügen der Buchstabe n am Ende des Wortes gebildet.

Die Conjunction ist ähnlich wie im Guarani, jedoch viel einfacher.

Z. B.:

Elú, geben;

Elú-un, ich gebe;

Elú-b-un, ich gab;

Elú-ujé-n, ich habe gegeben (geben, früher, ich). Derselbe Begriff der Vergangenheit in den Wörtern: Uún, Morgendämmerung; Uúje, gestern. Das Futurum wird durch das Hineinschieben des Suffixes a, Abkürzung von av (Ende) gebildet, daher: Elú-a-n (geben, Ende, ich); die Negation ła entspricht dem Worte ła todt, geendigt; daher das Wort Ławkén (Ła-aw-kén), bedeutet Meer oder eigentlich „unendliches Wasser"; Tsché, Mensch (Indianer), nur mit Adjectiven gebraucht, Puéltsche, Tehuél-tsche, Picún-tsche u. s. w.

Kinjé-tsche, Mann;

Huínka, Fremdling, Dieb, Pferdedieb, Christ, Europäer;

Huínka-tsche, getaufter Indianer;

Kuré, Frau;

Lunkó, Kopf, Haar;

Pilún, Ohren;

Nje, Auge;

Ju, Nase;

Uén, Mund;

Ketsché, Kinn;

Njechíñ, Augenbrauen (ñ wird weich ausgesprochen);

Tol, Stirn;

Tschána-tschána, Wangen;

Foró, Zähne (Tschel-foró, Menschenzähne: ein Ortsname am Rio-Negro);

Ylná, Molaren;

Pel, Hals;

To-pel, Nacken;

Lku, Brust;

Pué, Bauch;

Tschangel-kué, Finger;

Lipán, Arm;

Tschan, Bein;

Namún, Wade;

Nohué, Fuss;

Tschangín, Insel (Huápi, der Manzaneros);

Huinkúl, Hügel;

Luká-ruka, Hütte;

Huenú, Himmel;

Mapú, Erde (hievon Mapú-tsche, Indianer, Mensch);

Kyrróf, Wind;

Kyjém, Sand;

Tschuskén, Wüste;

Pehuíl, Stromstrudel;

Łafkén, See, Meer;

Nila-hué, Watestelle, Flusspass;

Ketrál, Feuer (Ymn-e-ketrál, gib mit Feuer; wörtlich: ich, du, Feuer);

Yló, Fleisch;

Tschapás, Sumpf;

Tschasi, Salz;

Leufú oder Leuwú, Fluss;

daher Tschasi-leufú, salziger Fluss (Rio salado); Pikun-leufú, nördlicher Fluss; Pitschi-pikún-leufú, kleiner nördlicher Fluss etc.);

Ko, Wasser (patagonisches Wort);

daher die Ortsnamen: Mara-ko, Kura-kó, Cuchillo-ko etc.);

Mahuida, Gebirge;

daher die Ortsnamen: Luan-mahuida, Tschoike-mahuida, Pitschi-mahuida, Pálan-mahuida etc.);

Malál, Zaun, umzäunter Ort, hölzernes Haus;

daher die Ortsnamen: Kurá-malál, Malál-kauél, Tschos-malál;

Mamél, Holz, Baum;

daher der Ortsname: Marí-mamél (10 Bäume);

Pikún-tu, Nord;

Nulú-tu, West;

Huillý-tu, Süd;

Puél-tu, Ost;

daher die Stammesnamen: Huilly-tsche, Puél-tsche, Pikun-tsche;

Makúñ-poncho, Tschiripá, rechteckiges Zeugstück um die Hüften der Männer;

Schiumél, patagonische Reitstiefel aus Rohleder (Botas de Potro der Spanier);

Tylké, Leder;

Tarim-mahué, Sattelgurt;

Łékaj, Wurfkugeln;

Tandil, Furche (daher der Name des Gebirges Tandil in der Provinz Buenos-Ayres);

Antý, Söhne;

Kyjén, Mond;

Huán-leu, Stern.

Einzelne Constellationen haben eigene Namen in der Araukanersprache, so: das südliche Kreuz heisst Ponón-tschoike, Straussenspur; zwei grosse Sterne neben dem vorigen Teftschonó-łekáj; die Wurfkugeln, der Steinbock Náu (Guanaco im Patagonischen); eine Constellation, welche die Spanier

„Tres Marias“ nennen, heisst: Hueljú-uitschán; die Milchstrasse Repy-epén; eine andere: Epúrenán-ko, Brunnen.

Tschokój, es schneit (Tschokón oder Tschokolú, im Schnee begraben);
Maoni, es regnet;
Poni, Kartoffeln;
Huá, Mais;
Katschilá, Weizen;
Njáko, geröstetes Weizenmehl;
Kauelá, Gerste (Pferdefutter);
Auas, Bohnen (spanisch);
Alberga, Erbsen (spanisches Wort);
Kauél, Pferd (verdorbenes spanisches Cavallo);
Karý-kauél, Rappe;
Pálau-kauél, Goldfuchs;
Melkáu-kauél, aschgraues Pferd;
Auká, Stute;
Treguá, Hund;
Njarki, Katze;
Tschoiké, Strauss;
Luán, Guanaco;
Tarú, Geier (Polyborus tharus);
Tschinky (Milvago chimango);
Njamkú, Adler (Geranoetos melanoleucus);
Mañké, Condor;
Kañin, Aasgeier (Cathartes);
Tschenké, Drossel (Mimus patagonicus);
Nrych, Fuchs (Canis azarae);
Tschapial, Silberlöwe;
Nahuél, Tiger;
Huekém, Wolf (Canis jubatus);
Ihuém, Geiss } (Cervus campestris);
Tschuli, Hirsch } (Cervus campestris);
Tschuhúi, Viscacha;
Mará, Hase (Dolichotis patagonica);
Kumtschý (Pichi) } drei Arten von Dasypus;
Koföl (Peludo) } drei Arten von Dasypus;
Uetél (Mulita) } drei Arten von Dasypus;
Pekéñ, Steppeneule (Athene cinicularia);
Nek-nek, grosse Ohreule (Bubo magellanicus);
Filú, Schlange;
Lafatá, Frosch;
Kujún-huún, Kröte;
Fil-kúñ (Schlangenfrosch), Eidechse;
Kelisé, Iguane;
Tschaljuá, Fisch (ein Quitschuawort);
Lalón, Vogelspinne (Mygale);
Aukin, Vögel;
Lni, Lanze;
Titi, Blei (Quitschuawort);
Karý-panilué (schwarzes Metall), Eisen;
Tschos-panilué (gelbes Metall), Messing oder Gold;
Urré, bitter;
Kürúy, Korý oder Karý, schwarz (Aussprache schwer schriftlich ausdrückbar);
Kurá, Stein;
Neu, ruhig;
Ulé, Morgen;
Pilján, böser Geist;
Fuetschiá oder Futschiá, gross, viel, sehr;
Intsche, ich;
Eimí, du;
Intschin, wir zwei;
Eimú, ihr zwei;
Intschin, wir (Plur.);
Eisún oder eimú, ihr (Plur.);
Kupa, kommen;
Pepí, können;
Deumá, endigen;
Nam, später;
Petú, während;
Elú, geben;
Kitschiú (anus);
Kaljén, Erdbeere;
Plata, Silber; } (spanisch).
Oro, Gold; } (spanisch).

Einige Phrasen:

Ipán-ge, komme zum Essen;
Amu-tun-ge, geh' weg;
Ule-ge-pa-aimí, morgen komme zu mir;
Mari-mari sellá, guten Morgen;
Nje-mi-fata, hast du einen Mann;
Intschín-kuré-euajú-pilmi, ich will dich heiraten.

* * *

Fassen wir nun die Ergebnisse obiger Zeilen in einigen Worten zusammen, so kommen wir zu folgenden Schlüssen:

Die Urbevölkerung Südamerikas ist gleich der Urbevölkerung Nordasiens und Europas in der Diluvialzeit eskimoid und bildet mit jenen zusammen eine einheitliche hyperboräische Völkergruppe. Wo nun ihre ursprüngliche Heimat zu suchen sei — ob sich jene Hyperboräer, wie Moreno meint, von Patagonien nach dem Norden und über Asien bis nach Südeuropa oder umgekehrt ausgebreitet haben — bleibt eine ungelöste Frage. Von der jüngeren Steinzeit an dringen von Norden her verschiedene Völker

ein, welche mit finnisch-ugrischen Rassen Nordasiens und Europas äusserst nahe verwandt sind. Bezüglich der Frage, ob jene Völker aus Asien nach Amerika gekommen seien oder ursprünglich etwa im nördlichen Canada hausten und von da aus sowohl gegen Süden als nach Asien sich begeben haben, besitzen wir bisher kein genügendes Kriterium. Beide Hypothesen haben eine gleiche Berechtigung. Was meine persönliche Meinung betrifft, so glaube ich, abgesehen von der Frage über die Wiege der Menschheit in der Tertiärzeit, die doch allerdings nicht im rauhen Klima des Polargebietes zu suchen ist, dass die Wanderung der rohen Jägernomaden der Steinzeit von Ost nach West, also von Nordamerika nach Asien, plausibler als die umgekehrte Richtung sei, und zwar aus zwei Gründen: Einerseits, weil die Völker Amerikas bis zur jüngst eingewanderten Gruppe der Araukaner den Gebrauch des Eisens nicht kannten und auch die Bronze allein in den Culturstaaten von Mexico und Peru, nicht aber bei den Jägervölkern, die jedoch Gold und Silber zu verarbeiten wussten, bekannt war. Zweitens, weil die Paläontologie uns Beweise liefert, dass die allmälige Migration der grossen Säugethiere, welchen der Urmensch folgen musste, Elephanten, Rhinoceronten, Antilopen etc., im Laufe der Tertiärzeit von Nordamerika nach Europa erfolgte, und es ist kein Grund, anzunehmen, dass jene Migrationsrichtung, welche vom Eocän bis zum Pliocän besteht, plötzlich im Quartär sich umkehren sollte.

Dass hin und wieder vereinzelte Einwanderungen aus Asien, sei es über die Behringsstrasse, sei es auf dem Wasserwege über Polynesien möglich waren, ist gar nicht zu zweifeln und es ist auch möglich, dass solche vereinzelte Einwanderer oder kleine Horden manche asiatische Industrie, wie den Gebrauch von Bronze, die Töpferei oder die Webekunst, eingeführt haben. Mikronesische Wanderungen sind ebenfalls bei so kühnen Seefahrern, wie es die Mikronesier nach Kubary's Schilderung sind, sehr leicht möglich, jedoch kaum in einem solchen Massstabe denkbar, dass von ihnen die ganze Bevölkerung Südamerikas hergeleitet werden könnte. Sporadische Erscheinungen von Polynesiern an der südamerikanischen Küste werden durch Funde von polynesischen Waffen (Keulen, Steinbeile etc.) bestätigt. Allerdings können derartige sporadische Erscheinungen nur in der Einführung einiger Industrien oder Cultur, niemals aber in dem anthropologischen Typus der amerikanischen Bevölkerung sich kundgeben.

Speciell für Südamerika ergibt sich ein wichtiges Zeichen für die Zerspaltung der Eingeborenen in Urbewohner und spätere Eindringlinge aus dem Norden in dem Fehlen von Zauberärzten (Piachés) bei den alten Aborigenen der eskimoiden Rasse, während die Piachés bei allen jüngeren finnisch-ugrischen Rassen überall verbreitet sind und sich von den nordasiatischen Schamanen nicht wesentlich unterscheiden. Asiatische Einflüsse könnten demnach erst von der jüngeren Steinzeit an mit Bestimmtheit bewiesen werden.

Pettauer Studien.

Untersuchungen zur älteren Flurverfassung.

Von **Wladimir Levec.**

I. Abtheilung. (Mit einer Karte.)

Vorbemerkung.

Die hochverehrte Anthropologische Gesellschaft hat mich im Mai 1897 beauftragt, das Draufeld zwischen Marburg und Pettau zum Gegenstande einer wirthschaftsgeschichtlichen Untersuchung, die vorwiegend auf der Meitzen'schen Methode der Flurkartenforschung aufgebaut wäre, zu machen. Hiemit übergebe ich nun die erste Abtheilung meiner „Pettauer Studien" der Oeffentlichkeit.

Die Ergebnisse der bisherigen Forschung wird der Sachkundige aus den folgenden Ausführungen mit Leichtigkeit ablesen können. Eine zusammenfassende Darstellung derselben kann jedoch erst nach Durchsicht des sämmtlichen erhaltenen Kartenmateriales gegeben werden.

Von der Beigabe von Flurkarten musste dermalen abgesehen werden. Zur vorläufigen Orientirung des Lesers dürfte die „Uebersichtskarte der Katastralgemeinden des Draufeldes" genügen, da auf ihr die Flurgrenzen, Strassen u. s. w. eingezeichnet sind. Uebrigens findet sich die Reproduction einer Karte von Drasendorf bei Meitzen, Siedelung und Agrarwesen, III. Bd., S. 416 (Anlage 123) und im XXVI. Bd. der „Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien" (Sitzungsberichte, S. 56).

Alle Ursache habe ich, meinem verehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Arnold v. Luschin-Ebengreuth, der das Entstehen meiner Arbeit jederzeit mit freundlicher Theilnahme verfolgte, wie Herrn Dr. Joh. Peisker, der mich mehrfach durch seine Rathschläge und anregenden Bemerkungen förderte, aufrichtig dankbar zu sein. In zweiter Linie gebührt mein Dank den Beamten der benützten Archive und Bibliotheken, zumal dem Vorstande des steiermärkischen Landesarchives, Herrn Regierungsrath v. Zahn, und dem steiermärkischen Landesbibliothekar, Herrn Professor v. Zwiedineck-Südenhorst. Vielfache Aufschlüsse über Land und Leute auf dem Draufelde verdankt der Verfasser auch den hochwürdigen Herren M. Slekovec und Fr. S. Lekše.

Graz, Mitte Juni 1898.

I. Rosswein.

(Slov. Razvanje; 5 km südlich Marburg: *1826*.)[1]

Unter den Ortschaften des Draufeldes tritt uns Rosswein am frühesten entgegen. Schon 985 schenkt König Otto III. dem Grafen Rachwin 15 Königshufen zu Rosswein, gelegen „in pago Zitdinesfeld vocato ac comitatu prefati Rachuuini comitis"[2]. Etwas über 100 Jahre später finden wir die Sponheimer hier begütert, weshalb man denn auch die Vermuthung geäussert hat, Graf Rachwin sei selbst ein Sponheimer gewesen[3]. Um 1100 machten nämlich die Söhne des älteren Grafen Engelbert von Sponheim verschiedene Schenkungen an das Kloster St. Paul im Lavantthale, darunter Graf Bernhard „in marchia trans fluvium Dravva hoc sui iuris predium Razwei, id est stabulariam curtim ex hac parte torrentis cum reliqua medietate oppidi adiacentis [also eine Schweige oder einen Stadelhof und die Hälfte des angrenzenden Dorfes], necnon et villam Huonoldisdorf .... postmodum et his addendum, donec c hobae conpleantur non ad quantitatem dimensionis agrorum, sed pro numero curtilium atque degentium in villa virorum"[4]. Die „curtis Razwei" begegnet uns um 1130 wieder. Im Tauschwege hatte Abt Wecilo von St. Paul von einem Bruder des erwähnten Grafen Bernhard, dem Grafen Engelbert von Sponheim, „in marchia Pitoviensi totam que se contingebat hereditatis portionem,

[1] Die cursiv gedruckte Zahl unter dem Titel bedeutet das Jahr, aus dem die der Bearbeitung zu Grunde gelegte Flurkarte stammt.

[2] v. Zahn, Urkundenbuch des Herzogthums Steiermark, I. 39, Nr. 32. „. . . cuidam fideli nostro Rachuuin nominato de nostra proprietate dedimus quindecim mansos regales in uilla Razuuai dicta sitos si ibi inueniantur, si autem ibi inueniri non possint, in proximis uillis ubi suppleri ualeant, tollendos, et in pago Zitelinesfeld uocato ac comitatu prefati Rachuuini comitis iacentes." Das im Wiener Staatsarchiv verwahrte Original und die Diplomataausgabe der Monumenta Germaniae lesen Zitdinesfeld.

[3] v. Felicetti, Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen, X, 100.

[4] v. Zahn, o. c., I, 103, Nr. 89.

hoc est curtim et ecclesiam Razwei cum subscriptis Razwei ... xii villis"[1]) erhalten. Da jedoch diese Gegend, wie die Urkunde weiters hervorhebt, durch häufige feindliche Einfälle — wohl von Ungarn aus — ganz verwüstet und verödet wurde, so dass in den 12 Dörfern kaum 50 Hufen bestiftet waren[2]), wollte Abt Wecilo den Tausch rückgängig machen. Dies gelang ihm ebensowenig, wie seinem Nachfolger Abt Bruno. Nur soviel konnte letzterer erwirken, dass Graf Engelbert zu seiner früheren Schenkung vier Hufen zu Lavamünd und einen Weingarten zu Osterwitz hinzufügte.

Um das Jahr 1200 befand sich das Stift St. Paul noch im Besitze des Dorfes, wie dies folgende Aufzeichnung im Codex traditionum monasterii S. Pauli O. S. B. (S. 96 fg.) erweist: „Beneficia dominorum Truchsinensium .... habent etiam in marchia vij villas in feudo quorum nomina sunt hec Gomelniz et item Gomelniz Tirmiz et Razei et adhuc tres ..."[3]) Allein 1265 finden wir auch den Landesfürsten in Rosswein begütert, denn das sogenannte Rationarium Stiriae sagt unter den proventus prediorum in Marchpurch auf f. 136': „Item ex altera parte Trahe .... Razway sunt iiij predia solventia ut supra in Chressendorf", nämlich „tritici i. modium et avene i. modium, porcum vel xii. denarios, wisot (eine Ehrengabe für die Grundherrschaft, die späteren minuta attinentia, Kleinrechte) i. valens ii. panes et pullum, in carnisprivio gallinam et in pascha xx. ova, item officiali tritici mensuram i. et avene v. mensuras et xxiiii. denarios"[4]). Meiner Vermuthung nach ist der von den Aebten Wecilo und Bruno angestrebte Tausch wenigstens theilweise — freilich bedeutend später — dennoch ausgeführt worden und waren auf diesem Wege 3½ Hufen zu Rosswein in den landesherrlichen Besitz gekommen. Vom Landesfürsten sind diese natürlich an seine Rittermässigen — ich glaube nicht, dass „illi de Raswai" Ministerialen waren, vielmehr dürften sie rittermässige Bürger (von Marburg?) gewesen sein — weitergeliehen worden. Wir finden denn auch im XIII. Jahrhunderte wiederholt Adelige aus Rosswein genannt. Schon im Rationarium Stiriae wird f. 164 (Rauch, II, 174) ein Fridericus de Bazwei (!)[1]) unter den Bergrechtzinsenden des officium Marchpurch genannt. Ferner heisst es 1274 im Verzeichnisse der vom Hochstifte Salzburg zu Lehen gehenden Zehente bei Marburg:

Ista sunt feuda de decima Marhburgensi
Leupodus (!) Wacherzil de Grez carrad. j.
Leo de Grez carrad. j.
Filii domini H. de Weinz carrad. dimid.
Abbas de Victoria carrad. j.
Item fratres de Seitz carrad. j.
Item fratres de domo Teutonica carrad. j.
Ch. de Celsach carrad. dimid.
Illi de Raswai carrad. j.
Dominus Cholo de Marhburg carrad. j. u. s. w.[2]).

Im Jahre 1283, Juli 1. (Marburg), beurkunden Marquardus judex, jurati et universitas civium in Marpurg, dass „Lipmannus de Razwei communicatis manibus et consensibus heredum suorum unum mansum situm apud Vrezin et unam piscariam que vulgariter dicitur Wûr ecclesie sancte Marie in Studenicz dedit in presencia nostra ut iure proprietatis sanctimoniales sorores ibidem domino famulantes perpetuis temporibus debeant possidere. In huius rei commutacionem sive compensacionem domina venerabilis Agnes priorissa et conventus loci eiusdem prefato Lipmanno unum mansum situm in Boschwig et dimidiam libram denariorum Greczensium contulit ut eodem iure proprietatis cum suis heredibus eundem mansum debeat perpetuo possidere. Optentum autem fuit coram nobis in forma iudicii quod hanc commutacionem facere liberam habuerit facultatem et prefatum mansum dedit cum omnibus attinenciis suis prefate ecclesie libere possidendum. Testes huius rei sunt dominus Walterus de Lotenberg, dominus Ulricus, dominus Cunradus frater suus de Marpurga, item Eberhardus, Gotschalcus, Heinricus de Weincz, Hertwicus, Fridericus jurati, Witmarus, Rudolfus frater iudicis, Rudolfus filius iudicis et alii quam plures. In huius igitur rei testimonium presentibus literis sigillum nostre civitatis duximus apponendum. Actum et datum anno domini m̃. cc. lxxxiij. in octava sancti Johannis Baptiste"[3]).

Ein Wlrich von Raswÿ taucht 1297 auf. In einer sonst nicht genauer datirten Urkunde des ge-

[1]) v. Zahn, o. c., I, 143, Nr. 132.
[2]) So glaube ich das „de familia capita ferme l remanserant" verstehen zu müssen.
[3]) Steiermärkisches Landesarchiv, Hs. Nr. 130.
[4]) Rauch, Scriptores rerum Austriacarum, II, 140. Ich benützte ein collationirtes Exemplar, das mir Prof. v. Luschin freundlichst zur Verfügung stellte.

[1]) Bazwei ist offenbar eine falsche Lesung des Copisten. In der Vorlage dürfte Razwei gestanden haben.
[2]) Steiermärkisches Landesarchiv, Cop.-Pap., Nr. 1021 b; Org.-Pgt. im Wiener Staatsarchiv.
[3]) Steiermärkisches Landesarchiv. Nr. 1229. Org.-Pgt. mit anhängendem weissen Wachssiegel der Stadt Marburg.



Fig. 123. Uebersichtskarte der Katastralgemeinden des Draufeldes. 1 : 115.000.

nannten Jahres verkauft er mit Zustimmung seiner Frau „Elspeten und meiner chinde und andere(r) erben den gaistlichen vrowen ze Studenitz vierdhalbe hube di gelegen sint in dem dorfe ze Vrezen umbe niun marc pfenninge ane vierzic pfenninge gewönlicher münze an der Steier march fur rechtez eigen" [1]).

Die letzte mir bekannte Urkunde, die wir über Rosswein aus dem Mittelalter haben, stammt aus dem Jahre 1359; es ist das am 29. Jänner des genannten Jahres in der Burg zu Marburg (ze Marichpůrch in der vesst) ausgestellte gegenseitige Vermächtnis Gótfrids von Marichpůrch und seines ôhaim hern Hansen von Chunigsperch, vermöge dessen Ersterer Güter in dem Saental bei Heckchenberch und bei Welen, Letzterer alle Eigen des Ersteren erhalten soll, darunter „an dem Pacher ainew und dreizzich hueben und ze Raswach vierdhalb hueben und vier hofstet und zwo můl und darnach ze Chôtsch zwo hueben und ain můl . . ." [2])

Und endlich finden wir im St. Pauler Lehenbuch von 1408 folgende Aufzeichnung: „Hie sind ze merken die lehn die her Eberhart von Waltse (d. h. Wallsee) ze lehen hat von dem gotshaus zu sand Pauls im Lauental . . . item Raze, Razway, Radwan . . ." (d. h. Rass, Rosswein und Rothwein bei Marburg).

Die Flurkarte zeigt auf den ersten Blick, dass die Mark von Rosswein in zwei Hälften zerfällt: Unter-Rosswein (im Osten) und Ober-Rosswein (im Westen).

Unter-Rosswein ist ein kurzes, sehr dicht gebautes Gassendorf. Die hiezu gehörige Flur erstreckt sich gegen Nordosten und Südosten. Die Aecker liegen im Gemenge; allein zu einer durchgebildeten Gewanneintheilung ist es nicht gekommen [3]). Es werden vielmehr die gewannartigen Streifen nahezu überall durch Blöcke und grössere Parcellen unterbrochen. Im äussersten Nordosten liegen der Gemeindewald Spodnja Dobrava (vom slov. dob = Eiche: also: untere Eichenwaldung) und das Ried Ledina (vom slov. ledina = Brachland), theils Acker, theils Wald. Ehemals war wohl auch die Ledina Gemeindegrund, wie dies die Lage vermuthen lässt; jetzt ist sie parcellirt. Jedenfalls pflegte dieser Theil der Flur, wie der Name andeutet, durch längere Zeit brach zu liegen (Dreischwirthschaft) und wurde vermuthlich erst, als er sich für Zwecke des Ackerbaues als ungeeignet erwies, zur Waldcultur verwendet.

Ober-Rosswein zerfällt selbst wieder in zwei verschiedene Theile. Zunächst haben wir im Nordwesten einen geschlossenen Einzelhof (Nr. 61) mit dessen vielen Splittern (Nr. 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 72 und 73).

Der ganze einst offenbar zusammengehörige Complex an Wald, Weiden, Obst- und Weingärten,

[1]) Steiermärkisches Landesarchiv, Nr. 1544, Org.-Pgt. — Siegler sind Ulrich der vreie von Sevneke und die stat ze Marchburch; Zeugen her Ulrich der vreie von Sevneke, Eberhart von Visel, Rudolf der veizt, Wtzeman von Rohits und drei Planchenstainer, Heinrich, Rudolf und Gotschalch. Die Urkunde liegt in zwei Originalausfertigungen, deutsch und lateinisch, vor. Beim deutschen Original ist das (heraldisch) rechts anhängende Siegel der Stadt Marburg, beim lateinischen das (heraldisch) rechts anhängende Siegel Ulrichs von Seunek erhalten. Zu bemerken ist, dass im lateinischen Texte der Raum für den Zeugen Rudolfus pinguis ursprünglich freigelassen und der Name erst später mit blässerer Tinte eingefügt wurde.

[2]) Steiermärkisches Landesarchiv, Nr. 2686 a, Cop.-Pap.; Org.-Pgt. im Archiv zu Gschwendt.

[3]) Gemengelage und Gewannlage sind keineswegs zu verwechseln, wie dies beispielsweise durch G. F. Knapp, „Grundherrschaft und Rittergut", 107 fg., geschehen ist. Bei der successiven Vermehrung des Ackerlandes durch Rodung kann immer nur eine Gemengelage, d. h. eine mehr minder willkürliche Promiscuität der Aecker entstehen. Die Gewannlage, d. h. eine qualificirte Promiscuität der Aecker kann jedoch nur rationalistisch erklärt werden. Allerdings ist es nicht die Gemeinde als solche, welche die Flur in regelmässige Abschnitte (Gewanne) der Güte nach theilt, die Gewanne dann in Streifen zerlegt und jedem Bauer einen solchen Streifen in jedem Gewann anweist, sondern dies besorgt, wenn auch nur mittelbar, der Grundherr. Man braucht deshalb, um die Gewannlage zu erklären, weder den alten Germanen zu einem Fanatiker der Besitzesgleichheit zu stempeln, noch braucht man zwei ganz verschiedene Begriffe durcheinander zu werfen. Dass die gegebene Erklärung eine sehr späte Entstehung der Gewannlage annimmt, hat nichts zur Sache, denn es ist ja doch durch Hildebrand in jüngster Zeit erwiesen worden, dass die Hufenverfassung nichts Ursprüngliches ist („Recht und Sitte auf den untersten wirthschaftlichen Culturstufen"). Erst wenn es eine Grundherrschaft gibt, die fest fixirte, vom factischen Ausfall der Ernte unabhängige Zinsungen fordert, bildet sich eine Hufenverfassung und in deren Folge eine Gewannlage der Aecker. Die Gleichheit ist erst eine Folge des grundherrlichen Zwanges. Dass die räumliche Vertheilung nicht vom Grundherren selbst, sondern von der Gemeinde besorgt wird, ist immerhin möglich. Indem vom Grundherrn der Anschlag auf das ganze Dorf gemacht wurde, blieb es der Gesammtheit der Dorfinsassen überlassen, die Anlage auf die Einzelnen zu machen. Für die Aufbringung der Zinsungen waren die Bauern solidarisch haftbar, daher die Gemeinde die Befugniss bekam, das Land zweckmässig zu vertheilen. In einem solchen Falle ist es dann die Gemeinde, die die Flur nach Gewannen u. s. w. auftheilt; allein deshalb ist die Gewannlage, bezw die „Feldgemeinschaft", trotzdem kein Ausfluss freier Vereinbarung (contrat social), sondern eine Folge grundherrlichen oder fiskalischen Zwanges. Vgl. Hildebrand, l. c., namentlich 183 fg.

sowie einigen wenigen Aeckern und Wiesen ist in Blöcken unter die Splitter des Einzelhofes vertheilt. Es ist nicht im Geringsten zweifelhaft, dass der erwähnte Einzelhof (und dessen Splitter) die in den Urkunden von circa 1100 und circa 1130 vorkommende curtis stabularia, der Stadelhof, die Schweige der Grafen von Sponheim ist. Noch heutzutage ist ein grosser Theil dieses Gebietes Weide- bezw. Wiesengrund. Die ursprüngliche Grösse des Stadelhofes ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Jedenfalls gehörte dazu das ganze Ried Mravljin mit 33·87 ha, aller Wahrscheinlichkeit nach umfasste jedoch die curtis stabularia mindestens 1—2 Königshufen [1]).

Das Dorf Ober-Rosswein selbst wird von einer Kettenreihe von Gehöften gebildet, die knapp östlich vom Einzelhofe (Nr. 61) beginnt und sich in einem Bogen nach Südwesten um den Zitterberg windet. Die nördlicheren Gehöfte besitzen gegen Nordosten eine Mark für sich. Die Vertheilung ist auch in Ober-Rosswein meist nach Blöcken geschehen.

Diese Kettenreihe ist die eine „medietas oppidi" der Urkunde von circa 1100; die zweite Hälfte wäre das früher beschriebene Unter-Rosswein. Mit Hilfe der beiden schon oft citirten Urkunden und der Karte können wir sogar ersehen, wie sich die Gebrüder Bernhard und Engelbert von Sponheim in ihren Rossweiner Grundbesitz theilten. Die curtis stabularia bewirthschafteten sie gemeinsam: die medietas oppidi adiacentis, d. h. Ober-Rosswein, stand im Besitze Bernhard's, Unter-Rosswein in dem Engelbert's. Die villa Razwei der Urkunde von circa 1130 kann daher nur Unter-Rosswein sein, da nur dieses zur hereditatis portio, zum Erbtheile Engelbert's von Sponheim gehörte.

Ganz Ober-Rosswein mitsammt der curtis ist von einem Waldgürtel umschlossen, der namentlich im Norden (Ried „Unter dem Bachern") sehr breit ist und ehemals ganz der Gemeinde gehört haben dürfte. Jetzt ist das südwestliche Stück theils an Gemeindeangehörige, theils an Fremde aus der südlich angrenzenden Gemeinde Pivola vergeben.

Südsüdwestlich vom Einzelhofe (Nr. 61) steht im südlichsten Riede „An Piwola" die Kirche von Rosswein, eine Filialkirche der Hauptpfarre Kötsch. v. Felicetti hat in der „ecclesia Razwei", die circa 1130 genannt wird, die Pfarre Kötsch erkennen wollen [2]), was ich nicht für glaublich halte. Einerseits würde es vereinzelt dastehen, wenn Kötsch circa 1130 den Namen ecclesia Razwei für das sonstige plebes de Choz (1146) u. ä. trüge. Andererseits lässt die enge stilistische Verbindung c u r t i s e t e c c l e s i a R a z w e i eine enge räumliche Zusammengehörigkeit vermuthen, so dass wir es mit einer vom Grundherrn auf eigenem Boden für seine und seiner Leute Bedürfnisse errichteten Kirche zu thun hätten. Wäre diese ecclesia Razwei Pfarrkirche gewesen, so hätte man doch in jener Zeit viel eher plebes de Razwei gesagt, und dann hätte sie als Pfarrkirche ohne Zustimmung des Patriarchen von Aquileia wohl kaum vom Sponheimer ohneweiters an St. Paul, das noch dazu in einem f r e m d e n Metropolitansprengel lag, vergeben werden können. In der gleichen Urkunde von circa 1100, in welcher die curtis et ecclesia Razwei erscheint, kommt eine curtis et ecclesia ad Gamniz vor, und Gams hat „von allter zu der pharr gen Marchburg gehört" [3]); daselbst wird weiters eine curtis et ecclesia ad Saccah erwähnt. Es ist St. Johann im Saggauthale (bei Arnfels) eine F i l i a l kirche von Leibnitz [4]). Mit Recht glaube ich daher auch in der ecclesia Razwei die heutige Kirche von Rosswein, nicht die Pfarre Kötsch, sehen zu müssen.

Ist alles dies richtig, dann wären sämmtliche in den Urkunden von circa 1100 und circa 1130 aufgezählten Objecte auf der heutigen Flurkarte demnach ermittelt: der Stadelhof, die reliqua medietas oppidi adiacentis, die ecclesia und die villa Razwei.

Es erübrigt noch die Hufenzahl von Rosswein zu untersuchen. Das Areal von Rosswein beträgt, 12·910 ha an Wegen abgezogen, 667·506 ha, d. h. e i n e F l ä c h e v o n 1 4 K ö n i g s h u f e n z u 4 7·6 7 9 h a.

Wie reimen sich nun die urkundlichen q u i n d e c i m mansi regales mit den v i e r z e h n, die in Wirklichkeit vorkommen? Sind etwa 15 Königshufen zu 45·361 ha vorhanden, also das Ausmaass des mansus regalis ein geringeres als sonst?

Es ist kaum anzunehmen, dass vor der Vergabung königlichen Eigens von Seiten des Verleihers

[1]) Der Maierhof St. Johann bei Altendorf an der Drau — vermuthlich auch eine ehemalige curtis stabularia — umfasste beispielsweise z w e i Königshufen zu 48·81 ha.

[2]) Beiträge, X, 103.

[3]) Beiträge, X, 105. Allerdings vermuthet bei Gams v. Felicetti, dass es die ursprüngliche Pfarre gewesen, deren Rechte erst bei der Gründung des Marktes Marburg dahin übertragen wurden. Ich halte dies aus den gleichen Gründen, wie bei der ecclesia Razwei, für unwahrscheinlich.

[4]) Beiträge, X, 86.

eine genaue Vermessung vorgenommen wurde. Wohl aber dürfte der zu Beschenkende das ihm in Aussicht gestellte Land annähernd richtig — wenn auch vielleicht nur nach dem Augenmaasse — vermessen haben. Vorsichtshalber wurde daher jene immer und immer wiederkehrende Wendung in die Urkunde aufgenommen: falls in dem ihm angewiesenen Territorium die in der Schenkungsurkunde angegebene Zahl von Königshufen nicht zu finden wäre, möge er dieselbe aus den anliegenden Landstrichen vervollständigen.

Durch einen solchen Vorgang ist meines Erachtens die Discrepanz zwischen der Urkunde von 985 und der Wirklichkeit am einfachsten zu erklären.

Auf das locale Ausmaass der Königshufe hat jedoch die geschilderte Vermessungsart gewiss keinen Einfluss gehabt. Die Königshufe war ein feststehendes Maass, das im ganzen fränkischen bezw. deutschen Reiche gleich war, von kleineren, ganz unbedeutenden Schwankungen zwischen 47 bis 50 ha abgesehen.

Die geordnete Verwaltung des karolingischen Kammerwesens forderte unbedingt ein einheitliches, überall verstandenes Landmaass, und dies war eben die Königshufe.

Das Capitulare Aquisgranense secundum de justitiis faciendis ex lege Salica Romana et Gundobada von 813, worin unter XIX de villicis, quid facere debeant zuerst ein mansus regalis erwähnt wird, gilt dem Eingange nach für die Königsboten des ganzen Reiches und setzt nothwendig voraus, dass die villici wissen, was eine Königshufe ist [1]).

Wenn nun auch bei der wirklichen örtlichen Zuweisung geringwerthiges Nebenland in die Vermessung einbezogen wurde, so musste Bestimmtheit über das richtige Ausmaass der Königshufe dennoch bestanden haben [2]), und dann dürfte solches Nebenland nie in dem Maasse herangezogen worden sein, dass es die Grösse des mansus regalis wesentlich beeinflusst hätte, dass die geringere Qualität durch grössere Quantität oder umgekehrt die bessere Qualität durch geringere Quantität aufgewogen worden wäre.

Hier musste etwas weiter ausgeholt werden, da in jüngster Zeit die Berechnung der Königshufe in Steiermark auf rund 48 ha [1]) — also die völlige Conformität mit anderwärts vorkommenden Königshufen — in Zweifel gezogen wurde [2]). Es ist vielmehr anzunehmen, dass die Königshufen im ganzen Reiche gleich gross (47—50 ha) waren. Falsch wäre es daher in unserem Falle, auf die Urkunde von 985 gestützt, zu behaupten, Rosswein hätte 15 mansi regales zu 45·361 ha umfasst und die in Steiermark urkundlich genannten Königshufen seien daher kleiner als anderswo vorkommende, während dies in Wirklichkeit unrichtig ist und in Rosswein, wie gezeigt wurde, nur vierzehn Königshufen zu 47·679 ha ausfindig gemacht werden können.

[1]) Meitzen, Volkshufe und Königshufe 39; vgl. auch sein Siedelung und Agrarwesen, II, 554 fg.

[2]) Meitzen, Volkshufe und Königshufe, 45.

II. Zirkowitz.

(Slov. Cirkovce; 11 km südsüdwestlich Pettau, 1625.)

Urkundlich erscheint Zirkowitz zuerst 1237. Richza, uxor domini Ottonis de Chungesperch, widmete damals dem Kloster Studenitz — einer Stiftung ihrer Schwester Sophie von Rohitsch — mit Zustimmung ihres Gatten und ihrer Söhne von dem ihr zugefallenen Erbtheile zwanzig Hufen „sitos in Campo videlicet in Drascoy (Strasgoinzen), Dresgoysdorf (Drasendorf), Stude (Zirkowitz) et Mamol (Mlamone) . . . .“ [3]). Dieser Besitz wird dann 1249 vom Patriarchen Bertold von Aquileia dem Kloster bestätigt [4]).

Dass hiemit nur ein Theil von Zirkowitz an Studenitz vergeben wurde, zeigt eine Urkunde von 1404 (April 18., freytag vor s. Georgentag), in welcher

[1]) Pirchegger, im II. Berichte der historischen Landescommission für Steiermark.

[2]) Mell, Zur Geschichte des Ausmaasses bäuerlichen Besitzes in Steiermark, „Zeitschr. f. Social- und Wirthschaftsgeschichte“, IV. Bd., 97 fg. Der Beweis, dass „die in Steiermark urkundlich nachweisbaren Königshuben in Sachen ihrer flurmässigen Eintheilung und conformen Ausbildung jenen im grossen fränkischen Reiche nachfolgten“, ist nicht nothwendig. Bei der Königshufe ist ja doch nur das Maass von 47—50 ha etwas Bestimmtes; die flurmässige Eintheilung hat auf die Charakterisirung der Hufe als Königshufe nicht den geringsten Einfluss. Die Königshufen in den Bremer Marschen, im Hersfelder Zehentlande, bei Stillfried u. s. w. sind in langen Streifen ausgemessen worden; im Mosellande sind sie theils als Areale, an denen mehrere Höfe in eigenthümlicher Weise betheiligt wurden, theils als abgerundete Einzelhöfe ausgethan worden; in Amtmannsdorf auf dem Draufelde wurden sie wieder nach Gewannen vertheilt. Vgl. auch Meitzen, Volkshufe und Königshufe 52 und Siedelung III, 560. Hiemit soll jedoch nicht geleugnet werden, dass man Königshufen ursprünglich meistens in langen Streifen angewiesen hat.

[3]) v. Zahn, Urkundenbuch, II, 472. Nr. 363.

[4]) Steiermärkisches Landesarchiv, Cop. Pap., Nr. 638.

Jöstl Raumbschissl Achazen Reichenburger vj hueben zu Unser frauen zue Stauden im Trafeldt verkauft [1]).

Urbariale Notizen über Zirkowitz sind aus dem Mittelalter nicht erhalten.

Zirkowitz ist ein Gassendorf mit sehr regelmässig gegliederter Gasse, an deren östlichem Ende das Pfarrhaus, die Kirche und die Schule stehen. Diesen gegenüber befinden sich — einen Ausbau aus der Gasse bildend — vier Hofstellen, darunter der ehemalige Maierhof des Klosters Studenitz (Nr. 33, das noch jetzt den Vulgonamen Marovšek führt). Ueberdies stehen auf der Bauparcelle von Nr. 33 noch zwei Keuschen. Der Maierhof, der sonst nur in den augenscheinlich spät parcellirten Gemeindegründen und in den nördlich von der Schikola-Pettauer Strasse gelegenen ehemaligen Dominicaläckern mit einigen wenigen Streifen vertreten ist, besitzt, unmittelbar nördlich an seine Bauparcelle angrenzend, ein ziemlich grosses (11 Joch 1395 Qu.-Kl.) Stück Ackerland. Es ist selbstverständlich ehemaliges Domanialgut.

Die südliche Gasse wird im Osten von einem nach Sesterže bei Monsberg führenden Wege begrenzt. Jenseits desselben steht noch das Haus Nr. 29, das wieder hart an der östlichen Dorfgrenze — von seiner Hofstelle gegen Süden — in einem Stück, den Gartenacker nicht eingerechnet, 5 Joch 1230 Qu.-Kl. besitzt. Sonst ist dieser Bauer mit Parcellen auch nur in der Gemeindeweide vertreten. Muthmasslich gehörte dieser ganze an der östlichen Dorfgrenze gelegene und nun unter Nr. 33 und 29 getheilte, der Grösse nach einem mansus sclavonicus entsprechende Complex einst zusammen zum Studenitzer Maierhof.

Die Aecker von Zirkowitz sind gewannartig vertheilt. Die Streifen laufen in gleicher Richtung — von Südwest nach Nordost — bis zur erwähnten Schikola-Pettauer Strasse. Einige dieser Streifen (z. B. der von Nr. 22) gehen vom Dorfe bis zur Strasse ununterbrochen durch sämmtliche Gewende, von kleineren Verschiebungen abgesehen. Ebenso ist im Süden des Dorfes das Ried „Za delci“ gewannartig aufgetheilt. Dasselbe gilt von der parcellirten Gemeindeweide (Ried „Gmajne“). Dagegen ist der südlichere Theil derselben, der von der ehemaligen Umzäunung Ógraja (d. h. Zaun) [2]) genannt wird, in grösseren unregelmässigen Blöcken aufgetheilt. In den beiden letzten Rieden sind auch Nichtgemeindeangehörige, z. B. aus Medvetzen, Saukendorf und Haidin, vertreten. Wahrscheinlich haben sie ihre Parcellen durch Kauf oder Tausch erworben. An das Ried Ógraja grenzt ein zweites Gmajne genanntes Ried; es ist noch untheilter Gemeindegrund. Die südlichste Lage endlich sind die Čretniki (Tschretniky!?), vom slov. čret, der Sumpf. Es sind parcellirte, überaus nasse Wiesen, ja im äussersten Südwesten theilweise ausser Cultur stehender Sumpf.

Die ganze südliche Flurhälfte wird von fünf Querund acht Längscanälen, die zu Zwecken der Entwässerung angelegt wurden und vom Volke izpuščavniki genannt werden, durchzogen. Ausserdem durchfliessen sie drei Bäche; der Rekabach, der an der östlichen Flurgrenze eine Mühle treibt, der Glinabach (Gliuna der Karte) als Grenzbach zwischen den Rieden Gmajne und Čretniki, endlich der Črnicabach (Tschernitz), welcher eine Zeit lang die südliche Flurgrenze bildet.

Zum Dominium gehörte ehemals ausser dem Complex um den Maierhof der ganze Theil der Flur, der nördlich von der schon öfter erwähnten Schikola-Pettauer Strasse liegt. Es ist noch heute die Tradition lebendig, dass die Zirkowitzer Bauern diese Grundstücke — es sind lauter Trisch- oder Dreischfelder (slov. prélogi) [1]) — von der Herrschaft Studenitz käuflich erworben hätten. Dies ist um so wahrscheinlicher, da Schmutz in seinem Hist.-topogr. Lexikon von Steiermark (IV, 134) unter Studenitzer Besitzungen Trischfelder zwischen Ebensfeld und Zirkowitz erwähnt, die zur Zeit der Katastrirung Studenitz nicht mehr gehörten. Jetzt sind die Grundstücke in Blöcken unter Zirkowitzer Bauern vertheilt; allein es sind auch mehrere Auswärtige aus Drasendorf und Staroschinzen, ja sogar die fremde Gemeinde Staroschinzen mit einigen Parcellen hier vertreten. Theilweise müssen diese Trischfelder früher Eichengestrüpp gewesen sein, da ein Ried noch den Namen Hrastinji prélogi (vom slov. hrast, die Eiche) führt.

Zirkowitz hat ohne Dominicalgrund, Wege und Gewässer ein Areal von 222·374 ha und da es sich kartenmässig bis auf zwanzig Stellen reduciren lässt, würden auf eine Hufe 11·137 ha entfallen. Zirkowitz wäre demnach nach s. g. mansi sclavonici besiedelt worden. Ob jedoch diese Bodenvertheilung die ursprüngliche ist, lässt sich dermalen noch nicht entscheiden.

[1]) Steiermärkisches Landesarchiv, Ausz. Pap., Nr. 4155 b.

[2]) Auf der Flurkarte in Okreja verballhornt.

[1]) D. h. Felder, die nur einmal, gewöhnlich mit Bluthirse (Himmelthau), bestellt und dann durch drei bis sechs Jahre zur Weide verwendet werden.

III. Drasendorf.

(Slov. Zdrgonja (oder Dragonja) vas; 11 km südsüdwestlich Pettau bei Zirkowitz; *1825.*)

Drasendorf bei Zirkowitz — nicht zu verwechseln mit dem auch im Draufelde südlich von Haidin bei Pettau gelegenen Drasendorf (slovenisch Dražencí) — ist schon wiederholt Gegenstand von agrargeschichtlichen Besprechungen gewesen. Meitzen (Siedelung und Agrarwesen, II, 398, III, 415 fg. mit einer Karte) führt es als Muster der Anlagen im oberen Pettauer Felde an und hauptsächlich ihm folgend hat es auch v. Inama-Sternegg eingehend behandelt [1]).

Urkundlich erwähnt wird Drasendorf zuerst 1237 in der schon bei Zirkowitz citirten Urkunde, worin Richza von Königsberg an das Studenitzer Kloster 20 Hufen zu Strasgoinzen, Drasendorf (Dresgoysdorf), Zirkowitz und Mlamone schenkt. In der 1249, 27. October, zu Schorphenberch (Sofumbergo bei Cividale) ausgestellten Bestätigung des Patriarchen Bertold von Aquileia wird Drasendorf zum zweiten Male genannt [2]). Im Jahre 1253 (6. Juni, Assissi) bestätigt Papst Innocenz IV. dem Studenitzer Kloster „quascunque possessiones quecunque bona eadem ecclesia impresentiarum iuste ac canonice possidet", darunter „villas que Tudeniçe, Grissendorf, Shabrattin, Grasegestorf, Tresegestorf (Drasendorf), Eigen, Gremmen, Kotterasdorf vulgariter appellantur [3])".

Im Jahre 1263 (25. Mai, o. O.) beurkundet Sophia humilis vidua Jhesu Christi, dass sie „post mortem quondam dilecti mariti mei Richeri de Sunek . . . ad fundandum monasterium . . . in loco qui vulgo Studeniz dicitur . . . bona hereditatis mee . . . condonavi . . Volens autem ut super huiusmodi donatione omnis cesset controversia . . . partem hereditatis que me contingebat in castro Staetenburch . . . heredibus ac amicis meis (nämlich fratri meo domino Hainr. et filio eius nomine Hainr. de Rohats et sororiis meis domino Ottone de Chungesperch, Hainrico de Wilthösen nec non heredibus ipsorum) resignavi hac adhibita tamen pactione quatinus ipsi prelibate donatione mee . . . si quod post obitum meum in cunctis bonis que contuli monasterio pretaxato habere viderentur utpote advocacie vel alterius exactionis seu dominii cuiuscumque velud in communitatibus silvarum ac pascuorum [1]) certarumque inpetitionum iuxta morem patrie, quocunque nomine censeantur, plenarie renuntiarent . . . Sunt autem hec bona que contuli monasterio memorato, predicta villa Studeniz in qua sunt x mansi cum silva superius adiacente, item in villa que dicitur Criescendorf in qua sunt xij mansi, item in villa que dicitur Bucholach iii mansi, item in villa que dicitur Pobresach unus mansus et unum pratum, in villa Losenz iiij^{or} mansi, in villa Grede ij mansi, in villa Sdresgoesdorf [2]) x mansi, in villa Drasgöwesdorf [3]) viij^{o} mansi, in villa Terztoniz ij^{o} mansi et dimidius [4])."

Ob die Notiz, die das sogenannte Rationarium Stiriae von 1265 bei der Aufzählung der Zehente in officio Marchpurch auf f. 161 (Rauch, II, 170) bringt: „Aput Draxon v. mansi simili censu" (nämlich mel et quilibet unum porcum et tota villa unum agnum) auf Drasendorf zu beziehen ist, ist nicht ohne Zweifel.

[1]) Interessante Formen der Flurverfassung in Oesterreich in den Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. (Sitzungsberichte), XXVI. Bd., 55 fg. Ein kleines Versehen ist es, wenn v. Inama l. c. Draženci als den slovenischen Namen von Drasendorf bei Zirkowitz angibt. Die Annahme Meitzen's, l. c., II, 400, III, 510 und nach ihm v. Inama's, l. c., 56, dass die Bauart der Häuser slavische Elemente (Vorhallen) zeige, dürfte nicht ganz richtig sein. In Drasendorf, wie überhaupt auf dem Draufelde, ist der herrschende Typus der sogenannte fränkische und jene im Grundrisse auf der Katastralkarte bemerkbaren Vorsprünge, die man als slavische Vorhallen auffasste, sind nichts Anderes, als die gedeckte Auffahrt auf die Scheune. Darin wird wohl kaum etwas specifisch Slavisches zu sehen sein.

[2]) „Sane Rychtza memorata viginti mansos dedit sepe nominate fundationi sitos in Campo apud Dresigoystorfe (Drasendorf), Standen (Zirkowitz) et Mamol (Mlamone) cum ratiabitione mariti sui Ottonis puerorumque suorum predictorum omniumque coheredum." Cop. Pap. Nr. 638 im steiermärkischen Landesarchiv.

[3]) Steiermärkisches Landesarchiv Nr. 686, Org.-Pgt. mit anhängender Bleibulle.

[1]) Also noch ganz dieselben Zustände, wie sie Hildebrand, Recht und Sitte, 164 fg., für den Beginn der Grundherrschaft am Ausgange der Karolingerzeit nachgewiesen hat. Der Ackerbau drängt zur Theilung des Gutes oder der Grundherrschaft, daher sich die Theilung auch nicht auf Wald- und Weideland erstreckt. Dieses bleibt in gemeinschaftlicher Nutzung, allein es besteht mit Bezug auf dasselbe nicht etwa Gesammteigenthum, sondern Miteigenthum, daher jeder Einzelne über seine Quote frei verfügen kann („bona hereditatis mee condonavi" in obiger Urkunde). Einer von den Gründen, dass das Waldland ungetheilt bleibt, wird auch darin zu suchen sein, dass man bei einer etwaigen Rodung vieler Arbeitskräfte bedarf, während der Einzelne nur über wenige solcher verfügt.

[2]) Strasgoinzen.

[3]) Drasendorf.

[4]) Siegler sind Herzog Ulrich von Kärnten, Bischof Bruno von Olmütz, Bischof Dietrich von Gurk, Hainricus de Rohats, Otto de Chungesperch und Hainricus de Wilthösen. Unter den Zeugen: Hertwicus de Mansperch, Otto de Pulzgåv. Org.-Pgt. Nr. 809 im steiermärkischen Landesarchiv.

Eine weitere Nachricht stammt aus dem Jahre 1313. Am 13. October 1313 bekunden zu Marburg (dacz Marchpurch . . . des naesten samztages nach sande Dyonisen tach) „Walker hern Eberhartes sun von Marchpurch unt Margaret sein hausfrawe, daz wier mit unser paider hanten unt mit unserm gueten willen unt mit aller unser erben hanten der süne unt der tohter unt mit irrem willen swester Annen der priolinne von Genaden prunne unt ier sammunge ze chaufen geben haben ze rehtem aygen um ainen vierdunch unt um vier markch silbers Graeczer gewegens unser hueben dacz Dresigöysdorf da Maert auf gesezzen ist mit allem daz dar zue gehoeret ez sey gepauwen oder ungepauwen, gesuecht oder ungesuecht, ez sey holcz wismad oder akcher oder wie es genant ist . . ." [1]).

Auch die Karthause Seitz war um die Mitte des XIV. Jahrhunderts hier begütert, denn 1357 verkaufen Prior und Convent des Klosters Seitz 79 Hufen im Draufelde an Herzog Albrecht II von Oesterreich, darunter „achczehen cze Drasendorf . . . und dient ein iegleicher neun mess rokken und drithalb mess habern chlostermass" [2]).

Für das Jahr 1436 bringt uns das Lehenbuch der Grafen von Cilli die Aufzeichnung: „Barbara Jorigen von Lemburg seligen tochter, Maynharten des Kellerwerger elichew hawsfraw hat ze lehen enphangen ir und iren erben sun und töchtern . . . item zu Druksendorf zwo huben . . ." [3]).

Drasendorf ist das Muster eines regelmässigen Gassendorfes. Auch die Form der Flur verräth eine gewisse Regelmässigkeit; sie ist ein vollkommenes Parallelogramm von 2680 Kl. Länge und 200—300 Kl. Breite.

Die Aecker liegen vom Dorfe gegen Norden, und zwar in Gewannen, die in einer einzigen Richtung — von Südwest nach Nordost — verlaufen. Die südliche Hälfte der Flur war ehemals grösstentheils Gemeindeweide (Riedname „Gmajne") und ist jetzt zu etwas mehr als einem Drittel parcellirt. Ebenso ist die südlichste Lage, Čretniki, — vermuthlich auch einstiger Gemeindegrund — unter elf Bauern vertheilt.

[1]) „Des sint gezenge dise purger von Marchpurch her Ruedolf, Maerthel sein sun, Chunrat der Pauch, Fridreich der Cmk, Walther, Ulreich der Koschacher, Haerdel der chursnaer unt ander erwaere leut den ez gewizzen ist." Org.-Pgt. Nr. 1785a und Cop. XVIII Jh. im Archivium seu Copiale fundationum ac privilegiorum conventus Fontis Gratiae in Studeniz Ord. Sti. Dominici (Hs. 910), S. 86, Nr. 58 im steiermärkischen Landesarchiv.

[2]) Org.-Pgt. Nr. 2629b im steiermärkischen Landesarchiv.

[3]) Hs. 242, f. 70' im steiermärkischen Landesarchiv.

Die Besitzgrössen sind sehr verschieden und wechseln zwischen 3 ha und 15 ha. Auffallend ist, dass Nr. 26 — auf der von Meitzen und v. Inama gebrachten Karte mit *a* bezeichnet — das im Uebrigen nur wenig Gewannparcellen besitzt, unmittelbar hinter den südlichen Gartenäckern einen quadratförmigen, sechs Bauern absperrenden Strich Landes in der Grösse von 4·982 ha bei einem Gesammtbesitze von 12·564 ha hat. Eine Erklärung für diese Absonderlichkeit ist schwer zu geben. Dass wir eine privilegirte Hufe vor uns hätten, ist undenkbar, denn die Hufe hat die in Drasendorf übliche Durchschnittsgrösse von 12 ha. Es ist vielmehr anzunehmen, dass diese Absonderlichkeit durch eine im Wege von Kauf, Tausch u. Ä. vollzogene Arrondirung entstanden ist.

Die sonstigen Hofstellen haben ihre Aecker, wie erwähnt, in Gewannen, die fast überall die gleiche Reihenfolge der Besitzer zeigen. v. Inama vermuthet l. c., dass diese Reihenfolge durch das Los bestimmt wurde, da sie mit der Reihenfolge der Stellen im Dorfe nicht übereinstimmt. Einige Stellen, z. B. Nr. 10 und 11 (durch Theilung aus einer Hofstelle entstanden) oder Nr. 20 [1]), haben durchlaufende Streifen, wie sie bei flämischen Anlagen vorkommen. Wenn auch jetzt nur wenige Bauern solche Streifen besitzen, so ist es doch denkbar, dass ursprünglich jeder Bauer sein Ackerland in einem von seinem Hofe aus bis zur nördlichen Dorfgrenze durch alle Gewende gehenden Streifen angewiesen erhielt.

Kartenmässig lässt sich Drasendorf auf zwanzig ursprüngliche Stellen reduciren. Von den 27 Hofstätten, die uns die Karte von 1825 zeigt, sind vier Keuschler (Häusler) und sechs sind durch Theilung aus drei ganzen Bauernhufen entstanden. Ihre Grundstücke liegen zum Beweise der Theilung noch gegenwärtig in allen Gewannen nebeneinander.

Bei einer Gesammtfläche von 263·574 ha, die Drasendorf nach Abzug der Wege und Gewässer hat, würden auf 1 Hufe 13·179 ha entfallen. Also wurde vielleicht auch Drasendorf nach sogenannten mansi sclavonici besiedelt [2]); ob dies schon bei der ursprünglichen Besiedelung geschehen, hat die weitere Forschung aus etwaigen Analogien im Draufelde zu entnehmen.

[1]) Auf der Meitzen'schen Karte mit *p* und *q* bezw. *g* bezeichnet.

[2]) Die Angabe bei Meitzen, Siedelung und Agrarwesen, II. 399 die Flur von Drasendorf berechne sich auf 20 Königshufen, beruht offenbar auf einem Verschreiben.

IV. Micheldorf.

(Slov. Mihovce; 10½ km südwestlich Pettau; 1825.)

Auch über Micheldorf sind die urkundlichen Nachrichten nicht besonders reichhaltig. Zuerst wird es am 18. October (an sand Lucas tag) 1384 in einer zu Pettau ausgestellten Urkunde genannt.

In dieser vertauscht Cunrat Rawmschüssel mit Abt Niklas und dem Convent zu Victring „unser freye aygene güter die wir gehabt haben in Kerndten umb Hollenwarkg und sind die guter als das hernach an dem brief geschrieben steet, dacz Aich ain hüben da Nicla aufsiczet, dacz Cedrasen ain hůb do Mert Deesing aufgesessen was, dacz sand Margreten ain hůb do Gregor aufsiczet, dacz Guttesdorf ain hůb do Michel aufgesessen ist, dacz Ernstorf drey hüben do Jakicz und Janes aufgesessen waren, dacz Mestezew drey hüben do Jost und Nicla aufgesessen sind, in dem Leontal ain wismet gelegen und zway tail zehent dacz Mewszling und ainen zehenten bey Rotenstain gelegen und ain holczstat im Perntal gelegen, darczu haben wir in geben . . . gelts zway und dreyssig phunt wiener pfenning". Wegen etwa mangelhafter Vertretung soll „sew darumb unser herr von Pettaw" und, wenn dieser säumig, „der landesherr in Steyer" wehren. „Dawider hat der erwierdig abbt Nicla ze Vittringen . . . mir aufgeben ain aygen freyes dorf das sy gehabt habent ligen in dem Traueld zwischen Dorseindorf und Pletriach, das genant ist Münchdorf mit aller zugehörung" [1]).

Gegen Ende des Mittelalters gehörte Micheldorf zur Herrschaft Lembach, denn in deren Stockurbar [2]) von circa 1480 heisst es: „Noch sind verhanden zway dörfer mit namen sand Nicla (= St. Nicolai im Draufelde) und Munichstorff (Micheldorf) die hat herr Jacob Zägkl nun bey acht jaren innen, die swllen auch her dienn(en)".

Micheldorf ist ein regelmässig gegliedertes Gassendorf. Die Dorfstatt nimmt mehr als die halbe Flurbreite ein und liegt knapp oberhalb der den südlichen Theil der Flur einnehmenden Wiesenregion.

Die Ackervertheilung erfolgte nach Gewannen, deren Streifen bis zum Pettauer Wege in der Mitte der nördlichen Flurhälfte in derselben Richtung — von Südwest nach Nordost — liegen. Möglicherweise sind diese Gewanne in Folge Zerlegung der durchlaufenden Hufenstreifen, wie sie manche Bauern — so Nr. 24 und Nr. 33 — noch gegenwärtig besitzen, in einzelne Gewende entstanden. Da die durchlaufenden Streifen bei diesen Gewenden vielfach um Einiges verschoben wurden, hat es den Anschein, als hätten wir Gewanne mit gleicher Reihenfolge der Besitzer vor uns. Dass es da ursprünglich wirklich eine Anlage nach Art flämischer Hufen gab, wird dadurch wahrscheinlich gemacht, dass der nördlich des Pettauer Weges gelegene Flurtheil, in dem die Richtung der Streifen eine andere ist, ursprünglich brach gelegen ist und in die Ackervertheilung nicht einbezogen, sondern als gemeinsame Weide benützt wurde, wie dies später dargethan werden wird. Ferner wurde der südliche Theil der Flur — ursprünglich Gemeindewiesen und Gemeindeweiden — in durchlaufenden Streifen aufgetheilt. Diese Auftheilung scheint der Idee der ursprünglichen Anlage nachgehen zu wollen, somit vielleicht zu einer Zeit entstanden zu sein, da die Erinnerung an diese Anlage noch einigermassen lebendig war. Bei der Zumessung des nördlichsten Flurtheiles an die einzelnen Hofstellen wich man hingegen von der Art der ursprünglichen Anlage ab. Es sind nämlich hier Gewanne, deren Streifenrichtung — Nordwest zu Südost — gerade senkrecht auf die der flämischen Hufenstreifen geht.

Die nördliche Flurhälfte ist lauter Ackerland, die südliche vorwiegend Wiesengebiet. Letzteres wird von zwei Bächen durchflossen; ein dritter, der Črnica- oder Tschernitzbach, bildet die südliche Flurgrenze. Nebstdem durchziehen das Wiesengebiet behufs Entwässerung drei Quer- und zwei Längscanäle.

Die Besitzgrössen sind sehr verschieden und wechseln von 5—19 ha. Die vorhandenen Keuschler (Häusler) haben meist nur einen kleinen Gartenacker. Die Dorfmühle (Kumečev mlin, Kumetz-Mühle) besitzt 1·245 ha. Der Gemeinde gehörte einst die südliche Flurhälfte zum grössten Theile, wo noch der Riedname „Gmajne" daran erinnert. Nunmehr sind im Besitze der Gemeinde blos einige Wiesen und Weiden in den Rieden „Hrastičje" (vom slov. hrast = Eiche; offenbar ehemals ein kleines Eichengestrüpp), „Spodnji pašniki" (= die unteren Weiden) und „Gmajne", im Ganzen nur 84½ ha.

Fremden Gemeinden (Pleterje) Angehörige sind in der Mark mit 12·5 ha begütert.

Das Gesammtareal von Micheldorf beträgt nach Abzug der Wege und Gewässer 476·047 ha, also

[1]) Siegler: „Ulrich von Poppendorf die zeit schaffer zu Pettaw und darczü mein lieber swager Herman der Rosenberger". Steierm. Landesarchiv Nr. 3502ᶜ. Cop. Pap. aus dem Copialbuch von Viktring, XV. Jahrh., f. 122ʹ im Archiv des kärnt. Geschichtsvereines.

[2]) Steierm. Landesarchiv, Stockurbar Nr. 103, f. 31ʹ.

genauestens die Fläche von **zehn** Königshufen zu 47·6 ha.

Aus der oben angeführten Urkunde von 1384 lässt sich, da der Abt von Victring gegen Micheldorf zehn in Kärnten gelegene Hufen eintauscht, der Schluss ziehen, dass wahrscheinlich Micheldorf selbst auch **zehn**hufig war.

Ferner hat die Kartenanalyse ergeben, dass Micheldorf ursprünglich einzeilig war. Die südliche Gassenzeile ist jünger und wahrscheinlich auf früherem Gemeindegrund entstanden.

Die ursprüngliche Zeile entspricht dem von der westlichen Flurgrenze bis zu dem Wege, der die heutige Dorfgasse in der Mitte von Süden nach Norden kreuzt, reichenden Theil der nördlichen Gassenzeile. Sie umfasste also die Hausnummern: 22+23, 24+25, 26, 27+28, 29, 30, 31, 32, 33, 34+35, also, nachdem die mit einem Pluszeichen verbundenen Hausnummern durch Theilung entstandene Halbhöfe sind, gerade **zehn** Hofstellen.

Dies Alles zusammengefasst, unterliegt es fast keinem Zweifel, dass Micheldorf nach Königshufen zu 47·6 ha als Wirthschaftseinheiten besiedelt wurde.

Ausser durch die angeführten wird die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme noch durch folgende Momente gestützt.

Der Boden von Micheldorf ist sehr steril. Dem nördlichen Flurtheil kann man noch gegenwärtig streckenweise, da es nur durchlässiger Geröllboden ist, erst in langen Zwischenräumen eine magere Ernte von Hafer oder gar nur Bluthirse abgewinnen und vermag ihn dann durch 3—5 Jahre nur zur Weide zu benützen (Dreischwirthschaft). Namentlich gilt dies von den sogenannten Prelogi, der nördlichsten Lage. Diese Prelogi lagen vor Jahrhunderten vielleicht in viel grösseren Zwischenräumen oder auch ganz brach; sie waren umzäunt, da sie offenbar Weidezwecken dienten. Darauf weist der Name des etwas südlicher der Prelogi gelegenen Riedes „Na gatnem voglu" (vom slov. gat. f fem. Zaunthür, Fallthür aus Ruthengeflecht) hin. Bei diesen Umständen musste an sehr extensiven Ackerbaubetrieb gedacht werden, und was lag näher, als das nach Königshufen vermessene Land auch nach diesen zu besiedeln.

Ferner lässt sich, wenigstens bei einigen Hausstellen der südlichen Gassenzeile, ganz deutlich auf der Flurkarte deren Entstehung aus Stellen in der nördlichen, ursprünglichen Gassenzeile erkennen. Dies ist beispielsweise der Fall bei Nr. 1 (im Süden) und Nr. 27 (im Norden), denn der Gartenacker von Nr. 27 erweist die erfolgte Spaltung dadurch, dass er zwischen Nr. 27 und Nr. 1 getheilt ist. Bei allen Stellen lässt sich natürlich der Nachweis kaum führen, allein nichts destoweniger kann an der ursprünglichen Einzeiligkeit nicht gezweifelt werden. War jedoch Micheldorf einzeilig, dann konnte es nicht mehr als die oben angeführten zehn Hausstellen umfassen, da die Fortsetzung der nördlichen Zeile über dieselben hinaus nur durch ganz gewiss erst später entstandene Keuschen gebildet wird.

Wenn alles Ausgeführte richtig ist und Micheldorf nach zehn Königshufen besiedelt wurde, dann haben wir eine regelrechte Dekanie vor uns, d. h. eine Ansiedelung von zehn Bauernfamilien auf zehn Hufen, oder, wie der urkundliche Text oft lautet, decem (regales) mansos cum x mancipiis et eorum uxoribus filiisque suis ac filiabus[1]).

V. Amtmannsdorf.

(Slov. Apače oder Valpoče; 7 km südwestlich Pettau; *1825*.)

Amtmannsdorf war im Mittelalter ein Eigen des bedeutenden Ministerialengeschlechtes von Pettau und gehörte zum Amte Liechteneck.

Bernhard von Pettau schenkte nun 1399 für den Fall des Aussterbens seiner Familie obiges Amt und das angrenzende Amt Jassenitz dem Dominikaner- und dem Minoritenkloster zu Pettau unter der Verpflichtung, dass sie sich in die Einkünfte aus beiden Aemtern theilen[2]). Mit dem Aussterben der Pettauer kamen 1440 die Güter zu gemeinschaftlichem Besitze an die Klöster, allein schon 1461 ordnete Kaiser Friedrich III. „meniger zwitrecht" wegen eine Realtheilung an, bei welcher Amtmannsdorf den Minoriten zufiel[3]).

In der Hs. 3793 (alt) des steiermärkischen Landesarchives, die bis 1890 im Archive des Pettauer Minoritenklosters verwahrt wurde, findet sich von

[1]) Vgl. den Excurs: „Zur Geschichte der Dekanie" weiter unten.

[2]) Cod. 141 des Staatsarchives in Wien f. $\frac{101 \text{ alt}}{80 \text{ neu}}$; ddo. 1399, März 12. (am mittich an sand Gregorentag in der vasten). Die Klöster haben „ze besitzen und ze nemen halbe nutz es sein zinsphenning, zinsgetraid, zehentgetraid, huener, ayer, har, grewz, zinswein, perkchrecht und zehentwein".

[3]) ddo. 1461, September 3. (au phincztag nach sand Gilgentag), Graz; Cod. 141 des Wiener Staatsarchives fol. $\frac{104' \text{ alt}}{84' \text{ neu}}$.

f. 32 (neu) an ein Urbar der beiden Pettauer Klöster. Es ist die 1464 entstandene Abschrift einer 1440 gemachten Aufzeichnung. Hienach gehörte Amtmannsdorf zum „ambt ze Liechtenek“ und sagt das Urbar f. $\frac{67 \text{ neu}}{45 \text{ alt}}$:

Z Blasendorf[1]).

Daselbs sind v hueben, daraus ist ein óde, die andern zwo hueben dint yede waicz iiij virtl, habern iiij virtl. Noch sind zwo hueben, diennt yede waicz iij virtl, habern iij. Auch diennt yede hueben pfenning xv, huenner yede vj, ayr xx, pon yede ij messel, jede hueben j kicz.

Hirszehent von yeder j kupplenikg hirs und ij ϑ.

Item und von ainer hofstat dint man lxxx ϑ fur all ding. Dann die óde ist zwainczig jar óde gelegen.

Ambtmansrechten von yeder hueben j kupplenik hirs und ain rabbatter.

Do get uns dez zehent wein und getraid zway tayl und der drit tail gehórt dem pharrer in sand Veyt ze Tren. —

Zwischen dem ersten und zweiten Abschnitte wurde von einer Hand circa 1500 eingetragen: „Primus Mulczerbicz und Michel Mulczerbicz scholen geben 1503 a dato der jar ir ieder ij[2]) viertl waicz und ij viertl habern das sy lang versessen haben und solen utra anheben albeg geben.“ Unmittelbar vor der Rubrik „Ambtmansrechten“ wurde von derselben Hand Folgendes eingeschoben: „Summa waicz xiiij firtl, habern xiiij, pfenning j 𝕿 iiij ß xx ϑ, huener xxiiij, ayr lxxx, pon viij messlin, iiij kicz.“

Uebrigens haben wir über Amtmannsdorf noch eine zweite urbariale Aufzeichnung. Ebenso wie das Minoriten-, besass auch das Dominikanerkloster zu Pettau ein Urbar über die Aemter Jassenitz und Liechteneck. Es ist im Cod 141. des Wiener Staatsarchives „Kollektaneum bei dem Predigerkloster zu Pettau“ erhalten, wurde früher im Archive der Pettauer Dominikaner, sowie später bei der Staatsherrschaft Thurnisch verwahrt und entstammt der gleichen, nunmehr verlorenen Vorlage von circa 1440, wie das Urbar in der Hs. 3793 des steiermärkischen Landesarchives. Geschrieben ist der Wiener Codex circa 1500, stand jedoch noch um die Mitte des XVII. Jahrhundertes in Gebrauch, wie die dieser Zeit entstammenden Randnoten beweisen.

[1]) Oberhalb von einer gleichzeitigen Hand: Amapmansdorff (!); Randnote circa 1500: minorum (d. h. den Minoriten gehörig).

[2]) Ursprünglich stand: iij.

Dieses Urbar führt Amtmannsdorf auch in der Aufzeichnung über das 1440 und 1448 beschriebene „nider ambt zw Liechtenegk“ an, und zwar heisst es auf f. $\frac{124 \text{ alt}}{104 \text{ neu}}$: Ambtmansdorf oder Blasendorf pertinet conventui minorum.

Daselbs sind siben hueben und ain hofstat, aus den hat der Jacob des Martin sun von Grossendorf hueben zwo und hat dieselb zeyt gdinkht zwo markh phenning fur all sach. Item zwo hueben aus den siben dint ydew zins ϑ achtzehen mit den schaffer ϑ, waytz vier virtl, habern vir virtl, huner sexe, air zwayntzig, pan zway messel, ain kitz. Item ander zwo dint ydew zins ϑ achtzehen mit den schaffer phenning, waytz drew virtl, habern drew virtl, huner sexe, air zwayntzig, pan zway messel, ain kytz. Item von der sibent hueben dint man fur all sach [fol. $\frac{124'}{104'}$] ain markh phenning. Item von der hofstat dint man fur als achtzig phenning.

Hirszehent dint yde hueben ain versnigkh, zwen phenning.

Ambtmansrechten dint ydew hueben ain kupplenigkh hirs, ain robater.

Da get uns des zehent wein und trayd zway tail und der drit tayl gen sand Veytt. —

Zum nähern Verständnisse will ich bemerken, dass in späteren Randnoten (von einer Hand circa 1650) die in dieser Aufzeichnung genannten Maasse auf folgende Weise erklärt werden: „Nota hic unus verschnigck . . . facit duos cuplenick . . . Nota duo cuplenick rite faciunt unum gerz modernum Pettoviensem — 1650 — in aliquibus locis vero tres.

Unum virtl habet duos gerz et adhuc plus, ideo sex cuplenick fuerunt unum firtl.“

Der wichtigste Unterschied zwischen beiden Aufzeichnungen besteht in der Angabe der Hufenzahl von Amtmannsdorf. Das Minoritenurbar (jetzt Grazer Hs.) nennt 5, das Dominikanerurbar (jetzt Wiener Hs.) aber 7 Hufen. Der Unterschied ist jedoch nur scheinbar, denn in Wirklichkeit zählt auch das Minoritenurbar 7 Hufen auf, und zwar „v hueben“ im ursprünglichen Texte und die zwei Hufen des Primus Mulczerbicz und des Michel Mulczerbicz in einem circa 1500 gemachten Nachtrage. Die beiden Letzteren hatten, was wohl zu beachten ist, ihre Schuldigkeit „lang versessen“ und wurden eben aus diesem Grunde 1440 in die Aufzeichnung nicht aufgenommen. Erst später kam man dem Fehler auf die Spur und verhielt die

Beiden zur Leistung. Damals. also circa 1500, entstand der Nachtrag im Urbar der Minoriten, während die Dominikaner, die erst um jene Zeit ihr Urbar herstellten, schon die richtige Zahl von vorne herein aufnehmen konnten.

Amtmannsdorf blieb bis in den Anfang des XVI. Jahrhunderts im Besitze der Minoriten. Diese hatten hier einen Landsitz in der Nähe des heutigen Schneeweiss erbaut, der zugleich auch wahrscheinlich ihrem Officialis, ihrem Amtmann, nach dem das Dorf auch den Namen trägt [1]), als Aufenthaltsort diente. Zu Beginn des XVI. Jahrhunderts verkauften sie nun diesen Landsitz sammt dem ganzen Dorfe an die Inhaber von Monsberg, die Freiherren von Lamberg. Diese errichteten in Amtmannsdorf einen Maierhof, der nach ihnen Lamberghof genannt wurde. Nach Jobstens von Lamberg 1570 erfolgtem Tode theilten dessen Söhne seine ausgedehnten Güter. Der eine bekam die Besitzungen am Pulsgaubach, wozu Amtmannsdorf gehörte, und hielt sich gewöhnlich in Amtmannsdorf in jenem Minoritenlandsitz auf, dem nun der Name Unter-Monsberg gegeben wurde.

Im Jahre 1642 verkaufte Maximilian Freiherr von Lamberg den sogenannten Lamberghof mitsammt der Mehrzahl der Hufen in Amtmannsdorf an das Dominium Ober-Pulsgau.

Unter-Monsberg — auch Schneeweiss genannt — blieb bis 1682 im Besitze der Lamberg, bis es im genannten Jahre Friedrich Graf Lamberg an die Besitzerin des benachbarten Tranegg, Juliana Crescentia von Lebenegg, die an einen Freiherrn von Schneeweiss verheiratet war, mit dem noch ihm gehörigen Theile von Amtmannsdorf veräusserte. Aus den Händen der Freiherren von Schneeweis, nach denen Unter-Monsberg seinen heutigen Namen führt, kam jener Theil von Amtmannsdorf 1732 an das Dominium Thurnische [1]).

So lag die Sache auch 1825 bei der Katastrirung, da sich Ober-Pulsgau und Thurnische in den Besitz von Amtmannsdorf theilten.

Der Karte nach ist Amtmannsdorf ein Gassendorf, nur liegt die Gasse nicht, wie sonst bei den Ortschaften im Draufelde gewöhnlich, quer über die Flur in der Richtung von Westen nach Osten, sondern von Süden nach Norden. Auf den ersten Blick zeigt sich, dass das Dorf ursprünglich einzeilig war, und zwar ist die westliche Zeile die ältere. Sie hat ihre Felder unmittelbar hinter den Gartenäckern, während die jüngere östliche Zeile hinter den Hausstellen nur grosse Gärten besitzt, ihre Aecker hingegen auf dem äussersten Nordwesten liegen. Die östliche Dorfzeile ist nach dem Jahre 1500 — wie die weitere Untersuchung zeigen wird —, und zwar auf ehemaligem Domanial- oder Gemeindegrund entstanden, da sie noch heutzutage ringsum theils von Dominicalwiesen, theils von Gemeindeweide umgeben ist.

Die Aecker, welche in Gewannen, die namentlich dort, wo sie an die ältere westliche Dorfzeile anschliessen, von überraschender Regelmässigkeit sind, liegen, erstrecken sich vom Dorfe gegen Westen und Norden, hier bis zur Commercialstrasse Cilli-Pettau. Jenseits dieser Strasse liegt dem Dominium Thurnische gehöriger Grund, der allerdings theilweise parcellirt ist. Dennoch lässt es sich klar erkennen, dass der ganze nördlich der genannten Strasse gelegene Flurtheil ehemals dominical war.

Gegen Nordosten vom Dorfe aus liegen einige Hofstätten, Koče genannt. Sie sind aus der 1440 im Urbar genannten Hofstatt entstanden. Hier steht

[1]) Ebenso im slov. Apače aus Valpoče von valpot oder valpet, der Amtmann (ahd. gewaltboto). — Der Amtmann, Officialis, ist vom Supan, dem Dorfvorsteher, zu unterscheiden. Darüber belehrt schon ein einfacher Blick in's sogenannte Rationarium Stiriae, das nach Officia geordnet ist. Innerhalb dieser Officia erscheinen als Vorsteher der Dorfschaften die Supani. Wenn diese sogar dem Officialis zinsen, — z. B. Rauch SS. II. 136 . . . ad hec solvit (quilibet mansus) officiali . . . . item supanus eiusdem ville dat de suo iure officiali — so sind sie jedenfalls nicht mit ihm zu identificiren. Während der Supan stets Zinsbauer war, konnte der Amtmann zwar auch ein Bauer sein, wie uns gerade für Amtmannsdorf 1465 auf f. 29' fg. der Hs. 3793 des steiermärkischen Landesarchives ein „beschaiden Jacob diezeit unser (d. h. der Pettauer Minoriten) ambtman daselben" genannt wird, der eine Hufe „zu Ammansdorff" (Amtmannsdorf) zu Kaufrecht besass. Allein man findet als Amtleute auch Adelige. So kommt in Pettauer Urkunden circa 1450 der edel vest Paul der Schartemberger die zeyt unsers genedigen herrn von Saltzburgk ambtman und pergkmeister zw Pettaw (Kollektaneum beim Prediger-kloster zu Pettau f. $\left(\frac{51\ \text{alt}}{37\ \text{neu}}\right)$ vor. Eine Randnote (circa 1650) im Kollektaneum l. c. sagt dazu: „NB. Vocabantur praefecti areis Pettoviensis (!) ambtmanni, quibus debebatur contributio, ut videbis in urbario in hoc libro folio 113 a tergo et ulterius, ideo talis contributio frumenti etc. (eben die sogenannten Amtmannsrechte) spectat ad conventum pro officiali seu praefecto conventus et similibus stipendiandis et non pro aliquo supano, quos modo vocant per abusum ambtman qui non sunt ambtman sed valpot et supani."

[1]) Vorstehende Daten entnahm ich dem sehr fleissig zusammengestellten Büchlein von M. Slekovec, Župnija Sv. Lovrenca na Dravskem polju (Die Pfarre St. Lorenzen im Draufelde) 105. fg.

auch der zum Dominium Thurnische gehörige grosse Maierhof Schneeweiss, an welchen anschliessend das Dominium in einem Stücke 70·71 ha besitzt. Gegen Nordosten vom Maierhof liegen einige parcellirte und an die erwähnten Hofstätten vergebene Domanialfelder. Nach Süden zu erstreckt sich das Dominium vom Maierhof aus bis an die Gartenäcker der östlichen Dorfzeile, die es im Norden und Osten umschliesst, und zieht sich dann, theilweise bereits parcellirt, gegen Südosten bis an den Pulsgaubach.

An die westliche ältere Dorfzeile schliessen im Norden ebenfalls einige Hofstätten an, darunter der zum Dominium Ober-Pulsgau gehörende sogenannte Lamberghof.

Vom Dorfe nach Südosten zieht sich in einem schmalen Streifen die Gemeindeweide, an die westlich gleich unterhalb des Dorfes eine Dominicalwiese, auf der jetzt einige Keuschen stehen, stosst. Von dieser Wiese gegen Süden und Südwesten liegen die Wiesengewanne der Hausstellen der westlichen älteren Dorfzeile. Ebenso liegen jenseits der Gemeindeweide theils in Blöcken, theils in Gewannen aufgetheilte Wiesen, die möglicherweise aus ehemaligen Gemeindegründen entstanden und jetzt an Dorfangehörige und Fremde vergeben sind.

Dieses Wiesengebiet wird vom Pulsgaubach, der sich dort, wo er die Gemeindeweide verlässt, in zwei Arme spaltet, durchflossen.

Nach Süden zu wird die Amtmannsdorfer Flur durch den sogenannten Schneeweisser Wald, der Eigenthum des Dominiums Thurnische ist, abgeschlossen.

Die Gesammtfläche von Amtmannsdorf beträgt 654·605 ha. Davon den ehemaligen sicheren Dominicalgrund, d. h. nahezu die ganze östliche Hälfte der Flur bis zum Pulsgaubach hinab, sowie die Gewässer abgezogen, gibt ein Areal von 337·302 ha, also die Fläche von **sieben** Königshufen zu 48·186 ha.

Das oben angeführte Urbar von 1440, das noch circa 1500 — dieser Zeit entstammt der Wiener Codex — in Gebrauch war, gibt für Amtmannsdorf auch sieben Hufen an. Ebenso enthält das Urbar in der Hs. 3793 des steiermärkischen Landesarchives, wie oben ausgeführt wurde, nur scheinbar eine andere Hufenzahl. An einen Dorfsplitter ist hiebei um so weniger zu denken, als sich auch flurkartenmässig die ältere Dorfzeile auf sieben ursprüngliche Stellen reduciren lässt. Die Hausstellen der jüngeren östlichen Dorfzeile sind von diesen sieben ursprünglichen, wie man es für die meisten derselben noch beweisen kann, im Laufe der Zeit abgetrennt worden.

So wäre denn der Beweis erbracht, dass die Königshufe in Amtmannsdorf noch in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts (bis circa 1500 jedenfalls) Wirthschaftseinheit war. Es ist natürlich auch nach solchen besiedelt worden.

VI. Sela und Barislofzen.

(Slov. Sela und Barislovci; $6^{3}/_{4}$ km südsüdwestlich Pettau; *1826*.)

Urkundlich werden beide Dörfer zuerst 1207 genannt. Da bestätigt Herzog Leopold VI. von Oesterreich dem Karthäuserkloster Seitz dessen Besitzungen und schenkt ihm überdies „ante Betouium scilicet villam unam maiorem nomine Brizlausdorf que tempore Rudolfi de Rase in duas supanias divisa est“ [1]).

Brizlausdorf ist das heutige Barislofzen [2]) bezw. Sela. Die Urkunde erweist, dass die beiden Dörfer ursprünglich ein Dorf bildeten und erst circa 1200 — denn um diese Zeit erscheint Rudolf von Rosegg urkundlich — in duas supanias, d. h. in zwei Dorfgebiete getrennt wurden.

Was der Grund zu dieser Theilung war, ist nicht leicht zu bestimmen, namentlich weil die beiden Dörfer unter demselben Grundherrn noch weiterhin verblieben. Vorläufig muss die Frage offen gelassen werden.

Einige Jahre später taucht im sogenannten Rationarium Stiriae unter den Zehenten des officium Marchpurch auf fol. 161 folgende Notiz auf (Rauch, SS., II, 170): In Warissen viii mansus, solvunt mel et tota villa unum porcum.

Im Jahre 1282 (November 11., in die beati Martini) beurkunden Otto et Fridricus fratres de Chvnsperch (Königsberg), „quod sororem nostram Annam ab nostra hereditate separavimus in hanc formam taliter quod eidem ad claustrum Studenicz tredecim marcarum redditus tradidimus libere possidenda et eciam quod ipsum claustrum Studenicz, si prefata Anna de medio sublata fuerit, perpetualiter habeat proprialiter conservanda, ita tamen quod prehabita Anna de omni nostra hereditate in posterum non presumat, primo in monte Slevnz Win-

[1]) v. Zahn, Urkundenbuch des Herzogthums Steiermark, II, 135.

[2]) Auf der Specialkarte und der Katastralkarte wird es auch Warisell genannt.

cherus cum manso et pomerio, item in Celle (= Sela) vj mansos, item in secundo Celle (= Barislofzen) iij mansos, item in Moschil iiij mansos, item in Oglan sex mansos, item aput Dobrocheten iiij mans., item Radoan cum uno manso [1])".

Die nächste Erwähnung fällt in's Jahr 1357. Das Kloster Seitz, das im Draufelde eine Anzahl von Hufen besass, suchte sich derselben zu entledigen, denn bei der einfach erstaunlichen Unfruchtbarkeit des Bodens blieben die meisten öde und unbestiftet. So verkaufte denn die Karthause 1357 an Herzog Albrecht von Oesterreich um 400 ℔ Wiener Pfennige „newn und sibenczig hůben in dem Traveld dar umb daz si in nicht gelegen waren und die uns (dem Herzog) czů unsrer vest Maidberch paz fůgent und sind ir czehen gelegen cze Newndorf, sechczehen cze Albrechtstorf, achczehen cze Drasendorf, acht cze Sabiach, siben und czwainczig cze baiden Prislausdorffern und sind der hůben aller ÿczund nůr funfczehen gestift und dient ein iegleicher neun mess rokken und drithalb mess habern chlostermass ... Ouch ist cze merken, daz si uns den czehent uf den obgenanten hůben der in von dem gotshaus cze Agley gegeben ist, nicht verchauft habent ...[1])".

Das Lehenbuch der Grafen von Cilli [2]) sagt zum Jahre 1436 auf fol. 78: „Hans Lanndtman hat ze lehen emphangen in und seinen erben sun und tochtern die hernachgeschriben gueter und lehen ... item an der Zell (d. h. Sela) vier hueben ..."

Die letzte Erwähnung im Mittelalter fällt in's Jahr 1450. Da verkauft Jorg Poppendorffer unsern aigen und freyen wein und traid zehent und hyrsmess auf den weingarten perkrechten und dorfern jenseits der Drann um Maidburg und bei St. Veit an das Dominikanerkloster zu Pettau unter genauer Aufzählung aller Zehentpflichtigen, darunter Stanegk schuester von Ambtmanstorff, Andre von der Zell, Steyko sein bruder, Steffan daselbs und Jure mulner zw Werislabetsch (= Barislofzen) [1]).

Sela besteht aus 22 Hausstellen; davon sind zwei Keuschler und die übrigen 20 Viertelhüfner, entsprechen also ursprünglichen fünf Stellen. In der That lässt sich das Dorf, das jetzt eine nahe der südlichen Flurgrenze gelegene regelmässige Gasse bildet, auch räumlich auf fünf Stellen reduciren, da je zwei und zwei gegenüberliegende Stellen noch jetzt ihre Aecker beisammen haben.

Die Aecker erstrecken sich vom Dorfe aus gegen Norden. Als ältester Theil der Anlage ist das unmittelbar an das Dorf anschliessende Ried Med cestami (= zwischen den Strassen), das bis zu dem die Flur gegen Nordwest abschliessenden Dominicalgrund reicht, anzusehen. In diesem Riede erhielt ursprünglich jeder Hüfner einen Streifen nach Art flämischer Siedelungen, der von seiner Hofstelle durch das ganze

---

[1]) Zeugen sind: Wilhalmus de Scharffenberch, Hainricus de Montparis, Hainricus de Rohats, Hainricus de Vreudenberch, dominus Ortolfus de Planchenstain, dominus Hainricus frater eiusdem, dominus Gundacherus de Turri, Otto de Turri, Studnicus et fratres sui, Hermannus et Guntherus, Perchtoldus, Eberhardus babarus, Hertwicus et alii fide digni. — Org.-Pgt. Nr. 1215 im steiermärkischen Landesarchiv.

[2]) Steiermärkisches Landesarchiv, Org.-Pgt. Nr. 2629 b.

[3]) Steiermärkisches Landesarchiv, Hs. 242.

[1]) Kollektaneum beim Prodigerkloster zu Pettau, Cod. 141 des Wiener Staatsarchivs, fol. 44' alt / 28' neu unter der Ueberschrift: Der zehent den der Fritz gekauft hat X, und Org.-Pgt. Nr. 6239 im steiermärkischen Landesarchiv. Der Codex hat bei dieser Urkunde die Randnote circa 1520: Item ista littera debet legi tempore compotus officialium quare certi nos occupant in bonis et fundis nostris sine iure etc. Noch heutzutage besteht in weiten Strecken der südlichen Steiermark — z. B. auf dem oberen und unteren Pettauer Felde, auf dem Murfelde — die Sitte, dass in jedem Dorfe, das ausgedehnte Gemeindegründe besitzt, deren Verwaltung einem vom (politischen) Gemeindevorsteher zu trennenden sogenannten „gmajnski župan" übertragen wird. Ihm obliegt die Besorgung der wirthschaftlichen Angelegenheiten der Gemeinde. Er verpachtet z. B. die Gemeindegrundstücke, hebt den Pachtschilling ein, setzt die Gemeinderobot fest und Aehnliches. Im Herbste (um St. Katharina) findet in seinem Hause eine Zusammenkunft sämmtlicher Dorfbauern statt, die „sosečka" genannt wird. In dieser legt er Rechnung über sein Gebahren, worauf er das Amt seinem Nachfolger übergibt. Diese Würde geht in einem bestimmten Turnus bei allen Bauern des Dorfes herum, so dass alljährlich ein Anderer „gmajnski župan" ist. Die Sitte, die sich ausser in den genannten Gebieten auch anderwärts, so in einzelnen Gegenden von Oberkrain und im Isonzothale, findet, ist die letzte Erinnerung an die Befugnisse des grundherrschaftlichen Dorfžupans, wenn nicht darin sogar Reflexe einer viel früheren Zeit zu sehen sind, was vielleicht noch wahrscheinlicher ist. Wie gesagt, ist von diesem „gmajnski župan" der moderne Gemeindevorsteher, der sonst bei den Slovenen auch župan heisst, wohl zu unterscheiden. Letzterer heisst in den angeführten steiermärkischen Gegenden Richter. Die „sosečka", bei der es oft sehr lebhaft herzugehen pflegt, ist meines Erachtens vielleicht unter dem compotus officialium in obiger Randnote zu verstehen. Vgl. auch M. Slekovec, Župnija sv. Lovrenca, 19 fg. und 32.

Ried hindurch lief. Die später aufgemessenen Flurtheile wurden nach Gewannen vermessen.

Oestlich von Sela liegt das Dorf Barislofzen oder Warisell mit 15 Hausstellen, die sich kartenmässig auf drei ursprüngliche zurückführen lassen.

Die Felder, die sich vom Dorfe gegen Norden ziehen, liegen in Gewannen, die allerdings stellenweise durch Blöcke unterbrochen sind.

Im Süden beider Dörfer befindet sich eine kleine Gemeindeweide, die bis zu dem die Flurgrenze bildenden Pulsgaubache reicht.

Das Dominium Thurnische besitzt einen Rothacker im Norden der Flur und einen zweiten kleineren an der östlichen Flurgrenze, zusammen 58·086 ha.

Das Areal beider Dörfer, die ja ursprünglich ein Dorf waren und noch jetzt eine Katastralgemeinde bilden, beträgt ohne Dominium und Gewässer 275·986 ha.

Kartenmässig lässt sich das Dorf Sela auf fünf, Barislofzen auf drei Stellen, also zusammen auf acht Stellen reduciren; das sogenannte Rationarium Stiriae nennt uns hier ebenfalls viij mansus; es ist daher zweifelfrei, dass — um den alten Namen zu gebrauchen — Brizlausdorf nach **acht** Hufen zu 34·5 ha besiedelt wurde. So war es noch 1265; allein schon 1282 hatte sich in Sela 1 Hufe gespalten, da uns in Celle (Sela) vj mansi und in secundo Celle (Barislofzen) noch immer iij mansi genannt werden. Im Jahre 1357 hingegen befanden sich in beiden Dörfern schon 27 Hufen; die Zersplitterung war also bereits sehr stark fortgeschritten. Sie wurde später noch grösser, denn zur Zeit der Katastrirung hatten Sela und Barislofzen 37 Stellen. Sehr deutlich zeigt sich diese Zersplitterung in den winzigen, dünnen Parcellen, die uns auf der Flurkarte entgegentreten.

Excurs.

Zur Geschichte der Dekanie.

Um über das Wesen der Dekanie — als solche wurde oben Micheldorf erwiesen — in's Reine zu kommen, bedarf es einer etwas weiteren Ausführung.

Schon bei den Römern begegnen wir der Sitte, dass die Sclaven (servi) partienweise, je zehn zusammen, zur Feldarbeit verwendet wurden. Cato, Varro und Vitruv, die uns über die römischen Agrarzustände vor Tiberius Aufschluss geben, behandeln die villa rustica als die hauptsächlichste Betriebsform. Sie wird von einem bewährten Sclaven, dem villicus, geleitet, welchem neun andere Sclaven als Arbeiter untergeben sind[1]).

Diese Wirthschaft blieb auch späterhin die übliche. Darüber berichtet uns Columella (I, 9) mit den Worten: „Classes etiam non maiores denum hominum faciundae, quas decurias appellaverunt antiqui et maxime probaverunt, quod is numeri modus in opere commodissime custodiretur, nec praeeuntis monitoris diligentiam multitudo confunderet. Itaque si latior est ager, in regiones deducendae sunt eae classes dividundumque ita opus, ut neque singuli binive sint, quoniam dispersi non facile custodiuntur: nec tamen supra decem, ne rursus ubi minima turba, id opus ad se pertinere singuli non existiment[2]).“

Dekanien begegnen uns ferner in der Villenverfassung Karls des Grossen, allerdings ohne eine bestimmt erkennbare Stellung. Die Vermuthung, welche von v. Inama-Sternegg[3]) geäussert wurde, dass diese Dekanien mehr nur auf einen socialen Zusammenhang der Ortsbevölkerung, wie er sich aus alter Zeit erhalten hat, als auf eine neue administrative Gruppirung der Güter zu beziehen seien, dürfte meines Erachtens sich vollkommen bewahrheiten[4]). Jedenfalls hat nicht erst Karl der Grosse die Gruppirung nach Dekanien neu eingeführt.

Auf österreichischem Gebiete werden Dekanien in Urkunden vom VIII. Jahrhundert an öfters genannt. So 777 in der Gründungsurkunde von Kremsmünster. Tassilo II. schenkt unter Anderem der neuen Stiftung decaniam Sclavorum cum opere fiscali seu tributo iusto, quod nobis antea persolvi consueverant, hos omnes predictos Sclavos, quos sub illos

[1]) Meitzen, Siedelung und Agrarwesen, I, 356.

[2]) Hildebrand, Recht und Sitte, 103; Meitzen, o. c., I, 360.

[3]) Deutsche Wirthschaftsgeschichte, I, 324.

[4]) Erwähnt werden die Decani im Capitulare de villis imperialibus, c. 10. „Ut maiores nostri et forestarii, poledrarii, cellerarii, decani, telonarii . . rega faciant“, was Anton, Geschichte der teutschen Landwirthschaft, I, 187, folgendermassen übersetzt: „Dass unsre Maier, Förster, Folenhüter, Kellner, Vögte, Zöllner . . . ihren Ackerdienst verrichten.“ Zu decani bemerkt er: „Decani sind in den Wirthschaften nicht Unterrichter, sondern Unteraufseher, Vögte. Die ganze Stelle redet von Personen, die in der Wirthschaft angestellt waren und die Aufsicht über einzelne Gegenstände, nicht über das Ganze führten . . .“ Dann werden Dekanien im c. 58 genannt: „Quando catelli nostri iudicibus commendati fuerint, de suo eos nutriat aut iunioribus suis, id est maioribus et decanis, vel cellerariis ipsos commendare faciat.“ Die Stelle zeigt ganz deutlich, dass die Decani den Maiern untergeordnet waren, dass sie offenbar, wie sie Guérard nennt, „adjoints des maires“ waren.

actores sunt, qui vocantur Taliup et Sparuna, quos infra terminum manet que coniuravit ille jopan, qui vocatur Physso[1]). — 965 schenkt Kaiser Otto dem Vasallen Abrahams von Freising, dem Slaven Negomir talem proprietatem, qualem nos visi sumus habere ad Vuirzsosah (Wiertschach) in partibus Carantanię in comitatu Hartuuigi comitis qui et ipsę inibi vualtpoto dicitur, ac in decania Vuolframmi decani[2]). — 973 (und 989) erneuert und bestätigt Kaiser Otto II. Schenkungen an das Bisthum Freising um Bischoflack in Krain und sagt: „Praecipimus etiam ut nullus comes uel iudex siue decanus neque aliqua persona ius habeat se intromittendi absque licentia episcopi (bez. „... ut nullus comes nec iudex siuo decanus ...).“ [3])

Armin Tille[4]) hat im Vintschgau innerhalb des grossen Wirthschaftsverbandes der Gemeinde engere Verbände gefunden. In Naturns, Partschins, Algund, Schenna und Riffian heissen sie „Tegnei“ (d. h. Dekanie) Ueber ihre Natur vermag Tille keinen weiteren Aufschluss zu geben.

In Polen und Schlesien finden wir in älterer Zeit sogenannte Decimi[5]). Die Piasten siedelten zur Urbarmachung des Landes kriegsgefangene Sclaven, und zwar immer zu zehn in einem Dorfe, an. Die Insassen desselben hiessen daher decimi, und zehn solcher Dörfer wurden eine centuria (setkowa = sto = Hundert) genannt. Ihr Häuptling — wahrscheinlich ein Ritter — führte den Titel centurio. Die decimi waren Sclaven, servi des Herzogs, sie standen in einem viel schärferen Unfreiheitsverhältnisse als die Bauern in den Opolen, die bekanntlich an die Scholle gebundene Hörige waren und für den ihnen überlassenen Besitz bestimmte Abgaben und Dienste zu leisten hatten. Das Institut der Decimi verschwand mit dem Anfange des XIII. Jahrhunderts.

Schlesische Urkunden nennen solche Decimi 1154, 1204, 1223 und 1224[1]). Hieher wäre auch die Urkunde von 1041 zu beziehen, in der decem regales mansi cum x zmurdis et illorum uxoribus filiisque suis ac filiabus geschenkt werden[2]).

Wir ersehen aus dem Angeführten, dass die Dekanie, obwohl sie oft mit Vorliebe decania Sclavorum genannt wird, **kein** specifisch slavisches Institut ist, woran zu denken man geneigt wäre, wenn man nur Angaben österreichischer Quellen in Rechnung zieht. Vielmehr hat man überall, wohl aus den gleichen praktischen Gründen, die Columella in der oben citirten Stelle angibt, zur Feldarbeit Classen von je zehn Arbeitern gebildet[3]).

Zunächst dürften solche Dekanien im grundherrlichen Grossbetrieb auf einzelnen Wirthschaftshöfen vorgekommen sein. Eine organische Entwicklung der Dekanien ist undenkbar, sie sind erst eine Folge der Grundherrschaft. Späterhin hat man sie auch in die Betriebsform des Kleinbetriebes eingeführt und Gruppen von je zehn Zinsbauern dorfweise angesiedelt. Diesem zweiten jüngeren Stadium gehört die decania Sclavorum bei Kremsmünster (777 und 802) und auch die Dekanie Micheldorf an.

Jedenfalls war die Dekanie — geradeso wie unzweifelhaft auch die altgermanische Hundertschaft — vom Hause aus ein rein wirthschaftlicher Verband, dessen Vorstand, decanus, daher auch nur wirthschaftliche Functionen hatte. Was Guérard[4]) von den Decani auf dem Gebiete der Abtei St. Germain sagt, dürfte ursprünglich ziemlich allgemein gegolten haben. „C'étaient les adjoints des maires“; sie waren Colonen, die unter Oberaufsicht des major die mansi dominici der Abtei bewirthschafteten, die für dieselben ausgeführten Arbeiten aller Art überwachten und Leute, die Abgaben der Zinsbauern einnahmen und exequirten.

[1]) Urkundenbuch des Landes ob der Enns, II, 3.

[2]) v. Zahn, Cod. Austr. — Fris., I, 32, Chabert, Bruchstück einer Staats- und Rechtsgeschichte der deutsch-österreichischen Länder, Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften in Wien, Bd. III, S. 136, Anm. 17, führt aus Sinnacher II, 119, zum Jahre 978 an in provincia Karentana — in regimine Hartwici — et tegneja Petahtoldi. Ferner erwähnt er l. c. Dekanien im Rendenathale und in Friaul.

[3]) v. Zahn, o. c., 39 und 44; vgl. die Zusammenstellung der Dekanien bei v. Luschin, Oesterreichische Reichsgeschichte, 82 fg., Anm.

[4]) Die bäuerliche Wirthschaftsverfassung des Vintschgaues, vornehmlich in der zweiten Hälfte des Mittelalters, 243 fg.

[5]) Rachfahl, Die Organisation der Gesammtstaatsverwaltung Schlesiens vor dem 30jährigen Kriege (Schmoller's Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen, XIII, 1), 27 fg.

[1]) Die genaueren Citate bei Rachfahl, l. c.

[2]) Peisker, Zur Socialgeschichte Böhmens, II, 1. Die altslavische Župa (Sonderabdruck aus der „Zeitschr. f. Social- und Wirthschaftsgeschichte“, Bd. V), 106, Anm.

[3]) Eine directe Reception römischer Sitte, wie sie Meitzen (Siedelung und Agrarwesen, II, 375) annimmt, würde ich verneinen.

[4]) Polyptique de l'Abbé Irminon, I, 465. Citat bei v. Inama, Deutsche Wirthschaftsgeschichte, I, 324.

Späterhin — in Oesterreich geschah dies frühestens in der Zeit Karls des Grossen [1] — übertrug man dem Vorsteher der Dekanie, dem Decanus, ausser seinen wirthschaftlichen Functionen noch gewisse gerichtliche [2]). Mit diesem Zeitpunkte verliert auch die Dekanie — dies gilt vorläufig nur für österreichischen Boden — ihre bisherige technische Bedeutung als Complex von zehn Zinsbauern. Die Dekanie heisst nun der dem Decanus zugewiesene Gerichtssprengel, eine Unterabtheilung der Grafschaft Die oben angezogenen Urkunden von 973 und 989 (für Freising) stellen durch die enge stilistische Verbindung iudex sive decanus die Charakterisirung des Letzteren als Gerichtsperson ausser Zweifel, namentlich wenn man erwägt, dass diese Immunitätsclausel sonst gewöhnlich einfach von iudiciariae personae ohne genauere Aufzählung derselben spricht.

Die Tegneien im Vintschgau hängen noch im späten Mittelalter eng mit der Gerichtsverfassung zusammen. So ist in den Gerichtsbezirken Glurns und Schlanders jeder Dingstätte eine Tegnei zugetheilt „Auch in der grossen Versammlung der ganzen Gerichtsgemeinde bilden diese Tegneien Unterabtheilungen mit eigenen Geschwornencollegien" [3]). Sehr wahrscheinlich ist es nun, dass die uns im XIV. und XV. Jahrhunderte entgegentretenden Gerichtsbezirke des Vintschgaues aus der karolingischen Zeit herstammen [4]), und was von den grösseren Gerichtssprengeln gilt, dürfte auch für deren Unterabtheilungen, die Tegneien, zutreffen.

Da auf österreichischem Gebiete — mit Ausnahme von Istrien, wo Centarchen 804 genannt werden — zur Zeit der Gaueintheilung Hundertschaften als Gerichtssprengel nicht vorkommen, während wir Dekanien als kleinere Gerichtsbezirke genannt finden, so dürfte es wohl keinem Zweifel unterliegen, dass die Zehnerschaften, Dekanien, auf österreichischem Gebiete — zumindest in Kärnten, Krain und Theilen von Tirol — als Gerichtsverwaltungsbezirke innerhalb der Grafschaft die gleiche Stellung einnahmen, wie auf dem übrigen Reichsboden die Hundertschaften [1]).

Noch ein Punkt wäre in der Frage über die Dekanie zu berühren.

Bei Peisker, Zur Socialgeschichte Böhmens II. Die altslavische Župa, Sonderabdruck aus dem V. Bande der „Zeitschrift für Social- und Wirthschaftsgeschichte", S. 138, Anm., wurde die Frage aufgeworfen, ob das zahlenmässige Verhältniss der Bauern zu den Županen, wie es auf Grund des sogenannten Rationarium Stiriae ermittelt wurde, mit den Dekanien in irgendwelchen Zusammenhang gebracht werden könne. Auffallend sei, dass die 3·64 Bauern, welche da auf einen Župan entfallen, einem Drittel einer Dekanie annähernd gleichkämen; in schephonatu Liutoldi, wo auf einen Župan durchschnittlich 3·38 Bauern kamen, wäre dies noch deutlicher. In schephonatu Jurizlai war das Verhältniss wie 1 : 5·57, eventuell annähernd das einer Halbdekanie. Die Frage wurde offenbar unter dem Einflusse der Gründungsurkunde von Kremsmünster (777) aufgerollt, wo der Jopan (Župan) Physso die Grenzen der Decania Sclavorum beschwört, und ist meines Erachtens zu verneinen. Es ist allerdings wahr, dass sich jenes Zahlenverhältniss ebensowenig organisch entwickelt hat, wie die Dekanie, denn eine organische Entwicklung arbeitet nie mit Zahlen. Von vornherein wäre also der Gedanke an einen Zusammenhang immerhin möglich. Allein hiefür käme meiner Meinung nach nicht das Verhältniss der Bauern masse gegenüber der Županenmasse, die in obigen Zahlen ausgedrückt ist, in Betracht, sondern die Bauernzahl der einzelnen Ortschaften. Die Subrepartition der einem Županenverbande zugewiesenen Bauernschaft geschah nun nicht pro capite, sondern, wie dies eben Peisker

[1]) Und zwar nach 802, denn in der Urkunde, die Karl der Grosse für Kremsmünster im genannten Jahre ausstellte, kommt die Dekanie noch als rein wirthschaftlicher Verband vor.

[2]) Ich bemerke, dass schon in den longobardischen Volksrechten der Decanus zu Zwecken der Landespolizei herangezogen wird Vgl. Leges Liutprandi. c. 44: „De servo fugace et aduena homine, si in alia iudiciaria inventus fuerit, tunc deganus aut saltarius qui in loco est conprehendere debeat et ad sculdahis suum perducat, et ipse sculdahis eum iudici suo consignet" Oder c. 85: „Si quis iudex aut sculdahis atque saltarius vel deganus de loco ubi arioli aut ariolas fuerit, neglexerit amodo in tres mensis eos exquirere et invenire . . . tunc conponat . . ." Ferner Liber Papiensis Pippini c 9: „De servis et ancillis fugacibus unusquisque iudex studium ponat ad perquirendum iuxta ut edictum continet. Et hoc damus in mandatis . . . ut per omnia perquirantur superscripti fugaces et apud locum coniuront sculdai, decani, saltarii vel locopositi, ut nullus eos concelet." Die Dekanie scheint hier eine Unterabtheilung der Hundertschaft zu gewissen gerichtlichen Zwecken gebildet zu haben.

[3]) Tille, l. c. 216 fg.

[4]) Tille, l. c. 212.

[1]) Vgl. auch v. Luschin, Oesterreichische Reichsgeschichte 82 und Chabert, l. c.

l. c. überzeugend ausführt, secundum dignationem, d. h. nach der Stufe der Parentel. Dies führte zu einer ungeheueren Differenz in der Bauernzahl der einzelnen Ortschaften, und es ist reines Spiel des Zufalls, wenn die auf einen Župan' auf diese Weise entfallende Quote gerade zehn Bauern, also eine Dekanie, betrug. So würde ich auch das sonst wirklich auffallende Verhältniss des Župan Physso zur Decania Sclavorum bei Kremsmünster erklären. Die gegebene Erklärung stimmt auch zu den übrigen agrargeschichtlichen Momenten in jener Urkundenstelle, die bekanntlich lautet (Urkundenbuch des Landes ober der Enns, II, 3): „Tradimus autem et decaniam Sclavorum cum opere fiscali seu tributo iusto, quod nobis antea persolvi consueverant, hos omnes predictos Sclavos, quos sub illos actores sunt, qui vocantur Taliup et Sparuna, quos infra terminum manet, que coniuravit ille jopan, qui vocatur Physso, et conduxit per gyrum illos nominantes Fater abbatem et archibresbyter et Chunipreht iudex et Hleodro comes et Kerpreht iussi a summo principe Tassilone definire decreverunt et terminum posuerunt." Die Bestimmung, dass die Dekanie fernerhin infra terminum bleiben solle, lässt schliessen, dass dies bisher nicht der Fall war, d. h. die herrschende Wirthschaftsform war die der Brand- oder Schwendwirthschaft. Die Wohnsitze der Dekanie mögen zwar feste gewesen sein, aber der Standort des Ackerbaues wechselte noch in gewissen Zwischenräumen. War die Ertragsfähigkeit des geschwendeten Stückes geschwunden, so wurde es verlassen, und es wurde ein neues Stück Wald gerodet, das bisherige Ackerland aber zur Weide benützt, bis wieder Gestrüpp und Wald aufschoss und diese Benützungsart unmöglich machte. Natürlich galt es bei dieser Schwendwirthschaft, wo die Aecker immer durch Wald und Weide wanderten, einen bestimmten Turnus einzuhalten. Ueber diesen wachte der Župan, der nach Peisker, l. c., vor der deutschen Eroberung Nomade, Herr ausgedehnter Weidereviere war, nach jener aber privilegirter Dorfinsasse wurde. So hat denn auch der vielgenannte Jopan Physso den wirthschaftlichen Turnus unter der ihm secundum dignationem bei der Subrepartition der Bauern unter die Župane zugefallenen Quote von einer Dekanie geleitet. Ohne sich innerhalb bestimmter Grenzen zu bewegen, schwendete und rodete seine Dekanie ein Stück Waldes nach dem anderen. Mit der Gründung von Kremsmünster hätte eine geordnete Colonisation beginnen sollen. Da musste sich auch Physso's Dekanie gefallen lassen, dass ihr durch Bevollmächtigte Tassilo's, den Abt Fater, den Erzbischof Arno, den Grafen Hleodro und den judex Chunipreht feste Grenzen angewiesen wurden, die der Jopan Physso als wirthschaftlicher Leiter der Dekanie beschwören musste[1]. Daher nun auch die geänderte Fassung in den Bestätigungen Karls des Grossen von 791 und 802 (Urkundenbuch II, 5 und 7): „ . . nec non decaniam unam de illis Sclavis . . . et territorium, sicut ad supradictam decaniam pertinet, veluti Physso coniuravit . . ." Die beiden Actores Taliup und Sparuna waren grundherrliche (hier herzogliche) Beamte, die natürlich über dem Župan standen. Infra terminum, innerhalb dessen nur sich fortan die Dekanie bewegen durfte, mag immerhin noch lange Ackerbau auf die frühere Art betrieben worden sein.

[1] Zugleich mag der Eid auch die Bekräftigung gewesen sein, dass das angewiesene Land der Dekanie zu ihrem Unterhalte vollauf genüge.

Literaturberichte.

19.

Miller, Dr. Conrad, Professor am k. Realgymnasium in Stuttgart: **Mappaemundi.** Die ältesten Weltkarten, herausgegeben und erläutert. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung, 1895—1898. 4°.

Goethe's Werther gedenkt wehmüthig der reichen Nahrung, welche dem Gedankenkreise und damit dem Glück des Kindes aus seiner mit Phantasie gepaarten Unwissenheit strömt. Nicht zu wissen, woher der Bach zu unseren Füssen rinnt, noch wohin er rauscht, was jenseits dieser Wälder, hinter jenen Bergen lebt und webt, das gestattet der Einbildungskraft ein fernes, fröhliches Spiel, dem wir mit unserer Schulweisheit die Kleinen frühzeitig entreissen. Eine ähnliche Enge des naturwissenschaftlichen Horizontes beflügelt die Poesie der Naturvölker und charakterisirt auch die geistigen Schöpfungen des classischen Alterthumes und der folgenden Jahrhunderte bis zu den grossen Entdeckungen der Neuzeit. Es ist von hohem, anthropologischen Interesse, Entstehung und Wachsthum des geographischen Weltbildes im Alterthume und Mittelalter zu verfolgen. Dies ermöglicht uns jetzt die kürzlich vollendete, oben genannte Publication Conrad Miller's, ein Tafel- und Textwerk von seltenem Reichthume und grösster Gediegenheit der wissenschaftlichen Arbeit, wie der technischen Ausführung.

Der Verfasser, schon früher wohlbekannt als Erforscher der römischen Ueberreste seiner württembergischen Heimat und als Herausgeber der „Peutinger'schen Tafel" (angezeigt in diesen Mittheilungen XVIII, S. 54 f.), hat sich das Ziel gesteckt, die auf dem Alterthume fussenden Weltkarten des Mittelalters vom IV. bis zum beginnenden XIV. Jahrhundert, soweit dieselben von den Entdeckungen der Neuzeit, den Arabern, von der Wiederentdeckung des Ptolemäus, sowie von den Compasskarten der Italiener unbeeinflusst sind, bildlich und textlich correct wiederzugeben und jeden Gebildeten, insbesondere auch den höheren Schulen, zugänglich zu machen. Er hat diese Aufgabe glänzend gelöst und in dem eben erschienenen sechsten Theile noch weit mehr geleistet, als ursprünglich versprochen war.

Um Miller's grosse Arbeit recht zu würdigen, muss man bedenken, was damit gethan wurde und zu welchem Zwecke es geschah. „Noch nie", sagt der Autor im Prospecte, „sind diese Karten systematisch und zusammenfassend behandelt worden. Alle in jüngster Zeit erschienenen Sammlungen historischer Karten — die Prachtwerke von Fischer, Kretschmer, Nordenskiöld — setzen erst im XIV. Jahrhundert an, behandeln nur die italienischen Seekarten und Portulane, die auf Ptolemäus fussenden Karten, sowie die der Entdeckung von Amerika vorausgegangenen und nachgefolgten Karten in eingehender Weise. Diejenigen Mappaemundi, welche publicirt sind, befinden sich zum grössten Theile in den schwer zugänglichen Werken von Jomard und Santarem (von dessen grossem Atlas sollen sich in ganz Deutschland nur zwei Exemplare befinden) und sind dazu sehr fehlerhaft und entstellt wiedergegeben. Dazu kommen eine Anzahl neuentdeckter Weltkarten aus Spanien, Frankreich, England und Italien, welche zu den ältesten zählen."

Ueber den Zweck der Veröffentlichung sagt Miller ebenda: „Es handelt sich bei diesem Werke nicht allein um die geographischen Anschauungen des Mittelalters, welche bekanntermassen auf einer niedrigen Stufe standen, sondern gleichzeitig um die kosmographischen Anschauungen des römischen Alterthumes, aus welcher jene entflossen sind. Es handelt sich um das Erdbild, welches fast anderthalb Jahrtausende lang die Anschauungen der Gebildeten beherrscht hat und welches darum wohl verdient, auch heute noch gekannt zu werden. Die mittelalterlichen Mappaemundi allein setzen uns in den Stand, die Erdbilder der Alten aus ihren Beschreibungen leicht, sicher und richtig wiederherzustellen; sie bringen neues Licht für das Verständniss der Schriftsteller des Alterthumes, deren Länderbeschreibungen wir bisher von unseren heutigen geographischen Begriffen aus zu beurtheilen pflegten und darum oft unverständlich fanden."

Heft 1 (70 S. 1895) bringt „die Weltkarte des Beatus (776 n. Chr.)", das einem Commentar der Apokalypse eingefügte Werk eines nordspanischen Benedictiners in den Originalfarben nach dem Pariser Codex von St. Sever. Dieses höchst merkwürdige Erdbild geht auf eine Conception des 4. Jahrhunderts zurück und zeigt uns unter Anderem die Franken noch auf dem rechten Rheinufer sesshaft. Das 2. Heft (1895) ist ein „Atlas von 16 Lichtdrucktafeln", aus den verschiedensten Bibliotheken stammende, zum Theile bisher unedirte Karten, welche im 3. Heft („Die kleinen Weltkarten". Mit 74 Abbildungen im Texte und 4 Tafeln in Farbendruck, IV + 160 S. 1895) eingehend erläutert werden. Der Verfasser legt das grösste Gewicht auf treue Wiedergabe der Originalien, die er, wo es nöthig, durch besondere Reconstructionen verdeutlicht. Vielfach werden die älteren Ausgaben corrigirt und unter Anderem über zweitausend falsche Lesungen früherer Herausgeber berichtigt. Damit ist die Gruppe der kleineren Karten, wie sie in gebundenen Codices vorliegen, in dem Werke abgeschlossen; allein Miller zweifelt nicht, dass in Bibliotheken noch viele, sehr alte Karten, welche bisher unbekannt geblieben sind, stecken. Ausser diesen Buchkarten hatte man aber auch grössere, welche entweder gerollt oder als Wandkarten aufbewahrt wurden und in beiden Fällen leicht zu Grunde gingen oder wenigstens stark beschädigt wurden. Eine Rollenkarte, die einzige erhaltene, war die „Tabula Peutingeriana"; von alten Wandkarten besitzen wir noch zwei: eine in der Kathedrale zu Hereford und eine aus dem Nonnenkloster zu Ebstorf, jetzt in Hannover. Heft 4 (54 S. mit 2 Uebersichtskarten im Texte, 1896) bringt „die Herefordkarte" (a. 1276—1283) in Farbendruck als Beilage, Heft 5 (80 S., 1897) „die Ebstorfkarte" (Ende des XIII. Jahrhunderts) als Prachtblatt grössten Formates (118 : 106 cm) auf feinstem Papiere, eine getreue Nachbildung des in etwa 16 Farben gemalten Originales. Im 6. (Schluss-)Heft (154 S. mit 58 Clichés, darunter 48 Karten im Texte und 8 Kartenbeilagen, 1898) geht Miller in der von seinem Programme angedeuteten Richtung weit über das dort gesteckte Ziel

hinaus und gibt „reconstruirte Karten" aus den ersten sieben Jahrhunderten n. Chr. Geb. Dieser umfangreiche Theil des Ganzen ist einerseits eine schöne Frucht des von Miller unternommenen vergleichenden Studiums, andererseits eignet er sich vorzüglich zum Beginne der kartengeschichtlichen Betrachtung für Solche, welche dem ganzen Stoffe als Neulinge gegenüberstehen. Auf Grund trefflicher Principien „über die Reconstruction der alten Weltkarten" (S. 1 ff.) liefert uns Miller die von ihm wiederhergestellten Erdbilder des Eratosthenes in Strabo, Hipparch, Polybius, Artemidorus Tacitus, Mela, Dionysius u. s. w. bis hinauf zum vielbehandelten „Ravennas" des VII. Jahrhunderts. Er hat sogar das verlorengegangene erste Segment der Tabula Peutingeriana neu geschaffen und dadurch gezeigt, wie es ihm gelungen ist, sich in den Geist und das Wissen der alten Erdbeschreiber hinein zu versetzen. In diesem stärksten Hefte, welches gewissermassen den zweiten Theil des ganzen Werkes bildet, hat Miller durch eine Reihe von Einzelbildern die römische Weltkarte, welche nur einen abstracten Begriff bildet und direct nicht fassbar ist, darzustellen gesucht. Indem er ferner auch dem Werden der römischen Weltkarte seine Aufmerksamkeit zuwendet, verfolgte er die Entwicklung des Erdbildes von Eratosthenes an und zeigte, wie aus der Karte des letzteren „die beiden Aeste herausgewachsen sind, von welchen der eine sich zur römischen Rundkarte entwickelte, welche sozusagen die Welt erobert und in der Schule, wie in dem Hause jedes Gebildeten sich eingebürgert hat, während aus dem anderen Aste die griechische Karte sich gestaltete, welche in Ptolemäus gipfelt und auf die Studirstube des Gelehrten vom Fache beschränkt geblieben ist."

Mit berechtigtem Stolze spricht es Miller im Nachwort aus, die Bedeutung seiner Mappaemundi sei so sehr von allen Seiten anerkannt worden, dass er über dieselbe nichts weiter zu sagen brauche.

„Das Werk umfasst jetzt 86 alte Karten, welche bildlich wiedergegeben sind; darunter sind 30, welche hier zum ersten Male veröffentlicht wurden. Sämmtliche Bilder zusammen nehmen eine Fläche von über 7 qm ein, und schon dieser äusserliche Umstand mag zeigen, dass die Menge des verarbeiteten Materiales für die Schultern eines Mannes eine übermässig grosse war."

Auf das Sachliche der Publication eigentlich einzugehen, ist hier aus Raumgründen unmöglich; nur so viel sei bemerkt, dass die Mappaemundi neben den im engeren Sinne geographischen auch die anthropologischen und ethnographischen Vorstellungen des späteren Alterthums und des Mittelalters in all' ihrer Wunderlichkeit leicht auffindbar enthalten. Ein Wort besonderer Anerkennung gebührt dem Preise des grossen Werkes. Nach buchhändlerischem Calcul hätte derselbe das Dreifache von dem betragen müssen, was er wirklich beträgt. Im Bunde mit Freunden und Förderern ist es dem Verfasser gelungen, die Mappaemundi nicht nur im grossen Publicum, sondern auch an mehreren Hundert höheren Schulen aller Art einzubürgern. Andere werden gewiss zahlreich nachfolgen und das schöne Werk wird eine interessante Zierde aller besseren Schulbibliotheken, Seminare, Sammlungen, Archive u. s. w. bilden. Der erstaunlich niedrig ermässigte Preis von Mk. 22·50 gilt jedoch nur für den Bezug direct vom Verfasser, nicht für den Buchhandel.

W. Hoernes.

20.

Hnatiuk, Wladimir: Ruski oseli w Bačci (Ruthenische Ansiedelungen im Bacser Comitate). Lemberg 1898.

Es war seit Langem bekannt, dass in Südungarn einige Tausende Ruthenen angesiedelt sind und dass sie ihre Nationalität noch bewahren. Die übrigen auf sie bezüglichen Nachrichten waren sehr mangelhaft. Man wusste nichts von ihrer Anzahl, von ihrem Leben, von ihrem Ursprunge. Sogar über ihren Aufenthaltsort war man schlecht unterrichtet, denn man glaubte, sie befänden sich im Banat.

Ein junger ruthenischer Ethnograph, Wladimir Hnatiuk, machte im Jahre 1897 einen Ausflug nach Südungarn und besah sich genau seine unter fremde Völkerschaften verschlagenen Landsleute. Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalte unter ihnen kehrte er, an volkskundlichen Materialien reich, zurück. Das Buch, welches wir besprechen wollen, enthält nun einen Theil derselben, es besteht hauptsächlich aus der Beschreibung des Volkes und seiner inneren und äusseren Verhältnisse.

Es zerstreut vor Allem die alten Irrthümer. Hnatiuk beweist, dass die ruthenischen Dörfer eigentlich im Bacser Comitate liegen und in Bezug auf den Ursprung ihrer Einwohner stellt er die Hypothese ihres nordungarischen Herkommens auf. Diese Hypothese, im Gegensatze zu der alten, welche die Ansiedler von den nach 1775 hier vermeintlich eingewanderten Zaporoger Kosaken ableitete, wird durch die Sprache, die derjenigen der nordungarischen Ruthenen sehr ähnlich ist, sowie durch mündliche, von Hnatiuk gesammelte und hier mitgetheilte Ueberlieferungen unterstützt. Aller Wahrscheinlichkeit nach kamen die Ruthenen hieher zur Zeit der Colonisirung Südungarns unter Maria Theresias Regierung.

Die ruthenische Bevölkerung zählt jetzt 12.000—13.000; die wichtigsten Dörfer heissen Keresztur und Kotzura.

In den umliegenden Dörfern und Städtchen sind die Ruthenen auch zerstreut; in Neusatz gibt es ihrer etwa 300. Alle von griechisch-katholischer Religion, weisen sie einen bedeutenden Grad cultureller Entwicklung auf und stehen in dieser Hinsicht höher, als ihre übrigen Landsleute in Oesterreich-Ungarn und in Russland. Schöne Häuser und Wirthschaftsgebäude, Maschinengebrauch, grosse Reinlichkeit, Hang zum Handel und zum Gewerbe sind bei ihnen allgemein. Sie treiben auch Seiden- und Obst-, insbesondere Pflaumenzucht. Die sociale Frage existirt leider auch hier.

Der Gegensatz zwischen Reich und Arm fand in den letzten ländlichen Unruhen Ungarns auch hier seinen Ausdruck. Wie anderwärts, beklagt sich auch hier der Arme über die Habgier und den Geiz des Reichen, und Hnatiuk theilt mehrere sehr interessante, darauf bezügliche Volkslieder und Volksäusserungen mit.

Die Nationaltracht, sowie die Nationalsitten gehen ihrem Untergange entgegen.

Heute kleiden sich die Bacser Ruthenen wie ihre deutschen oder magyarischen Nachbarn; Hochzeitsbräuche gibt es beinahe nicht. Auch sonst ist ihre Nationalität bedroht. So entbehren sie — aus Mangel an eigener Energie, wie es Hnatiuk hervorhebt — einer ruthenischen Volksschule und die Jugend magyarisirt sich oder wird croatisch. Insbesondere ist wegen der Verwandtschaft der Sprache und der Identität

der Religion die Croatisirung zu befürchten. Immerhin lesen die Bacser Ruthenen ruthenische Zeitschriften und Bücher recht gern, wenn sie derselben habhaft werden; auch haben sie hie und da Lesehallen.

Am politischen Leben betheiligen sie sich nicht, ausser wenn es während der Wahlen die Wahlstimmen — zu verkaufen gilt. Mit ihren deutschen, magyarischen und croatischen Nachbarn leben sie in Eintracht und keine Seite beklagt sich hier über die andere.

Es ist ein Verdienst Hnatiuk's, diese interessante ethnographische Gruppe aufgesucht zu haben. Ausser den auf Land und Leute bezüglichen Nachrichten enthält sein Buch zahlreiche für Slavisten sehr interessante Sprachproben (vorwiegend Erzählungen junger und bejahrter Bauern über die wichtigeren Begebenheiten im Dorfe), sowie etwa 30 Volkslieder.

Sehr interessant ist, dass diese Landleute alle Geschehnisse ihres Alltagslebens besingen. Hnatiuk kommt nach Keresztur, einige Tage darauf singt man ihm ein Lied von ihm vor. Wer hat es gedichtet? fragt er. Ich weiss nicht, antwortet der Singende, ich habe es gestern auf der Gasse gehört. Hnatiuk gibt drei Volkslieder über die unlängst stattgefundene Theilung der Gemeindeweide, über den Lehrer, der einen Chor gegründet hat, über die Rauferei zwischen zwei Volksschullehrern, über den jetzigen Schreiber, Arzt, Pfarrer und Küster in Keresztur.

Diese Volkslieder sprudeln nicht von dichterischem Talent, hie und da aber, insbesondere unter den Liebesliedern, gibt es manches Schöne.

Es ist hier noch zu bemerken, dass die Bacser Ruthenen sehr singlustig sind, des Abends und bis in die späte Nacht hinein widerhallen alle Strassen ihrer Dörfer vom Gesang.

Hnatiuk macht auch auf die äusseren Einflüsse, die auf die ruthenische Volksliteratur in Bacs eingewirkt haben, aufmerksam. Er theilt Volkslieder mit, welche der polnischen, slovakischen und serbischen Volksliteratur entlehnt wurden. Auch aus der Schatzkammer der Kirchensänge und der Volksdichtungen der ungarischen und galizischen Ruthenen haben die Bacser geschöpft. Näheres über diese Einflüsse zu erfahren, wäre sehr interessant.

Vielleicht wird Hnatiuk diese Frage in der von ihm versprochenen und sehr erwünschten baldigen Veröffentlichung der übrigen Materialien umständlicher bearbeiten.

Eine kurze Skizze der Nazarener Secte, welche unter den Bacser Ruthenen rasch um sich greift, schliesst das interessante Büchlein.

Bugiel.

21.

Świętek, J.: Zwyczaje i pojęcia prawne ludu nadrabskiego (Rechtssitten und Rechtsideen des Volkes an der Raba). Krakau 1897.

Im Jahre 1893 trat in Polen ein bisher unbekannter Ethnograph, Jan Świętek, mit einer namhaften Publication auf. Unter dem Titel „Lud nadrabski" (Das Volk an der Raba) veröffentlichte er einen 725 Grossoctav-Seiten starken Band, dessen Kenntniss fürderhin für jeden Forscher der polnischen Volkskunde unerlässlich sein wird.

Da das Buch bisher in keiner deutschen Fachzeitschrift besprochen wurde, so will ich in einigen Worten seinen Inhalt angeben.

Es handelt (S. 1—33) von den hauptsächlichsten Beschäftigungen des Volkes an der Raba (ein galizischer Nebenfluss der Weichsel), von seinem Wohnhause (S. 34—43), seiner Kleidung, Nahrungsweise, seinen physischen und psychischen Merkmalen (S. 44—64). 60 folgende Seiten (S. 65—126) sind der Beschreibung der Jahresbräuche und Sitten gewidmet. Es folgen Bräuche (S. 127—164), Volkslieder (S. 165—316), Sagen, Schwänke und Märchen (S. 317—451), Volksglaube (S. 452—595), Volksmedicin (S. 596—641), Spiele, Räthsel und Sprichwörter (S. 642—686), schliesslich Wortschatz (S. 687 bis 725).

Das Buch besitzt einige Mängel; so fehlen ihm z. B. geographische, historische und statistische Angaben über die Raber Dörfergruppe, obgleich sie den Werth des Werkes wesentlich gesteigert hätten. In Folge des völligen Mangels an Abbildungen verliert die Beschreibung des Hauses und der Geräthschaften viel. Sonderbarerweise wird ferner in der Abtheilung „Volksmedicin" kein einziger polnischer Pflanzenname von einem lateinischen begleitet! Die Anordnung des Stoffes lässt auch hie und da Manches zu wünschen.

Im Ganzen aber ist „Lud nadrabski" ein werthvolles Buch und wenn wir etwas daran aussetzen, so geschieht dies nur zu dem Zwecke, des Verfassers Aufmerksamkeit fürderhin auch auf die hervorgehobenen Einzelheiten zu lenken.

Vor einigen Monaten hat Świętek einen neuen Band, dessen Titel wir oben angegeben haben, herausgegeben. Dasselbe umfasst 350 Seiten in Grossoctav und verdient wegen der gewissenhaften Bearbeitung auch die vollste Anerkennung.

Unter dem Worte „Rechtssitten" versteht der Verfasser sowohl die Ueberreste des alten Gewohnheitsrechtes, als die durch moderne oder überhaupt neuere sociale Verhältnisse bedingten Verfahrungsweisen des Volkes, insbesondere in Fällen, welche entweder einen sittlichen Charakter tragen oder, wenngleich juridisch, doch vom Gesetze minder klar bestimmt oder sogar nicht vorgesehen wurden. Da ausserdem den Landmann jedes ihn betreffende Gesetz zum Nachdenken anregt und auf dieser Unterlage in seinem Geiste allerlei Ideen aufkeimen, so war es sehr verdienstlich, auch diese „Rechtsideen" zu berücksichtigen. Auf diese Weise gelang es J. Świętek, ein schätzenswerthes Bild des Raber Volkslebens in juridischer Beziehung zu geben.

Im Gegensatze zum „Lud nadrabski" entwirft hier der Verfasser zuerst eine kurze Skizze der Geschichte, Geographie und Anthropologie der Raber Gegenden. Er zählt sodann die äusseren Einflüsse auf, welche auf des dortigen Bauers juridischen Brauch und Sitte einwirken. Es sind dies Verhältnisse mit der Stadt, Vorüberfahrt fremder Leute, die Nothwendigkeit, der Arbeit halber weit vom Geburtsdorfe zu wandern, schliesslich der Militärdienst. Der Verfasser vergisst hier aber die geschriebenen Gesetze. Ihr Einfluss ist ziemlich bedeutend; auch gehören sie in die nämliche „äussere" Gruppe.

Wir bedauern gleichfalls, dass J. Świętek bei der Bearbeitung seiner Materialien das österreichische Gesetzbuch nicht zum Vergleiche herangezogen hat. In einige Erscheinungen des Dorflebens greift das geschriebene Gesetz so kräftig ein, dass man sich angesichts ihrer ganz unwillkürlich fragen muss: das da, ist es Gewohnheitsrecht oder das Verfahren den verpflichtenden Gesetzen gemäss? Wir meinen hier insbesondere das Erb- oder Strafrecht. Ein Theil der

darauf bezüglichen Seiten im Świętek'schen Buche enthält die Wiederholung der geschriebenen Gesetze.

Das ganze Buch zerfällt in vier grosse Abtheilungen, deren Titel „Familie", „Gesellschaft", „Verbrechen" und „Process" lauten. Passender wäre vielleicht die Umänderung dieser Titel in „Familienrecht", „Civilrecht" und „Strafrecht", wobei die vierte Abtheilung als logischer Theil der dritten mit derselben zu vereinen wäre. Die vorgeschlagenen Namen scheinen mir klarer und inhaltsreicher.

Die ersten 90 Seiten, welche das Familienrecht betreffen, enthalten eine Fülle sehr interessanten Materiales. Wir erfahren dort vor Allem, dass an der Raba „entfernte Verwandtschaft" und „Freundschaft" Synonyme sind.

Es ist dies ein merkwürdiger Ueberrest der Gesellschaftsordnung, wo die Menschengruppen nur als Geschlechtsverbände einander gegenüberstanden und wo die Verhältnisse, welche wir jetzt mit dem Namen „Freundschaft" zu bezeichnen pflegen, nur im Schoosse derselben bestehen konnten. Der Verfasser gibt hierauf die Benennungen aller Verwandtschaftsgrade, eine schöne Skizze des Familienlebens, des Verhältnisses zwischen den Eltern selbst, zwischen ihnen und ihren legitimen und illegitimen Kindern, zwischen den Waisen und den Vormündern. Hier befinden sich auch juridische, auf Hochzeit, Ausstattung, sowie Mitgift bezügliche Bräuche, welche gewiss zahlreiche Ueberbleibsel des polnischen Gewohnheitsrechtes enthalten.

Ebenso reichhaltig ist die zweite Abtheilung. Świętek befasst sich zuerst mit den Familiennamen und belehrt uns, dass in den Rabadörfern dieselben im täglichen Gebrauche von den Spitznamen ersetzt werden. Der Obrigkeit gegenüber behält man seinen Familiennamen, im Dorfe ist man unter demselben wenig bekannt. Hierin können die Dörfer an der Raba mit denen Siciliens wetteifern.

Ein Mann heisst Wicuś (c = tz) Chojnacki. Weil er aber überall die Silbe „da" einzuschalten pflegt, so nennt man ihn Dawidacuś. Ein Anderer singt oft ein Liedchen, wo das Wort „Grajcar" (Kreuzer) vorkommt; jetzt heisst er „Grajcar". Ein Dritter wurde seines Geizes halber mit dem Spitznamen „Apotheker" belegt. Manche verdanken ihre Ersatznamen den Eigenschaften ihrer Eltern oder Grosseltern.

Gegenseitiges Verhältniss der gesellschaftlichen Stände, das Verhältniss des Wirthes zum Knechte, des Grundbesitzers zum Arbeiter, urwüchsige Volksvereine, welche gegenseitigen materiellen oder physischen Beistand bezwecken, sind auf 45 Seiten erschöpfend behandelt. Hierauf kommen Eigenthumsfragen: volksthümlicher Eigenthumsbegriff, Unterschiede zwischen beweglichen und unbeweglichen Gütern nach der Volksmeinung, das auf Wald, Weide, Stoppeln, neugeformte Inseln, vom Wasser ausgeworfene Dinge, Ausgrabungen und Fundsachen bezügliche Gewohnheitsrecht. Sehr Interessantes wird über Schenkungen und Austausch, Kauf und Verkauf, über gegenseitige Verhältnisse der Nachbarn, über Darleihen, Verpachtung und Bevollmächtigung mitgetheilt. Ein Kapitel über öffentliches Leben schliesst diese ausgezeichnete Abtheilung; hier haben wir eine Fülle Materialien über das Verhältniss des Landmannes zur Dorfobrigkeit, zum Pfarrer, zum Volksschullehrer, zum Staate und zu anderen Nationen.

Obgleich in den auf das Strafrecht bezüglichen Abtheilungen aus besagtem Grunde Manches auszumerzen wäre, so enthalten sie andererseits auch wichtiges Material.

Świętek befasst sich zuerst mit der Definition des Verbrechens nach dem Raber Volksbegriffe, er übergeht dann zu Verbrechen und Ausschreitungen gegen die Religion, gegen die „Ehre und guten Ruf" des Nächsten (prächtige Sammlung von Scheltworten), gegen die öffentliche Ruhe, bespricht die Todtschläge und Raufereien, sowie Verbrechen gegen das Eigenthum.

Im „Process" finden wir inhaltsreiche Seiten über einstige und jetzige Volksstrafen, über das Dorfgericht, über Vermittlung der Landleute zwischen den Zürnenden und viele auf Process und Strafverfahren im Allgemeinen bezügliche Volksmeinungen.

Wir können mit gutem Gewissen sagen, dass Świętek's Buch zum Besten gehört, was die europäische Folkloristik der letzten Jahre auf dem juridischen Gebiete aufzuweisen hat.

Es bildet auch einen schätzenswerthen Beitrag zur Völkerpsychologie.

Indem wir nun seine Besprechung schliessen, müssen wir auch B. Grabowski für seinen „Fragebogen für die die juridischen Volksbräuche Untersuchenden" (Warschau 1890, Sonderabdruck aus „Wisła") danken, weil eben dieser „Fragebogen" Świętek zu seinen Studien angeregt hat.

Bugiel.

22.

Schriften, herausgegeben von der K. archäologischen Commission in St. Petersburg.

Die „Commission" ist im Jahre 1859 eingerichtet worden; sie verfügt über grosse Mittel, veranstaltet Ausgrabungen, überwacht die Alterthümer des Reiches und gibt sogenannte „Materialien" zur Archäologie Russlands, sowie alljährliche Berichte heraus. An der Spitze steht der Graf Alexei Al. Bobrinski als Präsident, dessen Stellvertreter ist Wladimir Baron v. Tiesenhausen.

Die Berichte erscheinen seit 1859; alljährlich ein Bericht, der gewöhnlich von einem Atlas begleitet, sonst auch mit Holzschnitten ausgestattet ist. Der Inhalt der „Berichte", der sehr mannigfach ist, da derselbe eben von allen Ergebnissen der Einzelausgrabungen Kunde bringt, kann hier nicht mitgetheilt werden. Die Berichte erscheinen russisch und französisch. Auch die „Materialien" sind früher — die beiden ersten Bände — in einer französischen Uebersetzung erschienen; jetzt erscheinen die Materialien nur in russischer Sprache.

Materialien zur Archäologie Russlands, herausgegeben von der k. archäologischen Commission.

Nr. 1. Die Alterthümer des Herodotischen Skythiens. 1. Lief. St. Petersburg, 1866, 26 + XVI S., 4°, mit einem Atlas von 23 Tafeln in Folio.

Inhalt: 1. Der Kurgan von Alexandropol. S. 1—25; 2. Der Kurgan Dolgaja Mogila (der lange Grabhügel), S. 26—28.

Supplement I. K. E. v. Baer, Beschreibung der im Kurgan von Alexandropol gefundenen Schädel. I—XVI.

Nr. 2. Die Alterthümer des Herodotischen Skythiens. 2. Lief. St. Petersburg, 1873, 90 + CX S., 4°, mit einem Atlas von 23 Tafeln in Folio.

Inhalt:

III. Die Kurgane von Geremeсesow. S. 29—43.

IV. Die Gräber von Krasnokutsk. S. 44—55

V. Die Gräber beim Dorfe Bjelenkoje, S. 56—61.
VI. Das Grab von Tomakowka, S. 62—66.
VII. Die Zwillingskurgane von Slenowskoja, S. 67—69.
VIII. Die Zwillingskurgane von Tomakowka, S. 70—72.
IX. Ein Steingrab (Kamenaja Mogila), S. 73—76.
X. Das Grab von Tschertomlyk, S. 77—122.

Supplement II. Philipp Bruun, Die Uebereinstimmigkeit der verschiedenen einander widersprechenden Ansichten über das Herodotische Skythien und die angrenzenden Gegenden, S. XVII—CXLIII.

Nr. 3. W. Radlow, Sibirische Alterthümer. I. Bd., 1. Lief., St. Petersburg, 1888, IV + 40 + 20 S., 4°. Mit einer Karte, 6 Tafeln und 32 Holzschnitten im Text.

Nr. 4. Die Alterthümer der nordwestlichen Gebiete Russlands. I. Bd., 1. Lief., St. Petersburg, 1890, 60 S., 4°. Mit einer Karte, 7 Tafeln und 28 Holzschnitten im Text.

Inhalt:

I. N. P. Avenarius, Drogitschin am Bug und dessen Alterthümer, S. 1—14.

II. Beschreibung einiger im Gouvernement Witebsk gefundener Alterthümer, S. 43—60.

Nr. 5. W. Radlow, Sibirische Alterthümer. I. Bd., 2. Lief., St. Petersburg, 1891, 40 + 32 S., 4°. Mit 8 Tafeln und 30 Holzschnitten im Text.

Nr. 6. Die Alterthümer Südrusslands. Julian Kulakowskij, ordentlicher Professor an der k. Wladimir-Universität zu Kiew: Eine christliche Katakombe aus dem Jahre 491 zu Kertsch. St. Petersburg, 1892, 30 Seiten, mit 4 Tafeln und 4 Holzschnitten.

Nr. 7. Die Alterthümer Südrusslands. St. Petersburg, 1892, 46 Seiten. Mit 4 Tafeln und 30 Holzschnitten.

Inhalt:

I. W. R. Malmberg-Dorpat, Beschreibung der classischen im Chersones 1888 und 1889 gefundenen Alterthümer, S. 1—31.

II. A. W. Oreschnikow, Uebersicht der bei den Ausgrabungen im Chersones 1888 und 1889 gefundenen Münzen, S. 32—46.

Nr. 8. Die Alterthümer Südrusslands. J. Strzygowski in Graz und N. W. Pokrowskij in St. Petersburg. Ein in Kertsch 1891 gefundener byzantinischer Kunstgegenstand. St. Petersburg, 1892, 37 Seiten, 4°. Mit 5 Tafeln und 9 Holzschnitten.

Nr. 9. Südrussische Alterthümer. W. W. Latyschew, Griechische und lateinische Inschriften, entdeckt in Südrussland 1889—1891, 69 S., 4°. Mit 1 Tafel und 11 Holzschnitten.

Nr. 10. W. N. Jastrebow, Die Begräbnisstätten von Ljada und Tomnikow im Gouvernement Tambow. St. Petersburg, 1893, 64 + 32 S., 4°. Mit 15 Tafeln und 52 Holzschnitten.

Nr. 11. Die Alterthümer der südwestlichen Gebiete. W. B. Antonowitsch-Kiew, Ausgrabungen im Lande der Drewljänen. St. Petersburg, 1893, 78 S., 4°. Mit 7 Plänen und 47 Holzschnitten.

Nr. 12. Südrussische Alterthümer. A. L. Bertier de la Garde, Ueber die Ausgrabungen im Chersones. St. Petersburg, 1893, 64 S., 4°. Mit 7 Tafeln und 2 Holzschnitten.

Nr. 13. Südrussische Alterthümer. Der Kurgan Karagodeuaschih. St. Petersburg, 1894, 192 S., 4°. Mit 9 Tafeln und 88 Holzschnitten.

Inhalt:

A. Lappo-Danilewski, Die Alterthümer des Kurgans Karagodeuaschih als Material für das Leben im Kubangebiete während des IV. und III. Jahrhunderts v. Chr., S. 1 bis 120.

W. Malmberg, Die im Kurgan Karagodeuaschih gefundenen griechischen und griechisch-barbarischen Kunstgegenstände, S. 121—192.

Nr. 14. Die Alterthümer der nordwestlichen Gebiete Russlands. I. Bd., 2. Lief., Die Begräbnisstätte von Ljuzin (Gouvernement Witebsk). St. Petersburg, 1893, 49 + 36 Seiten. Mit 15 Tafeln und 36 Holzschnitten.

Nr. 15. W. Radlow, Sibirische Alterthümer. I. Bd., 3. Lief. St. Petersburg, 1894, 52 + 95 S., 4°. Mit 8 Tafeln und 49 Holzschnitten.

Nr. 16. Die Alterthümer des transkaspischen Gebietes. W. A. Schukowski, ordentlicher Professor der k. Universität zu St. Petersburg. Die Ruinen des alten Merws. St. Petersburg, 1894, 217 S., 4°. Mit einer handschriftlichen Copie, 39 Zeichnungen im Text und 8 Tafeln (Karten, Grabinschriften und Ornamente).

Inhalt: Eine Skizze der Geschichte Merws, S. 1—94. Die Ruinen des alten Merws, S. 95—199. Beilage S. 200 bis 217.

Nr. 17. Südrussische Alterthümer. W. W. Latyschew, Akademiker in St. Petersburg, Griechische und lateinische Inschriften, entdeckt in Südrussland 1892—1894. St. Petersburg, 1895, 86 Seiten mit 1 Tafel und 24 Holzschnitten.

Nr. 18. N. E. Brandenburg, Die Kurgane südlich vom Ladogasee. St. Petersburg, 1895, 156 S., 4°. Mit 14 Tafeln und 27 Holzschnitten.

Nr. 19. Südrussische Alterthümer. St. Petersburg, 1896, 42 S., 4°. Mit 4 Tafeln und 14 Holzschnitten. Jul. Kulakowski, Professor an der Wladimir-Universität zu Kiew. Zwei mit Fresken versehene Katakomben in Kertsch. Beilage: Eine im Jahre 1895 entdeckte christliche Katakombe.

Nr. 20. Die Kurgane des Gouvernements St. Petersburg. Nach den Ausgrabungen L. K. Iwanowski's, bearbeitet von A. Spizyn. St. Petersburg, 1896, 124 Seiten. Mit 19 Tafeln und 8 Holzschnitten.

St.

Die Deutschen Steiermarks.

Von **Dr. A. Weisbach,** k. u. k. Oberstabsarzt (Sarajevo).

(Mit 3 Kartenskizzen im Texte und 6 Zahlentabellen.)

Die nachfolgenden Untersuchungen schliessen sich an meine bisherigen Arbeiten über die Deutschen in Nieder- und Oberösterreich und Salzburg an, sind daher auch nach denselben Grundsätzen, speciell mit der Vereinfachung wie bei den Salzburgern, vorgenommen und durchgeführt.

So wie jene, betreffen sie nur Soldaten, also junge Männer durchaus normalen Körperzustandes, im Alter von 21—25 Jahren, blos ausnahmsweise ältere. Es ist mir eine erfreuliche Pflicht, hier meinen besten Dank für die mühevollen Einzelaufnahmen auszusprechen den Kameraden Herren Oberstabsarzt Dr. Schwarschnig Johann, den Stabsärzten Dr. Habart Johann, Lugo Emil und den Regimentsärzten Dr. Böhm Ferdinand, Eckmann Adolf, Fischl Ernst, Krall Eduard, Pick Ernst, Stauch Ferdinand, Suk Johann, Turek Karl und Weiss Ignaz.

Das Herzogthum Steiermark hat nach der letzten Volkszählung (1890) 1,249.998 Einwohner, darunter 847.923 Deutsche und 400.480 Slovenen; es ist in 20 Bezirkshauptmannschaften (politische Bezirke) eingetheilt, von denen die nördlichen (Gröbming, Liezen, Murau, Judenburg, Leoben, Bruck a. M und Hartberg), gleichwie die von Mittelsteiermark (Voitsberg, Graz [Stadt und Umgebung], Weiz, Deutsch-Landsberg, Feldbach, Leibnitz und Radkersburg) ausschliesslich von Deutschen bewohnt sind — nur in Leibnitz gibt es 4%, in Radkersburg 10% Slovenen —, wogegen die südlichen (Windisch-Graz, Marburg, Luttenberg, Pettau, Rann und Cilli) fast durchaus slovenisch (83—98%) sind und blos wenige Deutsche, vorzüglich in den Städten Marburg und Cilli, zählen.

Hier werden nur die Deutschen besprochen, denen später ihre slavischen Nachbarn, die Slovenen, folgen sollen, wozu das Materiale bereits gesammelt ist; deshalb können vorderhand beide Völker auch noch nicht mit einander verglichen werden.

I. Körperlänge.

Die durchschnittliche Körperlänge aller 2797 Männer erreicht 1683 mm, ist daher grösser als jene der Deutschen in Salzburg (1676 mm), Niederösterreich (1678 mm) und besonders in Oberösterreich (1667 mm).

Bei den einzelnen Individuen schwanken die Staturen von 1530—1885 mm und vertheilen sich überhaupt in folgender Weise:

153 cm	2	160 cm	58	170 cm	157	180 cm	13
154 „	4	161 „	83	171 „	161	181 „	17
155 „	11	162 „	116	172 „	134	182 „	9
156 „	17	163 „	151	173 „	103	183 „	4
157 „	39	164 „	179	174 „	101	184 „	6
158 „	46	165 „	213	175 „	108	185 „	2
159 „	38	166 „	216	176 „	70	186 „	4
	157	167 „	231	177 „	51	187 „	3
		168 „	188	178 „	49	188 „	2
		169 „	182	179 „	29		60
			1617		963		

Die zahlreichsten Individuen besitzen die Staturen von 167 cm (231), 166 cm (216) und 165 cm (213), welchen sich jene von 168 cm (188), 169 cm (182) und 164 cm (179) anschliessen; ab- und aufwärts dieser Grössen nehmen die Einzelfälle rasch ab, und zwar um so rascher, je mehr sie sich den extremen Staturen nähern; diese sind blos durch wenige vereinzelte Individuen vertreten.

Wie immer, zeigt die Mehrzahl der Männer, mehr als die Hälfte (1617 = 57·8%), einen mittleren Wuchs von 160—169 cm, übrigens auch eine beträchtliche Anzahl (1023 = 36·5%), mehr als ein Drittel Aller, einen grossen (170—189 cm) und nur sehr wenige (157 = 5·6%) fallen in die Abtheilung der Kleinen (von 159 cm abwärts). Unter den grossen Männern finden sich ausserdem 60 (2·1%) übergrosse, nämlich mit Körperlängen von 180—188 cm.

Im Vergleiche mit den obengenannten, diesbezüglich von mir untersuchten Ländern hat Steiermark die wenigsten Kleinen (Salzburg 7%, Niederösterreich 7·4%, Oberösterreich 10·3%), ebenso viele Mittelgrosse wie Niederösterreich (58%), aber weniger als Oberösterreich (60%), mehr als Salzburg (54%), welch' letzterem es auch bezüglich der Grossen (Salzburg 39%) nachsteht, während es hierin Niederösterreich (34·5%) und besonders Oberösterreich (29·4%) ansehnlich übertrifft.

Die durchschnittliche Körpergrösse finden wir nicht in allen Theilen des Landes gleich: die bedeutendste im nordwestlichen Zwickel, in der Bezirkshauptmannschaft Gröbming (1694 mm), aber auch in der central gelegenen von Leibnitz (1694 mm), an welche sich anschliessen die Bezirkshauptmannschaften Deutsch-Landsberg (1688 mm), Radkersburg und Südsteiermark (1687 mm), dann Feldbach (1686 mm), Graz, Stadt und Umgebung (1684 mm), Voitsberg, Weiz und Bruck a. M. (1678 mm), weiters Leoben (1677 mm), Hartberg, Murau (1674 mm) und Judenburg (1672 mm), und schliesslich mit der geringsten Liezen (1667 mm), trotz seiner Nachbarschaft von Gröbming.

Gruppiren wir die Bezirke nach der Bodenerhebung, so besitzen die Bewohner des Hochgebirges (Gröbming, Liezen, Murau, Judenburg, Leoben, Bruck a. M. und Hartberg), also die Nordsteirer, im Allgemeinen einen etwas niedrigeren Wuchs (1676 mm) als die Bewohner des übrigen Landes (1685 mm), obgleich der Unterschied nicht bedeutend ist.

Hierin stimmen also die Deutschen in Steiermark mit den Oberösterreichern überein, welchen sie freilich in beiden Abtheilungen (1665 mm für das Hochgebirge, 1672 mm für die übrigen) etwas überlegen sind: in Salzburg hat sich diesbezüglich kein Unterschied herausgestellt.

II. Farbe der Haare.

(Tabelle I.)

Deutsche Männer aus Steiermark. *Tabelle I.*

Haarfarbe.

Bezirk	Zahl	Roth		Blond		Lichte		Hellbraun		Braun		Schwarz		Dunkle	
			%		%		%		%		%		%		%
Gröbming . . .	140	1	0·7	36	25·7	37	26·4	33	23·5	62	44·2	8	5·7	70	50·0
Liezen	74	1	1·3	18	24·3	19	25·6	15	20·2	38	51·3	2	2·7	40	54·0
Murau	118	2	1·6	39	33·0	41	34·7	22	18·6	44	37·2	11	9·3	55	46·6
Judenburg . .	171	4	2·3	39	22·8	43	25·1	36	21·0	72	42·1	20	11·6	92	53·8
Leoben	133	3	2·2	40	30·0	43	32·3	27	20·3	56	42·1	7	5·2	63	47·3
Bruck a. M. . .	219	1	0·4	49	22·3	50	22·8	54	24·6	99	45·2	16	7·3	115	52·5
Hartberg	172	1	0·5	44	25·5	45	26·1	40	23·2	78	45·3	9	5·2	87	50·5
Nordsteiermark	1027	13	1·2	265	25·8	278	27·0	227	22·1	449	43·7	73	7·1	522	50·8
Voitsberg . . .	87	—	—	25	28·7	25	28·7	22	25·2	35	40·2	5	5·7	40	45·9
Graz	393	4	1·0	118	30·0	122	31·0	77	19·5	174	44·2	20	5·0	194	49·3
Weiz	153	—	—	33	21·5	33	21·5	39	25·4	71	46·4	10	6·5	81	52·9
D.-Landsberg .	191	2	1·0	57	29·8	59	30·8	37	19·3	87	45·5	8	4·1	95	49·7
Leibnitz . . .	254	4	1·5	71	27·9	75	29·5	53	20·8	118	46·4	8	3·2	126	49·6
Feldbach	292	8	2·7	80	27·3	88	30·1	53	18·1	135	46·2	16	5·4	151	51·7
Radkersburg . .	133	—	—	37	27·8	37	27·8	21	15·7	63	47·3	12	9·0	75	56·3
Mittelsteiermark	1503	18	1·1	421	28·0	439	29·2	302	20·0	683	45·4	79	5·2	762	50·6
Südsteiermark .	267	—	—	76	28·4	76	28·4	68	25·4	109	40·8	14	5·2	123	46·0
Zusammen . .	2797	31	1·1	762	27·2	793	28·3	597	21·3	1241	44·3	166	5·9	1407	50·2

Die Ueberzahl der Männer besitzt braunes Haar (1241 = 44·3%), bedeutend weniger blondes (762 = 27·2%), dann hellbraunes (597 = 21·3%), nur sehr wenige schwarzes (166 = 5·9%) und rothes die wenigsten (31 = 1·1%), so dass im Allgemeinen die dunklen Haare (1407 = 50·3%) weit häufiger vorkommen als die lichten (793 = 28·3%) und die hellbraunen.

Steiermark hat unter seinen deutschen Männern mehr lichthaarige als Niederösterreich (21%) und Salzburg (21·5%), aber weniger als Oberösterreich (35%), dafür weniger dunkelhaarige als Niederösterreich (55·6%), mehr als Salzburg (45·5%) und Oberösterreich (44%); bezüglich der hellbraunen Haare steht es Salzburg (33%) sehr weit nach, ist den beiden anderen Ländern aber nahezu ganz gleich (Oberösterreich 21%, Niederösterreich 23%).

Die einzelnen Bezirke gleichen sich in dieser Beziehung keineswegs. Wenn wir von den so selten

vorkommenden rothen Haaren für sich allein absehen — die Bezirke Feldbach (2·7%), Judenburg (2·3%) und Leoben (2·2%) besitzen die meisten, jene von Voitsberg, Weiz, Radkersburg und Südsteiermark die wenigsten (0) —, so finden wir die meisten Männer mit blonden Haaren im Bezirke Murau (33%), Leoben und Graz (30%), diesen zunächst in Deutsch-Landsberg (29·8%), Voitsberg (28·7%), Südsteiermark (28·4%), Leibnitz (27·9%), Radkersburg (27·8%) und Feldbach (27·3%); weiters etwas weniger im Bezirke Gröbming (25·7%), Hartberg (25·5%) und Liezen (24·3%), die wenigsten im Bezirke von Judenburg (22·8%) und Bruck a. M. (22·3%).

Die lichten Haare zusammengenommen sind daher am häufigsten im Bezirke Murau (34·7%), Leoben (32·3%), Graz (31%), Deutsch-Landsberg (30·8%) und Feldbach (30·1%), wo sie nahezu das Drittel der männlichen Bevölkerung umfassen, minder häufig in Leibnitz (29·5%), Voitsberg (28·7%), Südsteiermark (28·4%), Radkersburg (27·8%), Gröbming (26·4%), Hartberg (26·1%), Liezen (25·6%) und Judenburg (25·1%), mit circa einem Viertel der Bevölkerung, und am seltensten in Bruck a. M. (22·8%) und Weiz (21·5%), wo sie unter das Viertel herabsinken.

Stellen wir die sieben Hochgebirgsbezirke den anderen gegenüber, so zeigen sich in den ersteren die lichten Haare (278 = 27%) etwas seltener als in Mittelsteiermark (439 = 29·2%), wo sie am häufigsten, und in Südsteiermark (76 = 28·4%).

Mit den hellbraunen Haaren gestaltet es sich in ähnlicher Weise; hier stehen die Bezirke Weiz, Südsteiermark (25·4%) und Voitsberg (25·2%) obenan, welchen Bruck a. M. (24·6%), Gröbming (23·5%), Hartberg (23·2%), dann Judenburg (21%), Leibnitz (20·8%), Leoben (20·3%) und Liezen (20·2%), schliesslich mit den kleinsten Antheilen Graz (19·5%), Deutsch-Landsberg (19·3%), Murau (18·6%), Feldbach (18·1%) und Radkersburg (15·7%) folgen.

In den sieben Hochgebirgsbezirken (227 = 22·1%) gibt es, entgegen den lichten Haaren, etwas mehr hellbraune als in Mittelsteiermark (302 = 20%), wo dieselben am spärlichsten, dagegen in Südsteiermark (68 = 25·4%) am zahlreichsten vertreten sind.

Die braunen Haare haben ihre stärkste Verbreitung in Liezen (51·3%), mit etwas mehr als der Hälfte der Bewohner, hinter welchem die noch recht ansehnlichen Zahlen in den Bezirken Radkersburg (47·3%), Leibnitz, Weiz (46·4%), Feldbach (46·2%), Deutsch-Landsberg (45·5%), Hartberg (45·3%), Bruck a. M. (45·2%), Gröbming, Graz (44·2%), Leoben, Judenburg (42·1%), Südsteiermark (40·8%) und Voitsberg (40·2%) doch beträchtlich zurückbleiben; die wenigsten hat Murau (37·2%).

Bezüglich der braunen Haare geht Mittelsteiermark (683 = 45·4%) mit den meisten, den Hochgebirgsbezirken (449 = 43·7%) und besonders Südsteiermark (109 = 40·8%), mit den wenigsten, voran.

Die schwarzen Haare finden wir am zahlreichsten in Judenburg (11·6%), dann in Murau (9·3%) und Radkersburg (9%), seltener in Bruck a. M. (7·3%), Weiz (6·5%), Gröbming, Voitsberg (5·7%), Feldbach (5·4%), Südsteiermark, Hartberg, Leoben (5·2%) und Graz (5%), noch seltener in Deutsch-Landsberg (4·1%), am seltensten in Leibnitz (3·2%) und Liezen (2·7%).

Eigenthümlicherweise gibt es im Hochgebirge (73 = 7·1%) mehr schwarzhaarige Männer als im übrigen Lande (Mittel- und Südsteiermark 5·2%).

Demnach zählen wir dunkle Haare überhaupt am öftesten in Radkersburg (56·3%), zunächst in Liezen (54%), Judenburg (53·8%), Weiz (52·9%), Bruck a. M. (52·5%), Feldbach (51·7%), Hartberg (50·5%) und Gröbming (50%), mindestens die Hälfte der Bewohner betreffend, viel weniger in Leoben (47·3%), Murau (46·6%), Südsteiermark (46%), die wenigsten in Voitsberg (45·9%).

Im Allgemeinen variiren in den einzelnen Bezirken die braunen Haare am meisten (um 14%), die blonden (12%) und hellbraunen (10%) weniger, die lichten (13%) aber doch mehr als die dunklen (10%).

Prüfen wir die einzelnen Haarfarben rücksichtlich der ihren Besitzern zukommenden Körpergrösse, so ergibt sich für die rothe eine solche von 1689 mm, die blonde von 1680 mm, hellbraune von 1688 mm, braune von 1682 mm und schwarze von 1681 mm, — Unterschiede, welche ihrer Geringfügigkeit wegen nicht zu rechnen sind, weshalb auch die lichthaarigen Männer dieselbe Statur (1680 mm) besitzen, wie die dunkelhaarigen (1682 mm).

Dieses stimmt mit den nördlichen Nachbarländern nicht zusammen; denn sowohl in Salzburg, als auch in Oberösterreich sind die lichthaarigen Männer etwas kleiner (1669 mm Salzburg, 1664 mm Oberösterreich) als die dunkelhaarigen (1679 mm Salzburg, 1670 mm Oberösterreich), dagegen in Niederösterreich die lichthaarigen (1681 mm) grösser als die Männer mit dunklem Haar (1676 mm), so dass also Steiermark in dieser Hinsicht zwischen jenen und diesem in der Mitte steht.

Die Statur der blonden Steirer gleicht genau jener der blonden Deutschen in Niederösterreich, die gleichfärbigen in Salzburg (1666 mm) und Oberösterreich (1665 mm) übertreffend; ebenso bezüglich der hellbraunen (Niederösterreich 1680 mm, Salzburg 1677 mm, Oberösterreich 1667 mm) und schwarzen Haare (Niederösterreich 1680 mm, Salzburg 1674 mm, Oberösterreich 1655 mm); die braunhaarigen Steirer dagegen, gleich gross mit denen von Salzburg (1680 mm), sind etwas grösser als die in Oberösterreich (1671 mm) und Niederösterreich (1677 mm).

Im Allgemeinen haben also die Deutschen Steiermarks mit lichten Haaren denselben Wuchs, wie die gleichen in Niederösterreich (1681 mm), jedoch einen höheren als die in Salzburg (1669 mm) und Oberösterreich (1664 mm), wogegen die dunkelhaarigen Steirer eines etwas höheren Wuchses sich erfreuen als jene der drei genannten Länder (Salzburg 1679 mm, Niederösterreich 1676 mm, Oberösterreich 1670 mm).

Krause Haare sind sehr selten (11 = 0·3%), ähnlich wie in Salzburg (0·1%), seltener als in Oberösterreich (1·2%) und Niederösterreich (1·9%); unter den schwarzhaarigen sind die meisten (5 = 3%), viel weniger unter den blonden (3 = 0·3%) und braunen (3 = 0·2%), gar keine unter den hellbraunen und rothen Haaren, welch' letztere sowohl in Oberösterreich (4·83%), als auch in Niederösterreich (16·6%) am häufigsten sich kräuseln.

III. Farbe der Augen.

(Tabelle II.)

Deutsche Männer aus Steiermark. *Tabelle II.*

Augenfarbe.

Bezirk	Zahl	Blau		Grau		Licht		Graubraun		Grünlich		Mischfarben		Braun	
			%		%		%		%		%		%		%
Gröbming . . .	140	36	25·7	46	32·8	82	58·5	12	8·5	4	2·8	16	11·4	42	30·0
Liezen	74	24	32·4	16	21·6	40	54·0	8	10·8	—	—	8	10·8	26	35·1
Murau	118	27	22·8	39	33·0	66	55·9	17	14·4	4	3·3	21	17·7	31	26·2
Judenburg . . .	171	42	24·5	39	22·8	81	47·3	32	18·7	11	6·4	43	25·1	47	27·4
Leoben	133	35	26·3	36	27·0	71	53·3	19	14·2	5	3·7	24	18·0	38	28·5
Bruck a. M. . .	219	34	15·5	79	36·0	113	51·5	30	13·6	8	3·6	38	17·3	68	31·0
Hartberg	172	39	22·6	53	30·8	92	53·4	29	16·8	10	5·8	39	22·6	41	23·8
Nordsteiermark	1027	237	23·0	308	29·9	545	53·0	147	14·3	42	4·0	189	18·4	293	28·5
Voitsberg	87	23	26·4	29	33·3	52	59·7	11	12·6	2	2·2	13	14·9	22	25·2
Graz	393	101	25·6	112	28·4	213	54·1	51	12·9	14	3·5	65	16·5	115	29·2
Weiz	153	37	24·1	46	30·0	83	54·2	20	13·0	8	5·2	28	18·3	42	27·4
D.-Landsberg .	191	62	32·4	44	23·0	106	55·4	36	18·8	2	1·0	38	19·8	47	24·6
Leibnitz	254	84	33·0	53	20·8	137	53·9	36	14·1	—	—	36	14·1	81	31·8
Feldbach	292	87	29·7	71	24·3	158	54·1	54	18·4	1	0·3	55	18·8	79	27·0
Radkersburg . .	133	38	28·5	25	18·7	63	47·3	15	11·2	1	0·7	16	12·0	54	40·6
Mittelsteiermark	1503	432	28·7	380	25·2	812	54·0	223	14·8	28	1·8	251	16·6	440	29·2
Südsteiermark .	267	80	29·9	45	16·8	125	46·8	44	16·4	4	1·5	48	17·9	94	35·2
Zusammen . .	2797	749	26·7	733	26·2	1482	52·9	414	14·8	74	2·6	488	17·4	827	29·5

Die meisten Männer haben braune Augen (827 = 29·5%), weniger blaue (749 = 26·7%) und graue (733 = 26·2%), welche beiden gleich stark vertreten sind, noch weniger graubraune (414 = 14·8%) und nur sehr wenig grünliche Augen (74 = 2·6%).

Im Ganzen überwiegen aber doch die lichten Augen (1482 = 52·9%) bei etwas mehr als der Hälfte der Bevölkerung, gegen welche die dunklen (827 = 29·5%) und besonders die mischfärbigen (graubraune und grünliche zusammen 488 = 17·4%) weit zurücktreten.

Die blauen Augen finden sich in Steiermark ebenso oft wie in Niederösterreich, seltener als in Oberösterreich (32·9%), aber häufiger als in Salz-

burg (18·5%); die grauen häufiger als in Niederösterreich (15·9%) und Oberösterreich (19·6%), spärlicher als in Salzburg (34·2%), während die graubraunen durchaus seltener als in den drei genannten Ländern vorkommen.

Bezüglich der braunen Augen bleibt Steiermark hinter Niederösterreich (31·5%) zurück, übertrifft aber sowohl Oberösterreich (23·7%), als auch Salzburg (20·7%).

Die Häufigkeit der lichten Augen in Steiermark gleicht daher jener in Salzburg (53·4%) und Oberösterreich (52·6%) — Niederösterreich (42%) hat viel weniger —, wogegen die dunklen Augen wohl zahlreicher sind als in Salzburg (20·7%) und Oberösterreich (23·7%), jedoch etwas seltener als in Niederösterreich (31·5%).

Auffallend bleibt in Steiermark die geringe Anzahl mischfärbiger Augen, welche in Oberösterreich (23·3%), Salzburg (25·8%) und Niederösterreich (26·2%) mit beträchtlich grösseren Zahlen sich betheiligen.

In den einzelnen Landstrichen zeigt sich die Farbe der Augen sehr wandelbar: Blaue Augen sind am zahlreichsten in den Bezirken von Leibnitz (33%), Deutsch-Landsberg und Liezen (32·4%), ungefähr beim Drittel der Bevölkerung, minder verbreitet in jenen von Südsteiermark (29·9%), Feldbach (29·7%), Radkersburg (28·5%), Voitsberg (26·4%), Leoben (26·3%), Gröbming (25·7%), Graz (25·6%) und Judenburg (24·5%), wo sie beiläufig ein Viertel der Bevölkerung betreffen, am wenigsten zahlreich in Murau (22·8%), Hartberg (22·6%) und ganz auffällig in Bruck a. M., wo sie mit 15·5% ihr Minimum aufweisen.

Die grauen Augen halten mit den vorigen keineswegs gleichen Schritt, indem sie gerade in Bruck a. M. (36%) am häufigsten vorkommen, dann zunächst in Voitsberg (33·3%), Murau (33%), Gröbming (32·8%), Hartberg (30·8%) und Weiz (30%), bei nahezu einem Drittel der Bevölkerung; seltener sind sie in Graz (28·4%), Leoben (27%), Feldbach (24·3%), Deutsch-Landsberg (23%), Judenburg (22·8%), Liezen (21·6%), Leibnitz (20·8%) und Radkersburg (18·7%), am seltensten in Südsteiermark (16·8%). Blaue und graue Augen vertreten sich also gegenseitig; wo die einen häufig, sind die anderen spärlich.

Die lichten Augen überwiegen in fast allen Bezirken, mehr als die Hälfte der Bewohner umfassend, und zwar nach abnehmender Zahl geordnet: Voitsberg (59·7%), Gröbming (58·5%), Murau (55·9%), Deutsch-Landsberg (55·4%), Weiz (54·2%), Graz, Feldbach (54·1%), Liezen (54%), Leibnitz (53·9%), Hartberg (53·4%), Leoben (53·3%) und Bruck a. M. (51·5%); nur in den Bezirken von Judenburg, Radkersburg (47·3%) und in Südsteiermark (46·8%) fallen sie unter die Hälfte der Bewohner.

Sowohl im hochgebirgigen Nordsteiermark (545 = 53%) als auch in Mittelsteiermark (812 = 54%), die beide übereinstimmen, sind die lichten Augen häufiger als in Südsteiermark (46·8%)

Auch die graubraunen Augen variiren nicht unbeträchtlich, sind jedoch überall nur in geringer Minderzahl vorhanden, die meisten in den Bezirken Deutsch-Landsberg (18·8%), Judenburg (18·7%) und Feldbach (18·4%), welchen sich Hartberg (16·8%), Südsteiermark (16·4%), Murau (14·4%), Leoben (14·2%) und Leibnitz (14·1%), weiters mit weniger Bruck a. M (13·6%), Weiz (13%), Graz (12·9%), Voitsberg (12·6%), dann Radkersburg (11·2%) und Liezen (10·8%) anschliessen; die wenigsten hat der Bezirk Gröbming (8·5%).

Die im Ganzen seltenen grünlichen Augen sind verhältnissmässig häufig in Judenburg (6·4%), Hartberg (5·8%) und Weiz (5·2%), in den übrigen Bezirken entweder nur in unbedeutender Menge (0·3—3·7%) oder gar nicht vorkommend.

Diese beiden als mischfärbige Augen zusammengenommen, ergeben deren öftestes Vorkommen in Judenburg (25·1%) und Hartberg (22·6%); spärlicher finden wir sie in Deutsch-Landsberg (19·8%), Feldbach (18·8%), Weiz (18·3%), Leoben (18%), in Südsteiermark (17·9%), Murau (17·7%), Bruck a. M. (17·3%), Graz (16·5%), Voitsberg (14·9%), Leibnitz (14·1%), Radkersburg (12%) und Gröbming (11·4%), am seltensten in Liezen (10·8%). Im Allgemeinen sind die mischfärbigen Augen in Nordsteiermark (189 = 18·4%) und Südsteiermark (17·9%) ein wenig häufiger als in Mittelsteiermark (251 = 16·6%).

Die dunklen Augen, blos durch die braune Farbe vertreten, bleiben in allen Landestheilen an Häufigkeit hinter den lichten zurück, die mischfärbigen jedoch stets übertreffend. Ihre grösste Zahl besitzen sie in Radkersburg (40·6%), wie sie nirgends mehr erreicht wird, wo dieselben — Südsteiermark (35·2%), Liezen (35·1%) Leibnitz (31·8%), Bruck a. M. (31%), Gröbming (30%), Graz (29·2%), Leoben (28·5), Judenburg, Weiz (27·4%), Feldbach (27%), Murau 26·2%), Voitsberg (25·2%), Deutsch-Landsberg (24·6%) und Hartberg (23·8%) — höchstens

ein Drittel bis herab zu einem Viertel die Bevölkerung umfassen.

Während die Bewohner des Hochgebirges (Nordsteiermark 293 = 28·5%) bezüglich der Häufigkeit der dunklen Augen von jenen in Mittelsteiermark (440 = 29·2%) sich kaum unterscheiden, zeichnen sich die Südsteirer (35·2%), entsprechend dem minderen Vorkommen der lichten, durch bedeutend grössere Anzahl der dunklen Augen aus.

Die einzelnen Augenfarben beeinflussen die Körperlänge gar nicht, denn die Unterschiede bezüglich derselben (Männer mit blauen Augen 1685 mm, mit grauen 1679 mm, mit graubraunen 1685 mm, mit grünlichen 1680 mm und braunen 1685 mm) sind viel zu unbedeutend, um in Anschlag gebracht werden zu können. Daher besteht auch in der Körperlänge kein Unterschied zwischen den Männern mit lichten (1681 mm), mischfärbigen (1684 mm) und dunklen Augen (1685 mm), gleichwie in Niederösterreich und Salzburg, wogegen in Oberösterreich die lichten Augen mit etwas höherem Wuchse einhergehen.

Haarfarbe	Zahl	Augenfarbe									
		blau		grau		graubraun		grünlich		dunkel	
			%		%		%		%		%
Roth	31	15	48·3	5	16·1	5	16·1	1	3·2	5	16·1
Blond	762	374	49·0	224	29·3	57	7·4	19	2·4	88	11·5
Hellbraun	597	152	25·4	175	29·3	118	19·7	20	3·3	132	22·1
Braun	1241	198	15·9	304	24·4	204	16·4	30	2·4	505	40·6
Schwarz	166	10	6·0	25	15·0	30	18·0	4	2·4	97	58·4
Licht	793	389	49·0	229	28·8	62	7·8	20	2·5	93	11·7
Dunkel	1407	208	14·7	329	23·3	234	16·6	34	2·4	602	42·7

Was die Combination der einzelnen Augen- und Haarfarben anbelangt, lässt die vorstehende Tabelle Nachfolgendes herauslesen. (Siehe auch Tabelle III, Seite 201.)

Die **blauen Augen** finden sich am weitaus häufigsten mit blondem (49%) und rothem Haar (48·3%), viel seltener mit hellbraunem (25·4%), am seltensten mit braunem (15·9%) und besonders schwarzem Haar (6%).

Anders die **grauen Augen**, welche ebenso oft mit blondem, wie hellbraunem (29·3%) und braunem Haar (24·4%) vorkommen, viel spärlicher bei rothem (16·1%) und schwarzem (15%), überhaupt aber mehr gleichmässig auf die Haarfarbe vertheilt sind als die blauen.

Aehnliches gilt von den **graubraunen Augen**, welche wieder bei Männern mit hellbraunem (19·7%) und schwarzem Haar (18%) öfter gefunden werden, als bei solchen mit braunem (16·4%) und rothem Haar (16·1%), dafür bei blondem (7·4%) am seltensten.

Die **grünlichen Augen** bleiben bei allen Haarfarben in ihrem seltenen Vorkommen ganz gleich (2·4—3·3%).

Die **dunklen Augen** vergesellschaften sich ganz vorzüglich mit schwarzem (58·4%) und braunem Haar (40·6%), gegen welche die anderen Haarfarben sich nur sehr wenig daran betheiligen, so die hellbraune mit 22·1%, die rothe mit 16·1% und die blonde mit der niedrigsten Zahl (11·5%), also die den blauen Augen vollkommen genau entgegengesetzte Reihenfolge.

Lichte und dunkle Augen den gleichen Haarfarben entgegengehalten, ergeben, dass die lichten Augen weit überwiegend sich mit lichten Haaren (618 = 77·9%), viel seltener mit dunklen (537 = 38·1%), und umgekehrt dunkle Augen vorherrschend bei dunklen Haaren (602 = 42·7%), sehr selten bei lichten Haaren (93 = 11·7%) vorfinden.

IV. Farbe der Haut.

Weit mehr als die Hälfte dieser Männer (1852 = 66·2%) besitzt weisse Haut, gegen welche die anderen Farbentöne in beträchtlicher Minderzahl erscheinen, nämlich die gelbliche Haut mit 513 Individuen (18·3%), die bräunliche mit 405 (14·4%) und die dunkelste, die braune, mit blos 27 (0·9%).

Rücksichtlich dieser Reihenfolge stimmen die Steirer mit den drei Nachbarländern genau überein, jedoch nicht bezüglich der Häufigkeit der einzelnen Farben; denn in Oberösterreich (69%) und

Deutsche Männer aus Steiermark. *Tabelle III.*

Bezirks-hauptmannschaft	Rothe Haare					Blonde Haare					Hellbraune Haare					Braune Haare					Schwarze Haare					Zusammen
	Augen																									
	blau	grau	grau-braun	grün	braun	blau	grau	grau-braun	grün	braun	blau	grau	grau-braun	grün	braun	blau	grau	grau-braun	grün	braun	blau	grau	grau-braun	grün	braun	
Gröbming	—	1	—	—	—	18	12	1	1	4	9	17	2	—	5	9	14	8	3	28	—	2	1	—	5	140
Liezen	1	—	—	—	—	9	4	—	—	5	3	7	2	—	3	11	5	6	—	16	—	—	—	—	2	74
Murau	1	—	1	—	—	14	15	2	2	6	7	6	4	1	4	5	18	5	1	15	—	—	5	—	6	118
Judenburg	1	1	1	1	—	22	7	5	2	3	9	4	8	5	10	10	20	16	2	24	—	7	2	1	10	171
Leoben	1	—	2	—	—	19	11	2	2	6	6	7	7	1	6	8	18	7	2	21	1	—	1	—	5	183
Bruck a. M.	1	—	—	—	—	11	24	6	1	7	8	22	10	1	13	12	32	10	5	40	2	1	4	1	8	219
Hartberg	—	—	—	—	1	19	15	5	1	4	10	14	8	4	4	10	22	12	5	29	—	2	4	—	3	172
Nordsteiermark	5	2	4	1	1	112	88	21	9	35	52	77	41	12	45	65	129	64	18	173	3	12	17	2	39	1027
Voitsberg	—	—	—	—	—	10	8	1	1	5	6	10	4	—	2	6	11	6	—	12	1	—	—	1	3	87
Graz	2	—	—	—	2	48	45	9	6	10	21	21	12	4	19	28	44	27	4	71	2	2	3	—	13	393
Weiz	—	—	—	—	—	14	11	2	—	6	11	14	4	4	6	11	20	11	4	25	1	1	3	—	5	153
Deutsch-Landsberg	—	1	—	—	1	33	13	5	1	5	13	10	7	—	7	16	19	21	1	30	—	1	3	—	4	191
Leibnitz	2	1	—	—	1	45	16	6	—	4	12	12	16	—	13	25	23	14	—	56	—	1	—	—	7	254
Feldbach	6	1	1	—	—	49	18	5	—	8	12	18	13	—	10	18	30	33	1	53	2	4	2	—	8	292
Radkersburg	—	—	—	—	—	21	8	1	1	6	5	6	5	—	5	11	10	8	—	34	1	1	1	—	9	133
Mittelsteiermark	10	3	1	—	4	220	119	29	9	44	80	91	61	8	62	115	157	120	10	281	7	10	12	1	49	1503
Südsteiermark	—	—	—	—	—	42	17	7	1	9	20	7	16	—	25	18	18	20	2	51	—	3	1	1	9	267
Zusammen	15	5	5	1	5	374	224	57	19	88	152	175	118	20	132	198	304	204	30	505	10	25	30	4	97	2797

besonders Niederösterreich (72%) ist die weisse Haut, in allen drei Ländern auch die gelbliche (20 bis 20·7%) häufiger, dafür aber die bräunliche (Oberösterreich 10·3%, Niederösterreich 7·2%, Salzburg hat die gleiche Zahl wie Steiermark) seltener; die braune Hautfarbe erreicht in keinem dieser Länder (Niederösterreich 0·1%, Oberösterreich 0·3%, Salzburg 0·4%) eine nennenswerthe Zahl.

Nimmt man weisse und gelbliche Haut als lichte, bräunliche und braune als dunkle, so zählen wir der ersteren 2365 (84·5%), der letzteren 432 (15·3%), genau wie in Salzburg, wogegen in Oberösterreich (89% und 10·6%) und Niederösterreich (92·5% und 7·3%) die lichte Haut häufiger, die dunkle seltener angetroffen wird.

Haare	Zahl	Hautfarbe							
		weiss		gelblich		bräunlich		braun	
			%		%		%		%
roth	31	28	90·3	3	9·6	—	—	—	—
blond	762	612	80·3	104	13·6	40	5·2	6	0·7
hellbraun . .	597	414	69·3	119	19·9	63	10·5	1	0·1
braun	1241	717	57·7	260	20·9	246	19·8	18	1·4
schwarz . . .	166	81	48·7	27	16·2	56	34·7	2	1·2
licht	793	640	80·7	107	13·4	40	5·0	6	0·7
dunkel	1407	798	56·7	287	20·3	302	21·4	20	1·4

Nach vorstehender Tabelle besitzen die Männer mit rothen Haaren fast durchaus weisse (90·3%), nur selten gelbliche (9·6%), also immer lichte, nie dunkle Haut.

Auch die Blonden weisen meistens weisse (80·3%), freilich weniger als die vorigen, aber schon etwas mehr gelbliche (13·6%) und selbst dunkle Haut (5·9%) auf.

Bei den Männern mit hellbraunem Haar tritt die weisse Hautfarbe (69·3%) schon mehr zurück, wenn sie auch noch immer viel mehr als die Hälfte ausmacht, während die gelbliche (19·9%) und die dunkle (10·6%) in Zunahme begriffen ist.

Noch auffälliger wird dies bei den Männern mit braunem Haar, welche nur wenig über die Hälfte weisse (57·7%), dafür mehr gelbliche (20·9%) und besonders viel dunkle Hautfarbe (21·2%) aufweisen.

Die Männer mit schwarzem Haar haben im Gegensatze zu allen anderen in der Mehrzahl nichtweisse Haut; denn diese sinkt unter die Hälfte (48·7%), wogegen die dunkle Hautfarbe (34·9%) auf ihre grösste Zahl sich erhebt, die gelbliche (16·2%) aber nicht viel häufiger als bei den anderen Haarfarben vorkommt.

Bei den Männern mit lichtem Haar zählen wir im Ganzen weisse Haut 80·7%, weit über die Hälfte, gelbliche 13·4%, dunkle blos 5·7%; bei den dunkelhaarigen Männern dagegen weisse Haut (56·7%) viel seltener, freilich doch noch mehr als die Hälfte, häufiger gelbliche (20·3%) und ganz besonders dunkle Haut (22·8%).

Sonach gesellt sich zu lichtem Haar auch fast durchaus lichte Haut (94%), zu dunklem Haar wohl auch vorwiegend lichte Haut (77%), aber bei nicht selten vorkommender dunkler (23%).

V. Typen.

(Tabelle IV, siehe Seite 203.)

Nach meiner bisher angewendeten Eintheilung der Combinationen zwischen Haar- und Augenfarben gehören von den deutschen Steirern 618 (22%) zum hellen (lichte Haare, lichte Augen), 602 (21·5%) zum dunklen Typus (dunkle Haare, dunkle Augen); alle übrigen vertheilen sich auf die nachfolgenden Mischtypen, und zwar auf den lichten 93 (3·3%, lichte Haare, dunkle Augen), den hellbraunen 459 (16·4%, hellbraune Haare mit blauen, grauen und dunklen Augen), den graubraunen 414 (14·8%, graubraune Augen mit jeder Haarfarbe), den grünlichen 74 (2·6%, grünliche Augen mit jeder Haarfarbe) und endlich auf den dunklen 537 (19·1%, dunkle Haare mit lichten Augen).

Demzufolge gehört eine geringe Mehrzahl der Männer zu den Mischtypen (1577 = 56·3%), die Minderzahl (1220 = 43·6%) zu den reinen Typen, unter welch' letzteren der helle und der dunkle mit gleichen Antheilen vorkommen.

Unter den Mischtypen zeigt sich, im Einklange mit der vorwiegenden Häufigkeit der dunklen Haare, der dunkle als der zahlreichste, welchem zunächst der hellbraune, dann der graubraune mit wenig verschiedenen Zahlen folgt; der lichte und der grünliche sind sehr spärlich vertreten, letzterer übrigens der seltenste.

Die deutschen Steiermarks weisen mehr Männer des hellen Typus auf als Niederösterreich (14·2%) und Salzburg (15·5%), weniger als Oberösterreich (26·5%), vom dunklen Typus dagegen wohl mehr als Oberösterreich (17·6%) und Salzburg (14·3%), aber doch etwas weniger als Niederösterreich (23·2%); überhaupt hat Steiermark, ganz ähnlich wie Oberösterreich (44·2%), viel mehr Männer mit reinen Typen als Salzburg (29·8%) und Niederösterreich (37·4%).

Deutsche Männer aus Steiermark. *Tabelle IV.*

Typen.

Bezirk	Zahl	Heller		Dunkler		Lichter M.		Hellbrauner M.		Graubrauner M.		Grünlicher M.		Dunkler M.		Mischtypen		Reine Typen	
			%		%		%		%		%		%		%		%		%
Gröbming	140	31	22·1	33	23·5	4	2·8	31	22·1	12	8·5	4	2·8	25	17·1	76	54·2	64	45·7
Liezen	74	14	18·9	18	24·3	5	6·7	13	17·5	8	10·8	—	—	16	21·6	42	56·7	32	43·2
Murau	118	30	25·4	21	17·7	6	5·0	17	14·4	17	14·4	4	3·3	23	19·4	67	56·7	51	43·2
Judenburg	171	31	18·1	34	19·8	3	1·7	23	13·4	32	18·7	11	6·4	37	21·6	106	61·9	65	38·0
Leoben	133	31	23·3	26	19·5	6	4·5	19	14·2	19	14·2	5	3·7	27	20·3	76	57·1	57	42·8
Bruck a. M.	219	36	16·4	48	21·9	7	3·1	43	19·6	30	13·6	8	3·6	47	21·4	135	61·6	84	38·3
Hartberg	172	34	19·7	32	18·6	5	2·9	28	16·2	29	16·8	10	5·8	34	19·7	106	61·6	66	38·3
Nordsteiermark	1027	207	20·1	212	20·6	36	3·5	174	16·9	147	14·3	42	4·0	209	20·3	608	59·2	419	40·7
Voitsberg	87	18	20·6	15	17·2	5	5·7	18	20·6	11	12·6	2	2·2	18	20·6	54	62·0	33	37·9
Graz	393	95	24·1	84	21·3	12	3·0	61	15·5	51	12·9	14	3·5	76	19·3	214	54·4	179	45·5
Weiz	153	25	16·3	30	19·6	6	3·9	31	20·2	20	13·0	8	5·2	33	21·5	98	64·0	55	35·9
Deutsch-Landsberg	191	47	24·6	34	17·8	6	3·1	30	15·7	36	18·8	2	1·0	36	18·8	110	57·5	81	42·4
Leibnitz	254	64	25·1	63	24·8	5	1·9	37	14·5	36	14·1	—	—	49	19·2	127	50·0	127	50·0
Feldbach	292	74	25·3	61	20·8	8	2·7	40	13·6	54	18·4	1	0·3	54	18·4	157	53·7	135	46·2
Radkersburg	133	29	21·8	43	32·3	6	4·5	16	12·0	15	11·2	1	0·7	23	17·2	61	45·8	72	54·1
Mittelsteiermark	1503	352	23·4	330	21·9	48	3·1	233	15·5	223	14·8	28	1·8	289	19·2	821	54·6	682	45·3
Südsteiermark	267	59	22·0	60	22·4	9	3·3	52	19·4	44	16·4	4	1·5	39	14·6	148	55·4	119	44·5
Zusammen	2797	618	22·0	602	21·5	93	3·3	459	16·4	414	14·8	74	2·6	537	19·1	1577	56·3	1220	43·6

Bezüglich der Mischtypen stimmen diese Länder blos darin überein, dass dieselben überall häufiger als die reinen Typen vorkommen und dass der grünliche und der lichte Mischtypus nur selten auftreten. Während in Steiermark der dunkle Mischtypus am zahlreichsten sich findet, ist dies für die anderen drei Länder der graubraune (23—26%), welcher in Steiermark viel seltener; an nächster Stelle folgt in allen vier Ländern der hellbraune Mischtypus, bezüglich dessen Steiermark, Niederösterreich (17·4%) und Oberösterreich (15·2%) fast gleichend, Salzburg (25·6%) bedeutend nachsteht.

Die Gesammtzahl der Mischtypen ist in Steiermark dieselbe, wie in Oberösterreich (55·7%), bleibt aber hinter jener in Niederösterreich (62·5%) und besonders Salzburg (70%) ansehnlich zurück. Ganz im Allgemeinen ähnelt die deutsche Bevölkerung Steiermarks bezüglich der Typen jener von Oberösterreich am meisten, der von Salzburg am wenigsten.

Rücksichtlich der Typen bieten die einzelnen Bezirke folgende Verschiedenheiten dar. (Siehe Tabelle IV, Seite 203.)

Der helle Typus ist am zahlreichsten in Murau (25·4%), Feldbach (25·3%), Leibnitz (25·1%) und Deutsch-Landsberg (24·6%), etwas minder in Graz (24·1%), Leoben (23·3%), Gröbming (22·1%), Südsteiermark (22%), Radkersburg (21·8%) und Voitsberg (20·6%), spärlicher in Hartberg (19·7%) und Liezen (18·9%), am seltensten in Bruck a. M (16·4%) und Weiz (16·3%). Im Allgemeinen finden wir den hellen Typus in Nordsteiermark (20·1%) etwas seltener als im Süden (22%), in Mittelsteiermark (23·4%) am häufigsten.

Der dunkle Typus hat seine grösste Verbreitung in Radkersburg (32·3%), dem sich mit beträchtlich kleineren Zahlen Leibnitz (24·8 %), Liezen (24·3%), Gröbming (23 5%), weiters Südsteiermark (22·4%), Bruck a. M. (21·9%), Graz (21·3%) und Feldbach (20·8%) anschliessen; noch eingeschränkter wird derselbe in Judenburg (19·8%), Weiz (19·6%), Leoben (19·5%) und Hartberg (18·6%) und weist in Deutsch-Landsberg (17·8%), Murau (17·7%) und Voitsberg (17·2%) seine niedrigsten Zahlen auf.

Trotz diesen ansehnlichen Verschiedenheiten im Einzelnen wird bei Zusammenfassung der Bezirke in Nordsteiermark (20·6%), Mittelsteiermark (21·9%) und Südsteiermark (22·4%) der Unterschied unbedeutend, also die Verbreitung des dunklen Typus in diesen drei Landestheilen eine nahezu ganz gleiche.

Der lichte Mischtypus, überall nur vereinzelt (Liezen 6·7%, Voitsberg 5·7%, Murau 5%, Leoben und Radkersburg 4·5%, Weiz 3·9%, Südsteiermark 3·8%, Deutsch-Landsberg und Bruck a. M. 3·1%, Graz 3%, Hartberg 2·9%, Gröbming 2·8%, Feldbach 2·7%, Leibnitz 1·9% und Judenburg 1·7%), hat in Nordsteiermark (3·5%), Mittelsteiermark (3·1%) und Südsteiermark (3·3%) die ganz gleiche spärliche Verbreitung.

Mit dem hellbraunen Mischtypus steht Gröbming (22·1%) obenan, welchem zunächst Voitsberg (20·6%) und Weiz (20·2%), dann Bruck a. M. (19·6%) und Südsteiermark (19·4%) folgen; minder verbreitet ist er in Liezen (17·5%), Hartberg (16·2%), Deutsch-Landsberg (15·7%), Graz (15·5%), Leibnitz (14·5%), Murau (14·4%), Leoben (14·2%), Feldbach (13·6%) und Judenburg (13·4%), am spärlichsten in Radkersburg (12%). Im Allgemeinen findet er sich in Südsteiermark (19·4%) und Nordsteiermark (16·9%) etwas häufiger als in Mittelsteiermark (15·5%).

Der graubraune Mischtypus übertrifft an Vorkommen blos in den Bezirken Judenburg, Deutsch-Landsberg und Feldbach den hellbraunen, dem er diesbezüglich in Murau, Leoben, Hartberg und Leibnitz vollständig gleicht, in allen übrigen Bezirken aber mehr oder minder nachsteht, so dass diese beiden Mischtypen in Mittelsteiermark gleich stark vertreten sind, in Nord- und Südsteiermark jedoch der graubraune hinter dem hellbraunen zurückbleibt.

Der graubraune ist am häufigsten in Deutsch-Landsberg (18·8%), Judenburg (18·7%) und Feldbach (18·4%), minder zahlreich in Hartberg (16·8%), Südsteiermark (16·4%), Murau (14·4%), Leoben (14·2%) und Leibnitz (14·1%), nimmt noch mehr ab in Bruck a. M. (13·6%), Weiz (13%), Graz (12·9%), Voitsberg (12·6%), Radkersburg (11·2%) und Liezen (10·8%), um in Gröbming (8·5%) seine kleinste Zahl zu erreichen. Im Allgemeinen erscheint er in Südsteiermark etwas häufiger als in Mittelsteiermark (14·8%) und Nordsteiermark (14·3%), die sich nahezu gleichen, also von Süden nach Norden abzunehmen.

Der noch spärlicher als der lichte vorkommende grünliche Mischtypus zeigt nur in Judenburg (6·4%), Hartberg (5·8%) und Weiz (5·2%) eine merkbare Betheiligung, die in Leoben (3·7%), Bruck a. M. (3·6%), Graz (3·5%), Murau (3·3%) und Gröbming (2·8%), noch mehr in Voitsberg (2·2%), Südsteiermark (1·5%), Deutsch-Landsberg (1%), Radkersburg (0·7%) und Feldbach (0·3%) sich herabmindert und in

Leibnitz und Liezen ganz verschwindet. Eigenthümlicherweise kommt derselbe also in Nordsteiermark (4%) öfters vor als in Mittelsteiermark (1·8%) und besonders Südsteiermark (1·5%), scheint also im Gegensatze zum graubraunen Mischtypus von Süden nach Norden zuzunehmen.

(17·2%) und Gröbming (17·1%) und zeigt in Südsteiermark (14·6%) seine geringste Ausbreitung, wo er daher seltener als in Mittelsteiermark (19·2%), am häufigsten in Nordsteiermark (20·3%) vorkommt, demnach, entgegen dem reinen dunklen Typus, von Süden nach Norden an Häufigkeit zunimmt.



Fig. 124. Typus heller/dunkler.

Der **dunkle Mischtypus** wird am öftesten gefunden in Liezen, Judenburg (21·6%), Weiz (21·5%) und Bruck a. M. (21·4%), nimmt allmälig ab in Voitsberg (20·6%), Leoben (20·3%), Hartberg (19·7%), Murau (19·4%), Graz (19·3%), Leibnitz (19·2%), Deutsch-Landsberg (18·8%), Feldbach (18·4%). Radkersburg

Die **Mischtypen**, insgesammt betrachtet, haben ihre grösste Verbreitung in Weiz (64%), dem zunächst in Voitsberg (62%), Judenburg (61·9%), Bruck a. M. und Hartberg (61·6%); sie nehmen an Zahl ab in Deutsch-Landsberg (57·5%), Leoben (57·1%), Murau und Liezen (56·7%), weiters in Südsteiermark

(55·4%), Graz (54·4%), Gröbming (54·2%), Feldbach (53·7%) und Leibnitz (50%), wo sie überall mindestens die Hälfte der Bevölkerung, meistens viel mehr betreffen, und weisen ihre Minimalzahl in Radkersburg (45·8) bei weniger als der Hälfte der Bevölkerung auf.

Demzufolge gibt es die meisten Mischtypen in Nordsteiermark (59·2%), die wenigsten in Mittelsteiermark (54·6%), dem jedoch Südsteiermark (55·4%) nahezu ganz gleicht, weshalb man ganz im Allgemeinen eine Zunahme der Zahl der Mischtypen gegen Norden hin annehmen kann; dieselben betragen in allen diesen drei Landestheilen etwas mehr als die Hälfte der Bevölkerung.

Die Gesammtzahl der reinen Typen erscheint in allen Bezirken geringer als jene der Mischtypen, mit alleiniger Ausnahme von Leibnitz (50%), je genau die Hälfte der Bevölkerung umfassend, und von Radkersburg, wo die reinen Typen (54·1%) sogar stärker als die Mischtypen (45·8%) verbreitet sind. Die reinen Typen finden sich also am öftesten in Radkersburg (54·1%) und zunächst in Leibnitz (50%); bedeutend an Ausbreitung verlieren sie in Feldbach (46·2%), Gröbming (45·7%), Graz (45·5%), Südsteiermark (44·5%), Liezen, Murau (43·2%), Deutsch-Landsberg (42·4%), noch mehr in Hartberg, Bruck a. M. (38·3%), Judenburg (38%) und Voitsberg (37·9%) und sinken in Weiz (35·9%) auf ihre geringste Zahl herab.

Zusammengefasst hat Nordsteiermark die wenigsten reinen Typen (40·7%), Mittelsteiermark die meisten (45·3%), dem Südsteiermark (44·5%) kaum nachsteht. Im Einklange mit der Zunahme der Mischtypen gegen Norden ergibt sich in gleicher Richtung eine Abnahme der reinen Typen.

Nimmt man als Variabilität des Vorkommens eines jeden Typus den Unterschied zwischen Maximal- und Minimal-Procentzahl, so ergibt sich die grösste (in den einzelnen Bezirken) beim dunklen Typus (15·1%), eine bedeutend mindere beim graubraunen (10·3%) und hellbraunen Mischtypus (10·1%), welchem sich der helle Typus (9·1%) zunächst anschliesst; dann folgt mit noch kleinerer Veränderlichkeit der dunkle Mischtypus (7%) und grünliche (6·4%), endlich mit der geringsten der lichte Mischtypus (5%). Im Ganzen besitzen sowohl die reinen, als auch die Mischtypen (je 18·2%) die ganz gleiche Variabilität.

Die Körperlänge bleibt sich bei allen diesen Typen ganz gleich:

heller Typus		1681 mm
dunkler „		1685 „
lichter	Mischtypus	1682 „
hellbrauner	„	1688 „
graubrauner	„	1684 „
grünlicher	„	1680 „
dunkler	„	1678 „

was mit den nördlichen Nachbarländern nicht ganz übereinstimmt, wiewohl auch dort die Unterschiede blos gering sind.

Merkwürdigerweise hat der dunkle Mischtypus in allen diesen Ländern die gleiche Statur, was bezüglich der anderen Typen nicht durchaus der Fall ist. Der helle Typus geht in Steiermark mit derselben Körperlänge einher wie in Niederösterreich, hat somit grössere Statur als in Oberösterreich (1666 mm) und Salzburg (1672 mm), wogegen der dunkle Typus mit Salzburg (1681 mm) und Niederösterreich (1678 mm) übereinstimmt und nur jenen von Oberösterreich (1667 mm) übertrifft; das Gleiche gilt vom lichten Mischtypus (Oberösterreich 1665 mm). Der hellbraune Mischtypus besitzt in Steiermark eine grössere Körperlänge als in den Nachbarländern (Niederösterreich 1679 mm, Oberösterreich 1670 mm, Salzburg 1678 mm), ebenso wie auch der graubraune (Oberösterreich 1664 mm, Salzburg 1673 mm und Niederösterreich 1678 mm).

Betrachten wir die verschiedenen Typen bezüglich ihrer Körpergrösse in den drei Landestheilen:

	Nord-steiermark	Mittel-steiermark	Süd-steiermark
heller Typus	1673 mm	1684 mm	1686 mm
dunkler „	1683 „	1684 „	1693 „
hellbrauner Mischtypus	1684 „	1690 „	1692 „
graubrauner „	1674 „	1691 „	1687 „
dunkler „	1672 „	1683 „	1677 „

so finden wir, dass sowohl die reinen, als auch die Mischtypen in Nordsteiermark kleineren, in Südsteiermark den grössten Wuchs besitzen, mit Ausnahme des graubraunen und dunklen Mischtypus, welche in Mittelsteiermark die grösste Körperlänge aufweisen.

In Nordsteiermark sind die Männer des dunklen Typus und des hellbraunen Mischtypus höher gewachsen, als die übrigen unter einander gleichen, in Mittelsteiermark die des hellbraunen und graubraunen Mischtypus grösser, als die anderen, in Südsteiermark aber stehen jene des dunklen Mischtypus allen übrigen an Statur nach.

VI. Kopfmaasse.

Die grösste Länge des Kopfes misst durchschnittlich 188 mm bei den sehr ansehnlichen individuellen Schwankungen zwischen 167 mm (bei zwei braunhaarigen Brachycephalen) und 213 mm (bei einem braunhaarigen Dolichocephalen); die grösste Breite des Kopfes, 156 mm, schwankt aber im Einzelnen von 136 mm (braunhaariger Dolichocephalus) bis 180 mm (bei je einem blond- und braunhaarigen Brachycephalus), also ebenfalls in sehr weiten Abständen.

Beide Maasse übertreffen die bei den Salzburgern (185 und 153 mm), Oberösterreichern (186 und 154 mm) und den Deutschen in Niederösterreich (186 und 153 mm), woraus folgt, dass der Kopf der deutschen Steirer in der Richtung dieser beiden Maasse grösser ist als bei den genannten.



Fig. 125. Indices.

In den einzelnen Bezirken sind diese Maasse keineswegs ganz gleich; so finden wir die Kopflänge in Voitsberg (186 mm) kleiner als in Graz, Weiz, Feldbach, Südsteiermark, Hartberg, Liezen und Gröbming (187 mm), noch grösser in Bruck a. M., Murau, Judenburg, Leoben und Deutsch-Landsberg

(188 mm), am grössten in Leibnitz und Radkersburg (189 mm).

Die Kopfbreite wieder nimmt von Deutsch-Landsberg (159 mm), wo sie am grössten, allmälig ab in Leibnitz, Feldbach, Radkersburg (158 mm), weiters in Weiz, Liezen (157 mm), Gröbming, Bruck a. M., Voitsberg (156 mm), in Südsteiermark, Graz, Hartberg, Leoben und Judenburg (155 mm) und besitzt ihre geringste Grösse in Murau (154 mm).

Im Ganzen genommen erscheint die Kopflänge in Nord-, Mittel- (188 mm) und Südsteiermark (187 mm) fast ganz gleich, die Kopfbreite nur in Nord- und Südsteiermark (155 mm), in Mittelsteiermark aber grösser (157 mm).

Nach den Durchschnittszahlen beider Kopfmaasse (188 und 156 mm) haben die Köpfe der Deutschen in Steiermark den Breitenindex von 829, müssen demnach zu den Brachycephalen gezählt werden, freilich an der unteren Grenze der Brachycephalie stehend, und gleichen hiemit vollständig ihren Nachbarn, den Deutschen in Niederösterreich (822), Oberösterreich und Salzburg (827).

Die Deutschen Nordsteiermarks (820) und Südsteiermarks (828) besitzen den gleichen, jene von Mittelsteiermark (835) einen grösseren Breitenindex; letztere sind daher etwas mehr brachycephal als die vorgenannten.

Im Einzelnen ist der Breitenindex ungemein veränderlich, indem er von 70—98 (beides bei Männern mit braunem Haar und graubraunen Augen) schwankt, also in weiteren Abständen als in Niederösterreich (72—96) und Oberösterreich (71—97).

Deutsche Männer aus Steiermark. *Tabelle V.*

Indices.

Breitenindex	Rothe Haare					Blonde Haare					Hellbraune Haare					Braune Haare					Schwarze Haare					Zusammen
	Augen																									
	blau	grau	grau-braun	grün	braun	blau	grau	grau-braun	grün	braun	blau	grau	grau-braun	grün	braun	blau	grau	grau-braun	grün	braun	blau	grau	grau-braun	grün	braun	
70	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1
71	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	2
72	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	1	—	—	1	1	1	1	—	1	—	—	—	—	—	8
73	—	—	—	—	—	3	1	1	—	—	—	—	1	—	2	3	2	—	—	2	—	1	—	—	—	16
74	—	1	—	—	—	3	3	—	—	2	1	2	1	—	2	—	2	1	1	8	—	—	—	—	—	27
75	1	—	1	—	—	3	1	—	1	—	1	4	—	—	1	2	6	2	—	8	—	—	—	—	1	32
76	1	1	—	—	—	7	1	—	1	2	7	8	2	1	4	2	4	3	3	16	—	1	—	—	1	65
77	—	—	—	—	—	9	10	1	—	3	4	4	2	3	—	5	8	7	1	20	—	—	1	—	3	81
78	—	1	1	—	—	13	15	4	—	7	7	10	3	—	4	10	15	6	3	27	1	—	2	—	6	135
79	1	—	—	—	—	28	5	4	—	7	6	8	11	2	15	7	20	13	1	27	—	—	1	—	6	162
80	—	—	—	—	—	38	18	2	4	9	11	12	7	3	6	9	25	15	5	37	1	3	2	—	6	213
81	—	—	1	—	—	26	18	3	2	5	16	10	12	1	9	15	21	17	1	41	1	4	4	—	7	214
82	2	—	1	—	1	33	20	5	4	7	15	21	10	2	15	24	47	24	1	45	3	3	3	—	11	297
83	4	—	—	1	1	52	20	9	2	11	18	17	10	1	16	21	37	21	3	45	2	4	4	—	18	317
84	—	—	—	—	1	36	23	9	—	12	15	19	15	1	13	18	27	25	4	41	—	—	3	2	6	270
85	1	1	—	—	1	36	20	7	1	6	16	17	13	2	15	20	22	16	—	53	—	3	3	1	10	264
86	—	—	1	—	1	19	18	5	—	10	10	13	12	1	9	22	20	12	1	48	2	2	2	—	7	215
87	5	—	—	—	—	21	14	1	1	2	11	7	4	—	5	10	11	12	2	31	—	1	1	—	3	142
88	—	1	—	—	—	14	15	2	1	2	6	15	7	2	9	8	9	12	—	18	—	1	2	—	3	127
89	—	—	—	—	—	10	7	3	—	—	3	2	5	—	3	5	9	5	2	9	—	2	—	1	1	67
90	—	—	—	—	—	10	5	—	—	1	3	2	2	—	2	7	11	1	1	9	—	—	1	—	3	58
91	—	—	—	—	—	6	4	1	1	2	—	3	1	1	—	4	1	5	—	9	—	—	—	—	4	42
92	—	—	—	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	2	3	—	2	—	—	—	—	—	11
93	—	—	—	—	—	3	3	—	—	—	1	—	—	—	—	2	2	—	1	6	—	—	—	—	1	19
94	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	1	—	1	—	—	1	—	—	6
95	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	2
96	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
97	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
98	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1

Wie auf Tabelle V (Seite 208) nachzusehen, finden sich die niedrigsten Indices ausgesprochener Dolichocephalie ganz vereinzelt, häufen sich aber, allmälig ansteigend, bis zum Index von 79, der (162 Männer) nebst jenem von 78 (135 Männer) unter den Dolichoiden am öftesten vorkommt; im Ganzen weisen 529 Männer (18·9%) Indices von 79 und weniger auf.

Häufiger schon ist der Index von 80, nämlich bei 213 Individuen (7·6%).

Die nächst höheren Indices von 81—86 sind die häufigst vorkommenden, besonders der von 83 mit 317 Individuen; von da an vermindert sich ihre Häufigkeit beträchtlich, vorzüglich rasch jenseits des Index 91, über welchen hinaus die extremen Indices der Brachycephalie nur vereinzelt sich finden. Männer mit Indices von 81 an und darüber gibt es demnach 2055 (73·4%), die bei weitem überwiegende Mehrzahl.

Kleiden wir dies in einfache Worte, so können wir sagen, unter Rücksichtnahme darauf, dass unsere Messungen blos Lebende betreffen, deren Breitenindex bei den Deutschösterreichern gegen jenen des Schädels



Fig. 126. Dolichoide / Brachycephale.

um 1·5% grösser ist, man also den Index 80 am Lebenden zur Brachycephalie nicht einbeziehen darf, welche erst mit dem Index 81 am Lebenden beginnt, dass die Deutschen in Steiermark weit vorherrschend (73·4%) brachycephal sind und die Nichtbrachycephalen (742 = 26·5%) ungefähr nur ein Viertel der Bevölkerung ausmachen.

Den nördlichen Grenzländern gegenüber gibt es demzufolge in Steiermark mehr Brachycephale als in Salzburg (72·3%), Oberösterreich (70·3%) und ganz besonders in Niederösterreich (64·4%), und umgekehrt weniger Nichtbrachycephale, kurzweg dolichoide Männer (Salzburg 27·6%, Oberösterreich 29·6%, Niederösterreich 35·5%).

Bezirk	Zahl	Körperlänge	Kopf- Länge	Kopf- Breite	Kopf- Index
Gröbming	140	1694	187	156	834
Liezen	74	1667	187	157	839
Murau	118	1674	188	154	819
Judenburg	171	1672	188	155	824
Leoben	133	1677	188	155	824
Bruck a. M.	219	1678	188	156	829
Hartberg	172	1674	187	155	828
Nordsteiermark	1027	1676	188	155	824
Voitsberg	87	1678	186	156	838
Graz	393	1684	187	155	828
Weiz	153	1678	187	157	839
Deutsch-Landsberg	191	1688	188	159	845
Leibnitz	254	1687	189	158	835
Feldbach	292	1686	187	158	844
Radkersburg	133	1687	189	158	835
Mittelsteiermark	1503	1685	188	157	835
Südsteiermark	267	1685	187	155	828
Zusammen	2797	1683	188	156	829

Die einzelnen Bezirke unterscheiden sich nicht unbedeutend rücksichtlich ihres durchschnittlichen Breitenindex; derselbe ist am kleinsten in Murau (819), etwas grösser in Judenburg, Leoben (824), Hartberg, Graz, Südsteiermark (828) und Bruck a. M. (829), noch grösser in Gröbming (834), Leibnitz, Radkersburg (835), Voitsberg (838), Weiz und Liezen (839), am grössten in Feldbach (844) und Deutsch-Landsberg (845). In Nordsteiermark (824) und Südsteiermark (828), wo die Brachycephalie eine gleiche, herrscht etwas geringere Brachycephalie als in Mittelsteiermark (835).

Aehnlich verhält es sich mit der Betheiligung der Dolicho- und Brachycephalie in den verschiedenen Bezirken.

Die meisten Dolichoiden finden wir in Murau (42·3%) und Judenburg (42·1%), wo sie wenig unter der Hälfte der Bevölkerung zurückbleiben; immer noch zahlreich sind sie in Leoben (37·5%), Hartberg (32·5%) und Bruck a. M. (31%), ungefähr ein Drittel der Bevölkerung, werden spärlicher in Graz (29·2%), Südsteiermark (27·3%), noch mehr in Leibnitz, Gröbming (22·8%) und Weiz (22·2%), ungefähr ein Viertel der Bewohner, und erreichen in den Bezirken von Voitsberg (19·5%), Liezen (18·9%), besonders aber in jenen von Deutsch-Landsberg (16·7%), Radkersburg (16·5%) und Feldbach (16·1%) ihre geringste Verbreitung, nicht einmal ein Fünftel der Bevölkerung.

Sonach hat Nordsteiermark (33·3%) die meisten, Südsteiermark weniger (27·3%), Mittelsteiermark (21·7%) die wenigsten Dolichoiden.

Umgekehrt erscheint die Brachycephalie am stärksten vertreten in den Bezirken Feldbach (83·5%), Radkersburg (83·4%), Deutsch-Landsberg (83·2%), Liezen (81%) und Voitsberg (80·4%), mehr als vier Fünftel der Bevölkerung betreffend, weniger in Weiz (77·7%), Leibnitz, Gröbming (77·1%), Südsteiermark (72·6%) und Graz (70·4%), noch weniger in Bruck a. M. (68·9%), Hartberg (67·4%) und Leoben (62·4%), endlich am spärlichsten in Judenburg (57·8%) und Murau (57·6%). Mittelsteiermark hat also die meisten (78·2%), Südsteiermark (72·6%) weniger und Nordsteiermark (66·6%) die wenigsten Brachycephalen. Uebrigens, so gross auch im Einzelnen die Unterschiede sich herausstellen, stimmen doch alle Bezirke darin überein, dass die Mehrzahl der Bevölkerung überall brachycephal ist.

Im Allgemeinen können wir eine Abnahme der Häufigkeit brachycephaler Kopfformen von Mittelsteiermark nach Norden (in's Hochgebirge) und damit im Einklange eine Zunahme dolichoider wahrnehmen, wovon blos die zwei nordwestlichen Bezirke Liezen und Gröbming eine Ausnahme machen, welche sich hierin Mittelsteiermark anschliessen.

Ein Unterschied rücksichtlich der Statur bei Dolichoiden und Brachycephalen besteht nicht, denn für erstere berechnet sich dieselbe auf 1683 mm, für letztere auf 1682 mm, so dass diesbezüglich die deutschen Steirer weder mit den Salzburgern, noch mit den Ober- und Niederösterreichern übereinstimmen, bei welchen allen die dolichoiden Männer höheren Wuchses sind als die brachycephalen.

Ebenso wenig Einfluss auf den Wuchs hat die Farbe der Haare bei den einzelnen Kopfformen, denn

die blonden (1681 mm), hellbraunen (1688 mm) und braunen Dolichoiden (1686 mm) haben sowohl unter einander, als auch mit den gleichhaarigen Brachycephalen (in derselben Reihenfolge 1681 mm, 1689 mm und 1681 mm) dieselbe Körperlänge; nur die blonden Mittelformen mit Indices von 800—809 (1674 mm) besitzen eine kleinere Statur.

Auch die licht- (1681 mm) und dunkelhaarigen (1687 mm) Dolichoiden gleichen einander an Statur ebenso wie den betreffenden Haarfarben bei den Brachycephalen (1681 mm), während abermals die lichthaarigen Mittelformen (1674 mm) an Statur sowohl den dunkelhaarigen Mittelformen (1680 mm), als auch den zwei genannten Hauptformen nachstehen.

Auch hierin weichen die Steirer von den Oberösterreichern und Salzburgern, wo alle lichthaarigen Männer der verschiedenen Kopfformen kleineren Wuchses, und von den Niederösterreichern ab, wo wieder die lichthaarigen grösserer Körperlänge sind, als die dunkelhaarigen.

Obwohl die blauaugigen Dolichoiden (128♂ 1690 mm) sich durch einen höheren Wuchs vor allen anderen auszeichnen, die grauaugigen Dolichoiden (138♂ 1676 mm) durch einen kleineren — die Dolichoiden mit graubraunen Augen (70♂ 1689 mm), mit braunen (175♂ 1689 mm), ferner die Brachycephalen mit blauen Augen (562♂ 1681 mm), mit grauen (537♂ 1681 mm), mit graubraunen (318♂ 1683 mm) und mit braunen Augen (594♂ 1684 mm) besitzen alle die gleiche Körperlänge — verschwindet doch dieser Unterschied, wenn man blaue und graue als lichte Augen (266♂ 1683 mm) zusammenfasst, die diesfalls den lichtaugigen Brachycephalen (1099♂ 1682 mm) vollkommen gleichen.

Die lichtaugigen Mittelformen (117♂ 1675 mm) sind, in Uebereinstimmung mit den Haarfarben, kleinerer Statur.

Wie betheiligen sich die einzelnen Kopfformen bei den verschiedenen Typen?

Typus	Zahl	Dolichoide		Mittelform		Brachycephale	
		Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%
Heller	618	109	17·6	56	9·0	453	73·3
Dunkler	602	126	20·9	43	7·1	483	71·9
Lichter Misch-	93	21	22·5	9	9·6	63	67·7
Hellbrauner „	459	92	20·0	29	6·3	338	73·6
Graubrauner „	414	70	16·9	26	6·2	318	76·8
Grünlicher „	74	18	24·3	12	16·2	44	59·4
Dunkler „	537	93	17·3	38	7·0	406	75·6
Alle Mischtypen . .	1577	294	18·6	114	7·2	1169	74·1

Nach vorstehender Zusammenstellung zählen wir beim dunklen Typus mehr Dolichoide (21%), dafür etwas weniger Brachycephale als beim hellen.

Auch die Mischtypen verhalten sich diesbezüglich recht verschieden, denn abgesehen von dem blos durch zu geringe Zahlen vertretenen lichten und grünlichen, weist der hellbraune mehr Dolichoide (20%) und weniger Brachycephale (74%) auf als die übrigen, der graubraune die wenigsten Dolichoiden (17%) und die meisten Brachycephali (77%), während der dunkle Mischtypus die Mitte zwischen beiden hält (17% Dolichoide, 76% Brachycephale).

Unter dem hellbraunen Mischtypus gibt es daher mehr Dolichoide als beim hellen Typus, etwas weniger als beim dunklen Typus, aber mehr Brachycephale als bei den reinen Typen.

Beim dunklen Mischtypus wieder finden sich weniger Dolichoide und mehr Brachycephale als bei jedem der zwei reinen Typen.

Die Mischtypen im Allgemeinen weisen mehr Brachycephale (74%) als die reinen Typen und ausserdem auch mehr Dolichoide (19%) als der helle, weniger als der dunkle Typus auf, so dass sie bezüglich der Dolichocephalie zwischen den beiden reinen Typen zu stehen kommen.

Im Vergleiche mit Salzburg umfasst der helle Typus in Steiermark mehr Dolichoide (18 gegen 13%), der dunkle weniger (21 gegen 25%), und von den Mischtypen der hellbraune mehr (20 gegen 19%), der graubraune (17 gegen 18%) und dunkle (17 gegen 18%) etwas weniger Dolichoide.

Bezüglich Oberösterreichs hat Steiermark blos unter dem dunklen Typus (21 gegen 20%) etwas mehr Dolichoide, bei allen übrigen Typen weniger, und Niederösterreich gegenüber steht Steiermark mit der Anzahl der Dolichoiden bei sämmtlichen Typen beträchtlich nach.

Körperlänge und Kopfmaasse gestalten sich bei den einzelnen Typen folgendermassen (siehe Tabelle VI, Seite 212):

Bei den Dolichoiden überragt an Wuchs der dunkle Typus (1691 mm) alle übrigen unter einander gleichen (1683—1688 mm), während die Länge des Kopfes beim hellen Typus (193 mm) etwas grösser als beim dunklen Typus, dem hellbraunen, graubraunen und dunklen Mischtypus (192 mm) ist, die Kopfbreite aber wieder beim hellen Typus und graubraunen Mischtypus (150 mm) etwas grösser erscheint als beim dunklen Typus, hellbraunen und dunklen Mischtypus (149). Die Indices aber gestalten sich bei

Deutsche Männer aus Steiermark. *Tabelle VI.*

Körperlänge und Kopfmaasse der Typen.

Typus	Zahl	Körperlänge	Kopflänge	Kopfbreite	Index	Zahl	Körperlänge	Kopflänge	Kopfbreite	Index	Zahl	Körperlänge	Kopflänge	Kopfbreite	Index
	Dolichoiden					Mittelform (Index 800—809)					Brachycephali				
Heller	109	1683	193	150	777	56	1676	191	153	801	453	1681	187	159	850
Dunkler	126	1691	192	149	776	43	1684	191	154	806	433	1683	186	158	849
Lichter Misch-	21	1672	193	151	782	9	1656	189	152	804	63	1688	189	160	846
Hellbrauner "	92	1686	192	149	776	29	1690	191	153	801	338	1688	186	157	844
Graubrauner "	70	1688	192	150	781	26	1687	189	152	804	318	1683	186	158	849
Grünlicher "	18	1682	193	149	772	12	1691	188	151	803	44	1675	185	157	848
Dunkler "	93	1683	192	149	776	38	1666	190	153	805	406	1671	186	159	854

allen fast gleich, indem nur der graubraune Mischtypus (781 mm) einen etwas grösseren Breitenindex aufweist als die übrigen (766 dunkler Typus, dunkler Mischtypus, hellbrauner Mischtypus und 777 heller Typus).

Bezüglich ihrer Breitenindices gleichen die Dolichoiden Steiermarks unter den einzelnen Typen am meisten jenen von Salzburg (774—784), indem sie schmäler sind als jene von Oberösterreich (778—785) und Niederösterreich (780 mm); der Unterschied ist jedoch sehr gering.

Unter den Brachycephalen zeichnet sich der dunkle Mischtypus durch eine kleinere Statur (1671 mm) vor allen übrigen (1681—1688 mm) aus, indem derselbe auch hinter der Körperlänge der Dolichoiden des dunklen Mischtypus (1683 mm) zurückbleibt, ähnlich wie die Brachycephalen des dunklen Typus (1683 mm) gegen dessen Dolichoide (1691 mm), während sonst beide Kopfformen des gleichen Typus auch dieselbe Körperlänge besitzen.

Die Kopflänge der Brachycephalen der verschiedenen Typen, natürlich stets bedeutend geringer als bei den Dolichoiden, variirt ebensowenig wie bei den letzteren, indem auch bei den Brachycephalen der helle Typus eine etwas grössere Kopflänge (187 mm) als die übrigen Typen (186 mm) besitzt.

Auch die Kopfbreite ist bei den Brachycephalen des hellen Typus und des dunklen Mischtypus (159 mm) etwas grösser als beim dunklen Typus, graubraunen (158 mm) und hellbraunen Mischtypus (157 mm), selbstverständlich bei allen Brachycephalen viel grösser als bei den Dolichoiden des gleichen Typus.

Der Breitenindex zeigt sich beim dunklen Mischtypus (854) und hellen Typus (850) etwas grösser, die Brachycephalie also stärker als beim dunklen Typus, graubraunen (849) und hellbraunen Mischtypus (844).

Die Brachycephalen der verschiedenen Typen Steiermarks (Index 844—854) stimmen bezüglich ihrer Breitenindices nahezu ganz überein mit denen von Salzburg (846—851), Oberösterreich (847—857) und Niederösterreich (847—852).

Beim hellen Typus sind demnach Dolichoide und Brachycephale von gleicher Körperlänge, beim dunklen Typus dagegen die ersteren grösserer Statur als die letzteren; bei den durch grössere Zahlen vertretenen Mischtypen haben beide Kopfformen den gleichen Wuchs, ausser dem dunklen Mischtypus, dessen dolichoide Männer grösser sind als die brachycephalen.

Demnach besitzen die Deutschen in Steiermark blos bei den Dolichoiden des dunklen Typus und dunklen Mischtypus eine höhere Statur als bei den Brachycephalen, bei allen übrigen Typen bei beiden Kopfformen die gleiche, im Gegensatze zu Oberösterreich, Niederösterreich und auch Salzburg, ausser dem dunklen Typus, wo die dolichoiden Männer immer grösser sind als die brachycephalen.

Die vorstehenden Untersuchungen lassen folgende körperliche Merkmale für die Deutschen Steiermarks zusammenfassen:

Sie sind mittelgross (1683 mm), selten klein (6%), häufig gross (36%), haben vorherrschend dunkles (50%), viel seltener lichtes (28%) und hellbraunes Haar (21%), jedoch vorwiegend lichte (53%) Augen — blaue (27%) und graue (26%) in fast gleicher Anzahl — selten mischfarbige (17%).

Ihre Haut ist weit überwiegend weiss (66°/₀), sehr selten gelblich (18°/₀), noch seltener bräunlich (14°/₀) und braun (1°/₀).

Die reinen Typen (44°/₀) sind gegen die stärker vertretenen Mischtypen (56°/₀) in der Minderzahl; unter den ersteren der helle und dunkle Typus in gleicher Anzahl (je 22°/₀) vorkommend, unter den Mischtypen der dunkle (19°/₀) häufiger als der hellbraune (16°/₀) und graubraune (15°/₀), der lichte (3°/₀) und grünliche (3°/₀) sehr selten. Die Männer aller Typen haben die gleiche Körpergrösse (168 cm).

Nach der durchschnittlichen Länge (188 mm) und Breite (156 mm) ihres Kopfes gehören sie zu den Brachycephalen mit dem Index von 829 und überwiegen die Brachycephali auch im Einzelnen (73°/₀) sehr bedeutend die Dolichoiden (26°/₀).

Dolichoide und Brachycephale im Allgemeinen haben dieselbe Statur (168 cm), ebenso beide Kopfformen des hellen Typus, des hellbraunen und graubraunen Mischtypus (168 cm); die Dolichoiden des dunklen Typus (169 cm) dagegen und jene des dunklen Mischtypus (168 cm) sind höheren Wuchses als deren Brachicephali (168 und 167 cm).

Aehnlicherweise besitzen die Dolichoiden des dunklen Typus (169 cm) eine grössere Körperlänge als jene aller übrigen Typen (168 cm), während bei der Brachycephalie sämmtliche Typen mit derselben Körperlänge (168 cm) einhergehen.

Die Dolichoiden aller Typen haben die gleiche Kopfform (Index 77), die blos beim graubraunen Mischtypus (Index 78) ein wenig breiter ist; unter den Brachycephalen hat der helle Typus und dunkle Mischtypus (Index 85) etwas breitere Köpfe als die übrigen (Index 84).

Im hochgebirgigen Nordsteiermark ist der Wuchs der Männer (167 cm) etwas kleiner als im übrigen Lande (168 cm), treten lichte Haare (27°/₀ gegen 29°/₀) etwas seltener, schwarze (7°/₀) häufiger auf (in Mittel- und Südsteiermark 5°/₀) und haben die Männer öfters mischfarbige Augen (18°/₀ gegen 16°/₀).

Der helle Typus ist im Hochgebirge (20°/₀ gegen 23°/₀) seltener, ähnlicherweise aber auch der dunkle (21°/₀ gegen 22°/₀), der hellbraune Mischtypus (17°/₀ gegen 15°/₀) und dunkle Mischtypus (20°/₀ gegen 19°/₀) etwas häufiger, der graubraune seltener (14°/₀ gegen 15 und 16°/₀) als in den übrigen Landestheilen, so dass überhaupt in Nordsteiermark mehr Mischtypen (59°/₀) vorkommen als in Mittel- und Südsteiermark (55°/₀).

Ausserdem ist die Brachycephalie in Nordsteiermark (Index 824) etwas minderen Grades als in Mittelsteiermark (835) und kommen dort auch viel mehr dolichoide (33°/₀) und weniger brachycephale Köpfe (67°/₀) vor als in Mittelsteiermark (22°/₀ dolichoide, 78°/₀ brachycephale).

Ueber Geophagie.

Von **Dr. Richard Lasch** in Horn (Niederösterreich).

Seit Alexander v. Humboldt die wissenschaftliche Welt auf das merkwürdige Volk der Otomaken am Orinoko, welche Thon in grossen Quantitäten verzehren, aufmerksam machte, haben mehrere Forscher mit der Verbreitungsweise dieser Sitte auf der Erdoberfläche sich beschäftigt, sowie die Motive, welche den Genuss der Erde bedingen, in mehr oder weniger überzeugender Weise zu erklären versucht [1]). Durch die Erschliessung der unbekannten Gebiete des Erdballes und namentlich durch die genaue ethnographische Erforschung der sie bewohnenden Völker haben sich die die Geophagie betreffenden Thatsachen in einer Weise gehäuft, dass eine kritische, nach bestimmten causalen Gesichtspunkten vorgehende Sichtung des vorhandenen reichen Beobachtungsmateriales vielleicht als erwünscht erscheinen mag.

Bei dieser Sonderung der Facten muss es unser erstes Bestreben sein, sämmtliche bereits in den Rahmen der Pathologie fallende Beobachtungen auszuscheiden und nur die nicht pathologische, ökonomischen und abergläubischen Motiven entspringende Geophagie hier zu besprechen, während die pathologische Geophagie, als hauptsächlich den Arzt interessirend, in den Anhang verwiesen werden soll.

1. Erde als Nahrungsmittel.

Im dreissigjährigen Kriege wurde in Pommern (bei Camin) nach Angabe des Chronisten Micraelius Erde unter das Brot verbacken; dasselbe geschah in der Lausitz (bei Muskau), im Dessauischen (bei Klieken), später, 1719 und 1733, in der Festung Wittenberg [2]). Die unter das Brot verbackene Erde führt den Namen des sogenannten Bergmehles und stellt eine sehr weiche und zarte Infusorienerde dar. Die Schalen der Infusorien sind so klein, dass sie beim Zusammenbeissen der Zähne nicht gefühlt werden.

[1]) Vgl. Humboldt, Sur les peuples qui mangent de la terre. — Annales des Voyages, II, 1809. pp. 248—254. — Derselbe, Ansichten der Natur. I, S. 163—168 (Ausgabe von Cotta in 12°, Stuttgart 1860). — Osiander im „Neuen Hannover'schen Magazin", 1818, Nr. 26 und 27. — Kleinpaul im „Ausland", 1876, S. 21 ff.

[2]) Humboldt, Ansichten der Natur. Stuttgart 1860. 12°, I, S. 168. — Ehrenberg, Ueber das unsichtbar wirkende organische Leben. Berlin 1842. S. 41.

In den Sandsteingruben des Kyffhäuser streichen sich die Arbeiter einen feinen Thon, die sogenannte „Steinbutter", auf das Brot, ebenso die Arbeiter im Franzensberg bei Ebsdorf im Lüneburgischen.

Dieselbe in Deutschland als Bergmehl bezeichnete Infusorienerde wird nach Berzelius und Retzius im äussersten Norden von Schweden (Lappland) zu Hunderten von Waggonladungen unter das Brot verbacken genossen. Auch in Finnland mischt man solche Erde hie und da zum Brote [1]). Ebenso wird auf der Halbinsel Kola eine Erde genossen, die sich namentlich am Ponoi-Flusse reichlich vorfindet. Professor Schmidt, der dieselbe untersuchte, fand, dass sie ein fein zermalmter und geschlämmter Kaliglimmer sei, nicht den geringsten Nutzen für die Ernährung besitze und nur durch Anfüllung des Verdauungscanales das Hungergefühl beschwichtige [2]).

In Oberitalien (bei Treviso) und in Steiermark wird ein fetter, an Infusorienerde reicher Thon genossen und sein Wohlgeschmack gerühmt, ja ihm mit grosser Bestimmtheit ernährende Eigenschaften zugeschrieben [3]).

Auf der Insel Sardinien wird Brot und Eicheln nicht blos in Erde verbacken, sondern Erde wird wie andere Lebensmittel auf den Markt gebracht, dann zu kleinen Kuchen, Plätzchen und Röllchen geformt, geröstet und angeblich mit Cocablättern (sic!) vermischt genossen, kurz als Naschwerk behandelt [4]).

Als Nahrungsmittel, insbesondere als Leckerbissen, wird Erde in Persien in grosser Menge genossen, trotz eines diesbezüglichen, jedoch erst aus neuerer Zeit datirenden Verbotes [5]). Auf den Bazaren der persischen Städte Meschhed, Kirman, Tebbes werden erdartige Stoffe feilgeboten. Von den essbaren Erden gelten als die besten: Ghel Mahallat (= Thon von Mahallat; derselbe stammt aus dem Kuh-i-Mahallat, 10 Farsach westlich von Kum und ist ein äusserst

[1]) Humboldt, ibidem.

[2]) Bullet. acad. imp. des sciences de St. Pétersbourg, XVI. Nr. 3. Mai 1871. pp. 203—207.

[3]) Wernich in Eulenburg's Realencyklopädie der gesammten Heilkunde, 1881, Bd. VI, S. 17.

[4]) Kleinpaul in der „Gartenlaube", 1886, S. 128.

[5]) Brugsch, Im Lande der Sonne. Wanderungen durch Persien. Berlin 1886. S. 228.

reiner Porzellanthon) und Ghel-i-Giveh (= Thon von Giveh). Göbel, der diese Thonarten untersuchte, fand aber auch nicht die Spur von dem Vorhandensein eines organischen Stoffes, überhaupt keinen Nährstoff[1]). Von essbarem Thon in der Gegend von Nischapur berichten bereits die arabischen Geographen Edrisi und Ibn-Haukal, die türkischen Geographen Hadschi Chalfa und Bakui und der arabische Arzt Ibn-Baithar. Der letztere nennt die Erde von Nischapur (Thin nisaburi) nach den Angaben mehrerer anderer arabischen Aerzte als eine essbare, roh und geröstet vielfach genossene Speise. Man mischte sie mit Gewürzen, Wohlgerüchen und machte Pastillen und Torten daraus. Ibn-Baithar sagt, er habe durch sie besonders Leute geheilt, die an widernatürlichen Gelüsten litten. Sie wurde der kinolischen Erde (einer Thonerde) gleichgestellt[2]). Auch in der Gegend von Kirman findet sich essbare Erde, die sogar etwas kohlensäurehaltig ist. Polak bemerkt von den Persern, dass sie durch Uebung einen feinen Geschmack erhalten und sofort die verschiedenen Erdarten unterscheiden[3]).

Im malayischen Archipel werden ebenfalls gewisse Erdarten mit Vorliebe gegessen. Die Eingeborenen nennen dieselben ampoh. Ampoh ist fast in jedem inländischen Kaufladen zu haben. Während die Dajak die Erde in der Sonne trocknen, wird sie in Java (insbesondere in der Provinz Bantam) erst gebacken. In Surabaya gibt es eine nach Salz schmeckende Art, indem hier die halbgetrockneten und von Sand befreiten Erdkuchen mit Salzwasser bestrichen werden. Durch die chemische Untersuchung dieser Erdarten wurden nur anorganische Stoffe mit theerhaltigem Thon nachgewiesen, so dass jene für die Ernährung vollkommen werthlos sind[4]). Schon La Billardière sah diese Erdkuchen auf Java zwischen Surabaya und Samarang während der d'Entrecasteaux'schen Weltumseglung[5]), Mohnike schickte 1847 Proben davon nach Berlin, wo sie Ehrenberg untersuchte. Nach ihm ist es ein Süsswassergebilde, auf Tertiärkalk aufgesetzt, aus mikroskopischen Magenthieren (Gallionella, Navicula) und Phytholitharien bestehend[1]).

Nach einer anderen Angabe wird die rothe Erde ampoh (oder amnoh) hauptsächlich in der Gegend von Pakendien (in der Residentschaft Cheribon) ausgegraben und in Körben nach Tegal (einer Hafenstadt an der Nordküste Javas) ausgeführt und dient theils zum Essen, theils zum Räuchern[2]).

Abgesehen von dem Erdeessen der schwangeren Frauen, von dem später die Rede sein soll, kommt die Geophagie in Java auch bei Männern und nicht graviden Frauen vor, welche dann fortwährend, unter allerlei Vorwänden, Erde zu sich nehmen[3]). Hiebei muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass nach Wernich's Angabe unter den an Beriberi (die in Java sehr verbreitet ist) Leidenden und von dieser Krankheit Genesenden pathologische Geophagie nicht selten vorkommt[4]).

In Borneo findet sich die Sitte des Erdeessens bei den Dajak, z. B. bei den Stämmen am Kutei-Flusse, bei den Arbeitern in den Steinkohlenminen von Oranje-Nassau (im südöstlichen Borneo)[5]). Es wird daselbst eine Art Kohlenschiefer gegessen, die zweifellos giftig wirkt und bei längerem Gebrauche den Tod zur Folge haben kann. Zufolge einer Analyse, die der Director der Borneo Steinkohlen-Compagnie vornehmen liess, waren in einer essbaren Erde, die sich bei Bandjer Masin findet, 15% Steinkohlenharz enthalten. Sonst bestand sie aus stark schwefelkieshaltigem Thone. Sie ist zweifellos als gesundheitsschädlich zu bezeichnen[6]). Wilken bemerkt von den Minenarbeitern von Oranje Nassau, dass gerade Jene Erdeesser sind, welche früher dem Gebrauche des Opiums besonders ergeben waren. Die Erde dient hier also als ein Surrogat für das Opium. Daher ist es kein Wunder, dass die Geophagen unter den Arbeitern der genannten Mine von Dr. Greiner als durch melancholischen Habitus, starke Abmagerung und chronische Augenentzündung gekennzeichnet beschrieben werden[7]).

[1]) Bullet. acad. imp. des sciences de St. Pétersbourg. T. V, Nr. 6, pp. 398—407.

[2]) Sontheimer, Zusammenstellung der Heil- und Nahrungsmittel nach Ibn-el-Baithar, II. S. 175

[3]) Polak, Persien. Leipzig 1865. II, S. 273.

[4]) Altherr, Eetbare aardsoorten en geophagie. Natuurkundig Tijdschrift v. Nederl.-Indie, XIII, S. 83. — v. d. Burgh, De Geneesheer in Nederl.-Indie. Bearb. von Diemer. „Globus", Bd. 51, 1887. S. 271—272.

[5]) La Billardière, Voyage à la Récherche de la Pérouse, II, p. 322.

[1]) Bericht über die Verhandl. der Berliner Akademie der Wissensch., 1848. S. 2:2—225.

[2]) Müller, Beschreibung der Insel Java. Nach den Berichten Kussendrager's etc. Berlin 1860. S. 119.

[3]) Wilken-Pleyte, Handleiding voor de vergelijkende volkenkunde van Nederl.-Indie. Leiden 1893. S. 20.

[4]) Wernich in Eulenburg's Realencyklopädie der gesammten Heilkunde, VI, S. 18

[5]) Veth, Borneo's Wester-Afdeeling. Zaltbommel, 1856. II, S. 273—274.

[6]) Zeitschrift für Ethnologie. III, 1871, S. 273.

[7]) Wilken-Pleyte, Handleiding. S. 21.

In China ist das Erdeessen weit verbreitet. Pater du Halde[1]) erwähnt einer Thonerde aus der Provinz Schensi, deren sich die Chinesinnen bedienen, um eine blasse Hautfarbe zu bekommen. Solche Erden finden sich auch in vielen anderen Gegenden Chinas und werden, wie in Persien und Java, öffentlich verkauft: Ehrenberg hat auch einige dieser Erden chemisch untersucht[2]).

Auch die Aino auf Jesso nehmen gelegentlich fette Thonerde, und zwar mit Kräutern und Wurzeln vermengt, als Nahrung zu sich. So wurde es wenigstens v. Siebold von Anderen versichert; er selbst hatte nicht Gelegenheit, sie ein solches Gericht verzehren zu sehen[3]).

So wie die Tungusen um Ochozk, essen auch die Itälmenen (Kamtschadalen) und Korjäken eine Art von feinem und geschlemmtem Thon, der wie Schmant (Fettmilch, Obers) aussieht und nicht unangenehm schmeckt, aber zugleich dabei adstringirt. Dieser Thon findet sich um den kurisischen Osero bei Chariusowka und Elutora[4]). Erman beschreibt diesen Thon näher als den gelatinisirenden Detritus eines trachytischen Gesteines, fügt jedoch hinzu, dass diese „Erdsahne" nur ausnahmsweise und an gewissen Stellen gegessen werde[5]).

In Afrika ist das Erdeessen ebenfalls ungemein verbreitet. Humboldt gibt an, dass die Neger in Guinea eine gelbliche Erde, die sie Caouac nennen, essen. „Werden sie als Sclaven nach Westindien gebracht, so suchen sie sich dort eine ähnliche Erde zu verschaffen. Sie versichern dabei, das Erdeessen sei in ihrem afrikanischen Vaterlande ganz unschädlich[6])." Golberry fand in Senegambien an den Ufern der in den Golf der Los-Idolos-Inseln und in den oberen Lauf des Bunk-Flusses mündenden Flüsse eine weisse, seifenartige Erde, die so weich wie Butter ist und dabei so fett, dass die Neger ihren Reis und andere Speisen damit anmachen, die sehr wohlschmeckend werden (!). Diese Erde ist eine Thon- oder Bolusart und unschädlich für den Magen[7]).

[1]) Du Halde, Description geograph. hist. chronol. et phys. de l'Empire de la Chine. Paris 1735.

[2]) Monatsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften. Berlin 1851, Nov. S. 735.

[3]) v. Siebold, Ethnologische Studien über die Ainos. Berlin 1881. S. 37, Anm. 5.

[4]) Steller, Beschreibung von Kamtschatka. Frankfurt und Leipzig 1774. S. 324—325.

[5]) Zeitschrift für Ethnologie. III. 1871. S. 150.

[6]) Humboldt, Ansichten der Natur, I, S. 167.

[7]) Golberry, Reise durch das westliche Afrika in den Jahren 1785—1787. Aus dem Französischen. Berlin 1804. II, S. 324.

Mathews[1]) erwähnt derselben Erde aus Sierra-Leone, während Winterbottom (wohl mit Unrecht) behauptet, dass hier eine Verwechslung mit der Butter des Schih- oder Butterbaumes (Bassia Parkii) vorliege[2]).

Eine röthliche Erde, die an der Guineaküste gegessen wird, wurde von Ehrenberg chemisch untersucht[3]). Ueber wohl dieselbe Erdart berichtet Plehn aus Kamerun, dass sie von den Dualla-Negern in Form kleiner, am Feuer gerösteter Kugeln genossen werde. Die Hauptfundstätte dieses Thones ist die nächste Umgebung von Deidodorf. Ihr Name in der Duallasprache ist Ckoki. Diese Erde wird auch gegen Magenbeschwerden mit Vorliebe angewendet[4]).

Cameron beobachtete auf seiner Afrikadurchquerung einen Fall von Geophagie bei einem Suahelihändler, der sich seiner Karawane angeschlossen hatte und aus Sparsamkeitsrücksichten versuchte, von Gras und Erde zu leben, sich jedoch begreiflicherweise an diese Diät nicht gewöhnen konnte und bald darauf an Entkräftung starb[5]). Es muss daher dahingestellt bleiben, ob wir es hier nicht mit einem Falle pathologischer Geophagie zu thun haben.

Am Tanganyka-See geniessen viele Leute Töpferthon mit Vorliebe, doch gehört die Geophagie daselbst grösstentheils in das Gebiet der Krankheiten[6]).

In Neuguinea wurde das Erdeessen aus Leckerei bei den Papuas der Humboldtbai beobachtet[7]). Ausserdem fand es Finsch noch an mehreren Orten in Deutsch-Neuguinea, z. B. am Cap della Torre an der Hansemann-Küste, dann in der Nähe der Humboldtbai. Die essbare Erde, die Finsch auch zum Tausche angeboten wurde, wird in der Form flacher 20 cm breiter Kuchen gebracht, mit einem Loch in der Mitte, um ein Tragband hineinzuknüpfen. Diese Erde erwies sich bei der chemischen Untersuchung vorherrschend als Magnesia, Eisenoxyd, Thonerde, Kieselsäure mit Spuren von Kalk und Phosphorsäure.

[1]) Mathews, Reise nach Sierra-Leone. Aus dem Englischen. Leipzig 1789.

[2]) Winterbottom, Nachrichten von der Sierra-Leone-Küste. Aus dem Englischen. Weimar 1805. S. 99, Anmerkung.

[3]) Ehrenberg, Ueber die rothen Erden als Speisen der Guinea-Neger. 4°. Berlin 1868.

[4]) Mittheilungen aus deutschen Schutzgebieten, Bd. VII, Heft 2, S. 96.

[5]) Cameron, Quer durch Afrika. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1878. I, S. 306 und 323.

[6]) Baumann, Durch Massai-Land zur Nilquelle. Berlin 1894. S. 222.

[7]) Robidé v. d. Aa, Reizen naar Nederl.-Nieuw-Guinea. s'Gravenhage 1879. S. 269.

Sie dient den Eingeborenen nicht als Nahrung, sondern als Leckerei [1]).

Von den Kanaken Neucaledoniens wird berichtet, dass sie, um ihren Hunger zu stillen, faustgrosse Stücke von grünem, weichem, zerreiblichem Speckstein (Steatit) ässen, in denen Vauquelin einen nicht unbeträchtlichen Kupfergehalt fand [2]). Garnier fand in der Nähe von Baladea einige Geophagen unter den Leuten von Tiari, aber nur unter den Frauen und Kindern. Die verzehrte Erde, die geschmacklos sein soll, heisst „payute" [3]). Dieselbe soll nach einer anderen Angabe ebenfalls eine Art Speckstein und kupferhaltig sein [4]). Auch soll es nach Lohrsen im Norden der Insel eine thonige Erde geben, die genossen wird [5]).

Auf Neuseeland assen die Maoris um den Taupo-See herum früher den feinen, graugelben Schlamm, den die Vulcane auf der Nordinsel auswerfen und den die europäischen Ansiedler native porridge (einheimischer Hirsebrei) nennen. Er ist ganz geschmack- und geruchlos [6]). Oder es wurde ein weisser alkalischer Thon, der zugleich als Seife diente, genossen [7]).

Auf Tahiti kommt Geophagie heutzutage nicht mehr vor, doch deutet die von Ellis mitgetheilte Sage vom Ursprunge des Brotfruchtbaumes darauf hin, dass das Volk früher, wohl aus Mangel einer besseren Nahrung, unter Anderem auch von einer rothen Erde lebte [8]).

Auf dem amerikanischen Continente ist das Erdeessen ungemein weit verbreitet. Im fernsten Norden, am Mackenzie-Fluss an der Stelle der Einmündung des Bärenflusses, findet sich Pfeifenthon, der frisch plastisch ist, aber rasch trocknet und zu Zeiten des Mangels von den Tschippewä-Indianern gegessen wird [9]).

Von den Wilden in Florida berichtet schon Cabeza de Vaca, dass sie, „um ihren Hunger zu stillen, ausser Spinnen, Ameiseneiern, Eidechsen und Schlangen auch eine Art fetter Erde essen. Ja, ich glaube, wenn es in diesem Lande Steine gäbe, würden sie diese auch verschlucken" [1]). Heute noch soll das Erdeessen aus Hunger in Georgia öfter vorkommen, auch unter Weissen [2]).

In Mexiko ist das Erdeessen bei Erwachsenen, namentlich Frauen, und bei Kindern häufig zu finden. In Guadalajara, San Luis, Puebla und a. a. O. werden auf dem Markte eine Art Pastillen verkauft, die aus leicht gebrannter, weisser, thoniger Erde bestehen und sehr gut schmecken sollen [3]). Uebrigens sind auch die in Mexiko und ganz Mittelamerika die Stelle des Brotes vertretenden Tortillas (Kuchen aus Maismehl) sehr stark kalkhaltig und ist dieser Kalkgehalt oft als die Ursache der in jenen Ländern häufigen Magen- und Darmerkrankungen angesehen worden — nach unserem Dafürhalten mit Unrecht.

Aus Guatemala beschreibt Stoll zweierlei Erdsorten, die genossen werden. Die eine ist eine hellgelbe oder graue, stark riechende Substanz, die eine durch Witterungseinflüsse pulverisirte vulkanische Asche darstellt, beim Essen sich vollkommen geschmacklos erweist, von den Indianern aber als ein Gewürz von vorzüglicher Güte angepriesen und sak cab (die weisse Süssigkeit) genannt wird. Sie versieht nach Stoll bei den Indianern den Dienst eines Zahnpulvers und wird nur in geringen Quantitäten genossen, indem die Speisen in der Regel damit blos bestreut werden [4]).

Die zweite Form des Genusses erdiger Substanzen hat einen religiösen Hintergrund und kommt später zur Besprechung.

Auf Martinique verkaufte man 1751 heimlich eine rothe oder gelbe Erde (un tuf rouge, jaunâtre) auf den Märkten an die Negersclaven trotz des diesbezüglich ergangenen Verbotes [5]).

In Südamerika fröhnt dem Erdeessen vor Allem das Volk der Otomaken am Orinoko, und die classische Schilderung, die uns Humboldt von ihm entworfen, hat ja die wissenschaftlichen Kreise zuerst auf dieses merkwürdige Nahrungsmittel aufmerksam gemacht [6]).

---

[1]) Finsch, Samoafahrten. Leipzig 1888 S. 295 und 346.

[2]) La Billardière, Voyage à la Récherche de la Perouse, II, p. 205 und 214.

[3]) „Globus", 1868, Bd. 13, S. 102.

[4]) Jung, Der Welttheil Australien Prag 1883 III, S. 51.

[5]) „Globus", 1883, Bd. 44, S 107.

[6]) Jung, Der Welttheil Australien, IV. S 196.

[7]) Dieffenbach, Travels in New-Zealand. London 1843. I. S. 185.

[8]) Ellis, Polynesian Researches London 1859.

[9]) „Ausland", 1869, S. 112.

[1]) Cabeza de Vaca. Relacion de los Naufragios. Cap XVIII, p 20 in Barcia, Historia dores Primitivos de las Indias Occidentales Madrid 1749. Vol. I.

[2]) „Ausland", 1862, S. 519.

[3]) Nach Posselt im „Globus", 1882, Bd 41, S. 319

[4]) Stoll, Guatemala Leipzig 1884. S. 133—134.

[5]) Thibault de Chanvalon, Voyage à la Martinique, p. 85. Citirt bei Humboldt, Ansichten der Natur, I, S. 167.

[6]) Humboldt, Relation historique, t. II, p. 618 620. — Reise, deutsche Ausgabe, 4. Theil, S. 557. — Ansichten der Natur, 1860, I, S. 163—166.

Während Humboldt's Vorgänger, der unkritische und leichtgläubige Pater Gumilla, die Geophagie der Otomaken noch ausdrücklich in Abrede stellt [1]) und behauptet, die als Speise dienenden Lettenkugeln seien mit Maismehl und Krokodilfett innigst vermengt, fand Humboldt den Genuss von Erde in grossem Maasse bei den Otomaken sehr beliebt. Die Erde ist ein milder, fetter Töpferthon, resp. Letten von gelblichgrauer Farbe, mit etwas Eisenoxyd gefärbt. Diese Erde bildet namentlich in der Regenzeit die Hauptnahrung der Otomaken, und selbst in trockenen Jahren, wenn Fischnahrung genügend vorhanden ist, wird täglich nach der Mahlzeit etwas Erde als Leckerbissen verzehrt. Eine nachtheilige Folge für die Gesundheit soll durch das Erdeessen nicht bedingt werden.

De Pons berichtet von denselben Otomaken, dass sie Erde mehr als Leckerei als aus Nahrungsbedürfniss geniessen. Die von Gumilla (siehe oben) erwähnte, von Humboldt angezweifelte Beimengung von Krokodil- und anderem Fette zur Erde kommt thatsächlich, jedoch nur in der Küche der Häuptlinge, vor. Ausser den Otomaken essen alle anderen wandernden Horden am Ufer des Meta (linker Nebenfluss des Orinoko) ebenfalls Erde [2]). Ein neuerer Beobachter nennt als Geophagenstämme des Orinoko-Beckens weiter die Mavitsis, Maquiritares, Amaypures u. A. Diese Indianer backen den Thon zuweilen in Sesche-Oel und dann bietet diese Art Backwerk wirklich einige nahrhafte Bestandtheile. Doch magern die Indianer, welche der Leidenschaft des Thonessens bis zur Unmässigkeit fröhnen, merklich ab und bekommen einen blassen Teint. Der Geschmack an Thonerde wird bei manchen so ausgesprochen, dass man sie von den aus eisenhaltigem Thon erbauten Wohnhäusern Stücke abreissen sieht, welche sie gierig in den Mund stecken. Es gibt Kenner und Feinschmecker in dieser Erde; nicht alle Sorten schmecken gleich angenehm und werden daher je nach dem Geschmacke verschiedene Qualitäten unterschieden. Auch einige Weisse in Venezuela haben die Geophagie von den Indianern angenommen [3]).

[1]) Gumilla, Historia del Rio Orinoco. Nueva impr. 1791. T. I, p. 179.

[2]) De Pons, Voyage à la partée orientale de la terre-ferme, dans l'Amérique meridionale 1801—1804. Paris 1806. T. I, p. 298. — Deutsche Ausgabe. Weimar 1807. S. 101—102.

[3]) Cortambert, Coup d'oeil sur les productions et sur les peuplades géophages et les autres populations des bords de l'Orénoque. — Bull. Soc. Geogr. Paris 1861, Mars, p. 208—220. „Ausland", 1861, S. 567.

Am Rio Magdalena fand schon Humboldt im Dörfchen Bueno Geophagie, indem die indianischen Weiber daselbst während des Töpfedrehens grosse Portionen Letten verzehrten [1]). Dr. Saffray beschreibt ebenfalls einen essbaren sehr fettigen Thon von gelblicher oder röthlicher Färbung mit zersetzten Bestandtheilen von Kryptogamen und kleinen Thierchen (Infusorienerde), der am unteren Magdalena gegessen wird [2]).

Als Erdeesser werden uns weiter die Caripunas am Madeira [3]), ferner die Rucuyenne-Indianer im französischen und brasilianischen Guyana angegeben [4]). Von letzteren berichtet Crevaux, dass sie täglich von schwarzen, im Rauche getrockneten Thonkugeln mehrmals essen; mit einem Knochenstückchen oder einem Messer schabten sie davon den Thon als ein feines Pulver ab, dass sie mit Wohlbehagen verschluckten.

Bei dem Caribenstamme der Bakaïri am Kulisehu (Quellfluss des Schingu) in Centralbrasilien werden Kinderpuppen aus einem essbaren rothen Lehm verfertigt. Von diesem Stoff sagen die Bakaïri, dass ihre Grossväter ihn verzehrten, bevor sie die Mandioka kannten. Heute ist der schwere fette Teig kaum wohl mehr ein geschätzter Leckerbissen, doch schlecken die Kinder noch zuweilen daran. Auch in der Bakaïri-Sage von Keri und Kame (Sonne und Mond) kommt die rothe Erde am Salto des Paranatinga als erstes Nahrungsmittel Keri's vor [5]).

Bei den Bororó in Mattogrosso sah v. d. Steinen, dass sie von der Mauer des Stationshauses wie in Gedanken Stückchen abbrachen und aufassen [6]). In der Regenzeit soll auch, nach Angabe eines Brasilianers, der als Kriegsgefangener jahrelang unter ihnen lebte, da sie Tage und Wochen ohne irgend welches Essen sind, viel mit Lehm angerührtes Wasser zu ihrer Stärkung trinken, jedoch keinen Lehm essen [7]).

In Südbrasilien fand St. Hilaire in Paranagua, Guaratuba und anderen Theilen der Provinz Santa Catharina ebenfalls Menschen, die Erde verzehren und

[1]) Humboldt, Ansichten der Natur, I, S. 166. — Gilij, Saggio di Storia Americana, II, p. 311.

[2]) „Globus", 1873, Bd. 23, S. 8.

[3]) Martius, Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas. Leipzig 1867. I, S. 415.

[4]) „Globus", 1881, Bd. 40, S. 262.

[5]) v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens. Berlin 1894. S. 282 und 382.

[6]) Ibidem, S. 282.

[7]) Ibidem, S. 481.

führt es auf perverse Geschmacksrichtung zurück [1]). Auch in Paraguay ist das Erdeessen ziemlich verbreitet, soll aber im Lande selbst als üble Gewohnheit gelten [2]).

Im westlichen Südamerika fand HUMBOLDT in Popayan, einer Stadt Columbiens, sowie in mehreren Städten von Peru Kalkerde als Esswaare für die Indianer in den Strassen zum Verkaufe ausgeboten. Dieser Kalk wird mit der Coca zusammen genossen [3]). In Bolivia, auf den Hochebenen, z. B. in Oruro, wird hingegen wieder eine leichte, weisse Thonerde, die sogenannte Pasa, genossen und wird auf dem Markte gleich den übrigen Lebensmitteln verkauft. Das Erdeessen ist über das bolivianische Hochland weit verbreitet, auch theilweise unter den Weissen, besonders unter den Frauen. Man isst den Thon entweder gleich roh, so wie er in der Nähe von Oruro gegraben wird, theils schlemmt man ihn und formt ihn zu verschiedenen Figuren: Töpfen, Krügen, Heiligen etc., und mengt auch wohlriechende Harze bei, um den Geschmack der Erde zu verbessern. Diese Erdfiguren werden vorzugsweise von den besseren Classen consumirt. Unter den Indianern ist das Erdeessen allgemeiner verbreitet, bei den Weissen verhältnissmässig selten. TSCHUDI lernte eine Dame kennen, welche seit langen Jahren täglich eine Monstranz oder einen Heiligen aus Thon genoss [4]).

2. Die Geophagie der Schwangeren.

Die krankhaften Gelüste der Schwangeren, die sich oft auf die absurdesten Dinge erstrecken, sind bekannt; doch ist die physiologische Erklärung hiefür noch nicht gegeben worden. Diese perversen Gelüste der Schwangeren erstrecken sich auch auf viele nicht geniessbare Dinge, unter Anderem Kreide, Mörtel und endlich auf Erde und Sand.

Naturgemäss ist der Magen nicht im Stande, diese Substanzen zu vertragen und es kommt daher zu mehr oder minder heftigem Erbrechen.

Durch dasselbe können aber, namentlich in den letzten Monaten der Schwangerschaft, Uteruscontractionen ausgelöst werden, ja es kann zur Einleitung der Geburt selbst kommen.

Diese Erfahrung gibt uns eine Erklärung an die Hand für die auffallende Erscheinung, dass an den verschiedensten Orten des Erdballes der Genuss von Erde als wehenbefördernd und geburtserleichternd angesehen wird. Hiezu trug noch bei, dass erfahrungsgemäss die Befriedigung des unnatürlichen Gelüstes der Schwangeren für ihr Wohlbefinden eine unumgängliche Nothwendigkeit war.

Dass auch hierzulande diese Vorstellung nicht völlig fremd ist, beweist der von HOFMANN [1]) erwähnte Fall, wo eine Schwangere auf Anrathen ihres Liebhabers wochenlang fein gepulverte Kreide genommen hatte, um Abortus zu erzeugen. Der Schlamm vom Schleifstein gilt, vielleicht seines Eisengehaltes wegen, im Volke als ein vorzügliches Abortivum.

Bei den kaukasischen Juden essen die Kreissenden, wenn die Geburt sich verzögert, Erde vom Grabe einer Person, welche im Verlaufe der letzten 40 Tage gestorben ist. Die Erde wird in ein Glas Wasser gethan und davon der Gebärenden zu trinken gegeben. Hilft dieses Mittel nicht, so holt man noch einmal Erde, aber tiefer aus dem Grabe und verfährt wie früher [2]).

In Damascus geniessen die schwangeren Frauen das Pulver eines wohlriechenden Steines, genannt Tubaret homra (= rother Staub), angeblich des angenehmen Geruches und der Gesundheit wegen (d. i. um eine leichte Entbindung zu erlangen) [3]).

In Aleppo wird dagegen ein wie mit Tabakrauch durchgezogener Letten, Terebât-hâlebieh, der nur einen geringen Kalkgehalt besitzt und von organischen Beimischungen frei ist, zur Erleichterung der Geburt von den Kreissenden gegessen [4]).

Auch die Geophagie, welche in der zu Bethlehem im heiligen Lande befindlichen, den Lateinern gehörigen Milchgrotte getrieben wird, gehört hieher. Die sich an die Grotte knüpfende Tradition: bei der Flucht der heiligen Familie vor den Verfolgungen des Herodes sei, als die Verfolgten in der erwähnten Grotte sich verbargen, Milch aus dem Busen der Jungfrau auf den Fels gespritzt und seither habe derselbe die Gabe, die Milch der Frauen und Thiere zu vermehren, kann den wahren Charakter dieser Geophagie nicht verwischen. Christen und Mohame-

[1]) RENGGER, Reise nach Paraguay. Aarau 1835. S. 326.

[2]) RENGGER, Reise nach Paraguay, S. 327.

[3]) HUMBOLDT, Ansichten der Natur, I. S. 168.

[4]) V. TSCHUDI, Reisen durch Südamerika. Leipzig 1869 V. Bd.

[1]) HOFMANN, Lehrbuch der gerichtlichen Medicin. 6. Aufl. Wien 1893. S. 241.

[2]) „Globus", 1880, Bd. 38, S. 200. — PLOSS, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, 1885, I. Aufl., II. S. 346.

[3]) PETERMANN, Reisen im Orient. Leipzig 1865. 2. Aufl., S. 152.

[4]) PLOSS, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, II, S. 373.

daner glauben an die milchabsonderungs- (und wehen-) befördernde Wirkung der aus dem Pulver des Kalksteines der Grotte geformten Kuchen, die sie ihren Weibern zu essen geben [1].

Auch die persischen Frauen verzehren, namentlich in den letzten zwei Monaten der Schwangerschaft, mehrere Arten von Erde (zwei indische, sowie armenischen und kaukasischen Bolus, sowie Kalkstein von Kaswin) [2]. In Sindh geniessen die Frauen eine erdige, seifenähnliche Substanz, welche von den Eingeborenen „tschamiah" genannt und aus den Seen unfern von Halla gewonnen wird [3].

In Audh (Lakhnau) essen nach Jagor's Mittheilungen die schwangeren Frauen Erde in Gestalt kleiner Knollen, in Bengalen in Form kleiner, zierlicher Scheiben [4]. Diese werden auf den Märkten (auch in Calcutta) unter dem Namen padkola verkauft. In der Gegend von Patna findet man einen gelblichgrauen Thon, ähnlich der Siegelerde, aus welcher die bekannten indischen Alcarrazas (dünne Gefässe zur Abkühlung des Wassers) verfertigt werden. Diese sollen von den schwangeren Frauen zerbrochen und verzehrt werden. Dieselbe Sitte führt Brücke [5] als in der Mongolei bestehend an.

Bei den Tamilfrauen in Südindien und Ceylon gilt Erde von Termitenhaufen, in denen Schlangen hausen, innerlich genommen als gutes Mittel für die Erlangung einer Nachkommenschaft [6].

Im malayischen Archipel findet sich die Geophagie theilweise nur bei Schwangeren. So z. B. bei den Malayen auf Sumatra. Dann bei den Battak, welche die Erde selbst bangi nennen [7]. Modigliani fand dieselbe (er nennt sie bagne) auf den Märkten im Toba-Hochlande, namentlich in Balighe, feilgehalten. Nach ihm soll sie die Gabe haben, das Erbrechen der Frauen während der Schwangerschaft zu stillen [8]. In der Residentschaft Tapanuli [9], im Padangschen Hochlande (in Payakembo) [1] wird Erde (napah) von schwangeren Frauen gegessen. Hekinga beschreibt eine Reihe von essbaren Erdsorten aus Sumatra, die von Frauen während der Schwangerschaft als Mittel gegen Verstopfung gegessen werden [2].

Auf Java wird ampoh (essbare Erde, siehe oben) ebenfalls hauptsächlich durch Schwangere genossen, als Umlagerungsmittel für den Fötus (damit das noch ungeborene Kind sich aufstellt). Nach der Entbindung essen sie ampoh nicht mehr [3].

Auf Amboina und den Uliassers kommt eine Sorte Thon vor, die batu poan oder poang genannt und von den Frauen viel gegessen wird [4]. Namentlich die Erde, die sich am Flusse Waikia (auf Amboina) findet, ist besonders berühmt und wird von schwangeren Frauen gesucht [5]. Auch auf Sumbawa wird Erde aus dem angeführten Grunde genossen [6].

In Siam wird nach Chandler Speckstein von den Frauen genossen [7]. Vielleicht haben wir auch hier mit Geophagie während der Schwangerschaft es zu thun.

Auch bezüglich des Vorkommens des Erdeessens der Schwangeren in Afrika liegen Angaben vor. So verzehren die Frauen der Mahenge eine besondere Art rothen Thon (Likite) mit Leidenschaft [8]. Im Congogebiete ist es nach Ward ein allgemeiner Gebrauch der Frauen, Thon oder Sand bei Geburten zu geniessen [9].

Endlich werden in Guatemala grosse Stücke Lehm oder Mörtel als wehentreibendes Mittel von den kreissenden Frauen genossen [10].

3. Geophagie aus anderen Ursachen.

A. Erde als Arzneimittel. Besitzt schon die von den schwangeren Frauen genossene Erde heilkräftige Wirkungen, so finden wir andererseits wieder

[1] Jellinghaus in den Mittheilungen des Vereines für Erdkunde zu Halle, 1877, S. 50.

[2] Polak, Persien, Leipzig 1865 II. S. 273—274.

[3] Wood, Journey to the source of the river Oxus 2d. Ed., London 1872. S. 19.

[4] Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. I. S. 426.

[5] Brücke, Vorlesungen über Physiologie. I. S. 225.

[6] Schmidt, Ceylon. Berlin o. J. (1897). S. 291.

[7] v. d. Tuuk, Bataksch Woordenboek, citirt bei Wilken, Handleiding v. d. volkenk. van Nederl.-Indie, Leiden 1893. S. 20.

[8] Modigliani, Fra i Batacchi indipendenti. Roma 1892. p. 123.

[9] V. Faber, in Tijdschrift v. Indische Taal-, Land- en Volkenkunde, deel XXXVII, S. 310.

[1] Bastian, Indonesien. Leipzig 1886. III. S. 19.

[2] Hekinga, Eetbare aarde van Sumatra. Natuurk.-Tijdschr. v. Nederl.-Indie, d. XXXIV, S. 185.

[3] Rosenberg v. d. Aa, Reizen naar Nederl.-Nieuw-Guinea. S. 269.

[4] Wilken, Handleiding etc., S. 20.

[5] Müller, Reizen en onderzoekingen in den Ind. Archipel. Amsterdam 1857. II. S. 65.

[6] Zollinger in den Verhandl. v. Batav. Genootsch v. Kunsten en Wetensch., d. XXIII, S. 66.

[7] „Ausland", 1858, S. 189.

[8] Thomson, Expedition nach den Seen von Centralafrika. Deutsche Ausgabe. Jena 1882. I, S. 146.

[9] Journal of Roy. Anthrop. Instit. of Great Britain Vol. XXIV. 1895, Nr. 3. S. 289.

[10] Bernoulli in der Schweizer Zeitschrift für Heilkunde, III, 1864. S. 100.

den Genuss von Erde zu zwar nicht geburtshilflichen, aber doch zu Heilzwecken mehrfach angegeben.

Die Erde vom Grabe des Imam Hussein in Kerbela wird als innerliches Heilmittel genossen [1]. In Nubien dient eine terebâh (Erde), die bei Schendi und anderen Orten ausgegraben wird, von graubräunlicher Farbe und mild anzufühlen ist, als Specificum gegen Syphilis [2].

Mit religiösen Motiven vermischt erscheint der von Stoll berichtete Genuss von Heiligenfiguren aus Erde in Guatemala, namentlich im Wallfahrtsorte Esquipulas. Diese Figuren (Bendilos) bestehen aus einer pulverig-erdigen Substanz und werden von den Pilgern an Ort und Stelle selbst gegessen oder zu diesem Zwecke in die Heimat mitgenommen. Ihrem Genusse wird die Kraft zugeschrieben, bestehende Krankheiten zu heilen und drohende zu verhüten [3].

B. Als Bestandtheil des Gottesurtheiles, also zu einer religiösen Handlung gehörig, finden wir den Brauch des Erdeessens auf Timor. Daselbst pflegte man ehemals bei der Leistung des Eides beim Ordale zuerst Reis auszustreuen, um darauf unter Anrufung der Herrin der Erde (uspaha) ein wenig Erde zu essen [4].

Somit hätten wir die verschiedenen Formen des Vorkommens der nicht pathologischen Geophagie erschöpft. Am dunkelsten erscheint nach Allem noch die Verwendung der Erde als Nahrungsmittel, nachdem die grosse Mehrzahl der zum Genusse dienenden Erden sich bei der chemischen Untersuchung als ohne jeden Nährwerth erwiesen hat.

Sehr wenig hat die von Wilken [5] aufgestellte Theorie für sich, dass der Mensch in Nachahmung der Thiere auf das Erdeessen verfallen sei.

Viel wahrscheinlicher dünkt uns die Möglichkeit, dass in vielen Fällen von einander grundverschiedene Ursachen die Veranlassung zum Erdeessen abgaben. Dass eine des Nährwerthes vollkommen entbehrende Erde trotzdem einen gewissen Wohlgeschmack im Munde hervorrufen könne, unterliegt wohl keinem Zweifel und wird dies Jeder bestätigen können, der als Schulknabe einmal Siegellack gekaut oder gegessen hat.

[1] Brugsch, Im Lande der Sonne. Berlin 1886. S. 228.

[2] Hartmann, Naturgeschichtlich-medicinische Skizze der Nilländer. Berlin 1866. II, S. 345.

[3] Stoll, Guatemala. Leipzig 1884. S. 134.

[4] Riedel, Die Landschaft Dawan oder West-Timor. — „Deutsche Geogr. Blätter“, X, S. 280.

[5] Wilken, Handleiding v. d. vergelijkende volkenkunde v. Nederl.-Indie, S. 21.

Abgesehen von dem Wohlgeschmack muss noch daran gedacht werden, dass viele Erdearten, namentlich Thonsorten, salzhaltig sind, entweder von Natur aus oder durch Aufnahme von Salz aus den beigemengten organischen Ueberresten, so dass der Genuss von Erde in manchen Fällen als Surrogat des Salzgenusses angesehen werden könnte.

Was die Vermengung des Mehles mit Erde anbetrifft, die wir eingangs dieser Abhandlung als in gewissen Theilen Europas vorkommend erwähnt haben, so erinnert dieselbe an die von Lebensmittelfälschern noch heutzutage vielfach betriebene Verfälschung des Mehles mit mineralischen Bestandtheilen (Kreide, Schwerspath, Alaun), welche das Gewicht des Mehles erhöhen, verdorbenes Mehl aufbessern und es backfähiger machen soll [1]. Wir halten es daher auch nicht für unmöglich, dass Erde auch früher aus den ebenerwähnten Gründen unter das Brot verbacken wurde, obwohl eine wirkliche Verfälschung vielleicht nicht beabsichtigt war.

Nur der Genuss von Erde in so enormen Quantitäten, wie er bei den Otomaken vorkommt, lässt sich durch die im Vorstehenden angeführten Gründe nicht zur Genüge erklären, und muss daher trotz der gegentheiligen Angabe von Humboldt an die Möglichkeit gedacht werden, dass wir es hier zum Theile mit pathologischer Geophagie zu thun haben.

Anhang.

Die pathologische Geophagie und ihre Ursachen.

Als pathologische Geophagie haben wir jene Fälle von Erdeessen zu bezeichnen, welche im Verlaufe verschiedener, zumeist in den Tropen einheimischer Krankheiten vorkommen. Schon im vorigen Jahrhunderte wurde man auf eine unter den Negersclaven in Westindien (insbesondere in Trinidad) und in Surinam vorkommende Krankheit aufmerksam, die sogenannte afrikanische Auszehrung, die mit psychischer Depression und Heimweh beginnt, zur unnatürlichen Esslust und zum Verschlingen von Holz, Kalk, Lehm, zum Auftreten und weiters von Wassersucht und zum Tode führt [2].

Durch die Forschungen der Neuzeit scheint jedoch mit Sicherheit erwiesen zu sein, dass pathologische

[1] Vogl, Die wichtigsten vegetabilischen Nahrungs- und Genussmittel. Wien 1899. S. 19.

[2] Fermin, Reise durch Surinam. Potsdam 1782. I, S. 154. Leblond, Reise nach den Inseln Teneriffe, Trinidad, St. Thomas etc. Weimar 1812. S. 153.

Geophagie im Verlaufe verschiedener, scharf charakterisirter Krankheiten vorkommt, namentlich bei der durch den Darmschmarotzer Ankylostomum duodenale hervorgerufenen Anämie (Berg- und Tunnelarbeiter-Anämie) und wurde die Annahme von Heusinger, dass die Geophagie eine durch die Malaria bedingte Chlorose sei, von Hirsch zurückgewiesen [1]).

Charakteristisch für den pathologischen Geophagen ist der Hängebauch, allgemeine Abmagerung, icterisches Aussehen, Anschwellung der Leber und Milz u. s. w. Denselben Symptomencomplex finden wir jedoch auch bei mannigfachen Formen der Malaria, namentlich der perniciösen Anämie und der Malariakachexie, und ist deshalb Stoll der Meinung, dass das Symptomenbild der Geophagie mit der Malariakachexie identisch sei und ganz ohne Erdeessen vorkommen könne [2]).

Auffällig ist die Häufigkeit des Vorkommens pathologischer Geophagie im kindlichen Lebensalter [3]).

Die Verbreitung der Geophagie erstreckt sich fast über alle Tropenländer und viele subtropische Gebiete. Wir besitzen diesbezügliche Beobachtungen aus Persien [4]), aus Westafrika (wo namentlich bei den Wabuma am Mittellaufe des Congo sie sehr häufig ist, aus dem östlichen Afrika (in Unyoro) [1]) und Central- und Südamerika. Weisse, Neger und Indianer (namentlich die Botokuden) [2]) werden von der Geophagie heimgesucht, die ersteren verhältnissmässig am wenigsten.

Schliesslich müssen wir noch erwähnen, dass die Geophagie auch einen perversen Nahrungstrieb darstellen kann, wie er sich bei Chlorotischen und Hysterischen findet. Hieher gehört die Pica chlorotica, welche den Lehrern unserer Mädchenschulen wohl bekannt ist, und die Kinder veranlasst, Kreide, Schiefertafel und Griffel in den Mund zu nehmen und daran zu kauen [3]); ferner die krankhaften Gelüste der Schwangeren, die auf die sonderbarsten Geschmacksverirrungen oft gerichtet sind, und die, wie wir an anderer Stelle ausgeführt, zu der Verwendung von Erde als wehentreibendem Mittel wahrscheinlich Anlass gegeben haben. Kurz, wir sehen, dass die pathologische wie die nichtpathologische Geophagie den verschiedensten Ursachen entspringt, und es hiesse in einen verhängnissvollen Irrthum verfallen, wollte man den Genuss von Erde als ein ethnologisches Moment auffassen, das für einzelne Völkerstämme oder Völkerrassen charakteristisch ist, statt die Ursache hievon in der besonderen körperlichen und geistigen Constitution des Individuums zu suchen.

[1]) Hirsch, Handbuch der historisch-geographischen Pathologie, 2. Aufl., Bd. II, S. 564.

[2]) Stoll, Guatemala. Leipzig 1884. S. 134.

[3]) Z. B. in Jamaica (Spiker's Journal für die neuesten Seereisen, Bd. 18, S. 323), in Persien (Polak beobachtete 20 Fälle. Persien, II, S. 274), bei den Botokuden (Prinz Wied, Reise nach Brasilien, 8°. Frankfurt a. M. 1821. II, S. 54—55), Wabuma-Neger (Schynse, Zwei Jahre am Congo. Köln 1889) u. s. w.

[4]) Polak, Persien, II, S. 274.

[1]) Schweinfurth und Ratzel, Emin Pascha, Sammlung von Reisebriefen. Leipzig 1888. S. 73. — Felkin in den Proceedings of the Roy. Society of Edinburgh 1891—92.

[2]) Prinz Wied, Reise in Brasilien, II, S. 54—55. — Ehrenreich in der Zeitschrift für Ethnologie. Bd. 19, 1887, S. 29.

[3]) Brücke, Vorlesungen über Physiologie, I, S. 225. — Krafft-Ebing, Lehrbuch der Psychiatrie. 5. Aufl. Stuttgart 1893. S. 82.

Ethnographische Streifzüge in den Ostkarpathen.

Beiträge zur Hausbauforschung in Oesterreich.

Von Prof. Dr. **Raimund Friedrich Kaindl.**

(Mit 74 Text-Illustrationen.)

Die vorliegende Arbeit bietet so ziemlich den Abschluss meiner langjährigen Studien über die Huzulen, an denen die Anthropologische Gesellschaft stets lebhaften Antheil genommen hat. Ich habe bisher niemals einen zusammenfassenden Bericht über meine Reisen und Arbeiten vorgelegt, und daher sei es mir gestattet, hier in Kürze dies nachzutragen.

Meine Arbeiten im Huzulengebiete begannen im Sommer 1886, und zwar im Centrum desselben, nämlich im Czeremoszthale. Seither habe ich sie fast ununterbrochen Jahr für Jahr fortgesetzt. Nachdem ich diesen Theil gründlich kennen gelernt hatte, griffen meine Arbeiten in das Putilla- und Suczawathal, dann in das Moldawagebiet und bis an die goldene Bistritz (Kirlibaba). Ich hatte somit den Kerntheil der galizischen Huzulen und alle Bukowiner Huzulen kennen gelernt, als ich im Jahre 1893 mein Buch „Die Huzulen" [1] und hierauf nach weiteren sorgfältigen Specialstudien als Ergänzung hiezu im Jahre 1896 die Arbeit „Haus und Hof bei den Huzulen" [2] erscheinen liess. Inzwischen hatte ich mich auch bestrebt, die nordöstlichen Nachbarn der Huzulen, die stammverwandten Rusnaken, kennen zu lernen [3], und ebenso sind mir auch ihre südöstlichen Nachbarn, die Rumänen, nicht fremd geblieben [4]. Aber alle diese Arbeiten befriedigten mich nicht vollständig. Noch wusste ich nicht einmal bestimmt, wie weit die Huzulen nach Westen reichen, denn hierüber konnte man die widersprechendsten Nachrichten hören, und ebenso war mir nur allzu wenig über das Verhältniss dieses Völkchens zu den jenseits des Karpathenkammes in Ungarn wohnenden Ruthenen bekannt. Mein Wunsch, auch diese Gebiete kennen zu lernen, ging in den letzten drei Jahren in Erfüllung: Im Jahre 1896 war ich bei den Huzulen im Pruthgebiete; hierauf lernte ich 1897 die Rusnaken im oberen Theisslande kennen und zog von dort durch das Pruththal in's Thal der galizischen goldenen Bystrzyca, welche die Berge westlich vom Pruth durchfliesst und an der ich noch Huzulen fand; endlich habe ich im Sommer des Jahres 1898, vom Bystrzyca-Thale weiter an die Maniawka und die westlich ziehenden Bäche wandernd, feststellen können, dass an der galizischen goldenen Bystrzyca die letzten Huzulen wohnen und von da die Bojken anfangen. Erst jetzt hatte ich das ganze Gebiet der Huzulen kennen gelernt und auch alle Nachbarn derselben so weit studirt, als es für meine Zwecke nöthig war.

Das Netz meiner Wanderzüge in diesen Gebieten ist überaus dicht. Ich bemerke nur, dass ich fast alle Ortschaften im Huzulengebiete besuchte, und wohl alle passirbaren Wege und viele der Stege nicht einmal, sondern zu wiederholten Malen zurücklegte [1]. Wer es weiss, mit welchen Schwierigkeiten das Reisen in diesem Theile der Karpathen verbunden war und auch noch jetzt trotz der Eröffnung einiger Bahnlinien in den letzten Jahren ist, der wird es zugeben, dass diese Wanderungen nicht immer zu den Annehmlichkeiten gehörten. Dass ich trotzdem diese Schwierigkeiten überwand und, wie mir von Fachmännern und ortsbekannten Persönlichkeiten einstimmig zugestanden worden ist [2], das

[1]) Bei Hölder in Wien. Die meisten meiner anderen Arbeiten über die Huzulen findet man verzeichnet in diesen Mittheilungen, XXVI, 147, Anm. 1.

[2]) In diesen Mittheilungen, XXVI.

[3]) Vgl. besonders „Die Ruthenen in der Bukowina" (Czernowitz, H. Pardini, 1889 f.). Andere Arbeiten, auch über die galizischen Rusnaken, sind verzeichnet in diesen Mittheilungen, XXVI, 147, Anm. 1.

[4]) Vgl. z. B. „Frankfurter Zeitung", 1898, Nr. 264.

[1]) Ein geplantes Kärtchen des Huzulengebietes und seiner Nachbarschaft muss leider wegbleiben, da die Anthropologische Gesellschaft trotz aller Opferwilligkeit dasselbe jetzt nicht herstellen lassen kann.

[2]) Man vgl. R. Andree im „Globus", Braunschweig 1894, Bd. 65, S. 167. — G. Hanicki in den Mittheilungen der geographischen Gesellschaft, Wien 1894, S. 602 f. und ebenda 1898, S. 346 f. — F. Kanitz in den Monatsblättern des wissenschaftlichen Clubs in Wien, 1894, S. 61. — K. Weinhold in der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, Berlin 1896, S. 457 und 1897. — M. Korduba im Wissenschaftlichen Anzeiger des Szewczenko-Vereines, Lemberg, Bd. XI (1896), und ebenda W. Hnatiuk, Bd. XXI (1898). Schliesslich O. M. Żakowski in der polnischen Zeitschrift für Volkskunde „Lud", Bd. IV, 95 ff.

Volk so gründlich kennen lernte, habe ich zu grossem Theile der freundlichen Unterstützung einzelner Herren und Damen zu verdanken, die ich zumeist schon in den früheren Arbeiten genannt habe. Es erübrigt mir noch von meiner Reise in Ungarn zu bemerken, dass ich auf derselben besondere Freundlichkeit vom Herrn Pfarrer J. Brana in Bogdan an der weissen Theiss genossen habe; auf meiner letzten Studienfahrt im Bojkengebiete habe ich aber in den Herren Pfarrern T. Lewicki in Maniawa, N. Rudnicki in Jablinka, M. Halikowski in Porohy, W. Lewicki und dessen Gemahlin Maria in Preslup-Lukwa, E. Bielecki in Jasień, M. Lopatinski in Niebyłów und B. Niemyłowicz in Perehinsko ausgezeichnete Förderer meiner Arbeiten gefunden. Ich gestatte mir, denselben auch hier meinen besten Dank auszusprechen.

Auf meinen Streifzügen habe ich die meisten Dörfer des von mir durchwanderten Gebietes kennen gelernt, unzählige Häuser besucht und photographirt, Hunderte von Gebrauchsgegenständen gezeichnet; ich bin am Herdfeuer der Huzulen gesessen und habe mit ihnen gegessen; ich habe die Osternacht mit ihnen bei der Kirche zugebracht und mit ihnen um das schneebedeckte Gotteshaus in feierlicher Procession den aus dem Grabe gehobenen Erlöser getragen; ich habe mit ihnen am Grabe getrauert, aber auch im rasenden Reigen bei der Hochzeit getanzt. Kurzum, ich hatte wohl genügende Gelegenheit, die Leute und ihre Sitten kennen zu lernen und in ihre Geheimnisse zu dringen, soweit dies eben einem Fremden überhaupt möglich ist. Die Abbildungen in der vorliegenden Arbeit sind durchaus nach meinen Aufnahmen und Skizzen angefertigt.

Ich will nun in Folgendem die von mir in den letzten zwei Jahren durchwanderten und noch nicht geschilderten Gebiete in Kürze behandeln und sodann, die wichtigsten Ergebnisse meiner Arbeiten zusammenfassend, über das Verhältniss der Huzulen zu allen ihren Nachbarn Einiges ausführen.

Zur allgemeinen Orientirung möge zunächst noch Folgendes mitgetheilt werden.

Das Gebiet der Huzulen steht vorzüglich mit zwei Gruppen von ungarischen Ruthenen in Verbindung. Aus dem Quellgebiete des schwarzen Czeremosz gelangt man über den Karpathenkamm in das Thal der Rika, eines Zuflusses des Vissó (zur Theiss); und vom Pruththal sowie der goldenen Bystrzyca, also dem westlichsten Gebiete der Huzulen, gelangt man über die Wasserscheide zu den ruthenischen Bewohnern an der oberen schwarzen, sowie zu jenen an der weissen Theiss; zu diesen letzteren kann man auch aus dem Czeremoszgebiete bei der Czorna Hora vorbei, der höchsten Erhebung des Huzulengebietes, gelangen. Die Bewohner des Thales der Rika bilden die eine, jene an den beiden Theissflüssen die zweite Gruppe. Alle diese Ruthenen nennen sich R u s n a k e n [1]. Wir werden daher in Folgendem zunächst über die Rusnaken im Rikathale, dann über jene an den oberen Theissflüssen handeln [2], hierauf die westlichen Huzulen an der goldenen Bystrzyca kurz besprechen und über deren westliche Nachbarn, die Bojken, Einiges anführen. Am Schlusse folgen endlich einige Bemerkungen über das Verhältniss der Huzulen zu ihren eben genannten Nachbarn im Südwesten und Westen, sowie auch zu den nordöstlich wohnenden galizischen und Bukowiner Rusnaken und zu den im Südosten wohnenden Rumänen.

I. Bei den Rusnaken im Rikathale.

Die Rika entspringt am Südabhange jenes Theiles des karpathischen Waldgebirges, dessen Nordhang einige Quellbäche des schwarzen Czeremosz speist. Sie ergiesst sich in den Vissó, und zwar etwa 2½ Meilen vor seiner Einmündung in die Theiss. In ihrem Thale liegen vorzüglich drei Dörfer: unfern der Mündung in den Vissó zunächst Ruszkova, hierauf Ruszkirva und noch höher im Gebirge Ruszpolyana.

Dass wir uns in einem durchwegs slavischen Gebiete befinden, erkennt man auf den ersten Blick. „Rika" heisst slavisch „Fluss"; jedem der Ortsnamen ist ein Rusz- vorgesetzt; überdies heisst der an zweiter Stelle genannte Ort eigentlich *Kriwa, Krywyj* = ruthenisch Krümmung, Biegung, und das Polyana im dritten Namen bedeutet slavisch „Alme".

Der Weg zu diesen Ruthenen führte mich von Kirlibaba, wo mir die letzten Huzulen begegneten, längs der (Bukowiner-ungarischen) goldenen Bistritz

[1] Den Namen Werchowiner — Höhenbewohner, mit dem ich in der Einleitung zu meinen Huzulen (nach Eidermann, „Die ungarischen Ruthenen") diese Ruthenen bezeichnet habe, vernahm ich in dem von mir durchzogenen Gebiete nicht. Es ist übrigens kein Eigen-, sondern ein Gattungsname. Man vergleiche übrigens den vorletzten Abschnitt dieser Arbeit.

[2] Ich habe mich nur mit den ungarischen Ruthenen beschäftigt, welche den Huzulen benachbart sind. Neuere interessante Beiträge über die ungarischen Ruthenen bieten G. Zatkowycz und W. Hnatiuk in dem von der Lemberger Szewczenko-Gesellschaft herausgegebenen Etnograficznyj Zbirnyk II—IV.

über den Stiolpass, und dann den Vissó herab bis an den Rikafluss. Ich hatte mit Absicht diesen Umweg gewählt, um auch die in diesem Theile Ungarns (der östlichen Marmaros) wohnenden rumänischen Nachbarn der Huzulen kennen zu lernen; wollte ich doch das ganze Huzulengebiet rings umkreisen. Ich fand, dass die Rumänen in diesem Theile Ungarns sich sehr wenig von denen in der benachbarten Bukowina unterscheiden. Die Häuser sind ganz so, wie man sie etwa im Moldawa- und Bistritzthale in der Bukowina sieht. In der Tracht der Männer fällt vor Allem der Umstand auf, dass ihr Hemd kaum bis an den Gürtel reicht. Es hat also nicht einmal die Länge unserer Westen, so dass noch ein Theil des Körpers zwischen der Hose und dem Hemde bloss bleibt und nur von dem breiten Ledergürtel umschlossen wird. Die Frauen tragen über dem Hemde einen aus zwei Schürzen bestehenden Rock, ähnlich wie die huzulischen *zapasky*. Doch ist zumeist nur die rückwärtige Schürze aus Wolle eigens zu diesem Zwecke gewebt; die vordere besteht aus dünnem schwarzen oder auch buntem Stoff. Doch kommen schon auch (schwarze) Röcke nach der Art unserer Frauenkleidung vor. Nebenbei sei eines Umstandes erwähnt, der wohl sonst nirgends in Mitteleuropa bemerkt werden dürfte. Auf der Strasse längs des Vissó sah ich Männer, rumänische Strassenarbeiter, nur in der Leinwandhose, also mit nackten Oberkörper, ihre Arbeit verrichten. Da sie offenbar ihr ohnehin sehr kurzes Hemd stört, so pflegt es der Eine oder Andere ganz abzulegen oder nur um die Schultern flattern zu lassen.

Gleich nachdem wir[1] vom Vissó in die Rika eingebogen waren, begegnete uns eine Rusnakin, die eine Schüssel voll Kukuruzmehl trug und hiebei eine Pfeife Tabak rauchte. Ich stieg sofort vom Wagen ab und mit der sich entspinnenden Unterredung begannen unsere Studien an der Rika.

Die Frau hatte auf den ruthenischen Gruss auch ruthenisch geantwortet. Sie nannte sich eine Rusnakin, wie dieser Name auch durchaus hier in Verwendung steht. Fragt man sie nach den Huzulen, so sagen sie, dass diese weiter in den Bergen wohnen. Ihre Sprache hat vorzüglich eine sofort in's Ohr fallende Eigenthümlichkeit, die jenseits der Wasserscheide bei den Huzulen durchaus nicht bemerkbar ist. Sie sprechen nämlich in gewissen Lagen das i wie u: z. B. *oberuch* statt *oberich* (Hendach), *plut* statt *plit* (Zaun), *kuł* statt *kił* (Zaunstecken), *stuł* statt *stił* oder *stiu* (Tisch), *must* statt *mist* (Brücke), *kusz* statt *kisz* (Kukuruzkorb), *pup* statt *pip* (Pope), *robutnyky* statt *robitnyky* (Arbeiter). Weiters wird die Sprache durch einzelne Worte charakterisirt, wie: *cheza* für *chata* (Haus), *ripa* = Kartoffel, *mełaj* oder *kokorúz* = Kukuruz: *mełajnyj chlib* = Kukuruzbrot; *szur* = Scheuer; *réklek* = Röcklein; *blud* = Schüssel (dieser Ausdruck kommt bereits im Kirchenslavischen vor; auch rumänisch *blid*); *bledar* = Schüsselbrett (rumänisch *blidar*); *łampasz* = Lampe, durch Vermittlung des rumänischen *lampas*; *czizmy* = Stiefel = ungarisch *csimzma* u. dgl. m.[1]).

Schon nach einem vorläufigen Umblick wurde ich gewahr, dass die Lage dieser Rusnaken eine sehr drückende sein müsse und ihre wirthschaftlichen Verhältnisse Vieles oder eigentlich Alles zu wünschen übrig lassen. Ich muss wohl auch an dieser Stelle meine Beobachtungen mittheilen, weil durch diese Verhältnisse sich gar Vieles erklärt, was weiter unten über die Kleidung, Lebensweise, Haus und Hof dieser Leute zu sagen ist.

Da mir auf Schritt und Tritt die deutlichsten Zeugnisse der Armuth und des Elendes begegneten, begann ich naturgemäss nach dessen Grunde zu forschen. Es ist nun bekannt, dass das eigentliche Vermögen der Gebirgsbewohner in den Ostkarpathen das Vieh ist. Deshalb war eine meiner ersten Fragen, wo sie dieses hätten, denn die Ställe fand ich leer; nicht einmal das Grunzen der Schweine war zu hören. „Wir haben kein Vieh," lautete zumeist die Antwort; „wir haben kein Futter für dasselbe." „Also habt ihr auch keine Gründe?" „Nein, Herr: die haben jetzt nur die Herren und die Juden; wir haben keine Weiden, sondern müssen für die Viehstücke die Weide pachten. Für das Weiden einer Kuh zahlen wir den Sommer über fl. 10—13 und arbeiten überdies noch zwei Tage unentgeltlich; für ein Schaf sind fl. 1·20—2, für ein Schwein fl. 2—3 an Weidegeld über den Sommer zu zahlen." Diesen horrenden Angaben[2]) hätte ich sicher keinen Glauben beigemessen, wenn sie mir nicht wiederholt

[1]) Die Reise, die gewiss mit den allergeringsten Annehmlichkeiten verbunden war, machte mit mir mein Bruder Josef mit. Da er mir in dem unwirthlichen Lande besondere Hilfe gewährte, gebührt ihm mein bester Dank.

[1]) Man vgl. z. B. noch die Wortfügung, die ich in Krywyj von einer Frau hörte: *woda by mała frei, ałe must sperau* = das Wasser hätte ‚frei' gehabt, aber die Brücke sperrte es mit der Notiz in diesen Mittheilungen, Bd. XXVII, S. 213.

[2]) Im Thale der weissen Theiss zahlt man z. B. für das Weiden einer Kuh während des Sommers nur fl. 2, für ein Schaf 50 kr.

und übereinstimmend gemacht worden wären. Und wie die Wiesen und Weiden, so sind auch die Felder in den Händen weniger Capitalisten, die mit eiserner Beharrlichkeit die Armuth des Volkes ausnützen. Gewöhnlich wird das Geschäft in der Weise abgeschlossen, dass der Bauer den Pflug führt, den Samen hergibt und alle Arbeit leistet; der Grundbesitzer stellt nur den Acker zur Verfügung und erhält hiefür die Hälfte des Ertrages. Hat der Bauer, und das wird oft genug der Fall sein, keinen Samen und muss ihn vom Besitzer des Ackers nehmen, so erhält dieser dann zwei Drittel der Ernte.

Wie die Wiesen und Aecker, so sind hier auch schon fast alle günstiger gelegenen Baugründe den Bauern entfremdet. In den geschlossenen Ortschaften sieht man an der Strasse zumeist nur Wirthshäuser, Kaufläden, herrschaftliche Gebäude und jüdische Wohnhäuser. Es ist hier bereits vollständig das durchgeführt, was sich im Gebirge der Bukowina und Galiziens vorbereitet: das Zurückdrängen des Bauern aus dem Thale auf die Berghänge.

Auch an dem Walde haben die Bauern keinen Antheil. Derselbe ist wie der andere Grundbesitz in den Händen einiger Geldmänner. Diese nützen die Arbeitslosigkeit der armen Leute in der härtesten Weise aus. Der Waldarbeiter erhält 60—70 kr. täglich, ein im Verhältniss zu der harten Arbeit sicher sehr geringer Lohn. Noch trauriger gestaltet sich aber dieses Arbeitsverhältniss in Folge des Umstandes, dass der Arbeitgeber im Holzschlage auch zugleich Lebensmittel- und Kleiderlieferant seiner Arbeiter ist. Dieser kann nur bei ihm seine Bedürfnisse decken, einerseits, weil der Weg in's Dorf zu weit ist, andererseits, weil er kein baares Geld erhält, sondern nur Anweisungen an's „Magazin". So ist der Mann gezwungen, in diesem das Mehl für seinen Kukuruzbrei, den Speck, den gesalzenen Käse, das Salz, die Bundschuhe u. dgl. zu kaufen. Die Richtigkeit der Rechnungen, die Monate hindurch laufen, konnte ich nicht prüfen. Aber die mir angeführten Preise für die genannten Gegenstände sind sicher einundeinhalb- bis zweimal höher, als der wirkliche Werth beträgt. So muss für 1 kg Kukuruzmehl 14—15 kr. gezahlt werden, während man sonst dafür 7—10 kr. zahlt; für 1 kg Speck werden fl. 1·20 gefordert, während z. B. in Czernowitz nur 80 kr. dafür gezahlt werden; für ein Paar Bundschuhe müssen fl. 1·50 gezahlt werden, während der wirkliche Werth kaum mehr als 70—80 kr. beträgt. So kommt es, dass der Arbeiter, wenn es zur Abrechnung kommt, nicht nur nichts verdient hat, sondern noch einen Betrag schuldet, und da er diesen nicht abstatten kann, unter denselben ungünstigen Verhältnissen weiter arbeiten muss; denn das ungarische Recht ist auch ohne die Einführung der neuen Gesetze hart genug, um den überlisteten Arbeiter durch Gendarmen zur Arbeit anzuhalten, ohne ihm Schutz zu gewähren. Den armen Juden geht es nicht besser: sie müssen bei ihren reichen Glaubensgenossen für 20—30 kr. täglich, und zwar auch im Holzschlage, arbeiten. Dies haben mir Bauern mitgetheilt. Die Arbeit auf dem Felde und beim Hause wird mit 15—20 kr. täglich vergütet; hiebei wird zweimal täglich Kost verabfolgt.

Der Wucherer hat unter diesen Umständen hier eine unumschränkte Macht. 30 Procent ist wenig, denn auch 40—50 werden gezahlt. Für geliehene fl. 10 müssen nach einem Jahre fl. 15 abgestattet werden. In Ruszkova wohnen mehrere derartige Seelenverkäufer. Ich brauche sie nicht zu nennen, weil die ungarischen Behörden, falls sie gegen dieselben einschreiten wollten, wohl ohne Mühe diese allgemein berüchtigten Leute herausfinden könnten. Die armen Leute sind schutzlos verlassen. Ihre Geistlichen sind zumeist Ungarn oder doch völlig ungarisch gesinnt, ohne Mitgefühl für ihre bedrückten Pfarrlinge. In den Pfarrhäusern der rusnakischen Dörfer wird fast ausnahmlos ungarisch gesprochen. Das Ruthenische gilt als minderwerthig. Ein Pfarrer, den ich ruthenisch ansprach, half sich mit schlechtem Deutsch aus; er scheint dieses noch immer besser beherrscht zu haben, als die Sprache seiner Kirchengemeinde. Ein anderer versicherte mich wiederholt, dass sein Haus ungarisch sein müsse, wenn er sich nicht Verfolgungen ausgesetzt wissen wolle; er habe es zu seinen Würden und zu einer hohen Auszeichnung nur dadurch gebracht, dass er gut ungarisch spreche und seine Nationalität so gut als aufgegeben habe. Es ist ganz augenscheinlich, dass der ungarischen Regierung jedes Mittel gut genug erscheint, die Rusnaken der Marmarosch verschwinden zu machen. Sie werden dem wirthschaftlichen Ruine preisgegeben, denn das Proletariat ist leichter zu entnationalisiren als der angesessene Bauer. Ferner werden auf diese Weise auch nach dem geringsten Arbeitslohn gierige Knechte geschaffen, die auch anderwärts im Lande gut zu gebrauchen sind. Wer diese Verhältnisse im Auge behält, wird sich gewisse Vorgänge in Ungarn leicht erklären. Darum wird auch jede Aufklärung von diesen armen Leuten fern-

gehalten [1]). Darum fürchtet man so sehr insbesondere aus Galizien herüberkommende „verdächtige Agenten". Dass ich bei meinen Arbeiten merkwürdigerweise nicht gestört wurde, kann ich nur einem glücklichen Zufalle zuschreiben. Etwa um dieselbe Zeit, da ich in der Marmaros meinen Forschungen oblag, ist — wenn ich nicht irre — Dr WEIGAND aus Leipzig in Siebenbürgen verhaftet worden. Aus demselben Grunde endlich wird überall möglichst laut in die Welt posaunt, die Rusnaken hätten all' ihr Unglück dem Trunke zuzuschreiben; sie seien ein völlig verkommenes Volk, dem nicht zu helfen sei. Damit ist zunächst erreicht worden, dass diese Ansicht auch bei den Ruthenen der Bukowina und Galiziens bereits so sehr Wurzeln gefasst hat, dass man den ungarischen Theil des Volkes schon als verloren aufgegeben hat.

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle auch die häufigen Klagen zu wiederholen, welche die Leute über die hohen Stolagebühren vorbrachten. Für eine Taufe müsse fl. 1 gezahlt werden; ist aber das Kind unehelich, so ist der doppelte Betrag zu erlegen. Für die Beerdigung, auch wenn es nur ein kaum geborenes Kind wäre, müssten in einer gewissen Gemeinde fl. 5 gezahlt werden; haben die Leidtragenden nicht das Geld, so müssen sie es leihen und in einem Jahre einundeinhalbmal so viel abgeben. Jeder Wirth ist verpflichtet, dem Pfarrer jährlich fl. 2·40 und zwei Arbeitstage auf eigener Kost zu leisten; die ganz Armen sind zu fl. 1·20 und einem Tag verpflichtet. Eine Trauung kostet den Leuten gegen fl. 9! Stirbt ein Fremder im Dorfe, so müssen die Leute das Geld zusammenlegen, damit ihn der Geistliche begrabe. Es ist selbstverständlich, dass nicht in allen Gemeinden dieselben harten Missbräuche herrschen; aber auch, dass sie in der einen oder anderen vorhanden sind, ist beklagenswerth.

Ich kann mich nicht erinnern, in den Gemeinden an der Rika Jemand singen gehört zu haben. Rauchen sah ich Wenige; auch Betrunkene fielen mir nicht auf, was ich doch nach den erwähnten Gerüchten erwartet hätte. Es ist bezeichnend, dass bei diesen Rusnaken z. B. auch die unter ihren Brüdern in Galizien und der Bukowina weitverbreitete Sitte, bunt ornamentirte Ostereier anzufertigen, sich nicht findet [1]). So weit mir das Ruthenengebiet bekannt ist, habe ich nur in Ungarn rusnakische Frauen an den Strassen Steine klopfen gesehen; eine von diesen Arbeiterinnen war umringt von einer Schaar von Kindern und neben sich hatte sie die Wiege, in der ein Säugling lag. Dass Frauen mit der Wiege auf den Schultern zur Arbeit gehen, wie ich dies hier häufig sah, ist ein bedenkliches Zeichen ihrer Noth. Mit wie rührenden Worten und mit welcher erschrecklichen Uebereinstimmung klagten sie mir und meinem Begleiter ihre Noth, als wir Antheil an ihrer Lage bewiesen; mit welch' übermässigem Danke nahmen sie ein Stückchen Zucker oder einen Bissen Brot für die Kinder an. Allen diesen Leuten sah der Gram und die Sorge aus den Augen, die eingefallenen Wangen und bleichen Gesichtszüge waren das unverkennbare Wahrzeichen, dass diese Leute auch zur Erntezeit nicht satt zu essen haben, in welcher doch auch in dem zu so trauriger Berühmtheit gelangten Galizien der Bauer wenigstens nicht Hunger leidet.

Ueberaus armselig ist es mit dem Speisezettel dieser Leute bestellt. Besonders verlockend ist die Kochkunst in den Ostkarpathen überhaupt nicht; aber bei den Huzulen gehört süsse und sauere Milch, dann gesalzener Käse (*bryndzia*) zur alltäglichen Nahrung, wozu im Winter auch Fleisch tritt. Hier gehören diese Nahrungsmittel zu den Seltenheiten. Zum Kukuruzbrei (*kułesza*) geniesst man hier nicht Milch oder Brindza, sondern zumeist mit Essig gekochte Fisolen. Aus Kukuruzmehl wird auch gesäuertes (*kysłyj chlib*) und ungesäuertes (*korsz*) Brot gebacken. Ungesäuerte Brote werden auch aus Hafer- und Gerstenmehl hergestellt. Sauersuppe (*kysyłycia* oder *borszcz*) wird hergestellt, indem man Hafer- oder Kukuruzmehl brüht und säuert. Man kocht dann dies Gebräu mit Fisolen und Kartoffeln und brockt Kukuruzbrot hinein. Höchst selten wird eine Suppe aus Fleisch mit Salz und Kartoffeln hergestellt; sie heisst *dziama*, mit welchem Ausdruck man sonst ein unappetitliches Mischmasch zu bezeichnen pflegt. Von einer unseren Pfannkuchen ähnlichen Festspeise habe ich nur in einem Hause Nachricht erhalten.

[1]) Die armen Leute fühlen ganz deutlich, wie gering ihr Wissen ist. Eine Frau in Ruszkova brachte diese traurige Thatsache durch folgende Worte zum Ausdrucke: „Der Rusnak ist ein Viehstück, er weiss nichts" (*Rusnak marzyna, neznaje nicso*).

[1]) Als ich in Ruszkova nach solchen Eiern fragte, sagte man, dass solche weiter oben in Polyana gemacht würden. Dort hiess es aber wieder, dass sie die Huzulen in den Bergen machen. Es ging mir auf der Suche nach Ostereiern in diesem Gebiete also etwa so, wie in den Märchen den Glücksrittern, die nach irgend einem Wunderdinge oder einer verwunschenen Prinzessin forschen.

Diese *nałésnyky* werden auf die Art hergestellt, dass man aus Gersten- oder Kukuruzmehl, oder auch aus Weizenmehl, wenn dieses vorhanden ist, mit Wasser einen schütteren Teig anmacht und diesen auf der mit Speck oder Butter gefetteten Pfanne (*płyta*; Fig. 147) bäckt. Für den Winter werden Kraut und Gurken gesäuert.

In der Kleidung der Bewohner dieses Thales macht sich deren oben betonte Armuth ganz besonders bemerkbar. Von der Farbenpracht und dem Schmucke, den man im Huzulengebiete zu treffen gewohnt ist, ist hier gar wenig vorhanden. Kein Umstand ist daher so geeignet wie dieser, sofort den Fremden aufmerksam zu machen, dass er sich nicht unter Huzulen befindet.

Abgesehen von dem bereits erwähnten Umstande, dass Schmuck und Zier überhaupt wenig bei diesen Leuten vorkommen, fällt vor Allem das spärliche Vorkommen des im Sommer und Winter bei den Bewohnern des Ostkarpathengebietes ohne Unterschied des Geschlechtes getragenen kurzen ärmellosen Zierpelzes (*kiptar*) auf. Die wenigen, welche ich sah, waren überaus ärmlich; sie werden hier *kożuch* genannt. Als ich fragte, warum dieses Kleidungsstück fehle, erhielt ich zur Antwort: es sei zu theuer, denn es koste fl. 5—6. Als ich hierauf Erkundigung nach dem langen Wetter- und Parademantel einzog, wie ich ihn bei den Huzulen zu finden gewohnt war, hiess es wieder: solch ein Kleidungsstück haben nur Wenige, denn die Wolle ist theuer und wir haben keine Schafe. Die Männer tragen daher ausser der Leinenhose (*gáti*) oder einer Tuchhose und dem Hemd (*soroczka*) gewöhnlich nur einen kurzen Rock von graubrauner Farbe, der aus grobem Tuch gefertigt ist und *réklek* heisst. In dem Namen für dieses Kleidungsstück wird man unschwer das deutsche „Röcklein" erkennen, eine Bezeichnung, die jedenfalls durch die jüdischen Händler aufgekommen ist, von denen die Leute nunmehr die schlechte Waare zu beziehen bemüssigt sind, da sie in Folge des Rückganges der Schafheerden sich nicht selbst Tuch erzeugen können. Etwas längere, schwarze oder röthlichbraune Röcke heissen *sukmán*; solche werden auch von den Frauen getragen. Die Hemden dieser entbehren auch hier nicht der Stickerei (*wyszywanje*), und zwar erscheint dieselbe an den Aermeln, dann um den Hals und am Schlitz angebracht. In Ruszkova habe ich auch auf der Brust unter dem Halse eine etwa 1 qdm grosse quadratische Stickerei gesehen; dann war der Hemdschlitz auf dem Rücken angebracht. Ich bemerkte aber, dass das Hemd auch so getragen wurde, dass der Schlitz auf der Brust, jene Stickerei aber am Rücken zu sehen war. Als ich die Frauen fragte, wie es denn käme, dass ihr Hemdschlitz bald auf der Brust, bald wieder am Rücken zu stehen käme, erhielt ich die Antwort: „Ist das Hemd auf der Brust zerrissen, so wenden wir es nach rückwärts." Ich glaube, dass man im Huzulengebiete jedes Weib, das zu diesem Auskunftsmittel griffe, für eine Närrin erklären würde, die gegen Brauch und Sitte verstösst; hier aber hat die Armuth derartige Abweichungen legalisirt. Am Rande sind die Aermel der Frauenhemden zusammengezogen, mitunter auch so, dass eine Krause entsteht; bei den Männerhemden bleiben die Aermel dagegen breit. Sticken kann hier, ebenso wie bei den Huzulen, nicht jede Frau. Ausser dem Hemd und dem erwähnten *sukman* trägt das Weib vor Allem noch den aus zwei Schürzen (*płáty*) bestehenden Rock; eine von den Schürzen hängt vorne, die andere rückwärts herab; also ebenso wie die huzulischen *zapasky*. Wie diese, werden auch die *płáty* mit einer aus Wolle gedrehten Schnur (*pojas*) festgegürtet. Interessant ist es, dass die Frauen trachten, dass wenigstens eine von den Schürzen, gewöhnlich die hintere, dem Verderben weniger preisgegebene, noch eine aus Wolle selbst gewebte sei: diese zeigt dann auch wie anderwärts bunte Streifen. Der andere *płat* besteht aus einem Stück blauen, schwarzen oder grünen billigen Fabriksstoff. Als Fussbedeckung dienen Bundschuhe (*postoły*) oder Stiefel, die hier den ungarischen Namen *cziżmy* führen. Letztere sollen nur selten vorkommen; im Sommer sah ich fast alle Leute barfuss gehen. Zum Zusammenziehen und Festschnüren der Bundschuhe dienen so wie bei den Huzulen Wollschnüre (*wołoky*) und Riemenstreifen (*remeni*), und zwar gebrauchen die Frauen (*żony*) nur die ersteren, die Männer (*czołowiky*) beide. Interessant ist der Gebrauch in der Kopfbedeckung. Der Mann trägt wie anderwärts einen Filzhut (*kłabúk*) oder — im Winter — eine Mütze aus Schaffell (*szápka*). Bei den Frauen findet man aber nicht nur das gewöhnliche Tuch, sondern auch Stroh- und Filzhüte, ferner Pelzmützen im Gebrauch. Strohhüte (*sołomiannyk*) sah ich vorzüglich Mädchen tragen, wenn dieselben nicht barhaupt gingen; schwarze Filzhüte, und zwar dieselben wie die Männer, tragen Mädchen und Weiber; letztere sah ich endlich auch im Hochsommer, sowohl ausserhalb als im Hause in einer alten Pelzmütze umhergehen und ihre Beschäftigungen verrichten. Dass dies

nur durch den Mangel an einem Kopftuche veranlasst wird — denn unbedeckten Hauptes darf kein Weib umhergehen — ist wohl umsoweniger zweifelhaft, als von den Frauen gerade alte Männerhüte benützt werden. Die Kopftücher (*płatky*, sing. *płatok*) sind bunt: schwarz, roth, weiss und mit Blumen geschmückt. Die im Ostkarpathengebiete häufig getragenen breiten Bauch- und Brustriemen kommen hier spärlich vor, weil sie sehr theuer sind (fl 6—10). Die Frauen und Mädchen tragen gewöhnlich Glas-

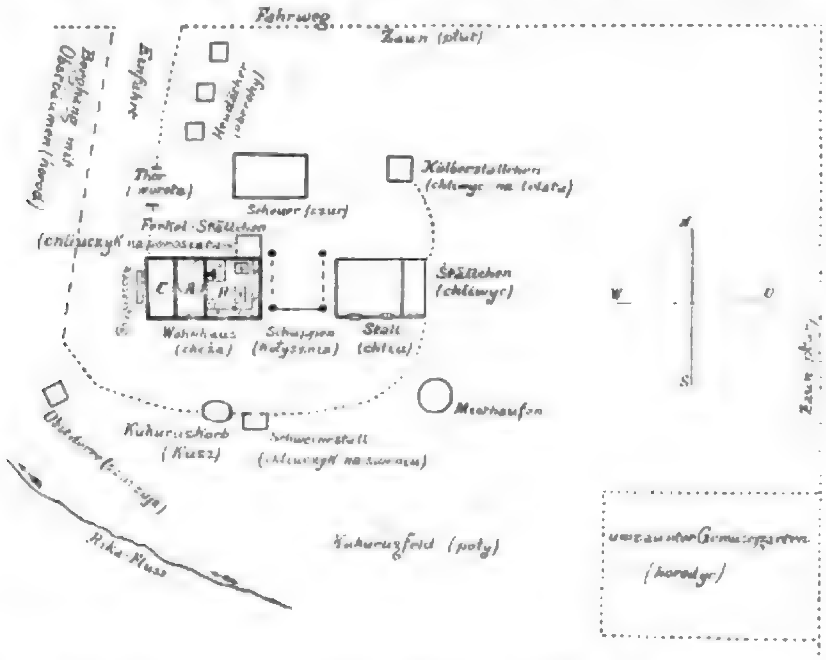


Fig. 127. Grundriss und Situationsplan eines weitläufigen Gehöftes in Ruszkova (Eigenthümer Iwan Moroz). *A* Vorhaus (*choromy*); *B* Wohnstube (*cheża*); *C* Kammer (*klit*, auch *komora*). *a* Ofen (*picz*); *b* Bett (*postil*), unter welchem ein vierfüssiges Bänkchen aus einem Holzstück steht und über dem die Kleiderstange (*hrjadka*) angebracht ist; *c* Bänkchen (*ławyczka*), auf welchem Kannen und Fässchen ihren Platz haben, während ober desselben an der Wand der Schüsselhalter (Fig. 146) befestigt ist; *d* Tisch (*stuł*), auf welchem eine Schale für Soole (Fig. 152), ein Kukuruzbrot (*korsz*) und Zwiebeln lagen; *eee* Bänke (*ławyci*); an der Ostwand der Stube über der Bank sind Bilder befestigt; an der Wand über der anderen Bank ist der Schüsselständer (Fig. 145) angebracht, neben dem gegen die Thür zu noch ein einfaches Brett (*polycia*) befestigt ist. Das ganze Gehöfte befindet sich im Verfall. Man vergleiche die Ansicht des Hauses Fig. 128.

perlen (*paciorky*) um den Hals, von denen e i n e Schnur (*rjadok*) 2 kr. kostet; zuweilen auch alte Münzen. Die schönen bunten Woll- und Ledertaschen, ebenso die grossen wollenen Zwerchsäcke sind selten vorhanden; die in Verwendung stehenden kleinen Säcke (*traistry*) und die Zwerchsäcke (*besahy*) sind zumeist aus grober Leinwand.

Wir wenden uns nun der Betrachtung des H a u s e s und H o f e s, sowie dessen E i n r i c h t u n g zu. Was zunächst den allgemeinen Eindruck anlangt, so sind mit geringen Ausnahmen die Gehöfte der von mir besuchten Gemeinden im Rikathale im schlechtesten Stande: überall macht sich der Verfall geltend. Dass die Einrichtung in der Stube schlicht und spärlich ist, bietet nichts Auffallendes; denn dies ist auch sonst im Ostkarpathengebiete zumeist der Fall. Aber es macht sich leider in Stube und Kammer auch der Mangel an den hier sonst aufgestapelten Kleidervorräthen, an Teppichen, Schmuckgegenständen, Lebensmitteln u. dgl. in trauriger Weise bemerkbar. Nichts von allen diesen Dingen, die sonst in jedem ordentlichen Huzulenhause sich finden, war hier zu sehen; ein Häuschen, das darf man hiebei nicht vergessen, besitzen im Gebirge aber auch Bettler.

In ihrer Anlage sind die Gehöfte jenen in der Bukowina und in Galizien nahe verwandt (Fig. 127 bis 130). Das Wohnhaus (*cheża*) ist hier wie dort zumeist dreitheilig: durch die Hausthür tritt man in's Vorhaus (*choromy*); von hier tritt man rechts in die Stube (*cheża*) und links in die Kammer (*klit*, *komora*, auch *szury* [d. i. Scheuer]). Letztere kann auch fehlen; dann weist das Haus nur zwei Räume

auf. Der Bau des Hauses gleicht völlig dem bei den Huzulen: die Wände sind aus Stammholz, das Dach mehr oder weniger sorgfältig aus Spaltholz hergestellt. Die Dächer sind mitunter überaus steil. Ist in denselben ein Rauchloch angebracht, so ist dasselbe entweder durch ein thurmähnliches Dächlein (Fig. 130) oder durch ein Dächlein wie Fig. 140 gegen Regen geschützt. Der grosse Ofen (*picz*) steht in der Stube an derselben Stelle wie in den anderen Häusern im Ostkarpathengebiete, also in der Ecke zwischen Eingangsthür und Rückwand (Fig. 127) Sein Bau ist gleich dem im Czeremosz- und Suczawathale; er ruht also unmittelbar auf dem Boden auf (Fig. 141)[1]. In der Gestalt sind alle diese Oefen einander ganz ähnlich. Der Heizraum heisst auch hier, als Haupttheil des ganzen Ofens, ebenso wie dieser selbst *picz*; der Kamin, in den zunächst das im Ofen brennende Feuer schlägt, heisst hier mit dem rumänischen Namen *horn*[2]); die Ofenröhre, durch welche das Feuer aus dem Kamin in das Vorhaus geleitet wird, um von hier unter's Dach zu steigen und von da in's Freie zu dringen, heisst hier *ciuka*, welche Bezeichnung die Huzulen den Gewehrläufen beizulegen pflegen; der bankförmige Vorsprung vor dem Ofenloche heisst auch hier *prepicz*; derselbe Vorsprung an der zweiten freien Seite des Ofens *zapicz*; der oberste zur Stube vorspringende Theil des Ofens neben dem Kamin heisst hier *kraj*, d. h Rand. Ausserdem weist noch mancher Ofen neben dem Heizraume einen kleineren Hohlraum (*piczka*) auf, in dem man etwa einen Topf hineinstellen kann; oder es zweigt auch vom grossen Ofenloche ein kleines ab (vgl. Fig. 141 rechts), in dem man die letzten Kohlen zusammenscharrt, um mit Hilfe derselben wieder Feuer anzufachen, „wenn es schwer ist, Feuer zu machen" (*koły hija watru kłasty*[1]). Die meisten Häuser bleiben Rohbau, sie werden also weder mit Lehm beworfen noch getüncht. Nur einzelne sind von aussen theilweise oder ganz getüncht. Auch die Inwände der Stube findet man ungetüncht oder getüncht. Bei den Hausthüren sind wie anderwärts Gitterthürchen vorhanden, damit die Hausthiere nicht in's Vorhaus dringen.



Fig. 128. Haus des Iwan Moroz in Ruszkova (Marmaros). Siehe die vorangehende Fig. 127.



Fig. 129. Gehöfte in Ruszkova (Marmaros).

Die Thürverschlüsse sind wie bei den Huzulen zumeist aus Holz angefertigt. Was in meinen früheren Arbeiten über die Holzschlösser gesagt wurde, gilt auch von diesem Gebiete[2]). Mitunter sah ich hier den Schlossklotz an der Aussenseite der Thüre befestigt, was allenfalls unpraktisch ist, weil er von einem Diebe zerhackt werden kann. Bei einem offenen Riegelschloss (vgl. „Haus und Hof" in diesen Mittheilungen, XXVI, S. 151, Fig. 221) fand ich auch statt des Schlüsselloches eine knapp über dem Riegel ziehende lange Spalte, so dass der Riegel statt mit

[1]) Vgl. hiezu Fig. 201 und 202 in „Haus und Hof bei den Huzulen" und Fig. 191 in „Bei den Huzulen im Pruththal".

[2]) Dieser Name kommt übrigens auch bei den Huzulen vor, die den Rumänen benachbart sind.

[1]) Die Ausdrücke *hija* und *watra* finden sich auch bei den Huzulen.

[2]) Ein blindes Schloss mit Fallhölzchen heisst *zamok cz szczinkamy* (Fallholz = *szczinka*).

einem Schlüssel, wie Fig. 142, mittelst eines Stöckleins umhergeschoben werden kann. Solche Schlösser dienen natürlich nicht zum Schutze gegen Diebe; sie sollen nur ein Befestigen der Thüre ermöglichen, damit diese nicht aufgeht. Dazu dienen nun auch Klinken wie bei unseren Gartenthüren (*zaskarzka*, Fig. 143) oder ähnliche Vorrichtungen wie die in „Bei den Huzulen im Pruththal" (in diesen Mittheilungen, Bd XXVII), Fig. 188 mit *a b c* bezeichnete. Complicirter, ohne besondere Vortheile zu bieten, ist der Fig. 144 abgebildete Verschluss, den ich an der Hinterthüre des Vorhauses fand. Durch Vorschieben des Riegels *a* wird er von innen gesperrt. Geöffnet wird er von aussen, indem man das Holz *b* mittelst des Griffes *c* gegen den Riegel dreht und so den Riegel bei Seite stösst.

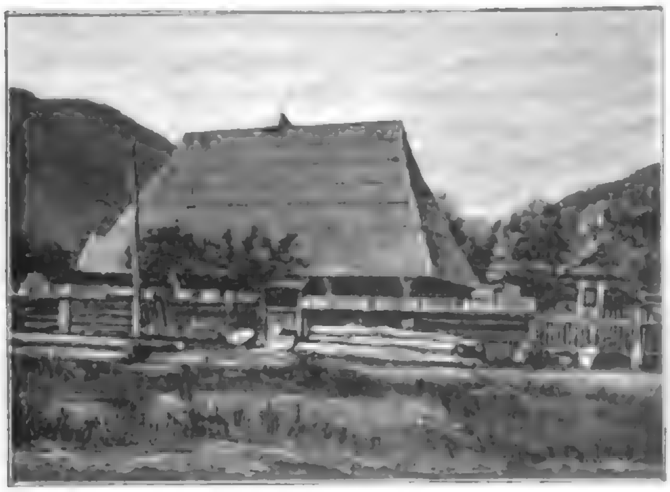


Fig. 130. Haus mit einer Capelle (rechts) in Ruszkirva (Marmaros).

Bezüglich der Einrichtung der Stube und der verschiedenen Hausgeräthe ist zu bemerken, dass sie sich wenig von den Häusern bei den Huzulen unterscheiden. Ueber die Standorte der einzelnen Hausgeräthe belehrt uns der Plan Fig. 127. Wir finden, dass sie dieselben sind wie in den von uns schon geschilderten Gebieten. Auch die Geräthe selbst gleichen den uns schon bekannten. Die feststehenden Bänke (*ławyci*), der Tisch (*stuł*), das Bett (*postił*) sind ganz roh hergestellt, ebenso die Kleiderstange (*hrjadka*) über dem Bette. Die Wiege hängt auf Schnüren zwischen dem Bette und Ofen. Aus einem Stück Stammholz angefertigte Bänklein, so also, dass Aststümpfe die Füsse bilden („Haus und Hof", Fig. 240 bis 243) gibt es auch hier. Statt des Geschirrkastens (*połyci, szafa*) bei der Thüre, wie wir sie bei den Huzulen kennen gelernt haben [1]), kommen hier kleinere Kästchen (*szafka*) und andere an den Wänden befestigte Schüssel- und Löffelhalter vor (Fig. 145 und 146). Ersterer führt den sonderbaren Namen *okulary*, d. h. Augengläser, wohl wegen seiner diesem Instrumente etwas ähnlichen Gestalt. Der zweite führt den Namen *bledari*, wozu die Bemerkungen oben S. 225 zu vergleichen sind. Auch einfache Bretter (*połycia*) sind an der Wand und den Tragebalken (*drugar*, d. i. Träger) [2]) der Decke für ähnliche Zwecke befestigt. Eine sehr primitive Vorrichtung zum Aufhängen der Töpfe (*klucz na horszky*) zeigt Fig. 148; sie ist aus einem Nadelholzbäumchen gefertigt. Fig. 149 ist ein mit Brandornamenten verzierter Milchkübel (*dunycia pysana*), eines der wenigen schöneren Stücke, das ich in jener Gegend sah. Eine kleine Milchkanne mit Deckel heisst *kofyczka* (Fig. 150). Grössere Kannen werden *kofa* genannt. Trommelförmige mit Zapfen versehene Gefässe für Milch heissen *botlá na mołoko*. Sie sind mit Ohren versehen und zum Transport besonders geeignet (Fig. 151). Leider findet man in den Häusern die Milchgefässe in der Regel — leer. Dass ich kein Butterfass zu Gesicht bekam, sondern mir erklärt wurde, die Butter werde in einem Topfe mit einem Löffel geschlagen (*masło u horszku z łyszkou se kołotyt*), ist ein bezeichnendes Merkmal für diese Milcharmuth. Da die Leute zum grossen Theile statt Salz natürliche Soole (*ropa*) zum Salzen gebrauchen, so steht auf den Tischen ein Holzschälchen für dieselbe (*kubka na ropu*; Fig. 152). Daneben findet man zumeist nur Brot (siehe oben!) und Zwiebel u. dgl. Zur Aufbewahrung kleiner Mengen von Butter und Brindza (gesalzener Käse) dienen gedrechselte Dosen (*rakla*). In einem Hause fand ich auch einen rohen hölzernen Behälter für Schwefelhölzchen (*sirkanyria*; Fig. 153). Getreide wird entweder in einer Kiste (*skrynia*) oder in einem Fasse (*bodnia, boczka na zerno*), endlich auch in einem ausgehöhlten Stamme (*moszur* [rumänisch?]) aufbewahrt. Der Webstuhl heisst *krosna*, der Reitsattel wird *sidló* genannt. Die Spinnwirteln zeichnen sich hier wie bei den ungarischen Ruthenen überhaupt durch den kurzen, dicken Kopf aus, während bei den Huzulen und den Bojken Spinnwirteln mit längerem, aber weniger starkem

[1]) „Haus und Hof", S. 166. „Bei den Huzulen im Pruththal", S. 219, und die Abbildungen daselbst. An der Stelle dieser Geschirrkasten steht hier mitunter eine kleine Bank (*ławyczka*), auf der Kannen, Fässchen u. dgl. stehen. Vgl. Fig. 127. Ueber dieser Bank ist dann ein Schüsselhälter angebracht (vgl. Fig. 146).

[2]) Die Bezeichnung *swołok* für diese Balken kommt hier nicht vor.

Köpfchen üblich sind (vgl. Fig. 194—200: „Haus und Hof", Fig. 293 und 294). Die Holzlöffel haben wohl vorwiegend hier noch die ältere Form, wie sie „Bei den Huzulen im Pruththal", Fig 219, abgebildet ist und die bei den Huzulen schon schwindet. Neben dem Hause stehen die verschiedenen Wirthschaftsgebäude (Fig. 127). Das Anbauen derselben an das Haus kommt auch vor. Solche Gebäude sind: *chliu* (Kuhstall), *chliwec*, *chliuczyk* (kleiner Stall, etwa für Kälber und Schweine), *kołesznia* (Schuppen für Holz, Wagen), *szur* (Scheuer), *oberuch* (Plural *oberohy*, Heudach), *kusz* (Kukuruzkorb), *jama* (Loch, Keller), *szuszuja* (Obstdörre). Diese Gebäude haben keinen bestimmten Platz am Hofe, wie überhaupt eine strenge Regelmässigkeit darin in dem Ostkarpathengebiete nicht zu beobachten ist. Bezüglich der Bauart ist Folgendes zu bemerken: Die Stallungen und Scheuer sind meist aus unbehauenem Rundholz errichtet nach Art der Blockhäuser. Der Schuppen kann auch nur aus einem auf Säulen gesetzten Dache bestehen oder er hat ruthengeflochtene Wände; das Dach besteht auch wohl aus Stroh. Der Kukuruzkorb ist aus Ruthen geflochten (vgl Fig. 128 rechts) Die Kukuruzkolben werden durch eine Oeffnung oben hineingeworfen Unten befindet sich ein Loch, durch welches man die Kolben wieder herausnimmt. Die Heudächer haben dieselbe Bauart wie die von uns früher beschriebenen; damit das Heu nicht auf dem Boden aufliegt, ist in einiger Höhe ein Boden angebracht; das Dach ist hier zumeist mit Stroh gedeckt und als Unterlage desselben dient das Fig. 154 abgebildete Gerippe. Keller und Obstdörren gleichen den in „Haus und Hof", S. 158 und 159, beschriebenen. Die Zäune sind theils aus Spaltholz (vgl. ebenda S. 164), zum grossen Theile Ruthenzäune (siehe Fig 128 und 129). Auch aus Steinen roh aufgeführte trockene Mauern dienen als Umzäunung; selten sind ordentliche Bretterplanken und Staketen (Fig 130).

II. Die Rusnaken an den beiden Theissflüssen.

Nach kurzer Fahrt gelangt man von Ruszkova den Visső abwärts zur Theiss. Sobald man diese eine Strecke aufwärts gewandert ist, kommt man nach Trebusa, wo bereits wieder Rusnaken wohnen Hiemit sind wir in ein Gebiet gekommen, dessen Verhältnisse uns mit jedem Schritte immer mehr an jene bei den Huzulen erinnern, bis wir schliesslich an der oberen weissen und schwarzen Theiss Leuten begegnen werden, die fast nichts als der Name von den Huzulen unterscheidet. Es sei nämlich betont, dass, so lange wir auf ungarischem Boden stehen, keiner von den Ruthenen sich den Namen Huzule beilegt, sondern stets Rusnak sich nennt. Der Name Huzule ist ihnen aber wohl bekannt. Die Leute an der weissen Theiss nennen jene aus Żabie am Czeremosz u. s. w., mit denen sie in Verbindung stehen, Huculy oder Suhaky [1]). Fragt man an der schwarzen Theiss nach den Huzulen, so heisst es: sie wohnen hinter der Grenze (*za kranyciu*).

Fassen wir die Rusnaken an der Theiss in's Auge, so finden wir, dass, je näher sie dem Gebiete der Huzulen wohnen, desto mehr sie sich auch ihnen nähern. Oben an der weissen und schwarzen Theiss, wo auch Wechselheiraten zwischen diesen Rusnaken und Huzulen ziemlich häufig stattzufinden scheinen, würde eine Verwechslung leicht stattfinden können. Doch es genügt, eine kleine Unterredung einzuleiten, um sofort den Unterschied zu finden Wie die Rusnaken an der Rika durch ihr „u" statt „i" scharf gekennzeichnet werden, so kann man den Rusnaken von der Theiss durch sein „jo" und „nit" — also das deutsche „ja" und „nicht" [2]) — unter Tausenden erkennen. Sonst nähert sich ihre Sprache jener der Huzulen, und zwar besonders jener im Pruththale, mit denen sie auch sonst viele Berührungspunkte aufweisen, wie wir weiter sehen werden. Betrachten wir z. B. eine grundlegende Gruppe von Wörtern (Hausbau und Kleidung):

	An der Rika:	Theiss:	Pruth:	Czeremosz:
Haus	*cheża*	*chata*	*chata*	*chata*
Stube	*cheża*	*chata*	*chata*	*chata*
Vorhaus	*choromy*	*siny*	*siny*	*choromy*
Ofenkamin	*horn*	*komyn*	*komyn*	*komyn*
Ofenröhre	*ciuka*	*ciuka*	*kahła*	*kahła*
Rock	*rekłek*	*serdak*	*serdak*	*serdak*
Leinenhose	*gati*	*gati*	*portynyci*	*portynyci*
Wolltasche	*traistra*	*taistryna*	{ *taistryna*	*taistra* [3])
			{ *dziobynka*	*dziobynka*
Schürzenrock	*płata*	*zapaska*	*zapaska*	*zapaska*.

---

[1]) Ich kann mir den letzteren Namen zunächst nur aus dem rumänischen *sus* = oben erklären. Dass aus *Sus-aky* (den Leuten oben = Bergbewohner) leicht *Suhaky* entstehen kann, ist bekannt. Vielleicht ist also die Entstehung des Namens, ebenso wie der Name Huzule (rum. *hoc-ul* = der Räuber) auf die Rumänen des benachbarten tiefergelegenen Landes zurückzuführen.

[2]) In einem Hause in Trebusa fand ich einen Sparherd, den das Weib mit „*szpor*" bezeichnete, also auch das „a" wie „o" gesprochen Sparherde kommen auch bei den Huzulen bereits vereinzelt vor

[3]) Selten und im verächtlichen Sinne = Bettelsack.

Diese Beispiele mögen genügen. Man ersieht daraus zur Genüge, dass die Rusnaken an den oberen Theissflüssen zwar manches Gemeinsame mit den anderen ungarischen Ruthenen haben, dass sie aber sich sehr den Huzulen, besonders jenen im Pruththale nähern.

Werfen wir nun zunächst einen Blick auf die allgemeinen Lebensverhältnisse der Rusnaken in diesem Gebiete, so wird man sagen dürfen, dass dieselben im Grossen und Ganzen noch annehmbar seien. Natürlich darf man sich trotz dieser Bemerkung nicht gar zu optimistischen Anschauungen hingeben: sie soll nur zum Ausdruck bringen, dass die Verhältnisse etwa jenen, wie man sie bei den Bauern des Ostkarpathengebietes zu finden gewohnt ist, entsprechen. Wie anderwärts, bereitet sich aber leider auch hier der Verfall vor. Auf welche Weise dies geschieht, das mögen die folgenden Bemerkungen über die jüngsten Vorgänge an der weissen Theiss zur Anschauung bringen. Wie bereits bemerkt wurde, stehen hier die Verhältnisse allenfalls noch viel besser als an der Rika. Noch ist hier der Waldbestand so bedeutend, dass jeder Arbeiter durchschnittlich fl. 1 täglich verdienen kann. Aber schon ist auch hier die Grundlage zum nahen Verfalle, zur Proletarisirung des Bauern gelegt, und die ganze Schuld fällt, mit Bedauern muss man dies constatiren, der Regierung zu. Dass in diesen Gegenden die Viehzucht allein ein dauerndes, wenn auch bescheidenes Auskommen dem Bauer gewähren kann, ist unzweifelhaft. Die Holzgewinnung kann nur so lange einen genügenden Verdienst gewähren, bis die Wälder gelichtet sind. Daran ist bei der vor einigen Jahren stattgefundenen Regulirung der Staatswaldungen nicht gedacht worden. Man hat, um die Waldungen abzurunden und sie vor der Schädigung durch weidendes Vieh zu sichern, die innerhalb der Wälder gelegenen Wiesen zwangsweise eingezogen und das Weiden in den Wäldern untersagt. Diese Massregeln sind vom forstwirthschaftlichen Standpunkte allenfalls zu billigen. Dass man aber an Stelle der eingezogenen Wiesen und zur Entschädigung des Weiderechtes die Bauern mit einzelnen Waldabschnitten bedachte, das zeugt von der vollständigen Unkenntniss des bäuerlichen Wirthschaftsmodus. Mit dem Walde wusste der Bauer nichts Rechtes zu beginnen. Es trat nun das ein, was anderwärts so oft schon beobachtet wurde. Der Bauer verkaufte den ihm schier aufgedrängten unnützen Wald um einen Spottpreis an Speculanten. Gegenwärtig besitzen die Allerwenigsten noch etwas von jenen Waldgründen, und da sie auch ihre Wiesen nicht mehr haben und in den ärarischen Waldungen unter strengen Strafen nicht geweidet werden darf, sank der Viehstand in den letzten Jahren erschrecklich. Wirthe, welche früher bis 30 Kühe besassen, verfügen gegenwärtig höchstens über fünf; während Mancher in früheren Jahren Heerden von 200 Schafen züchtete, verfügt jetzt Keiner über mehr als 50 Schafe. Viele mussten bereits ihren Viehstand verkaufen, um den durch denselben angerichteten Waldschaden zu bezahlen. Mit jedem Jahre wird sich dieses Verhältniss verschlechtern, und sobald die Waldarbeit schwinden wird, ist der vollständige Ruin, wie er uns im Rikathale entgegentritt, zu erwarten. Auf die angeblichen Ungerechtigkeiten, welche bei jenen Grundregulirungen vorkamen, kann hier jetzt nicht näher eingegangen werden. Aber ein Umstand mag hier erwähnt werden. Er ist mir von einem biederen und verlässlichen Manne mitgetheilt worden. Die meisten Bauern, welche ihre Waldabschnitte verkauft hatten, vertrauten das erlöste Geld der Sparcasse in Szigeth an. Aus derselben liehen es die Händler, welche die Waldungen ankauften. Nachdem die meisten Bauern ihre Gelder angelegt hatten, verkrachte die Sparcasse. Ueber die näheren Umstände und den tieferen Zusammenhang zwischen den Ereignissen wusste mir der gute Mann nichts zu sagen. Man kann sich aber allerlei Gedanken machen. Aus dem, was soeben über den Viehstand gesagt wurde, und aus unserer bereits an einer früheren Stelle (Anm. 2, S. 225) gebrachten Notiz über die verhältnissmässig billige Weide geht auch schon hervor, dass unter diesen Umständen wenigstens die Milchnahrung diesen Rusnaken nicht fehlt. Von den Schafen und Schweinen wird auch manches sein Leben lassen müssen. Es mag noch hier bemerkt werden, dass ich bei diesen Rusnaken nur oben an der schwarzen Theiss (oberhalb Körösmező) Frauen reiten sah, während dies bei den Huzulen etwas ganz Gewöhnliches ist.

Ueber die Kleidung ist ganz besonders zu bemerken, dass sie der huzulischen, je näher man dem Gebiete der Huzulen kommt, um so ähnlicher wird und sich von dieser schliesslich nur sehr wenig unterscheidet. Dies hat zum Theile allenfalls darin seinen Grund, dass gewisse Kleidungsstücke u. dgl. geradezu aus dem Huzulengebiete bezogen werden, wie dies mir an der weissen Theiss wiederholt gesagt wurde, so besonders die schönen Ledertaschen und Rockschürzen (siehe unten!).

Ueber die Männerkleidung ist fast nichts zu sagen, was uns nicht bereits aus dem Huzulengebiete bekannt wäre. Die breite Tuchhose ist hier wie dort weiss, grau, schwarz, zumeist roth; sie heisst *haczi*, zuweilen auch *chołoszni*, und wird, wenn der Mann Stiefeln anhat, breit über diesen getragen; hat er Bundschuhe, so wird mit deren Schnüren die Hose unten zusammengeschnürt. Die Leinenhose heisst hier *gati*, also ebenso wie bei den Rusnaken an der Rika (ungarisch *gatya*). Der Männerfilzhut heisst hier *kresania* [1]); die Schafpelzmütze *kuczma* oder *szapka*; eine Mütze, die innen mit Schafpelz gefüttert ist, aussen aber mit Tuch überzogen und überdies so eingerichtet ist, dass über die Ohren und den Hinterkopf ein Pelzbesatz heruntergeschlagen werden kann, heisst *szłeg* (Fig. 155); das Halstuch heisst *fustka*. Die den Männern mit den Frauen gemeinsamen Kleidungsstücke sind: das Hemd (*soroczka*); der kurze ärmellose Pelz (*kiptar*), von denen hier die meisten noch ungestickt sind (*prostyj kiptar* = gewöhnlicher K.), die Minderzahl aber in der Art wie bei den Huzulen gestickt und belegt ist (*wyszytyj kiptar* = ausgenähter K.); der *kożuch*, ein längerer Pelz mit Aermeln, kommt z. B. bei den Huzulen im Czeremoszthale nicht vor, wohl aber sonst bei den Ruthenen, insbesondere den nördlichen Rusnaken im Hügelland, dann den Huzulen im galizischen goldenen Bystrzycathal und bei den benachbarten Bojken; da dieses Kleidungsstück den Ansprüchen im Winter vollauf genügt, so gibt es hier die langen Halinatuchmäntel nicht [2]), dagegen ist hier der kurze Mantel (*serdak*) wie bei den Huzulen vorhanden [3]); die Wollstrümpfe heissen hier *kapczury* (auch *kapci*) und werden aus Wollfäden „auf eisernen Nadeln geflochten", wie der Ausdruck für Stricken lautet (*z wouny płeteni na szpylkach żeliznych*); die statt dieser Strümpfe wie anderwärts vorkommenden Fusslappen heissen *onuczy*; Bundschuhe heissen *postoły* [4]); Stiefel *czoboty* [1]); mit Messingkapseln und Knöpfen gezierte Ledertaschen führen die Bezeichnung *tuszka* und rühren, wenigstens zum Theile, aus dem Huzulengebiete her; aus bunten Wollfäden angefertigte Täschchen heissen hier *taistryna*; die grossen wollenen Zwercksäcke *besahy*; wollene Pulswärmer heissen *narakuryci*. Wir gelangen nun zur Besprechung der den Frauen allein eigenthümlichen Kleidungsstücke. Auch hier besteht der Rock gewöhnlich aus zwei Schürzen (*zapasky*), und zwar sind dieselben zum grössten Theile noch Hausindustrie-Erzeugnisse; sie sind aus Wolle gewebt, und zwar in vorherrschend rothen Streifen. Es sind aber auch statt einer oder beiden dieser *zapasky* schwarze oder blaue Schürzen im Gebrauche. Die schönen rothen *zapasky* werden wenigstens nach Bogdan an der weissen Theiss von den Huzulen gebracht, nicht aber dort gemacht. In diesem Orte sah ich kleine Mädchen auch in rothen Röcklein nach unserer Art; ebenso sah ich hier wie in anderen Orten an der Theiss ältere Frauen in dunklen schwarzen oder blauen Röcken, über denen sie vorn eine *zapaska* oder eine geblümte Schürze trugen. Es sei hier erinnert, dass Röcke auch sonst vereinzelt im Huzulengebiete vorkommen. Der Gürtel zum Umgürten der Schürzen heisst *bajurja* oder *popruszka*. Die Frauenhemden haben wie bei den Huzulen an den Achseln bunt gestickte Einsätze (*ustauky*) oder auch nur schmale Streifen in Weissstickerei (*ceroczka*). Bunte Streifen an den Aermelrändern heissen *pantłyk*. Diesen Namen führen auch um den Hals getragene gekaufte Bänder und man wird im Ausdrucke *pantłyk* somit mit Recht das deutsche Bändlein vermuthen: der Name ist vom jüdischen Händler mit der Waare übernommen. Die aus weisser Wolle gefertigten Frauenhosen (*chołoszni*) bestehen wie bei den Huzulen aus zwei getrennten Stücken. Ohrgehänge heissen *koutky*; die rothen Wollgewinde in den Haaren der Mädchen *motałky*, die Messingknöpfe in diesen Gewinden *boutyci*. Betreffs der Kopfbedeckung ist zu bemerken, dass neben dem Kopftuche auch hier die Weiber und Mädchen sich der Hüte bedienen. Die Kopftücher — im Sommer fast ausschliesslich nur von Frauen getragen — sind vorwiegend roth oder

[1]) Die Bezeichnung *kapeluch* wird nicht gebraucht. Die Burschen tragen ähnlich aufgeputzte Hüte wie die am Czeremosz. Zwei Exemplare dieser Art habe ich 1895 für das k. k. naturhistorische Hofmuseum in Wien erstanden. Strohhüte scheinen Männer nur selten zu tragen.

[2]) Als ich darnach fragte, sagten sie: „Bei uns gibt es solche surani nicht." Szür ist bekanntlich ein ungarischer Ausdruck für ein solches oder ähnliches Kleidungsstück.

[3]) Lange *serdaky* gelten auch hier als ein Zeichen der Bojkentracht. Vgl. weiter unten S. 237.

[4]) Sie werden wie anderwärts mit Wollschnüren (*wołoky*) oder schmalen Riemen gebunden.

[1]) Der Name *czižmy* (vgl. oben S. 228) für letztere ist bekannt, aber es wird hinzugefügt: so heissen sie im Flachland (u cari), der rumänische Ausdruck *cara* = *terra* für fruchtbares Hügel- oder Tiefland ist auch bei den Bukowiner Huzulen üblich.

schwarz und heissen *fustka*; die Mädchen tragen solche im Winter oder bedienen sich einer *szylinka*, welcher Name ganz offenbar wieder auf Shawl zurückgeht. Im Sommer bedienen sich die Mädchen und die jungen Frauen eines Strohhutes (*sołomienka*), der mitunter auch recht gross ist, immer aber sich der Glockenform nähert. Seltener scheinen sie sich eines schwarzen Filzhutes zu bedienen. Ueber dem Hute wird mitunter von ihnen auch das Tuch getragen; bei älteren Frauen scheint dies Regel zu sein.

Zum Hausbaue ist sehr wenig zu bemerken: er gleicht völlig dem huzulischen, besonders jenem am Pruth (Fig. 131, 132 und 158). Das Baumaterial

Der Bau des Ofens und die Bezeichnungen der einzelnen Theile sind dieselben wie im Pruthgebiet [1]), nur dass die Ofenröhre *ciuka* heisst und das Gestell, auf dem der Ofen ruht, *pidpeczyny*. Unter dem Ofen ist also ein Raum, „in dem die Henne ihre Zuflucht findet". Zum Schüren des Feuers dient ein etwa 1 m langes, keulenförmiges Holzstück (*kórdyk*; Fig. 159), das wie ein *zamitałko* am Pruth geformt ist (vgl. Fig. 193 in „Bei den Huzulen im Pruththal"). Zum Ausschüren der Kohlen aus dem Ofen, bevor das Brot zum Backen hineingeschoben wird, dient die *kuczerha* („Haus und Hof", Fig 305). Die Balken, welche die Stubendecke tragen, heissen hier



Fig. 131. Häuschen mit einem jungen Ehepaare in Berlebas an der Theiss (Marmaros).



Fig. 132. Häuschen in Luhy an der weissen Theiss (Marmaros).

ist Nadelholz und wird ebenso zugerichtet, wie wir dies schon in anderen Arbeiten beschrieben haben. Dicke, in der Brettsäge hergestellte Bretter zum Hausbaue, d. i. zur Herstellung der Wände, heissen *terte dereuo*. Stroh kommt hier als Bedeckung der Heudächer wie im Pruththale häufig vor; auch sind die Häuser wie dort auch hier schon öfters geweisst. Das Haus (*chata*) besteht aus drei Räumen: Vorhaus (*siny*), Stube (*chata*) und Kammer (*komora*), oder auch nur aus den zwei erstgenannten [1]). Vor der Vorhausthür befindet sich öfters entweder ein Gang (*ganok*) oder ein kleiner schuppenähnlicher Vorbau (*szopa, szipka*; Fig. 156—158).

wieder *swołok*. Zwischen ihnen und der Decke stecken, wie bei den Huzulen, die am Johannestage gesammelten Kräuter (*Iwanskie zile*). Holzschlösser gibt es hier — besonders an der weissen Theiss — von ebenso mannigfaltiger Art wie bei den Huzulen, und zwar unterscheidet man ebenfalls die gewöhnlichen Schlösser mit offener Construction (*prostyj zasuu*) und die verschiedenen Schlösser mit verborgener (blinder) Construction (*zamok slipyj*). Ersteres besteht nur aus dem Riegel (*zasuu*) und dem Schlüssel (*klucz*); letzteres aus dem Schlossbalken (*kołoda*), in dem der Riegel (*zasuu*) und die Fallhölzchen

[1]) Die Stube kann links oder rechts vom Vorhause liegen. Dass beide Räume, rechts und links vom Vorhause, als Stuben verwendet werden, scheint zu den Seltenheiten zu gehören.

[1]) Auch Verzierungen des Ofenkamines (*obruczy*, das sind wagrechte Gesimse), wie sie uns aus Kosmacz schon bekannt sind (Fig. 191 in „Bei den Huzulen im Pruththal"), fand ich in Luhy an der weissen Theiss in dem Hause des Nikolai Guszon, das 1831 erbaut wurde.

(*szczeniuky*) sich befinden, und dem Schlüssel. Näheres darüber ist in „Haus und Hof“[1]) und „Bei den Huzulen im Pruththal“ zu finden. Fensterladen (*zatwarky*) sind zuweilen vorhanden; ihren Zweck erklärte mir ein Weib in Körösmezö mit den Worten: „damit der starke Regen die Scheiben nicht zerschlage“. Ueber die Hausgiebelconstruction bei den neuen Häusern mit steilem Dach geben die Fig. 161 bis 163 Aufschluss. An einem Giebel eines Hauses in Bogdan, das eben im Baue begriffen war, habe ich das auch sonst übliche Fichtenbäumchen gesehen, geziert mit Flocken weisser und rother Wolle. An das Haus und in der Nähe desselben sind die verschiedenen Wirthschaftsgebäude gebaut, die wir schon oft beschrieben haben.

Auch bezüglich der Einrichtung ist wenig mitzutheilen. Die Haupteinrichtungsstücke führen dieselben Namen, haben mehr oder weniger dieselbe Beschaffenheit und stehen an den herkömmlichen Stellen. Neben der Thür (an der Seite gegenüber dem Ofen) steht hier wieder in der Regel der Kasten (*szafa*) mit darüberstehendem Geschirrbrett (*połyci*) wie im Pruthgebiete (Fig. 164), nur ruht hier der Kasten geradezu auf der Erde auf (vgl. dagegen Fig. 196 in „Bei den Huzulen im Pruththal“). Auch kommen hier (Berlebas, Luhy) die uns aus dem Rikathale unter der Bezeichnung *okulary* bekannten Schüsselbretter (Fig. 145) vor. Sie heissen hier *fogasz* und sind oft in der Ecke der Stube, in welcher der Tisch steht, befestigt, damit man die Schüssel zur Hand habe. Neben dem Geschirrkasten ist wohl auch ein Löffelhalter (*załeżnyk*) an der Wand angebracht (Fig. 165). Damit auch der Teigtrog sein bestimmtes Plätzchen habe, fand ich an der weissen Theiss in die Bilderwand (Ostwand der Stube) neben dem Bette eingerammte Pfähle, auf denen dieses Geräth lag (Fig. 166). Ueber dem Bette ist die Kleiderstange (*żertka*) befestigt[2]; zwischen Bett und Ofen hängt von der Decke auf Schnüren die Wiege herab (Fig. 167). Zum Zerstossen des Salzes dient eine Holzschale mit Griff (Fig. 168, 169), in welcher das Salz mittelst eines passenden länglichen Steines oder eines Eisenstössels zerdrückt wird. Holzschachteln (ähnlich wie unsere Tortenschachteln aus Siebreifen) mit Brandornamenten, in denen man die Osterspeisen[1]) zur Kirche trägt, um sie weihen zu lassen, heissen *cebryk paskowyj*. An Webstühlen unterscheidet man wie bei den Huzulen zwei Arten: den grossen (*warstat*) und den kleinen (*krosna*). Man vergleiche darüber „Bei den Huzulen im Pruththal“, S. 222. Spinnwirteln sind Fig. 195—197 abgebildet. Die Fig. 196 abgebildete ist recht merkwürdig; der Kopf ist nämlich aus der Hälfte von einem der bekannten Maschinzwirnspulen hergestellt. Ich habe in Rachov, einem grösseren Dorf oder Marktflecken an der Verkehrsstrasse längs der Theiss, einige solcher Wirteln erstanden. Fig. 170 bis 174 geben roh eingeritzte Muster von zwei geschnitzten Spinnrocken aus Luhy an der weissen Theiss wieder. Man findet Thier- und Menschenbilder sehr selten als Ornament verwendet und daher sind diese Stücke, die sich in meiner Sammlung befinden, besonders werthvoll. Ich habe dieselben von der Frau des Wirthes Nikolai Guszon erhalten, dessen Haus laut der eingeschnittenen Jahreszahl 1831 erbaut ist.

Statt der Oelstampfe, wie sie in „Haus und Hof“, S. 175 f., Fig. 359 ff., beschrieben ist, fand ich in Rachov eine andere Vorrichtung (*olijnycia*: Fig. 175). Indem man die auf den zu Schnüren gedrehten Fichtenästen hängenden Blöcke *A* und *B* gegen die Keile *CD* schwingen lässt, wird durch den Stempel *E* der Samen, aus welchem das Oel gepresst werden soll, zerquetscht und das Oel fliesst in die unten stehende Schüssel *F*. Ein eigenthümliches Instrument fand ich in Bogdan: es heisst *czołynec* (Fig. 176) und wird dem Kalb an den Kopf geschnallt, sobald man es von der Mutter entwöhnen will. Hiebei kommt der mit stumpfen Eisenspitzen versehene Holzbogen *a* dem Kalbe auf die Nase; die Schnur *b* kommt unter das Maul, die Schnur *c* über den Hals. Will nun das Kalb saugen, so sticht es die Kuh und diese sieht sich gezwungen, den Säugling abzuspännen. Fig. 177 stellt einen Feuerstahl (*ohnywo*) aus Bogdan vor. Dazu gehört noch ein Feuerstein (*kremiń*) und Schwamm (*wykyłyja*) oder verfaultes Holz (*czir*). Der erstere muss vor dem Gebrauche zubereitet werden: man nennt dies „*kwasyty*“ (säuern). Schliesslich sei noch erwähnt, dass der Pferdesattel aus Holz *tarnyci* heisst, also wie bei den Huzulen.

[1]) Die Oeffnungen für den Schlüssel in den Fallhölzchen beim Schloss Fig. 227 können auch in dieselben eingebohrte Löcher sein. Ein solches Schloss hat mir der Wirth Fedor Hladiuk in Bogdan überlassen. Eines der Fallhölzchen ist Fig. 160 abgebildet.

[2]) *Żertka* heisst auch eine Stange, die an der Vorderseite des Hauses unter dem vorspringenden Dache befestigt ist und zum Aufhängen von allerlei Geräthen, Kleidungsstücken u. dgl. dient.

[1]) Die Bezeichnung *dora* für dieselben scheint hier nicht bekannt zu sein.

Am Schlusse sei noch erwähnt, dass ich in Berlebas und in Bogdan die Schalen von Eiern als Zier verwendet fand. In Berlebas waren die ausgeblasenen Eier auf ein Fichtenstämmchen und dessen Zweige geschoben und dem Ganzen die aus Fig. 178 ersichtliche Gestalt gegeben. Diese Zier stand in einem Blumengärtchen. In Bogdan war vor einem Hause ein Baum mit einem langen Kranze geschmückt, der aus Eierschalen bestand, die auf eine Schnur gereiht waren. In beiden Fällen waren die Eierschalen weiss [1]).

III. Bei den Huzulen-Bojken an der galizischen goldenen Bystrzyca.

Die westliche Grenze der Huzulen Bemerkungen zur Entwicklungsgeschichte des Ofens

Als ich mein von der Anthropologischen Gesellschaft subventionirtes Buch „Die Huzulen, ihr Leben, ihre Sitten und ihre Volksüberlieferung" im Jahre 1893 erscheinen liess, kannte ich nicht die westlichen Huzulen, und umsoweniger konnte ich ihre Westgrenze genau bestimmen. Was die Literatur mir damals über dieses Völkchen bot, war so unverlässlich und mangelhaft, dass ich daraus nichts schöpfen konnte. Ich musste mich damals mit der Bemerkung begnügen: „Im Westen grenzen die Huzulen an die Bojken, deren Sitze um Skole und Turka liegen." Wo die Huzulen aufhören und die Bojken anfangen, das war eine ungelöste Frage. Diese Grenze festzustellen, bereitet aber ganz besondere Schwierigkeiten.

Die erste besteht in Folgendem: Der Name Bojko wird nicht nur zur Bezeichnung der um Skole in weitem Umkreise wohnenden Ruthenen, also den westlichen Nachbarn der Huzulen, gebraucht, sondern er hat noch eine andere sehr weite Bedeutung angenommen: er bezeichnet im ganzen Ostkarpathengebiete einen Fremden ruthenischer Zunge. „Ich habe einen Bojko gesehen" oder „Ein Bojko ist da," besagt also zunächst, dass man es mit einem Fremden zu thun hat, der etwa sich durch eine andere Tracht von den Bewohnern dieser oder jener Gegend unterscheidet. Ferner bezeichnen z. B. die Rusnaken im Winkel zwischen Pruth und Czeremosz, um Banilla herum, die Rusnaken jenseits des Pruths als „Bojken". Die Huzulen nennen alle Ruthenen des Hügel- und Flachlandes Bojken; überhaupt gilt ihnen jeder ruthenisch Sprechende, der einen längeren Pelz und Mantel trägt als sie, für einen Bojko. Aehnliches gilt bei den Rusnaken an der Theiss. „Leute, welche in langen Mänteln (*serdak*) umhergehen, sind Bojken," bekam ich in Bogdan zu hören. Schliesslich ist „Bojko" geradezu ein Schimpfwort, mit dem man jeden ungeschlachteten, dummen Menschen zu beehren pflegt. So kommt es auch vor, dass die Huzulen am Czeremosz jene am Pruth mitunter auch als Bojken bezeichnen

Zu dem geschilderten Umstande kommt nun der dazu, dass Niemand Bojko heissen will. Die Leute am Pruth weisen den Namen mit Entrüstung zurück: „Wir sind Rusnaken, Huzulen: die Bojken wohnen dort über den Bergen." Und nun bekommt man allerlei wenig schmeichelnde Bemerkungen zu hören über die ruthenischen Leute an der goldenen Bystrzyca, „die in Rauchhütten wohnen, bei denen der Rauch durch Thür und Fenster entweichen muss und die lange Haare tragen". Dass nun die Rusnaken am Pruth die Bezeichnung „Bojko" zurückweisen, daran thun sie ganz recht, denn man darf sie sehr wohl als echte Huzulen ansehen, wie ich dies in meiner Arbeit „Bei den Huzulen im Pruththal" gethan habe. Aber andererseits durfte ich nach den bisher gemachten Erfahrungen ihre Behauptung, dass an der Bystrzyca wahre Bojken wohnen, nicht als baare Münze annehmen; nachdem ich am Pruth Huzulen gefunden hatte, konnten ebenso im nächsten Thale nach Westen Huzulen wohnen. Und so beschloss ich, meine Wanderungen fortzusetzen. Im Sommer 1897 zog ich daher aus der Marmaros durch das Pruththal über Delatyn und Nadwórna nach Pasieczna an der Bystrzyca. Was ich da fand, werde ich in Folgendem mitzutheilen haben. Es wird sich ergeben, dass diese Leute sich zwar noch Huzulen nennen (*my huculy*), nicht mehr aber als reine Huzulen bezeichnet werden können; sie weichen in Vielem von diesen ab und nähern sich hiedurch, wie ich wieder im letzten Sommer festzustellen Gelegenheit hatte, den eigentlichen Bojken.

Mit dieser Bemerkung gelangen wir zur Besprechung einer weiteren Schwierigkeit: zwischen den Huzulen und Bojken ist keine scharfe Grenze, vielmehr finden wir einen Uebergangstypus. Dieser wohnt eben vorzüglich an der goldenen Bystrzyca. Wer die Bojken nicht kennt, wird die Leute an diesem Flusse leicht als etwas abnorme Huzulen ansehen. Wer aber auch die Bojken kennt und die vielen Beziehungen zwischen ihnen und den Ruthenen

[1]) Ueber die Verwendung der Schalen gefärbter Eier bei den Huzulen siehe „Bei den Huzulen im Pruththal". S. 221 und Fig. 207.

an der Bystrzyca festgestellt hat, wird andererseits auch in Versuchung kommen, diese Ruthenen an der Bystrzyca bereits als eine Art von Bojken zu betrachten. So erklärt sich die Ueberschrift dieses Abschnittes: Bei den Huzulen-Bojken. Man wird sagen können: die Huzulen reichen bis in das Thal der galizischen goldenen Bystrzyca; aber man darf auch behaupten: in diesem Thale beginnen bereits die Bojken.

Ich übergehe nun zur Mittheilung des wichtigsten Materiales, das ich an der goldenen Bystrzyca gesammelt habe.

Zunächst möge nochmals betont werden, dass die Leute sich Huzulen nennen: „*my huculy*“ = „wir sind Huzulen,“ sagten sie. Auch ein alter Jude, in dessen Wirthshaus ich mein Nachtlager aufschlug und mit dem ich darüber sprach, war der Ansicht, dass die Bewohner des Bystrzycathales (Pasieczna, Zielona) noch Huzulen seien; schon in den nächsten westlichen Dörfern wären aber Bojken ansässig.

Sehr bemerkenswerthe Unterschiede machen sich in der Kleidung geltend. Das Hemd der Männer ist länger als bei den Huzulen: die Aermel sind am Rande verhältnissmässig selten zusammengezogen, vielmehr bleiben sie breit und haben am Aermelrande eine Borte. Auf den Achseln haben die Männerhemden sowie jene der Frauen einen gestickten Einsatz (*ustauka*). Pelze und Mäntel sind ebenfalls länger: vor Allem ist aber bemerkenswerth, dass der ärmellose lange Pelz nicht etwa mehr den überall im Osten vorkommenden Namen *kiptar* trägt, sondern die Bezeichnung *bunda* führt, welche überall im Bojkengebiete üblich ist. Der Pelz mit Aermeln heisst *kożuch*, der Halina-Mantel *sirak*, wieder eine Bezeichnung, die den Huzulen fremd ist, dagegen bei den Bojken und auch bei den Rusnaken im Hügellande vorkommt. Ebenso weist der Name *ubranie* für die blauschwarz-violette Tuchhose auf die Bojken: die rothe Tuchhose heisst *krasynyci*, d. h. die schöne, weil roth bei unserem Landvolke überhaupt als die schönste Farbe gilt. Die Leinwandhose wird als *portky* bezeichnet (ebenso bei den Bojken: bei den Huzulen *portenyci*). Als Kopfbekleidung dient der Filzhut „*kapeluch*“, die pelzbesetzte Mütze „*szypka*“, die ähnlich wie der oben Seite 234 beschriebene „*szłey*“ aussieht. Strohhüte werden hier wie bei den Huzulen nicht getragen. Die Fussbekleidung ist wie überall: Bundschuhe (*postoły, chodaky*), Stiefel (*czoboty*), Fusslappen (*onuczi*), seltener Wollsocken (*kapci*). Eine Ledertasche heisst *tabunka*, aber auch *taszka*; die aus Wolle gewebte *dziobynka*. — Die Frauen tragen dieselben Oberkleider (Mantel oder Pelze) und dieselbe Fussbekleidung wie die Männer. Im Sommer sah ich Mädchen und Frauen zuweilen auch nur im langen, groben Hemde, mit gesticktem Aermeleinsatz (*ustauka*), das mit einem Wollgürtel (*krajka*) festgehalten wurde. Gewöhnlich tragen sie aber vorne eine Wollschürze (*zapaska*), wie wir sie bei den Huzulen finden. Dazu kommt nun aber auch bei vielen der Frauenrock (*spidnycia*), wie wir ihn im benachbarten Flachland, ebenso wie bei den Bojken finden. Als Kopfbedeckung benützen die Frauen ein Tuch (*fustka*): die Mädchen durchflechten das Haar mit rother Wolle, fügen aber keine Messingknöpfe (*bontyci*) hinein. Glasperlen (*paciorky*) und Ohrgehänge (*koutky*) sind üblich. Man bemerkt also in der Tracht, dass man sich in einem Uebergangsgebiete befindet, und zwar mit starker Angleichung an die Bojken. Dem entspricht auch der Umstand, dass ein Mann, mit dem ich über die Tracht und deren Abweichung sprach, bemerkte: „*Szo chatka, ynsza hadka*“, d. h. in jeder Hütte ein anderer Gedanke oder, wie wir sagen möchten, eine andere Mode.

Dies gilt nun auch bezüglich eines wichtigen Hausbestandtheiles, nämlich des Ofens. Bevor ich auf dessen Besprechung übergehe, sei nur in Kürze bemerkt, dass sonst im Baue des Hauses kein Unterschied gegenüber den Huzulen sich bemerkbar macht. Die Bauart ist dieselbe[1]; insbesondere sei ausdrücklich bemerkt, dass als Deckmaterial Holz dient: wir werden nämlich sehen, dass dies bei den Bojken weniger der Fall ist. Das Haus heisst *chata*, ebenso die Wohnstube; das Vorhaus *siny*, also wie bei den Huzulen am Pruth oder den Rusnaken in Ungarn und auch den Bojken; Kammer = *komora*; Stall = *chliu*. Fensterläden heissen hier *zaturky*, wie im benachbarten Ungarn.

Nun wollen wir uns den Ofen näher ansehen. Auch darin bemerken wir ein Uebergangsstadium. Ein Theil der Häuser weist dieselben Oefen auf, wie wir sie im Pruththale kennen gelernt haben: also den auf einem Holzgestelle (*pidpeczyni*) aufgebauten oder eigentlich aus Thon geschlagenen Ofen (*piez*) mit darüber stehendem Kamin (*komyn*), aus dem der Rauch durch die Ofenröhre (*kahla*) in das Vorhaus tritt, um von da unter's Dach zu ziehen. Andere Häuser, und zwar recht viele, haben einen ebenso

[1] Ein Haus aus rundem Holze („Haus und Hof“, Fig. 183 und 184) heisst *wib'ynka*; das halbrunde Holz (ebenda Fig. 185 und 186) heisst *rizany derewo* = geschnittenes Holz.

gebauten *picz*, aber ohne *komyn*. Der Rauch steigt also aus dem Ofenloch in die Stube, erfüllt den oberen Theil derselben völlig und zieht theils durch eine oberhalb des Ofens in der Wand zum Vorhause angebrachte Oeffnung (auch *kahla* genannt und mit einem verschiebbaren Brette verschliessbar) in dasselbe, theils auch durch die Thüre in eben dasselbe: das ist eine *kurnianka*, wie die Huzulen am Pruth es nannten, oder eine *kurna chata*, wie die Leute an der Bystrzyca oder überhaupt die Bojken sagen; letzteren ist ja diese „Rauchhütte" keine Seltenheit. Die Benennungen der einzelnen Theile eines solchen Ofens sind aus der Fig. 180 ersichtlich.

Hier dürfte es am Platze sein, einen Blick auf die Entwicklung des Ofens im Ostkarpathengebiete zu werfen.

Es ist wohl unzweifelhaft, dass zunächst der offene Herd die ursprünglichste Form desselben war (Fig. 181). Es war ein mehr oder minder hoher Sockel aus Stein und Lehm, auf dem das Feuer offen brannte. Solche Oefen gab und gibt es auch im Ostkarpathengebiete. Selbst in Czernowitz stand z. B. noch bis zum Jahre 1890 im Garten meines elterlichen Hauses (Neue Weltgasse alte Nr. 558, neue 58) ein altes „walachisches" Holzhäuschen (Nr. 557), in dessen Vorhause ein solcher Ofen stand. Ueber ihm erhob sich — allenfalls schon ein Fortschritt — der unten sehr weite Rauchfang, der auf den Seitenwänden des Vorhauses aufruhte. Oben war derselbe überwölbt, so dass allenfalls kein Regen in das Innere drang und etwa auf das Feuer oder die Töpfe fiel. Von den Seiten mündeten in den Rauchfang die Ofenröhren aus den rechts und links vom Vorhause liegenden Stuben. Der Sockel des Ofens war etwa ein Würfel von 1 m Seitenlänge. Oben brannte das freie Feuer, um das die Kochtöpfe auf den Kohlen oder auf eisernen Dreifüssen standen, wie sie auch jetzt im überwölbten *picz* gebraucht werden („Haus und Hof", Fig. 263 und 264). In dem Sockel des Ofens war aber auch schon — offenbar auch ein erst in neuerer Zeit angebrachter — ordentlicher Backofen vorhanden, der aber nur zum Brotbacken diente. Solche Herde dürfte man noch in manchem älteren Hause bei uns finden. Auf denselben standen auch die Feuerböcke (von uns „Wölfe", polnisch *wilki* genannt) in Verwendung; solche zwei Ungethüme stehen noch auf unserem Dachboden; wir Jüngeren erinnern uns aber niemals, sie im Gebrauche gesehen zu haben (Fig. 182). Nach den Erzählungen der Mutter wurden ein Paar als Unterlage für den Bratenwender — der genau wie die Achse unserer Kaffeebrenner aussah — und für das walzenförmige Holzstück, auf dem die Prügelkrapfen am offenen Herdfeuer ausgebacken wurden, gebraucht. Alte Köchinnen haben, als die offenen Herde eingingen, unten im Schornsteine Feuer angefacht, um am offenen Feuer ihre Kochkunst auszuüben. Im Huzulengebiete fand ich nie Feuerböcke; offene Herde scheinen — ich sehe von offenen Feuerstellen, an denen das Feuer auf dem Erdboden brennt, ab — sehr selten zu sein. Ich fand einen solchen nur in einem Hause in Seletin. Er stand im Vorhause, der Sockel war etwa ½ m hoch, über ihm war ein Kesselhalter angebracht („Haus und Hof", Fig. 207).

Lange werden solche offene Herde unseren Bauern genügt haben. Ihren steifen Kukuruzbrei, der bei ihnen noch heute fast das Brot vertritt, konnten sie am offenen Feuer kochen, sowie dies auch heute sehr oft geschieht [1]). Auch die ungesäuerten flachen Kukuruzkuchen (*korsz*) konnten am heissen Herd unter Asche und Kohlen gebacken werden. So mag der überwölbte, backofenförmige Ofen erst spät aufgekommen sein. Man verlegte nun die Feuerstelle von der oberen Deckfläche des Sockels in denselben hinein (Fig. 180 und 183). Die Herstellung dieses nun überwölbten Ofens (*picz*) war und ist sehr einfach. Man machte einen dem gewünschten Ofenloche gleichen Holzklotz zurecht, legte denselben wagrecht auf einen Sockel und überstampfte den Klotz mit Lehm, bis der Sockel seine volle Höhe erreicht hat. Nun brennt man den Holzklotz allmälig heraus. Der Sockel konnte nun unmittelbar auf dem Boden ruhen, (wie z. B. bei dem erwähnten Herde in Czernowitz und in Seletin), oder er wurde auf ein Holzgestell gesetzt, sei es, um das lästige allzu grosse Lehmtragen und Stampfen zu vermeiden oder um unter dem Herde einen Raum zu gewinnen, der auch gegenwärtig zu allerlei Zwecken benützt wird: So haben in Bogdan unter dem hochgestellten Ofen die Hühner ihren Aufenthaltsort; in Pasieczna fand ich unter dem Ofen den Zugang zum Keller (*jama*), der sich unter dem Vorhause befand [2]); in Bojkendörfern fand ich endlich wieder unter den Oefen Hühnerställe eingerichtet. Anfangs dürfte wohl

[1]) Im Sommer wird oft bei einem im Freien angefachten Feuer gekocht, damit es in der Stube nicht heiss sei. Auch in den Arbeitshütten, Sennhütten, dann im Freien bei der Arbeit wird am offenen Feuer gekocht.

[2]) In anderen Häusern ist der Kellereingang unter dem Tische. Doch gibt es auch Kellergruben ausserhalb des Hauses.

der Rauch aus solchen Hütten nur durch Thüren und Fenster abgezogen sein; die verschliessbaren Rauchlöcher in der Wand beim Ofen (ferner auch in der Mitte der Stubendecke: siehe unten S. 244) dürften erst späterer Fortschritt sein. Der meiste Rauch zieht wohl auch heute durch die Thür ab, die sich ja stets unmittelbar neben dem Ofen, und zwar neben der Seite desselben, befindet, auf welcher das Ofenloch ausmündet. Der intensiv schwarz gefärbte Theil der Stubenwände reicht von der Decke bis zum Oberrande der Thüröffnung; von diesem läuft rings um die Stube die Grenze zwischen dem mit dickem Rauch erfüllten oberen Theile der Stube und dem etwas lichteren unteren Raume.

Ein weiterer Fortschritt war es, als man daran schritt, die aus dem Ofenloche vorne herausschlagenden Flammen und den sie begleitenden Rauch und Qualm aufzufangen und sie, ohne dass sie sich in der Stube verbreiten, in's Vorhaus zu führen. Zu diesem Zwecke wurde der pyramidenstumpfförmige Kamin über der Vorderseite des Ofens angebracht, so dass in ihm sich der aus dem Ofen schlagende Rauch verfing, um durch eine Röhre (*kahła*) in das Vorhaus [1]) geführt zu werden. Diese Kamine wurden wohl anfangs insgesammt aus Ruthen geflochten, wie noch heute zum grossen Theile („Bei den Huzulen im Pruththal", S. 219, Fig. 192 und unten S. 244); auch die Ofenröhre findet man auf dieselbe Art hergestellt. Diese Art der Herstellung eignete sich am besten, weil der Kamin vorne über dem Ofenloche angebracht wurde, wozu sich ein leichter Korb am besten eignete. Wo der Ofen sich in diesem Entwicklungsstadium befindet, z. B. im Pruththale, im Bystrzycathale, bei den Bojken, springt der Kamin stark vorne über dem Ofen vor und ist zumeist geflochten oder auch aus Brettern angefertigt. Er ist unten an den Ofen festgemacht und oben an den Deckbalken angenagelt. Durch Lehmbewurf wird das Holz gegen das Feuer widerstandsfähig gemacht. Schliesslich konnte man mit einiger Mühe auch solche Kamine und Ofenröhren aus Steinplatten bauen, z. B. „Bei den Huzulen im Pruththal" Fig. 191. Den Durchschnitt eines solchen Ofens zeigt unsere Fig. 184.

Schliesslich fand man es einfacher, den Kamin auf den Ofen aufzusetzen und das Feuer aus dem Ofen direct (ohne dass es also erst beim Ofenloche herausschlüge) durch eine oben angebrachte Oeffnung in den Kamin gelangen zu lassen. In diesem Falle, der im östlichen Huzulengebiete sehr oft vorkommt, springt der Kamin wenig oder gar nicht mehr über den Ofen vor und ist wohl immer aus Steinplatten erbaut. Oben ist er frei, d. h. nicht an der Decke befestigt. Man vgl. unsere Fig. 141 und 185, ferner „Haus und Hof bei den Huzulen", Fig. 201 und 202.

Im Suczawa- und Czeremoszgebiete zeigt wohl die Mehrzahl der Oefen die fortgeschrittenste Entwicklungsstufe; im Pruthgebiete scheinen alle Oefen noch vorspringende Kamine zu haben; im Bystrzycathale steht diese Art noch im Kampfe mit dem Ofen ohne Kamin; dieser ist im Bojkenlande der vorherrschende. Wir haben also eine Entwicklung vor uns, die gegen die sonstige Regel von Osten gegen Westen fortschreitet. Ein weiteres Nachgehen dieser Frage als Specialforschung würde sicher lohnend sein.

Sonst ist über Haus und Hof im Bystrzycathale wenig zu sagen: Alles ist wie bei den Huzulen. Hervorzuheben wäre nur Folgendes: die Kleiderstange heisst hier schon *k(r)osynci*, ein Name, den wir bei den Bojken wiederfinden werden. Auch die mitunter an Stelle des Tisches stehenden niedrigen Kasten auf Füssen (*susik*) werden uns bei den Bojken wieder begegnen (Fig. 186). Einen rohen Spinnrocken (*kudelu*) aus einem Fichtenstämmchen zeigt Fig. 187. In den Bänken sind bei den Stubenfenstern Löcher eingebohrt, in denen der Rocken beim Spinnen steckt. Eine Spinnwirtel aus Pasieczna ist in Fig. 198 abgebildet. Die Spinnwirteln haben hier im Gegensatze zu den ungarischen wieder dünne lange Köpfe.

IV. Bei den Bojken.

Ich habe das Bojkengebiet im Sommer des Jahres 1898 kennen gelernt. Ueber Nadwórna gelangte ich nach Maniawa an der Maniawka, dann über Kryczka nach Jablinka, von hier die schwarze Bystrzyca aufwärts nach Porohy. Ferner kam ich nach Preslup-Lukwa, von hier über Sliwki nach Jasień, dann zurück nach Niebylów und Perehinsko; die letztgenannten vier Orte liegen an der Lomnica. Ich habe also nur den östlichen Theil der Bojken kennen gelernt. Dies genügte indess zu meinem Zwecke, die Grenze der Huzulen und ihr Verhältniss zu den Nachbarn festzustellen.

Ueber die Bedeutung des Namens der Bojken näher zu handeln, ist hier nicht der Ort. Am wahr-

[1]) Ich kenne nur einen Fall aus dem Bojkengebiete (Perehinsko), dass die Ofenröhre senkrecht am Kamin stand und also durch die Decke der Stube direct auf den Dachboden führte.

scheinlichsten ist die Auffassung[1], dass der Name ähnlich wie jener der Huzulen (rumänisch *hoc-ul* = der Räuber) diesen Gebirgsbewohnern von ihren Nachbarn als Schimpfname beigelegt wurde. Danach würde der Name nicht auf die keltischen Bojer zurückzuführen sein, vielmehr würde sein Ursprung ähnlich zu erklären sein, wie jener der Lemken (ebenfalls ein Theil der galizischen Ruthenen). Wie diese nach ihrem beliebten Flickworte „*lem*" genannt werden, so dürften die Bojken nach dem Ausdruck „*boje*" = „denn es ist wirklich so", den sie sehr häufig gebrauchen sollen, von ihren Nachbarn benannt worden sein. Bei den von mir besuchten Bojken habe ich zwar dieses Flickwort nicht bemerkt; es kann aber den gemeinsamen Namen das bei dem westlichen Theile allein gebrauchte Wort veranlasst haben. Dass Bojko ein beigelegter Schimpf- oder Spitzname ist, geht aus dem Umstande hervor, dass Diejenigen, denen er gilt, von ihm durchaus nichts wissen wollen. An der östlichsten Grenze geben sie sich für Huzulen aus, obwohl sie von ihnen sich klar abheben. Weiter leugnen sie ebenfalls den Namen Bojken ab und wollen nur Rusnaken genannt werden. Hier zwei Unterredungen, die ich diesbezüglich mit den Leuten führte. In Maniawa bei der Kirche fragte ich einige Männer: „Seid ihr Huzulen?" — „Ja, wir sind Huzulen." — „Und wie heissen die Leute in Kryczka, in Porohy (Ortschaften westlich von Maniawa)?" — „Das sind auch Huzulen." — „Und in Pasieczna (östlich von Maniawa)?" — „Das sind schon ä r g e r e Huzulen (*hirszy hucuły*), und von uns sagen sie, dass wir Bojken sind." Weiter in's Bojkenland gekommen, fragte ich in Jasień wieder die Leute: „Seid ihr Huzulen?" — „Nein" — „Also seid ihr Bojken?" — „Nein, wir sind Rusnaken." Diese Erklärungen sind sehr lehrreich: 1. geht daraus hervor, dass alle diese Leute den Namen „B o j k o" verabscheuen; sie leugnen ihn ab und geben höchstens zu, dass sie von ihren Nachbarn so genannt werden. 2. Bezüglich des Namens H u z u l scheint diesen Leuten auch sehr wohl dessen schmähende Bedeutung bekannt zu sein: die echten Huzulen werden die ä r g e r e n genannt; trotzdem ziehen sie diesen Namen doch noch vor dem Bojkennamen vor. 3. Ferner geht aus dem Angeführten, wie aus Vielem, was ich bisher beobachtet

[1] Man vgl. J. Werchratskij, „Woher stammt der Name Bojki?" (Archiv f. slav. Philologie, Bd. 16, S. 591—594), und W. Ochrymowycz und J. Franko, „Zwidky wziała sia nazwa Bojky?" (Woher kam die Bezeichnung Bojken?) in Žytie i słowo, Bd. 3, S. 143—149.

habe, hervor, dass der Name **R u s n a k** der allein volksthümliche zu Bezeichnung aller Ruthenen sei: Rusnak nennen sich die Ruthenen im Flachlande (Rusnaken im engeren Sinne), Rusnak nennen sich die Huzulen, ebenso die Ruthenen in Ungarn und ebenso die Bojken; wahrscheinlich auch die Lemken, die ich aus eigener Anschauung noch nicht kenne. Das Wort „*rusyn*" kennen meines Wissens die Leute nicht. 4. Schliesslich ergibt sich auch noch aus den oben angeführten Unterredungen, dass wohl noch die Leute um Maniawa, nicht aber weiter im Westen sich für Huzulen ausgeben.

Huzulen sind nun auch schon die Bewohner von Maniawa nicht mehr; vielmehr sind sie bereits gewiss den Bojken beizuzählen. Allenfalls macht sich aber, je weiter nach Westen man vordringt, desto mehr die bojkische Eigenart geltend. „Jasień (an der Lomnica) ist das erste e c h t bojkische Dorf," betonte Herr Pfarrer W. Lewicki, der in diesen Gegenden sehr gut bekannt ist. Wie wir weiter unten sehen werden, begegnet uns auch hier zum ersten Male z. B. neben dem Kopftuche die Frauenhaube, die nirgends östlich zu finden ist. Ferner sind an der Lomnica fast alle Häuser schon Rauchhütten. Auch die Eigenthümlichkeiten in der S p r a c h e machen sich hier stärker als weiter östlich geltend[1].

Die L e b e n s v e r h ä l t n i s s e dieser Bergbewohner sind fast ausschliesslich überaus traurig. Ich verweise Raummangels wegen auf meine an anderer Stelle gebotene Schilderung[2].

Ueber die T r a c h t dieser Leute sind schon oben (Seite 238) einige Bemerkungen gemacht worden. In Folgendem stelle ich zunächst die Kleidungsstücke und ihre Benennungen aus drei Dörfern zusammen (in der Richtung von Ost nach West) und werde daran noch einige Bemerkungen knüpfen:

	Maniawa	Preslup	Jasień
M ä n n e r k l e i d e r.			
Hemd	*soroczka*	ebenso	ebenso
Leinenhose . .	*portky*	„	„
Tuchhose (blau = violett) . . .	*ubrani*	„	„
Tuchhose (weiss)	*chołoszni*	„	„
Pelz, ohne Aermel, bis an die Knie reichend . . .	*bunda*	„	„
Pelz mit Aermeln	*kożuch*	„	„

[1] Vgl. S. J. A. Gockij, Bojkisches Wörterbuch (Wremennyk staurop. inst.), Lemberg 1894—1898.

[2] „Münchener Zeitung" 1898, Beilage Nr. 197.

	Maniawa	Presłup	Jasień
Tuchmantel	*petek*	*sirak*	*sirak*
Tuchhut	*kepeluch* (auch *kresani*)	*kepeluch*	ebenso
Strohhut	*sołomienka*	ebenso	*sołomiennyk*
Schaffellmütze	*szypka*	"	"
Bundschuhe	*postoły* oder *chodaki*	"	*chodaky* (*postoły*)
Wollschnüre hiezu	*wołoki*	"	ebenso
Riemen hiezu	*remini*	"	"
Fusslappen	*onuczy*	"	"
Wollsocken	*kapci* (dieses Kleidungsstück scheint zu fehlen)		
Stiefel	*czoboty*	ebenso	ebenso
Breiter Ledergürtel	*remiń*	"	"
Ledertasche	*tabalú*[1]	*tuszka*	?
Wolltasche	*dzobinka*, *torbyna*	*dziobynka*	?

Zum Vorstehenden bemerken wir noch: auch Männerhemden können gestickt sein: ein solches Hemd heisst *wiszywana soroczka*, die Stickerei *wiszytje*. Das rothe Band, mit welchem das Hemd beim Halse festgebunden wird, heisst *polityczka*. Die blau-violetten Tuchhosen werden, wenigstens nach der ausdrücklichen Mittheilung in Jasień, aus gekauftem Tuche gefertigt, die weissen hingegen aus eigener Wolle erzeugt. Neben den langen, ärmellosen Pelzen kommen auch vereinzelt kurze vor. In Presłup sah ich auch Pelze mit ausgelegtem Pelzkragen (Fig. 136). Jüngere Männer tragen das Haar auch kurz geschoren, ältere zumeist lang.

	Maniawa	Presłup	Jasień
Frauenkleider.			
Hemd	*soroczka*	—	—
Frauenrock	*spidnycia*, *fartuch*, *dymka*	ebenso	*spidnycia*, *fartuch*
Schürze	*piuka*, *zapaska*, *fartuszok*	*zapaska*, *piuka*.	*zapaska*

Pelze und Mäntel wie bei den Männern.

	Maniawa	Presłup	Jasień
Kopftuch	*fustka*	ebenso	*chustka*
Kopf-Handtuch	*rantuch*	ebenso	ebenso
Haube	—	—	*czyper*

Fussbekleidung wie bei den Männern.

[1]) In Jablinka *tablá*, *tabułka*.

	Maniawa	Presłup	Jasień
Gürtel (aus Wolle)	?	*krajka* oder *czembir*	?
Frauenhose (aus weisser Wolle)	?	*pidkolinnyci*	?

Ausserdem ist noch zu bemerken: Das gestickte Frauenhemd reicht (in Presłup) nur wenig über den Gürtel herab. Offenbar sind hiebei Ersparungsrücksichten geltend: wo kein Frauenrock nach unserer Art getragen wird (Huzulen etc.), dort reicht das Hemd fast bis an die Fersen; hier deckt den Unterkörper der Rock, daher genügt ein kurzes Hemd. Die Stickerei heisst *wyszytje*; sie ist in Kreuzstich (*z chrestykamy*) und Kettenstich (*łanczok*) hergestellt. Von den Frauenröcken unterscheidet man verschiedene Arten. In Maniawa und Kryczka gibt es vier Arten: 1. *spidnycia*, sie sind aus allerlei bunten gekauften Fabriksstoffen hergestellt; 2. *fartuch*, aus Leinwand (zumeist selbst gewebte); 3. *dymka byla*, es ist dies ein *fartuch*, auf welchem mit Oelfarbe Ornamente (wohl mittelst einer Schablone) gemalt sind, sie werden von einem Juden in Sołotwina hergestellt; 4. *dymka czorna*, ein schwarzer oder dunkelblauer Rock aus gekauftem Stoffe, von Alten, Armen und bei der Arbeit getragen. In Presłup kommen nur die unter 1, 2 und 4 genannten vor[1]); in Jasień habe ich von der *dymka* keine Nachricht erhalten. Die Schürze ist fast in allen von mir besuchten Dörfern jetzt aus buntem Perkal (Baumwollgewebe) hergestellt. Um so interessanter ist aber, dass diese Schürze in Porohy noch durch ein eigenes aus Wolle gewebtes Kleidungsstück, ganz ähnlich der *zapaska* vertreten wird. Allenfalls fertigen solche nur reichere Frauen, die Wolle haben, an. Die Wolle wird selbst gesponnen, gefärbt und verwebt. Diese dicken Wollschürzen weisen rothe, zinnoberrothe, weisse, schwarze, blaue und graue Streifen auf und führen die Bezeichnung *katran*, welcher Name sonst nur noch östlich im benachbarten Zielona, ferner aber häufig in der Skoler Gegend vorkommen soll; doch erhielt ich z. B. auch in Presłup die Nachricht, dass dort früher *katrany* üblich gewesen sein sollen. Diese Nachrichten sind sehr interessant. *Katrinca* heisst nämlich auch gegenwärtig bei den Rumänen der Bukowina ein der huzulischen *zapaska-opynka* ähnliches Kleidungsstück[2]). Das walachische (rumä-

[1]) Die weissen Röcke sind in zahllose feine Falten, die von oben nach unten verlaufen, gelegt.

[2]) Auch heisst bei den Bukowiner Ruthenen jeder Lappen oder Fetzen *katran*.

nische) Ansiedlungen sich längs der Karpathen bis in's Bojkenland zogen, ist bekannt. Eine grosse Anzahl von Ortsnamen legt noch gegenwärtig lebhaftes Zeugniss hievon ab. Nun sehen wir, dass auch ein Kleidungsstück durch Jahrhunderte sich hier sammt seinem walachischen (?) Namen erhalten hat. Den Kopf bedecken die Frauen und Mädchen

Die Mädchen in Preslup legen das Tuch über einen um den Kopf geschlungenen Pappendeckelstreifen und winden darüber bunte Bänder. In Jasień fand ich als Kopfbedeckung für Frauen auch Hauben (*czypec*), die aus einem über die Stirne nach dem Hinterkopfe und von da auf den Rücken herabfallenden schwarzen Tuchstreifen und ein den Kopf



Fig. 133. Gehöfte mit Heudächern (links) und Leute in Maniawa. Weil Regen drohte, haben die zwei Männer links die langen Pelze mit der Vliessseite nach aussen gekehrt.



Fig. 135. Altes Gehöfte in Poroby.



Fig 134. Bauerngehöfte in Jablinka.



Fig. 136. Bei der Kirche in Preslup.

gewöhnlich mit einem leichten, bunten Tuche (roth, gelb, weiss, schwarz, geblümt). Alte Frauen, dann überhaupt Frauen pflegen zum Kirchgang, besonders während der Fastenzeit und bei der Beichte, über das Tuch ein weisses Handtuch (*rantuch*) zu schlagen [1]).

bedeckendes Netz aus Wolle bestehen. Sie werden in dem Kramladen gekauft (*u krami*, *z kramu*). Es ist dies ein Kleidungsstück, das man weiter östlich nicht findet (Fig. 188). Trachtenbilder bieten unsere Fig. 133, 134, 136, 138 und 139.

[1]) Solche Handtücher werden bekanntlich auch von den huzulischen Frauen und überhaupt im Ostkarpathengebiete als Kopfbedeckung getragen. Ein Mann in Maniawa sagte: „Die Frauen thun so das Rantuch um den Kopf, wie die Türken; ich war dort (bei den Türken) und habe es selbst gesehen."

Wenden wir uns nun der Betrachtung des Hauses zu. Grundriss und Bau der Wände gleichen ganz den von uns bereits geschilderten (Fig. 133—135, 137—139). Die runden Hölzer zum Hausbau heissen *wibła*[1]), *ciluchy* (auch *kimak*); ein Haus mit Wänden aus diesem Material: *chata wibła, chata z wiblin, wiblynka, chata z ciluchiu.* Halbrunde Hölzer (vgl. „Haus und Hof", Seite 152) heissen hier *płynnyci*, und weil diese durch Zerschneiden der Hölzer gewonnen werden, so heissen solche Häuser *chata z płynnyc* oder *rizana chata* (geschnittenes Haus). Ein vierkantig (*na 4 kanty*) bearbeitetes Holz heisst *brus*. Die Dachbedeckung ist hier dagegen sehr selten aus Schindeln hergestellt, weil — wie mir in Porohy erklärt wurde — es an solchen gebricht, da die Dorfbewohner über keine



Fig. 137. Haus in Jasień.

Wälder verfügen. Alte Häuser und wohl auch ärmliche neue sind mit Dächern aus schlechten Brettern versehen. Die meisten Häuser haben Strohdächer, deren Form zur Genüge aus den beigegebenen Bildern sich ergibt. Die Namen für das Haus und die Wohnstube, ferner das Vorhaus, die Kammer und Stallungen sind die uns bereits bekannten: *chata, siny, komora* und *chliw*. Eine besonders schöne Stube heisst *switłyci*. Ueber den Ofen ist bereits oben ausführlich gehandelt worden. Je weiter gegen Westen, desto mehr nimmt der oben unter Nr. 2 beschriebene Typus überhand; daneben der Typus 3 mit geflochtenem oder aus Brettern hergestelltem, vorspringendem Kamin. Ebenso ist die Ofenröhre geflochten. In den Rauchhütten mit Ofen Typus 2 ist entweder eine „*kahła*" beim Ofen, oder eine mitten in der Stubendecke oder auch beide. Der Rauch tritt in das Vorhaus und den Dachboden, um von hier durch Löcher oder Dachlucken zu entweichen. Nur selten ist über dem Vorhause ein Rauchfang angebracht, in dem sich der aus den Ofenröhren tretende Rauch sammelt und so hinausgeleitet wird[1]). In Preslup heisst solch' ein Rauchfang *bondur*. In Porohy wurde mir gesagt, dass die Rauchhütte den Vorzug verdiene, weil sie trockener bleibe und länger dauere, was auf die conservirende Wirkung des Rauches zurückzuführen ist. Die Oefen stehen hier überall auf Gestellen. Unter dem Ofen fand ich in Jablinka Käfige für Hühner eingerichtet, in Porohy waren daselbst auch Erdäpfel — hier wie in Ungarn *ripa* genannt — aufbewahrt. Die



Fig. 138. Haus mit Leuten in Niebylów (Das Kind vorne, mit Strohhut, ist kein bäuerliches.) Im Dachsaume stecken Cultuszwecken dienende Baumzweige; am Thorbalken links sieht man ein zu demselben Zwecke aufgestelltes und geschmücktes Kreuz.

Balken, welche die Decke der Stube tragen, heissen wie in Ungarn *gragar* (d. i. *dragar* = Träger). Die Kleiderstangen werden in Maniawa *zawisa*, weiter nach Westen *korosenci, krosenci* [*k*(*r*)*osenci*] genannt. Ueber dem Ofen angebrachte Stangen, auf denen Brennholz getrocknet wird, heissen *hrydy*. An Holzschlössern gibt es auch hier offene Riegel (*zasuuka*) und „blinde" Schlösser (*slipyj zamok*). Die Fallhölzchen der letzteren heissen in Maniawa *łauky* (3 bis 6), in Jablinka *zubci*. Ein eisernes Schloss heisst „*nimeckyj zamok*", d. h. deutsches Schloss. Die Zäune (*płit*) aus gespaltenen Stangen werden wie bei den Huzulen hergestellt und die einzelnen Theile heissen

[1]) Vgl. „Haus und Hof", Seite 152.

[1]) Also ähnlich wie oben Seite 239 beschrieben wurde

auch wie dort: aus Ruthen geflochtene Zäune heissen *płytir*.

Von den Geräthen hängt die Wiege zwischen Bett und Ofen. Mittelst einer an derselben befestigten Schnur kann das im Bette liegende Weib sie leicht in Bewegung setzen. Die oben S. 240 beschriebenen Kasten (*susik*) kommen auch hier vor. Sie dienen zum Aufbewahren von Getreide und Kleidern (*fanta*[1]); zwischen letztere legt man zum Schutze gegen Motten ein wohlriechendes Kraut, „*brasołyc*“ genannt. An Kasten kommen sowohl die Form *szafa* als auch *połyci* vor.

Ein eigenthümliches Werkzeug (*druk*) zum Drehen der oft erwähnten Wollschnüre (*wołoki*) habe ich in Preslup kennen gelernt (Fig. 189). Die Wollschnüre



Fig. 139. Haus in Perehinsko.

werden aus Wollfäden hergestellt. Diese sind um das Holzstück *A* gewickelt. Davon wickelt man so viel Faden ab, als man nöthig hat, und klemmt diesen in die Spalte des Holzbackens *B*. Nun hält man den Faden am oberen Ende und versetzt das Holzstück in drehende Bewegung. Nachdem der Wollfaden genügend gedreht ist, legt man ihn mehrfach zusammen und lässt ihn los; er dreht sich nun zusammen und bildet so eine Schnur.

Ostereier fand ich nur in Jasień und Preslup. Die Anfertigung geschieht, wie in „Haus und Hof“, S. 173 f., beschrieben ist; doch dient zum Auftragen des Wachses zumeist eine Stecknadel. Man taucht deren Köpfchen in das flüssige Wachs und trägt dieses so auf das Ei. Deshalb bestehen die Ornamente aus keilförmigen Strichen. Auch fertigt man aus einem am spitzen Ende durchbohrten, kegelförmigen, blechernen Pfeifendeckel das Fig. 190 abgebildete Werkzeug, indem man den Deckel *a* in ein Holzstückchen *b* steckt. In den Pfeifendeckel wird flüssiges Wachs *c* gefüllt und, indem nun dieses durch die Oeffnung ausfliesst, wird damit gezeichnet.

Die Oelpressen sind ganz den Fig. 175 abgebildeten ähnlich.

Eine Handmühle (*żorna*) zeigt Fig. 191. Die einzelnen Theile sind: *A* das Gestell (*warstát*); *B* die Hebevorrichtung (*pidojma*) mit der Spindel (*weretено*) *C*; *D* der obere Stein (*kamiń werchnyj*), an dessen unterer Seite das Eisenstück (*porkłyci*) befestigt ist, in welcher die Spindel endigt; der untere Stein heisst *kamiń spidnyj*; die Stange zum Drehen (*E*) heisst *żorinnyk*; *F* ist die Oeffnung, aus welcher das Mehl herausläuft (*mucznyci*).

Zur Herstellung von Mäher- und Arbeiterhütten dient ein schlittenförmiges Gestell, das in der in Fig. 192 ersichtlichen Art über einige Stangen gelegt wird. Darüber wird Rinde gebreitet.

Zur Verscheuchung der Vögel vom Felde, der Wildschweine von den Kartoffelfeldern u. dgl. dienen windmühlenartige Vorrichtungen (*treskało*). Dieselben sind auf Stangen drehbar befestigt, so dass sie sich mit dem Winde drehen (Fig. 193). Der Flügel besteht aus einem schiffschraubenförmigen Holzstücke.

Spinnwirteln sind Fig. 199 und 200 abgebildet. (Vgl. oben S. 231 f.)

V. Zusammenfassung der Ergebnisse.

Am Schlusse will ich — und zwar in aller Kürze, um den mir bewilligten Raum nicht zu überschreiten — einige Ergebnisse meiner Forschungen zusammenfassen.

Die **Wohnsitze der Huzulen** sind die nordöstlichen Abhänge der Karpathen der Bukowina und Galiziens vom Oberlaufe der Suczawa, Moldawa und Bistritz bis zur galizischen goldenen Bystrzyca. Im Suczawathal wohnen bis Falkeu, abgesehen von den eingewanderten Deutschen und Israeliten, durchaus Rumänen, von Frassin flussaufwärts dagegen bereits Huzulen; die Grenze in der Thalsohle bildet der Gestüthof Frassin, eine Abtheilung des berühmten k. k. Radautzer Gestütes. Südwärts von der Suczawa zieht sodann die Grenze längs des Brodinabaches, so zwar, dass am rechten Ufer Rumänen, am linken Huzulen wohnen; es ist sehr bezeichnend, dass ein rechter Zufluss der Brodina (slavisch „*brod*“ = Furt) mit der rumänischen Endung Brodinora (die kleine Brodina) heisst, während ein linker Zufluss den echt

[1]) Bei den Huzulen: *fantie, fantiecku*.

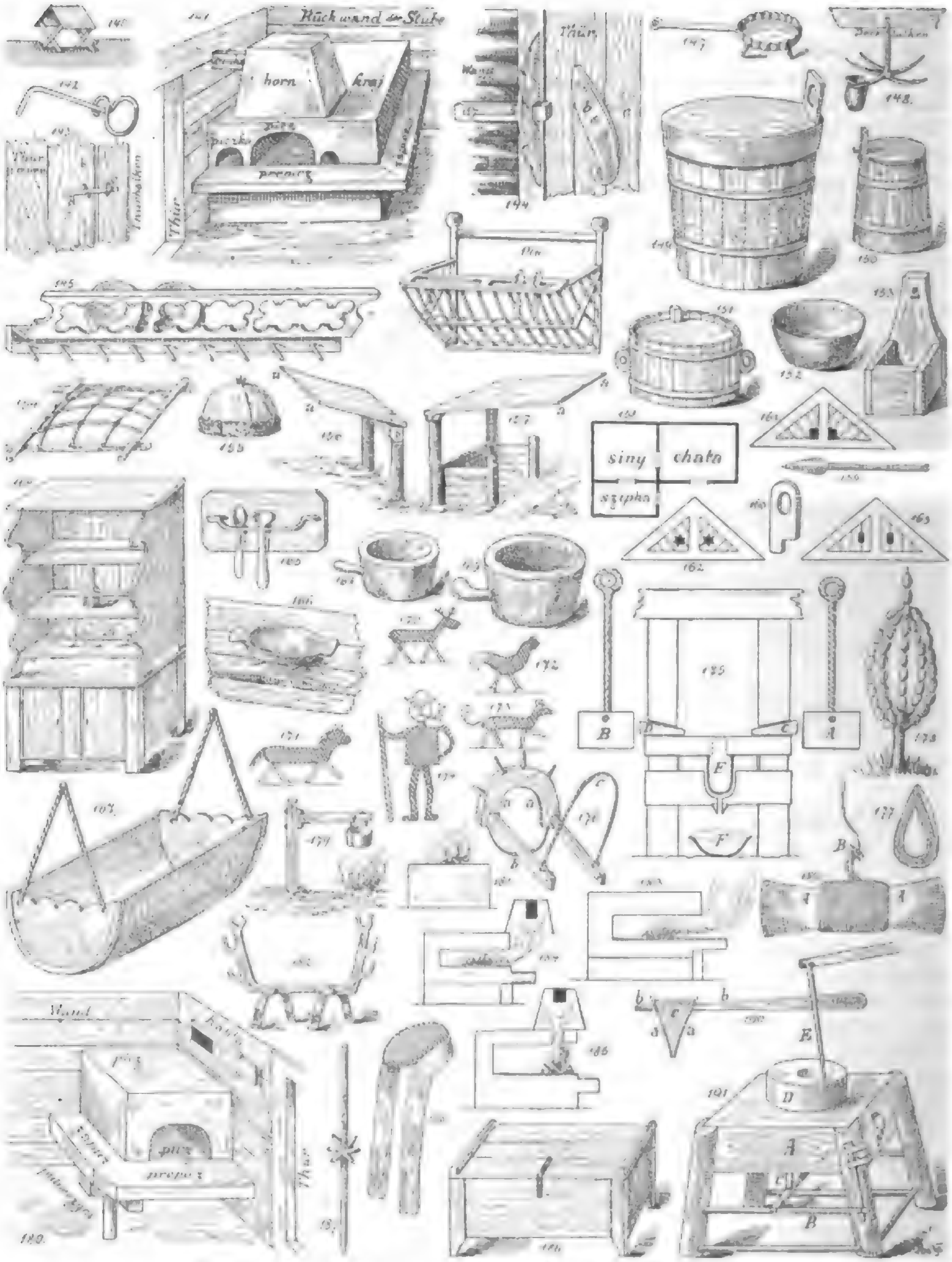


Fig. 140—191. Die Erklärungen stehen am Schlusse im VI. Abschnitte.

slavischen Namen Czorny Potok, d. h. der schwarze Bach, führt. Auf dem Berge Heppa, welcher sich im Winkel zwischen dem linken Ufer der Brodina und der Suczawa erhebt, findet man bei den Huzulen schon dieselben Gebräuche und Volksüberlieferungen, wie der Verfasser sie in den entfernteren Theilen des Gebirges kennen gelernt hat. Natürlich macht sich hier an der Grenze der rumänische Einfluss stärker geltend, was auch von den Verhältnissen an der gleich zu erörternden weiteren Grenze bis an

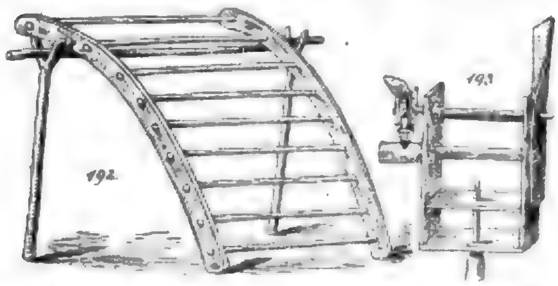
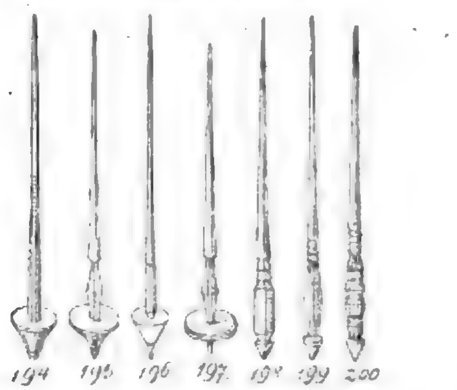


Fig. 192. Gestell für eine Mäherhütte. Fig. 193. Vogelklapper. (Beide Gegenstände aus Preslup.)



Spinnwirbeln aus Ruszkova (Fig. 194), Berlebas (Fig. 195), Rachov (Fig. 196), Luhy (Fig. 197), Pasieczna (Fig. 198), Maniawa (Fig. 199), Preslup (Fig. 200). Sammlung R. F. Kaindl.

die Bistritz gilt. Weiter südwärts wohnen die Huzulen jenseits der Wasserscheide der Brodina im Thale der Moldawitza bis Ardzel und Russisch-Moldawitza, ferner jenseits der Wasserscheide der Quellbäche der Suczawa im Moldawathale bis Moldawa und Briaza, endlich im Südwesten bis Kirlibaba im Bistritzthale. In diesem Theile der Grenze haben die Huzulen rumänische Gebirgsbauern zu Nachbarn, die in Kleidung, Hausbau und Sitte ihnen vielfach gleichen [1]. Nördlich von dem bezeichneten Theile der Suczawa von Frassin aufwärts wohnen die Huzulen im Gebirgsantheile des grossen Sereththales, wo sie in Berhometh mit den Rusnaken zusammenstossen. Nordwestlich wohnen sie in den Karpathen am Czeremosz bis zu dessen Austritt aus dem Gebirge bei Wiżnitz und Kuty, wo ebenfalls bereits Rusnaken sitzen. Der am Fusse des Gebirges sitzende Theil derselben hat manche Aehnlichkeit mit den Huzulen. Huzulen wohnen ferner an der oberen Pistyńka und im oberen Pruththale von den Quellen bis Dora und reichen bis in's Thal der goldenen Bystrzyca, wo bereits die Bojken beginnen, welche zunächst auch in manchen Beziehungen den Huzulen gleichen; doch schwindet diese Aehnlichkeit immer mehr gegen Westen. Im Südwesten bildet der Kamm der Karpathen die Grenze der eigentlichen Huzulen; doch gleichen ihnen die benachbarten Rusnaken an der Theiss noch in manchen Punkten.

Wie schon aus den vorstehenden Bemerkungen sich ergibt, ergreift das Huzulenthum oder wenigstens gewisse charakteristische Züge desselben immer weitere Kreise. Es kann nämlich kaum bezweifelt werden, dass gewisse Eigenthümlichkeiten ihrer Kleidung und ihres Hauses von ihnen zu den Nachbarn drangen, nicht aber von diesen zu jenen. Beweis hiefür ist der Umstand, dass je weiter man sich nach allen Seiten vom Huzulengebiete entfernt, desto mehr diese Eigenthümlichkeiten schwinden. Das Blockhaus der Rusnaken am unteren Czeremosz [1]) gleicht — abgesehen vom etwaigen Strohdach — jenem der Huzulen; werden doch viele dieser Häuser geradezu im Gebirge angefertigt und dann zerlegt in's Flachland geführt. Auch manches gute Geräth in rusnakischen Bauernstuben rührt von den Huzulen her. Der kurze, ärmellose Zierpelz hat sich sporadisch ebenso zu den Rusnaken [2]) verbreitet als zu den Bojken [3]), und ein Theil derselben — an der goldenen Bystrzyca — nimmt, wie es scheint, immer mehr die Tracht der Huzulen an, wie er sich auch ihren Namen beilegte. Zu den Bojken dringt auch der Ofen mit dem Kamin aus dem Huzulengebiete. Die hervorgehobenen Eigenthümlichkeiten treten aber bei den Rusnaken und Bojken

[1]) Man vgl. Romstorfer's Mittheilungen über das rumänische Bauernhaus in Pożoritta. (Anthrop. Mitth. XXII, 209.)

[1]) Vgl. die in der vorigen Anm. citirte Arbeit S. 201; ferner Kaindl, „Haus und Hof bei den Rusnaken", „Globus", Bd. 71, Nr. 9, § III und Fig. 5.

[2]) Vgl. „Haus und Hof bei den Rusnaken", besonders Fig. 3.

[3]) Siehe oben Fig. 136 den letzten Mann rechts im Vergleiche mit den links von ihm stehenden.

nur in der Nachbarschaft der Huzulen kräftiger hervor und schwinden mit der Entfernung. Dass die ungarischen Rusnaken an der Theiss überaus den Huzulen gleichen, ist ebenso schon betont worden, wie der Umstand, dass sie von den Huzulen geradezu manche Kleidungsstücke beziehen: um so sicherer ist es, dass sie diesen nachahmen. Die etwas weiter in Ungarn (an der Rika) wohnenden Rusnaken haben weit weniger mit den Huzulen gemein. Dasselbe gilt von den Rumänen an der Südostgrenze: nur die den Huzulen benachbarten gleichen mehr oder weniger diesen. Da anerkanntermassen die Huzulen in ihrer Kleidung, ihrem Hause, ihren Geräthen u. dgl. viel Schönes und Praktisches aufzuweisen haben, so ist es leicht erklärlich, dass charakteristische Züge von ihnen auf ihre Nachbarn übergingen. Wie es kam, dass gerade im Huzulengebiete eine in gewissen Beziehungen vollkommenere Geschmack- und Kunstrichtung (man vgl. die huzulische Kleidung, ihre Schnitzereiarbeiten, ihre Ostereier u. s. w.) entstand und um sich griff, ist zunächst schwer zu erklären. Soviel scheint sicher zu sein, dass der Ausgangspunkt dieser Vervollkommnung im Czeremoszgebiete liegen dürfte. Dort bei den „echtesten" Huzulen finden wir die erwähnten Vorzüge ganz besonders ausgeprägt. Auch über die Zeitdauer dieser Entwicklung lässt sich nichts Bestimmtes sagen. Vielleicht ist sie noch gar nicht so alt, als man anzunehmen geneigt ist. In Sergie wusste man mir z. B. zu erzählen, dass man früher nicht die schönen verzierten Pelzchen trug, sondern glatte ohne Zier.

Bezüglich der Abstammung der Huzulen halte ich daran fest, dass sie vorwiegend Slaven sind. Nicht nur ihre Sprache, sondern auch ihre Sitten und Ueberlieferungen sind bis auf gewisse Eigenthümlichkeiten ihren slavischen Nachbarn ähnlich. Diese Eigenthümlichkeiten lassen sich aber zum grossen Theile aus den Verhältnissen ihrer Heimat erklären. Man vergleiche darüber meine Bemerkungen in dem demnächst erscheinenden Aufsatze über die Huzulen in der „Oesterreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild", Band Bukowina. Neben dem slavischen kommt dann noch das rumänische Element in Betracht.

Bezüglich des Hausbaues ergibt der Vergleich [1], dass im Grossen und Ganzen im ganzen Ostkarpathengebiete derselbe Typus herrscht: Hauptgrundriss und Einrichtung sind dieselben. Die wichtigsten Unterschiede in der Bauart sind durch örtliche Verhältnisse bedingt. Der Blockhausbau schwindet mit der Entfernung vom Gebirge und macht dem Fachwerk oder gar Flechtwerk, daneben auch Mauerwerk Platz; ebenso tritt an Stelle des Schindeldaches das Strohdach, wo der Waldreichthum schwindet und der Feldbau um sich greift. Ueber den Ofenbau vergleiche man die oben S. 239 f. gebrachten Bemerkungen.

[1] Vgl. die Abbildungen und Ausführungen in meinen verschiedenen Arbeiten und in Romstorfer's s. S. 247, Anm. 1 citirter Studie.

Meine an anderer Stelle [1]) dargelegte Ansicht, dass der Name Rusnak der einzige volksthümliche für Ruthene sei, hat sich neuerdings bewährt. Alle Ruthenen im Flachlande und im Gebirge, in der Bukowina, in Galizien und in Ungarn nennen sich Rusnaken. Gewisse Theile führen aber nur diesen Namen (so die Hügel- und Flachland-Ruthenen in der Bukowina und in Galizien, und die Ruthenen an der Theiss und der Rika in Ungarn), andere — Huzulen, Bojken und Lemken — werden mit diesen eben angeführten Bezeichnungen besonders von ihren Nachbarn benannt und werden wohl nie von diesen als Rusnaken kurzweg bezeichnet. Danach ist man berechtigt, zu ethnographischen Zwecken den Namen Rusnak im engeren Sinne auf den nur so genannten Theil der Ruthenen zu beziehen, um ihn vor Huzulen, Bojken und Lemken hervorzuheben. Zur Bezeichnung aller dieser stammverwandten Theile ist es aber vortheilhaft, den eingebürgerten, wenn auch nicht volksthümlichen Namen „Ruthene" zu gebrauchen.

Uebersichten über meine das vergleichende Material enthaltenden Arbeiten findet man in Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft, XXVI, 147, Anm. 1 und XXVII, 210, Anm. 1. Ferner vergleiche man die zusammenfassenden Berichte von M. Korduba und W. Hnatiuk in den ruthenischen Zapyski der Lemberger Szewczenko-Gesellschaft, Bd. 11 (1896) und Bd. 21 (1898). Am vollständigsten ist die in der polnischen Zeitschrift „Lud" (Lemberg), Bd. IV, 95 ff., vor Kurzem erschienene Uebersicht meiner Arbeiten von O. M. Żukowski. Zur Ergänzung dieses mühevollen Berichtes füge ich nur Folgendes hinzu. Die Aufsätze über die Jagd bei den Huzulen erschienen in der „Oesterr. Forst- und Jagdzeitung", 1897, Nr. 38, 1898, Nr. 7 und 12; der Aufsatz über Fischerei bei denselben ebenda 1898, Nr. 15. Im „Globus", Bd. 73, Nr. 15 und 16: „Volksüberlieferungen der Pidhireane" (Ruthenen am Fusse der Karpathen). „Frankfurter Zeitung", 1898, Nr. 264: „Aus der Volksüberlieferung der Rumänen in der Bu-

[1]) Vgl. besonders „Globus", Bd. 71, Nr. 9.

kowina.“ In der „Berliner Zeitschrift für Volkskunde“ erschienen 1898 nach den deutschen und polnischen auch ruthenische Kinderlieder, Räthsel und Spiele. In „Aus allen Welttheilen“, Jahrg. 29, Nr. 3: „Die Lage der Deutschen in der Bukowina“. „Frankfurter Zeitung“, 1898, Nr. 157: „Deutsche Volkslieder aus der Bukowina“ (vgl. hiezu auch ebenda Nr. 159). Schliesslich Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ (München), 1898, Nr. 50: „Aus der ungarischen Marmarosch“; Nr. 197: „Aus Galizien“, und Nr. 204: „Eine Branntweinprophetin“.

VI. Erklärungen zur Textseitenillustration.

Fig. 140. Rauchloch mit Ueberdach in Ruszkova.
„ 141. Ofen. Ruszkova.
„ 142. Eiserner Schlüssel. Ruszkova.
„ 143. Thürklinke. Ruszkova.
„ 144. Hölzerner Thürverschluss. Ruszkova.
„ 145. Schüsselbrett mit Rechen. Ruszkova.
„ 146. Schüssel- und Löffelbehälter. Ruszkova.
„ 147. Pfanne. Ruszkova.
„ 148. Topfhalter aus einem Nadelholzstämmchen. Ruszkova.
„ 149. Milchkübel mit Deckel mit Brandornamenten. Ruszkova.
„ 150. Kleine Kanne mit Deckel für Milch. Ruszkova.
„ 151. Holzgefäss mit Zapfen für Milch. Ruszkova.
„ 152. Holzschale für Soole. Ruszkova.
„ 153. Hölzerner Behälter für Zündhölzchen. Ruszpolyana.
„ 154. Gerüste von einem Strohdach über einem Heuschober. (Vgl. Fig. 129 links vom Hause, ebenso Fig. 133 und 135.)
„ 155. Mütze mit Pelzbesatz. Bogdan.
„ 156., 157. Vordächer bei der Hausthür. Bogdan.
Fig. 158. Grundriss eines Häuschens in Körösmező.
„ 159. Ofenschürholz. Bogdan.
„ 160. Fallhölzchen von einem Holzschloss. Bogdan.
„ 161., 162., 163. Dachgiebelfelder. Bogdan.
„ 164. Geschirrkasten. Bogdan.
„ 165. Löffelhalter. Bogdan.
„ 166. Teigtrog auf dem Gestell an der Stubenwand. Bogdan.
„ 167. Wiege auf Stricken. Bogdan.
„ 168. Schale und Mörser für Salz. Berlebas.
„ 169. Dasselbe. Bogdan.
„ 170., 171., 172., 173., 174. Geritzte Ornamente von Spinnrocken. Luhy. Sammlung R. F. Kaindl.
„ 175. Oelpresse (Durchschnitt). Rachov.
„ 176. Vorrichtung zum Abspännen der Kälber. Bogdan.
„ 177. Feuerstahl. Bogdan.
„ 178. Gartenschmuck aus Eiern auf einem Fichtenstämmchen. Berlebas.
„ 179. Kesselhalter (Strassenarbeiter an der oberen schwarzen Theiss).
„ 180. Ofen in einer Rauchhütte. Pasieczna.
„ 181. Offener Herd (Ideal-Durchschnitt).
„ 182. Alter Feuerbock. Czernowitz. Sammlung R. F. Kaindl.
„ 183. Ofen ohne Kamin und Ofenröhre.
„ 184. Ofen mit vorstehendem Kamine.
„ 185. Ofen mit aufliegendem Kamine.
(183–185: Ideal-Durchschnitt.)
„ 186. Kleiderkiste. Pasieczna.
„ 187. Spinnrocken aus einem Fichtenbäumchen. Pasieczna.
„ 188. Frauenhaube. Jasień.
„ 189. Werkzeug zum Zusammendrehen der Schnüre aus Wollfaden. Preslup.
„ 190. Werkzeug zum Zeichnen der Ostereier mit Wachs.
„ 191. Handmühle. Preslup.

Literaturberichte.

23.

Archiv für Religionswissenschaft. Herausgegeben von Dr. Th. Achelis, Bd. I, 1, 2, 3 (1898). Verlag von Z. C. B. Mohr. Preis pro Band Mk. 14.

Die neue Zeitschrift sucht dem Bedürfnisse nach einem innigeren Zusammenschlusse historischer, sprachwissenschaftlicher und ethnologischer Forschung zunächst auf dem Gebiete der Religionswissenschaft Rechnung zu tragen. Die Mitwirkung vieler bewährter Kräfte an diesem Unternehmen bildet jedenfalls ein erfreuliches Symptom für die Fortdauer jener geistigen Strömung, welche, von der naturwissenschaftlichen Behandlung des Völkerlebens ausgehend, schon in ihren ersten etwas unbeholfenen Anfängen die Arbeiten von Mannhardt, Robertson Smith, Oldenberg, E. H. Meyer, Rohde, Usener u. A. mehr oder minder intensiv beeinflusst hat. Selbst der von Max Müller mit den Waffen subtilster Dialektik geführte Kampf gegen die Ethnologie hat das Monopol der vergleichenden Sprachforschung für die Erklärung der Glaubensvorstellungen nicht mehr aufrecht zu erhalten vermocht. Je deutlicher andererseits die Ethnologie sich ihrer Berechtigung und ihrer auf Begründung einer empirischen Völkerpsychologie gerichteten Ziele bewusst wird, desto ernster muss sie den Zusammenhang mit den älteren Geistesdisciplinen suchen, ohne welchen eine Entwicklungsgeschichte des collectiven Denkens und Handelns niemals zu Stande kommen kann.

Die Fülle des in den vorliegenden Heften gebotenen Materiales liefert den besten Beweis für die günstige Stimmung aller betheiligten Kreise, wie für die Umsicht, mit welcher der Herausgeber sein Unternehmen vorbereitet hat.

Soll dasselbe die erwarteten Früchte bringen, wird allerdings eine Discussion und gegenseitige Anpassung der jeder Wissenschaft zu Grunde liegenden Leitmaximen nicht zu umgehen sein. Die schöne Abhandlung des Herrn Professors Hardy „Was ist Religionswissenschaft" vermehrt die bereits vorhandenen Belege für die innere Verwandtschaft der historischen und der naturwissenschaftlichen Richtung. Wir müssen nur gegen Hardy's Trennung des „prähistorischen" und des „historischen", nämlich des literarisch fixirten Materiales protestiren, welch' letzteres der berühmte Forscher allein als vollgewichtige Unterlage der historischen Forschung betrachtet. Dieser Standpunkt mag für gewisse Aufgaben historischer Darstellung ausreichend, ja geboten sein. Tritt dagegen die „Religionsgeschichte" als „Religionswissenschaft" auf, so dürfen die animistischen Religionsformen nicht umgangen werden, aus welchen nicht blos das gegenseitige Verhältniss der niederen und höheren Religionen, sondern auch die in den letzteren zeitweilig auftretenden mystischen Strömungen und Degenerationsformen allein eine richtige Beurtheilung finden. Herr Prof. Adalbert Merx betont in seiner meisterhaften Rede „Ideen und Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der Mystik," Heidelberg 1893, „dass ohne Analyse des mystischen Seelenlebens, ohne Unterscheidung des local und ethnologisch Identischem und Verschiedenem in der Erscheinung der Mystik von einer wirklichen Religionsphilosophie keine Rede sein kann". Da die Mystik aber die Ausspinnung des primären Lebens- oder Seelengedankens ist, welche sich in ihren Consequenzen mit vielen Aeusserungen der schamanistischen Religionen deckt, führt der Standpunkt des hervorragenden Theologen mit Nothwendigkeit zu einer vertieften Betrachtung jener primitiven Denkformen, für deren Erforschung wir vorzugsweise auf die mündliche Tradition angewiesen sind. Hat man ferner das enge Wechselverhältniss zwischen den religiösen Vorstellungen und den jeweiligen Stufen des Selbstbewusstseins (dem primären und secundären Ich Meynerts) und zugleich den Animismus als eigentlichsten Ausdruck des primären Ich erkannt, wird man durchaus nicht mit Hardy gegen den Begriff einer „Urreligion" sich sträuben, welcher sich angesichts der wesentlichen Gleichwerthigkeit der niederen animistischen Religionen eigentlich von selbst aufdrängt. Nur darf man nicht in den Fehler verfallen, mit Herbert Spencer, Lippert u. A., aus diesen animistischen Formen die höheren Religionen ableiten zu wollen, da diese letzteren — für das secundäre Ich hat dies Meynert schon ganz richtig betont — Functionen des Gesellschaftsgedankens sind.

Auch die Kluft zwischen der Ethnologie und den streng philologischen Disciplinen ist durch Rohde und Usener bereits einigermassen überbrückt. Wenn der letztgenannte weitblickende Gelehrte in den Vorstellungen der culturlosen Völker den Massstab sucht für die Beurtheilung der mythologischen Gebilde der Griechen und Römer, so bedeutet dies einen ungeheuren Fortschritt gegenüber der alten Ansicht, die den Homer und die Vedas als Quintessenz des arischen Geisteslebens betrachtet, welche nur aus sich selbst erklärt werden darf. Der unersetzliche Prof. Rohde hat den alten Seelenglauben der Griechen wieder zu Ehren gebracht. Er selbst bezeichnet seine Methode zum Unterschiede jener von M. Müller und Kuhn als „anthropologisch". Nicht minder weittragend sind Usener's Betrachtungen über „Sondergötter" und „Augenblicksgötter", wenngleich diese Kategorien auf ganz unzureichendem psychologischen Vergleichungsmaterial aufgebaut sind und bei der so beliebten Verallgemeinerung sehr leicht auf dogmatische Abwege führen könnten. Erwünscht wäre ein näherer Anschluss an die Nomenclatur der Ethnologie, da die Gegenüberstellung von „Sondergöttern" (Schutzgöttern) und „persönlichen Göttern", weder dem Thatbestande noch der eigenen Auffassung Usener's entspricht, welcher ja auch die ersteren als persönlich betrachtet (Götternamen 77). Dies kann nicht kräftig genug betont werden, da schon bei der Besprechung von Usener's Buch im ersten Hefte der vorliegenden Zeitschrift S. 99 Herr A. Vierkandt irrthümlich voraussetzt, dass die „Sondergötter" nicht Persönlichkeiten sind, sondern abstracte Begriffe. Auch Herr Prof. Wissowa vertritt in einem vor der 44. Versammlung deutscher Philologen in Dresden gehaltenen Vortrage die Auffassung, „dass der streng abgeschlossenen altrömischen Götterordnung der di indigetes jede persönliche Vorstellung der Götter durchaus fremd sei" (Neue Jahrbücher für d. class. Alterth., I, 1898, 164). Eine

nähere Erörterung dieses Standpunktes, gegen welchen sich entschiedenst zu wehren die Ethnologie allen Grund hat, sei einer anderen Gelegenheit vorbehalten.

Die mythologischen Arbeiten, welche in den bisher vorliegenden Heften den grössten Raum einnehmen, stehen sämmtlich — es sei nur W. Roscher's lichtvoller Vortrag „über den gegenwärtigen Stand der Forschung auf dem Gebiete der griechischen Mythologie und die Bedeutung des Pan" hervorgehoben — wenigstens principiell unter dem Zeichen einer Vergleichung der mythologischen Gebilde der classischen Welt mit fremden Religionsanschauungen und Gebräuchen, sowie einer Heranziehung der Volkskunde. Ob der von Herrn Prof. E. Siecke unternommene Versuch, Rudra als ursprünglichen Mondgott hinzustellen, gelungen ist, mögen die hiefür competenten Fachgelehrten entscheiden. Die hier, allerdings mit anerkennenswerther Mässigung, geübte rationalistische Deutung des Wortlautes der Traditionen, unter Vernachlässigung von Cultus, Geschichte, Socialleben, hat immer etwas Willkürliches; dass man mittelst dieser Methode die „Entstehung der grossen Gottheiten" wird begreifen können, erscheint uns geradezu ausgeschlossen. So erklärt, um nur Eines hervorzuheben, Herr Siecke, l. c. 142, „dass da, wo in alter Zeit die Zahl Sieben eine Rolle spielt, an Beziehungen auf den Mondumlauf zu denken sei". Diese willkürliche Annahme liefert ihm zahlreiche Belege für seinen Hauptsatz. In Wirklichkeit sprechen gewichtige Thatsachen für den babylonischen Ursprung der Siebenzahl, welche die sieben Planetengötter bedeutete. Prof. Gunkel hat im Hefte 3 dieser Zeitschrift auf die Verpflanzung dieser Vorstellung in das Judenthum hingewiesen. Noch mehr Belege hiefür gibt Dr. Blau „Das altjüdische Zauberwesen". Sie hat aber auch nach Europa wie nach Indien, Tibet u. s. w. sogar nach Afrika ausgestrahlt und tritt im Brahmanismus wie im Buddhismus als Symbol des Kosmos oder als heilige Zahl überhaupt auf. Als Beweis für die lunare Natur irgend eines mythologischen oder volksthümlichen Gebildes kann die Siebenzahl somit nicht verwendet werden.

Die für unsere Bestrebungen günstige Sachlage wird hoffentlich dazu führen, dass den theoretischen Grundlagen der Ethnologie sorgfältigere Aufmerksamkeit geschenkt wird, als dies im Drange einer eifrigen und erfolgreichen Sammelthätigkeit bisher geschehen konnte. Materialbeschaffung bleibt ja gewiss immer das Hauptlosungswort aller Erfahrungswissenschaften, doch entspringen die zur methodischen Induction unentbehrlichen „Leitmaximen" nur aus der kritischen Verarbeitung des reichen Materiales, wodurch allein dessen fruchtbringende Ergänzung angebahnt werden kann. Eine intensivere Beeinflussung der älteren Disciplinen durch die anthropologische Betrachtungsweise bleibt jedenfalls von dem wissenschaftlichen Ausbau, besonders der Ethnologie, abhängig. Ob derselbe mit den spärlichen unserer Wissenschaft eingeräumten Mitteln gelingen wird, ist allerdings sehr fraglich.

Andrian.

24.

Anthropologische Schriften der Moskauer anthropologischen Gesellschaft.

Die in Moskau am 15. October 1863 gegründete Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturkunde, Anthropologie und Ethnographie gibt Schriften heraus, die den allgemeinen Namen „Iswestija", d. h. Nachrichten, führen. Die einzelnen Bände der Iswestija haben je nach ihrem verschiedenen Inhalte Sondertitel: die von der anthropologischen Abtheilung der Gesellschaft herausgegebenen Schriften heissen „Trudy", d. h. Arbeiten. Es sind seither 18 Bände der Arbeiten erschienen, von denen einzelne Bände — leider — nicht den Titel Trudy, sondern nur einen Sondertitel tragen, wodurch eine allgemeine Uebersicht sehr erschwert wird. Um aber den westeuropäischen Fachgenossen einen Einblick in den reichen Inhalt dieser „Trudy" zu gewähren, ist hier eine Uebersicht der Titel gegeben.

Arbeiten (Trudy) der anthropologischen Abtheilung der Moskauer anthropologischen Gesellschaft. Bd. I (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. II) unter dem Sondertitel Nachrichten der anthropologischen Abtheilung der Gesellschaft der Freunde der Naturkunde, bei der k. Universität zu Moskau. Unter der Redaction des Directors der Abtheilung, D. P. Ssonzow, und des Secretärs der Abtheilung, A. P. Fedtschenko. Moskau 1868. 4°, 134 S. + XI.

Inhalt: Protokolle der ersten vier Sitzungen, S. 1—46; Broca's Allgemeine Anleitung zu anthropologischen Untersuchungen und Beobachtungen, in's Russische übersetzt und ergänzt durch A. P. Bogdanow, S. 47—134; Scherzer und Schwarz, Anleitung zu anthropologischen Messungen für die Novara-Expedition, in's Russische übersetzt, S. 111 bis 114; Instruction zum Sammeln von Gegenständen für die ethnographische Ausstellung und das russische Museum der Gesellschaft. S. I—XI.

Bd. II (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. IV), Lief. 1. Sondertitel: Anthropologische Materialien, I. Theil: Materialien zur Anthropologie der Kurgan-Periode im Gouvernement Moskau von A. Bogdanow. Moskau 1867. 4°. 176 Seiten.

Lief. 2. Sondertitel: Protokolle der Sitzungen der anthropologischen Abtheilung vom 3. November 1865 bis 13. Mai 1876. Unter der Redaction des Vorsitzenden N. G. Kerzelli und des Secretärs D. N. Anutschin. Moskau 1876, 4°, 211 Seiten. Mit 4 Tafeln.

Inhalt: Protokolle der Sitzungen 5—14, S. 1—78. Beilage 1. D. N. Anutschin, Der Stamm der Ainos, S. 79—204, mit 4 Tafeln. Beilage 2. J. N. Metschnikow, Anthropologische Skizze der Kalmücken als Vertreter der mongolischen Rasse, S. 205—211.

Bd. III (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. XXVII). Sondertitel: Anthropologische Ausstellung, I. Bd. Protokolle der Sitzungen des Comités der Ausstellung (1—16) unter der Redaction A. P. Bogdanow's. Moskau 1870. 428 Seiten + 8.

Bd. IV (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. XXXI). Sondertitel: Anthropologische Ausstellung, II. Bd., unter der Redaction A. P. Bogdanow's. Moskau 1878—1879. 423 + 6 Seiten.

Inhalt: Sitzungen des Ausstellungscomités (17—30). Beilage: Vereinigte Sitzungen der anthropologischen Abtheilung und des Ausstellungscomités. 134 Seiten (Sitzung 15—20).

Bd. V (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. XXXV). Sondertitel: Anthropologische Ausstellung, III. Bd., unter der Redaction A. P. Bogdanow's. Moskau 1879—1880. 4°. 506 + 9 + 30 + 28 + 11 + 23 + 22 Seiten.

I Theil Inhalt: Protokolle der vereinigten Sitzungen (S. 21—33) Erste und zweite Versammlung der Deputirten. S. 1—109. S 109—506; II. Theil. Beschreibung der Gegenstände der Ausstellung: Geologische und paläontologische Abtheilung, 9 Seiten; 2. Abtheilung der vorgeschichtlichen Alterthümer, 30 Seiten; 3. Kraniologische Sammlung, 28 Seiten; 4. Photographische Abtheilung. 11 Seiten; 5 Medicinisch-anthropologische Abtheilung, 23 Seiten; 6. Ethnographische Abtheilung, 22 Seiten; 7. Abtheilung der Büsten, Masken und Modelle, 8 Seiten.

Bd. VI (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. XXXVII). Lief. 1. Broca's Anthropologische Tafeln zur kraniologischen und cephalometrischen Berechnung, übersetzt und redigirt von A. P. Bogdanow. Text und Tafeln. Moskau 1879, 36 + 29 Seiten.

Lief. 2. M A. Tichomirow. Die Vertheilung und Beziehung der Arterien des Grosshirns beim Menschen Moskau 1880, 30 Seiten. Mit 2 Tafeln.

Lief. 3. D N. Anutschin. Ueber einige Anomalien des menschlichen Schädels und insbesondere über das Vorkommen derselben bei verschiedenen Rassen Moskau 1880. 120 Seiten. Mit 104 Zeichnungen im Text.

Bd. VII Nachrichten der Gesellschaft, Bd XLV). E. A. Pokrowskij, Die physische Erziehung der Kinder bei verschiedenen Völkern, insbesondere bei den Völkern Russlands. Moskau 1884. S. 379 + 4 Mit bunten Tafeln und vielen Holzschnitten im Text.

Bd VIII (Nachrichten der Gesellschaft. Bd. XLIX, Lief. 1 und 2. Sondertitel: Die anthropologische Ausstellung. IV. und letzter Band. Moskau 1886. unter der Redaction A. P. Bogdanow's, S. 150 + 134 + 23. I. Theil: Berichte der Sitzungen der zweiten Deputirtenversammlung. S. 1—150 II. Theil; Materialien zur Geschichte der anthropologischen Ausstellung, gesammelt von A. P. Bogdanow. S. 1—134. Dazu als Beilage ein alphabetischer Index. 23 Seiten.

Bd. IX (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. XLIX), Lief. 3, 4 und 5. Sondertitel: Protokolle der Sitzungen der anthropologischen Abtheilung vom 4 December 1881—1886, unter der Redaction Bogdanow's. Moskau 1886 bis 1890.

Lief. 1 Inhalt: Protokolle der Sitzungen, 24—29 Moskau 1886. S. 1—255.

Lief 2. Inhalt. Protokolle der Sitzungen, 29—32. Moskau 1887, S. 265—430 Redaction Bogdanow und

Lief. 3. Inhalt: Protokolle der Sitzungen, 32—40. Moskau 1890. S. 431—754, unter Redaction Charusin.

Bd. X (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. LXIII). Sondertitel: Alexis Charusin. Die Kirgisen der Bukejewschen Horde. Eine anthropologisch-ethnographische Skizze. I. Theil. Moskau 1889, S 550 + LIX + 15. Mit vielen Tafeln und Abbildungen.

Bd. XI (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. LXIV, Lief. 1 Alexis Charusin, Alte Gräber bei Gursuf und Baguseh am Südufer der Krim. Moskau 1890, 102 Seiten.

Lief. 2. Alexis Charusin, Die Kurgane der Bukejewschen Steppe. Moskau 1890, 138 Seiten.

Bd XII (Nachrichten der Gesellschaft, Bd LXVIII). Sondertitel: Tagebuch „Darwin" der anthropologischen Abtheilung. Erster Jahrgang 1890, unter der Redaction Alexis Charusin's, 10 Lieferungen. Moskau 1890. 436 Seiten.

Bd. XIII (Nachrichten der Gesellschaft. Bd. LXXI). Sondertitel: Tagebuch der anthropologischen Abtheilung. Zweiter Jahrgang 1891. 7 Lieferungen. Moskau 1891

Ergänzungsheft zum „Tagebuch" von 1891: A. A. Iwanowski. Die Mongol-Torgouten. Moskau 1893, 338 Seiten.

Bd XIV (Nachrichten der Gesellschaft, Bd LXXII) Sondertitel: A. Charusin. Die Kirgisen der Bukejewschen Horde. Eine anthropologisch-ethnographische Skizze. II. Theil, erste Hälfte. Moskau 1891, 323 + LI + 15 Seiten.

(Die zweite Lieferung dieses Bandes, die wahrscheinlich die zweite Hälfte des II Theiles der Abhandlung Charusin's enthalten soll, ist mir noch nicht zugegangen.)

Bd. XV (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. LXXVI). Sondertitel: N. J. Zograf. Anthropometrische Untersuchungen der männlichen grossrussischen Bevölkerung der drei Gouvernements Wladimir, Jaroslaw und Kostroma. Moskau 1892, 177 Seiten. Mit vielen Beilagen, Abbildungen u. s. w.

Bd. XVI (Nachrichten der Gesellschaft, Bd LXXX). Sondertitel: Tagebuch der anthropologischen Abtheilung. Dritter Jahrgang 1893, zwei Lieferungen

(NB. Mehr ist — wie es scheint — nicht erschienen; der erste Jahrgang trägt die Jahreszahl 1890, der zweite die Jahreszahl 1891, der dritte die Jahreszahl 1893; wo ist das Jahr 1892 geblieben?)

Bd. XVII (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. LXXXVIII). Sondertitel: N P. Danilow, Zur Charakteristik der anthropologischen und physiologischen Eigenschaften der gegenwärtigen Bevölkerung Persiens. Moskau 1894, 146 Seiten.

Bd. XVIII (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. XC) Titel: Arbeiten der anthropologischen Abtheilung, redigirt von Anutschin, Giltschenko und Iwanowski. Moskau 1897.

Inhalt: A. Roshdestwenskij. Die Grösse des Kopfes des Menschen und die Abhängigkeit der Grösse des Kopfes von Körpergrösse, Geschlecht, Alter und Rasse, S. 1—108.

N. W. Giltschenko. Materialien zur Anthropologie des Kaukasus; III. Die Kubanschen Kosaken, S. 109—254.

D. D. Elkind, Die Weichselpolen. (Eine anthropologische und kraniologische Skizze.) S. 255—458.

Protokolle der Sitzungen vom 11. Juli 1893 und 8. November 1896, S. 459—505.

Beilage zu den Protokollen, S. 505—534.

* * *

Arbeiten (Trudy) der ethnographischen Abtheilung der Moskauer Gesellschaft.

(Die einzelnen Bände werden zum Theile als „Bücher", zum Theile als „Bände" geführt.)

Buch I (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. VII). Sammlung — Sbornik — anthropologischer und ethnographischer Abhandlungen über Russland und die ihm benachbarten Gegenden Herausgegeben von W. A. Daschkow. Moskau 1868.

Buch II (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. XII). Th. J. Fehland, Volkslieder der Letten. Herausgegeben von A. W. Daschkow. Moskau 1873.

Buch III (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. XIII). Moskau 1874.

Buch IV (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. XXVIII). Moskau 1874—1877. Protokolle der Sitzungen.

Buch V (Nachrichten der Gesellschaft, Bd XXX). P. J. Jefimenko, Materialien zur Ethnographie der russischen Bevölkerung des Gouvernements Archangelsk. I. Theil: Beschreibung des häuslichen und öffentlichen Lebens. Moskau 1877, 222 Seiten; II Theil: Sprache und Literatur.

Buch VI (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. XL). Th. J. Fehland (Briwsemneeks). Materialien zur Ethnographie des lettischen Volksstammes. Moskau 1881, 204 Seiten. (Sprüchwörter, Räthsel, Zaubersprüche, Volksmedicin.)

Buch VII und VIII (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. XLVIII). Protokolle der Sitzungen der Abtheilung nebst Beilagen.

Buch IX (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. LXI). Sammlung zum Studium des häuslichen Lebens der bäuerlichen Bevölkerung Russlands, unter Redaction N. N. Charusin's. Moskau

Buch X (Nachrichten der Gesellschaft, Bd. LXVI). N. N. Charusin, Die russischen Lappen. Skizze ihres früheren und ihres jetzigen Lebens. Moskau 1890, 412 Seiten Mit bunten Abbildungen **St**

25.

Daffner, Dr. Franz: Das Wachsthum des Menschen. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1898. 8°. VI + 129 S.

Es ist wohl eine missliche Aufgabe, ein kurzgefasstes Buch über das grosse, von so zahlreichen Beobachtungsreihen eingesäumte Thema des Wachsthumes des Menschen zu schreiben, ohne sich dabei der Unterstützung von Zeichnungen bedienen zu können. Einerseits kann das Werk die Quellenarbeiten nicht in genügendem Maasse aufzeigen, um als Nachschlagewerk Bedeutung zu erlangen, andererseits ist es ihm durch den Mangel der Abbildungen versagt, als unabhängiges Lehrbuch mit Erfolg zu wirken. Dieser ungünstigen Situation hat das Wissen und die Geschicklichkeit des Verfassers noch den bestmöglichen Erfolg abgerungen und in einer Reihe von übersichtlich gruppirten Abschnitten eine grosse Menge fachmännisch anerkannten Materiales vorgeführt und mit den einschlägigen Resultaten vieler eigener Beobachtungen belebt. Den Studirenden der Anthropologie und der Medicin, welchen Illustrationen von anderer Seite zuströmen, wird das Büchlein ein sehr erwünschter Behelf sein, da sie durch dasselbe auch auf manchen wichtigen, bisher noch nicht mit gleicher Deutlichkeit hervorgehobenen Gesichtspunkt aufmerksam gemacht werden. **J. Sz.**

26.

Weinberg, R.: Die Gehirnwindungen bei den Esthen. Eine anatomisch-anthropologische Studie. Mit fünf Doppeltafeln Bibl. medica, Abtheilung A.: Anatomie. Herausgegeben von Prof. G. Born. Cassel, Th. G. Fischer & Cie. 1896.

Der als Gehirnanatom durch seine früheren Arbeiten bekannte Autor unterzieht sich der allerdings nicht sehr dankbaren Mühe, in einem ziemlich gross angelegten Werke den Grund zu einer Rassenanatomie des Esthenhirnes zu legen. Der Umstand, dass über diesen Gegenstand im Allgemeinen und speciell über die Esthen bisher nur sehr wenig gearbeitet wurde, lässt seine Studie um so verdienstvoller erscheinen. Trotzdem wird es jedoch Solche, welche sich mit Rassenhirnanatomie eingehender beschäftigt haben, durchaus nicht wundern, wenn das Endresultat bei der Untersuchung der neun (fünf männlichen, vier weiblichen) Esthenhirne relativ unscheinbar ausfällt. Die Gehirne, Eigenthum des Dorpater anatomischen Institutes, entstammen durchwegs Personen der arbeitenden Classe im Alter zwischen 33—46 Jahren; nur eine erreichte das Alter von 63 Jahren.

Die Furchen und Windungen waren meist reichlich vorhanden; im Verlaufe und in der Richtung der Oberflächengebilde war eine Anordnung zu finden, wie sie für eine mesocephale Rasse vorauszusehen war. Weinberg vermeint auch einige Eigenthümlichkeiten des Esthenhirnes gefunden zu haben, die er allerdings mit freiwillig sich selbst auferlegter Reserve als Rassencharaktere derselben deuten zu können glaubt; dazu rechnet er die Anordnung der hinteren Centralwindung, der Gyri der Orbitalfläche des Stirnlappens und der ersten Schläfenwindung, den Bau des distalen Theiles der basalen Grosshirnfläche, sowie die Anordnung der Parallelspalte und der Fissura parieto-occipitalis. Mit Rücksicht auf das Gewicht des Gehirnes vermochte Weinberg nur fünf dieser Gehirne in frischem Zustande abzumessen und fand als Maximum 1518, als Minimum 1236 gr; das mittlere Gewicht des Esthenhirnes schätzt er unter Berücksichtigung anderer Messungen auf 1360 gr. Die Furchentiefe, welche er mit Hilfe eines in Millimeter getheilten Elfenbeinstabes ermittelte, ergab für den Sulcus centralis 19·2, für den Sulcus calloso-marginalis 14·7, Sulcus praecentralis sup. 15·5, Sulcus praecentralis inf. 16·7, Fissura occipito-temporalis 17·0, Fissura parieto-occipitalis 21·8, Fissura calcarina 22·1 mm. im Mittel In Bezug auf die Windungsrichtung bezeichnet Weinberg die beschriebenen Esthenhirne als gut ausgebildete Organe von gewöhnlichem typischen Hirnbau; der allgemeine Charakter der Furchen und Windungen zeigt in Uebereinstimmung mit der Schädelform eine Neigung zu stark transversalem Verlauf.

Als Eigenthümlichkeiten des Esthenhirns, in welchen er vorsichtigerweise nur „Merkmale vermuthet", bezeichnet er folgende:

I. Der häufige Befund einer Zersplitterung der Parallelfurche in zwei bis vier Fragmente.

II. Die geringe Breitenausdehnung des oberen Temporalgyrus, besonders im Vergleiche mit den übrigen Schläfenwindungen.

III Die Constanz der vollständigen Absonderung eines bogenförmigen, der Vallecula Sylvii sich anschliessenden Gyrus praesilvius von den davor gelegenen Windungen des Orbitaltheiles des Stirnlappens.

IV. Die grosse Neigung der hinteren Centralwindung, distalwärts sich gegen die übrigen Parietallappen abzufurchen.

V. Eigenthümlichkeiten in der dorsalen Endigungsweise der Fissura parieto-occipitalis: vollständiger Mangel des dorsalen Verlaufes in drei Fällen und oberflächliche Vereinigung mit der Interparietalfurche in einem Falle

VI. Die Tendenz, auf der unteren Hemisphärenfläche ein distales Fragment von der vierten und fünften Temporalwindung abzuschneiden (5 Fälle).

Die Esthen, welche der ugrofinnischen Völker- und Sprachenfamilie angehören, sind die nächsten Verwandten der Finnen und Magyaren. Bezüglich ihres physischen Habitus wissen sie nach Grube eine mittlere Körperlänge von 1672·8 mm auf und besitzen daher eine Tendenz zum hohen Wuchse. Ihr Körper ist musculös und kräftig, der Rumpf lang, die Hände und Füsse relativ klein, die Augen blau, die Haare blond. Der Esthenschädel ist mesocephal (Ind. 77·6), von mittlerer Höhe (Ind. 73·1) und geringer Capacität (1358 kbcm), die breite Gesichtsform ist bedingt durch starke Entwicklung der Wangenbeine.

Dem Werke sind drei halbschematisch ausgeführte und zwei mustergiltige Tafeln mit gleichmässig verkleinerten Gehirnphotographien angeschlossen.

v. Hovorka.

27.

Brunner, Dr. Karl: Die steinzeitliche Keramik in der Mark Brandenburg Mit 75 in den Text eingedruckten Abbildungen. (Sonderabdruck aus dem „Archiv für Anthropologie", XXV. Bd., 3. Heft.) Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 54 S. 4°.

Das Material, welches der Verfasser seiner Untersuchung zu Grunde legt, ist hauptsächlich aus Gräbern, also aus chronologisch gut verwerthbaren Schichten geschöpft. Wie jeder Prähistoriker weiss, vertritt es, abgesehen von den Steinsachen, die bemerkenswertheste uns zugängliche Seite der neolithischen Cultur überhaupt. Es wird hier in sehr guten Umrisszeichnungen vorgeführt, welche, wie man, dem Autor beistimmend, sagen muss, in der That keinen geringen Reichthum und Geschmack in den Formen und Ornamenten erkennen lassen. Die Entwicklung dieses Industriezweiges denkt sich der Verfasser in einem anderen, derzeit noch unbestimmten Gebiete vor sich gegangen, von wo die neolithischen Menschen als erste Ansiedler in die Mark eingezogen seien. Dorthin verlegt er dann auch die dem Ursprunge der Keramik näher stehenden, aus der Natur oder der Nachbildung geflochtenen Gefässe geschöpften Formen, die in dem thatsächlich vorliegenden Materiale bereits völlig überwunden sind.

Die steinzeitlichen Grabgefässe der Mark Brandenburg sind meist feine und dünnwandige, braune Waare mit vertieften (nur in zwei Fällen weiss ausgefüllten und in einem Falle aufgemalten) Ornamenten, zu deren Ausführung Schnüre, Pflanzenhalme, Federkiele, sowie spitzige und schneidende Instrumente — Stäbchen aus Holz oder Bein, Feuersteinmesser — gedient haben. Fingerspitzeneindrücke kommen nicht vor, und auch der Auftrag eines feinen Thonschliches, wie er sonst an neolithischen Gefässen beobachtet wird, hat hier nicht stattgefunden

Die Formen sind so mannigfaltig, dass es schwer hielt, sie auf gewisse Grundtypen zurückzuführen. Zunächst unterscheidet der Verfasser Vorrathsgefässe (grosse Amphoren, Krüge, Töpfe) und Gefässe zum Handgebrauche (Becher, Tassen, Näpfe, Schalen). Eine besondere Grabkeramik ist es nicht, denn sie unterscheidet sich in keiner Weise von den in Feuersteinwerkstätten und neolithischen Ansiedelungen der Mark vorgefundenen Topfresten.

Grosse, weitmündige Gefässe, theils Amphoren, theils Schüsseln, nennt Brunner „urnenförmig", obwohl sie keinen Leichenbrand enthielten. Sie bilden jedoch keinen steinzeitlichen Typus von weiterer Verbreitung. Ein solcher sind dagegen die in Brandenburg häufig vorkommenden kugelförmigen Flaschen, deren beide Henkel stets in dem Winkel zwischen Hals und Bauch sitzen. Sie nehmen innerhalb der Steinzeit kein sehr hohes Alter ein.

Einen weiteren Typus erkennt der Verfasser in den auf das Westhavelland beschränkten doppelkonischen Töpfen (Götze's „Bernburger Typus"), welche ein- oder zweihenkelig und im letzteren Falle den italienischen Villanova-Urnen a doppio cono nicht unähnlich sind. Dazu kommen endlich tassenförmige Gefässe, ein- und zweihenkelige Krüge, sowie Becher, Näpfe und Schalen. Aus diesen Formen bildet der Autor vier Gruppen, von welchen zwei vorwiegend dem Westhavelland, eine dritte der unteren Oder angehört und eine vierte als eine Art Verbindungsglied zwischen Westhavelland und Oder aufzufassen ist.

Hinsichtlich der Technik der Ornamente wird unterschieden: 1. Stichverzierung (meist als „Furchenstich"- oder „Stichcanal"-Ornament, welches auch im Süden — Siebenbürgen, Bosnien — vorkommt), im Grossen und Ganzen dem Westhavelland der Mark eigenthümlich, und 2. Schnurverzierung, welche im Westhavelland gänzlich fehlt und dafür im nordöstlichen Theile besonders häufig ist. Götze hat angenommen, dass die Blüthe des Schnurornamentes an der unteren Oder auf den Einfluss mehrfach nachgewiesener thüringischer Importstücke zurückgeht. Furchenstich und Schnurabdruck kommen an keiner Stelle der Mark zusammen vor: sie schliessen einander aus; überdies liegt zwischen den beiden Gebieten, in welchen sie herrschen, ein nicht unbedeutender Streifen trennenden Landes.

Ueber die Zeitstellung dieser beiden Gruppen urtheilt Brunner, dass die westhavelländische Gruppe der „Stichcanal"-Gefässe rein steinzeitlich ist und der Blüthezeit der neolithischen Keramik in der Mark angehört, die nordöstliche Gruppe dagegen, wie schon Götze erkannte, an den Ausgang der neolithischen Periode fällt. In dieser Gruppe kommt vereinzelt auch schon Leichenbrand vor, und als Beigaben erscheinen, statt den in den älteren Gräbern vorherrschenden Feuersteinsachen, schöngeformte, wahrscheinlich für den Grabgebrauch angefertigte Hämmer aus krystallinischem Gestein. Die Bestattung geschah nicht, wie früher auf demselben Boden, in mittelgrossen Steinkisten mit oder ohne Hügel, sondern in flacher Erde.

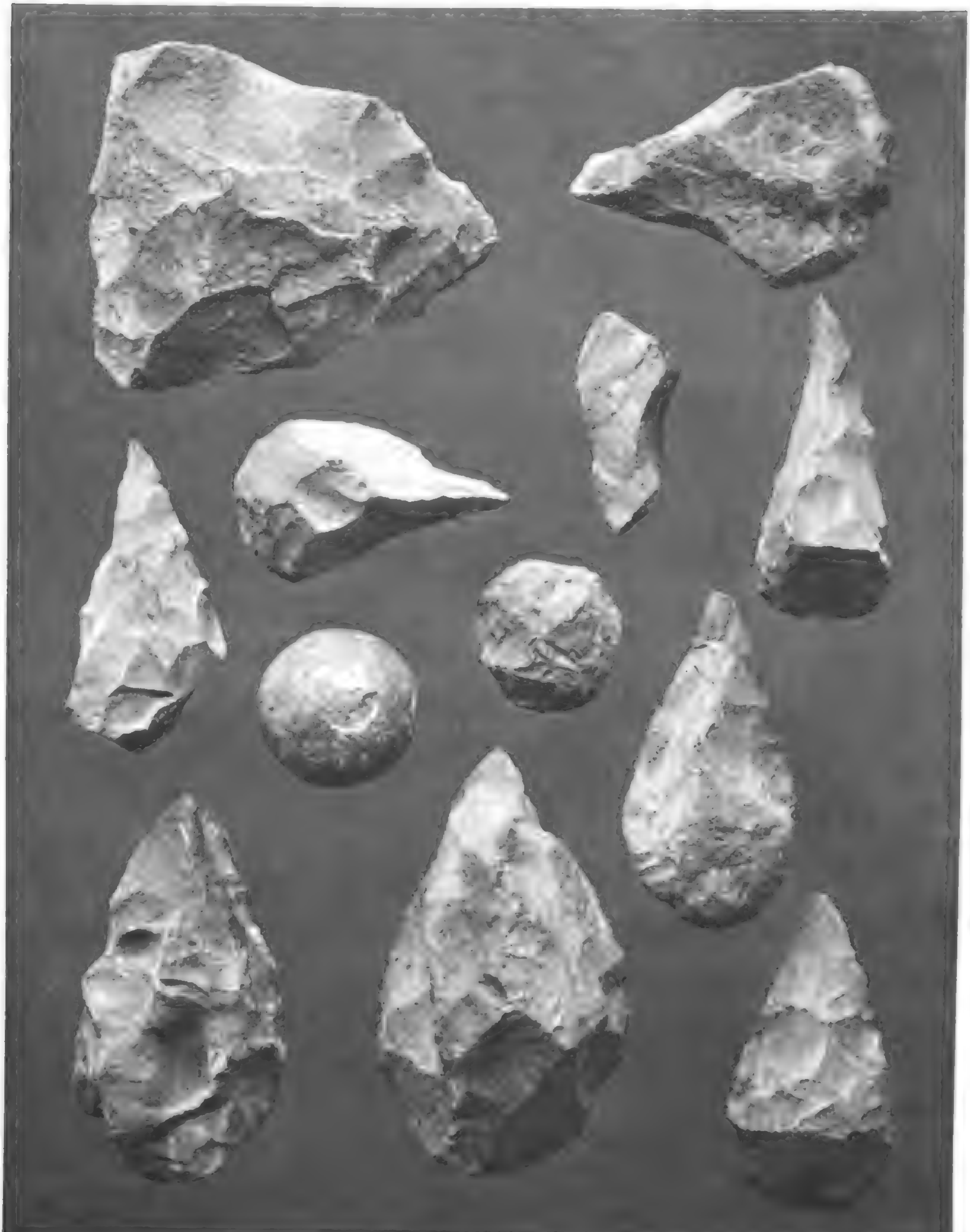
Brunner's Abhandlung gehört zu jenen leider nicht häufigen Arbeiten, deren wir uns, neben den gewöhnlichen Fundberichten, eine recht grosse Zahl wünschen müssen, wenn die Literatur der prähistorischen Archäologie aus ihrem primären Stadium auf eine höhere Stufe gehoben werden soll.

M. Hoernes.



Paulitschke: Praehistorische Funde aus dem Somâllande I.

Lichtdruck v. M. Jaffé, Wien.



Paulitschke: Praehistorische Funde aus dem Somâllande II.

Lichtdruck v. M. Jaffé, Wien.



Paulitschke: Praehistorische Funde aus dem Somâllande III.

Lichtdruck v. M. Jaffé, Wien.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XXVIII. Der neuen Folge XVIII. Band.)

Nr. 1. Januar u. Februar. **Sitzungsberichte.** **1898.**

Monats-Versammlung am 11. Januar 1898.

Vorsitzender: Herr Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende begrüsst die Versammlung und hält auf das verstorbene correspondirende Mitglied Dr. Oskar Fraas[1]) in Stuttgart und den Stifter Dr. Wilhelm Joest (Berlin) einen Nachruf.

2. Herr Dr. **Richard Wallaschek** hält einen Vortrag:

Urgeschichte der Saiteninstrumente.

(Mit 9 Text-Illustrationen.)[2])

Wenn wir für die Entwicklungsgeschichte der Streichinstrumente einen Ausgangspunkt finden wollen, so müssen wir zunächst feststellen, dass es sich darum handelt, zu untersuchen, wie die Menschen zuerst auf den Gedanken gekommen sind, Töne durch Streichen, also durch Reibung hervorzubringen. Die Art, wie der Ton producirt wird, nicht die äussere Form oder das Material des Instrumentes bringt dieses Instrument in eine bestimmte Classe. Die Tonproduction allein ist der sichere und bei den mannigfaltigen Formen der primitiven Instrumente mögliche Eintheilungsgrund. Es ist daher von vornherein unmöglich, die Saiteninstrumente in eine Classe zusammen zu stellen, wie es Tylor gethan hat, und für ihre Entwicklung den Waffenbogen, wie ihn etwa die Damaras gebrauchen, als gemeinsamen Ausgangspunkt zu betrachten. Denn unter diesen Saiteninstrumenten gibt es solche, bei denen der Ton durch Schlagen oder die feinere Art des Zupfens durch Streichen, ja selbst — wenn auch indirect — durch Blasen hervorgebracht wird, wobei dann die mitschwingende Saite die Klangfarbe des Tones modificirt. Das sind Instrumentenclassen, die ihre eigene, von einander unabhängige Entstehungsgeschichte haben, für die daher auch nicht blos ein einziger Ausgangspunkt angenommen werden kann. Wir sprechen also zunächst

a) von Streich- und Reibinstrumenten und machen dabei gleich aufmerksam, dass ein Streichinstrument keineswegs immer ein Saiteninstrument sein muss, wie ja bekanntlich auch umgekehrt das Saiteninstrument nicht immer ein Streichinstrument ist[1]). Die einfachste Form eines solchen Reibinstrumentes ist wohl der Kerbstock, den die Bawili in Loango spielen, indem sie ihn fest gegen eine Wand stemmen und dann mit der Hand tactmässig reiben, wobei ein bestimmter Ton hervorgebracht wird. Man spielt das Instrument in der Hütte und zu der Zeit, wo die Jungfrau, N-Kumbi, feierlichst in die Geheimnisse der Ehe eingeweiht wird. Ob dieses primitive „Geigen" mit dem Sinne und Zwecke der Ceremonie in Zusammenhang steht, dafür habe ich keine Anhaltspunkte, doch ist mir die Gleichzeitigkeit der beiden Acte aufgefallen. In Louisiana wird der Kinnbackenknochen eines Maulthieres mit einem Stocke gerieben, während in Zuñi Pueblo zwei Stöcke aneinander gerieben werden. Auf Neuseeland sind Holzstücke, die von der Hand gerieben einen Ton produciren, gebräuchlich.

Ein ähnliches Streichinstrument ist der Reibstock der Ma-Rutse, bestehend aus einem 70 cm bis 1 m langen Stab der Papyrusstaude. Der obere, convexe Theil desselben ist zu $^{2}/_{4}$ seiner Länge von Querfurchen eingekerbt, deren jede 3—4 mm breit und durch eben so breite Zwischenleisten von den anderen getrennt ist. Am oberen und unteren Ende des Stabes bleibt je $^{1}/_{8}$ der Länge von Kerbungen frei. Der untere Theil des Stabes wird, den Einkerbungen entsprechend, durch eine viereckige Rinne ($1\frac{1}{2}$—2 cm tief) ausgehöhlt. Dadurch entsteht die nöthige Resonanz für die

[1]) In der Todesanzeige des Professors Dr. Oskar Fraas (siehe diese Mittheilungen, Bd. XXVII, 1897, S. [88] der Sitzungsberichte ist derselbe irrthümlich als Entdecker des Fürstengrabes zu Pullach angeführt. Das Verdienst dieser Ausgrabung gebührt unserem correspondirenden Mitgliede Herrn Dr. Julius Naue in München. Fraas hat die Fürstengräber bei Ludwigsburg resp. von Klein-Aspergle aufgedeckt.
Die Redaction.

[2]) Die Originale befinden sich in der ethnographischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien.

[1]) Vielleicht hat Tylor diesen Unterschied deshalb nicht genügend gewürdigt, weil die englische Sprache kein Wort für „Streichinstrument" besitzt und lediglich „stringed instrument" zu bezeichnen weiss.

Töne, die durch Streichen der Kerbungen mit einem dünnen Holz- oder Rohrstäbchen hervorgebracht werden. (Abgebildet bei Dr. E. Holub. Eine Culturskizze des Ma-Rutse-Mambunda-Reiches. Wien 1879. S. 142. Fig. 74.)

Ein weiterer Fortschritt ist die Verbindung des Reibstockes mit einem ausgebildeten Resonanzkasten. Es ist das Tscharra oder Kwatscha, dessen vierkantiger, röhrenförmiger Resonanzkasten einen darin eingespannten langen Bügel aus Holz besitzt, dessen obere Seite gekerbt ist; mittelst eines Holzstäbchens wird über die

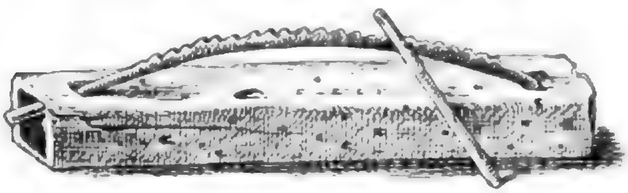


Fig. 1. Tscharra oder Kwatscha. Von den Waschambaá (Baumann). 1/7 nat. Gr.

Kerben gestrichen und dadurch ein schnarrender, lauter Ton erzeugt. Länge circa 54 cm. Das in Fig. 1 abgebildete Stück stammt von den Waschambaá und ist von Dr. Oskar Baumann im Jahre 1891 gesammelt. (Inv.-Nr. 40.944.) Der Ton des Tscharra ist von so eigenthümlicher Art, dass im Vergleiche zu ihm — wie Baumann sagt — das Geräusch des Holzsägens harmonisch genannt werden muss.

Eine andere Verbindung ist die des Reibstockes mit der Resonanz der Trommel, wie wir sie im Wupu-Wupu des Ma-Rutse-Mambunda-Reiches vor uns haben (Fig. 2). Es besteht aus einer Holzröhre, in der Mitte

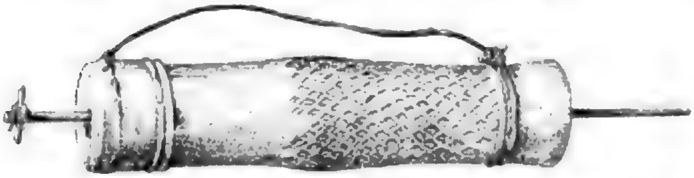


Fig. 2. Wupu-Wupu. Von den Ma-Rutse (Holub). 1/8 nat. Gr.

und an beiden Enden leicht angeschwellt; etwa 7 cm von beiden Enden entfernt läuft ein ausgeschnitzter, stark erhabener Doppelreifen, von der Mitte bis zum unteren Reifen mit einem ausgeschnitzten Netzwerke verziert. Das eine Ende ist mit Fell überzogen, das durch eingeschlagene Holzstifte gespannt wird; in der Mitte durchlocht für einen Stab, der am äusseren Ende durch ein Querholz abgeschlossen ist und sich im Inneren der Trommel befindet. Dieser Stab wird mit der Hand gerieben. Länge der Trommel 56 cm, Durchmesser 13·5 cm; Länge des Stabes 77 cm. („Unicum im europäischen Museum. An Ledertragschnur." Gesammelt von Dr. Emil Holub, Inv.-Nr. 57.687.) Das Instrument ist aus dem Inneren Afrikas nach dem Norden bis Marokko gekommen und in etwas veränderter Form selbst in Südspanien bekannt, wo es in den Strassen der Städte gespielt wird. Dort ist es der Form nach ein kleiner Blumentopf, der Stab steckt fest in der Membran und wird selbst von der befeuchteten Hand gerieben. Es gibt beim Auf- und Niederfahren je einen klaren Ton, der überdies durch Aufdrücken der Finger auf die Membran erhöht werden kann, so dass bei einiger Uebung sehr einfache Melodien darauf gespielt werden können.

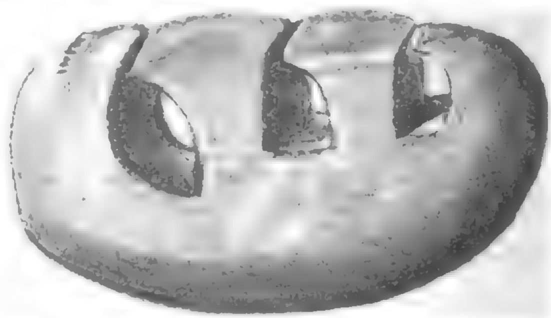


Fig. 3. Kulepa-ganeg. Reibholz von Neu-Irland (Finsch). 1/2 nat. Gr.

Ein tönendes Reibholz ist auch auf Neu-Irland (Kapsu) in Gebrauch. Es heisst Kulepa-ganeg und ist ein dicker Holzklotz, in den an der Seite drei verschieden grosse Löcher eingebohrt sind, von denen eine Spalte nach oben führt, so dass die über den Löchern befindlichen Holzplatten unabhängig von einander schwingen können, wenn sie von der feuchten Hand gerieben werden. Dadurch entstehen drei verschiedene Töne c — e — a, ein klarer, reiner Sext-

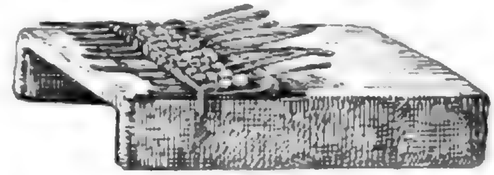


Fig. 4. Negerzither „Sansa". Vom unteren Congo (Baumann). 1/3 nat. Gr.

Accord. Das in Fig. 3 abgebildete Stück ist von Dr. Otto Finsch gesammelt; es trägt die Inv.-Nr. 27.638.

Zeigen schon diese Reibinstrumente, dass sie mit dem Saitenbogen in keinem genetischen Zusammenhange stehen, so zeigen andererseits auch gewisse Saiteninstrumente deutlich einen anderweitigen, vom Waffenbogen unabhängigen Ursprung, z. B. die bekannte, weitverbreitete Negerzither „Sansa", bestehend in einem als Resonanzkörper dienenden Holzkästchen, auf welchem 10 Eisenstäbchen von verschiedener Länge befestigt sind, an denen je 2—4 blaue Glasperlen als Zierath aufgefasst sind; dieselben geben beim Anschlagen einen Ton. Länge 21 cm, Breite 10·5 cm. (Vom unteren Congo. Gesammelt von Dr. Oskar Baumann 1885—1887, Inv.-Nr. 28.894, Fig. 4.) Dieses Princip hat

jedenfalls mit dem Bogen nichts zu thun. Ein anderes Instrument von selbstständiger Entstehung ist der hohle, runde Palmenast oder Bambusrohr, dessen Fasern sorgfältig herausgeschält und nahe den beiden Enden über einen unterlegten Steg gelegt sind, während die Enden selbst im Stamme bleiben. Wir finden es auf den Molukken, auf der malayischen Halbinsel und selbst in Madagascar. Auch dies steht seinem ganzen Wesen nach mit dem Bogen in keinem genetischen Zusammenhange (Fig. 5, Inv.-Nr. 8419).

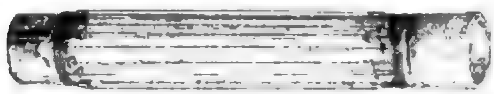


Fig. 5. Saiteninstrument aus Rohr, von Nossi-Bé. Von der Pariser Weltausstellung 1878. $^{1}/_{8}$ nat. Gr.

Auch der mit einer Saite bespannte Bogen wird nicht immer gezupft, sondern auch mit einem Stabe gerieben oder geschlagen. Auf diese Art behandeln die Damaras zuweilen ihren Bogen, dessen Ledersaite sie mit einem Ende zwischen den Zähnen halten, an dem anderen mit einem Stabe schlagen. Umgekehrt spielen die Patagonier die Flöte mit dem Bogen, d. h. sie gebrauchen sie als tönenden Reibstock, der statt mit der Hand mit dem Bogen gerieben wird. Nur so ist die Beschreibung MUSTER's zu verstehen: „play their flutes with a bow“[1]).

Das Schlagen der Saite von Saiteninstrumenten hat sich bis auf unsere Zeit erhalten. So spricht man in den österreichischen Alpenländern von einer Schlagzither, deren Saiten früher mit einem Stäbchen geschlagen wurden, jetzt aber mit einem Bogen gestrichen werden (Streichzither). Uebrigens ist das Plastrum der Mandoline auch nichts Anderes als eine verkleinerte Form des die Saiten ursprünglich schlagenden Stabes.

b) Verbindung der gespannten Saite mit dem Resonanzboden. Die Verwendung eines Resonanzkörpers zur Tonerzeugung oder zur Verstärkung eines anderweitig erzeugten Tones ist auch den primitivsten Völkerschaften frühzeitig bekannt geworden. Als Resonanzkörper dienen Muschelschalen, Fruchtschalen, Kürbisse und selbst der menschliche Schädel. Die Vereinigung mehrerer solcher Kürbisse verschiedener Grösse, über die Holzplatten gelegt sind, die je nach der Grösse des Resonanzkörpers verschiedene Töne produciren, sind in den verschiedensten Combinationen und Formen (hauptsächlich als Marimba, Mandida, Kas, Balafo) gebräuchlich. Auch zur Verstärkung des Tones der schwingenden Saite wird der Resonanzboden gebraucht, so bei den Guitarren der Dôr. Die Resonanz wird auch in der Form bewerkstelligt, dass nur eine in der Mitte des Bogens angebrachte Halbkugel an die Brust gedrückt wird, so dass durch Vermittlung dieser Halbkugel der menschliche Körper selbst den eigentlichen Resonanzboden abgibt (Fig. 6).

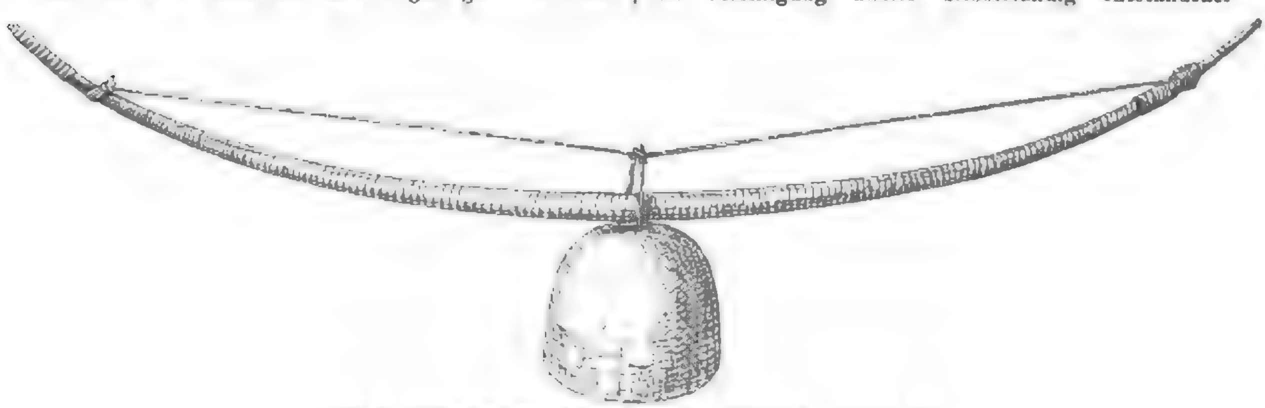


Fig. 6. Saiteninstrument aus Bagamoyo (PAULAY). $^{1}/_{8}$ nat. Gr.

Das abgebildete Exemplar besteht aus einem Holzbogen mit Pflanzenfaserschnur, an welchem ein halbirter und mit eingeritzten Darstellungen verzierter Calabasch mittelst einer Pflanzenfaserschnur zu verschieben ist. (Länge 140 cm. In Bagamoyo acquirirt. Mit kleinem Pfeilschaft. Gesammelt von Dr. STEPHAN PAULAY 1886 bis 1887. Inv.-Nr. 27.462.)

Wir haben es in allen diesen Fällen schon mit der Vereinigung zweier selbstständig entstandener Principien der Tonerzeugung zu thun. Die Erfindung des Bogens als Musikinstrument würde daher für sich allein noch nicht die Entwicklung zu unseren modernen Saiten- und Streichinstrumenten erklären, es muss dazu noch das anderweitig erfundene Princip des Resonanzbodens hinzukommen. Dieses hat für sich allein auch wieder zur Entstehung von Instrumenten geführt, die mit den Saiteninstrumenten nichts zu thun haben, während andererseits die Tonerzeugung durch Streichen oder Reiben wahrscheinlich nicht zuerst an Saiten oder Pflanzenfasern, sondern am Holze entstanden ist.

Diese Instrumente mit Resonanzkörper bekommen zuweilen ziemlich complicirte, zum Theile künstlerisch gestaltete Formen, so z. B. die Menschenform.

[1]) ROWBOTHAM erklärte in seiner Musikgeschichte offen, er verstehe das Beispiel nicht und vermuthe die Erklärung MUSTER's müsse auf einem Fehler beruhen.

Das abgebidete Exemplar, Fig. 7 u. 8, ist ein Saiteninstrument, der Körper mit einer Art Lederüberzug, der Stiel gekrümmt; das ganze Instrument stellt eine weibliche Figur dar; mit 5 Saiten. Länge 73 cm. (Von den Niam-Niam. Gesammelt von Miani 1869. In zwei Stellungen. Inv.-Nr. 4539.)

In China, im nördlichen Asien bis nach Russland hinein ist die Vogelform sehr beliebt. Dabei wird nicht etwa derjenige Vogel gewählt, dessen Gestalt die schönste ist oder dessen Gesang am besten klingt, sondern derjenige, der im wirthschaftlichen Leben des betreffenden Stammes die bedeutendste Rolle spielt. In China ist das die Gans, bei den Ostyaken der Schwan. Diese Ostyaken haben ein Saiteninstrument eigener Erfindung, das sie „Dombra“ nennen; der Name soll

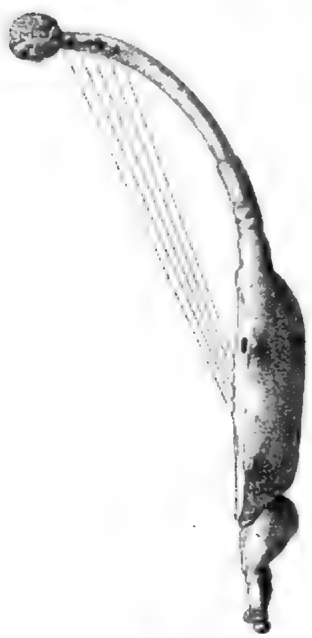


Fig. 7.



Fig. 8.

Seiten- und Vorderansicht eines Saiteninstrumentes der Niam-Niam (Miani). 1/5 nat. Gr.

mit dem „Tombora“ der Magyaren verwandt sein. Ein anderes mit 8 Saiten heisst „naruista juch chotuing“ (chotuing = Schwan). In russischen Volksgesängen kommt der Vergleich der Instrumente mit Wasservögeln häufig vor; auch die russische Harfe „gusli“ hat ihren Namen von „gus“, die Gans. Desgleichen heisst im Čechischen die Gans „husa“, die kleine Gans „husle“ und die Violine ebenfalls „husle“.

Die Reste des ursprünglichen Vogelkopfes mit dem Schnabel kann man noch an unserer modernen Violine sehen, es ist die eigenthümliche Rückwindung des Holzes ober den Stimmschrauben. Vom rein technischen Standpunkte ist sie vollständig zwecklos, sie stört sogar beim Aufziehen der Saiten, aber sie hat sich mit derselben Hartnäckigkeit erhalten, mit der so oft das ästhetische Zierath den praktischen Zweck überdauert.

Einzelne Exemplare der Viola d'amour zeigen noch in der Zeit Bach's ganz deutlich den Menschenkopf ober den Stimmschrauben, statt der später auftretenden einfachen Schneckenwindung der modernen Violine.

Die Vogelform ist übrigens besonders häufig im alten Mexico üblich gewesen, wo die Wasservögel seit jeher bei Festen und Tänzen eine grosse Rolle gespielt haben. Doch hat sie dort nicht zu Saiteninstrumenten, sondern zu Blasinstrumenten geführt, als welche die von mehreren Löchern durchbohrten Nachbildungen der Vogelkörper gebraucht werden. Eines derselben ist erst vor verhältnissmässig kurzer Zeit als Spielzeug nach Europa gekommen, es ist die Occarina[1]).

c) Sing(Blas)instrumente mit Saiten. Schliesslich wird die Bogensaite nicht blos zum Streichen und Zupfen verwendet, sondern auch dazu, einem in eine Federkiele gesungenen Ton durch die damit in Verbindung stehende schwirrende Saite eine näselnde Klangfarbe zu verleihen. Dieses Instrument ist die südafrikanische Gurah. Ihr Princip ist ähnlich dem der Maultrommel, die der Engländer sehr bezeichnend Jew's harp (sollte heissen jaw's harp) nennt. Rowbotham hat thatsächlich vermuthet, dass der Bogen als Saiteninstrument geradezu erst aus der Maultrommel entstanden ist, so dass er gar nicht den Ausgangspunkt einer instrumentalen Entwicklung bezeichnen würde, sondern als drittes Stadium eines Fortschrittes zu betrachten wäre, das als Maultrommel begonnen hat und durch das Mittelstadium der Gurah zum gezupften und später geschlagenen Saitenbogen gekommen ist. Hingegen berichtet Finsch, dass auf den Südseeinseln das Pagolo (ein zwischen den Zähnen gehaltener, geschlagener Saitenbogen) durch die Maultrommel verdrängt wurde. Das wäre also der umgekehrte Weg der Entwicklung.

Allen diesen Entwicklungshypothesen gegenüber kann ich das Bedenken nicht unterdrücken, dass es mir nicht genügend begründet erscheint, die instrumentale Genesis einer von vornherein zu grossen Classe von Instrumenten aus einem Princip zu erklären und dabei noch vorauszusetzen, dass sie in allen Theilen der Erde durch dieselben Entwicklungsstadien hindurchgegangen sein muss. Ich glaube, es ist richtiger, wenn wir nach Einzelinstrumenten und Völkerschaften indi-

[1]) Bei dieser Gelegenheit soll erwähnt werden, dass unsere Kinderinstrumente, wie sie in Spielwaarenhandlungen zu haben sind in vielen Fällen nicht eine Construction der Phantasie, sondern Ueberreste von Instrumenten sind, wie sie auf niederen Culturgraden als Kunst-Musikinstrumente in Gebrauch waren. Es ist bezeichnend, dass die Instrumente in Haydn's und Romberg's Kindersymphonie auch zum Theile als Vogel bezeichnet sind, wie Wachtel, Kukuk, Nachtigall. Diese Nachtigall beruht auf einem Principe, das ebenfalls im alten Mexico üblich war: ein Blasrohr wird in's Wasser gesteckt und durch ein zweites darüber gelegtes Blasrohr flötenartig angeblasen. Der dabei erzeugte Ton erhält durch die quirlende Bewegung des Wassers einen eigenthümlichen, wenn auch nicht harmonisch verwendbaren Beigeschmack. Auch die Schnarre (in Wien Ratschen genannt) ist schon im alten Aegypten (2000 v. Chr.) üblich gewesen und findet sich auf den erst vor fünf Jahren von Newberry ausgegrabenen Reliefs.

vidualisiren und dabei auf das theoretisch verlockende Resultat verzichten, die instrumentale Genesis nach einem einheitlichen, Alles umfassenden Schema dialektisch zu deduciren.

d) Eigentliche Streich(Bogen)instrumente. Am häufigsten finden wir gestrichene Bogeninstrumente bei den „Italienern der Südsee", den Malayen, auf Ostjava, den Inseln Baly und Madura, den Molukken, bei den Dayaks und auf den Philippinen, natürlich auch in Indien und China; hingegen scheint die Cultur des alten Mexico Streichinstrumente nicht gekannt zu haben.

Nach Europa sollen — nach Carl Engel — Streichinstrumente gekommen sein durch das mohammedanische „Rebaba". Allein dieses Instrument ist

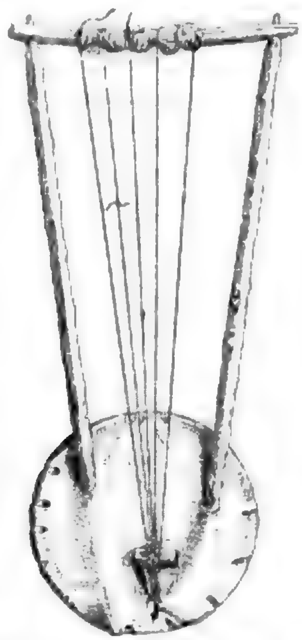


Fig. 9. Rebaba aus Nubien am Atbara (Hagenbeck). ¹/₈ nat. Gr.

nach seiner ursprünglichen Verwendung überhaupt kein Streichinstrument, sondern eine Guitarre. Das abgebildete Exemplar (Fig. 9) stammt aus dem südöstlichen Nubien am Atbara. (Gesammelt von C. Hagenbeck 1879, Inv. Nr. 7930.) Seiner äusseren Gestalt nach scheint es durch Formen primitiver Völkerschaften Afrikas beeinflusst zu sein. Es ist nicht ausgeschlossen, dass ihm die Rolle als Streichinstrument erst seit den mohammedanischen Eroberungen in Indien und auf Java gegeben wurde. Nachweisbar ist eine solche Umformung nicht, noch weniger aber lässt sich der Einfluss des Rebaba auf die europäischen Streichinstrumente nachweisen. Gewiss ist, dass in Deutschland das Trumscheit, ein gestrichenes Monochord, seit dem XIII. Jahrhundert, in Wales noch viel früher das „Crwth" üblich war. Da deren Einführung aus anderen Erdtheilen keineswegs erwiesen oder auch nur wahrscheinlich ist, so dürfen wir die selbstständige Entstehung dieser Instrumente auch ohne vorangehenden Gebrauch des Waffenbogens als Instrument, also ohne entwicklungsgeschichtliche Vorstufen annehmen. Es ist aber zweifellos, dass die gegenwärtige Form der europäischen Geigen mit Resonanzboden und den Ueberresten der Vogelform, die früher noch deutlicher waren, durch die erwähnten primitiven Streichinstrumente beeinflusst wurde.

Die Entwicklungsgeschichte der Geigen gipfelt somit in einer Vereinigung von instrumentalen Principien, die auch unabhängig von einander zur Entstehung selbstständiger Instrumente geführt haben. So führte der Resonanzboden zu Schlaginstrumenten, die Vogelform zu Blasinstrumenten, der Saitenbogen zu nicht gestrichenen Saiteninstrumenten, während die Tonproduction durch Streichen, also das entscheidende Moment, keineswegs zunächst auf der Saite erfunden worden ist. Deshalb ist es so schwer, ja unstatthaft, einen bestimmten Urtypus als alleinigen, gemeinsamen Ausgangspunkt und ein bestimmtes Land als Heimat der Geigen anzugeben. Wegen dieser schliesslichen Vereinigung verschiedener Principien ist die Geige auch genetisch das, was sie in musikalisch-künstlerischer Beziehung ist: die „Königin der Instrumente".

3. Herr Custos **Josef Szombathy** zeigt und bespricht eine grössere

Sammlung prähistorischer Funde aus Ostgalizien,

welche das k. k. naturhistorische Hofmuseum kürzlich von dem k. k. Conservator Herrn Ladislaus Ritter v. Przybyslawski erworben hat.

In dieser Sammlung sind fünf archäologische Perioden durch gute Fundstücke vertreten: die neolithische Periode, die ungarische Bronzezeit, die eigentliche Hallstatt-Periode, die La Tène-Periode und das frühe Mittelalter.

Die neolithischen Funde gehören zu der für Ostgalizien und die anstossenden Gebiete charakteristischen Gruppe mit den hellbraunen, mit Spiraloidornamenten bemalten Thongefässen. Von solchen Thongefässen liegen besonders aus der bekannten Fundstelle Horodnica im Bezirke Horodenka sehr hübsche Exemplare vor; dazu auch polirte Feuersteinbeile, Pfeilspitzen, fein zugeschlagene, sichelförmige Werkzeuge aus Feuerstein, Thonwirtel u. s. w. Ein hervorragendes Interesse beanspruchen zwei bemalte weibliche Thonfigürchen, die leider stark verletzt sind. Sie stammen ihrem Materiale nach sicherlich von derselben Industriestelle, wie die Gefässe, sind also nicht direct importirt und gehören doch in Form und Verzierung vollständig zu der Schaar der eigenthümlichen, von den Mittelmeerländern aus bis an den Nordsaum der Karpathen verbreiteten unbekleideten „Astarte"-Idole. Es wird darauf hingewiesen, dass auch in Butmir, Broos und an anderen Orten ähnliche und andere Thonidole sich als bodenständige Producte erweisen und somit überall einem eingewurzelten Cultus zugeschrieben werden müssen.

Die Gruppe der ungarischen Kupfer- und Bronzezeit ist durch ein Kupferbeil, sechs Bronzesicheln,

fünf Lanzenspitzen, drei Bronzecelte, zwei Bronzeschwerter und mehrere kleinere Fundstücke, die fast sämmtlich von sicher bestätigten galizischen Fundorten herrühren, vertreten. Als hervorragende Vertreter der specifischen Hallstatt-Cultur erscheinen fünf Bronzebecken mit Tragbügeln, deren eines reich ornamentirt ist mit doppelten Vogelprotomen, Rädern und Reifen, welche sämmtlich in getriebenen Perlreihen ausgeführt sind; werthvolle Fundstücke, die wohl allgemein als Import aus dem Süden angesehen werden. Sie wurden bei Uniz am rechten Ufer des Dniester, Bezirk Horodenka, wahrscheinlich aus einem Grabe ausgegraben.

Der La Tène-Periode gehört neben einigen Glasreifen eine schöne Bronzefibula von Horodnica an. Es ist eine Mittel-La Tène-Fibula, deren zurückgeschlagener Fuss mit dem anschliessenden Bügeltheile reich profilirt ist. Ein sehr ähnliches Stück ist aus dem benachbarten Stefanowka in der Bukowina, am rechten Ufer des Dniester, bekannt.

Annähernd der gleichen Zeit gehören wohl auch die Goldfunde an, die kürzlich (Mai 1897) wieder in Michalkow, Bezirk Borszczow, in unmittelbarer Nähe (angeblich nur 2—3 m entfernt) von der Fundstelle des grossen, im gräflich Dzieduczycki'schen Museum in Lemberg aufbewahrten Goldschatzes nach starken Regengüssen durch Bauern und Handelsjuden ausgewühlt wurden. Diese Funde sind leider noch ärger zerstreut worden, als die im Jahre 1878 gehobenen Schätze, deren Goldmenge doch zum grössten Theile im genannten Museum vereinigt wurde. Ein Bericht des Herrn Professors Dr. Wladimir Demetrykiewicz über diesen zweiten Fund von Michalkow wird im Jahresberichte des Herrn Präsidenten zum Abdrucke gelangen. Dort sind sechs Personen namhaft gemacht, welche Theile dieses Fundes in ihre Hand bekommen haben. Hier liegen die von dem Herrn k. u. k. Oberlieutenant und Kämmerer Casimir Ritter v. Przyrslawski gesammelten Theile des Fundes vor. Das k. k Hofmuseum erwarb von ihm folgende Stücke: vier grössere (2·1 cm breite) Goldperlen, welche aus sechs mit den Rändern einander berührenden Kugelspitzen zusammengesetzt sind, 18 hohle, kugelige Goldperlen von durchschnittlich 1·4 cm Durchmesser und ein leider in viele Stücke zerhacktes Zierblech von 22 cm Breite und 19 cm Höhe, das mit elf flachen Querbändern verziert war. Von diesem Goldbleche ist wohl im Augenblicke nicht viel abzulesen; aber die beiden Perlensorten stimmen mit jenen des ersten Fundes vollkommen überein so dass dadurch ein Anhaltspunkt für die Beurtheilung gegeben ist.

Die römische Kaiserzeit hat in der ganzen ostgalizischen Sammlung keinen Vertreter. Zahlreiche tordirte, farbige Glasemailreifchen und verschiedene kleinere Bronzen gehören dem Mittelalter an und lassen wohl vermuthen, dass auch diese bisher sehr wenig studirte Zeit, sowie die prähistorischen Perioden einen recht beachtenswerthen Rückstand im Boden des Landes zurückgelassen haben.

Ausschuss-Sitzung am 8. Februar 1898.

(Auszug aus dem Sitzungsprotokolle.)

Vorsitzender: Herr Dr. Franz Ritter v. Hauer.

1. Das Protokoll der letzten Ausschuss-Sitzung vom 14. December 1897 wird verlesen und genehmigt.

2. Gestorben sind:

Das correspondirende Mitglied Dr. Oskar Fraas in Stuttgart,
der Stifter Dr. Wilhelm Joest (Berlin) und
die wirklichen Mitglieder Paul Schiffmann in Hamburg und Custos Franz Fiala in Sarajevo.

Als neues wirkliches Mitglied wird aufgenommen:
Herr Dr. Heinrich Breitenstein, kgl. niederländischer Militärarzt, derzeit in Wien.

3. Das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht hat der Gesellschaft für das Jahr 1898 eine Subvention von fl. 400, Seine Durchlaucht der regierende Fürst von und zu Liechtenstein eine solche von fl. 200 und das hohe k. k. Ackerbauministerium eine solche von fl 200 bewilligt, letztere mit dem bestimmten Zwecke zur Förderung der Arbeiten auf dem Gebiete der österreichischen Haus- und Flurforschung.

4. Der erste Secretär macht Mittheilung über den vom 10. bis 17. April 1898 in Madrid stattfindenden IX. internationalen Congress für Hygiene und Demographie.

Dieser Congress findet unter der Patronage des Königs Alfons XIII. und der Königin-Regentin statt und wird mit einer internationalen Ausstellung verbunden sein. Die spanischen Eisenbahnen gewähren für die Congresstheilnehmer und deren Angehörige eine 50%ige Preisermässigung; ebenso wird die Gesellschaft „de Voyage practiques" in Paris, 9 rue de Rome, zur Zeit des Congresses acht Extrazüge Paris—Madrid, ganz Spanien und zurück zu denselben Bedingungen mit Aufenthalt, Bewirthung u. s. w. arrangiren. Die spanische Compagnie transatlantique bewilligt einen Rabatt von 33 für 100 auf ihren Linien. In Wien hat sich ein Comité unter dem Vorsitze des Herrn Sectionschefs Dr. v. Inama-Sternegg (I. Schwarzenbergstrasse 5) gebildet, an das die Anmeldungen zu richten sind.

5. Der erste Secretär legt Prospecte über das im Verlage von J. U. Kern (Max Müller) in Breslau erscheinende, von Herrn Dr. phil. et med. G. Buschan in Stettin herausgegebene Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte vor. Dasselbe erscheint seit Januar 1896 und hat sich vor Allem zur Aufgabe gestellt, möglichst schnell, kurz und objectiv über die wissenschaftlichen Erscheinungen auf den in seinem Titel angeführten Gebieten auszugsweise zu berichten. Es dient also hauptsächlich Referatszwecken. Diese Berichterstattung beschränkt sich nicht allein auf die Literatur in deutscher Sprache, sondern erstreckt sich auch auf die wichtigsten Erscheinungen der amerikanischen, bosnischen, čechischen, dänischen, englischen, finnischen, franzö-

sischen, griechischen, holländischen, italienischen, norwegischen, polnischen, russischen, schwedischen, spanischen und ungarischen Literatur. Das Centralblatt erhält hiedurch und durch einen grossen Kreis von Mitarbeitern im In- und Auslande einen internationalen Charakter.

Der Inhalt erfährt eine strenge Eintheilung nach den im Titel angegebenen Fächern.

Unter der Rubrik „Anthropologie“ finden die Gesichtspunkte: Stellung des Menschen in der Natur, Transformismus, Ursprung des Menschen, Vererbung, Consanguinität, Deformation, Proportionsverhältnisse am menschlichen Körper, Anomalien am Skelet, Mess- und andere Untersuchungsmethoden, Theorien der Kraniometrie, Degenerationsanthropologie u. a. m., was unter den Begriff der somatischen Anthropologie fällt, Berücksichtigung.

Unter der Rubrik „Ethnologie“ wird der Völkerkunde im Allgemeinen, der Eintheilung der Rassen und ihrer physikalischen Beschaffenheit im Besonderen, ferner der Völkerphysiologie, Psychologie und Pathologie Beachtung geschenkt. Die specielle Ethnologie, im Besonderen die Sociologie, Technologie, Linguistik, Folklore u. a. m., finden in den Referaten weniger Beachtung, weil für diese Gebiete andere einschlägige Zeitschriften existiren, finden indessen in der Bibliographie volle Berücksichtigung.

Unter der Rubrik „Urgeschichte“ endlich finden die prähistorische Forschung im Allgemeinen, die vorgeschichtlichen Funde und die Paläoethnologie im Besonderen Beachtung.

Der erste Jahrgang brachte 411, der zweite 310 ausführliche Referate aus den oben angeführten Gebieten.

Ferner enthält jede Nummer einen kurzen Originalartikel, der abwechselnd den drei im Titel erwähnten Disciplinen entnommen wird.

Im ersten Jahrgange waren davon enthalten: Sergi, „Der Ursprung und die Verbreitung des mittelländischen Stammes“; Orsi, „Die Nekropole von Novilara und ihre Stellung in der Vorgeschichte Italiens“; von Török, „Einige charakteristische Unterschiede zwischen Menschen- und Thierschädel“; Hultkrantz, „Die Körperlänge der schwedischen Wehrpflichtigen“. — Im zweiten Jahrgange: Ammon, „Die Wechselbeziehung des Kopfindex nach deutscher und französischer Messung“; Schmidt, „Das System der anthropologischen Disciplinen“; Heierli, „Die bronzezeitlichen Gräberfunde der Schweiz“; Mehlis, „Archäologisches aus der Pfalz“.

Ferner bringt das Centralblatt noch Personalien, kurze Berichte über Versammlungen des In- und Auslandes, wie überhaupt Beiträge zur Tagesgeschichte. Von den in den bisher erschienenen Jahrgängen enthaltenen Versammlungs- und Vereinsberichten seien die über die Versammlungen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Cassel, Speier und Lübeck, der Anthropologischen Section der Brit. med. Association zu Ipswich, der Anthropologisch-ethnologischen Section der Schweizerischen Naturforscher-Gesellschaft zu Zürich, des X. russischen archäologischen Congresses in Riga, der Anthropologisch-anatomischen Section des internationalen med. Congresses in Moskau erwähnt.

Den Schluss eines jeden Heftes bildet eine sorgfältig bearbeitete bibliographische Uebersicht der gesammten laufenden Literatur der in Betracht kommenden Wissenschaften. Der letzte Jahrgang hatte über 1800 Titelangaben zu verzeichnen.

Durch diesen reichen Inhalt erscheint das Centralblatt heute als die beste in deutscher Sprache geschriebene Quelle zur Information für alle Jene, die sich für die so umfassenden anthropologischen Disciplinen, speciell für die Prähistorie interessiren.

Das Centralblatt erscheint am 1. eines jeden Vierteljahres in Heften von 6 Druckbogen im Verlage von M. Müller (U. Kern's Verlag) in Breslau, Teichstrasse 8. Der jährliche Abonnementspreis beträgt Mk. 12.

Monats-Versammlung am 8. Februar 1898.

In Verhinderung des Präsidiums führt der erste Secretär Franz Heger den Vorsitz.

1. Herr Dr. **M. Hoernes** macht Mittheilung von dem

Ableben Franz Fiala's.

Am 28. Januar verschied zu Sarajevo in Folge eines am 12. desselben Monats erlittenen Schlaganfalles im Alter von erst 37 Jahren der Custos der prähistorischen und botanischen Sammlung des bosnisch-hercegovinischen Landesmuseums, Franz Fiala.

Ein Mährer deutschen Stammes, hatte Fiala am Polytechnicum zu Brünn studirt und dort durch Makowsky Anregungen zu prähistorischen Studien empfangen, denen er seit seiner Jugend eifrig oblag. Nach Bosnien kam er als Chemiker und war dort zuerst bei der Tabakfabrik in Sarajevo bedienstet. Seine freiwillig unternommenen Ausgrabungen und Publicationen urgeschichtlicher Funde, sowie seine Thätigkeit als Botaniker, lenkten beim Ausbaue des Landesmuseums die Aufmerksamkeit der Landesverwaltung auf Fiala, und so erhielt derselbe nach kurzer Zeit die obengenannte Doppelstellung in jenem Institute. Hier kann nur von seiner Thätigkeit als Prähistoriker die Rede sein. Er hielt die ihm zugewiesene Sammlung in musterhafter Ordnung und vermehrte sie alljährlich durch ebenso musterhafte Ausgrabungen. Seine regelmässig unmittelbar auf den Abschluss der letzteren folgenden Berichte beruhen auf gewissenhafter Beobachtung und bilden vollkommen gesicherte Grundlagen für das Studium so hervorragender Fundplätze, wie der Glasinac und das anschliessende südöstliche Bosnien, Sanski Most, Debelobrdo bei Sarajevo u. s. w. Auch die Kenntniss vieler Funde und Fundstellen aus der römischen Zeit des Landes verdanken wir seinen kleineren Mittheilungen. So war sein Wirken, von welchem die bisher erschienenen Bände des „Glasnik“

und der „Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und Hercegovina" reichlich Zeugniss geben, fruchtbar, wie das des Landesmuseums überhaupt und so vieler Personen und Institute in jenen Provinzen.

Mit Fiala, der auch Mitglied unserer, sowie correspondirendes Mitglied der Berliner und der Münchener anthropologischen Gesellschaft war, verlor das Landesmuseum in Sarajevo ein Capital, das noch reiche Zinsen hätte tragen sollen. Er starb über dem nahezu vollendeten Manuscript der zweiten Publication über Butmir, die in der nächsten Zeit erscheinen wird. Von bestem Ehrgeize beseelt, war Fiala zugleich voll Disciplin und Lerneifer, eine gerade, durchaus rechtschaffene Natur, die sich Jeden, der ihr näher trat, zum Freunde machte. Wer ihn kannte, betrauert ihn aufrichtig; er verdient das beste Angedenken in allen Kreisen unserer Wissenschaft.

2. Herr Dr. **M. Hoernes** übergibt der Gesellschaft sein Buch:

Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr.[1]

Der Vortragende, welcher seit Langem den Kunstwerken unter den urgeschichtlichen Denkmälern besondere Aufmerksamkeit zuwendete, hat in dem Werke, welches er vorlegt, den Versuch gemacht, die Urgeschichte Europas gleichsam auf die Kunstwerke zu gründen und diesen Monumenten neben den gewöhnlich in den Vordergrund gestellten Erzeugnissen der niederen Industrie die ihnen gebührende Stellung anzuweisen. Ein solcher Versuch wäre allzu gewagt, wenn die prähistorischen Kunstwerke nicht mehr auszusagen vermöchten, als man bisher aus ihnen gewonnen hat. Allein diese Denkmäler scheinen berufen, in der Urgeschichte eine weit grössere Rolle zu spielen, als man früher glaubte.

Das lehren einerseits fortgesetzte neue Funde, wie sie z. B. aus den von Piette erforschten französischen Höhlen, aus der neolithischen Station von Butmir in Bosnien und aus alten Schichten der griechischen Inseln und Aegyptens in jüngster Zeit bekannt geworden sind, andererseits die auf das Wesen, den Ursprung und die Entwicklung primitiver Kunst gerichteten Untersuchungen der Ethnologen, von welchen Grosse, K. von den Steinen, Grünwedel hier genannt werden müssen. Diese mächtigen Fortschritte schienen dem Verfasser eine Aufforderung, die Gesammtheit prähistorischer Kunstwerke aus Europa in chronologischer Ordnung vorzuführen, ihren Zusammenhang mit den Formen der wirthschaftlichen, industriellen und geistigen Entwicklung darzulegen und die Fäden des historischen Herganges auf diesem Gebiete bis um die Mitte des letzten Jahrtausends vor Christo zu verfolgen. Ein weiteres Eingehen auf den Inhalt seines Buches versagt sich der Vortragende, da jener zu ausgedehnt sei und das Buch für sich selbst sprechen müsse.

[1] Mit 203 Abbildungen im Texte, 1 Farben- und 35 doppelseitigen Tafeln. Gedruckt mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien. 1898. — Druck und Verlag von Adolf Holzhausen. XXII + 709 pp. Lex. 8°.

3. Herr Professor Dr. **Rudolf Meringer** hält einen Vortrag:

Die volksthümliche Hauscultur in Bosnien und der Hercegovina.

Er legt die Zusammenhänge des bosnischen Hauses mit dem oberdeutschen dar. Wie dieses ist das einfache bosnische Haus ein zweizelliges mit Herdraum (kuhínja, Küche) und Ofenraum (soba, Stube). Nur die Stube hat eine eigene Decke, die Küche hat blos das Hausdach über sich. In Bezug auf den Inhalt der Küche ist das bosnische Haus fast identisch mit dem oberdeutschen. In Bezug auf die Stube ergibt sich ein wichtiger Unterschied. Während der Kachelofen auch in der bosnischen Stube vorhanden ist, fehlt hier Alles, was Beine hat: Tisch, Bank, Bett, Stuhl, kurz das Haus hat noch keinen über den Boden erhobenen „Culturhorizont", um ein glückliches Wort des Herrn Hofrathes Dr. Em. Herrmann zu gebrauchen.

Er fragt sich nun, woher die Unterschiede stammen. Liegt orientalischer Einfluss vor? Oder fehlte der Culturhorizont einst auch in unserem Bauernhause? Redner entscheidet sich für die zweite Annahme.

Das hercegovinische Haus stellt sich näher zum italienisch-französischen Hause.

4. Herr Dr. **Oscar Hovorka Edler v. Zderas** in Janjina berichtet über

Die Steinhügel (Gomilen) von Janjina.

(Mit 10 Text-Illustrationen.)

In der Umgebung von Janjina, dem Hauptsitze der gleichnamigen Gemeinde auf der Halbinsel Sabbioncello (Pelješac, Rat) in Dalmatien, sieht man auf den Gipfeln vieler mittelhoher Berghügel offenbar künstlich aufgerichtete Steinhügel oder Steinhaufen von ziemlich

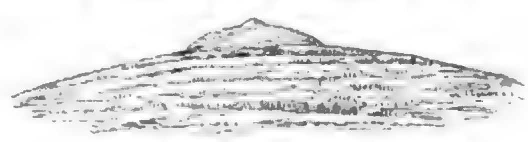


Fig. 10. Stražica janjinska. Ansicht.

grossen Dimensionen und von einer eigenartigen Form. Sie sind fast durchgehends durch gemeinschaftliche Merkmale ausgezeichnet, indem man auf der Bergspitze einen aus mehr oder minder grossen Steinen zusammengetragenen, in der Regel rundlichen oder ovalen, halbkugeligen Steinhaufen antrifft, auf dessen plattförmiger Oberfläche wieder ein kleinerer, secundärer Steinhügel aus grösseren Steinen aufgesetzt erscheint. Von der Ferne aus gesehen besitzt ein solcher Steinhügel die Form einer weiblichen Brust, indem der secundäre Steinhügel der Mamilla entspricht. (Siehe Fig. 10.)

Im Volksmunde führen diese Steinhügel den Namen Gomila und alle Einwohner sind sich darüber einig, dass sie aus einer sehr alten Zeit (od starina) stammen und dass es Niemanden gebe, der sich des Zeitpunktes ihrer Errichtung erinnern würde. Es wird nur erzählt,

dass „zu alten Zeiten" Verbrecher, jedoch insbesondere gefallene Mädchen auf solchen Plätzen zu Tode gesteinigt und hierauf über deren Leichen „Gomilen" errichtet wurden.

Im Nachfolgenden sollen jene Gomilen näher beschrieben werden, die ich einzeln bestiegen und von der Nähe besichtigt habe.

Stražica janjinska. (Siehe Fig. 10.) Die Gomila auf dem gleichnamigen, 159 m hohen[1]) Hügel ist gut

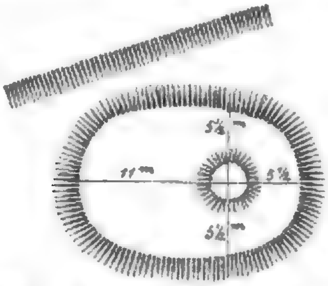


Fig. 11. Stražica janjinska. Grundriss.

erhalten, ganz kahl und von allen am bequemsten in einer Viertelstunde von Janjina zu erreichen. Sie wird links und rechts von zwei steinigen, von Janjina nach Sreser führenden Hauptwegen flankirt, von welchen der westliche der ältere und nähere ist; er ist von der Gomila circa 200 Schritte entfernt und trägt an einigen Stellen die Jahreszahlen 1823, 1836 und 1843. Der andere, östliche, wurde erst in jüngster Zeit errichtet und harrt seiner Vollendung. Das Terrain des Berghügels ist sehr uneben, stark felsig und mit Nieder-

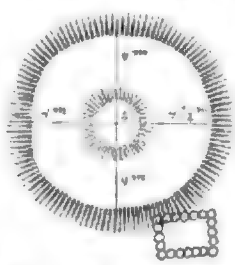


Fig. 12. Mali Prinos. Grundriss.

wald bewachsen. Die Gomila selbst ist nicht ganz regelmässig rund, wie es von der Ferne den Anschein hat, sondern sie hat die Gestalt eines bauchigen Ovales (Fig. 11), dessen längere Achse gegen Südosten gerichtet ist. Die Mamilla ist nicht in der Mitte der oben befindlichen Plattform, sondern mehr gegen ihren südöstlichen Theil aufgesetzt. Der Radius von der Mitte der hier sehr niedrigen (etwa ½ m) Mamilla zum oberen Hügelrande beträgt in drei aufeinander senkrechten Richtungen etwa 5½ m, in der vierten 11 m, so dass die Gomila etwa 11 m breit und 16½ m lang erscheint. Während der obere Rand der Gomila ziemlich scharf ist, geht er gegen Nordwest sanft in die Basislinie über. Gegen die Seeseite zieht sich von Nordwest gegen Südost ein gegen die Gomial tangential verlaufender, mächtiger, fast geradliniger Wallgraben in der Länge von wenigstens 500 m hin, welcher auf den ersten Blick den Eindruck eines Steinbruches macht.

Mali Prinos (Fig. 12). Ein 103 m hoher, mit dichtem Gestrüpp bewachsener und stark zerklüfteter Berghügel, auf dessen Spitze sich eine ziemlich regelmässig gebaute Gomila erhebt, wenn auch ihre Mamilla nicht genau centrirt ist. Dieselbe ist gegen Westen etwas verrückt, kaum 1 m hoch und mit einem Radius von etwa 2 m. Von ihrer Basis bis zum Rande der Plattform kann man in drei Richtungen 4 m Entfernung abmessen, gegen Osten ist sie circa um einen halben Meter grösser. Die Höhe der Gomila beträgt etwa 4—5 m, je nach dem unebenen Terrain der Berghügelspitze. Auf der Plattform befinden sich ausserdem noch zwei kleinere Steinhaufen, die offenbar in neuerer Zeit vermuthlich von Hirtenkindern aufgestapelt wurden.

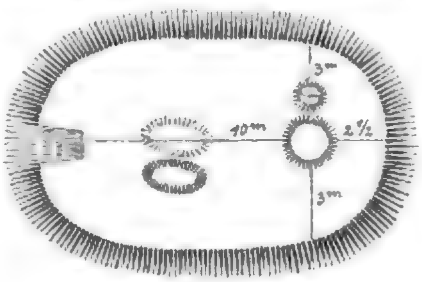


Fig. 13. Gradac popovski. Grundriss.

An der Südostseite sieht man die Reste einer viereckigen „medja" (Trennungsmauer). Von der sehr guten Fahrstrasse, welche Janjina mit Drače verbindet und im Jahre 1890 errichtet wurde, ist die Gomila circa 300—400 m entfernt. Der Zugang ist mangels eines eigentlichen Bergpfades ziemlich beschwerlich.

Gradac (bei Popova Luka)[1]). Der 180 m hohe Berghügel bildet ein Glied in der Hügelkette, welche sich zwischen Trstenik und Žuljana einschiebt und an der Südseite steil gegen das Meer abfällt. Hart an ihm befindet sich der malerische Bergsattel „Gospa sedam bolesti" (auch „Kozje ždrijelo"), über welchen ein steiler Saumweg von Janjina nach Trstenik führt; ausserdem existirt hier ein ähnlicher Weg vom Bergsattel nach Popova Luka, sowie ein Bergpfad nach Žuljana. Am Gipfel des dicht mit Niederwald bewachsenen, nicht leicht zugänglichen Hügels findet sich eine länglich ovale, sonst sehr unregelmässige und mit ihrer Längsachse gegen Südost gerichtete Gomila (Fig. 13). Sie besitzt zwei Mamillen, eine niedrigere und eine höhere, beide excentrisch postirt. Die höhere ist sehr steil, etwa 2 m hoch und ist wahrscheinlich in neuerer Zeit umgebaut worden, da ich auf ihrer

[1]) Die Hügelhöhen sind nach der Generalstabskarte 1 : 75.000 angegeben.

[1]) Auf der Kartenskizze (Fig. 19) soll es heissen „Popova Luka" und nicht Popova Juka.

Spitze zur Zeit meines Aufstieges ein Fangeisen für Eulen fand. Neben ihr sieht man einen zweiten niedrigen Steinhaufen mit einem alten Steinkreuze. Die Entfernung vom Rande der ersten Mamilla zum Rande der Plattform beträgt in der Querachse je 3 m, in der Längsachse $2^1/_2$ und 10 m. Etwa in der Mitte der Gomila befindet sich eine seichte Grube und neben ihr ausgehobene Steine (wahrscheinlich von Schatzgräbern herrührend). Noch weiter gegen Nordwest, am Rande der Plattform, erblickt man die Andeutung einer Art Einganges. Die Höhe der Gomila schwankt zwischen 3 und 5 m. Nach der Volkssage, die übrigens sehr vag und unwahrscheinlich ist, soll hier einst ein grad (Burg? Stadt?) mit einer Capelle bestanden haben. Als Rest sollen sich dort nur zwei Stufen erhalten haben, die ich jedoch nicht finden konnte. Auch hat die Tradition nicht einmal den Namen des betreffenden Heiligen hinterlassen.

Gradina. Ein 244 m hoher Berghügel in der unmittelbaren Nähe von Janjina, an dessen Fusse der

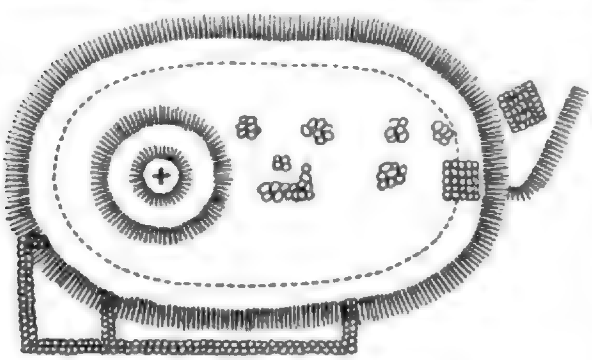


Fig. 14. Gradina. Grundriss.

als Gornje selo benannte Theil von Janjina erbaut ist. An seiner südlichen Seite führt die in einem sehr schlechten Zustande befindliche „Kaiserstrasse" von Janjina nach Kuna, und ist von ihr in der Luftlinie kaum 200 m entfernt; sie wurde erst in diesem Jahrhunderte errichtet. Das Terrain des Berghügels ist stark felsig und weist stellenweise vielfach zerklüftete, unpassirbare und übereinandergestürzte kahle Felsblöcke auf. Den Gipfel krönt eine grosse Gomila (Fig. 14) (die grösste von allen in der Umgebung) in der Gestalt eines langen Ovals, dessen längere Achse in der Richtung zwischen West und Ost liegt. Der westliche Theil der Gomila trägt einen secundären Hügel, auf dem wieder ein kleinerer tertiärer Steinhügel errichtet ist; auf dem letzteren befindet sich ein kleines steinernes Kreuz mit der eingemeisselten Inschrift „A. 1842".

Der schräge Radius des secundären Steinhügels misst von seinem unteren Rande zum Rande des tertiären 4 m. Die Höhe der beiden auf einander stehenden Mamillen beträgt circa 3 m. An der Nord- und Westseite beträgt die Entfernung vom Rande der Plattform zum unteren Rande der secundären Mamilla je 8 m, an der Südseite 6 m, an der Ostseite 20 m. Während der Rand der Plattform aus grösseren Steinen zusammengesetzt ist, besteht ihr centraler Theil aus kleinerem Steinmaterial. Die Plattform selbst ist jedoch nicht ganz eben, sondern man findet in deren Osthälfte einige kleinere, aus grossen Steinen zusammengesetzte Steinhaufen, ferner zwei fast regelmässige Steinblockvierecke; stellenweise ist sie von Unkraut überwuchert.

Entsprechend dem unregelmässigen Terrain des Berggipfels ist der Rand der Gomila nicht überall gleich hoch, an der Nordseite ist er am höchsten (3 m), an der Westseite am niedrigsten (1 m). An der Südseite erblickt man einen geradlinig verlaufenden Steinaufwurf, ebenso an der Ostseite, welcher, den hier üblichen Trennungsmauern der Weingärten und Olivenhaine (medja) nicht unähnlich, sich theilweise zugleich an die gegen Süden jäh abfallenden Felsen anlehnt. An der Ostseite ist ein ähnlicher, jedoch grösserer viereckiger Steinblockbau aufgerichtet, wie auf der Plattform, und wird zugleich durch einen geradlinig verlaufenden Wall flankirt.

Unweit von der Gomila, und zwar an der Südseite derselben, befindet sich eine steil schräg gegen das Innere des Berges gerichtete tiefe Felssenkung, welche

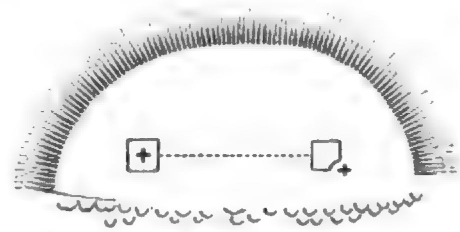


Fig. 15. Sutrač. Grundriss.

den Namen Vilenska jama (Feengrotte) führt und im Volksmunde als die Wohnstätte der hier hausenden Vilen bezeichnet wird.

Auf dem Berge soll, einem unsicheren Gerüchte zufolge, einst eine Capelle des heiligen Rochus gestanden haben; doch lässt sich hier keine Spur von einem alten Mauerwerk entdecken.

Sutrač. Eine der höchst gelegenen und auch höchsten Gomilen eines gleichnamigen Berghügels, an dem ein ganz schmaler und schwer passirbarer Bergpfad von Janjina nach Trstenik führt. Er bildet eine der höchsten Bergspitzen der sich zwischen Janjina und Trstenik einschiebenden Hügelkette, welche, gegen Janjina sanft abfallend, gegen die Seite von Trstenik einen jähen, stellenweise fast verticalen Bergsturz aufweist.

Auch am Sutrač, und zwar an dessen Südseite, ist die Bruchstelle der schräg aufwärts strebenden Kalksteinschichten sichtbar, weswegen die Gomila hier von der üblichen Gestalt etwas abweicht, indem ihre Basis nicht die Form eines Kreises, sondern eines Halbkreises besitzt (Fig. 15). Sie ist etwa 5 m hoch, aus sehr grossen Steinen zusammengesetzt und auf ihrer Plattform befinden sich zwei fast ganz gleiche, viereckige, etwa 1 m hohe Hügel mit Steinkreuzen.

Das eine ist herabgefallen und zerstörte offenbar durch seinen Sturz eine Ecke des viereckigen Hügels; es wurde auf der Absturzstelle nachträglich wieder aufgerichtet. Unter dem Querbalken des Kreuzes sieht man an einer Stelle eine mit Blei ausgegossene Höhlung. Die Distanz zwischen den beiden secundären Hügeln beträgt 12 m. An der Südseite der Plattform, welche theilweise mit Unkraut bewachsen ist, öffnet sich ein tiefer Abgrund; die nächste Umgebung ist theils mit Nieder-, theils mit Nadelwald dicht bewachsen. Auf diesem Berge soll man in alten Zeiten Heiligenreliquien (moći) zum Abwenden von Feldschäden vergraben haben, worauf die Bleilöthung an dem Steinkreuze zu deuten scheint.

Kapa, ein 160 m hoher, schwer zugänglicher Berghügel, auf dem sich ebenfalls eine Gomila befinden soll; doch bot sich mir keine Gelegenheit, dieselbe zu besteigen.

Stražica sreserska. Ein niedriger, mit Niederwald bewachsener Hügel vor dem als Dô („u Dolu") benannten Theile des Dorfcomplexes Sreser (Fig. 16). Er ist von der Janjina-Sreser-Strasse (derselben, welche an der Stražica janjinska vorbeizieht) ebenfalls

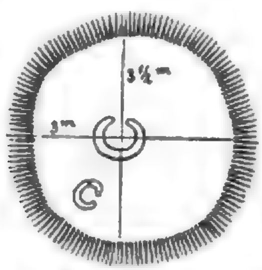


Fig. 16. Stražica sreserska. Grundriss.

nur etwa 200 Schritte entfernt. Der aus grösseren Steinen bestehende Steinhaufen ist ziemlich klein; seine Böschung ist im Norden und Westen steiler, als an den übrigen Theilen. Die Entfernung vom Rande der Plattform bis zum Rande der Mamilla beträgt 3—3½ m, obzwar die letztere nicht genau in der Mitte liegt. Sie erscheint von der Ferne relativ gross, was seinen Grund in dem Umstande hat, dass sie nicht die Form eines Hügels, sondern einer Nische hat, in welcher sich ein Mann bequem zusammenkauern kann. Ihre Lichtung ist aufwärts und gegen das Meer gerichtet; im Inneren ist sie rund mit einem Durchmesser von über 1 m, der äussere Durchmesser misst circa 2 m, die Höhe fast 1½ m. Die Reste einer ähnlichen, kleineren Nische finden sich nicht weit von der Mamilla.

Sućurac. Dieser unweit von Popova Luka liegende, 126 m hohe Hügel ist heute zum grossen Theile mit Weinstöcken bebaut und dadurch in seiner ursprünglichen Gestalt stark verändert. Der Steinhügel (Fig. 17) ist niedrig und lässt nur theilweise seine Hauptumrisse erkennen; hart an seinen Rand lehnen sich Weingärten an, wobei der letztere selbst theilweise als medja benützt, theilweise dessen Steinmaterial zum Aufbau einer solchen verwendet wurde. Nach Aussage des jetzigen Eigenthümers soll er selbst erst den Weingarten angelegt haben, indem er den hier befindlichen Niederwald ausrodete. Statt eines secundären Hügels findet man auf der Plattform die Reste von Grundmauern eines viereckigen, im Inneren etwa 3 m breiten und 4 m langen, mit einem Steinkreuze versehenen Baues. Hier soll einst die Crkva matica (Pfarrkirche) der früher hier angeblich befindlichen, jetzt verlassenen Dörfer bestanden haben[1]).

Nicht weit von diesen Ruinen sieht man vier gruftartige Gräber, welche alle geöffnet und mit einer einzigen mächtigen Steinplatte bedeckt sind; an der Steinplatte lässt sich weder ein Kreuz noch eine Verzierung entdecken. In allen kann man menschliche Gebeine und Schädel[2]) sehen. Aehnliche Gräber trifft man auch ausserhalb des Steinhügels in umliegenden Weingärten. In dem Mauerschutt wurden einige wahrscheinlich von den Mauerverzierungen der Capelle herrührende Steinornamente gefunden. Das Altarbild des heil. Georg (Sv. Juro, San Giorgio, Sućurac) soll nach der Zerstörung der Capelle in das jetzige Kirchlein (Sveto Trojstvo) von Popova Luka übertragen worden sein.

Gradac (bei Sutvid) (nicht „Grad", wie es irrthümlich in der Generalstabskarte heisst) ist ein niedriger,

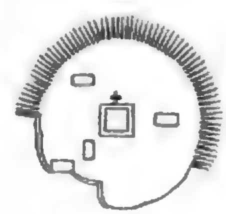


Fig. 17. Sućurac. Grundriss.

59 m hoher, knapp am Meeresstrande gelegener Hügel, welcher in Form einer breiten Halbinsel die Bucht von Sutvid von Westen her begrenzt. An seinem Fusse führt eine erst unlängst erbaute bequeme Fahrstrasse knapp am Seeufer vom Hafen Drače nach Sutvid, woselbst sich gegenwärtig eine Austernzuchtanstalt befindet. Von dem am Gradac befindlichen Steinhaufen (Fig. 18) ist von der Ferne nur ein Steinkreuz sichtbar, da der Hügel von einem sehr dichten Niederwald bewachsen ist. Man findet hier einen ganz deutlichen, aus ziemlich grossen Steinblöcken in roher Weise aufgebauten Ringwall, dessen Höhe circa 1 m, dessen Stärke 2—4 m beträgt. An der Nord- und Westseite findet man zwei Secundärhügel; der erstere blickt gegen das offene Meer und besitzt die Gestalt eines

[1]) In der That sieht man in der Gegend zwischen Popova Luka und Sutvid die Ruinen vieler, wie es heisst, durch eine Pestepidemie zerstörten Bauernhäuser und in der Volkstradition haben sich die Namen Bošići, Vuletići, Harambašići als die Bezeichnungen von verfallenen Dörfern erhalten. Auf dem Sućurac soll auch die Begräbnissstätte der Bewohner aller dieser alten Dörfer gewesen sein.

[2]) Zwei solche Schädel wurden im Jahre 1895 durch Vermittlung des Dr. W. Hein an die anthropologisch-ethnographische Abtheilung des Wiener naturhistorischen Hofmuseums gesendet.

etwa 1 m hohen spitzen Kegels; der letztere ist rundcylindrisch von circa 3 m Durchmesser und dient als Postament eines zum Theile gemauerten Tertiärhügels mit einem Steinkreuze. Gegen Südost verbreitert sich der Wall sehr stark und weist eine Art Eingang auf; ein Pfad oder Weg lässt sich hier jedoch nicht entdecken. Im Inneren des Ringwalles, dessen Durchmesser nach äusserer Schätzung circa 30 m betragen dürfte, ist mit dichtem Gestrüpp bewachsen und nicht überall zugänglich; hie und da lassen sich die Umrisse einer medja erblicken. Etwa 6—8 m von dem Ringwalle entfernt findet man die Umrisse eines zweiten äusseren Ringwalles, welcher an der Nord- und Westseite des ersten gelegen, theils von einem undurchdringlichen Gebüsch bedeckt ist, theils sich an natürliche Felsen anlehnt. An der Nordseite konnte ich von ihm etwa 80 Schritte abschreiten. Gegen Südost findet sich wieder eine „medja"artige, theilweise auf natürlichen Felsen fundirte Abtheilung. Hie und da findet man von Schatzgräbern herrührende seichte Gruben. Im Volke lebt eine vage Erinnerung an eine Capelle des heil. Veit (Sv. Vid, Sutvid), doch wird sie von Anderen

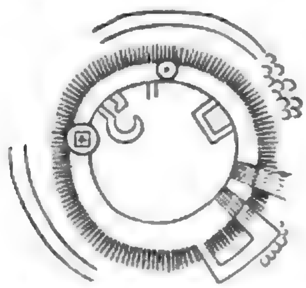


Fig. 18. Gradac bei Sutvid. Grundriss.

nicht auf den Gipfel, sondern auf den Fuss des Gradac verlegt. Mit dem Gradac ist die Sage von einem angeblich hier befindlichen Schatze verknüpft, den die Römer hier hinterlassen haben sollen [1], indem sie einen Jüngling und eine Jungfrau schlachteten und als Hüter aufstellten.

Brloče brdo (auch Bjeloće brdo). Zwischen Gradina und Sutrač befinden sich mitten in Weingärten und Olivenhainen verborgen zwei kleine Gomilen, welche vom Volke auch als solche bezeichnet werden, aber gewiss wohl durch Ausroden des früheren Waldes entstanden oder wenigstens vergrössert worden sein dürften. Die Weingärten reichen dicht an ihren Rand heran. Die eine, der Gradina nähere, ist kleiner, sehr spitz mit kaum 1 qm Oberfläche; die andere, etwas grössere, ist unregelmässig, rundlich, mit einer etwas grösseren Plattform. Von hier lässt sich die Gegend bis zum Meere überblicken; secundäre Hügel besitzen sie nicht.

Die nächstfolgenden Gomilen befinden sich alle bei Sreser, sind klein, alle mamillenlos und liegen nicht auf Berghügeln, sondern im Felde.

[1] Im 12. Heft der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde", 1895, habe ich sie ausführlich aufgezeichnet.

Krupni dolac (auch Podgomilje). Einige Schritte vom Dorfe Jurkoviči entfernt erhebt sich ein grosser Steinhaufen, welcher durch eine medja in zwei Hälften abgetheilt ist. Seine Umgebung wurde erst in jüngster Zeit in Weingärten umgewandelt. Vor einigen Jahren soll aus seiner Mitte während des Winters eine Rauchsäule entstiegen sein (vermuthlich durch rasche Verdunstung des im Inneren zurückgebliebenen und nach plötzlichem Wetterumschlage geschmolzenen Schnees entstanden) und alte Spukgeschichten hiedurch bestätigt haben.

Namenlose Gomila. Sie liegt etwa 5 Minuten weit vom Krupni dolac, mitten im hohen Niederwald. An deren Spitze bemerkt man eine seichte Grube.

Crvene Nive. Eine namenlose kleine Gomila, die kleinste von den bisher beschriebenen, in deren Mitte eine grosse, zerbrochene Steinplatte liegt, ähnlich den alten Grabsteinplatten; hier soll sich einst ein Grab befunden haben.

Vlaško Korito. Ein circa 12 m breiter, rundlicher Steinhaufen, in dessen Mitte eine viereckige, mit flachen Steinen ausgekleidete, grabähnliche Oeffnung zu sehen ist, welche mit einer zerbrochenen, grossen Steinplatte theilweise bedeckt ist. Vor mehreren Jahren sollen hier Hirtenknaben einen menschlichen Schädel gesehen haben.

Wenn wir es nun versuchen, ein zusammenfassendes Bild der soeben beschriebenen Gomilen zu entwerfen, so gelangen wir zu dem Schlusse, dass sie alle das Gemeinschaftliche haben, indem sie grosse, wohl absichtlich angehäufte Steinhügel darstellen, welche sich in der Regel auf den Gipfeln der Berghügel finden und eine mehr oder minder rundliche Gestalt besitzen. Bezüglich der übrigen Merkmale muss man die Gomilen in zwei Hauptgruppen eintheilen, und zwar jene, welche auf Berggipfeln und jene, welche in der Ebene aufgebaut sind. Zu den letzteren gehören nur die vier zuletzt angeführten Gomilen: Krupni dolac, die Namenlose, Crvene Nive und Vlaško korito; alle übrigen trifft man auf den Spitzen mehr oder minder weit sichtbarer Hügel an. Wenn wir von diesen erwähnten Gomilen jene von Sućurac und Gradac von Sutvid ausscheiden, so bleibt nur eine Anzahl von Gomilen übrig, welche einander sehr ähnlich sehen, indem sie rundovale Steinhaufen mit einer Mamilla darstellen, auf welcher mitunter auch eine solche tertiäre aufgesetzt sein kann. Zwei unter ihnen, nämlich die Stražica janjinska und Mali Prinos gleichen sogar einander beinahe wie ein Ei dem anderen. Alle sind fast ganz kahl oder höchstens nur nachträglich und theilweise von Unkraut überwuchert, zum grössten Theile sind sie jedoch in entfernten, abgelegenen, wenig zugänglichen und mit Niederwald bewachsenen Orten gelegen, wo ein grosses Stück Land mit Leichtigkeit übersehen werden kann (Luginsland). Bei vielen Gomilen ist das häufige Vorkommen einer „medja" in deren Nähe auffallend, so besonders bei der Stražica janjinska, Mali Prinos, Gradina, Gradac von Sutvid. Die als medja bezeichnete Steinanhäufung wird sonst in Janjina und auch anderwärts in Dalmatien als Scheidewand

zwischen zwei Feldgründen, als Umzäunung der Schaf- und Ziegenställe oder zur Ausgleichung des unebenen, steinigen Terrains benützt und entsteht in einem Weingarten auf die Weise, indem der Weinbauer nach Ausrodung des Niederwaldes die im Wege stehenden Steine in Form einer Trennungsmauer auf einen bestimmten Platz aufschichtet und so durch Wegschaffung des Gesteines einen humusreichen Boden gewinnt. Bei der Gomila von Bjeloće brdo, welche sich heute mitten in den Weinculturen befindet, hat es auf den ersten Blick sogar den Anschein, wie wenn dieselbe auf diese selbst überzeugen[1]). Bemerkenswerth ist hiebei auch der Umstand, dass nicht die Gomilen selbst einen Namen führen, sondern nur die Berghügel, welche sie tragen.

Ueber den einstigen Zweck und die Bedeutung dieser Gomilen sich auszulassen, wäre wohl wenig fruchtbringend, so lange man sich über deren etwaigen Inhalt nicht näher unterrichtet haben wird. Die Tradition des Volkes verlegt wohl ihre Entstehungsgeschichte durchgehends in die „alte" Zeit, doch befindet sie sich über ihren einstigen Zweck ganz und gar im Unklaren.



Fig. 19. Planskizze eines Theiles der Halbinsel Sabbioncello mit den eingezeichneten Gomilen.

Weise entstanden und durch fortwährende Zufuhr von Steinmaterial angehäuft worden und gewachsen wäre.

In Bezug auf die geographische Ausbreitung der Gomilen (siehe das Kärtchen Fig. 19) fällt es in's Auge, dass sie auf der zweitengsten Stelle der Halbinsel errichtet sind, welche vom grossen Meere aus sogar leichter zugänglich ist als die Landenge von Stagno (Stan); sie sind ferner in zwei Reihen angeordnet, welche in den Linien Sutrač—Mali Prinos und Gradac popovski—Kapa ihren Ausdruck finden. Obzwar mir versichert wurde, dass ähnliche Gomilen übrigens auf der ganzen Halbinsel Sabbioncello zerstreut sind und sich von hier bis in die Gegend von Ragusa hinziehen, so ist die Angabe, dass auf jedem Berge eine Gomila zu finden sei, ganz und gar unrichtig. Davon kann man sich in der Umgegend von Janjina

Im Allgemeinen werden die Gomilen vom Volke als alte Steinigungshügel[2]) angesehen, aber vielfach ist ihre Genesis mit speciellen Sagen verknüpft.

[1]) Allerdings findet man in der Umgegend von Janjina, besonders zwischen Sreser und Osobjava, noch eine grössere Anzahl von kleinen Steinhaufen, welche mitten im Niederwalde verborgen sind. In einem solchen wurde vor mehreren Jahren beim Anlegen eines Weges ein Skelet mit angeblich eisernen Beigaben gefunden. Der Helm des Skelets soll „besonders schön" gewesen sein, doch wurde er mit allen anderen Sachen verschleppt.

[2]) Die Erklärungsversuche mancher Autoren, welche ähnliche, in anderen Gegenden Europas vorkommende Steinhügel sich in der Weise als entstanden vorstellten, dass jeder Vorübergehende verpflichtet war, auf das Grab des gesteinigten Verbrechers einen Stein zu werfen, sind in unserem Falle wohl kaum verwendbar, da diese Gegenden früher kaum je dicht bevölkert gewesen sein dürften, ferner da diese Verpflichtung wegen Unwegsamkeit des Bodens nicht als wahrscheinlich angenommen werden kann.

So wird z. B. die Gomila von Krupni dolac als ein von Spukgeistern besuchter Ort bezeichnet, in den Gomilen Gradac popovski, Gradina, Sučurac, Gradac von Sutvid werden verborgene Schätze vermuthet und es wurden hier auch thatsächlich von Schatzgräbern Versuche zur Hebung derselben unternommen. In einem Falle (Sučurac) musste einmal wegen Volksauflaufes sogar die Gendarmerie einschreiten. Die Gomila von Sutrač wird in Folge der dort angeblich vergrabenen „moći" (Reliquien) als segenbringend für die baština (Feld) angesehen. Ueber die Gomilen Stražica wurde mir gesagt, dass es Wachposten waren, welche die Bevölkerung zum Schutze gegen den Feind und die Einfälle der Seeräuber aufstellte (das Wort Stražica, hergeleitet von stražiti, bewachen, heisst im Croatischen: Wachposten); ein anderes Mal vernahm ich die Muthmassung, dass die Gomilen zu Kriegszeiten als Aufstellungspunkte von optischen Telegraphen gedient haben sollen. Von Gradac, Gradina wird behauptet, dass es dort Burgen (grad) gegeben haben solle. In den Gomilen von Sreser, besonders bei Jurkoviči, soll man in neuester Zeit Gräber gefunden haben, was übrigens nicht unwahrscheinlich ist; ein Skeptiker versicherte dagegen, dass es verendete Maulthiere gewesen sein dürften, deren Cadaver man mit Steinen bedeckte. Der Ringwall Gradac bei Sutvid tritt ganz aus dem Rahmen der übrigen heraus; bei Beobachtung desselben in der Nähe drängt sich dem Beobachter von selbst die Vermuthung auf, ob er nicht etwa eine temporäre Zufluchtsstätte der Dorfbevölkerung gewesen sein mag, welche hier bei feindlichen Ueberfällen mit ihrem Hab und Gut einen Versteck fand. Hinsichtlich der Capelle von Sučurac, sowie der Steinkreuze, welche auf einigen Gomilen zu sehen sind, dürfte wohl — ganz abgesehen von der Jahreszahl am Kreuze von Gradina — die Annahme erlaubt sein, dass sie erst später aufgerichtet wurden.

Aus allen diesen Betrachtungen ist man wohl kaum berechtigt, positive und endgiltige Schlüsse zu ziehen, wenn auch ein ziemlich hohes Alter für die Entstehung dieser interessanten Gomilen mit grosser Wahrscheinlichkeit angenommen werden darf. Es wäre gewiss übertrieben, alle Gomilen in die Rubrik der sonst in Europa befindlichen und bekannten Hügelgräber einzureihen, ebenso wie es verfrüht wäre, denselben jede weitere Bedeutung abzusprechen und sie etwa als zufällige Bildungen aufzufassen. Man muss diese grossen Steinmassen von der Nähe gesehen haben und man wird sich von selbst staunend die Frage aufwerfen, mit welchem Aufwand von Mühe der damalige Mensch in diesen früher ganz unwirthlichen und unzugänglichen Gegenden eine solche Arbeit vollbracht haben mag.

Die Entscheidung der Frage, ob sie zu einem und demselben Zwecke oder etwa zu mehreren erbaut wurden, welcher Zeit und welchem Volke sie angehören, bleibt unbedingt erst der Eröffnung und Ausgrabung einer oder mehrerer derselben vorbehalten.

5. Herr Dr. **Oskar Hovorka Edler v. Zderas** übersendet eine Mittheilung über

Die weibliche Tracht von Meleda.

(Mit einer Text-Illustration.)

Die Insel Meleda ist die südlichste der grösseren dalmatinischen Inseln; sie zählt 98·66 km² Flächeninhalt und 1623 Einwohner (1890). Ihre ziemliche Abgeschlossenheit von der übrigen Welt (5 Meilen nach Ragusa) kann uns den Umstand leicht erklären, dass ihre Bevölkerung an den alten Sitten und Gebräuchen mit jener Zähigkeit hängt, welche dem von Haus aus conservativen südslavischen Volke eigen ist. Bei dem weiblichen Theile der Bevölkerung hat sich von altersher eine sehr charakteristische Tracht mit einer eigenthümlichen Farbenauswahl bis zum heutigen Tage erhalten [1]; sie wird ohne Unterschied von den Reichen und Armen getragen und ist so beschaffen, dass sie schon äusserlich die Ledigen, Verheirateten und Witwen kennzeichnet. Nur bei den Hochzeiten kommt eine aus theueren und kostbaren Stoffen verfertigte, mit Seide und Gold verzierte Kleidung in Anwendung. Allerdings pflegen die Meledanerinnen, sobald sie ihre Insel verlassen, über ihre eigene Bekleidung zu klagen: naše nesretno odjelo! (unsere unglückselige Tracht!) Die Kleidung wird fast ausnahmslos von den Weibern selbst zu Hause verfertigt. In Fig. 20 findet sich die Abbildung einer spinnenden Frau (links) und eines Mädchens (rechts) von Meleda in der gewöhnlichen Tracht.

Die weibliche Tracht besteht aus folgenden Gegenständen:

1. K r p a. Ein Kopftuch aus feiner, weisser Leinwand mit vier Seidenquasten. Die Mädchen und Verheirateten tragen rothe, die Witwen grüne Quasten (k i t i c e). Es ist eine lobenswerthe Eigenschaft der Meledanerinnen, dass sie ihre Kopftücher, welche stets weiss, nie gefärbt sind, jederzeit peinlich rein zu erhalten suchen. In der Reinheit des Kopftuches liegt der Stolz der Meledanerin. Das weisse Kopftuch ist übrigens auch in vielen anderen Orten der Umgebung Ragusas gebräuchlich und die auffallende Reinlichkeit wird auf eine alte diesbezügliche specielle Verordnung der ehemaligen Republik von Ragusa zurückgeführt, nach welcher unreine Landleute besonderen Strafen anheimfielen und in der Stadt nicht geduldet wurden. Im Gegensatze zu anderen Dorfbewohnern Dalmatiens fällt die Reinlichkeit der äusseren Erscheinung bei den Landbewohnern Ragusas einem jeden Besucher thatsächlich sofort auf.

2. Š k u f i j a. Eine Art von Kopfhaube für Ehefrauen und Witwen. Sie wird aus starker, weisser Leinwand verfertigt, indem man an dem hinteren Mittelstück einen weissen, gehäkelten Baumwolleinsatz nach variablen Mustern anbringt, während die Mitte des vorderen Randes über der Stirne durch eine buntfärbige Seidenstickerei in dreieckiger Form verziert wird; die letztere, welche den Namen „k r u n a" (Krone)

[1] Auch die Männer sollen einst eine besondere Tracht (kurze Kniehosen und eine eigenartige Kappe) getragen haben, worauf sich einige Greise noch erinnern.

oder „vrh škufije“ (Haubenspitze) führt, bleibt in ihrem Grundton stets entweder roth oder grün, je nachdem die Trägerin verheiratet oder verwitwet ist. An den zwei Ecken der Haube sind rothe (oder grüne) Seidenbänder angenäht, welche vorn über der Stirne übereinander geschlungen und seitwärts oder hinten geknüpft werden.

Um der Haube die richtige gerade Stellung zu geben, wird als Unterlage der Končijer (ein aus Stoffstücken wurstförmig zusammengerollter und mit einem rothen [oder grünen] Bandstreifen überzogener Wulst)



Fig. 20. Frau (links) und Mädchen (rechts) von der Insel Meleda (Dalmatien).

benützt, indem er das über dem Scheitel in Zöpfe geflochtene und in Form eines Kranzes zusammengehaltene Kopfhaar kreisförmig umgibt und oberhalb der Seidenbänder unter die Haube zu liegen kommt, mithin unsichtbar bleibt.

Eine verheiratete Meledanerin bekleidet demnach in folgender Reihenfolge ihren Kopf: um die zusammengerollte Haarflechte wird zuerst der končijer gebunden, darauf die Haube mit den Seidenbändern befestigt und schliesslich das Ganze mit dem Kopftuch (tra) bedeckt. Mädchen pflegen in die Haarzöpfe stets gelb-rothe Bänder (trag) einzuflechten. Die Haube wird am zweiten Tage nach der Hochzeit aufgesetzt und das ganze Leben hindurch getragen.

3. Bezrukavnica („Ohneärmel“). Ein kurzes giletartiges, ärmelloses Jäckchen, welches von allen Weibern ohne Unterschied und bei jeder Witterung (mit Ausnahme bei grosser Hitze) getragen wird. Seine Farbe ist stets schwarz, ebenso der im Hause gefärbte, in der Regel blaue Bandstreifen; an den vorderen Ecken wird es mittelst Messinghäkchen geknöpft.

4. Kamižola. Eine kurze, vorn mittelst Messinghafteln zuknöpfbare Jacke aus schwarzem oder schwarzblauem Wollstoff, mit ebensolchen, am Handgelenke umgeschlagenen Aermeln, welche hier mit einem Aufsatz von blauem Wollstoff besetzt sind.

5. Gunj. Ein bis zu den Knöcheln reichender fussfreier Rock aus reinem, fast ausnahmslos dunkelroth gefärbtem Wollstoff. Um die Taille ist er in zahlreiche Falten gezogen, welche an beiden Seiten durch je einen Schlitz (raztvor), der äusserlich sichtbar bleibt, unterbrochen sind. Am Taillenrande des Rockes, ist ein Brustlatz („prsi“, Brust) angenäht, welcher durch zwei Achselträger (poramenice) mit einem ähnlichen kleineren Latz am Rücken zusammenhängt. Dieser Brustlatz ist ein für Meleda charakteristisches Kleidungsstück, auf dessen Verzierung die Meledanerinnen viel Sorgfalt, Mühe und Geld verwenden. Nach dem Brustlatz, den alle Weiber ohne Unterschied tragen, pflegt man den Besitz der Trägerin abzuschätzen. Seine Grundfarbe ist in der Regel hellroth, die Ränder der beiden Lätze, sowie ihre Mitte ist mit Goldborten und einer reichen Stickerei aus Goldfäden und gelber Seide verziert. Am Arbeitskleide wird statt der Goldborten eine Stickerei mit Blumenmustern in meist gelber, grüner und rother Farbe angebracht. Die „Poramenice“, jenes Ideal der Weiberrockreformatoren, welche in der That vom hygienischen Standpunkte die gute Eigenschaft besitzen, den Stützpunkt des Kleidergewichtes von der Taille auf die Achseln zu übertragen, bilden gerade den stärksten Beschwerdepunkt der modelustigen Meledanerinnen.

6. Pas. Ein Gürtel, der entweder aus Wolle oder aus Seide verfertigt wird: er besteht aus dem eigentlichen verschieden gemusterten Gürtel, ferner aus einem hellrothen, zwei Querfinger breiten Wollband, welches über den eigentlichen, etwa drei Querfinger breiten Gürtel zu liegen kommt.

7. Ogrnjać (traversa). Eine in Ragusa käufliche Cattunschürze mit vorgedrucktem Muster.

8. Bječve. Weisse Schafwollstrümpfe.

9. Papuče. Niedrige Schuhe aus rothem Leder, vorn mit Seidenfransen verziert. Sie werden an Sonn- und Feiertagen getragen und von Ragusaer Schustern verfertigt.

10. Opanci. Die gewöhnliche sandalenähnliche Fussbekleidung der Inselbevölkerung an Werktagen. Sie wird von den Weibern im Hause in der primitivsten Weise aus Rindsfell verfertigt, indem die behaarte Seite nach aussen gekehrt wird. Die Lederriemen (oputa) werden aus Schaf- oder Ziegenfell hergestellt.

11. Košulja. Ein Hemd mit Aermeln aus weisser Leinwand, mit Schlitz und gehäkeltem Halsrand.

12. Kudjela. Spinnstab mit Spindel (vreteno) und Spinnriemen (povuz). Nach Verrichtung der Hausarbeiten nimmt das Weib den Spinnstab in die Hand und trennt sich von ihm erst beim Schlafengehen; er wird selbst beim Reiten am Esel und beim Lastentragen nicht abgelegt. Bei der Hochzeit pflegt vor der Braut eine Schwester derselben mit einem Spinnstab in der Hand vorherzuschreiten, zum Zeichen, dass sie in ihrer künftigen Ehe fortwährend arbeite.

6. Herr **Ludwig Bella** in Oedenburg übersendet eine kurze Biographie über

Franz v. Pulszky.

Am 9. September 1897 starb in Budapest der Nestor der ungarischen Archäologen, Franz v. Pulszky.

Die Familie, der er entstammte, ist polnischer Herkunft und hat sich noch zur Zeit der Krutzenkriege in Oberungarn angesiedelt. Im Jahre 1740 wurde der Familie von Maria Theresia der Adel nebst der Herrschaft Cselfalva verliehen, wozu noch später die Herrschaft Lubóc kam, von welchen die Pulszky ihr Prädicat führen.

Der Vater Pulszky's besass eine Fejérváry zur Frau, deren Vater ein bedeutender Kunstsammler war. Ueberhaupt scheint der Sinn für Archäologie auf Franz von Pulszky von mütterlicher Seite übergekommen zu sein; so war sein Onkel Gabriel mit Leib und Seele der Alterthumskunde ergeben.

Franz v. Pulszky, zu Eperjes am 17. September 1814 geboren, bethätigte schon als Knabe einen sehr aufgeweckten Geist. Von entscheidendem Einfluss auf den Jüngling war sein zuvor erwähnter Onkel Gabriel, in dessen Begleitung er im Jahre 1833 seine erste Reise nach Italien machte. In die Heimat zurückgekehrt, widmete er sich nach damaligem ungarischen Brauch, trotz seiner gründlichen Vorbildung, nicht dem Gelehrtenfache, sondern der politischen Laufbahn und erwarb sich schon im zwanzigsten Lebensjahre das Advocatendiplom, um bald darauf die Stelle eines Vicenotars im Sároser Comitate zu bekleiden.

Im Jahre 1836 unternahm er eine Reise nach England, ebenfalls in Begleitung seines Onkels. Das britische Inselreich wurde in allen seinen Gauen eingehend besucht, insbesondere hielten sie sich längere Zeit in Oxford auf.

Das in deutscher Sprache über diese Reise anonym herausgegebene Werk: „Aus dem Tagebuche eines in Grossbritannien reisenden Ungarn", ist eine der besten Reisebeschreibungen, die wir haben. Der Weg in die Heimat führte über Paris, woselbst längerer Aufenthalt genommen wurde.

Im Jahre 1839 vertrat Pulszky das Comitat Sáros auf dem Reichstage zu Pressburg, von wo aus er einen ganzen Cyclus von Artikeln, „Ungarische Verhältnisse", an die „Augsburger A.-Z." einsandte, wodurch er bei seinen Landsleuten hoch im Ansehen stieg. Seine zweite Reise nach Italien machte er 1845 ebenfalls in Begleitung seines Onkels und in der Gesellschaft des Directors des Wiener Münzamtes, Daniel Böhm, dessen gründliche Fachkenntniss dem strebsamen Manne zum grössten Vortheile ward. Heimgekehrt, liess er sich in Wien nieder und machte hier die Bekanntschaft der geistreichen Theresia, Tochter des bekannten Banquiers Walter, die er bald zur Frau nahm. Nach der Hochzeit bezog das junge Paar das neuerworbene Gut Szécseny. Hier trafen Pulszky die Ereignisse der Märztage. Er eilte sogleich nach Pest und wurde bald Staatssecretär im Finanzministerium an Seite Kossuth's, um nach kurzer Frist diese Stelle mit der eines Staatssecretärs im Ministerium à latere in Wien zu vertauschen. In den Tagen der Bedrängniss wurde er von Kossuth nach England gesandt, um seine persönlichen Beziehungen zu Gunsten Ungarns zu verwerthen; doch konnte er weiter nichts erzwecken, als dass Lord Palmerston nach der Capitulation von Világos dem britischen Botschafter in Constantinopel den Auftrag gab, die hohe Pforte zu versichern, dass Englands ganze Wehrkraft der Türkei beistehen würde, wenn es wegen Verweigerung der Herausgabe der ungarischen Emigranten zum Kriege mit Oesterreich kommen sollte.

Durch das österreichische Kriegsgericht zum Tode und zum Verluste seiner Güter verurtheilt, liess er sich dauernd in London nieder, wo er sammt seiner Frau in einer stattlichen Zahl von Artikeln und Büchern für Ungarns Rechte eintrat. Später trat er mit Kossuth eine Reise in die Vereinigten Staaten an. Hier wurde ihm an der ältesten und bedeutendsten Universität der Union, an der Harvarduniversität von Cambridge, eine Lehrkanzel angetragen, die er aber dankend ablehnte.

Vom Jahre 1860 an hielt sich Pulszky als Correspondent der „Daily News" in Turin auf, um zugleich bei Cavour für die Interessen der Emigration zu wirken. Hier wurde es ihm klar, dass Ungarn von fremden Mächten nichts zu erwarten habe. Der hierüber an Kossuth erstattete Bericht führte Meinungsdifferenzen und bald darauf den Bruch zwischen den beiden Männern herbei. Die Direction der ungarischen Emigration löste sich auf und Pulszky siedelte sich in Florenz an, um ausschliesslich nur der Kunst und Wissenschaft zu leben. Im Jahre 1866 wurde ihm durch Vermittlung Baron Josef Eötvös' volle Amnestie zu Theil; heimgekehrt, schloss er sich unbedingt an Franz Deák an, der auf sein Urtheil grosse Stücke hielt. Im Jahre 1869 zum Director des Nationalmuseums in Budapest ernannt, wurde sein Salon der Sammelpunkt in- und ausländischer Celebritäten.

Von dieser Zeit an gründete er nicht nur viele wissenschaftliche Vereine, sondern bildete zugleich viele Gelehrte Ungarns heran. Pulszky war Mitglied auch vieler ausländischer Vereine; so zählte ihn die Anthropologische Gesellschaft seit dem Jahre 1892 auch zu ihrem Ehrenmitgliede.

Seine literarische Thätigkeit war äusserst fruchtbar; beherrschte er doch fünf moderne Sprachen in

Schrift und Wort. Eine bedeutende Zahl seiner Abhandlungen und Werke gab er in deutscher und englischer Sprache heraus, zudem schrieb er ein Ungarisch, wie es reiner selten geschrieben wird, was bei einem Manne von der polyglotten Bildung PULSZKY's nicht genug hoch veranschlagt werden kann. Da in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft PULSZKY's prähistorische Arbeiten bei verschiedenen Gelegenheiten besprochen wurden, sei hier seiner letzten, aber grössten gedacht; es ist dies die Archäologie Ungarns. (Magyarország Archaeologiája I. und II., Budapest 1897.)

Mit ganzer Seele hing er an diesem Werke, welches gedruckt zu sehen ihm vom Schicksale noch vergönnt war. Den äusseren Anlass zu demselben gab die grossartige Stiftung ANDOR SEMSEY's, welcher je fl. 10.000 für zehn auf Ungarn bezügliche Werke absoluten Werthes im Jahre 1889 gründete. An dritter Stelle war als Preisaufgabe Ungarns Archäologie gegeben. Leider wurde diese letztere derartig formulirt, dass zu deren absoluten Lösung selbst die Vielseitigkeit eines PULSZKY nicht ausreichte. Das Werk sollte in drei Theilen Folgendes enthalten: I. Ungarns Urgeschichte, Römer- und Völkerwanderungszeit bis zur Landnahme; II. Die Zeit von der Landnahme bis zur Renaissance und III. Die Perioden von der Renaissance bis zum Schlusse des XVIII. Jahrhunderts. Dem Texte (Maximum 150 Druckbogen) waren möglichst viele Illustrationen beizuschliessen.

Nur ein PULSZKY, dessen Blick sich an den Meisterwerken der Kunst sechzig Jahre hindurch geübt und geschärft hatte, welcher die deutsche, französische, italienische und englische Literatur auf archäologischem Gebiete zu beherrschen vermochte, konnte an die Lösung dieser Fragen herantreten.

Dass ihm dieselbe nicht vollständig gelang, ist nicht PULSZKY's Schuld; ist doch das ungarische Material bisher nur in ungenügendem Maasse für eine derartige Aufgabe aufgeschlossen. Niemand kann jedoch verkennen, dass PULSZKY's Darstellung eine wichtige Etappe der ungarischen Prähistorik bildet, welche die Späteren nicht gering schätzen dürfen, wenngleich der Ausbau unserer Wissenschaft manche Aenderung der PULSZKY'schen Anschauungen herbeiführen wird.

Es wird immerdar ein unvergängliches Verdienst PULSZKY's bleiben, diesem Bau unendlich reichen Stoff zugeführt zu haben.

Wenn wir noch des geselligen Verkehres PULSZKY's gedenken, so geschieht es nur als schwaches Zeichen der grössten Dankbarkeit. Wer das Glück hatte, in den Zauberkreis seiner Persönlichkeit zu treten, wird stets den Göttern für diese Gunst danken. Leutseliges Auftreten, liebenswürdiges Eingehen auf alle aufgeworfenen Fragen, unbedingte Anerkennung selbst des kleinsten Verdienstes, die grösste Nachsicht den menschlichen Schwächen gegenüber, ein Herz, das für alles Ideale überquoll, waren die hervorragendsten Züge seiner Individualität. Darum Ehre und Achtung seinen Manen!

7. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen

1. **Reinecke, P.:** Skythische Alterthümer in der Bukowina. Sep.-Abdr. aus dem Jahrbuche des Bukowinaer Landes-Museums Jahrg. 1896 Nr 76-78. Gesch. d. Autors.
2. **Lehmann-Nitsche, Dr. Robert:** Ein Kupferbeil von Augustenhof, Kreis Wirsitz, Provinz Posen. (Aus den Verh. d. Berliner anthrop Ges. Sitzg. v. 19 Juni 1897. Gesch. d. Autors.
3. **Boas, Franz:** Eskimo Tales and Songs. Gesch. des Autors.
4. **Bericht über das Kaukasische Museum und die öffentliche Bibliothek in Tiflis für das Jahr 1896.** Gesch. von Dr. G. RADDE.
5. **Buschan, Georg:** Die XXVIII. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lübeck vom 3. bis 6. August 1897. Sonderabdr. aus Centralbl. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch. Gesch. d. Autors.
6. **Australian Museum:** Report of Trustees for the year 1896. Gesch. d. Mus.
7. **Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina.** V. Bd. Wien 1897. Gesch. d. Reichs-Finanzministeriums.
8. **Dagh-Register van het Kasteel Batavia. Anno 1668—1669.** Gesch. d. Batav. Gen. van Kunsten en Wetenschappen.
9. **Olshausen, O.:** Ein weiteres Ausfüllungsmaterial der vertieften Ornamente an Thongeräth. Sep.-Abdr. aus den Verh. d. Berliner anthrop. Ges. Sitzung vom 24. April 1897. Gesch. d. Verf.
10. **Derselbe:** Eine frührömische Fibel mit der Aufschrift AVCISSA aus Rheinhessen. Ebenda. Sitzung am 19. Juni 1897. Desgleichen.
11. **Weissenberg, Dr. S.:** Angeborene allgemeine Gliederverkrümmung. Sonderabdruck aus der „Deutschen med. Wochenschrift". 1897, Nr. 44. Gesch. d. Autors.
12. **Derselbe:** Ueber die verschiedenen Gesichtsmaasse und Gesichtsindices, ihre Eintheilung und Brauchbarkeit. Sonderabdruck aus „Zeitschrift f. Ethnologie". Gesch. d. Autors.
13. **Magierowski, Leon:** Trwanie życia w Jaćmierzu, na zasadzie wykazu zmarłych w ciągu lat pięćdziesięciu (1845—1894). Gesch. d. Autors.
14. **Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa.** 15a Serie (1896), N° 10, 11, 12 u. 16a Serie (1897), N° 1—6. Gesch. d. Soc.
15. **Abstract of Proceedings of the Royal Society of New South Wales.** May 5, June 2, July 7, August 4, September 1, October 6, November 3 and December 1. 1897. Gesch. d. Soc.
16. **Appletons' popular science monthly.** December 1897, January, February and March, 1898. New-York. Gesch. von Wm. Z. RIPLEY.
17. **Journal and Proceedings of the Hamilton Association.** No XII for session 1895/96 and N° XIII for the session 1896/97. Gesch. d. Assoc.
18. **Museum Francisceum, Annales. 1896.** Brünn 1897. Gesch. d. Mus.
19. **Mortillet, Andrien de.** Les monuments mégalithiques christianisés. Extrait de la Revue mensuelle de l'école d'Anthropologie de Paris. Gesch. d. Soc.
20. **Niederle, Lubor:** Paläoethnologie Europas. Ueberblick der Arbeiten vom Jahre 1896. (Aus dem Český Časopis historický 1897.) Gesch. d. Verf.

21. Hovorka, Dr. Oskar v. und Ehlers, Dr. Edward. Mal de Meleda. Sep.-Abdr. aus dem Archiv für Dermatologie und Syphilis. Gesch. d. Verf.

22. Boas, Franz: Northern Elements in the Mythology of the Navaho [From the American Anthropologist for November 1897.]

23. Derselbe: Eskimo Tales and Songs. [From Journal of American Folk-Lore.]

24. Derselbe: Besprechung von Ehrenreich. Anthropologische Studien über die Ureinwohner Brasiliens [From Science, Vol. VI, No 154.] Nr. 22—24. Gesch. v. Franz Boas.

25. Australian Museum, Sydney. Memoir III. The Atoll of Funafuti Part 5. und

26. Records of the Australian Museum. Vol. III. No. 3. Sydney. 1897 Nr. 25 und 26. Gesch. d. Mus.

27. Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte. XXVIII. Jahrgang Nr. 10—12. München 1897 und XXIX. Jahrg 1898. Nr. 1—2. Gesch. d. Ges.

28. Wilser, Dr. Ludwig: Menschenrassen und Weltgeschichte. Aus der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift. XIII. Band, Nr 1. Berlin 1898. Gesch. d. Verf.

29. Dorsey, George A.: A rare Form of Occipito-Atlantal Articulation. [Reprinted from the Boston Medical and Surgical Journal of September 16, 1897.]

30. Derselbe: A Sexual Study of the Size of the Articular Surfaces of the long Bones in Aboriginal American Skeletons [Reprinted from same Journal of July 22, 1897.]

31. Weeks, Joseph D.: The Production of Manganese in 1893. [Extract from „Mineral Resources of the United States Calendar. 1893".]

32. Morse, Edw. S.: Latrines of the East. [Reprinted from the American Architect, March 18, 1893.]

33. Starr, Frederick: Bibliography of Jowa Antiquities. [Proceedings of the Davenport Academy of Natural Sciences. Vol. VI.]

34. Derselbe: Comparative Religion Notes. [From the Biblical World.]

35. Dorsey, George A.: Observations on the Scapulae of Northwest Coast Indians. [Reprinted from The American Naturalist, August 1897.]

36. Gatschet, S. Albert: Bibliographic Notes [Reprinted from „The American Antiquarian", 1897.]
Nr. 29—36. Gesch. des Herrn A. S. Gatschet in Washington

37. Bachmann, A.: Nachruf auf Dr. Fritz Staub. († am 3. August 1896.) (Sonderabdr. aus der „Neuen Zürcher Zeitung".) Zürich 1896 Gesch. d. Verf

38. Grierson, G. A.: The Kaçmîraçabdâmrta a Kaçmîrî Grammar Writen in the Sanskrit-Languages by Îçvara-Kaula. Part I Declension. Calcutta. 1897. Gesch. der Asiatic Society of Bengal.

39. Školski Vjesnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Herzegovinu. IV. 9. i 10. Sarajevo 1897.

40. Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Herzegovini. IX. 4. Sarajevo 1897. Gesch der Bosnischen Landesregierung.

41. Bastian, A: Lose Blätter aus Indien. I. u. II. Batavia 1897. Gesch. d. Verf.

42. Marina, Prof. Dr. Giuseppe. Studi Antropologici sugli Adulti. (Italiani e Stranieri) Turin 1897. Gesch. d. Verf.

43. Derselbe: Ricerche antropologiche ed etnografiche sui Ragazzi Turin 1896. Gesch. d Verf.

44. Lumholtz, Karl: The Huichol Indians of Mexico. Extract from Bull. of the American Museum of Natural History. Vol. X. New-York 1898 Gesch. d. Verf.

45. Bartels, Dr. Paul: Ueber Geschlechtsunterschiede am Schädel. Berlin 1897. Inaugural-Dissertation. Gesch. d. Verf.

46. Grammatik von Murray Island. Inaugural-Dissertation. Gesch. von Dr. P. Bartels

47. Schmidt, Prof. Emil: Die Rassenverwandtschaft der Völkerstämme Südindiens und Ceylons. Sonderabdr. aus der Bastian-Festschrift. Berlin 1896.

48. Derselbe: Das System der anthropologischen Disciplinen Sonderabdr. aus Centralblatt für Anthrop., Ethnologie u. Urgesch.

49. Derselbe: Die Nairs der Malabarküste. Sonderabdr. aus Bd LXVIII, Nr 22 des „Globus".

50. Derselbe: Die vorgeschichtlichen Forschungen des Bureau of Ethnology zu Washington Sonderabdr. aus Bd. LXVIII, Nr. 24a des „Globus".

51. Derselbe: Jahresbericht (1894/95 über die amerikanische Literatur der Anthrop., Ethnologie u. Urgesch. Sep.-Abdr. aus Heft 2 des Centralblatt für Anthropologie, 1896.

52. Derselbe: Referate. Aus der französischen Literatur. Nr. 47—52 Gesch. d. Verf.

53. Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series Vol IV. No 4 December. Dublin 1897. Gesch d Acad

54. Transactions of the Royal Society of South Australia. Vol. XX, Part II. Adelaide. 1897.

55. Volkov, M. Th.: Besprechung von Velytchko: Carte ethnographique de la nation ruthenoukrainienne (Extrait des Bull. de la Société d'Anthropologie de Paris.)

56. Weber, F.: Zur Frage der Verbreitung und des Alters der Hochäcker im rechtsrheinischen Bayern. Sep.-Abdr. aus dem Correspondenz-Blatt der Deutschen anthrop. Ges. Nr. 1. 1898 Gesch. d. Verf.

57. Moschen, Prof. L.: Note di Craniologia Trentina. Gesch. d Verf.

58. Vram, Dr. Ugo G.: Communicazioni alla Società Romana di Antropologia.
Nr. 57 und 58: Estratto dagli atti della Società Romana di Antropologia. Vol. V. Fasc. I.

59. Forrer, R.: Les Imprimeurs de Tissus dans leurs Relations historiques et artistiques avec les Corporations Strassburg 1898. Gesch. d. Verf.

60. Jahreshefte des Vereines für Mathematik und Naturwissenschaften in Ulm a. D. Achter Jahrg. Gesch. d. Ver.

61. Kemke, Heinrich: Der Silberfund von Marienhof (Mit einer Tafel.) Sonderabdr. a d. Schriften der Physikal.-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg in Pr. Jahrg. 38 Gesch. d. Verf.

62. Sergi, Prof. Dr. G.: Al Congresso Internazionale di Medicina a Mosca. Sezione di Anatomia e di Antropologia Estratto dagli atti della Società Romana di Antropologia. Vol. V. Fasc. I.

63. Derselbe: Ueber den sogenannten Reihengräbertypus. Sonderabdr. aus Centralbl für Anthrop., Ethnolog. u. Urgesch. 1898. Beides Gesch. d. Verf.

64. Hoernes, Dr. M.: Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 vor Chr. Wien. 1898 Gesch. d. Verf.

65. Niederlausitzer Mittheilungen. Zeitschr. der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. Register zu Bd. 4, Bd. V. 1.—4. Heft. Guben 1896 und 1897. Gesch. d. Ges.

66. Free Museum of Science and Art, Department of Archaelogy and Paleontology, University of Pennsylvania. Bull No. 2, December 1897. Philadelphia 1897. Gesch. von Dr. M. Uhle

67. **Olshausen, O.:** Drei angebliche Eisenobjecte aus der zweituntersten Ruinenschichte von Hissarlik. Aus den Verh. der Berliner Anthrop. Ges. Sitzung vom 20. Nov. 1897. Gesch. d. Verf.

68. **Derselbe:** Hrn. Krönke's chemische Untersuchungen an vorgeschichtlichen Bronzen Schleswig-Holsteins. Ebenda. Sitzung vom 17. Juli 1897. Gesch. d. Verf.

69. **Weissenberg, S.:** Südrussische Amulette. Ebenda. Sitzung vom 16. October 1897. Gesch. d. Verf.

70. **Nehring, A.:** Ueber Herberstain's Angaben betreffs der Samogiten. Ebenda. Sitzung vom 16. Oct. 1897. Gesch. d. Verf.

71. **Derselbe:** Die Anbetung der Ringelnatter bei den alten Litauern, Samogiten und Preussen. Sep.-Abdr. aus Bd. XXIII. Nr. 4 des „Globus". Gesch. d. Verf.

72. **Tarnowski, Stanislav:** Matejko. Heft 1. Krakau 1896.

73. **Katalog Dziel nakladowych i komisowych** tudzież w większej ilości nabytych przez spółkę wydawniczą polską w Krakowie.

74. **Federowski, Michal:** Lud Białoruski na Rusi Litewskiej. Tom 1. Krakau 1897.

75. **Materyaly antropologiczno-archeologiczne i etnograficzne** wydawane staraniem Komisyi Antropologicznej Akademii umiejętności w Krakowie. Tom II. Krakau 1897.
Nr. 72—75. Gesch. der Akad. d. Wissensch. in Krakau.

76. **Weber, Fr.:** Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Baiern. Sep.-Abdr. aus „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Baierns". Gesch. d. Verf.

77. **Buschan, Georg:** Tätowirung. Gesch. d. Verf.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Verzeichniss

der

Institute, Vereine und Redactionen, mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in Wien im Schriftentausch steht.

(S. bedeutet nur Tausch gegen die Sitzungsberichte.)

1. **Agram:** Südslavische Akademie der Wissenschaften.
2. — Croatische archäologische Gesellschaft.
3. **Athen:** Kaiserlich deutsches archäologisches Institut.
4. **Basel:** Evangelische Missions-Gesellschaft.
5. **Batavia:** Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
6. **Belgrad:** Archäologische Gesellschaft.
7. **Berlin:** Königliche Akademie der Wissenschaften.
8. — Gesellschaft für Anthrop., Ethnologie u. Urgeschichte.
9. — Zeitschrift des Vereines für Volkskunde.
10. **Bombay:** Anthropological Society.
11. **Bonn:** Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande.
12. **Boston:** Redaction des „Journal of American Ethnology and Archaeology".
13. **Braunschweig:** Redaction der Zeitschrift „Globus".
14. **Bregenz:** Vorarlberger Museumsverein.
15. **Breslau:** Schlesische Gesellschaft f. vaterländische Cultur.
16. — Museum für schlesische Alterthümer.
17. **Brünn:** Mährisch-schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde.
18. — Naturforschender Verein.
19. **Brüssel:** Académie Royale des Sciences.
20. — Société d'Anthropologie.
21. — Société d'Archéologie.
22. — Société Belge du Folklore.
23. **Budapest:** Ungarisches National-Museum.
24. — Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns.
25. **Calcutta:** Asiatic Society of Bengal.
26. **Cambridge** (Mass.): Archaeological Institute of America.
27. — The American Folk-Lore Society.
28. **Chicago:** Redaction d. „Amer. Antiqu. and Orient. Journal".
29. — Field Columbian Museum.
30. **Christiania:** Foreningen til Norske Fortidsmindes merkers bevaring.
31. **Czernowitz:** Bukowinaer Landesmuseum.
32. **Časlau:** Redaction des „Věstník československých musei a spolku archaeologických". (S.)
33. **Danzig:** Naturforschende Gesellschaft.
34. **Demerara:** Roy. Agricult. and Commerc. Soc. of British Guiana.
35. **Dorpat:** Gelehrte Esthnische Gesellschaft.
36. **Dresden:** Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis".
37. **Dublin:** Royal Society.
38. **Edinburgh:** Scottish Geographical Society.
39. — Society of Antiquaries of Scotland.
40. **Enns:** Musealverein für Enns und Umgebung. (S.)
41. **Florenz:** Società italiana di Antropologia etc.
42. **Frankfurt a. d. O.:** Redaction der „Societatum litterae". (S.)
43. **Genf:** Société de Géographie.
44. **Görlitz:** Gesellschaft f. Anthr. u. Urgeschichte d. Oberlausitz. (S.)
45. **Graz:** Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
46. **Grenoble:** Société Dauphinoise d'Ethnologie et d'Anthrop.
47. **Haag:** Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië.
48. **Halle a. d. S.:** Kais. Leopoldinisch-Carolinische Akademie.
49. **Helsingfors:** Finska Vetenskaps Societeten.
50. — Finnische Alterthums-Gesellschaft.
51. **Innsbruck:** Museum Ferdinandeum.
52. **Irkutsk:** Ostsibirische Section der kais. russischen geographischen Gesellschaft.
53. **Kasan:** Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnographie an der Universität.
54. **Kiel:** Naturwissenschaftlicher Verein f. Schleswig-Holstein.
55. — Anthropologischer Verein in Schleswig-Holstein. (S.)
56. **Klagenfurt:** Naturhistorisches Landesmuseum.
57. — Geschichtsverein für Kärnten.
58. **Königsberg:** Alterthumsgesellschaft „Prussia".
59. — Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.

60. **Kopenhagen:** Kongel. Danske Videnskabernes Selskab.
61. — Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab.
62. **Krakau:** Akademie der Wissenschaften.
63. **Laibach:** Musealverein für Krain.
64. **La Plata:** Museo de La Plata (Argentina).
65. **Leiden:** Internationales Archiv für Ethnographie.
66. **Leipzig:** Redaction des „Literarischen Centralblatt". (S.)
67. **Lemberg:** Verein für Volkskunde.
68. **Linz:** Museum Francisco-Carolinum.
69. **London:** Royal Society.
70. — Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland.
71. — Redaction des Journals „Folk-Lore".
72. **Lüttich:** Institut archéologique Liégois.
73. **Lyon:** Société d'Anthropologie.
74. — Muséum d'histoire naturelle.
75. **Mailand:** Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere.
76. — Società italiana di scienze naturali.
77. **Modena:** Società dei Naturalisti.
78. **Montreal:** Canadian Record of Science.
79. **Moskau:** Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie.
80. — Kaiserliche Archäologische Gesellschaft.
81. **München:** Königliche Akademie der Wissenschaften.
82. — Redaction der Zeitschrift „Prähistorische Blätter". (S.)
83. **Neapel:** Direction der „Rivista l'Oriente".
84. **Neustadt a. d. Haardt:** Naturwissenschaftlicher Verein „Pollichia".
85. **Nürnberg:** Germanisches National-Museum.
86. **Ottawa:** Geological Survey of Canada.
87. **Parenzo:** Società istriana di Archeologia e storia patria.
88. **Paris:** Société d'Anthropologie.
89. — Redaction des Journals „L'Anthropologie".
90. — Société de Géographie.
91. — Société nationale des Antiquaires de France
92. — Redaction der Zeitschrift „Mélusine".
93. — Redaction des Journals „La Tradition".
94. — Redaction der „Revue mensuelle de l'École d'Anthropologie".
95. — Redaction der Zeitschrift „Le Tour du Monde".
96. — Musée Guimet.
97. **Parma:** Bullettino di Paletnologia Italiana.
98. **Posen:** Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
99. — Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft in Posen.
100. **Prag:** Kgl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
101. — Čechoslavisches ethnographisches Museum.
102. — Naturwissenschaftlicher Verein „Lotos".
103. — Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
104. — Redaction der Zeitschrift „Český lid".
105. **Rio de Janeiro:** Museo nacional.
106. **Rom:** R. Accademia dei Lincei.
107. — Società geografica italiana.
108. — Società Romana di Antropologia.
109. — Direction der Rivista Italiana di Sociologia.
110. **Salzburg:** Gesellschaft für Landeskunde.
111. **Santiago:** Deutscher wissenschaftlicher Verein. (S.)
112. **Sarajevo:** Bosnisch-hercegovinisches Landesmuseum.
113. **Schwerin:** Verein für mecklenburgische Geschichte.
114. **Shanghai:** China branch of the Royal Asiatic Society.
115. **Singapore:** Straits branch of the Royal Asiatic Society
116. **Sophia:** Fürstlich bulgarische literarische Gesellschaft.
117. **Spalato:** Redaction d. „Bullettino di Archeologia e Storia Dalmata".
118. **St. Germain en Laye:** Musée national.
119. **St. Louis:** Academy of Science.
120. **Stockholm:** Kon. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademia.
121. — Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi.
122. — Nordischer Museum.
123. **St. Petersburg:** Kaiserliche Archäologische Commission.
124. — Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
125. — Kaiserliche Geographische Gesellschaft.
126. — Anthropologische Gesellschaft an der kaiserl. militär-medicinischen Akademie.
127. **Strassburg:** Redaction der „Antiqua".
128. **Stuttgart:** Württemberg. Anthropologischer Verein. (S.
129. — Redaction der Zeitschrift „Württembergische Vierteljahrshefte".
130. **Sydney:** Royal Society of New South Wales.
131. — Anthropological Society of Australasia.
132. **Tiflis:** Kaukasische Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft.
133. **Tokio:** Anthropological Society.
134. **Toronto:** Canadian Institute.
135. **Trient:** Biblioteca e Museo comunali di Trento.
136. **Trier:** Gesellschaft für nützliche Forschungen.
137. **Troizkossawsk:** Troizkossawsk-Kjachtaer Section der Amurischen Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft (S.)
138. **Turin:** Redaction der Zeitschrift „Cosmos".
139. **Upsala:** Redaction der Zeitschrift „Nyare bidrag till kännedom om de Svenska landsmålen ok Svenskt folklif".
140. **Warschau:** Redaction der Zeitschrift „Wisła".
141. **Washington:** Smithsonian Institution.
142. — United States Geological Survey.
143. — Anthropological Society.
144. **Wellington** (Neu-Seeland): Polynesian Society.
145. **Wien:** K. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.
146. — K. k. geographische Gesellschaft.
147. — K. k. geologische Reichsanstalt.
148. — Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
149. — Verein zur Verbreitung naturwissenschaftl. Kenntnisse
150. — Wissenschaftlicher Club.
151. **Wiesbaden:** Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung.
152. **Woking:** Redaction der „Asiatic Quarterly Review".
153. **Yokohama:** Asiatic Society of Japan.
154. **Zürich:** Gesellschaft für vaterländische Alterthümer.

Die Mittheilungen erhalten ausserdem gratis:

1. **Prag:** Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
2. **Wien:** K. k. Gesellschaft der Aerzte.
3. — K. k. naturhistorisches Hofmuseum. (2 Expl.)
4. — Bibliothek des n.-ö. Landhauses.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Toldt, S. Wahrmann.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XXVIII. Der neuen Folge XVIII. Band.)

Nr. 2. März u. April. **Sitzungsberichte.** **1898.**

Ausschuss-Sitzung am 5. März 1898.

(Auszug aus dem Sitzungs-Protokolle.)

1. Der Ausschuss beschliesst, zu dem im Monate April in Madrid tagenden internationalen Congresse für Hygiene und Demographie ein vollständiges Exemplar der Mittheilungen hinzusenden und nach Schluss des Congresses dasselbe einem wissenschaftlichen Institute oder einer Bibliothek in Madrid zu widmen.

2. Der Ausschuss erledigt sodann den Rechnungsabschluss für das Jahr 1897, den vom ersten Secretär vorgelegten Voranschlag für das Jahr 1898, sowie endlich die Vorschläge für die Wahlen in der Jahres-Versammlung.

3. Es wird sodann für die Tage vom 19. bis 21. resp. 22. Mai die Veranstaltung einer Excursion nach Linz, Kremsmünster und Hallstatt beschlossen, an der sich auch der Wissenschaftliche Club betheiligen wird. Auf freundliche Anregung unseres Linzer Mitgliedes, Herrn Oberst Gustav Bancalari, hat sich dort ein eigenes Comité unter dem Vorsitze des k. und k. Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Alexander Nicoladoni gebildet, welches alle die Excursion betreffenden Angelegenheiten erledigen wird. Das Programm wird bis auf einzelne später zu bestimmende Details vom Ausschusse genehmigt.

Jahres-Versammlung am 8. März 1898.

Vorsitzender: Herr Sectionschef Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg.

1. Der Vorsitzende begrüsst die Versammlung, constatirt die Beschlussfähigkeit derselben und übergibt das Wort dem ersten Secretär Franz Heger zum Vortrage des vom Herrn Präsidenten Dr. F. Freiherrn v. Andrian-Werburg verfassten Jahresberichtes.

Hochverehrte Versammlung!

Der Mitgliederstand unserer Gesellschaft hat sich während des verflossenen Jahres nur unwesentlich verändert. Wir zählten am Schlusse des Jahres 20 Ehrenmitglieder, 71 correspondirende Mitglieder, 2 Stifter, 39 unterstützende, 333 wirkliche Mitglieder. Wir haben den Verlust von zwei Ehrenmitgliedern (Pulszky, Steenstrup), von zwei correspondirenden Mitgliedern (Fraas und Steinhauer), von einem Stifter (Joest), und des ordentlichen Mitgliedes Ritter v. Arneth zu beklagen, deren Wirksamkeit in unseren Sitzungsberichten gewürdigt wurde. In den allerletzten Tagen trifft uns noch besonders schmerzlich die Nachricht von dem Ableben eines jüngeren, trefflichen Fachgenossen, des Herrn Franz Fiala, Custos am bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum, von dem wir noch Vieles erwarten durften. Wir werden das Andenken an diese um die Entwicklung unserer Wissenschaft hochverdienten Männer stets treu bewahren.

Unter den von uns veranlassten Arbeiten nahmen im verflossenen Jahre die Grabungen einen verhältnissmässig geringen Umfang ein. Der Bericht des Herrn Prof. K. Moser über seine Untersuchungen in Alt-Muggia ist in dem letzten Sitzungsberichte enthalten, desgleichen die Hauptresultate der Grabungen von Herrn Ludwig Hans Fischer in Ober-St. Veit.

Nach reiflichen Vorberathungen gelang es, Dank den ausdauernden Bemühungen unseres Vicepräsidenten, des Herrn Dr. v. Inama-Sternegg, die Flurforschung in Fluss zu bringen. Sie wurde im Lungau von Herrn Hafenschiffscapitän a. D. v. Hoffgartner, im Pettauer Felde von den Herren Dr. Peisker und Vladimir Levec in Angriff genommen. Für den Lungau hat Herr v. Hoffgartner die durch Herrn v. Inama im Wege der k. k. Finanzbehörden herbeigeschafften Indicationsskizzen vorläufig in 22 Blättern reducirt, wodurch die Flureintheilung übersichtlich hervortritt. Besonders interessant ist das Bild der Gemeinde Pichl, welches noch die Spuren slavischer Flureintheilung aufweist und die einstige Bodenständigkeit der Slaven im Lungau klar beleuchtet. Leider wurde durch Erkrankung des Herrn v. Hoffgartner die Arbeit vorläufig unterbrochen. Besondere Hoffnungen setzen wir auf die Flurforschung im Pettauer Felde, welche uns, wie Herr Peisker in seinem anregenden Vortrage am 12. Jänner (vgl. Sitzungsbericht, S. [1] ff.) auseinandergesetzt hat, die österreichische Wirthschaftsgeschichte, besonders des Verhältnisses des Župane zu der Bauernbevölkerung, aufzuklären bestimmt ist. Die betreffenden Arbeiten sind bereits in Angriff genommen und findet sich ein kurzer

Bericht über dieselben im letzten Sitzungsberichte des vergangenen Jahres. Neben diesen im heurigen Jahre fortzusetzenden Arbeiten bereitet Herr v. INAMA bereits eine neue Aufgabe vor, welche sich ihm aus einem Besuche bei Herrn Geheimrath MEITZEN in Frankfurt a. d. Oder entwickelte, nämlich die Verfolgung der Wanderung der Deutschen nach Siebenbürgen, welche nicht, wie man bisher annahm, in einem Zuge erfolgt ist, sondern zuerst zu einem längeren Aufenthalte in Schlesien führte. Nun ist die deutsche Besiedelung Mährens von Schlesien aus ausgegangen, wofür in der Gegend von Znaim historische Anhaltspunkte vorliegen sollen. Im Anschlusse hieran hat Herr v. INAMA die Aufnahme der Flurforschung in der Umgebung von Znaim beantragt, welche naturgemäss mit der Feststellung des Bestandes der betreffenden Indicationsskizzen zu beginnen hat.

Der Thatkraft unseres ersten Secretärs verdanken wir das Zustandekommen einer Excursion nach Brünn vom 27. bis 29. Mai. Durch die Theilnahme unserer deutschen Fachgenossen, der Herren RUDOLF VIRCHOW, RANKE, EMIL SCHMIDT, HEDINGER, W. GREMPLER, der mährischen und Wiener Prähistoriker und zahlreicher Naturforscher gestaltete sich dieselbe zu einem dem diluvialen Menschen gewidmeten Specialcongresse, zu dessen Gelingen Herr Prof. A. MAKOWSKY vorzugsweise beigetragen hat. Die 25 Jahre hindurch fortwährend erörterte Frage nach der Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuthe darf umsomehr als im Sinne der österreichischen Forscher erledigt zu betrachten sein, als nach reiflichem Studium des gelegentlich dieser Excursion vorgeführten Materiales nun auch einer der gewichtigsten Anhänger der gegnerischen Anschauung von JAPETUS STEENSTRUP, Herr Geheimrath R. VIRCHOW, sich auf die Seite der mährischen Prähistoriker gestellt hat. (Vgl. dessen Bericht über die Brünner Excursion in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom Jahre 1897, S. (331).

Wenngleich die Witterungsverhältnisse des verflossenen Sommers die Arbeiten im Felde vielfach behindert haben, sind wir doch in der Lage, über erfreuliche Fortschritte der Prähistorie unseres Vaterlandes an der Hand der Originalmittheilungen unserer Fachgenossen zu berichten.

Die prähistorischen Forschungen unseres Mitgliedes Herrn GUSTAV CALLIANO in Baden erstreckten sich diesmal zumeist nur auf ergänzende Arbeiten, welche bei dem ziemlich grossen Badener Durchforschungsgebiete wohl nicht unerheblich erscheinen, jedoch im Wesentlichen nur localen Detailfragen galten. (Bei dieser Gelegenheit muss gleichzeitig constatirt werden, dass der im „Ill. Wr. Extrablatt" vom 19. Sept. 1897, Nr. 259, S. 15, gebrachte illustrirte Aufsatz über „Die prähistorische Ansiedlung auf dem Halserriegel bei Baden" der Wahrheit nicht entspricht und als tendenziöse Entstellung eines Localreporters fachmännisch nicht ernst genommen werden darf.)

Bei den vorerwähnten Arbeiten fand Herr CALLIANO in einer zu Tage tretenden Kalkbreccie (Gosauschichte) nächst der Einöd bei Pfaffstätten feuersteinartige Hornsteinknollen, welcher Umstand deshalb von Interesse ist, weil damit der erste sichere heimische Materialbezugsort für die Badener Artefacte der jüngeren Steinzeit nachgewiesen erscheint.

Mit der Erschliessung eines La Tène-Flachgrabes bei Guntramsdorf, welches landesgeschichtlich insoferne von grösserer Bedeutung erscheint, als dasselbe den ausgesprochensten Typus der Nassenfusser Nekropole (der muthmasslich keltischen Latoviker) getreulich wiedergibt, hat Herr CALLIANO weiters die Aufmerksamkeit auf eine prähistorische Fundstätte gerichtet, aus welcher leider schon unzählige Objecte verschleppt wurden und seine frühere Vermuthung, dass man es hier mit einem landesgeschichtlich wichtigen Cultplatze zu thun habe, bestätigt gefunden.

Diese in Folge einer Abschwemmung aus historischer Zeit in einem sanften Abhange fast 3 m tief eingebettete Leichenbrandgrube enthielt die typischen Fundstücke. Die grosse, schon auf der Scheibe gedrehte Graburne barg auch das sammt der Scheide doppelt zusammengebogene, 5 cm breite Schwert. Einschliesslich des Griffstiftes von 14 cm besitzt diese noch gut erhaltene Waffe eine Länge von 86 cm. Eine 36 cm lange, gedüllte, 12 cm breite, herzförmige Lanzenspitze und eine zerbrochene, einfache Eisendraht-Fibula bildeten das weitere Grabinventar.

Der obigen Haupturne aus grauem Thone, stark incrustirt, 25 cm hoch, von sehr gefälliger Form, mit einem Bauchumfange von 90 cm, war noch ein kleiner ähnlicher Topf, 10 cm hoch, beigegeben.

In der Nähe dieser interessanten Grabstelle, doch höher am Abhange gelegen, constatirte Herr CALLIANO ein weiteres Grab mit den Bruchstücken von ähnlichen zwei Gefässen und den Resten eines — Hundeskeletes. Dieses 2 m tiefe Brandgrab enthielt ausser den unverbrannten Thierresten nur eine durch eine Mittelrippe ausgezeichnete, geschmiedete Lanzenspitze, die nach der schlanken Hohldülle (14 cm) bei 7 cm Breite eine Länge von 64 cm besitzt.

Anlässlich der Anfangs October 1897 am Kirchenplatze in Baden vorgenommenen Canalisirung, welche allerlei römische Scherbenreste aus dem Erdreiche zu Tage förderte, konnte Herr CALLIANO aus den regelmässigen Abständen der Aushubsachen sofort den Bestand einer römischen Gräberreihe feststellen. Leider gelang es ihm, da die Linie besagter Gräberreihe den tiefen Schachtaushub kreuzte, nur drei Gräber genau zu bestimmen, während die vier anderen nicht vollständig gehoben werden konnten. Diese Brandgräber gehören nach den Münzenbeigaben (Trajan) in das II. Jahrhundert n. Chr.

Eine Urne von gebauchter Kübelform mit dem Leichenbrand, 2 Bei-Urnen, 1 Schale, 1 Messer, 1 Münze und 1 Lampe bildeten zumeist das regelrechte Grabinventar, dessen weitere Beigaben Fibula, Armring, Metallspiegel etc. auch auf das Geschlecht der Bestatteten hinweisen. Ein Kindergrab hatte ein blaues Glasgefäss als alleinige Beigabe. Speciell eine Urne in Tulpenform, sowie ein durch die Töpferscheibe im Innenraume beringter, urnenförmiger, schwarzer Topf (stark

graphitirt) mit stark umgelegtem Wulstrande (in dieser Art genau an mittelalterliche Gefässtypen erinnernd), der viermal die römische Zahl I. X. trägt, dienten hier als Aschenurnen. Dieselben weichen vollständig ihrer Form nach von den üblichen Graburnen ab. Als keramisches Musterstück kann auch eine kleine, ziegelrothe Schale gelten, welche am Aussenrande zwei Reihen erhabener Kreise von höchst eigenthümlicher Technik besitzt.

Herr Gutsbesitzer Hugo v. Preen sendet uns folgenden Bericht über seine Thätigkeit 1897:

„Durch die im Jahre 1897 herrschende unsichere Witterung verhindert, konnte ich nur ein Grab, Nr. VIII der Gruppe am ‚Gansfuss'[1] bei Gilgenberg' (Oberösterreich) öffnen.

Dieses Grab aus der Hallstatt-Periode ergab keine hervorragenden, jedoch immerhin interessante Resultate.

Zum ersten Male erscheint hier ein Henkel, der zierlich gestaltet ist und einem blassröthlichen, kleinen Schälchen angehörte.

Bemerkenswerth ist, dass bei diesem Grabe, im Gegensatze zu den früher geöffneten derselben Nekropole sehr viele rothbraun gefärbte Gefässe vorkamen. Der früher so häufig verwendete Graphit fehlt hier fast ganz, wie ich dies schon im VII. Grabe, das leider zum Theile zerstört war, constatiren konnte.

In dem heuer geöffneten Grabhügel fand ich nur an einigen Gefässrändern Graphit verwendet, aber nicht regelmässig aufgetragen. In der Ornamentirung der Gefässe trat nichts Neues auf; es wiederholt sich das bekannte Häkchen- und Guirlandenmotiv, worüber ich schon der k. k. Central-Commission früher Mittheilung machte. Die drei parallel stehenden, beinahe halbkreisförmigen Häkchen fanden als obere Rumpfverzierung einer mittelgrossen Urne Verwendung und sind so regelrecht hergestellt, dass es nahe liegt, anzunehmen, sie seien durch ein Instrument eingedrückt worden. Die mit Guirlanden verzierten Schüsseln haben eine sehr gefällige Form.

Die Grabbeigaben sind folgende:

Ein 10 cm langes, am Rücken stark nach aussen gebogenes, eisernes Messerchen, dessen Form den hier früher gefundenen gleicht, ist das kleinste von diesen.

Ein 5 cm langer, runder, oben abgeflachter und unten sehr spitzer, eiserner Nagel; ein ähnliches Stück kam bisher noch nicht vor.

Ein 10 cm langes, $^1/_2$ cm starkes Bronzenadelfragment. Trotz eifrigen Nachsuchens konnte das andere Stück nicht gefunden werden.

Sämmtliche Beigaben lagen 20 cm über dem gewachsenen Boden und nahmen den dritten Theil der 4—5 qm messenden Bodenfläche ein. Die mit Asche vermischten Kohlentheile breiteten sich in dem ganzen Grabraume aus und auf ihm lagen die verbrannten menschlichen Knochenreste in westlicher und östlicher Richtung. Der aus Rollsteinen errichtete Grabhügel war nicht mehr unberührt; seine Höhe betrug nur mehr 50 cm. Als Steinsetzung fand ich nur zwei 40 cm lange und 30 cm breite unregelmässige Steine, von denen der eine nach Südwest, der andere an der Ostumrandung lag. Bei einem früheren Frauengrab machte ich, was die Lage und Anzahl der Steinsetzung anbelangt, dieselbe Beobachtung. Ganz in der Mitte lag das eiserne Messer, während der eiserne Nagel 40 cm entfernt davon in östlicher Richtung und noch etwas weiter entfernt das Bronzenadelfragment gefunden wurden.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, dass ich nach anstrengender Arbeit zwei mittelgrosse Schüsseln zusammensetzte, die mit den anderen Funden an das Museum in Linz geschickt wurden, wo sie neben den anderen hübschen Gefässen, die Herr Conservator Straberger und Custos Reischek zusammengesetzt, ihre Aufstellung finden werden."

Daran schliesst Herr v. Preen nachfolgende Bemerkungen: Ueber die Einzelnfunde auf dem Schlossberge in Burghausen a. d. Salzach.

„Schon in früheren Nummern der prähistorischen Blätter von Dr. Naue in München brachte ich Notizen über Einzelfunde, die mein Vetter am Schlossberge in Burghausen gemacht hatte. Durch die anhaltenden Regengüsse im verflossenen Sommer entstanden an vielen Stellen des Westabhanges obengenannten Berges bedeutende Erdrutschungen, wodurch es meinem Vetter möglich war, eingehende Untersuchungen in den vom Erdreich befreiten Stellen anzustellen.

Fast überall kam eine Unmasse von Gefässscherben aus sehr verschiedenen Zeiten zum Vorscheine. Von Funden aus vorgeschichtlicher Zeit sind zu nennen:

Eine kleine, dünne Bronzenadel mit sehr kleinem, vasenförmigem Kopfe und durch eingeschlagene schwache Reifen dreifach verziertem Halse (Länge der Nadel 15 cm); der Obertheil einer kleinen, am Halse leicht geschwollenen Bronzenadel mit gedrückt rundem Kopfe; ein concav-convexer Knopf aus dünnem Bronzeblech; innen mit angegossener Oese (Durchmesser $2^1/_2$ cm); ein $3^1/_2$ cm breiter Eisennagel, der an zwei gegenüber liegenden Seiten lappenartig umgeschlagen ist, und endlich ein aus Erbsenstein hergestelltes halbes Beil, das ganz unten unweit des Wehres gefunden wurde.

Mit diesem Steinbeile wäre also der erste grössere Fund aus der Steinzeit in dieser Gegend gemacht worden, was entschieden von Bedeutung ist. Dasselbe hat eine gedrungene, ovale Form mit abgeflachter Schmalseite, oben und unten ist es an den Längsseiten schräg abgeschliffen. Das Bohrloch liegt nicht in der Mitte, sondern mehr nach der abgeflachten Schmalseite zu und geht von beiden Seiten trichterförmig nach innen. An der Stelle, wo sich die beiden trichterförmigen Bohrungen berühren, ist ein ringartiger Grat stehen geblieben. Die Länge beträgt 92 mm bei einer Höhe von 53 mm und einer grössten Breite von 42 mm (das Beil hatte also im gebrochenen Zustande eine Breite von 84 mm). Die Arbeit ist sehr gut. Offenbar wurde das Beil auch als Hammer benützt.

[1]) Bei der Abhandlung des Berichterstatters über Keramik der Gansfusser Gräber in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission, 1897, kam leider ein Druckfehler in dem Worte Gansfuss vor. Dies nur nebenbei bemerkt.

In Betreff der Zeitstellung der vorerwähnten zwei kleinen Bronzenadeln und des Bronzeknopfes ist anzuführen, dass dieselben der jüngeren Hallstattzeit angehören, wohin auch wohl der Eisennagel zu verlegen sein dürfte (?).

Von Interesse ist noch, um das Bild der neuesten Funde im Salzach-Alzgebiete zu vervollständigen, wenn ich von dem Funde eines Bronzeschwertes aus der jüngsten Bronzezeit spreche, das in einem Grabe bei Halsbach a. d. Alz ausgeackert wurde."

Nach Dr. Naue soll diese Waffe auffallende Aehnlichkeit mit einer von Herrn v. Preen vor circa 3 Jahren bei Nöfing a. J. gefundenen haben. Sie befindet sich im Museum in Linz.

Im Spätherbst 1897 begann Herr v. Preen noch eine Untersuchung des Blankenbacher Schlossberges, der ³/₄ Stunden von seiner Besitzung Osternberg innaufwärts liegt. Lambrecht hält ihn für einen Stützpunkt aus der Römerzeit. Nach dem XIII. Jahrhundert kommen die Herren von Blankenbach und Pockelhub nicht mehr urkundlich vor. Der von allen Seiten freiliegende dreiseitige, 20 m lange, 12 m breite, 8 m hohe Hügel wurde von der Ostseite angegangen; es wurde 1 m von der Oberfläche abgegraben, wobei man schon 40 cm tief auf eine Brandschichte gerieth, die sich auf die ganze 12 m lange Front erstreckte. Meist über der Brandschichte fanden sich viele Knochenreste kleinerer und grösserer Thiere, darunter die zweier Eber, die wohl nicht älter als einige 100 Jahre sein dürften.

Unter der Brandschichte dagegen stiess man auf Scherben, die bedeutend älter aussahen. Dr. J. Naue, der diese Bruchstücke sah, glaubte, in einem Radornament eines Gefässbodens das bekannte La Tènerad zu erblicken. Erst auf der Nordecke des Schlossberges stiess man auf eine den Hügelgräbern ähnlich sehende Rollsteinbauung. Leider stellte sich bei Verfolgung der Steinpackung heraus, dass dies der Schluss eines Grabes gewesen sein dürfte. Ausser Kohlen wurde hier nichts mehr gefunden. Das Grab scheint mit den Jahren abgerutscht zu sein.

Auf Anregung des Herrn Sanitätsrathes Dr. Lissauer aus Berlin unternahm der Musealverein Hallstatt unter seiner Leitung und während seiner Anwesenheit die Aufsuchung von keltischen Wohnstätten in der Zeit vom 15. bis 18. September 1897.

Der Berichterstatter, Herr Isidor Engl, welcher durch eine lange Reihe von Jahren sowohl an den Ausgrabungen im keltischen Leichenfelde betheiligt, als auch auf dergleichen Wohnstätten Nachsuche hielt, kam dadurch zur Ueberzeugung, dass dieselben nicht südlich, sondern mehr an der Nordseite des Salzberges, im Tagrevier, zu suchen seien.

Bestärkt wurde diese Ansicht auch dadurch, als ausser dem im Jahre 1878 blossgelegten prähistorischen Holzbaue [1]) am linksseitigen Ufer des Steinbergbaches, nächst des Maria Theresia-Stollens, auch am linksseitigen Ufer des Kreuzbergbaches in Folge eines im Jahre 1880 stattgehabten wolkenbruchartigen Regens der Kreuzbergbach sein Flussbett bis auf das Bettengeschiebe entblösste, wodurch an jener Stelle des linksseitigen Bachufers, wo später bei der Bachregulirung die Rinaldinisperre eingesetzt wurde, d. i. rückwärts des Häuerhauses ein prähistorischer Bau zum Vorschein kam, welcher aus mehreren nebeneinander gelegten, zugespitzten, runden Holzbalken bestand, die in geneigter Lage von circa 30° gegen den Kreuzberg zu gelegt und durch stehende Pflöcke, die ungefähr ¹/₂ m über die Holzdielen ausstanden, befestigt wurden. (Siehe die Planskizze Fig. 21.)

Auf diese Erfahrungen gestützt, lenkte der Berichterstatter sein Augenmerk auf dieses Revier und sprach seine Vermuthung gegenüber Herrn Dr. Lissauer dahin aus, dass die Häuerhauswiese der geeignetste Platz sein dürfte zur Auffindung keltischer Wohnstätten. Auf dies hin wurde, da das linksseitige Steinbergbachufer durch einen circa 6 m hohen Abhang begrenzt ist, 4 m oberhalb dem Bache oder 3 m oberhalb dem Grundstocke des im Jahre 1878 blossgelegten Holzbaues der Eingriff zur weiteren Aufsuchung gemacht; die horizontale Entfernung beträgt vom alten Blockhause 3 m.

Gegen Norden der Häuerhauswiese zufahrend, anfangs in der Breite von 3·8 m, wurde der Eingriff später mehr auf die westliche Seite beschränkt, weil dort zuerst ein von West nach Ost liegender, sehr morscher und zweimal abgeknickter, runder Holzbalken von 180 cm Länge gefunden wurde, an welchen sich drei halbrunde Hölzer von 160 und 130 cm Länge nebst einem Pfosten von 20 cm Breite, 135 cm Länge und 80 cm Dicke, in der Richtung von Süd nach Nord etwas ansteigend, anschlossen, wobei der westlich gelegene um 35 cm höher sich befand.

Auf den langen Holzbalken (Dachsparren) lagen in verschiedener Richtung durcheinander gehackte Dachschindeln von 30 und 20 cm Länge und 10—15 cm Breite, wovon einige nur an der oberen Seite verkohlt sind, welche noch unterhalb der gegen Osten zunehmenden Kohlenschichte gelegen waren.

Etwa 25 cm tiefer lagen vor dem abgeknickten Balken noch einige übereinander gelegte kürzere Holzstücke. Das Holzwerk lag auf dem blaugrauen, theils mit Schutt und Asche gemischten Lehmboden, über demselben zog sich die Asche und Brandschichte darüber, welche aber an der östlichen Untersuchungsgrenze 27 cm Mächtigkeit erreichte, während sie gegen Westen sich ganz auskeilt.

Ueber der Kohlenschichte war eine Schlammschichte von 25 und 40 cm Höhe mit Schotterlagen etwas durchzogen ausgebreitet, über welche der Glacialschutt von 100 und 150 cm Höhe aufgelagert vorkam.

In der Kohlen- oder Brandschichte wurden einige glatte und gezeichnete Topfscherben, eine kleine, bronzene, hohle Perle, viele verschiedenartige Thierknochen, Zähne und Gebisse gefunden, welche im Museum aufbewahrt, hingegen die Hölzer an ihrer Fundstätte belassen und einstweilen verschüttet wurden bis zur weiteren Nachgrabung.

[1]) Siehe darüber den ersten Bericht von Dr. Ferdinand v. Hochstetter unter dem Titel: Covellin als Ueberzugspseudomorphose einer am Salzberg bei Hallstatt gefundenen keltischen Axt aus Bronze. (Mit 2 Taf.) Aus dem LXXIX. Bande der Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften. I. Abtheilung. Februar-Heft, Jahrgang 1879.

Herr Josef Duška berichtet aus Josefstadt in Böhmen:

„Mitte des Monates August 1897 wurde in der Ziegelei des Wenzel Jarkovský, Bürgers in Jaroměř (die fragliche Ziegelei liegt jedoch bei Hořenic), ein Skeletgrab aufgedeckt, worüber ich Folgendes auskundschaftete:

Die genannte Ziegelei befindet sich im Dorfe Hořenic, eine Viertelstunde von Jaroměř entfernt, auf einem Höhenrücken des rechten Elbeufers, knapp am Bahnkörper der Südnorddeutschen Verbindungsbahn; es arbeiten im Sommer 60—80 Leute in derselben.

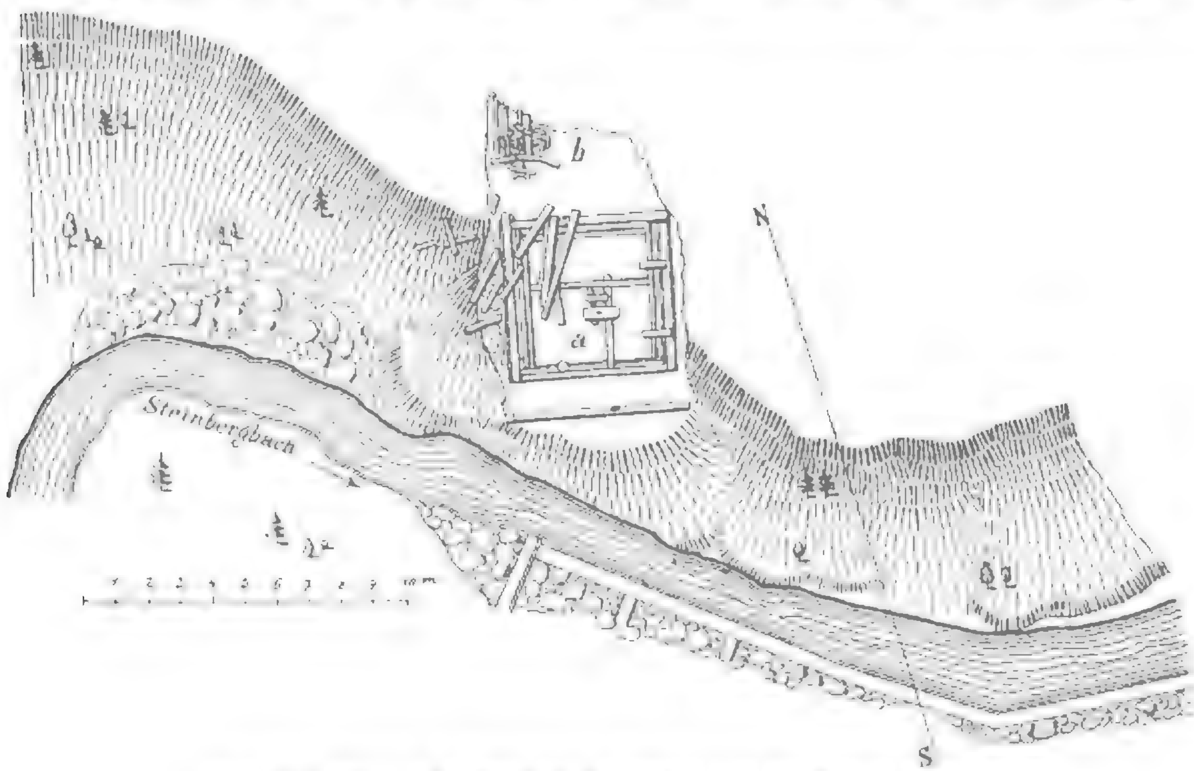


Fig. 21. Planskizze der prähistorischen Holzbane am Salzberge von Hallstatt.
a im Jahre 1878 blossgelegt; *b* im Jahre 1897 aufgefunden.

Der eigentliche Finder, der Arbeiter Johann Šec, war seiner Angabe nach beim Abgraben der Ziegelerde in einer Tiefe von 3 m auf eine dunkle Stelle gestossen, aus welcher Menschenknochen mehr und mehr herausfielen, so dass er zuletzt wahrnehmen konnte, dass hier ein Mensch begraben lag. Ganze Gefässe oder nur Scherben hat er nicht gesehen, dafür aber eine Pike (Lanzenspitze) und ein grüngefärbtes Bracelett. Die anderen kleinen, eisernen Gegenstände wurden auf der Stelle weggeworfen, den Armring behielt Šec selbst, die Lanzenspitze nahm der Ziegelarbeiter Urban.

Die anderen Arbeiter und selbst der Eigenthümer der Ziegelei bestätigen die Aussagen des Šec und zeigten mir auch den Platz, wo das Grab ausgehoben wurde, aber von Funden konnte ich nichts wahrnehmen, obwohl selbst die Kanzlei, wohin die Lanzenspitze gebracht worden ist, ganz durchsucht wurde; am Platze selbst lagen nur einige kleine Knochenreste umher. Offenbar wurde die Lanzenspitze entweder verworfen oder von Jemandem weggeschleppt. Der Armring jedoch ist noch vorhanden, leider aber entzwei gebrochen. Er ist anscheinend aus Kupfer (oder Rothbronze), mit wulstigen, länglichen Erhöhungen versehen. Da ein Stückchen davon abgebrochen und verloren gegangen ist, sind dessen Dimensionen nicht genau anzugeben.

Sowie im Jahre 1896, wurden auch 1897 längs des Bahnkörpers der Südnorddeutschen Verbindungsbahn Erdaushebungen vorgenommen, und zwar auf der Strecke von Černožic bis Semovic bei Josefstadt, und da kamen die Arbeiter auf viele dunkle Stellen, welche 5—20 m voneinander entfernt waren, aus welchen Asche, Knochen, Scherben und circa 10 Steinwerkzeuge herausgearbeitet wurden. Es ist ein schöner Meissel, ganz erhalten, dann mehrere zerbrochene, theils gebohrte, theils ungebohrte Steinwerkzeuge, welche der Herr Landtagsabgeordnete Johann Jaroš in Čáslavek gesammelt und aufbewahrt hat. Metallfragmente kamen keine vor und es dürfte sich im vorliegenden Falle um Gräber aus neolithischer Zeit handeln. Das ganze Gefilde von Černožic — Čáslavek — Semovic scheint mit solchen Gräbern angefüllt zu sein, von welchen schon seit Jahren Spuren auf verschiedenen Stellen des Terrains gefunden werden."

Herr L. Schneider berichtet uns aus Smiřic Folgendes:

„Ueber meine Thätigkeit im laufenden Jahre kann ich leider nur wenig berichten. Dieselbe beschränkte sich ausser der Untersuchung einer Ziegelhütte in Předměřic, dem Grundbesitzer Morávek daselbst gehörig, wo ein La Tène-Grab mit Skelet, drei Armringen aus Bronze und zwei Gefässen in Scherben gefunden wurden, auf einen Grabungsversuch auf einem zweiten neuentdeckten Urnenfelde bei dem Dörfchen Trotina. Dieses neue Urnenfeld liegt südwestlich von dem Dorfe neben der Aerarialstrasse nach Königgrätz auf dem Felde der Trotiner Insassen Hlavatý, am rechten Ufer des Baches Trotina, im Kataster des Dorfes Lochenic, und zwar auf dem nordöstlichen Abhange einer Anhöhe bei deren Durchgrabung anlässlich des Baues der Südnorddeutschen Verbindungsbahn im Jahre 1857, dann in den Jahren 1892 und 1896 auf dem östlichen Abhange (aber nahe an dem Urnenfelde) eine grosse neolithische Ansiedlung zum Vorscheine kam.

Der Besitzer des Feldes stiess im Herbste 1896 bei tieferem Ackern auf Scherben, von denen er eine Anzahl aus der Erde nahm und hierauf den Acker bestellte.

Ich grub im Sommer 1897 nach Entfernung des Getreides auf der Stelle, fand hier die Reste eines Grabes mit Scherben von vier Gefässen und nebenan ein zweites Grab.

Das erste Grab enthielt eine grosse Urne vom Lausitzer Typus (aus zwei stumpfen Kegeln zusammengesetzt) mit Leichenbrand, die Randstücke einer Deckschüssel mit Henkel und zwei kleine, krugförmige Gefässe ohne Henkel, welche auf den verbrannten Knochen lagen.

Das zweite Grab enthielt den mit verbrannten Knochen gefüllten Untertheil eines bauchigen, mit zwei Henkeln und einem schwachkonischen, vom Pfluge zerstörten Halse versehenen Gefässes; Metallgegenstände wurden weder in dem einen noch in dem anderen Grabe gefunden.“

Die Thätigkeit des Herrn Conservators Ritter v. Weinzierl war wiederum der Umgebung von Lobositz a. d. Elbe gewidmet.

Im weiteren Verfolge des Baues der Teplitz-Lobositzer Eisenbahn wurden bei den kolossalen Erdbewegungen in und um Lobositz viele Funde gemacht, die theils Herrn v. Weinzierl's Bevölkerungscurven der verschiedenen Culturphasen ergänzten, theils corrigirten, so dass nun ein klares Bild vorliegt, worüber später mit Zuhilfenahme eines Uebersichtskärtchens ausführlich berichtet werden soll.

Dem ausserordentlichen und unterstützenden Entgegenkommen der P. T. Bahnverwaltungen, der Bauunternehmung Schön & Söhne, respective deren Bauleiter Herrn Baumeister Růžek und Herrn Ingenieur Brdička der Staatseisenbahn-Gesellschaft, ist es zu danken, dass alle wichtigen Fundobjecte gesammelt werden konnten und dass genaue Fundberichte und Skizzen zu Gebote stehen.

Bei der Erweiterung des Bahnhofes Lobositz der Staatseisenbahn-Gesellschaft wurden eine grössere Anzahl Brandgräber der älteren Bronzezeit (Lausitzer Typus) gefunden und blieben die Urnen, Dank der Intervention des Herrn Ingenieur Brdička, fast alle erhalten. Unter diesen wären besonders hervorzuheben eine ganze und eine zerbrochene Doppelurne, ein kleines, länglich oval zugespitztes Gefäss mit Ausflussrohr, eine grosse, flache, schüsselförmige Haupturne, Schalen und Topfurnen u. dgl.

Zwischen diesen Gräbern, die an Dichte gegen die Reiser'sche Ziegelei zunahmen, lagen hie und da Brandgruben, Herd- und Abfallslöcher, sowie auch ein Gefässbrennofen, der leider zerstört wurde. Eine grosse Quantität Scherben liegt vor, die aber alle den Lausitzer Typus an sich tragen. In diesem Brennofen wurde auch eine grössere Zahl grosser und kleiner Webstuhlgewichte gefunden. Dem Bahnhofgebäude gegenüber wurden Skeletgräber aufgedeckt und in einem derselben eine Bronzenadel mit flachem Kopfe gefunden.

In der Stadt selbst wurde nächst der Kirche ein Neubau aufgeführt. Beim Grundausheben stiess man auf ein neolithisches Skeletgrab mit zwei kleinen, rohen, gebrannten, jedoch nicht geglätteten Urnen. Nicht weit davon enthielt die höhere Culturschichte keramische Ueberreste der La Tène-Zeit.

Nordwestlich von der Stadt wurden bedeutende Erdaushebungen und Planirungen beim Baue der Teplitzer Bahn vorgenommen. Bei dieser Gelegenheit wurden beim Ausgange der Stadt neolithische Skeletgräber — theils in Steinkisten — gefunden, die zu den ältesten der Umgebung zählen. Diese liegenden Hocker sind sehr arm an Beigaben. In einem solchen Grabe wurde unter dem Schädel eine Urne gefunden, die sich zusammensetzen liess. Dieses Grabgefäss ist eine bombenförmige Urne ohne Boden, mit dem bekannten, eingeritzten Bandornament geziert. Drei gelochte Oesen und ein schwach angedeuteter Hals sind vorhanden.

An der Staatsbahnstrasse wurden bei der Grundaushebung zu einer Wasserleitung für die neue Bahn drei Skeletgräber der ältesten Bronzezeit Böhmens mit recht typischen Urnen, Schüsseln und Näpfchen (Aunětitzer Typus) gefunden. Ein wohlerhaltener Schädel, mit von Patina grüngefärbter linker Ohrpartie, liegt Herrn v. Weinzierl vor.

Höchst interessant sind die Funde aus dem grossen Einschnitte der abzweigenden Schleppbahn, die zur Elbe führt und ein Feld, welches eine La Tène-Ansiedelung und Gräber dieser Culturepoche enthält, durchquert. Hinter dem Dorfe Welhotta zeigten sich Urnengräber mit Leichenbrand, welche meist nur eine grosse, rohe Haupturne enthielten; die Schleppbahn abwärts wurden grössere Wohngruben aufgedeckt, die wahrscheinlich alle bronzezeitlich sind.

Unter der Strassenüberbrückung wurden drei Skeletgräber der Spät-La Tène-Periode aufgedeckt. Eines dieser Gräber enthielt zwei gut erhaltene Fussbuckelspangen, eine eiserne Gürtelkette mit eingelegten Bronzeringen und Lignitarmring-Fragmente. Die beiden anderen Gräber enthielten mehrere einfache Armspangen aus Bronze. Leider konnten diese Gräber der Accordarbeit wegen nicht gründlich untersucht werden, so dass vorerst

alles Knochenmateriale devastirt wurde und wahrscheinlich auch minderartige Grabbeigaben verloren gingen. Abwärts der Schleppbahn folgten nun in dichter Reihenfolge Wohnstätten, Herde und Abfallgruben; auch Brennöfen wurden aufgedeckt. Durch verschiedene Kleinfunde und hauptsächlich durch die keramischen Ueberreste in den Culturgruben ist die Zugehörigkeit der Wohnstätten zu den Skeletbestattungen nachgewiesen. Diese Culturgruben der Spät-La Tène-Periode verbreiteten sich bis in die Mitte des Feldes. Erst unter der Staatseisenbahn, der Elbe zu, wurden wieder Gruben mit Scherben und verschiedenem Abfallmaterial gefunden. Leider ist hievon Alles verloren gegangen, da die croatischen Arbeiter Alles verwüsteten.

Der tiefe Schleppbahneinschnitt, der einerseits von der Aussiger Strasse überbrückt wird und andererseits die Staatseisenbahn unterfährt, ist aber auch als Aufschlussstelle des Diluviums sehr interessant. Der diluviale Schotter, der vom Lobosch - Abhange moränenartig gegen die Elbe sich vorschiebt, enthält im weiteren Verfolge Knochen, sowie auch Zähne vom Rhinoceros, Mammuth und in gleicher Tiefe mit diesen Reste vom Murmelthier. Auch bei den Fundamentbauten ober diesem Felde und der Staatsbahnüberbrückung wurden Knochen dieser Säugethiere gefunden. Gegenüber von Lobositz, nahe dem Dorfe Pistian, wurden in einer Sandgrube Skeletgräber mit Bronzen und Urnen gefunden, die als typische, sogenannte Aunětitzer Formen bekannt sind.

Auch heuer hat Herr v. Weinzierl im Monate August eine kleinere Grabung in Gross-Czernosek vorgenommen, und zwar westlich anschliessend an den im Vorjahre ausgegrabenen und publicirten Complex. Er berichtet hierüber, wie folgt: „Hinter der im Vorjahre gefundenen neuen Mauer nahmen die Steinschichten in der neolithischen Gräberlage ab und stiess ich bald darauf auf eine Bestattung, die recht räthselhaft erscheint. In einem, wie früher, ganz gleichen Grabbett auf der Mergelschichte lag lose ein zertrümmerter Schädel und gegen einen nahezu anschliessenden Herd mit starken Aschenschichten lagen zerstreut Arm- und Fussfragmente. Die Knochen zeigten freilich nicht die Brand- und Schlagspuren wie in Knoviz, dennoch aber könnte sich der Gedanke an Anthropophagie in den Vordergrund drängen. Bei westwärts gehaltener Grabung fand ich eine sehr kleine, aber regelrechte Steinkiste mit den Resten eines Säuglings - Skeletes und kleinen Fragmenten neolithischer Keramik. Nicht weit von diesem Kindergrabe stiess ich wieder auf die seinerzeit gefundene erste Mauer, welche gerade hier ausgeht. Die beiden convergirend auslaufenden Planerkalkmauern verbinden sich hier nicht und ist auch ihr Zusammenhang nicht zu ergründen gewesen. Vielleicht gelingt es mir bei meinen späteren Grabungen, einen Aufschluss über den Zweck dieser in der neolithischen Culturschichte errichteten Mauern zu erbringen."

Im Elbethale hat Herr v. Weinzierl wiederholt die Begräbnisstätten und Ansiedelungen von Libochowan, Zivkowitz, Aussig und Schwaden besucht. Im Aussiger Gewerbemuseum ist ein grösserer, recht interessanter Depotfund von circa 65 Bronzen ausgelegt, den der Custos auf dem Hradischken bei Schwaden gemacht haben will. Diese Bronzen bilden wohl scheinbar in ihrer Zusammengehörigkeit ein einheitliches Depot, doch ist ihre Provenienz nicht klar gestellt und können ebensogut auch „importirt" sein. Im kommenden Frühjahre soll von dem Berichterstatter das Hochplateau des „Hradischken" besucht und der angebliche Fundort genau untersucht werden.

Im Bielathale und der Umgebung von Türmitz wurden heuer keine bedeutenden Funde gemacht. Die ausserordentlich schlechte Witterung nöthigte zur Abkürzung der Excursionen. Im nächsten Jahre sollen die Ansiedelungen zwischen Aussig und Teplitz näher untersucht werden. Bei einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Teplitz hatte Herr v. Weinzierl Gelegenheit, die bereits reichhaltigen Sammlungen der Museums-Gesellschaft, wie auch die interessanten Ansiedelungen und Begräbnisstätten der weiteren Umgebung zu studiren. Die Museums-Gesellschaft von Teplitz hat heuer im Frühjahre mit der Aufstellung ihrer Sammlungen begonnen und ist das Museum nach einer mühevollen, exact durchgeführten Aufstellung am 2. December eröffnet worden. Die Museums-Gesellschaft hat sich die dankenswerthe Aufgabe gestellt, vor Allem die Urgeschichte zu pflegen; es ist seit dem Ankaufe der Fassel'schen Sammlung diese Abtheilung in hervorragender Weise durch den ganz besonders erwähnenswerthen Eifer und die energische, zielbewusste Arbeit des Fachvorstandes Herrn Juwelier A. Dasch weit über das Anfangsstadium hinausgewachsen. Das Material füllt über 20 Vitrinen. Die Umgebung ist unendlich reich an Funden; eine dichte Bevölkerung war seit der neolithischen Culturepoche im Teplitzer Becken sesshaft. Es wäre daher nur zu wünschen, dass auch in der Zukunft die Museums-Gesellschaft in der angebahnten Richtung weiterarbeite, die fachmännische Unterstützung wird ihr gewiss sein! So kann denn in der altehrwürdigen Thermenstadt recht bald eine Centrale für die Urgeschichtsforschung Nordböhmens entstehen!

Nachdem nun die Aufstellung der urgeschichtlichen Funde in wissenschaftlicher Weise durchgeführt und Alles richtig gestellt war (die Fundorte sind zusammengehalten), so konnte wieder mit Energie an die Arbeit im Felde gegangen werden. Besonders werthvoll ist die bisherige Ausbeute vom Langujezder Früh-La Tène-Grabfelde mit der daranstossenden Ansiedelung. Im Interesse der Museums-Gesellschaft hat Herr v. Weinzierl das Grabfeld untersucht und war selbst bei Ausgrabungen zugegen. Bisher sind mehr denn 70 Gräber durchforscht und ein grosses, sehr interessantes Material von Bronzen, Eisenschmuck und Waffen ist im Museum aufgelegt; auch mehrere Schädel, zu Messungen geeignet, sind geborgen. Im Uebrigen sei auf Herrn v. Weinzierl's ausführlichen Bericht über Langujezd, welcher der k. k. Central-Commission vorliegt, aufmerksam gemacht. Die weitere Durchforschung dieses Grabfeldes, das noch lange nicht erschöpft ist, erscheint der Museums-Gesellschaft gesichert. Auch das Grabfeld von Kuttowitz (Spät-La Tène) dürfte interessantes Material ergeben. Die neolithische Epoche, die Bronze-

zeit, die La Tène-Periode und römische Epoche, die Burgwallzeit, sind, sowie die Anfänge der christlichen Cultur, in dem Teplitzer Museum vorzüglich vertreten. Sehr zu wünschen ist, dass sich recht viele Gönner finden mögen, die an der Ausgestaltung des Museums in Teplitz werkthätig theilnehmen, so dass der strebsame Verein recht bald in die Lage käme, ein eigenes Heim zu beziehen.

Herr Professor Josef Klvaňa aus Ungarisch-Hradisch berichtet:

Meine ethnographischen Arbeiten und Studien wurden durch zahlreiche anderweitige Beschäftigungen in diesem Jahre sehr eingeschränkt. Blos das Ansammeln von schriftlichen culturhistorischen Documenten resp. ihr Abschreiben wurde intensiver betrieben. In dieser Hinsicht wurden besonders die Gemeindearchive von Unter-Bojanovic (bei Göding) und Bojkovitz (bei Ungarisch-Brod) ausgebeutet, jenes betreffs alter Jahresrechenschaftsberichte, dieses mit seinen Gerichts- und Eheacten aus dem XVII. Jahrhundert. Eine vierwöchentliche Studienreise nach den österreichischen Küsten- und Alpenländern wurde unter Anderem auch dazu benützt, um ethnographisches Vergleichsmateriale in verschiedenster Richtung zu gewinnen, was nicht nur durch Besuch aller zugänglichen Museen, sondern auch durch directe Studien des Volkes zu Stande gebracht wurde.

Publicirt wurden heuer nur einige kurze Proben der psychologisch- und social-interessanten Aeusserungen und Ansichten (natürlich im ursprünglichen Wortlaute) des mährisch-slovakischen Volkes im „Český Lid" und die Beschreibung der Ungarisch-Hradischer und Ungarisch-Ostraer slovakischen Volkstracht im II. Jahrgange der Annales Musei Francisci in Brünn.

Herr Universitätsprofessor Dr. J. N. Woldřich in Prag theilt uns mit, dass seine Thätigkeit auf anthropologisch-urgeschichtlichem Gebiete im verflossenen Jahre in Folge der Ungunst der Witterung eine sehr beschränkte war. Er besichtigte einige Diluvialablagerungen im Kreidegebiete Nordböhmens und fand mehrere Reste aus neolithischer und aus der Metallzeit daselbst, die noch nicht beschrieben sind. Dagegen veröffentlichte er eine einschlägige Abhandlung: „Ueber die Gliederung der anthropozoischen Formationsgruppe Mitteleuropas mit Rücksicht auf die Culturstufen des Menschen" in den Sitzungsberichten der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften in Prag, welche vornehmlich die Verhältnisse im nordöstlichen und östlichen Böhmen und in Mähren berücksichtigt und bis zum Beginne der historischen Zeit reicht.

Unser langjähriger Correspondent Herr Heinrich Richly theilt uns mit, dass er mehr als ein Jahr in den Bocche di Cattaro verbracht habe und stellt hieraufbezügliche spätere Mittheilungen in Aussicht.

Die Untersuchung der Tumuli auf der kaiserlichen Domäne Kronporitschen, südlich von Pilsen, wurde im Jahre 1897 auf Kosten des k. k. naturhistorischen Hofmuseums fortgeführt. In diesem Jahre kam die Tumulusgruppe von Loupensko, zwischen Lužan und Wlči, an die Reihe. Diese Tumulusgruppe besteht aus 27 auf einem Flächenraume von etwa 400 m Länge und 300 m Breite ausgestreuten Grabhügeln von meist ansehnlicher Grösse, deren mehrere leider schon in früherer Zeit durchwühlt worden sind. Unter der Leitung des Herrn Custos J. Szombathy wurden 13 Tumuli untersucht. Sie gehören sämmtlich der eigentlichen, älteren Bronzezeit Böhmens an. Leider aber ergaben sie eine weit spärlichere Ausbeute als andere Tumuli dieser Gegend und zudem wurden die Arbeiten durch Unwetter und Ueberschwemmungen sehr beeinträchtigt und endlich sogar vorzeitig abgeschnitten. Mit um so wärmerer Anerkennung wollen wir der ausgiebigen Unterstützung gedenken, welche Herr Oberbaurath Josef Hlavka, Präsident der Kaiser Franz Josefs-Akademie für Wissenschaft und Kunst in Prag, Besitzer des Gutes Lužan, der eifrigste Förderer aller archäologischen und anthropologischen Forschung in Böhmen, auch dieser von Wien aus geführten Untersuchung angedeihen liess.

Herr Bergrath Riedl in Cilli berichtet, dass er im verflossenen Jahre in Grottendorf im Sannthale, westlich von Cilli, La Tène-Funde gemacht hat. Ausserdem wurden bei der Grundgrabung für das Postgebäude in Cilli die Reste einer frühchristlichen Basilica festgestellt. Der Bestand dieser Kirche fällt in das V. Jahrhundert n. Chr.

Die Mittheilungen der k. k. Central-Commission werden die Details dieser Funde bringen.

Nach dankenswerther Mittheilung des Herrn Conservators Simon Rutar wurde in Krain 1897 nur an zwei Orten in grösserem Massstabe gegraben, und zwar bei Bela cerkev (Weisskirchen) und bei Dobrava bei Dobernič. Im zuerst genannten Orte in der Nähe der Družinska vas und Sterlek wurde dies leider von Leuten ausgeführt, die von archäologischen Grabungen gar keinen Begriff haben, nämlich von einem gewissen Schneider Kušljan aus St. Bartholomäus und von einem jungen Burschen Jerele.

Jerele hat im September 1897 auf dem Hügel Na Kiju bei St. Peter unweit von Weisskirchen einen mit Nägeln beschlagenen Topf (Aschenurne) ausgegraben und an das Landesmuseum Rudolfinum abgegeben.

Sowohl bei Družinska vas als auch bei Dobrova fand man Objecte ähnlich denjenigen, die im Berichte des Herrn Rutar in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission, Jahrgang 1896, beschrieben sind.

Herr B. Pečnik grub heuer im Auftrage der prähistorischen Commission der k. Akademie der Wissenschaften in Wien zu Dobrava bei Dobernič, Bezirk Treffen. Auf der östlich von diesem Orte gelegenen Hutweide fand man bis Ende November 24 flache Grabhügel mit lauter Skeletgräbern. Die Hügel stehen dicht nebeneinander, wovon einige ziemlich gross sind, andere aber so klein, dass augenscheinlich nur eine Leiche darin begraben lag. Man fand sehr viele Scherben von schönen Gefässen, aber wenig Bronzegegenstände (darunter viele Armbänder), was darauf hindeutet, dass darin ärmere Leute bestattet waren. Hervorzuheben wäre der Grabhügel Nr. 7, in welchem eine männliche Leiche (Kopf gegen Osten) begraben war, bei der man

zwischen den Füssen einen Helm mit zwei Kämmen aus sehr feinem Bronzeblech, deshalb stark von der Erde zerfressen, gefunden hat (am 31. Juli).

Pečnik gräbt im Auftrage der genannten Commission noch gegenwärtig (December 1897) und den Bericht über die gesammte Grabung wird der Custos des k. k. naturhistorischen Museums Jos. Szombathy in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft veröffentlichen.

Auf dem Golivrh, östlich von St. Veit, Bezirk Sittich, wurden dicke Scherben von vier sehr grossen Gefässen gefunden (am 10. April 1897). Darüber lagen blaue, weisse, rothe Mosaiksteinchen aus römischer Zeit.

Ende September 1897 öffnete B. Pečnik zu Pance bei Lipoglav, Bezirk Laibach, Gräber aus der Hallstatt-Periode und fand bei einem Skelete zwei Ringe auf einem Finger, was bis jetzt in Krain noch nicht vorgekommen ist, und weiter in sandigem Boden so gut erhaltene Beile, als ob sie neu wären.

Herrn Custos J. Szombathy verdanken wir über seine Arbeiten folgenden Bericht, der den oben abgedruckten des Herrn Conservators Rutar zum Theile ergänzt.

Die prähistorische Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften concentrirte ihre Ausgrabungsthätigkeit im Jahre 1897 auf Unterkrain. Auf einem Hügel südlich von Döbernik bei Treffen hatte der Scavatore Bartholomäus Pečnik eine ansehnliche prähistorische Wallburg und am Südfusse derselben, auf der Hutweide des Dorfes Dobrava, eine ziemlich grosse Nekropole der jüngeren Hallstatt-Periode entdeckt. Diese wurde unter der Aufsicht der Herren k. k. Conservator Prof. Simon Rutar und Custos J. Szombathy systematisch untersucht. In Dobrava sind so wie in den meisten gleichalterigen Gräberstätten Unterkrains die Gräber gruppenweise in tumulusähnliche Erdanhäufungen zusammengelegt, Skeletgräber und Brandgräber in buntem Gemische. Es wurden in diesem Sommer 27 solche Tumuli, deren manche bis zu 30 Gräber enthielten, untersucht und eine ansehnliche Ausbeute an charakteristischen Fundstücken gemacht. Es stellten sich auch hier wieder mehrere Localtypen ein, die nicht unwesentlich zur Bereicherung des Formenschatzes der jüngeren Hallstatt-Periode beitragen.

Herr Sanitätsrath Dr. B. Mazegger theilt uns mit, dass er auf dem Platze vor seiner Villa in Obermais am 13. April v. J. eine Bronze-Fibel vom La Tène-Typus in der Tiefe von 0·5 m unter der Oberfläche aufgefunden habe.

Veranlasst durch die Mittheilung der Herren Hofrath F. Kaltenegger und Dr. Franz v. Tappeiner über in Welsberg im Pusterthale gemachte Funde, reiste Herr Dr. Mazegger sofort dahin und berichtet Folgendes auf Grund des Augenscheines:

„Ende November v. J. kamen auf einem dem Herrn Notar F. v. Lachmüller gehörenden Ackerfelde, bei Gelegenheit des Grundaushubes zu einem Neubau, etwa zwölf Urnen in der Tiefe von 2·20 m zum Vorschein. Da bei der Aufgrabung zu rasch vorgegangen wurde, sind nur mehr die Scherben von annähernd zwei Gefässen nebst Bruchstücken anderer vom Herrn Notar selbst und vom Herrn Gemeindevorsteher Peter Dorner, der viel Interesse bei der Sache bewies, aufbewahrt worden. Letzterer hatte die Güte, mir die Scherben zu überlassen, aus denen ich etwa den dritten Theil einer grossen, weitbauchigen Urne, die aus roher, sandiger Thonmasse aus freier Hand gearbeitet, schwach gebrannt und von rothbrauner Farbe war, zusammenstellen konnte. Die Gefässe, welche ich bis jetzt zu Gesicht bekam, sind als vorgeschichtliche, aus Brandgräbern herrührende, rohgearbeitete Aschenurnen zu betrachten. Nebst Asche enthielten sie nur Kohlen und Kohlentheilchen; Beigaben von Geräthen, Schmuck, Waffen u. A. fehlten gänzlich.

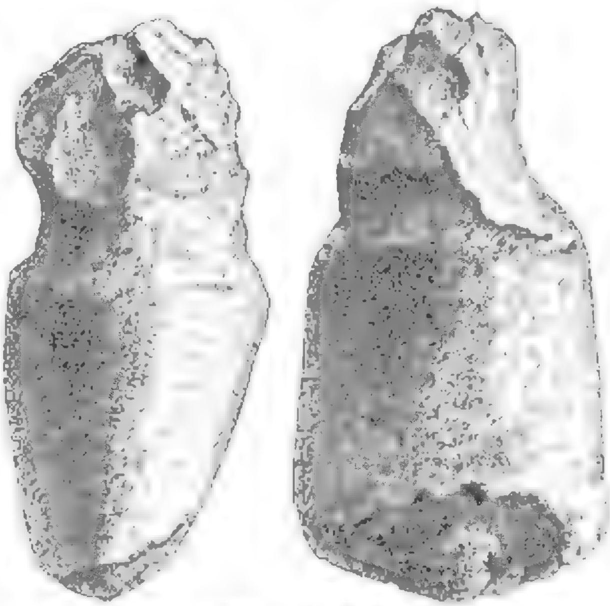


Fig. 22 und 23.
Steinkeil von Curzola, in Seiten- und Frontansicht.
($^1/_1$ nat. Gr.)

Die Mündungen sämmtlicher Urnen sollen angeblich je mit zwei Steinplatten zugedeckt und die Vertiefung der Urnen mit Steinen ausgesetzt gewesen sein. Einige Gefässe, so namentlich das im Besitze des Herrn Notars befindliche, waren mit flachen Henkeln versehen.

Der runde, aus Gneis-Granit rohbearbeitete Stein, den mir der Herr Gemeindevorsteher zeigte, ist ein Läufer einer römischen Handmühle. Er lag auf einer in nächster Nähe der Urnen quer von Nordost nach Südwest sich hinziehenden Grundmauer.

Vielleicht ist diese noch ein Rest eines an dieser Stelle gestandenen römischen Wohnhauses. Von dem in geringer Entfernung von 0·80 m gelegenen Skelete eines Menschen, das übrigens wahrscheinlich einer viel späteren, vielleicht der neueren Zeit angehörte, war leider keine Spur mehr vorhanden.

Bei Wiederaufnahme der Ausgrabungen im nächsten Frühjahre ist wohl zu hoffen, dass noch weitere Funde zum Vorscheine kommen."

Herr Natale Trojanis in Curzola theilt uns mit, er habe von Herrn Gregorio Depolo, Lehrer an der Volksschule, einen auffallend grossen Steinkeil zum Geschenke erhalten, welcher auf einem Grundstücke südlich von der Stadt gefunden wurde. Eine wissenschaftliche Bestimmung des Materiales wurde nicht vorgenommen. Es wird nur bemerkt, dass er dem Probirstein (pietra di paragone) ähnelt und eine schwärzlichgraue Farbe besitzt. Das Gewicht des Stückes beträgt 1·60 kg. Die Abbildung desselben folgt hiebei (Fig. 22 und 23, in zwei Stellungen).

Herr Dr. Wladimir Demetrykiewicz hat im Jahre 1897 im Auftrage der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Krakau folgende Ausgrabungen veranstaltet:

1. In Hleszczawa bei Trembowla (Ostgalizien) einen Kurgan mit einem Steinkistengrab mit Glasgefäss aus römischer Periode geöffnet.

2. In Semenow bei Trembowla einen Kurgan mit Skeletten in Eichenholzkisten untersucht. — Ausser Thongefässen wurden in diesen Gräbern, welche wahrscheinlich aus einer der letzten prähistorischen Periode stammen, keine anderen Beigaben gefunden.

3. In Zielencze-Podgorze bei Trembowla wurden neolithische Ansiedelungen mit bemalten, stark gebrannten Thongefässen entdeckt und untersucht.

Herr Dr. Demetrykiewicz hatte ferner Gelegenheit, die aus den Gräberfeldern bei Czechy und Wysocko unweit Brody (welche Professor Szaraniewicz aus Lemberg ausgegraben hat) gehobenen Gegenstände, wie: Thongefässe, Steinwerkzeuge, Bronze- und Eisengegenstände, näher zu besichtigen und die Ueberzeugung gewonnen, dass diese Gräberfelder aus der Hallstatt-Periode stammen. — Im Jahre 1897 hat Herr Szaraniewicz diese Ausgrabungen fortgesetzt.

Herr Dr. Demetrykiewicz brachte in Erfahrung, dass bei Sokal (Ostgalizien) angeblich ein ganzes Thongefäss voll goldener Münzen mit den Bildnissen Philipps von Macedonien und Alexanders des Grossen (wahrscheinlich keltische Nachahmungen) gefunden wurde, dessen Inhalt bei dem sehr beklagenswerthen Zustande des öffentlichen Schutzes für die Alterthümer in Galizien gänzlich verschleppt worden ist. In Privathänden in Lemberg hat derselbe zwei Stück erwähnter Münzen gesehen.

Gleiches gilt von dem Goldfunde, welcher im Mai vorigen Jahres in dem Dorfe Michałkow (politischer Bezirk Borszczow in Ostgalizien) von Bauern zufällig entdeckt wurde.

In derselben Ortschaft wurde bekanntlich schon im Jahre 1878 ein grosser Goldschatz gefunden, der leider bis jetzt noch nicht entsprechend wissenschaftlich publicirt werden konnte, da er im gräflichen Dzieduszycki-Museum in Lemberg aufbewahrt wird, dessen Sammlungen dermalen der Forschung unzugänglich sind. Nur auf ganz ausserordentlichem Wege gelang es Herrn Demetrykiewicz, diesen ersten Schatz eingehender zu besichtigen, um ihn für das Kronprinzenwerk näher zu beschreiben. („Oesterreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", Band Galizien, Seite 126—129.) Derselbe stellte sich als Product der pannonischen La Tène-Zeit heraus; er gehört theilweise auch zu der Gruppe der sogenannten skythischen Alterthümer.

Die neue Aufdeckung eines zweiten Goldschatzes in Michałkow 1897 muss als eine reine Raubgräberei von Seite der nahewohnenden Bauern und Juden bezeichnet werden. Es ist nicht einmal bekannt, ob dies ein Grab- oder ein Depotfund gewesen. Alle entdeckten Gegenstände, meist aus Gold, sind verschleppt worden und sind endlich nach mancherlei Wechselfällen in den Besitz von verschiedenen Personen gelangt; nämlich:

1. ein kleiner unbedeutender Theil an das Dzieduszycki-Museum in Lemberg,

2. an den Grafen Borkowski in Mielnica bei Michałkow,

3. an den Kämmerer R. v. Przybysławski in Lemberg [1]),

4. an Herrn Dzikowski, Waffenhändler in Lemberg,

5. an Herrn Winiarz, Privat in Lemberg.

Diese letzte Partie dürfte bereits an ein ausländisches Museum verkauft worden sein.

6. Bei einem nicht näher bezeichneten Juden soll angeblich ein silberner Gegenstand (Platte mit Inschrift?) sich befinden.

Angeblich lag neben diesen Golderzeugnissen auch ein Glasgefäss und Thongefässe. Diese sind jedoch nicht mehr zu eruiren.

Schon aus dieser kurzen Schilderung kann man wahrnehmen, wie unzureichend der gesetzliche Schutz der prähistorischen Denkmäler, die Theilnahme des Publicums an denselben und die Vorbedingungen zu deren wissenschaftlicher Verwerthung in Galizien dermalen sind.

Herr Demetrykiewicz hatte Gelegenheit, die oben nach den verschiedenen Eigenthümern angeführten Gruppen sub Nr. 2, 3 und 4 persönlich theils im Original, theils in getreuen photographischen Aufnahmen zu sehen.

Alle diese Gegenstände (von denen die im Besitze des Grafen Borkowski die wichtigsten sind) tragen die Merkmale der pannonischen Abart des La Tène-Stiles. Einige von ihnen sind leider von den Raubgräbern absichtlich sehr arg verstümmelt oder zerhackt worden.

Wir verdanken der freundlichen Mittheilung des Herrn R. Zawiliński folgende Uebersicht über die Thätigkeit in Galizien auf ethnographischem Gebiete:

Ethnographische Forschungen in Galizien haben ihren Mittelpunkt in der Anthropologischen Commission der Akademie der Wissenschaften und in der Gesellschaft für Volkskunde, die seit drei Jahren in Lemberg besteht. Diese hat ihr officielles Organ „Lud" (das Volk), welches vierteljährlich erscheint und ausser Materialien auch allgemeine Aufsätze bringt, von denen im letzten (III.) Jahrgange die von Jan Witort: „Ethnographie und die neuesten Studien zur Literatur" zu nennen

[1]) Durch Ankauf an die prähistorische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien übergegangen; siehe den Bericht von J. Szombathy im Sitzungsbericht Nr. 1 dieser Mittheilungen, Bd. XXVIII (1898), S. [5].

ist. Wichtigere Materialien zur Ethnographie der Polen in Galizien brachten unter Anderen: 1. Dr. St. Eljasz-Radzikowski durch die Veröffentlichung (in polnischer Uebersetzung mit reichhaltigem Commentar) einer „Kurzen Beschreibung der Karpathen, aus Gebräuchen der Einwohner, Seen, Kościelisker Thale, Mineralien, Bergbau, Wäldern, Pflanzen, Thieren und Räubern"[1]), verfasst im Jahre 1827 von Franz Klein, ehemaligem Oberförster der Camera im Neumarkter Kreise; und 2. Dr. Karl Mátyás durch eine „Sammlung volksthümlicher Benennungen der Orte im Bezirke Brzesko in Galizien". — Kleinere Beiträge lieferten die Herren S. Gonkel, J. Witort, M. Kapuściński, P. Sarna und Prof. L. Mšynek.

Die anthropologische Commission der Akademie der Wissenschaften veröffentlichte soeben den ersten Band eines grösseren Werkes, das unter dem Titel „Das weissrussische Volk in Lithauen" von Herrn Michael Fedrrowski zusammengestellt ist; dieser Band enthält Glauben und Aberglauben des Volkes aus der Umgegend von Wołkowysk, Słonim, Lida und Sokółka. Das Material ist sehr interessant, wissenschaftlich gruppirt und durch beinahe ausschliesslich mundartliche Ueberlieferung sowohl für den Ethnographen, als auch für Dialectforscher von eminenter Bedeutung. Die „Materialien zur Anthropologie, Archäologie und Ethnographie" enthalten in dem eben herausgegebenen (II.) Bande ein Gelegenheitsgedicht von St. Trembecki vom Jahre 1788, in der Krakauer Mundart verfasst und von J. Stein herausgegeben; einige weissrussische Räthsel von L. Wasilewski; „Sagen und Märchen aus einem wolhynischen Dorfe Jurkowszczyzna" von Frau S. Rokossowska; schliesslich den zweiten Theil der „Rechtsbegriffe und Rechtsgebräuche der polnischen Bevölkerung am Rabaflusse in Westgalizien" von J. Świętek. Diese letzte Arbeit zeichnet sich besonders durch Fülle neuen Materiales und übersichtliche Ordnung des Stoffes aus.

Eine Forschung im eigentlichen Sinne des Wortes hat mit Hilfe der Commission Herr Zawiliński unternommen. Sie betrifft wie im vorigen Jahre die polnische Bevölkerung im Grenzgebiete von Nord-Árva in Ungarn und hat sich heuer auf das Sammeln von Liedern (mit Melodien) und Sprüchen erstreckt. Da das Gebiet naturgemäss slovakischem Einflusse unterliegt, hat der Unterzeichnete auch diese Völkergruppe in das vergleichende Studium einbeziehen müssen.

Nur durch Mangel an entsprechenden Geldmitteln lässt sich erklären, warum die Commission planmässig nicht vorgehen kann und noch grosse Gebiete ganz unerforscht liegen lässt. Materialien, die gelegentlich oder von einem nicht gut genug instruirten Dilettanten gesammelt werden, können keineswegs der ernsten Forschung Vorschub leisten; sie schaden ihr sogar dadurch, dass sie die Meinung erwecken, es sei etwas geforscht worden. So liegt das ganze Gebiet der Hausforschung zum Theile nur berührt, so fehlt eine systematische und erschöpfende Sammlung von ungemein malerischen Trachten des polnischen Volkes, die von Jahr zu Jahr mehr schwinden, vom Tandelmarkt und seinen Waaren zurückgedrängt.

[1]) Authentischer Titel.

Nach gütiger Mittheilung von Herrn C. Marchesetti wurden die Grabungen in der Nekropole von S. Lucia heuer mit ziemlichem Glücke fortgesetzt, obwohl die Gräber etwas spärlich waren — 67 auf 192 qm. Mehr als die Hälfte (34) der Gräber besassen grosse Urnen, darunter eine grössere Zahl, die mit rothen und schwarzen Zonen versehen waren. Nennenswerth sind zwei grosse bronzene Situlen, wovon eine die Höhe von 83 cm erreicht, mit 214 cm Umfang, die andere 65 cm hoch ist und 169 cm misst. In geringer Zahl waren thönerne Töpfe vorhanden, dagegen beliefen sich die Bronzesitulen auf 14, wovon drei ganz unversehrt waren. In einem Bronzegefässe war ein wohlerhaltenes hölzernes Näpfchen enthalten. Die Schmuckgegenstände wiederholten meistens schon früher in dieser Nekropole gefundene Formen, darunter gegen 100 Fibeln, von welchen einige mit prächtigen Anhängseln, verschiedene Ringe für Arme, Finger, Hals und Ohr, Knöpfe, Perlen aus Glas und Bernstein etc.

Herr Professor Dr. K. Moser in Triest hat über Anregung und unter Unterstützung unserer Gesellschaft die Plattengräber von Alt-Muggia untersucht. Es wurden 15 Gräber geöffnet, von denen sich nur zwölf als völlig intact erwiesen. Der gänzliche Mangel an Beigaben in diesen Skelet- und Massengräbern liess das Zeitalter der Bestattung nicht constatiren, doch hält Berichterstatter dafür, dass dieselben dem IV. bis VIII. Jahrhundert n. Chr. angehören würden. Die anatomischen Details der Schädel dürften einigen Aufschluss über diese Bevölkerung geben[1]).

Die Ausgrabungen in der Höhle Vlaščajama nächst dem Eisenbahnviaduct von Nabresina gingen im heurigen Jahre nur sehr sporadisch von statten, da die Kränklichkeit des Berichterstatters eine anstrengende Thätigkeit vereitelte. Die wenigen hier gemachten Funde bestehen in einigen hübschen Knochen- und Flintartefacten, bearbeitetem Hirschgeweih, Gefässresten und aus der ältesten diluvialen Schichte bearbeitete Schalen der Perlmuttermuschel, nebst einzelnen Knochenschildern von Testudo (Emys) europaea. Die Zahl der bis jetzt zu Tage geförderten Artefacte dürfte die Zahl von 600 Stück weit übertreffen.

Auf dem zwischen der Bahnhofstation Nabresina und der Ortschaft Praprot verbindenden, von Mauern eingefassten Fusswege, rechts von der Sanct Poley verbindenden Fahrstrasse, gelangt man in einer Viertelstunde Weges zur Höhle Katra-Jama, über deren prähistorische Bedeutung Herr Moser schon a. a. O. gesprochen hat. Vor dem Aufstiege zu dieser Höhle liegt rechts davon, hart über dem Wege, ein circa 2 m hoher Tumulus, der dicht mit Gras bewachsen ist. Die Bodenbeschaffenheit der Umgebung des Tumulus, die durchweg felsig ist, lässt den Berichterstatter vermuthen, dass derselbe noch unversehrt ist und daher nähere Erforschung verdient.

[1]) Siehe darüber den Bericht in den Sitzungsberichten dieser Mittheilungen vom Jahre 1897 (XXVII. Bd.), S. [75] ff.

Zur Fortsetzung seiner Arbeiten über die Huzulen und deren Nachbarn, insbesondere zum Studium der huzulischen Gehöfte und ihrer Einrichtung, unternahm Prof. KAINDL auch in diesem Sommer mit Unterstützung unserer Gesellschaft eine grössere Reise. Dieselbe führte ihn aus dem Bukowiner Gebirge an der Suczawa über Kirlibaba nach der Marmaros in Ungarn, wo in einer Reihe von Gebirgsdörfern Untersuchungen gepflogen wurden. Von dort begab sich KAINDL durch das Thal der Theiss in's galizische Pruththal, sodann in das Thal der galizischen goldenen Bistritz, wo sich die westlichsten Sitze der Huzulen befinden. Von dort kehrte er sodann durch die am Fusse des Gebirges gelegenen Ortschaften Nadworna, Delatyn, Kuty, Wiznitz, Berhometh, Banilla) wieder an den Ausgangspunkt seiner Reise zurück. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen werden in einer grösseren illustrirten Arbeit von der Anthropologischen Gesellschaft in Wien veröffentlicht werden und eine Ergänzung zu seinen schon erschienen Arbeiten „Die Huzulen" (1893) und „Haus und Hof bei den Huzulen" (1896) bilden. Leider konnte Dr. KAINDL nicht die westlichen Nachbarn der Huzulen, die Bojken, studiren. Im Uebrigen besitzt er aber nunmehr ein genügendes Material, um eine vergleichende Studie zwischen den Huzulen und ihren Nachbarn in der Bukowina, in Galizien und in Ungarn zu schreiben. Inzwischen ist in unseren Mittheilungen KAINDL's neueste Arbeit „Bei den Huzulen im Pruththale" erschienen, welche uns die Identität von Ost- und Westhuzulen in überzeugender Weise vorführt. An die Schilderung des Hauses und Hausgeräthes der Pruthhuzulen schliessen sich interessante Beziehungen derselben zum Volksaberglauben an. Mögen dieselben recht bald weitere Verwerthung durch Vergleichung erhalten. zu welcher das reiche polnische und russische Material geradezu auffordert.

Ausserdem verzeichnen wir noch folgende neue Arbeiten zur Volkskunde der Bukowina:

R. F. Kaindl: Die Herkunft der Deutschen in der Bukowina. (Aus allen Welttheilen. Bd. XXVIII, Nr. 9.)

Derselbe: Die culturelle Bedeutung der Deutschen in der Bukowina. (Ebenda Nr. 22.)

Derselbe: Die Huzulen. Eine orientirende Skizze. (Wiener Zeitung 1897, Nr. 190.) Erschien aus Anlass der von R. F. Kaindl für das naturhistorische Hofmuseum angekauften Sammlung von huzulischen ethnographischen Objecten.

Derselbe: Die Huzulen. Zusammenfassende Ergebnisse der neuesten Forschungen. (Oesterr.-ungar. Revue. Bd. XXII, Nr. 4, 5 und 6.)

Derselbe: Die Jagd bei den Huzulen. Geschichtlicher Rückblick, Jagdgeräthe und Jagdausrüstung. Mit 10 Abbildungen. (Oesterr. Forst- und Jagd-Zeitung. Bd. XV. Nr. 38.)

Derselbe: Haus und Hof bei den Rusnaken. Mit einer Einleitung über den Namen „Rusnak", Ruthene u. s. w. (Globus, LXXI, Nr. 9.)

Derselbe: Deutsche, polnische und ruthenische Lieder, Neckreime, Abzählverse, Spiele, Geheimsprachen und allerlei Kunterbunt aus der Kinderwelt. Gesammelt in der Bukowina und in Galizien. (Bisher 208 Nummern. Zeitschr. des Vereines für Volkskunde. [Berlin 1897]).

G. Kupczanko: Nasza rodyna (Unser Stamm). Handelt über die Ruthenen in der Bukowina, Galizien und Ungarn. Wien 1897.

B. Kozarisczuk: Huzulische und ruthenische Märchen. (Nauka, Wien 1897.)

J. Polek: Die Lippowaner in der Bukowina. (I. Geschichtliches. [Jahrb. des Bukowiner Landesmuseums für 1896.])

D. Dan: Die Gemeinde Straża und ihre Bewohner (Rumänen). (In der rumänischen Zeitung Patria 1897, Nr. 23 ff.)

Derselbe: Volksglauben der Rumänen in der Bukowina. (Zeitschr. für österreichische Volkskunde, III.)

E. Westowski: Die alte Tracht der Rumänen in den Städten der Bukowina. (Bukowinaer Post 1897, Nr. 569.)

Derselbe: Rumänische Volksüberlieferungen aus der Bukowina. (In der folkloristischen Zeitschr. Sezătoarea, IV, Nr. 4.)

Von Seite unserer Gesellschaft unterstützt, widmete Herr J. R. BÜNKER die Monate Juli und August des laufenden Jahres der Flurforschung auf heanzischem Boden in den Dörfern Oberschützen, Willersdorf, Aschau und Schmiedraith. Die Arbeit konnte jedoch nicht zum Abschlusse gebracht werden und erfordert eine Fortsetzung im Laufe des nächsten Jahres.

An Publicationen aus Herrn BÜNKER's Feder sind im Laufe des Jahres 1897 in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien erschienen:

1. „Das ethnographische Dorf der ungarischen Millenniums-Landesausstellung in Budapest". 2. „Das Bauernhaus in der östlichen Mittelsteiermark und in benachbarten Gebieten". 3. In der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde" (Berlin): „Herde und Oefen in den Bauernhäusern des ethnographischen Dorfes der Millenniums-Ausstellung in Budapest", Heft 1. 4. „Heanzische Schwänke, Sagen und Märchen", Heft 3 und 4; weitere Fortsetzungen folgen noch. 5. In der „Zeitschrift des Vereines für österr. Volkskunde": „Niederösterreichische Märchen", Heft 3, 7 und 8; weitere Fortsetzungen folgen. 6. In der „Oedenburger Zeitung": „Zwei in's Hochdeutsche übertragene Märchen" seiner circa 60 Nummern umfassenden Sammlung heanzischer Märchen, die ausschliesslich in Oedenburg aufgezeichnet wurden. 7. In der „Oberwarther Sonntags-Zeitung" ebenfalls zwei Märchen.

Herr Dr. O. HOVORKA EDLER v. ZDERAS hat 1897 veröffentlicht:

„Von der Hand, die aus dem Grabe wächst." Eine Volkssage aus Meleda. („Urquell", Leiden 1897. Heft 8.)

„Mal de Meleda." („Archiv für Dermatologie." XL. Bd., 2. und 3. Heft.) [Entscheidung der Frage, dass die Meledaner „guba" kein Aussatz sei — mit dem Kopenhagener Lepraforscher EHLERS.]

„**Aus dem Volksglauben von Sabbioncello.**“ („Zeitschrift für österr. Volkskunde.“ 1897.)

1. „Schlangenglauben“, 2. Heft.
2. „Gespensterglauben“, 3. Heft.
3. „Geisterglauben“ (unter der Presse).

„**Wie der ‚Aussatz‘ (guba) auf der Insel Meleda entstand.**“ („Zeitschrift für österr. Volkskunde.“)

Der soeben ausgegebene Bd. V der „Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina“ legt Zeugniss ab für die wissenschaftliche Thätigkeit im Occupationsgebiete, wobei unseren Disciplinen der Löwenantheil zufällt. Herr Fr. Fiala berichtet über die Ergebnisse seiner Untersuchung prähistorischer Grabhügel auf dem Glasinac 1895, sowie über Ausgrabungen auf dem Debelo brdo bei Sarajevo. Eine reichhaltige Arbeit von dem zu früh verblichenen Herrn W. Radimsky, von den Herren Dr. Leop. Glück, Dr. Joh. Woldřich und Dr. G. Ritter Beck v. Mannagetta behandelt den prähistorischen Pfahlbau von Ripač bei Bihać, dem bestuntersuchten Gliede jener Reihe von Flusspfahldörfern, welche in der Una zwischen Ripač und Brekovica bestanden. Die Grabungen wurden unter Herrn Radimsky's Leitung 1893 und 1894 durchgeführt. Die sorgfältige Bearbeitung des gewonnenen Materiales durch bewährte Fachmänner hat zu wichtigen Gesichtspunkten für die Beurtheilung jener neolithischen Stationen geführt, deren weitere Aufschliessung hoffentlich bald folgen wird. Herr Radimsky ist ausserdem durch den Schluss seiner „Archäologischen Tagebuchblätter“ vertreten, in welchen ausser römischen Funden besonders einige Wallbauten in den Bezirken Trebinje, Mostar, Krupa beschrieben werden.

Die physische Anthropologie ist in dem genannten Bande durch die Arbeit unseres verehrten ehemaligen Vicepräsidenten Herrn Oberstabsarztes Dr. A. Weisbach über „Prähistorische Schädel vom Glasinac“ vertreten. Aus der Messung von 37 Schädeln und der Vergleichung der Maasse mit jenen der jetzigen Bevölkerung des Kreises Sarajevo, zu welchem auch Rogatica mit dem Glasinac gehört, ergibt sich unter Abziehung eines Coëfficienten von 2%, von den Lebendindices eine durchgreifende Verschiedenheit der jetzigen kurzköpfigen Bevölkerung von der entschieden dolichocephalen im Glasinac Bestatteten. Herr Dr. Glück hat gegen 30 Albanesen, und zwar muhammedanische, von denen 15 der Umgegend von Prisren angehören, untersucht, ausserdem 9 im Besitze des bosnisch-hercegovinischen Landesmuseums befindliche Schädel aus Mittelalbanien. Er gelangt zu dem Schlusse, dass die jetzigen Albanesen, im Gegensatze zu früheren Anschauungen, als Mischvolk anzusehen sind, in welchem Lang- und Kurzköpfe sich nahezu die Wage halten. (S. 371.) Die gemessenen Schädel zeigen insgesammt einen brachycephalen Charakter. Zwischen dem lebenden und dem todten Materiale bestehen immerhin so bedeutende Unterschiede, dass Herr Dr. Glück die Frage, ob die gemessenen Schädel wirklich Albanesen angehörten, offen lässt. Herr Dr. Glück hat auch Beiträge „Zur physischen Anthropologie der Zigeuner in Bosnien und der Hercegovina“ geliefert. Er hat 66 muhammedanische, und zwar 42 „schwarze“ und 24 „weisse“ Zigeuner untersucht. Die ersteren sind Halbnomaden, sie repräsentiren den reinen Typus, die letzteren sind sesshaft und durchwegs Mischlinge. Die schwarzen Zigeuner sind entschieden dolichocephal, während bei den weissen die Brachycephalie überwiegt.

Auch die Volkskunde ist durch eine Anzahl von werthvollen Notizen vertreten, aus welchen ich besonders hervorhebe: Luka-Grgjić-Bjelokosić, „Gespinnstfärberei“, „Ueber das Feuerheben“; H. Fazlagić, „Das Beschwören“; Nika Vlašić, „Volksbräuche in der Umgebung von Djakovar zur Mahd- und zur Erntezeit“.

Wie Sie aus dem Ihnen vorliegenden Bande XXVII unserer Mittheilungen ersehen, haben wir auch im verflossenen Jahre die Hausforschung zu fördern gesucht. Herr Lehrer Bünker hat seine früheren, mit unserer Unterstützung ausgeführten Studien in Ungarn und der Steiermark in einer schönen Arbeit, „Das Bauernhaus in der östlichen Mittelsteiermark und in benachbarten Gebieten“, verwerthet. (Bd. XXVII, S. 113 ff.)

Bei der Delegirtenconferenz des Verbandes der deutschen Architekten- und Ingenieurvereine, welche am 4. October zu Wien stattfand, waren wir durch die Herren Heger und Prof. Dr. Meringer vertreten. Herr Oberst i. R. Gustav Bancalari unternahm es, in einem an den Ausschuss dieser Versammlung gerichteten Memorandum den Standpunkt unserer Gesellschaft gegenüber den einzuleitenden Erhebungen in überaus klarer Fassung niederzulegen, wofür ihm unser warmer Dank hiemit dargebracht wird. Der Erfolg dieser auf einer überlegenen Beherrschung der grossen Gesichtspunkte beruhenden Darstellung war ein durchschlagender, indem in den wichtigsten Punkten eine vollkommene Uebereinstimmung erzielt wurde. Wir dürfen hoffen, in den Architekten eifrige Bundesgenossen für eine systematische Verfolgung der Entwicklungsgeschichte des mitteleuropäischen Bauernhauses gewonnen zu haben!

Der Inhalt unserer Sitzungsberichte gewährt den Eindruck einer vielseitigen Thätigkeit unserer Mitglieder. Die Vorträge von Herrn Dr. Peisker über „Die österreichische Wirthschaftsgeschichte“, von Herrn Dr. Wallaschek über „Die Anfänge unseres Musiksystems in der Urzeit“, von Herrn k. k. Polizei-Obercommissär Camillo Windt über „Das Bertillon'sche anthropometrische Messverfahren und dessen Einführung in Oesterreich“ hatten die Vertreter verschiedenster Gebiete in unsere Mitte gezogen und damit eine kräftige Propaganda für die Anerkennung der anthropologischen Gesichtspunkte ausgeübt. Wir sagen den verehrten Vortragenden unseren besten Dank. Derselbe gebührt in nicht minderem Maasse den österreichischen Fachgenossen, deren unverdrossene Mitarbeit für ideale Zwecke unter den heutigen politischen Verhältnissen besonders erfreulich ist. Das Interesse der deutchen Forscher an unserer Gesellschaft tritt bei jeder Gelegenheit, wie bereits angedeutet, an's Licht. Herr Dr. Lissauer hat uns durch eine sehr werthvolle Mittheilung über die Thätigkeit des Musealvereines in Hallstatt für 1896, sowie über eine daselbst aufgefundene römische Fibel ausgezeichneter Arbeit erfreut,

für welche ihm noch hier unser warmer Dank dargebracht wird.

Auch im verflossenen Jahre sind der Gesellschaft die bisherigen Subventionen von Sr. Majestät dem Kaiser im Gesammtbetrage von 1200 Gulden, ferner von den k. k. Ministerien des Innern, für Cultus und Unterricht im Betrage von 400 Gulden zutheil geworden. Wir sind hiefür zum unauslöschlichen Danke verpflichtet und sind auch im laufenden Jahre bestrebt, den bei der Gewährung dieser Unterstützungen massgebenden Absichten nach Möglichkeit zu entsprechen.

2. Herr Rechnungsführer Dr. Otto Müller erstattet sodann den Rechenschaftsbericht für das Jahr 1897. (Siehe nächste Seite.)

Nachdem gegen diesen Rechenschaftsbericht keine Einwendung erhoben wird, erscheint derselbe von der Jahres-Versammlung genehmigt.

3. Nach Vorschlag des Ausschusses werden sodann mit Stimmeneinhelligkeit gewählt: Das bisherige Ausschussmitglied Hofrath Professor Dr. Karl Toldt zum dritten Vice-Präsidenten (neu); die bisherigen und nach Erlöschen ihrer Mandate ausscheidenden Ausschussmitglieder Hofrath Dr. F. v. Hauer, Dr. Sigmund Wahrmann, Hans Graf Wilczek, Gundaker Graf Wurmbrand und Professor Dr. Emil Zuckerkandl auf weitere drei Jahre als Mitglieder des Ausschusses; endlich die bisherigen Rechnungscensoren Dr. Moriz Bruck und Prof. Alois Raimund Hein abermals für diese Function [1].

Nach dem Vorschlage des Ausschusses wurden ferner gewählt

a) zu Ehrenmitgliedern die Herren
Dr. Oskar Montelius in Stockholm,
Dr. Hjalmar Stolpe in Stockholm;

b) zu correspondirenden Mitgliedern die Herren
Dr. Arthur Hazelius in Stockholm und
Dr. Max Uhle in Philadelphia.

4. Herr kaiserlicher Rath Professor Dr. **Philipp Paulitschke** hält sodann einen Vortrag über

Prähistorische Funde aus dem Somaliland

unter Vorlage zahlreicher Objecte, welche von der Expedition des Grafen Eduard Wickenburg herrühren. Dieser Vortrag wird, mit 3 Tafeln ausgestattet, im nächsten Hefte der Mittheilungen erscheinen.

5. Herr Dr. **Paul Reinecke** übersendet aus Mainz eine Mittheilung:

Ueber einen Bronzekessel im Museum zu Esseg [2].

Zu der Zahl der ungarländischen Funde vom Typus des Hallstätter Culturkreises, welche sich im Laufe der letzten Jahre ungemein vermehrt haben, bin ich in der Lage, noch ein werthvolles, bisher aber noch nicht beachtetes Denkmal hinzufügen zu können.

[1]) In dem Berichte über die Jahres-Versammlung am 9. März 1897 (S. [39] des Bandes XXVII der Mittheilungen) wurde die damals erfolgte Wiederwahl der beiden Vice-Präsidenten Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl und Sectionschef Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg aus Versehen ausgelassen.

[2]) Vergl. Archaeologiai Értesitő, 1897, S. 385—391.

Das städtische Museum zu Esseg besitzt in seiner kleinen, aber über sehr interessante Alterthümer verfügenden prähistorischen Abtheilung einen leider sehr verletzten Bronzekessel von einer Form, welche unter den Funden der ungarischen Bronzeprovinz noch nicht vertreten war. Wir reproduciren hier (Fig. 24) [1]) das Gefäss nach einer Zeichnung, welche wir der Liebenswürdigkeit des Vorstandes der genannten Sammlung verdanken. Erhalten ist von dem aus dünnem Bronzeblech bestehenden Kessel nur die untere Hälfte, der Fuss und der Bauch, zusammen in einer Höhe von 23 cm; der Durchmesser der oberen Oeffnung beträgt 37 cm, der unteren Oeffnung des Fusses 15 cm, der Umfang an der Stelle, wo Bauch und Fuss zusammenstossen, misst 30 cm. Der Fuss ist ein besonderes Stück und so fein angefügt, dass man es auf den ersten Blick nicht bemerkt; nach anderen Kesseln derselben Gattung und ähnlichen Metallvasen zu urtheilen, ist



Fig. 24. Bronzekessel im Museum zu Esseg.

er weder angenietet, noch angelöthet, sondern über den unteren Rand des Bauches gepresst. Der obere Rand ist doppelt; hier, am grössten Umfange des Gefässes, waren Bauch und Hals mit grossen flachen, kaum sichtbaren Nieten zusammengefügt. In derselben Höhe sind auch, sich gegenüberstehend, zwei kräftige massive Griffe angebracht, welche je von zweimal drei starken, mit kegelförmigem Kopfe versehenen, dicken Nieten gehalten werden. Die verloren gegangene obere Hälfte des Kessels dürfte etwa von der Form gewesen sein, wie bei dem Bronzegefäss von Prenzlawitz in Westpreussen [2]), mit welchem unser Exemplar auch in den Maassen ungefähr übereinstimmt, nur dass das Prenzlawitzer obendrein noch verziert ist, während unserem Exemplar jedes Ornament fehlt.

Gefunden wurde der Kessel in einem Weingarten zu Dalja (Comitat Veröcze-Virovitic) unterhalb Esseg,

[1]) Herr Professor Dr. Hampel in Budapest hatte die Güte, uns das Cliché zur Verfügung zu stellen.

[2]) XVII. Bericht über die Verwaltung etc. des Westpreussischen Provinzialmuseums (1896). Danzig 1897, S. 38 bis 42 (Correspond.-Bl. d. Deutsch. Anthrop. Ges. 1897; Globus 1897).

Rechnungsabschluss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

für das Jahr 1897.

SOLL

A. Cassa-Conto.

	fl.	kr.	fl.	kr.
Cassarest vom Jahre 1896			5	36
1. Subvention Sr. Majestät des Kaisers			200	—
2. Subvention des hohen k. k. Unterrichtsministeriums			400	
3. Mitgliederbeiträge:				
a) Beitrag eines lebenslänglichen Mitgliedes	60	—		
b) Jahresbeiträge von 34 unterstützenden Mitgliedern à fl. 10·—	340	—		
c) Jahresbeiträge von 310 wirklichen Mitgliedern à fl. 5·—	1550	—		
d) Eingegangene Rückstände, Ueber- und Vorzahlungen	123	—	2073	—
4. Für Verkauf von Druckschriften	436	98		
Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und der k. k. Hofbibliothek für Tauschschriften	522	04	959	02
5. Eincassirte Zinsencoupons vom Anlagecapitale			42	
Zusammen			3679	38

B. Fond für praktische Arbeiten.

	fl.	kr.	fl.	kr.
Cassarest vom Jahre 1896	322	26		
Spende Sr. Majestät des Kaisers	1000	—		
Zusammen			1322	26

C. Werthpapier-Conto.

	fl.	kr.	fl.	kr.
Anlagecapital: Allgemeine Staatsschuldverschreibung à fl. 1000 Nominale Silber zum Courswerthe vom 31. December 1897 per fl. 102·30	1023	—		
daran halbjährig anhaftender Zinsencoupon pro 31. December 1897	21	—		
Zusammen			1044	—
Summe			6045	64

HABEN

A. Cassa-Conto.

	fl.	kr.	fl.	kr.
1. Kosten der gesellschaftlichen Publicationen:				
a) Druckkosten	1992	25		
b) Für Clichés, Zeichnungen und Farbendruckbilder	541	55		
c) Honorare für Literaturberichte	55	35	2589	15
2. Kanzlei-Auslagen:				
a) Remuneration für den Beamten	200	—		
b) Entlohnung des Dieners	96	—		
c) Neujahrgelder	70	—		
d) Versendungskosten für Publicationen, Einladungen etc.	321	75		
e) Auslagen des Secretärs	150	81		
f) „ „ Cassiers	62	50		
g) Druckkosten der geänderten Statuten	20	—		
h) an Steuern	1	06	922	14
3. Ausserordentliche Ausgaben für Reiseentschädigungen etc.			60	—
Zusammen			3571	29

B. Fond für praktische Arbeiten.

	fl.	kr.	fl.	kr.
a) Herrn Bünker für Flurforschungen im Eisenburger Comitate	100	—		
b) Herrn Ludw. Hans Fischer für Ausgrabungen in Ober-St. Veit bei Wien	75	—		
c) Herrn Franz Ritter v. Hoffgarten für Flurforschungen im Lungau	200	—		
d) Herrn Dr. Kaindl für ethnographische Studien in der Bukowina	150	—		
e) Herrn Vladimir Levec für Flurforschungen im Pettauer Felde	200	—		
f) Herrn Dr. Moser für Ausgrabungen in S. Michele bei Muggia	60	—		
g) Für Abschriften und Druckkosten	45	—	830	—

Vermögensstand.

	fl.	kr.	fl.	kr.
A. Cassarest vom Jahre 1897	108	09		
B. Ueberschuss des Fondes für praktische Arbeiten	492	26		
C. Werth des Anlagecapitales (wie neben)	1044	—		
Zusammen Activsaldo vom Jahre 1897			1644	35
Summe			6045	64

Wien, am 28. Februar 1898.

Karl Freiherr v. Schlosser,
d. Z. Cassier.

Dr. Otto Müller,
d. Z. Rechnungsführer.

Die Rechnungsausweise geprüft und richtig befunden:
Wien, am 5. März 1898.

Dr. Moriz Bruck,
d. Z. Rechnungscensor.

A. R. Hein,
d. Z. Rechnungscensor.

nicht weit vom Einflusse der Drau in die Donau, und zwar mit einer Anzahl von Bronzeblechfragmenten, offenbar von demselben Gefässe oder vielleicht noch von einem anderen, sowie dem Bruchstücke eines Armbandes (?).

Zeitlich ist dieses Gefäss etwa in das X. oder spätestens in das IX. vorchristliche Jahrhundert zu setzen. Wie die Uebereinstimmung mit dem Kessel von Prenzlawitz lehrt, hat es, wenn ihm auch die Verzierung fehlt, noch ganz den Charakter der ältesten Metallarbeiten des Villanovakreises. Schon die dem VIII. Jahrhunderte vor Chr. Geb. angehörenden italischen Bronzevasen in der Form des Villanova Ossuariums zeigen eine andere, mehr ausgebildete, fortentwickelte Gestalt.

Der italische Import während der älteren Villanovazeit hat in Ungarn viele Spuren hinterlassen. Der wichtigste Fund dürfte der von Hajdú-Böszörmény (Comitat Hajdú)[1] sein, welcher unter Anderem einen Bronzeeimer mit seitlichen Griffen, Henkeltassen und flache Becken mit Doppelhenkeln als unverkennbar durch den Handel aus dem Villanovacentrum nach Ungarn gebrachte Waare, sowie eine Reihe von Bronzeschwertern als einheimische Arbeiten enthielt. Die Einfuhr altitalischer Erzeugnisse erstreckte sich über den ganzen Bereich der ungarischen Bronzeprovinz. Die östliche Grenze von Alterthümern dieser Art liegt, soweit es sich heute nachweisen lässt, im östlichen Siebenbürgen und Ostgalizien[1]. Vielleicht dürfte noch zu dieser Gruppe ein Fund aus Bessarabien[2]) zu rechnen sein, zu welchem eine Henkeltasse aus Bronzeblech, ungefähr von der Form wie die bekannten flachen Henkelschälchen altitalischer Herkunft, nur viel roher gearbeitet und bei Weitem nicht die Eleganz jener erreichend, gehörte; ein anderer Fund, für dessen Authenticität ich jedoch nicht bürgen möchte, würde uns sogar nach Podolien führen[3]).

Spätestens mit dem Schlusse des VIII. vorchristlichen Jahrhundertes erfährt im Gebiete der ungarischen Bronzeprovinz der Import von der Apenninenhalbinsel eine starke Einschränkung. Siebenbürgen und das Theissgebiet, von den im Osten und Nordosten der Karpathen liegenden Ländern nicht zu reden, werden von Skythen besetzt; nur noch das rechte Donauufer in Ungarn kennt Funde der zweiten Hälfte der Hallstattzeit, darunter auch einige von italischem Charakter.

[1]) Hampel, Antiquités préh. de la Hongrie, XI, 3—8, XII, 1, 3—7; Bronzealter, XX, 2, 3, XXIII, 1, 4, 5, XXIV, 3, 5, XXXIII, 2, LXIV, 1, LXV, 1, 3, 4.

[1]) Fund von Bardócz, Com. Udvarhely (Arch. f. Kunde österr. Gesch.-Qu., XXIV, S. 388—391; Goos, Fundchronik etc., S. 12—13, Hampel, Bronzealter etc., II [1892], S. 8—9); Fund von Uniż am Dniestr, Bez. H. Horodenka (Przybysławski, Skarb bronzowy znaleziony na pravym brzegu Dniestru pod Uniżem, 1892; Referat in diesen Mittheilungen 1893).

[2]) Bericht d. kais. Arch. Comm. für 1891 (russ.), St. Petersburg 1893, S. 84—85.

[3]) Congrès internat. etc. Moscou (1892), T. II, 1893, S. 341—342 (altitalischer Kegelhelm).

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande der Jahres-Versammlung am 8. März 1898.

Die Zahlen in der Klammer bedeuten das Jahr der Ernennung, resp. des Eintrittes. Correcturen, resp. Ergänzungen dieser Angaben erbittet sich die Redaction der Mittheilungen unter der Adresse: Wien, I. Burgring 7.

A. Vereinsleitung und Ausschuss.

Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg** (seit 1882), zugleich Ehrenpräsident (1895).

Vice-Präsidenten:

Dr. Karl **Brunner** Ritter v. **Wattenwyl** (seit 1888)
Dr. Karl Theodor v. **Inama-Sternegg** (seit 1894).
Dr. Karl **Toldt** (1898).

Erster Secretär:

Franz **Heger** (seit 1887).

Zweiter Secretär:

Dr. Philipp **Paulitschke** (seit 1897).

Rechnungsführer:

Dr. Otto **Müller** (seit 1891).

Cassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser** (seit 1891).

Ausschussräthe:

Dr. Franz Ritter v. **Hauer** (seit 1870).
Dr. Emanuel **Herrmann** (seit 1890).
Dr. Moriz **Hoernes** (seit 1890).
Felix **Kanitz** (1870—1874, neuerdings seit 1879)
Dr. Josef **Karabacek** (seit 1872)
Felix **Karrer** (1876—1884, neuerdings seit 1887).
Dr. Matthäus **Much** (1871—1876, neuerdings seit 1884).
Dr. David Heinrich **Müller** (seit 1887)
Karl **Penka** (seit 1890).
Josef **Szombathy** (seit 1887)
Dr. Karl **Toldt** (seit 1886).
Dr. Wilhelm **Tomaschek** (seit 1890).
Dr. Sigmund **Wahrmann** (seit 1883).
Hans Graf **Wilczek** (seit 1870).
Dr. Johann Nep. **Woldřich** (seit 1887).
Gundaker Graf **Wurmbrand-Stuppach** (seit 1870).
Dr. Emil **Zuckerkandl** (1878—1883, neuerdings seit 1889).

Rechnungs-Censoren:

Dr. Moriz **Bruck**.
Alois Raimund **Hein**.

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

1. Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog **Josef** (1895).
2. Adolf **Bastian** in Berlin (1884).
3. Gustav **Fritsch** in Berlin (1895).
4. Ernst **Haeckel** in Jena (1872).
5. Hans **Hildebrand** in Stockholm (1895).
6. Benjamin **Kállay de Nagy-Kálló** in Wien (1895).
7. Julius **Kollmann** in Basel (1895).
8. John **Lubbock** in High Elms (1895).
9. Oscar **Montelius** in Stockholm (1898)
10. Friedrich **Müller** in Wien (1888). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
11. Sophus **Müller** in Kopenhagen (1895).
12. J. W. **Powell** in Washington (1884).
13. Johannes **Ranke** in München (1895).
14. Wilhelm **Reiss** in Könitz [Thüringen] (1889).
15. Hjalmar **Stolpe** in Stockholm (1898).
16. Edward B. **Tylor** in Oxford (1895).
17. Praskovja Sergejewna Gräfin **Uwarow** in Moskau (1890).
18. Rudolf **Virchow** in Berlin (1879).
19. Wilhelm **Waldeyer** in Berlin (1895).
20. Gundaker Graf **Wurmbrand-Stuppach** in Graz (1895). [Zugleich unterstützendes Mitglied.]

II. Correspondirende Mitglieder.

1. Richard **Andree** in Braunschweig (1877).
2. Dmitrij Nikolajewitsch **Anutschin** in Moskau (1890).
3. Max **Bartels** in Berlin (1889).
4. Josef Baron de **Baye** in Paris (1893).
5. Frans **Boas** in New-York (1890).
6. Daniel G. **Brinton** in Philadelphia (1887)
7. Edoardo **Brizio** in Bologna (1895).
8. Emil **Cartailhac** in Toulouse (1879).
9. Ernest **Chantre** in Lyon (1879).
10. Wilhelm **Dörpfeld** in Athen (1895).
11. Ernst **Eitel** in Hongkong (1870).
12. A. **Ernst** in Carácas, Venezuela (1888).
13. Otto **Finsch** in Leiden (1884).
14. Alb. S. **Gatschet** in Washington (1884).
15. Georg **Gerland** in Strassburg (1895).
16. Gherardo **Ghirardini** in Pisa (1895).
17. Enrico **Giglioli** in Florenz (1895).
18. J. **Girard de Rialle** in Paris (1879).
19. Wilhelm **Grempler** in Breslau (1889).
20. Victor **Gross** in Neuveville (1883).
21. Wilhelm **Gurlitt** in Graz (1883).
22. Josef **Hampel** in Budapest (1892).
23. Ernest **Hamy** in Paris (1884).
24. Arthur **Hazelius** in Stockholm (1898).
25. Jakob **Heierli** in Zürich (1891).
26. Wolfgang **Helbig** in Rom (1883)
27. Theodor v. **Heldreich** in Athen (1876).
28. C. **Herbst** in Kopenhagen (1876).
29. Anton **Herrmann** in Budapest (1890).
30. Rudolf **Hoernes** in Graz (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
31. W. J. **Hoffman** in Mannheim (1884).
32. Urban **Jarnik** in Prag (1884).
33. G. W. **Leitner** in Woking bei London (1872).
34. A. **Lissauer** in Berlin (1892).
35. Paolo **Mantegazza** in Florenz (1878).
36. Christian **Mehlis** in Neustadt a. d. H. (1879).
37. August **Meitzen** in Berlin (1895).
38. Johanna **Mestorf** in Kiel (1877).
39. A. B. **Meyer** in Dresden (1884).
40. Enrico **Morselli** in Genua (1875).
41. Gabriel de **Mortillet** in St. Germain en Laye (1877).
42. Robert **Munro** in Edinburgh (1895).
43. Julius **Naue** in München (1887).
44. Alfred **Nehring** in Berlin (1898).
45. Hermann **Obst** in Leipzig. [Zugleich wirkliches Mitglied.]
46. Otto **Olshausen** in Berlin (1895).
47. Paul **Orsi** in Siracus (1887).
48. Luigi **Pigorini** in Rom (1872).
49. Gustav **Radde** in Tiflis (1884).
50. W. **Radloff** in St. Petersburg (1892).
51. Friedrich **Ratzel** in Leipzig (1886).
52. Salomon **Reinach** in St. Germain en Laye (1895).
53. Gustav **Retzius** in Stockholm (1880).
54. J. G. F. **Riedel** in Haag (1878).
55. J. D. E. **Schmeltz** in Leiden (1884).
56. Emil **Schmidt** in Leipzig (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
57. Wilibald v. **Schulenburg** in Berlin (1887).
58. W. **Schwartz** in Berlin (1880)
59. Georg **Schweinfurth** in Berlin (1884).
60. C. **Schwicker** in Budapest (1880).
61. Theodor Ritter v. **Stefanović-Vilovsky** in Belgrad (1887).
62. Karl von den **Steinen** in Neubabelsberg bei Berlin (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
63. Ludwig **Stieda** in Königsberg, Preussen (1880).
64. Aurel v. **Török** in Budapest (1891).
65. Paul **Topinard** in Paris (1879).
66. W. **Troutowski** in Moskau (1890).
67. Max **Uhle** in Philadelphia (1898).
68. E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd** in Florenz (1879).
69. Julien **Vinson** in Paris (1879).
70. Albert **Voss** in Berlin (1887).

III. Stifter.

1. **Liechtenstein,** Johann, reg. Fürst von und zu. Wien, IX. Alserbachstrasse 16 (1895).
2. **Sokolowski,** Julian. Wreschen in Posen (1890).

IV. Unterstützende Mitglieder [1]).

1. **Abensperg-Traun,** Hugo Graf v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Oberst-Kämmerer. Wien, I. Wallfischg. 13 (1887).
2. **Apponyi,** Alexander Graf, k. u. k. Kämmerer. Lengyel, Ungarn (1889).

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, vorkommende Adressenänderungen sofort dem Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmässige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen etc. garantirt werden kann. Den Mitgliedbeitrag wolle man an den Cassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr v. Schlosser, Wien, IV. Taubstummengasse 8, zu Beginn eines jeden Vereinsjahres einsenden.

3. **Bonaparte,** Prinz Roland. Paris, Avenue d'Jéna 10 (1895).
4. **Delhaes,** Stefan, Historienmaler. Wien, VIII. Schlösselgasse 2 (1882).
5. **Dumba,** Nikolaus, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Parkring 4 (1884).
6. **Dungel,** Dr. Adalbert, kaiserlicher Rath, General-Abt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich (1881).
7. **Dzieduszycki,** Wladimir Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Lemberg, Kurkova 15 (1890).
8. **Erwein,** Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten, Mitglied des Herrenhauses. Klagenfurt, Priesterhausg. 2 (1887).
9. **Figdor,** Karl, Verwaltungsrath der Wiener Rückversicherungs-Gesellschaft. Wien, I. Löwelstrasse 8 (1891).
10. **Grünbaum,** Dr. Hermann. Wien, I. Hessgasse 7 (1892).
11. **Gussenbauer,** Dr. Karl, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Ferstelgasse 5 (1870).
12. **Gutmann,** Max Ritter v., Berg- und Hütten-Ingenieur. Wien, I. Kantgasse 6 (1892).
13. **Harrach zu Rohrau, Prugg und Tannhausen,** Johann Franz Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 3 (1887).
14. **Hauer,** Dr. Franz Ritter v., k. u. k. Hofrath, Mitglied des Herrenhauses. Wien, VII. Kirchberggasse 7 (1870).
15. **Kinsky,** Ferdinand Fürst, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 4 (1887).
16. **Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, k. u. k. wirkl. Geh. Rath und Kämmerer. Wien, III. Jacquingasse 18 (1884).
17. **Lanna,** Adalbert Ritter v., Mitglied des Herrenhauses. Prag, Hibernergasse 9/II. (1882).
18. **Lieben,** Leopold v., Generalrath und Director der österr.-ungar. Bank. Wien, I. Oppolzergasse 6 (1891).
19. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Schwangasse 1 (1887).
20. **Miller zu Aichholz,** Dr. Victor Ritter v. Wien, III. Am Heumarkt 13 (1887).
21. **Nicolics** jr., Baron Fédor. Budapest, II. Bombenplatz 3 (1897).
22. **Niederösterreichisches Landes-Real- und Obergymnasium** in Horn (1893).
23. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. Dresden, Wintergartenstrasse 5 (1880).
24. **Presl,** Johann, Badhausunternehmer. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 59 (1892).
25. **Reich, S. & Co.,** k. k. landesbefugte Glaswaarenfabrikanten. Wien, II./2. Czerningasse 3 (1892).
26. **Rothschild,** Nathaniel Anselm Freiherr v. Wien, IV. Theresianumgasse 14 (1890).
27. **Samson** Philippine, Rentière in Wien, I. Franzensring 16 (1896).
28. **Scherzer,** Karl Ritter v., k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister i. R. Görz, Corso 18 (1895).
29. **Schlesinger,** Dr. Emil. General-Secretär der anglo-österr. Bank. Wien, I. Strauchgasse 1 (1896).
30. **Schoeller,** Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrath der österr.-ungar. Bank, Mitglied des Herrenhauses. Wien, II. Obere Donaustrasse 105 (1887).
31. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, III. Rennweg 2 (1884).
32. **Seudier,** Anton Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath Feldzeugmeister i. R. Wien, I. Friedrichstrasse 2 (1887).
33. **Steindachner,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien, I. Burgring 7 (1896).
34. **Waldstein,** Ernst Karl Graf, k. u. k. Kämmerer, Rittmeister i. R. Prag, Waldsteinhaus (1895). [Lebenslängliches Mitglied.]
35. **Wilczek,** Hans Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Herrengasse 5 (1870).
36. **Windisch-Graetz,** Ernst Fürst zu, k. u. k. Kämmerer, Oberst a. D. Wien, III. Strohgasse 21 A (1879).
37. **Wurmbrand-Stuppach,** Gundaker Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath und Kämmerer. Graz, Elisabethstrasse 29 (1870). [Zugleich Ehrenmitglied.]
38. **Zwiklitz,** Felix Edler v. Wien, IV. Heugasse 20 (1883).

V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Adam,** Dr. Josef. Wien, IX. Liechtensteinstrasse 91 (1893).
2. **Alterthumsverein** in Worms (1886).
3. **Alth,** Dr. Titus Ritter v., k. k. Realschuldirector. Wien, XVIII. Leitermayergasse 46 (1893).
4. **Andrian-Werburg,** Dr. Ferdinand Freih. v. Wien, I. Kolowratring 5 (1870). [Lebenslängliches Mitglied.]
5. **Andrian-Werburg,** Leopold Freih. v., stud. jur. Wien, I. Habsburgergasse 15 (1896).
6. **Anthropologische Section** der Gesellschaft für Physiokratie in Böhmen zu Prag 779-II (1887).
7. **Arneth,** Dr. Franz Hektor Ritter v. Wien, I. Kolowratring 14 (1870).
8. **Arthaber,** Johann Josef Rudolf Edler v., kaiserl. Rath. Wien, IV. Gusshausstrasse 19 (1891).
9. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Leibarzt. Wien, I. Habsburgergasse 2 (1887).
10. **Bachofen v. Echt,** Adolf. Wien, III. Landstrasse Hauptstrasse 38 (1885). [Lebenslängliches Mitglied.]
11. **Baernreither,** Dr. Josef Maria, k. k. Handelsminister, Wien, VIII. Landesgerichtsstrasse 11.
12. **Balfour,** Henry, Vorstand des Anthropological-Departement am Museum in Oxford, 11. Norham Gardens (1895).
13. **Bancalari,** Gustav, k. u. k. Oberst i. R. Linz, Altstadt 30 (1892).
14. **Bartsch,** Franz, k. k. Ober-Finanzrath. Wien, III. Salmgasse 14 (1887).
15. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysicus. Varna, Bulgarien (1889).
16. **Baumann,** Dr. Oskar, k. u. k. österr.-ungar. Consul in Sansibar (1887).
17. **Baumgartner,** Dr. Heinrich, k. k. Gymnasial-Professor. Wiener-Neustadt, Hobelhof (1892).
18. **Beer,** Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Mitglied des Herrenhauses, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III. Am Heumarkt 17 (1870).
19. **Belcredi,** Richard Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Präsident a. D. Gmunden (1898).
20. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, I. Kohlmessergasse 8 (1887).
21. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrath, Vorstand des k. k. Archäologischen Institutes. Wien, IX. Pelikangasse 18 (1883).

22. **Berchtold,** Sigmund Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Löwelstrasse 12 (1884).
23. **Bibliothek der Stadt Wien** (1896).
24. **Bleika Ritter v. Karltreu,** Dr. August, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Reitschulgasse 2 (1887).
25. **Blasius,** Dr. Wilhelm, Director des herzogl. naturhistor. Museums und Professor. Braunschweig, Gaussstrasse 17 (1892).
26. **Böhmerle,** Karl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsleitung. Mariabrunn 1 (1887).
27. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrath, Membre correspondent de l'Institut. Paris, Rue des Saints-Pères 71 (1883). [Lebenslängliches Mitglied.]
28. **Bormann,** Dr Eugen, k. k. Universitäts-Professor, Wien, XIX. Döblinger Hauptstrasse 15 (1895).
29. **Bouchal,** Leonbard, Wien, I. Tiefer Graben 11 (1895)
30. **Breitenstein,** Dr. Heinrich. Wien, IX. Rossauerstrasse 4 (1898).
31. **Brenner-Felsach,** Joachim Freiherr v., k. u. k. Kämmerer. Gainfarn, Niederösterreich (1889).
32. **Breycha,** Dr. Arthur, k. k. Ministerial-Secretär. Wien, I. Kärntnerring 9 (1895).
33. **Brigham,** William J., Director of the Bernice Pauahi Bishop Museum. Honolulu, Hawaii-Inseln (1895).
34. **Bruck,** Dr. Moriz, k. u. k. Oberstabsarzt i. R. Wien, II. Czerninplatz 1 (1888).
35. **Brun,** Ferdinand, Ingenieur. Mödling, Wienerstrasse 33, Niederösterreich (1884).
36. **Brunner v. Wattenwyl,** Dr. Karl Ritter, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, VIII. Trautsohngasse 6 (1870).
37. **Brunšmid,** Josip, Professor an der Universität in Agram (1891).
38. **Bühler,** Dr. Georg Johann, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IV. Starhemberggasse 17 (1894).
39. **Bugiel,** Wlodzimierz Mieczyslaw, stud. med. Paris, Boulevard St. Marcel 51 (1891).
40. **Bulić,** Franz, Monsignore, k. k. Conservator, Gymnasial-Director. Spalato (1896).
41. **Buschman,** Dr. Ferdinand Freiherr v. Wien, I. Seilerstätte 16 (1889).
42. **Calliano,** Gustav, Präsident des Museumsvereines in Baden bei Wien. Pfarrgasse 3 (1896).
43. **Campi,** Luigi Nobile de, Reichsraths-Abgeordneter. Cles, Tirol (1886).
44. **Červinka,** Ladislaus, Civilgeometer. Ungarisch-Hradisch, 34, Mähren (1897).
45. **Chrobak,** Dr. Rudolf, Obersanitätsrath, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Frankgasse 6 (1874).
46. **Chun,** Franz. Wien (1896).
47. **Czerny,** Alois, Bürgerschullehrer. Mährisch-Trübau (1887).
48. **Dachler,** Anton, Ingenieur. Wien, XIII./2. Penzing, Ameisgasse 15 (1895).
49. **Dalla-Rosa,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Porzellangasse 2 (1887).
50. **Dasch,** Albert, Juwelier. Teplitz, Langegasse 66 (1897)
51. **Demetrykiewicz,** Dr. Wladimir, Secretär der kaiserl Akademie der Wissenschaften in Krakau, Stephansplatz 2 (1896).
52. **Deutsch,** Joel, kaiserl. Rath, em. Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III. Jacquingasse 1 (1872).
53. **De Vaux,** Karl Freiherr, k. u. k. Geh. Rath und Kämmerer, Feldmarschalllieutenant. Wien, III. Lagergasse 6 (1887).
54. **Dillinger,** Andreas, Schriftsteller. Wien, I. Opernring 23 (1883).
55. **Dołkowski,** Leo, Techniker, Wien, IV. Danhauserg. 6 (1894).
56. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen (1881).
57. **Dworschak,** Dr. Joh., Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark (1884).
58. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Niesluchów, Post Zelechów wielki, Galizien (1883).
59. **Ehrenfreund,** Sigmund. Wien, IX./1. Rögergasse 1B (1895).
60. **Eigl,** Josef, k. k. Baurath. Salzburg, Neuthorstrasse 9 (1893).
61. **Erzbischöfliches Knabenseminar** und Ober-Gymnasium in Trawnik, Bosnien (1888).
62. **Faber,** Dr. Karl Maria. Graz, Lichtenfelsgasse 15 (1870).
63. **Familien-Fideicommiss-Bibliothek,** k. u. k. Wien, Hofburg (1877).
64. **Figdor,** Gustav, Grosshändler. Wien, II. Kaiser Josefstrasse 38 (1880).
65. **Finck,** Johann, königl. Rath, pens Bürgermeister. Oedenburg, Heiliggeistgasse 3 (1890).
66. **Fischer,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Schlossarzt in Laxenburg (1888).
67. **Fischer,** Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, VII. Breitegasse 8 (1886).
68. **Flondor,** Alexander Ritter v., Gutsbesitzer. Hlinitza, Post Draczynetz, Bukowina (1894).
69. **Franc,** Franz Xaver, Secretär des histor. Museums der Stadt Pilsen (1894)
70. **Freh,** Wilhelm, Lehrer. Wien, II. Pillersdorfgasse 10 (1897).
71. **Frischauf,** Dr. Eugen, Notariats-Substitut. Eggenburg, Niederösterreich.
72. **Fürst,** Dr. Eduard, Assistent am zoolog. Museum der Universität Würzburg (1895).
73. **Fulcommer,** Daniel, Professor an der State Normal School. Milwaukee, Wisconsin U. S. A. (1895).
74. **Geographisches Institut** der k. k. Universität. Wien, I. Franzensring 3 (1894).
75. **Gerlich,** Karl, Lehrer, Prerau (1894).
76. **Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.** Görlitz (1889).
77. **Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.** Salzburg (1887).
78. **Glück,** Dr. Leopold, Kreisarzt. Sarajevo, Kossovo 11 (1893).
79. **Gomperz,** Dr. Theod., k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, III. Reisnerstrasse 13 (1870).
80. **Grössl,** Franz Xaver, k. u. k. Präparator am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, II. Wallensteinstr. 40 (1888).
81. **Grohmann,** Frl. Anna, Präsidentin des Damen-Comités der I. Prager und Kleinseitener Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben 3 (1884).
82. **Gross,** Dr. Konrad, Operateur an der III. geburtshilflichen Klinik. Wien, XI. Simmeringer Hauptstrasse 42 (1893).
83. **Gruber,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Freiung 7 (1870).

84. **Gschirhakl,** Dr. Johann, k. u. k. Stabsarzt. Wien, III. Kegelgasse 7 (1888).

85. **Gutherz** Gérard. Wien, III Gerlgasse 4 (1897).

86. **Hagen,** Dr. Karl, Vorstand des Museums für Völkerkunde in Hamburg (1895).

87. **Hahna,** Dr. Heinrich, k. k. Notar. Wien, XVII. Hernalser Hauptstrasse 39 (1897).

88. **Hartung v. Hartungen,** Dr. Christoph. Riva am Gardasee, Villa Christoforo (1887).

89. **Hatschek,** Dr. Rudolf. Bad Gräfenberg, Oesterreichisch-Schlesien (1892).

90. **Hebra,** Dr. Hans Ritter v., k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Lothringerstrasse 5 (1887).

91. **Hedinger,** Dr. August, Medicinalrath. Stuttgart, Friedrichstrasse 4 (1895).

92. **Heger,** Franz, k. u. k. Custos und Leiter der anthropol.-ethnographischen Abtheilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Rasumoffskygasse 1 (1878).

93. **Hein,** Alois Raimund, k. k. Professor und akademischer Maler. Wien, V. Bacherplatz 13 (1890).

94. **Herrmann,** Dr. Emanuel, k. k. Ministerialrath, Professor an der k. k. techn. Hochschule. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 58 b (1889).

95. **Herrnfeld,** Heinrich, Schriftsteller. Wien, II. Fischergasse 2 (1870).

96. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, III. Veithg. 9 (1883).

97. **Himmel v. Agisburg,** Heinrich, k. u. k. Oberst i. R. Brixen, Tirol (1887).

98. **Historisch-archäologisches Museum** der Stadt Pilsen (1888).

99. **Hochstetter,** Dr. Arthur Ritter v., Primararzt. Wiener-Neustadt (1884).

100. **Hoelder,** Dr. H. v., k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.

101. **Hopfgartner,** Franz Ritter v., k. k. Hafencapitän i. R. Wien, III. Hauptstrasse 83—85 (1867).

102. **Hörmann,** Constantin, Hofrath, Director des bosnisch-hercegovinischen Landesmuseums. Sarajevo (1894).

103. **Hoernes,** Dr. Moriz, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Privatdocent an der Universität. Wien, III. Strohgasse 5 (1883).

104. **Hoernes,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Sparbersbachstrasse 29 (1879). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]

105. **Hofmann,** Rafael, Bergwerks-Director. Wien, IV. Heugasse 52 (1893).

106. **Hofmeier,** Ernst, Domänenbesitzer. Pischely bei Prag (1892).

107. **Hohenbruck,** Arthur, Freiherr v., k. k. Sectionschef i. P. Wien, I. Nibelungengasse 8 (1890).

108. **Holl,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21.

109. **Holländer,** Dr. Alexander, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, IX. Ferstelgasse 6 (1888).

110. **Houška,** Dr. Alois, städt. Polizei-Commissär. Pilsen, Mannsfeldgasse 7 (1887).

111. **Hovorka Edler v. Zderas,** Dr. Oskar, Gemeindearzt. Janjina, Dalmatien (1893).

112. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, XVII. Hernals, Bergsteiggasse 32 (1887).

113. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor v., k. k. Sectionschef, Präsident der k. k. statistischen Central-Commission, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Freiung 6 (1884).

114. **Jagić,** Dr. Vatroslav, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, Mitglied des Herrenhauses. Wien, VIII. Kochgasse 15 (1892).

115. **Jelínek,** Břetislav, k. k. Conservator, Director des städt. Museums in Prag. Smichov, Hieronymusgasse 13 (1883).

116. **Jenny,** Dr. Samuel, kaiserl. Rath. Hard bei Bregenz (1889).

117. **Jerusalem,** Dr. Wilhelm, k. k. Gymnasial-Professor, Privatdocent an der Universität. Wien, VIII. Daungasse 1 (1895).

118. **Jurié Edler v. Lavandal,** Dr. Gustav, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Wallnerstrasse 11 (1870)

119. **Kahle,** Dr. Bernhard, Professor an der Universität. Heidelberg i. B., Brückerstrasse 16 (1895).

120. **Kaindl,** Dr. Raimund Friedrich, Professor. Czernowitz, Neueweltgasse 58 (1891).

121. **Kaiser,** Franz, k. k. Regierungsrath, Hilfsämter-Ober-Director im k. k. Finanzministerium. Wien, IV. Igelgasse 21 (1870).

122. **Kaltenegger,** Ferdinand, k. k. Hofrath. Brixen (1884).

123. **Kalandra,** Dr. Břetislav. Wien, VIII. Daung. 2 a. (1897).

124. **Kammel Edler v. Hardegger,** Dr. Dominik, Guts- und Fabriksbesitzer. Stronsdorf, Niederösterreich (1884).

125. **Kanitz,** Felix, k. ungar. Rath, Curator am k. k. österr. Handelsmuseum. Wien, I. Eschenbachgasse 9 (1870).

126. **Karabacek,** Dr. Josef, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, III. Salmgasse 15 (1870).

127. **Karner,** P. Lambert, Pfarrer in Brunnkirchen, Postamt Furth, Niederösterreich (1880).

128. **Karrer,** Felix, k. ungar. Rath, General-Secretär des Wissenschaftlichen Club. Wien, XIX. Döblinger Hauptstrasse 80 (1870).

129. **Katholický,** Dr. Karl, k. k. Sanitätsrath, Primararzt der Krankenanstalt. Brünn (1888).

130. **Kemény,** Dr. Ig., k. u. k. Regimentsarzt. Temesvár (1890).

131. **Kules,** Jan, Lehrer. Doubrawitz, Post Raitz, Mähren (1891).

132. **Koblitz v. Willmburg,** Hans Freiherr, k. u. k. Artillerie-Hauptmann. Wien, IV. Favoritenstrasse 28 (1888).

133. **Koch,** Franz. Ischl (1897).

134. **Könyöki,** Dr. Alois, k. ungar. Staats-Chemiker. Budapest, Délibabutcsa 24 (1890)

135. **Koffer,** Dr. Hans, Assistent an der III. geburtshilflichen Klinik. Wien, I. Hofgartengasse 1 (1893).

136. **Kolbenheyer,** Erich, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz (1894).

137. **Koller,** August Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment. Dobřan bei Pilsen (1891).

138. **Komers,** August, k. k. Gymnasial-Professor i. P. Niemtschitz bei Nezamyslitz. Mähren (1888).

139. **Komluek,** Alois, Güter-Inspector. Wien, I. Rathhausstrasse 4 (1890).

140. **Kosanović,** Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Dulcigno, Montenegro (1884). [Lebenslängliches Mitglied.]

141. **Kostersitz,** Ubald, inf. Propst des Stiftes Klosterneuburg (1887).
142. **Koudelka,** Florian, k. k. Bezirks-Thierarzt. Wischau, Mähren (1886).
143. **Krayatsch,** Dr. Josef, Director der niederösterr. Irrenanstalt in Kierling-Gugging, Niederösterreich (1887).
144. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar. Steinitz, Mähren (1880).
145. **Kubinyi,** Nikolaus v., Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn (1883).
146. **Kübeck zu Kübau,** Max Freiherr v., k. u. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. Wienstrasse 27 (1870).
147. **Kuhn,** Dr. Konrad. Wien, I. Mayseedergasse 6 (1893).
148. **Kulka,** Dr. Richard, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, VII. Neubaugasse 23 (1889).
149. **Kutschera,** Hugo Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geh. Rath, Civil-Adlatus für Bosnien und die Herzegovina. Sarajevo (1884).
150. **Landau,** Dr. Wilhelm Freih. v. Berlin, W. Lützowufer 5a (1895).
151. **Landesmuseum „Joanneum"** [Antiken- und Münzen-Cabinet] in Graz (1891).
152. **Leder,** Hans. Jauernigg, Oesterr.-Schlesien (1894).
153. **Leger,** F., Privatier. Kolin, Kuttenberger Vorstadt 182, Böhmen (1888).
154. **Lehmann-Nitsche,** Dr. Robert, Sectionschef für Anthropologie am Museo de la Plata (1896).
155. **Lenz,** Dr. Oskar, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Sladkovskystrasse 8 (1893).
156. **Levec,** Vladimir, Stud. jur. Graz, Universität (1897).
157. **Linardić,** Dr. Dominik, k. u. k. Stabsarzt. Banjaluka (1888).
158. **Linden,** Dr. Marie Gräfin, Assistent am zoolog. Institut in Tübingen (1888).
159. **Lippmann,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV. Karlsgasse 9 (1893).
160. **Ludwig,** Dr. Eduard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, I. Wollzeile 1 (1895).
161. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr v., k. u. k. wirklicher Geheimer Rath. Deutsch-Altenburg an der Donau, Niederösterreich (1887).
162. **Lukas,** Dr. Franz, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, I. Bartensteingasse 16 (1884).
163. **Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde. Friedenau bei Berlin, Menzelstrasse 1 (1872).
164. **Majewski,** Erasmus, Director des chemisch-technischen Laboratoriums. Warschau, Złota 61 (1893).
165. **Makowsky,** Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule. Brünn, Thalgasse 25 (1889).
166. **Marchesetti,** Dr. Carlo de, Director des Museo civico di Storia naturale. Triest (1889).
167. **Marinitsch,** Josef, Kaufmann. Triest, Via del Lazzeretto vecchio 4 (1891).
168. **Maška,** Karl Jaroslav, Oberrealschul-Director. Teltsch, Mähren (1881).
169. **Masner,** Dr. Karl, Custos am k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie. Wien, III. Wassergasse 13 (1892).
170. **Matiegka,** Dr. Heinrich, Docent an der Universität. Prag, Nr. 559—II (1890).
171. **Mattoni,** Heinrich Edler v., kaiserl. Rath. Giesshübl-Sauerbrunn, Böhmen (1887).
172. **Mattula,** Josef, Baumeister. Znaim (1892).
173. **Mattula,** Ludwig, Lehrer. Unter-Retzbach, Niederösterreich (1892).
174. **Mayer,** Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28 (1892).
175. **Mayr,** Josef, Pfarrer in Hagenberg, Niederösterreich (1897).
176. **Melzer,** Dr. Wenzel, k. u. k. Ober-Stabsarzt i. R. Teplitz-Schönau (1893).
177. **Meringer,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Eisengasse 15 (1889).
178. **Miske,** Kálmán, Freiherr v., Gutsbesitzer. Güns, Ungarn (1896).
179. **Mittler,** Dr. Paul. Wien, I. Elisabethstrasse 16 (1870).
180. **Montecuccoli-Polinago,** Rudolf Graf, k. u. k. Contre-Admiral. Pola (1884).
181. **Much,** Dr. Ferdinand, k. k. Hofburgtheaterarzt. Wien, IV. Favoritenstrasse 11 (1880).
182. **Much,** Dr. Matthäus, k. k. Regierungsrath. Wien, Hietzing, Penzinger Strasse 84 (1870).
183. **Much,** Dr. Rudolf, Privatdocent an der Universität. Wien, VIII. Fuhrmannsgasse 4 (1880).
184. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII. Feldgasse 10 (1884).
185. **Müller,** Dr. Friedrich, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, III. Marxergasse 24 A (1870). [Zugleich Ehrenmitglied.]
186. **Müller,** Hugo, Gutsbesitzer. Wien, I. Grünangergasse 1 (1880).
187. **Müller,** Dr. Otto, Eisenbahn-General-Secretär a. D. Wien, IX. Berggasse 5 (1889).
188. **Murko,** Dr. Mathias, Privatdocent an der Universität. Wien, VII. Breitegasse 4 (1896).
189. **Musealverein** der Stadt Cilli (1895).
190. **Musealverein** in Hallstatt, Oberösterreich (1891).
191. **Musejní spolek.** Brünn (1889).
192. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen (1890).
193. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig) 1888).
194. **Museumsverein** in Budweis (1895).
195. **Nadenius,** Dr. Joh. Jakob, k. k. Regierungsrath i. P. Wien, IV. Weyringergasse 15 (1887).
196. **Neugebauer,** Dr. Josef, Secundararzt im Allgemeinen Krankenhaus. Wien, IX. Kolingasse 11 (1893).
197. **Neumann,** Dr. Isidor, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor in Wien. Wien, I. Rothenthurmstrasse 29 (1897).
198. **Neustadtl,** Dr. Josef, Privatier. Wien, I. Wallnerstrasse 3 (1895).
199. **Niederösterreichische Landes-Oberrealschule** und Fachschule für Maschinenwesen in Wr.-Neustadt (1887).
200. **Niedźwiedzki,** Julian, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Lemberg, Kleingasse 3 (1887).
201. **Obersteiner,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor, Director der Privat-Irrenanstalt in Wien, XIX. Billrothstrasse 69 (1870).

202. **Obst,** Dr. Hermann, Director des Museums für Völkerkunde in Leipzig (1896). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
203. **Oesterreichischer Touristen-Club.** Wien, I. Weihburggasse 18 (1887).
204. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, I. Neuthorgasse 20 (1870).
205. **Pachinger,** Anton Max. Linz, Bethlehemstrasse 31 (1894).
206. **Palliardi,** Jaroslaw, Notar. Frain bei Znaim (1889).
207. **Pauli,** Hugo, Buchhändler. Wien, I. Rothenthurmstrasse 15 (1892).
208. **Paulitschke,** Dr. Philipp, kaiserl. Rath, Privatdocent an der Universität und Gymnasial-Professor. Wien, VIII. Skodagasse 16 (1886).
209. **Peez,** Dr. Alexander, Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Wien, I. Opernring 5, 4. Stiege (1880).
210. **Peisker,** Dr. Johann, Scriptor an der Universitäts-Bibliothek. Graz, Leechgasse 22a (1896).
211. **Penka,** Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII. Schindlergasse 48 (1882).
212. **Pfeiffer,** Rudolf, k. k. Berghauptmann. Wien, I. Ebendorferstrasse 7 (1870).
213. **Pichler,** Julius, Director der Sprengmittelfabrik in Brunn am Steinfeld, Niederösterreich (1893).
214. **Pick,** Dr. Alois, k. u. k. Regimentsarzt, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Rudolfsplatz 12 (1895).
215. **Pick,** Dr. Arnold, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stadtpark 11 (1892).
216. **Píč,** Dr. J. L., Vorstand der archäologischen Abtheilung am Nationalmuseum in Prag, Sokolgasse 8 (1896).
217. **Pièrer,** Dr. F. S. J., Schiffsarzt i. R. St. Marein a. d. Kremsthalbahn, Oberösterreich (1887).
218. **Poetsch,** Vincenz, Fabrikant. Randegg, Niederösterreich (1891).
219. **Pražák,** Dr. Alois Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Minister a. D. Wien, III. Strohgasse 21 (1893).
220. **Preen,** Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich (1885).
221. **Preindlsberger-Mrazović,** Milena, Sarajevo, Landesspital (1889).
222. **Pudil,** Jan, em. fürstl. Lobkowitz'scher Baudirector. Prag, Königliche Weinberge, Brandlgasse 16 (1883).
223. **Püchler,** Wenzel, k. k. Oberbergrath i. P. Graz, Maiffredygasse 5, II. (1884)
224. **Puschmann,** Dr. Theodor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII. Währing, Martinstrasse 6 (1894).
225. **Rabl,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Prag (1882).
226. **Radić,** Fran., Redacteur der „Starohrvatska Prosvjeta". Curzola, Dalmatien (1884).
227. **Rauch,** Georg, Architekt. Wien, VIII. Lammg. 9 (1895).
228. **Reisch,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Innsbruck (1894).
229. **Reischek,** Andreas, Custos des Landesmuseums in Linz, Klammstrasse 22 (1891). [Lebenslängliches Mitglied.]
230. **Richlý,** Heinr. Neuhaus bei Weseli a. L., Böhmen (1886)
231. **Riegl,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Schottengasse 3 (1892).
232. **Rigler,** Dr. Franz Edler v. Wien, III. Seidlgasse 22 (1874).
233. **Rohrmann,** Moriz, Gutsbesitzer. Bludowitz, Oesterr.-Schlesien (1887).
234. **Rokitansky,** Hans Freiherr v., k. u. k. Kammersänger. Wien, IV. Wiedner Hauptstrasse 51 (1874).
235. **Rollet,** Dr. Emil, k. k. Regierungsrath, Director und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Baden bei Wien, Berggasse 37 (1870).
236. **Romstorfer,** Karl Adam, Architekt, k. k. Conservator, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Czernowitz, Petroviczgasse 6 (1893).
237. **Rosenberg,** Leopold. Wien, I. Giselastrasse 11 (1884).
238. **Rosthorn,** Dr. Arthur v., Legationssecretär bei der k. u. k. Gesandtschaft in Peking (1894).
239. **Rowland,** William R., jun. Berhentian Tingi Estate, Sungey Ujong, Malakka (1895).
240. **Rücker,** Anton, k. k. Oberbergrath. Wien, I. Canovagasse 7 (1882).
241. **Salter,** Sigmund, Realitätenbesitzer. Wien, IX. Lackierergasse 6 (1896). [Lebenslängliches Mitglied.]
242. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. Marxergasse 1 (1888).
243. **Schacherl,** P. Gust., Pfarrer. Gobelsburg im Kampthale, Niederösterreich (1889).
244. **Schaffer,** Dr. Ludwig, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, I. Stephansplatz 5 (1887).
245. **Schandlbauer,** Dr. Hans. Wien, I. Petersplatz 7 (1893).
246. **Scheff,** Dr. Julius, jun., k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Hoher Markt 4 (1887).
247. **Schiess,** Dr. Heinrich, Professor an der Universität, Director der Ophthalmologischen Klinik in Basel (1895).
248. **Schiff,** Dr. Eduard, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Wallfischgasse 6 (1888).
249. **Schlesinger,** Sigm. Egon. Wien, I. Gonzagagasse 15 (1894).
250. **Schlosser,** Karl Freiherr v. Wien, IV. Taubstummengasse 8 (1888).
251. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrath. Wien, II. Kaiser Josefstrasse 33 (1870).
252. **Schmidl,** Karl. Wien, XIII. Hietzing, Auhofstrasse 7.
253. **Schmidt,** Dr. Emil, Universitäts-Professor. Leipzig, Sidonienstrasse 19 (1893). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
254. **Schnapper,** August, Privatier. Wien, VI. Getreidemarkt 17 (1888).
255. **Schneider,** Dr. Robert Ritter v., Professor an der Universität und Custos der Antikensammlung des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX. Berggasse 10 (1887).
256. **Schoetensack,** Dr. Otto. Heidelberg (1894).
257. **Schott,** Eugen. Wien, VII. Burggasse 20 (1887).
258. **Schroeder,** Dr. Leopold v., k. k. Universitäts-Professor. Innsbruck, Fischergasse 7 (1894).
259. **Schrötter v. Kristelli,** Dr. Leopold Ritter, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX. Mariannengasse 3 (1887).
260. **Schuchardt,** Dr. Hugo, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Graz, Elisabethstrasse 6 (1885).
261. **Schulhof,** Dr. Johann Sigmund, k. u. k. Oberarzt. Budapest, VIII. Aggtelekgasse 2 (1887).

262. **Schwab,** Dr. Erasmus, Gymnasial-Director i. P., Bezirksschulrath. Wien, VI. Kasernengasse 24 (1884).

263. **Sederl,** Josef, k. u. k. Hof-Steinmetzmeister. Wien, III./3. Reisnerstrasse 61 (1870).

264. **Sieger,** Dr. Robert, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Wollzeile 12 (1891).

265. **Siemiradzki,** Dr. Josef, Professor an der Universität in Lemberg, Sakramentek 18 (1896).

266. **Sitte,** Camillo, k. k. Regierungsrath, Architekt, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Wien, I. Schellinggasse 13 (1893).

267. **Sonne,** Dr. Eduard. Ober-Laa bei Wien (1892).

268. **Sonnleithner,** Ferd., Sectionschef. Sarajevo (1888).

269. **Speyer,** Albert, Commissionswaarenhändler. Wien, I. Neuthorgasse 15 (1888).

270. **Spitzer,** Gust., k. u. k. Hof-Mode- und Weisswaarenhändler. Wien, I. Kärntnerring 12 (1884).

271. **Srbska-Zora,** Akademischer Studenten-Verein. Wien, VII. Burggasse 20 (1884).

272. **Staatsgewerbeschule,** k. k. Wien, I. Schellinggasse 13 (1893).

273. **Staatsgymnasium,** k. k., Oberhollabrunn, Niederösterreich (1893).

274. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Hofrath, Director der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Rasumoffskygasse 23, III (1870).

275. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Neubabelsberg bei Berlin, Karaibenhof (1892). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]

276. **Steiner,** Franz. Schaab bei Podersam, Böhmen (1891).

277. **Steiner v. Pfungen,** Dr. Robert Freiherr, Primurarzt im Kaiser Franz Josefs-Spital, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Schottengasse 3 (1880).

278. **Sterne,** Franz, jun., akademischer Maler. Oedenburg (1893).

279. **Straberger,** Josef, k. k. Ober-Postcontrolor, Conservator. Linz (1896).

280. **Strohmayer,** Dr. August, Schriftsteller. Rom (1881).

281. **Stubenvoll,** Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slavonien (1892).

282. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, Director der Privat-Heilanstalt für Gemüthskranke. Wien, III. Leonhardgasse 3/5 (1880).

283. **Szczepanowski,** Stanislaus Prus, Reichsraths-Abgeordneter. Lemberg, Ulice Dabrowskiego 8 (1887).

284. **Szombathy,** Josef, k. u. k. Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Sigmundsgasse 8 (1879).

285. **Tagleicht,** Karl, k. u. k. Hof-Bauschlosser. Wien, II Mathildenplatz 7 (1887).

286. **Tappeiner,** Dr. Franz. Meran, Tirol (1881).

287. **Thirring,** Julius, Bürgerschullehrer. Wien, II. Darwingasse 9 (1893).

288. **Tietze,** Dr. Emil, k. k. Oberbergrath an der geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Ungargasse 27 (1887).

289. **Toldt,** Dr. Karl, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX. Ferstelgasse 6 (1885).

290. **Tolmatschew,** Dr. Nikolaus, Universitäts-Professor. Kasan (1889).

291. **Tomaschek,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII. Währinger Gürtel 118 (1884).

292. **Tonner,** Dr. Wilhelm, k. u. k. Oberstabsarzt i. R. Pisek, Böhmen (1893).

293. **Trapp,** Josef, Fabriksbesitzer. Pilsen, Salzgasse 14 (1889).

294. **Treulich,** Dr. Jakob, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Wien, I. Bartensteingasse 13 (1887).

295. **Treutler,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Krakau, Ulice karmelicka 42 (1892).

296. **Trojanović,** Dr. Sima, Professor am III. Gymnasium. Belgrad (1894).

297. **Tschudi,** Dr. Arthur, k. u. k. Stabs- und Divisions-Chefarzt. Graz, Burgring 18 (1888).

298. **Vuletić-Vukasović,** Vid, Professor. Curzola, Dalmatien (1883).

299. **Vyvlečka,** Dr. Josef, k. k. Conservator, Domvicar in Olmütz (1896).

300. **Wahrmann,** Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Wollzeile 29 (1870).

301. **Wallaschek,** Dr. Richard. Wien, IV. Waaggasse 11 (1897).

302. **Waněk,** Johann, fürstl. Liechtenstein'scher Gutsdirector. Radim, Post Pečck, Böhmen (1896).

303. **Weinberger,** Isidor, k. k. Commercialrath, Centraldirector der böhmischen Montangesellschaft. Wien, IV. Schwindgasse 20 (1888).

304. **Weinzierl,** Robert Ritter v., k. k. Conservator. Prag, II. Krakauergasse 22 (neu) (1894).

305. **Weinzierl,** Dr. Theodor Ritter v., k. k. Director der Samen-Controlstation. I. Wien, Liebiggasse 5 (1892).

306. **Weisbach,** Dr. Augustin, k. u. k. Ober-Stabsarzt, Sanitätschef des 15. Corps. Sarajevo (1887).

307. **Weiss,** Dr. Johann Baptist v., k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Graz, Bürgergasse 13 (1875).

308. **Weiss v. Tessbach,** Dr. Adolf Ritter. Wien, I. Nibelungengasse 1 (1887).

309. **Weyr,** Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III. Ungargasse 58 (1887).

310. **Wieser v. Wiesenhort,** Dr. Franz Ritter, k. k. Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhardstrasse 4 (1883).

311. **Wielemans,** Alexander, **Edler von Monteforte,** k. k. Baurath und Architekt. Wien, XVII. Zwerngasse 16 (1897).

312. **Wilser,** Dr. med. Ludwig, Heidelberg, Leopoldstrasse 41 (1897).

313. **Winternitz,** Dr. Moriz. Oxford, 100 Kingston Road (1886).

314. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, k. k. Regierungsrath und Universitäts-Professor. Wien, I. Wipplingerstrasse 28.

315. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, I. Weihburggasse 32 (1884).

316. **Witzany,** Dr. A., Districtsarzt. Eisgrub, Mähren (1887).

317. **Woldřich,** Dr. Joh. Nep., k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königl. Weinberge, Hálekgasse 76 (1870).

318. **Wolfram,** Alfred. Wien, XVIII. Canongasse 19 (1889).

319. **Wosinsky,** Moriz, Dechant. Szegszárd, Ungarn (1889).

320. **Zawiliński,** Roman, k. k. Gymnasial-Professor, Secretär der ethnologischen Abtheilung der Akademie der Wissenschaften. Krakau, Karmelicka 22 (1893).

321. **Zeyer,** Johann, Architekt. Prag, Ujezd, III. 402 (1887).

322. **Žitný,** Anton, fürstl. Liechtenstein'scher Forstmeister. Adamsthal, Mähren (1883).

323. **Zsigmondy,** Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I. Schmerlingplatz 2 (1892).

324. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserbachgasse 20.

325. **Zumbusch,** Kaspar Ritter v., k. k. Professor an der Akademie der bildenden Künste. Wien, III. Jacquingasse 11 (1889).

C. Correspondenten.

1. **Bella,** Ludwig, Professor. Oedenburg.
2. **Bünker,** L. Oedenburg.
3. **Krahuletz,** J. Eggenburg.
4. **Moser,** Dr. L. Karl. Triest.

Monats-Versammlung am 12. April 1898.

1. Herr Sectionschef Dr. **Karl Theodor v. Inama-Sternegg** hält einen Vortrag

Slavische Spuren in der Flurverfassung des Lungau.

Derselbe wird in einer der nächsten Nummern der Mittheilungen publicirt werden.

2. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

78. Buschan, Dr. Georg: Trepanation. Sep.-Abdr. aus dem Handwörterbuch der Zoologie, Bd. VIII. Breslau 1898. Gesch. d. Verf.

79. Radloff, Dr. W.: Eine neu aufgefundene alttürkische Inschrift. Sep.-Abdr. aus Bull. de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg 1898. Tom. VIII, Nr. 1 Gesch. d. Verf.

80. Geographischer Jahresbericht über Oesterreich. Redigirt von Dr. Robert Sieger, I. Jahrgang 1894. Wien 1897. Recensions-Exemplar.

81. Bericht über die Vermehrung der Sammlungen des Vereines zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer zu Mainz. Sonderabdr. aus der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Trier 1897. Gesch. von Dr. Paul Reinecke.

82. Hamy, Dr. E. F.: Les grottes de la Basse-Falize à Hydrequent, Boulogne-sur-mer. 1897. Gesch. d. Verf.

83—85. Passarge, L.: Das Nordische Museum und Skansen. (Nordiska Museet och Skansen.) 2 Expl. und Karte. Stockholm 1897.

86. Ring, A. Hermann: Skansen Friluftsmuseet å kongl. Djurgarden. Stockholm.

87. Koenig, Wilhelm: Ein eigenartiges Museum für Natur- und Völkerkunde. Stockholm 1898.
Die Nummern 83—87 Gesch. von Dr. A. Hazelius.

88. Crooke, W.: The tribes and castes of the Nord-Western Provinces and Oudh. Calcutta 1896. 4 Bde. Gesch. d. Superintendent of Governement Printing, India.

89. Penck, Dr. Albrecht und Oberhummer, Dr. Eugen: Bericht der Centralcommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland. Sonderabdruck aus den Verh. des X., XI. und XII. deutschen Geographentages. Gesch. d. Verf.

90. Piette, Ed.: Études d'ethnographie préhistorique. Fouilles à Brassempouy, en 1896. Extr. de „l'Anthropologie". T. VIII, p. 165 à 173. Paris 1897. Gesch. d. Verf.

91. Rzehak, Prof. A.: Massenfunde alterthümlicher Gefässe im Weichbilde der Stadt Brünn. Sep.-Abdr. a. d. „Zeitschr. des Vereines für die Gesch. Mährens u. Schlesiens". I. Jahrg. 3. Heft.

92. Derselbe: Keramische Studien in der Sammlung des Franzens-Museums. Aus den „Annalen des Franzens-Museums in Brünn". II. 1897. Nr. 12 und 13. Gesch. d. Verf.

93. Školski Vjesnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Herzegovinu. IV. 11 i 12, V. 1 i 2. Sarajevo 1897 u. 1898.

94. Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Herzegovini. X. 1. Sarajevo 1898. Nr. 93 u. 94. Geschenk der bosnischen Landesregierung.

95. Želisko, J. V.: Několik slov o zdobení a používání lebek v pravěku. Sep.-Abdr. aus „Věstník českoslovan. museí" Nr. 12. 1897.

96. Derselbe: Výsledek letošního výzkumu předhistorického na „Hradišti" u. Strakonic. Sep.-Abdr. aus „Časopis Společnosti přátel starožitnosti českých v Praze Nr. 4. Jahrg. V. Prag 1897. Nr. 16 u. 17. Gesch. d. Verf.

97. Regàlia, E.: Contro una teleologia fisiologica. Estr. dall' Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia. Vol. XXVII, Fasc. 3°—1897. Gesch. d. Verf.

98. Australian Museum, Sydney. Memoir III. The Atoll of Funafuti. Part. 6. Gesch. d. Mus.

99. Brinton, Dr. D. G.: Note on the classical Murmex. Extr. from Bull. of the Museum of Science and Art. Univ. of Penna. No 2. Vol. 1.

100. Derselbe: The ethnic affinities of the Guetares of Costa-Rica. Repr. from. Proc. Amer. Philos. Soc. Vol. XXXVI, No 156.

101. Derselbe: Bibliography. 1859—1898.

102. Proceedings of a meeting held in commemoration of Harrison Allen, M. D. and George Henry Horn, M. D. from the Proc. of the Acad. of Nat. Sciences of Philadelphia, Dec 1897, Nr. 100—102. Gesch. v. D. G. Brinton.

103. Baye, Baron de: En Géorgie. Extrait de la Rev. de Geogr. Paris 1898. Gesch. d. Verf.

104. Lumholtz, R. and Herdlička A.: Marked human bones from a prehistoric Tarasco Indian burial place in the State of Michoacan, Mexico. Extr. from. Bull. of the Amer. Mus. of Nat. Hist. Vol. X., Art. V, pp. 61—79. Gesch. v. K. Lumholtz.

105. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXIX. Jahrg. 1898. Nr. 3—4. Gesch. d. Ges.

106. Conwentz, Prof. H.: Moorfunde. A. d. Verwaltungsberichte des westpreuss. Provincial-Mus. f. d. J. 1897.

107. Palliardi, Jaroslav: Die neolithischen Ansiedelungen mit bemalter Keramik in Mähren und Niederösterreich. (A. d. Mitth. der prähist. Commission der kais. Akad. der Wissensch. I. Bd. Nr. 4. 1897.) Gesch. d. Verf.

108. Národopisný Sborník Českoslovanský. II. Prag 1898. Gesch. der Národopisná společnost českoslovanská. Gesch. d. Museums.

109. Nüesch, Dr. Jakob: Das Schweizersbild, eine Niederlassung aus palaeolithischer und neolithischer Zeit. Zürich 1896. Gesch. d. Verf.

110. Bericht des Geschäftsleiters über die Gesellschaft des Museums des Königreiches Böhmen für das Verwaltungsjahr 1897. Prag 1898. Gesch. d. Ges.

111. The Transactions of the Royal Irish Academy. Vol. XXXI. Part 1—6. Dublin 1896—1898. Gesch. d. Akademie.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Toldt, S. Wahrmann.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

// MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXVIII. Der neuen Folge XVIII. Band.)

Nr. 3. November u. December. Sitzungsberichte. 1898.

Ausschuss-Sitzung am 8. November 1898.

Vorsitzender: Herr Präsident Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Da die letzte für den 5. Mai d. J. einberufen gewesene Ausschuss-Sitzung nicht beschlussfähig war, so wurde für die damals vom Präsidium in Vorschlag gebrachte, vom Vorsitzenden verfügte Vertheilung der Gelder aus dem Fonde für praktische Arbeiten die nachträgliche Idemnität erbeten und auch ertheilt. Dasselbe gilt für die vom Herrn Präsidenten verfügte Zuwendung der Summen von fl. 100 an Professor Dr. R. Meringer für Hausforschungszwecke gelegentlich seiner Reise nach der Balkanhalbinsel. Es wurden für praktische Arbeiten folgende Summen bestimmt:

1.	Herrn Custos Szombathy für Ausgrabungen bei Prerau	fl. 100·—
2.	Demselben für Ausgrabungen in Michalkow	„ 500·—
3.	Professor Dr. Kaindl für ethnographische Forschungen unter den Bojken	„ 50·—
4.	Wladimir Levec für Flurforschungen im Pettauer Felde	„ 300·—
5.	F. v. Hopfgartner für Flurforschungen im Lungau	„ 50·—
6.	G. Bancalari für Hausforschungen in Oberösterreich	„ 150·—
7.	J. R. Bünker für Hausforschungen in Siebenbürgen	„ 150·—
8.	Demselben für Flurforschungen in Westungarn und Obersteiermark	„ 100·—
9.	Professor Wisnar für Flurforschungen in Mähren	„ 50·—
10.	Professor Meringer für Hausforschungen auf der Balkanhalbinsel	„ 100·—
	Zusammen	fl. 1550·—

Da der Fond für praktische Arbeiten fl. 1642·26 enthielt, so konnten zwei weitere Ansuchen um Ausgrabungen bei Felsö-Kubin und eines Gomile bei Janjina (Dalmatien), letztere durch Herrn Dr. v. Hovorka leider keine Berücksichtigung mehr finden. Herr Dr. v. Hovorka hat sich trotzdem mit dankenswerthem Eifer der letzteren Aufgabe aus eigenen Mitteln unterzogen und findet sich der diesbezügliche Bericht über diese Arbeiten in diesem Sitzungsberichte. Da die unter Post 2 und 10 angeführten Arbeiten nicht zur Ausführung kamen, so beträgt der Rest des Fondes in diesem Jahre fl. 692·26, welcher Betrag auf die Rechnung des nächsten Jahres übertragen wird.

2. Herr Hofrath Dr. F. v. Hauer theilte der Gesellschaft in einem Schreiben mit, dass er sich aus Gesundheitsrücksichten gezwungen sehe, seine Stelle als Mitglied des Ausschusses, welche er seit Gründung der Gesellschaft innehatte, niederzulegen. Dieser Entschluss wurde vom Ausschusse mit lebhaftem Bedauern zur Kenntniss genommen, wobei derselbe des Antheiles gedachte, den Herr Hofrath v. Hauer an der Gründung der Gesellschaft, sowie durch lebhafte Betheiligung an den Arbeiten derselben genommen hat und beschlossen, ihm den wärmsten Dank des Ausschusses schriftlich zu übermitteln.

3. Der erste Secretär theilt mit, dass die für den Monat Juni d. J. geplante Excursion nach Linz und Hallstatt wegen ungenügender Betheiligung leider nicht zur Ausführung gelangte, und gedenkt des Verdienstes, welches sich Herr Hof- und Gerichtsadvocat Dr. A. Nicoladoni in Linz durch die Zusammenstellung des Programmes erworben hat. Wir sprechen hier die Hoffnung aus, dass es in einer späteren Zeit gelingen werde, diese interessante Excursion zur Ausführung zu bringen.

4. Die Gesellschaft hat seit der letzten Ausschuss-Sitzung einige ihrer hervorragendsten Mitglieder durch

den Tod verloren. Herr Hofrath und Universitäts-Professor Dr Georg Bühler, der berühmte Indologe und Sprachforscher, ertrank am 8. April bei einer Kahnfahrt im Bodensee; Herr Hofrath und Universitäts-Professor Dr. Friedrich Müller, der berühmte Sprachforscher und Ethnograph, starb am 25. Mai. Professor Müller gehörte mit zu den Gründern der Gesellschaft, deren Vicepräsident und eifriger Mitarbeiter er Jahre hindurch war; seine grossen Verdienste um die Gesellschaft wurden von derselben durch die im Jahre 1888 erfolgte Ernennung zum Ehrenmitgliede gewürdigt. Ferner verstarb das correspondirende Mitglied Gabriel de Mortillet, der einstige Vice-Director des grossen Musée des Antiquités nationales in Saint Germain en Laye, dessen Verdienste um die Prähistorie, namentlich um die Erforschung der Steinzeit, unvergänglich bleiben werden. Eine weitere Würdigung der wissenschaftlichen Verdienste dieser drei so hochverdienten Männer bleibt dem nächsten Jahresberichte des Herrn Präsidenten der Gesellschaft vorbehalten.

Gestorben sind endlich die wirklichen Mitglieder:

Dr. Josef Adam in Wien und

Dr. Wenzel Melzer, k. u. k. Oberstabsarzt i. R. in Teplitz.

Als unterstützende Mitglieder wurden aufgenommen:

Dr. Max Schoeller in Berlin,
Wilhelm Fürst von Hanau in Hořowitz,
Anton Dreher in Klein-Schwechat,
Graf Mirbach-Harff in Harff,
J. Grillmayer auf Schloss Würting,
Dr. C. Auer v. Welsbach in Wien,
Franz Freiherr v. Ringhoffer in Prag,
Ernst Graf Waldstein in Prag,
C. Angerer & Göschl in Wien und
Theodor Graf Zichy v. Vasonykeö in München.

Als wirkliche Mitglieder wurden aufgenommen:

Edmund Glassner in Heiligeneich,
Höhere landwirthschaftliche Lehranstalt in Tabor,
Josef Knett in Karlsbad,
Museum der königl. Freistadt Essek,
Städtisches Museum in Versecz,
Heinrich Schollmayer in Mašun,
Josef Schöffel in Mödling,
Oskar Siedek in Wien,
Eduard Graf Wickenburg in Wolfsegg,
Dr. Richard Lasch in Horn und
Professor Julius Wisnar in Znaim,
die beiden letzteren vom Jahre 1899 an.

5. Als Tage der regelmässigen Monats-Versammlungen im Jahre 1899 werden folgende Dienstage bestimmt:

10. Januar,
14. Februar,
14. März,
11. April,
9. Mai,
14. November und
12. December.

Am 14. Februar wird die statutarische Jahres-Versammlung abgehalten.

Anstatt der Monats-Versammlung am 9. Mai wird eventuell eine Excursion stattfinden.

6. Der Herr Präsident machte die Mittheilung, dass auf der vom 4. bis 6. August d. J. in Braunschweig abgehaltenen XXIX. allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft als Ort für die nächstjährige Tagung Lindau gewählt und hiebei zugleich der lebhafte Wunsch ausgesprochen wurde, dort im Vereine mit der Wiener Anthropologischen Gesellschaft eine gemeinsame Versammlung abzuhalten. Dieser Vorschlag wurde vom Ausschusse mit lebhafter Acclamation angenommen und das Präsidium ermächtigt, mit dem Vorstande der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Verhandlungen über die weiteren Modalitäten, namentlich wegen des erst im Monate September gewünschten Zeitpunktes der Tagung einzutreten.

Monats-Versammlung am 8. November 1898.

Vorsitzender: Herr Dr. Ferd. Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Der Vorsitzende macht folgende Mittheilung:

Ich kann die erste Sitzung unseres Wintersemesters nicht eröffnen, ohne des erschütternden Ereignisses zu gedenken, welches alle österreichischen Völker in tiefste Trauer versetzt und die ganze gesittete Welt mit Abscheu erfüllt hat.

Indem wir uns den unzähligen Kundgebungen innigsten Schmerzes anschliessen, welche das unerwartete Hinscheiden unserer allverehrten hochsinnigen Landesmutter hervorgerufen hat, bleibt uns das Bild unseres erhabenen Monarchen, unseres allergnädigsten Schutzherrn als sicherer Wegweiser für unerschütterliche Erfüllung der übernommenen Aufgaben. In diesem Sinne wollen wir streben und wirken.

2. Der Vorsitzende gedenkt ferner der dahingeschiedenen Mitglieder Hofrath Professor Dr. Georg Bühler, Hofrath Professor Dr. Friedrich Müller und Gabriel de Mortillet. Eine eingehende Würdigung der wissenschaftlichen Verdienste dieser Männer wird im Jahresberichte des Präsidenten gegeben werden.

3. Herr Dr. phil. et med. **Hermann v. Schrötter**, Universitätsassistent, hält einen Vortrag:

Demonstration von zwei deformirten Peruanerschädeln.

(Mit einer Text-Illustration.)

Meine Herren!

Nur mit wenigen Worten möchte ich mir erlauben, Ihre Aufmerksamkeit auf zwei besondere Specimina von künstlicher Deformation des Schädels zu lenken, welche

ich der gütigen Vermittlung des Herrn Directors J. FRANK in Villach verdanke. Dieselben stammen aus Nord-Chile, wo sie von dem Bruder des genannten Herrn beim Baue eines Turbinencanales unfern von dem Orte Calama am Rande der Salpeterwüste Atacama ausgegraben wurden.

Die Körper waren in einem Grabe, Mann und Kind in hockender Stellung, jedoch trotz des erhaltenen Mumiennetzes, welches ich Ihnen hier zeige, so zerfallen, dass von einem Transporte abgesehen werden musste. Ausser den beiden Schädeln sowie diesen spärlichen Ueberresten des Grabschmuckes, der aus Knochen und Muscheln zusammengesetzten Kette und dieses farbigen wollenen Gewebes ist nichts erhalten worden, Gegenstände, die übrigens vollkommen mit jenen übereinstimmen, wie sie REISS und STÜBEL [1]) von den Gräberfeldern zu Ancon in ihrem classischen Tafelwerke geschildert haben.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, Ihnen, meine Herren, im Rahmen dieser kurzen Demonstration eingehend den Stand unserer Kenntniss über die Deformationen des Schädels auseinanderzusetzen; ich will mich nur auf das Folgende beschränken:

Bekanntlich hat man mehrere ursächliche Momente zu unterscheiden, durch welche derartige Veränderungen bedingt werden. VIRCHOW [2]) hat dieselben zuletzt auf Grund langjähriger bahnbrechender Vorarbeiten genauer präcisirt und mit Rücksicht auf ätiologische und allgemein pathologisch-anatomische Gesichtspunkte in ein System gebracht.

Abgesehen von vor oder bei der Geburt entstandenen, durch verschiedenartige pathologische Processe bewirkten oder aus noch anderweitigen Ursachen resultirenden Verbildungen, kommt vor Allen diejenige in Betracht, welche absichtlich eingeleitet wurde. Und mit dieser, der artificiellen Deformation, haben wir es hier zu thun.

Wie wir heute auf Grund ausgedehnter, weitverzweigter Mittheilungen wissen, war diese Sitte fast über die ganze Erde verbreitet, vielfach ist sie gegenwärtig noch üblich und soll selbst auch in Europa da und dort bis vor nicht allzu langer Zeit in Gebrauch gewesen sein [3]).

Was die angewandten Mittel sowohl wie die durch dieselben schliesslich erzielten Schädelformen anlangt, so lassen sich gemäss einer schon älteren Eintheilung von FOVILLE im Allgemeinen zwei Haupttypen unterscheiden, die durch seitlichen oder fronto-occipital ausgeübten Druck und Gegendruck einerseits und die durch circuläre Umschnürung andererseits bewirkte Deformation, wobei allerdings auch Combinationen beider Anwendungsweisen vorkommen.

[1]) Das Gräberfeld von Ancon in Peru. Berlin 1889.

[2]) Vgl. insbesondere Crania ethnica americana. Berlin 1892.

[3]) Schrieb ja doch L. A. GOSSE geradezu: „Les déformations artificielles du crâne chez les enfants nouveau-nés ont existées depuis les temps les plus anciens jusqu'à nos jours.“ Essai sur les déformations artificielles du crâne. Paris 1855.

Je nach den Ländern oder den Völkerstämmen war bald das eine oder das andere Verfahren das herkömmliche oder am meisten bevorzugte und ich zeige Ihnen hier bezüglich der erstgenannten Methode eine Abbildung aus dem Aufsatze von VAN HOËVELL [1]), den ich der Güte von Herrn Hofrath TOLDT verdanke. Sie können erkennen, dass es sich um eine durch Bretter und Stricke in einem besonders hergerichteten wiegenartigen Bette bewirkte Gewalteinwirkungen auf den bildsamen kindlichen Schädel handelt, wie dies bei Eingeborenen der Insel Celebes üblich ist. A. B. MEYER, desgleichen BOAS haben über solche Schädel von anderen Oertlichkeiten berichtet.

Wenn nach der Meinung einiger Autoren diese Verunstaltung des Schädels durch seitlichen Druck doch im Allgemeinen die häufigere ist, so kommt aber auch dem zweiten Haupttypus der Deformation weite Verbreitung zu, hinsichtlich welcher insbesondere das westliche Südamerika mit den Grenzgebieten von Chile, Peru und Bolivia eines der wichtigsten Centren dieser Sitte bildet, indem von dessen ausgedehnten Fundorten nicht blos das reichste Material über alle Arten der künstlichen Schädelverbildung, sondern ganz besonders der durch circuläre Schnürung bewirkten herstammt. Eine umfassende Literatur liegt hierüber vor, bezüglich welcher ich ausser den genannten Arbeiten nur noch die Reisewerke von ORBIGNY, v. TSCHUDI, SQUIER, WIENER u. A. nennen möchte; auch ZUCKERKANDL hat seinerzeit deformirte Schädel von Bolivia (Novara-Expedition) eingehend beschrieben.

Ich habe mir die Mühe genommen, in diese für eine spätere ausführlichere Publication bestimmte Karte alle jene Orte einzeichnen zu lassen, von welchen mir bisher derartige Funde bekannt geworden sind, und Sie sehen, wie insbesondere gewisse Bezirke des alten Peru reich betheiligt sind. Dass die verlängerten Schädelformen häufiger im Gebirge, die durch occipito-frontale oder noch andersartig erzielte Abplattung an der Küste häufiger anzutreffen sind, wird von Mehreren angegeben; es dürfte jedoch dieser Umstand hinsichtlich weiterer Schlussfolgerungen wohl von keiner wesentlichen Bedeutung sein, indem beide Typen auch nahe bei einander gefunden wurden.

Es hängt hiemit zum Theile die Frage zusammen, ob die Deformation schon vor der Eroberung Perus durch das Inkavolk bestanden oder ob sie von diesen erst eingeführt wurde. Leider lässt sich hierüber gegenwärtig noch nichts Bestimmtes sagen; manche Momente sprechen jedoch dafür, dass die erstere Annahme die wahrscheinlichste ist.

Auch über die Gründe, welche zu dieser so weit verbreiteten Sitte geführt haben, ob dieselbe durch das Kastenwesen veranlasst, aus religiösen Anschauungen hervorgegangen oder aus ästhetischen Gründen u. A. m. vorgenommen wurde, ist viel geschrieben worden. VIRCHOW [2])

[1]) S. Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. VI, 1893. In dem citirten Aufsatze reiches Literaturverzeichniss über künstliche Schädeldeformation überhaupt von E. SCHMELTZ.

[2]) Op. cit.

hat in einer geistreichen Auseinandersetzung diesbezüglich Schönheitsrücksichten und der Mode das Wort geredet.

Dass man das Vorkommen der Deformation auch zu weittragenden Schlüssen über die Herkunft und die Wanderung von Völkerstämmen verwerthet hat, will ich schliesslich noch erwähnen.

Dieser Schädel stellt Ihnen ein schönes Beispiel jener Formen vor, wie sie kurz als „Longheads" von einigen Schriftstellern bezeichnet werden, jener Verbildung, der Gosse in seiner werthvollen Arbeit den Namen Déformation symmétrique-allongée gegeben hat. Und in der That sehen Sie, dass hier die hochgradige Abplattung der Stirne und die Elongation des gehobenen und stark entfalteten Hinterkopfes den Schädeltypus beherrschen; die Längsdimensionen haben auf Kosten der Querdurchmesser zugenommen. Die Stirne ist zurückgewichen, steht schräg und ist wie nach rückwärts über die Scheitelbeine verschoben; auch die Nahtlinie zwischen dem am oberen Ende verdickten Os frontale und den beiden Ossa parietalia ist daher nicht senkrecht auf die Knochen-

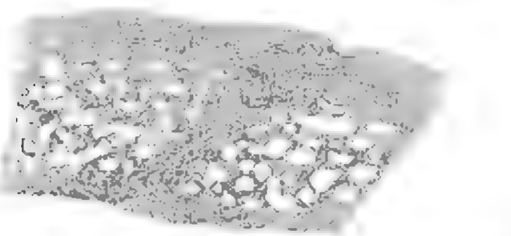


Fig. 25. Durchschnitt eines deformirten Peruanerschädels an der Kranznaht.

flächen orientirt, sondern verläuft schräg von vorne unten nach hinten oben. Zu einer vollständigen Synostose ist es, wie Sie aus diesem Dünnschliff (Fig. 25) entnehmen können, nicht gekommen, nur die äusseren Partien sind in dünner Schichte verschmolzen, wobei die entsprechenden Knochenlamellen in einer durch die Verschiebungsrichtung bedingten Krümmung vom Stirnbein auf das Scheitelbein hinüberziehen, so dass die Coronnarnaht am Durchschnitte einen Eindruck macht, der den Vergleich mit der graphischen Darstellung paralleler Gebirgsschichten gestattet, die durch emperdringenden Basalt gebogen wurden. An den der deutlich zu verfolgenden Schnürfurche correspondirenden Stelle ist der Knochen etwas dünner, aber nicht stärker sclerosirt. Entsprechend den hier den hinteren Antheil des Schädels begrenzenden Scheitelbeinen besteht beträchtliche Verdickung des Knochens. Das Os occipitale ist stark gegen die Horizontale geneigt und bedingt dadurch eine bedeutende Erweiterung der rückwärtigen Schädelgrube; der hintere Schädelraum hat somit gegenüber dem Stirntheile compensatorische Vergrösserung erfahren. Wie begreiflich, sind auch im Bereiche der übrigen Nähte vielfach abnorme Verhältnisse vorhanden, welche hinsichtlich der Alter bestimmung des betreffenden Individuums Schwierigkeiten bereiten werden.

Von jener schlitzartigen Verbildung des knöchernen Gehörganges oder von Exostosenbildung an demselben, wie sie F. R. Seligmann [1]) schon vor langer Zeit beschrieben hat, war nichts zu finden, es sollen aber auch derartige Befunde mehr den Titicacaformen eigenthümlich sein, ebenso war keine Andeutung eines Os interparietale (os incae) an dem Schädel vorhanden.

Ich muss noch hervorheben, dass das Gehirn in auffallender Weise erhalten und dass namentlich die beiden Hemisphären, wenn auch in ihrer Structur durch steinartige Beschaffenheit theilweise verändert, doch so conservirt waren, dass man an denselben deutlich den Verlauf der Sylvischen Spalte, sowie den Furchen an der Basis der Schläfelappen entsprechende Rinnen erkennen konnte. Der Hirnstamm und das Kleinhirn waren jedoch zu bröckeligen, sandigen Stücken zerfallen, die nicht weiter verwerthet werden können; das Grosshirn und die eingetrockneten Hirnhäute habe ich behufs genauerer Präparation in verschiedene Conservirungsflüssigkeiten eingelegt.

Erwähnen möchte ich hier nur, dass es durch die bereits angedeutete Beeinflussung der Raumverhältnisse im Schädel natürlich auch zu Wirkungen auf das Gehirn wird kommen müssen, ein Umstand, der mehrere Autoren zu weittragenden Schlüssen über die geistigen Fähigkeiten der Volkerstämme, bei welchen die Deformation üblich war, veranlasst hat. Haben je auch Einige sogar in der künstlichen Schädelverbildung ein mit Absicht von den Inkas angewandtes Mittel erblicken wollen, um die unterjochten Stämme durch Verdummung niederzuhalten.

Richtig ist, dass das Gehirn Veränderungen seiner Form erleiden, dass dasselbe im speciellen Falle gegen die Occipitalregion gedrängt und dadurch das Stirnhirn in seiner Entfaltung beeinträchtigt und ungünstig beeinflusst werden kann, wie dies kürzlich Rüdinger [2]) in seiner genauen Beschreibung eines deformirten Schädels von den Neu-Hebriden klar auseinandergesetzt hat.

Dass jedoch die Schädelcapacität durch die Deformation leiden müsse, wie vielfach angegeben wurde, kann nur bedingt angenommen werden. Es erscheint vielmehr sicher zu stehen, dass die absolute Capacität der Schädelhöhle keine Einbusse erleidet, dass es aber wohl zu einer relativen Verkleinerung der einzelnen Regionen namentlich im Bereich des Stirnantheiles kommen muss. Diese Verhältnisse werden sich ja an unserem Exemplare noch des Genaueren feststellen lassen.

Wenn der demonstrirte Schädel eines erwachsenen Individuums also auch in besonders deutlicher Weise die artificielle Elongation veranschaulicht, so beansprucht dieser Kinderschädel um so grösseres Interesse, da an demselben noch die die Deformation

[1]) Verhandlungen der 43. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, 1869.

[2]) Abhandlung der k. baierischen Akademie der Wissenschaften, II. Cl., Bd. II, Abth. 1.

bedingende Wickelung in ihrer ursprünglichen Form vorhanden ist, wodurch die etwa noch strittige Auffassung über die Entstehung der peruanischen Langschädel greifbar bewiesen wird und Anschauungen, welche in denselben eine bestimmte Raceneigenthümlichkeit zu erblicken meinten, wohl als widerlegt betrachtet werden können.

Wenn auch deformirte Kinderschädel insbesondere aus den Gräberfeldern von Ancon bekannt und in einigen Sammlungen vorhanden sind, so scheinen doch solche mit noch erhaltener Schnürungsvorrichtung zu den grössten Seltenheiten zu gehören, wenigstens berichtet mir unter Anderen Director Philippi auf ein an ihn gerichtetes Schreiben, kein derartiges Exemplar in den Sammlungen von Santiago zu besitzen.

Wie Sie sehen, geht hier ein aus vielen Schnüren zusammengedrehtes Band in doppelter Tour von der stark deprimirten Stirne und vor den Perietalhöckern unter die Protuberanz des Hinterhauptes, welches von einem netzartig geflochtenen, mit Haaren und Federn geschmückten Korbe umfasst wurde, der an die Maschen des vorerwähnten Bandes geknüpft war. Der Knoten des Deformationsbandes befindet sich unten am Schädel. Trotz der bedeutenden Elongation, die derselbe bereits erlangt hat, trotz der starken Volumszunahme des Hinterhauptes hat eine Verschiebung der Knochen in der Naht zwischen Stirn- und Seitenwandbeinen noch nicht stattgefunden, auch die Stirnfontanelle hat keine stärkere Verbildung erfahren; nur die circuläre Depressionsfurche ist, wie Sie sich überzeugen können, deutlich erkennbar.

Welche Erscheinungen während des Gebrauches der Schnürung zur Beobachtung kommen, wie intensiv und wie lange dieselbe angewendet werden musste, ob Jahre nothwendig waren, um die gewünschte Form zu erzielen [1]), darüber besitzen wir leider keine näheren Angaben; ebenso dürfte die Frage noch zu discutiren sein, welche Dauer derartige Einflüsse hatten, und inwieweit die so erzielten Schädelformen erblich waren. Dass es vielleicht nicht ohne Interesse wäre, diesen Fragen durch den Thierversuch nachzugehen, möge hier nur nebenbei bemerkt werden.

Aber noch einen anderen Punkt möchte ich kurz berühren, es ist dies der Zustand, in welchem die Weichtheile erhalten und wie weit deren feinerer Bau conservirt ist. J. Czermak gebührt das Verdienst, durch genaue mikroskopische Untersuchung von ägyptischen Mumienresten schon 1852 [2]) gezeigt zu haben, dass die Structuren oft in kaum nennenswerther Weise geändert sind, indem er, um nur einige Beispiele zu erwähnen, in der Haut die Schweissdrüsen und deren Ausführungsgänge, an den Nerven die Primitivfibrillen noch deutlich nachweisen konnte.

Selbstredend werde ich auch hier noch genauere Untersuchungen der erhaltenen Weichtheile vornehmen; vielleicht gelingt es mit Rücksicht auf das früher Gesagte, die Querstreifung der Muskelfasern oder sogar noch Ganglienzellen im Gehirne und dem Ganglion Gasseri, welches sich noch deutlich darstellen liess, nachzuweisen; auch werden mich noch eingehendere Messungen der Musculatur und der Haare sowie die exacte Bestimmung der Schädeldimensionen beschäftigen.

Ich schliesse, meine Herren, mit dem Wunsche, Ihre geneigte Aufmerksamkeit nicht über Gebühr beschäftigt zu haben und bitte Sie noch, diese zahlreichen, zum Theile farbigen Abbildungen zu betrachten, welche Ihnen den Schädel in den für die Messung und Aufnahme wichtigsten Stellungen zeigen.

4. Herr **F. v. Hopfgartner** spricht über seine diesjährigen

Flurforschungen im Lungau.

5. Herr **Wladimir Levec** bespricht die von ihm ausgeführten

Flurforschungen im Pettauer Felde.

Ueber beide Themen werden in Kürze umfangreiche Abhandlungen in den Mittheilungen erscheinen.

6. Herr Secretär **Franz Heger** berichtet über

Die XXIX. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Braunschweig

(4. bis 6. August 1898)

mit Ausflügen nach dem Elm und dem Harz.

Die erste Sitzung am 4. August wurde von Herrn Geheimrath Dr. R. Virchow mit einem Vortrage über die Steinzeit in Deutschland eröffnet. Er wählte dieses Thema zum Theile aus localen Gründen, da man sich gerade in Braunschweig auf einem der Hauptgebiete der sogenannten megalithischen Monumente befinde, das sich von hier gegen die Elbe zu ausdehnt. Dieselben gehören zu den allergrössten Monumenten der Vorzeit und ist die Frage nach ihrem Alter von besonderem Interesse. Redner sprach die Anschauung aus, dass dieselben wohl nur für sehr Vornehme errichtet worden sein müssen, da sonst trotz der Zerstörung vieler derselben denn doch viel mehr erhalten geblieben wären. Da auch in anderen Gebieten, ja in anderen Welttheilen (Asien und Afrika) grosse Steindenkmale aus der Vorzeit existiren, so ist es nothwendig, dieselben für die einzelnen Gebiete genauer zu definiren. Für unseren Fall ist namentlich eine Trennung dieser megalithischen Monumente von den in den östlichen Gegenden sehr zahlreich auftretenden, aus Steinplatten errichteten Grabkammern (sogenannte Steinkisten) in Erdhügeln vorzunehmen.

Als ein verwandtes Beispiel über solche auf verschiedenen Gebieten vorkommende und oft ganz ungerechtfertigt unter einer Bezeichnung zusammengefasste Denkmale aus der Vorzeit wählt der Vortragende die in Dänemark, namentlich auf Seeland, so häufig vorkommenden „Kjökkenmöddinger". Man fand solche nach und nach auch in anderen Erdgebieten und daraus

[1]) Nach van Hoëvell sollen hiezu ein halbes Jahr, nach Anderen im alten Peru mehrere bis zu neun Jahren nothwendig gewesen sein.

[2]) Sitzungsberichte der k. Akademie in Wien, IX. Bd., S. 427.

ergibt sich für eine erspriessliche Betrachtung die Nothwendigkeit, solche Vorkommnisse in einzelne Gruppen zu zerlegen, d. h. dieselben strenger zu localisiren. Solche Abfallhaufen, zu denen auch die Abfallgruben gehören, müssen nicht alle gleichalterig sein.

Ein weiteres Beispiel sind die ganz aus Erde errichteten „Mounds“ Nordamerikas, in welchen man auch ähnliche Abfallgruben findet, die aber deshalb mit dem ersteren nicht gleichalterig zu sein brauchen.

Aus alldem geht hervor, dass man bei solchen Betrachtungen nicht generalisiren, sondern besser localisiren müsse.

Was die Megalithe anbelangt, so sind viele derselben im Laufe der Zeiten, manche noch nachweisbar in den letzten 1½ Jahrhunderten verschwunden. Sie dehnen sich heute im Westen der Elbe bis an den Atlantischen Ocean und über denselben hinaus; im Osten der Elbe sind sie ausserordentlich spärlich und kann man deren genaue Grenze gar nicht bestimmen. Im südlichen Theile von Mitteldeutschland fehlen sie ganz. Diese zonenartige Verbreitung der norddeutschen Megalithe entspricht genau der ebenfalls zonenartigen Ausdehnung der nordamerikanischen Mounds. Im nördlichen Afrika findet sich eine zweite solche Zone von Megalithen, die sich längs der Küste des Mittelmeeres im heutigen Tunis, Algier bis nach Marokko hinein erstreckt. Man hat die Errichtung der letzteren mit den Vandalenzügen in Verbindung gebracht, ohne diese Annahme bewiesen zu haben. Auch die iberischen Ruinenstätten scheinen mit den Megalithen in Beziehungen zu stehen. Sie alle sind aber zweifellos weit älter als die historische Völkerwanderung. Da uns hiefür die ältesten bekannten Völkernamen im Stiche lassen, so müssen wir von solchen für diese Denkmale überhaupt absehen und können sie nur einer bestimmten Periode zuweisen. Redner warnte an dem Beispiele der in letzterer Zeit oft genannten Bastarner davor, historische Bezeichnungen in die vorhistorische Zeit hineinzusetzen.

Die grösste Schwierigkeit für die zeitliche Zuweisung der Megalithe besteht aber darin, dass sie alle — wahrscheinlich schon in sehr alter Zeit — ausgeplündert worden sind. Es verhält sich mit denselben ebenso wie mit den meisten der altägyptischen Königs- und Oberpriestergräber, die man schon in alter Zeit dadurch vor Plünderung zu schützen suchte, dass man die Mumien mit ihren Beigaben in unzugängliche Gegenden versteckte (Deir el Bahri).

Redner kommt dann weiters auf die Wichtigkeit des prähistorischen Topfgeschirres zu sprechen. Einige charakteristische Scherben lassen mitunter eine ziemlich genaue Zeitbestimmung zu. Von grosser Wichtigkeit sind die allerdings recht seltenen steinzeitlichen Gräberfelder, von denen in letzterer Zeit jene von Worms ganz ausserordentlich wichtige Resultate geliefert haben. Mit Hilfe der Beigaben in denselben, namentlich aber der keramischen Reste, kann man die an anderen Orten Deutschlands gemachten ähnlichen Funde chronologisch einreihen.

Redner kommt schliesslich auf die in neuerer Zeit in Aegypten gemachten überaus wichtigen Funde zu sprechen, welche weit über die historischen Dynastien, also vor das Jahr 4000 v. Chr. zurückreichen. Es sind das keine Mumiengräber, sondern Bestattungen in der Erde, welche der vollen Steinzeit angehören. Die Frage jedoch, in welchen Beziehungen diese neolithischen Gräber zu jenen in Norddeutschland stehen, muss heute noch offen gelassen werden.

Der Rest der ersten Sitzung wurde durch mehrere Begrüssungsreden ausgefüllt, an welche sich der wissenschaftliche Jahresbericht des Generalsecretärs Prof. Dr. J. Ranke und der Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters J. Weismann anschloss.

Die zweite Sitzung am 5. August eröffnete Prof. Dr. Ranke mit der Vorlage und Besprechung einiger neuer Werke aus dem bekannten Verlage von F. Vieweg, woran Geheimrath Dr. Virchow eine kurze Mittheilung über die neuesten Ausgrabungen bei Tolkemit am frischen Haff in Westpreussen (neolithische Periode) anschloss.

Herr Hofjuwelier Telge brachte hierauf einige interessante Funde aus den unteren Donaugegenden zur Vorlage.

Herr Geh. Hofrath Dr Wilhelm Blasius sprach dann über die Vorgeschichte und Frühgeschichte des Braunschweigischen Landes und gab einen trefflichen Ueberblick über die wichtigsten prähistorischen Funde und Localitäten dieses Gebietes und seiner Umgebung. Sodann hielt er einen Vortrag über die anthropologisch wichtigen Funde in den Höhlen bei Rübeland am Harz, welche von der Versammlung in den nächsten Tagen auch besucht wurden. In der sogenannten Hermannshöhle wurden paläolithische Feuersteingeräthe und bearbeitete Knochenstücke gefunden, welche unzweifelhaft die Anwesenheit des Menschen in dieser alten Zeit documentiren.

Herr Privatdocent Dr. R. Much hielt einen Vortrag: Zur Stammeskunde der Altsachsen, in welchem er den Zusammenhang der deutschen Stämme mit den germanischen Völkerschaften, die wir zu Beginn der Römerzeit kennen lernen, zu ermitteln suchte.

Herr Professor Kollmann sprach über die Beziehung der Vererbung zur Bildung von Menschenrassen, wobei er an der Hand von Zeichnungen und plastischen Figuren darlegte, dass die Menschenrassen der Steinzeit sich durch Vererbung bis in unsere Zeit erhalten haben, so dass man die heutige Bevölkerung auf Typen aus der Steinzeit zurückführen könne. Die von ihm empfohlene Methode, die Schädel nach einem bestimmten System durch Ueberkleidung mit einer plastischen Thonmasse zu Köpfen umzugestalten, fand lebhaften Anklang bei den anwesenden Anthropologen.

Herr Dr. Boas machte Mittheilungen über den Stand der anthropologischen Forschung in Amerika. Die verschiedenen Bureaus arbeiten hier Hand in Hand mit den Museen in verschiedener Richtung an den Aufgaben unserer Wissenschaft. Die Hauptcentren sind in Washington, New-York, Philadelphia

und Cambridge. Professuren bestehen gegenwärtig drei, in New-York, Cambridge und Chicago.

Dr. KARL RANKE hielt einen Vortrag: Bevölkerungsstatistische Beobachtungen aus den Indianerdörfern des Xingu. Dieselben erstreckten sich hauptsächlich auf die Zahl der Bewohner und deren Lebensalter. Redner schilderte die Schwierigkeiten, die sich einem solchen Unternehmen entgegenstellen. In Bezug auf die Lebensdauer stellte er fest, dass der Indianer sehr kurzleibig ist; im Allgemeinen besitzen die Frauen eine grössere Lebenszähigkeit. Während unter 40 Jahren die Männer in der Mehrzahl sind, überwiegt über dieses Alter hinaus das weibliche Geschlecht.

Mit einer Erläuterung der von Herrn LÜHMANN entworfenen Karte der prähistorischen Elmbefestigungen schloss diese Sitzung.

In der dritten und letzten Sitzung am 6. August wurde zunächst der Ort der nächsten Tagung bestimmt. Nach dem Vorschlage des Herrn Generalsecretärs wurde hiefür Lindau einstimmig gewählt und hiebei der Wunsch ausgesprochen, diese Versammlung im nächsten Jahre zu einem etwas späteren Zeitpunkte, der vom Vorstande erst bestimmt werden soll, zusammen mit der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, als eine gemeinsame Versammlung, abzuhalten.

Hierauf hielt Dr. KÖHL einen Vortrag: Neue Gräberfelder der jüngeren Steinzeit bei Worms. Derselbe hat seit dem Jahre 1895 in der Umgebung von Worms drei Gräberfelder aus der jüngeren Steinzeit aufgedeckt, die an und für sich schon zu den grössten Seltenheiten gehören, und ein überaus wichtiges und interessantes Material ergeben haben. Es sind Flachgräber mit auf der rechten Seite liegenden Hockern (Skelette mit zur Brust heraufgezogenen Beinen). Spuren von Metall fehlen vollständig, dagegen fanden sich verschiedene Steingeräthe, Schmucksachen aus fossilen Muscheln u. dgl. und sehr interessante Thongefässe. Alle drei Gräberfelder gehören so ziemlich derselben Zeit an und dürfte ihr Alter mit 5000 Jahren anzusetzen sein. Diese Funde haben allerorten das grösste Aufsehen erregt und sind für die Beurtheilung der jüngeren Steinzeit in Mitteleuropa von grundlegender Bedeutung.

Herr Museums-Inspector GRABOWSKY sprach dann über neue neolithische Fundstellen im Herzogthume Braunschweig. Während er vor drei Jahren nur fünf solcher Fundstellen kannte, ist es ihm seither gelungen, deren mehr als hundert nachzuweisen und mehrt sich die Zahl der neuen Funde von Tag zu Tag. Redner spricht die Erwartung aus, dass es hoffentlich schon in wenigen Jahren möglich sein werde, eine umfangreiche Karte der neolithischen Besiedelung Braunschweigs anzufertigen.

Herr Geheimrath Dr. WALDEYER hielt einen Vortrag über „Angeborene Verschiedenheiten am menschlichen Gehirn". Ueber die Gehirnentwicklung beim männlichen und weiblichen Geschlechte kann man nur dann klar urtheilen, wenn man die Gehirne zweier Individuen von möglichst gleichem (und thunlichst frühem) Alter und möglichst gleichen Lebensbedingungen mit einander vergleicht. Diese Voraussetzung trifft am besten bei Zwillingskindern zu, von welchen der Vortragende zwei Paare untersucht hat. In beiden Fällen wiesen die Knaben eine fortgeschrittenere Gehirnbildung auf; doch lassen sich hieraus noch keine sicheren Schlüsse ziehen, da die Zahl der Beobachtungen viel zu klein ist. Der Vortragende erbittet sich hiezu weiteres Material.

Herr Prof. Dr. RANKE macht Mittheilungen aus dem Münchener Anthropologischen Institut und bespricht namentlich gewisse Abweichungen (Verdoppelung des Scheitelbeines u. A.) in der Schädelbildung des Menschen, wobei er zum Vergleiche Schädel des Orang-Utan heranzieht, von welchen die Münchener Sammlung über 200 Exemplare enthält.

Herr Geheimrath Dr. G. FRITSCH besprach sodann die Entstehung der Rassenmerkmale des menschlichen Haupthaares. Redner vertrat die Anschauung, dass die Umgebung Einfluss auf die Form und Beschaffenheit der Haare ausübe. Beim Versetzen in andere Gegenden in Folge von Wanderungen müsse sich auch das Haar ändern. Daraus lassen sich die Rassenverschiedenheiten in Bezug auf das Haar erklären.

Herr Regierungsrath Dr. M. MUCH hielt einen Vortrag über einen Friedhof aus der Langobardenzeit in Wien. Derselbe wurde bei Gelegenheit der Anlage der Gürtellinie der Wiener Stadtbahn entdeckt. Leider konnten wegen der umliegenden Häuser nur etwa 20 Skeletgräber aufgegraben werden, die sich zumeist schon als in alter Zeit ausgeraubt erwiesen. Zu den wenigen gefundenen Gegenständen gehörte eine Eisenaxt, Gürtelschliessen aus Eisen und Bronze und Spinnwirtel aus Bergkrystall. Diese Beigaben zeigen, dass die Gräber in das VI. Jahrhundert gehören. Der Fund eines sogenannten Thurmschädels deutet auf die Anwesenheit von Avaren hin, die im Jahre 568 in Pannonien einzogen. Diese Avaren dürften auch die alten Gräber ausgeraubt haben.

Es sprachen ferner:

Herr Prof. RZEHAK über einen merkwürdigen Goldringfund in Mähren von einer Form, wie solche nur in Ungarn und im Kaukasus vorkommt;

ferner Herr F. FREIHERR v. ANDRIAN-WERBURG über die Entwicklungsgeschichte der Ethnologie;

Herr Dr. TEICH über die Entdeckung der Zinninseln (Kassitiriden) an der Hand der Ora maritima des Aviennus;

Herr Dr. MIES über die grösste Breite des Schädels und zum Schlusse Herr Dr. BIRKNER über Zwergenwuchs, wobei er einen totalen, einen partiellen und den Wuchs der sogenannten Pygmäenvölker unterschied.

Die Schlussrede des Vorsitzenden, Geheimrath Dr. VIRCHOW, klang in dem Wunsche aus, dass die verschiedenen, derzeit noch zersplitterten anthropologischen Sammlungen Braunschweigs zu einem gemeinsamen Museum vereinigt werden mögen.

Vier Ausflüge wurden anlässlich der Versammlung von Braunschweig aus veranstaltet. Der erste fand am

5. August Nachmittag, also noch während der Tagung statt und hatte die altehrwürdige Stadt Wolfenbüttel zum Ziele, wo neben dem Archiv die berühmte Bibliothek besichtigt wurde. Der zweite Ausflug wurde am Tage nach Schluss der Versammlung (7. August) nach dem benachbarten Elmgebirge unternommen, auf dem die alten Ringwälle am Burgberg und Kuxberg im Reitlingthale die Hauptobjecte der Besichtigung bildeten. Die zwei folgenden Tagen (8. und 9. August) gehörten den berühmten Harzhöhlen bei Rübeland. Auf der Hinfahrt wurde in Wernigerode die Alterthümer-Sammlung des Fürst Otto-Museums studirt, welche insbesondere für die jüngere Steinzeit von Wichtigkeit ist. In Rübeland wurden die Hermanns- und die Baumannshöhle besichtigt und das kleine Höhlenmuseum gewürdigt. Den Schluss der Excursionen bildete am 10. August ein Ausflug nach Neuhaldensleben zur Besichtigung der megalithischen Monumente in dem Althaldenslebener Forste, der auf Einladung des Aller-Vereines erfolgte. Mit dieser Excursion fand die nach allen Seiten hin durchaus gelungene XXIX. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft ihren würdigen Abschluss.

7. Herr **Josef Szombathy** übersendet eine Mittheilung über die

Tumuli von Pawlowitz bei Prerau in Mähren.

(Mit 10 Text-Illustrationen.)

Bei Pawlowitz sind in den zur Herrschaft des Herrn Alfred Edler v. Skene gehörigen Waldungen zwei Tumulusgruppen constatirt. Die eine derselben liegt 2 km ostnordöstlich vom Orte in dem Walde Pálenina



Fig. 26 und 27. Bronzenadelköpfe. Nat. Gr.

(= Brandstätte), am Südostabhange der Anhöhe Černa polechna. Sie enthält etwa 20 mittlere und kleinere Tumuli. Die zweite Gruppe liegt 1 km südöstlich von Pawlowitz in dem Walde Záhoři, dessen weitere Fortsetzung in der Specialkarte mit „Klesenec" am „Blaseberge" bezeichnet ist, im Volksmunde aber ebenfalls Záhoři heisst. Diese Gruppe besteht aus drei grösseren Grabhügeln.

In der Pálenina wurden ausser sonstigen Grabungsversuchen im Jahre 1890 durch die Herren Cooperator P. Franz Přikryl aus Sobiechleb und Dr. Heinrich Wankel aus Olmütz die vier grössten Tumuli ausgegraben. P. Přikryl lieferte einen Bericht über diese Ausgrabung[1]) und war auch so freundlich, mir briefliche Mittheilungen zu machen. Die Tumuli enthielten nach den übereinstimmenden Mittheilungen der Augenzeugen je eine ausgedehnte Brandschichte und inmitten derselben das Brandgrab. In zwei Hügeln fand sich je eine grosse Urne, in welcher der Leichenbrand und verschiedene Beigaben enthalten waren. In einem Tumulus wurden

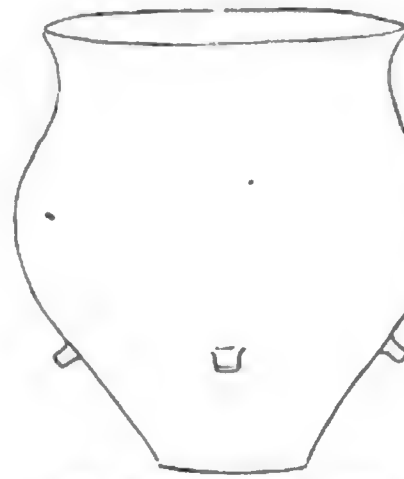


Fig. 28. Urne aus Thon. $^1/_{10}$ nat. Gr.

mehrere an drei verschiedenen Stellen aufgestellte Aschenurnen vorgefunden. Eine derselben enthielt 3 kleine Töpfchen, 3 kleine flache Schalen, mehrere kleine Bronzeringeln und einige Glasperlen. Die Funde gelangten, soweit sie einen etwas besseren Erhaltungszustand aufwiesen, in das Museum des Olmützer Musealvereines, wo mir gelegentlich eines Besuches der Fachreferent Herr Domvicar P. Vyvlečka folgende Stücke zeigte: 2 Bronzenadeln von circa 15 cm Länge (Fig. 26



Fig. 29. Schüssel aus Thon. $^1/_{10}$ nat. Gr.

und 27), ein eben so langes Nadelbruchstück ohne Kopf, 3 offene, unverzierte Bronze-Armreifchen, ein solches aus gewundenem dickeren Bronzedraht, zahlreiche Bruchstücke von Bronzedrahtspiralen, Bruchstücke von grünlichen Glasperlen und mehrere braune, aus freier Hand gemachte Thongefässe. Das grösste derselben ist eine Urne (Fig. 28) von beiläufig 60 cm Höhe, mit vier Ansätzen an der Unterseite des Bauches. Eine tiefe

[1]) Pravěké nálezy na Záhoři v roku 1889–1890. Popisuje P. František Přikryl. Časopis Olomuckého vl. Musea 1891, p. 19.

Schüssel (Fig. 29) von circa 22 cm Höhe hat einen Ansatz unter dem eingebogenen Rande. Kleinere Vasen von durchschnittlich 10 cm Höhe (Fig. 30—34) haben einen deutlich abgesetzten hohen Hals, kleine oder grossere Henkel an der Achsel und am Bauche kleine Buckel oder den Buckeln entsprechende Zeichnungen.

Diese Tumuli gehören also der Hallstatt-Periode an.

Mit der freundlichen Erlaubniss der Herrn Alfred Edlen v. Skene und im Auftrage der Anthropologischen

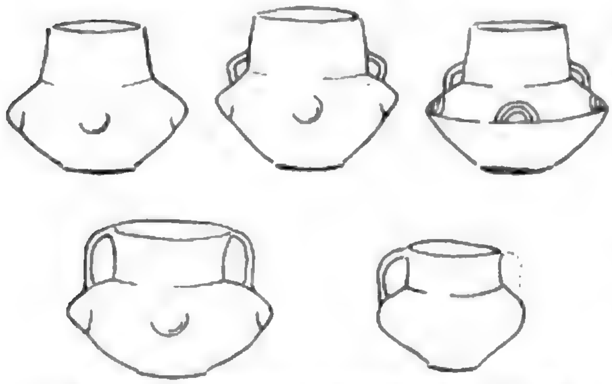


Fig. 30—34. Kleine Vasen aus Thon. Ca. 1/, nat. Gr

Gesellschaft machte ich mich heuer daran, die Untersuchung dieser Tumuli fortzusetzen. Zu meinem Bedauern blieb die Erlaubniss zur Ausgrabung auf zwei Tumuli beschränkt und ich benützte sie zur Untersuchung der noch nicht studirten Gruppe im Walde Záhoří. Die drei Hügel dieser Gruppe sind in einer meridional verlaufenden Linie angeordnet, haben einen Durchmesser von 10—12 m und circa 1 m Höhe. Leider ergaben sie eine ganz unbefriedigende Ausbeute.



Fig. 35. Topfförmige Urne. 1/6 nat. Gr.

Der mittlere, grösste Tumulus führte in seinem Erdmaterial nichts als zerstreute Holzkohlenpartien, einige kleine Thongefässfragmente und 2 grössere Knochenstücke. Er war wohl vor sehr langer Zeit, ehe der kürzlich abgestockte Hochwald herangewachsen, gründlich durchwühlt und wieder so aufgehäuft worden, dass sich aussen keine ganz sichere Spur davon zeigte.

Der zweite südlich gelegene Tumulus war ebenfalls einfach aus Erde aufgehäuft. Er barg im Niveau des gewachsenen Bodens eine Brandschichte von 1·2 bis 1·4 m Durchmesser und 1—3 cm Mächtigkeit und in der Mitte derselben eine topfförmige, henkellose, roh gearbeitete Urne (Fig. 35) von 19 cm Höhe und 20 cm Durchmesser, ganz voll mit calcinirten Knochen, aber keinerlei weitere Beigaben.

Ich bin Herrn v. Skene für die liebenswürdige Aufnahme, welche mir persönlich auf seinem Schlosse bereitet wurde, zum herzlichsten Danke verpflichtet und hätte nur gewünscht, dass auch die wohl etwas ergiebigeren Tumuli in der Pálenina zur vollständigen systematischen Untersuchung zugänglich gewesen wären.

8. Herr Dr. **Wilhelm Hein** übermittelt eine Mittheilung über

Armringe von Eibesthal in Niederösterreich und von Ukamba in Afrika.

(Mit 6 Text-Illustrationen.)

Im Juli 1895 erhielt ich als damaliger Secretär-Stellvertreter der Anthropologischen Gesellschaft in Wien von Herrn Dr. Gustav Adolf Niederleithinger in Wilfersdorf die Nachricht, dass bei Eibesthal, etwa 4 km nordwestlich von Wilfersdorf, nebst Menschenknochen zwei Bronzearmringe und ein Bronzetutulus aufgefunden wurden. Der Fundort — Eibesthal — liegt in einer urgeschichtlich sehr wichtigen Gegend, auf deren Bedeutung namentlich Dr. Matthäus Much wiederholt aufmerksam gemacht hat; besonders reich ist der Bezirk an Tumulis und anderen prähistorischen Erdbauten, von welchen ich blos die im Gerichtsbezirke Mistelbach liegenden erwähnen will: die Tumuli von Asparn an der Zaya [1]), Bullendorf [2]), Erdberg [3]), Hüttendorf [4]), Mistelbach [5]), Olgersdorf [6]) und Wilfersdorf [7]),

[1]) Dr. M. Much, Die Tumuli in Niederösterreich; Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. Neue Folge, VIII. Jahrg., 1874, S. 102.

[2]) Dr. M. Much, Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich, Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, V. Bd., 1875, S. 183, 212, 218. — Derselbe unter gleichem Titel in Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. Neue Folge, X. Jahrg., 1876, S. 263. — Derselbe, Aufruf und Bitte; ebenda XII, 1878, S. 393. — Derselbe, Neu aufgefundene prähistorische Baudenkmäler in Niederösterreich; Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, N. F., IV. Jahrg., 1878, S. LXXIX, wo er über die Ergebnisse der Durchgrabung dieses Tumulus berichtet.

[3]) Schweickhardt, Darstellung des Erzherzogthums Oesterreichs unter der Enns, Viertel unterm Manhartsberg, Wien 1833—1835, I. Bd., S. 272. — Topographie von Niederösterreich, herausgegeben vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich, II. Bd., S. 672. — Josef Gliek, Der politische Bezirk Mistelbach, Mistelbach 1889, S. 78.

[4]) Topographie von Niederösterreich, IV. Bd., S. 488. — Dr. M. Much in Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, V. Bd., S. 219; in Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, X, 172, 264, XII, 393. — Gliek, a. a. O., 18, 144.

[5]) Dr. M. Much in Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch., V, 196, 199, 225; XI, 61; in Blättern des Vereines für Landeskunde, X, 167, 172, 184, 292, XII, 393. — Gliek, a. a. O., 18, 183.

[6]) Dr. M. Much in Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, XII, 393. — Gliek, a. a. O., 18, 217.

[7]) Dr. M. Much in Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch., V, 196, 218 und in Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, X, 184, 264, XII, 393. — Gliek, a. a. O., 18, 280.

ferner die Ringwälle von Schrick[1]) und die Erdställe von Gaunersdorf[2]), Grafensulz[3]), Mistelbach[4]), Olgersdorf[5]), Pellendorf[6]) und Höbersbrunn[7]). In Eibesthal selbst steht mitten im Orte ein Tumulus, in welchem menschliche Gebeine und Scherben von Aschenkrügen gefunden wurden[8]). „Der Name des Ortes, vom Bache genommen, weist in der ältesten Schreibung iwanestale auf das althochdeutsche iwa = Eibe zurück oder, wenn man die zähe Beharrlichkeit der Bachnamen nach den bestehenden Analogien will gelten lassen, auf das gleichbedeutende keltische (kymrische) ywen (Schmithenner, Wörterbuch), welches, von den in diesem Theile des Landes nachweisbaren keltischen Bewohnern stammend, durch die nachrückenden Slaven, sowie später durch die colonisirenden Deutschen assimilirt worden wäre[9]).“ Ein Bronzefund in dieser Gegend, und zwar, wie ich glaube, der erste, musste im Zusammenhalt mit den vielen Tumuli und anderen Erdbauten und in Anbetracht des ersichtlich alten Ortsnamens von ganz besonderer Bedeutung sein. Der Fundplatz selbst befindet sich auf einem unweit vom Dorfe nördlich gelegenen Felde, das sich sanft gegen den östlich nach Wetzelsdorf führenden Weg abdacht; es gehört dem Bauern Michael Eigner in Eibesthal Nr. 131 und führt bei der Bevölkerung die Bezeichnung „Triftfeld“, in der Katastralmappe den Namen „grosses Lötzaufeld“. Der Fund kam anlässlich eines heftigen Wolkenbruches durch Ausschwemmen am 15. Juni 1895 zu Tage und wurde von Mathias Kruder in Eibesthal Nr. 154 während der Feldarbeit entdeckt. Als ich am 21. Juli die Oertlichkeit abging, fand ich noch die Spuren des Erdrisses und gewann die Ueberzeugung, dass eine planmässige Ausgrabung des Ackerbodens zu beachtenswerthen Ergebnissen für die Urgeschichte führen würde. Es gelang mir, den Besitzer unter Hinweis auf seine kaisertreue Gesinnung zu bewegen, mir den Bronzefund als ein Geschenk für die prähistorische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zu überlassen, während Herr Dr. Niederleithinger mir die Knochen übergab, die unzweifelhaft einem weiblichen Individuum mittleren Alters angehörten.

Die beiden Armringe[1]) sind in der Verzierung einander völlig gleich, nur in den Grössenverhältnissen zeigt sich ein kleiner Unterschied, der von der Stärke der Biegung abhängig ist. Sie haben die Gestalt einer Ellipse, deren grosse Achse von der Aussenfläche an gerechnet 6·95 und 7·25 cm, deren kleine Achse 5·6 und 5·5 cm misst; die Dicke beträgt 0·85 cm, die grösste Breite (in der Mitte) 1·6 cm; die Einschnürung vor den beiden Endstollen schwankt zwischen 7·5 bis 8·5 cm.

Fig. 36 zeigt einen dieser Armringe in natürlicher Grösse, Fig. 37 dessen aufgerollte Verzierung, welcher die beiden Spitzovale ein kennzeichnendes Gepräge verleihen. Man wäre beinahe versucht, sie als die Andeutung von Augen aufzufassen; doch scheinen sie in mannigfaltiger Verwendung und Anordnung ein gerade nicht seltenes Armringmotiv der Bronzezeit gewesen zu sein. Dr. Julius Naue zählt diese Art von Armringen zu den älteren Formen[2]), von welchen die bei Mühlthal in Oberbayern gefundenen zwei Exemplare mit den Armringen von Eibesthal eine grosse Aehnlichkeit haben[3]), nur fehlen bei ersteren die Seitenverzierungen neben den Feldern mit den Spitzovalen, die aus je drei eingeschlagenen, gestrichelten, langen und spitzen Dreiecken bestehen. „Ornamentmotive dieser Art,“ schreibt Dr. Naue, „sind mir bis jetzt bei Verzierungen von älteren oberbaierischen Bronzearmbändern nicht bekannt geworden[4]).“ Dagegen kommt dieses Motiv in Mittelfranken und in der Oberpfalz vor[4]); aber auch in Ungarn ist es in den Funden von Tolnau[5]) und Rákos-Palota[6]) mit einem oder drei Dreiecken nachgewiesen. In Niederösterreich ist es bislang unbekannt gewesen. Fast zur selben Zeit, als die Eibesthaler Bronzearmringe gefunden wurden, erschien Friedrich Ziegler's Bericht über die Aufdeckung einiger Grabhügel der Bronzezeit bei Thalmässing (Mittelfranken)[7]), in welchem ein den vorliegenden Armringen fast gleiches Ringpaar beschrieben wird; nur ist bei den Eibesthaler Ringen, sowie bei jenen von Tolnau und Rákos-Palota (bei einem Exemplar) das Spitzovalfeld oben und unten mit zwei mit den Spitzen einander zugekehrten gestrichelten Dreiecken ausgefüllt, wodurch der Eindruck eines Augenpaares noch erhöht wird. Jenem von F. Ziegler bei Schutzendorf nächst Thalmässing gefundenen Ringpaare scheint der von Dr. Heinrich

[1]) Dr. M. Much in Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch., V, 192, 193, 198, 224; XI, 61 und in Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, X, 167, 172, 181, 291; XII, 393. — Gliek, a. a. O., 18, 252.

[2]) Schweickhardt, a. a. O., II. Bd., S. 87. — C. A. Romstorfer, Erdställe in Gaunersdorf und Umgebung, Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch., XXI. Bd. 1891, Sitzungsberichte, S. 65.

[3]) Gliek, a. a. O., S. 116.

[4]) Gliek, a. a. O., S. 190.

[5]) Ignaz Spöttl, Resultate der Ausgrabungen für die Anthropologische Gesellschaft in Niederösterreich und in Mähren im Jahre 1889, in Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch., XX, 1890, S. 84.

[6]) Gliek, a. a. O., 229.

[7]) Topographie von Niederösterreich, IV. Bd., S. 299.

[8]) Topographie von Niederösterreich, II. Bd., S. 518. — Gliek, a. a. O., S. 72.

[9]) Topographie von Niederösterreich, II, 518.

[1]) Inv.-Nr. 28 604 der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien.

[2]) Dr. Julius Naue, Die Bronzezeit in Oberbaiern, München 1894, S. 182.

[3]) Dr. J. Naue, a. a. O., Taf. XIX, Fig. 5a.

[4]) Dr. J. Naue zu F. Ziegler's Bericht über die Aufdeckung einiger Grabhügel der Bronzezeit bei Thalmässing (Mittelfranken) in Prähistorische Blätter, VII (1895), S. 53.

[5]) Hampel József, A bronzkor emlékei magyarhonban, II (Budapest 1892), Taf. CLXI, Fig. 13 und 14. — Wosinsky Mór, Ráczegresi bronzlelet Gr. Apponyi Sándor Lengyeli Múzeumában, in Archeologiai értesítő, Neue Folge, XI (1891), S. 51.

[6]) Joseph Hampel, Alterthümer der Bronzezeit in Ungarn, Budapest 1887, Taf. LXXXVI, Fig. 3a und 3b.

[7]) Prähistorische Blätter, VII (1895), S. 52 und Taf. VII, Fig. 2.

Scheidemandel bei Parsberg gefundene Armring vollständig zu gleichen[1]. Dieselbe Spitzovalverzierung weisen zwei Armringe auf, welche aus einem Grabhügel zwischen Wieden und Hart in der Gemeinde Winklarn bei Amstetten stammen und von Franz Heger[2]) veröffentlicht wurden. Sie bilden den ersten derartigen Fund für Niederösterreich, der bekannt wurde, und beanspruchen aus diesem Grunde eine besondere Werthschätzung, obwohl ihnen sonst jegliche andere Verzierung mangelt; nur sind die beiden Spitzovalen-

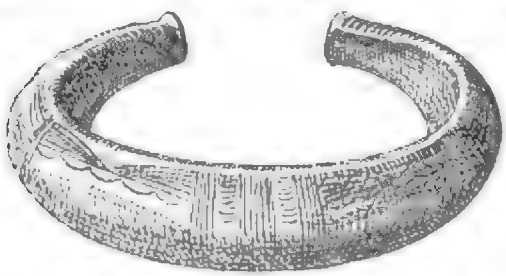


Fig. 36. Bronzearmring von Eibesthal. Nat. Gr.

felder durch eingeschlagene Querstriche von einander und von den Endstollen getrennt. Die bis jetzt besprochenen Armringe sind nicht nur durch die Verzierung, sondern auch durch ihre Form einander ähnlich; sie bilden alle ovale, offene Bänder mit etwas verdickten Endstollen; nach aussen sind die Bänder gewölbt, innen flach, in der Mitte am breitesten. Wenn man Verzierung und Form zugleich in Betracht zieht, so bilden diese Armringe eine eigene kleine Gruppe, deren Verbreitungsgebiet von Baiern bis Ungarn reicht, demnach ziemlich beschränkt ist. Es lässt sich mit

Die Verzierung mit Spitzovalen kommt in vielfach verschiedener Anwendung auf offenen Bronzearmringen mit verdickten Endstollen in Oberbaiern, Schwaben und in der Oberpfalz vor[1], ferner auf schmalen Bronzeringen von Lauenburg[2]) und auf mehr bandähnlichen Unterarmringen aus Hannover[3]), auf welchen sie durchaus nicht den Eindruck einer Augendarstellung wachruft. Die Bedeutung dieser Spitzovale, welche, wie man sieht, ein sehr beliebtes Verzierungsmotiv an Bronzearmringen bilden, muss demnach für uns noch dunkel bleiben. Wenn auch die Armringe von Eibesthal diese Frage der Lösung nicht näher bringen, so liefern sie doch den Nachweis für das Auftreten einer reinen Bronzezeit für Niederösterreich, da sie ein bis jetzt fehlendes Glied in der von Baiern über Amstetten nach Ungarn reichenden Fundkette bilden; hat doch Heger[4]) aus den Funden in der Gemeinde Winklarn auf den Bestand einer ober- und niederösterreichischen Bronzezeit geschlossen und dabei der Hoffnung Ausdruck gegeben, dass sich die Funde dieser Art im Laufe der nächsten Zeit mehren werden. Es ist meiner Meinung nach unzweifelhaft, dass eine systematische Durchforschung des grossen Lötzaufeldes bei Eibesthal einen vollgiltigen Beweis für eine Bronzezeit in Niederösterreich liefern würde; in dieser Hinsicht beansprucht der Gelegenheitsfund von Eibesthal eine ganz besondere Beachtung, die hoffentlich recht bald zu einer erspriesslichen Inangriffnahme der vorgeschichtlichen Arbeiten im Mistelbacher Bezirke führen wird, auf dessen Bedeutung für die prähistorische Besiedlung vor mehr als 20 Jahren Dr. Matthäus Much wiederholt und eindringlich hingewiesen hat.

Ein sehr auffälliges Vorkommen der Spitzovalverzierung fand ich auf vier Armringen aus Messing,

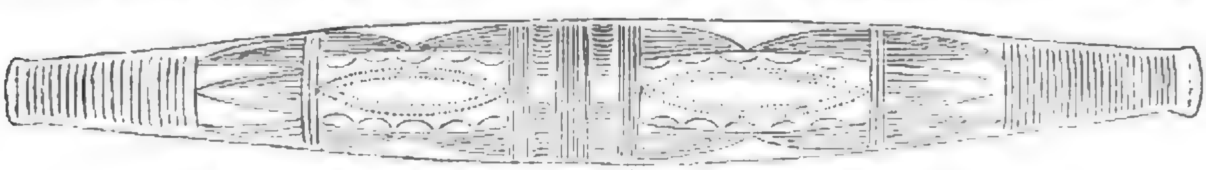


Fig. 37. Aufgerollte Verzierung des Bronzearmringes von Eibesthal. Nat. Gr.

Grund vermuthen, dass diese Armringe an einem bestimmten Platze verfertigt und auf dem Wege des Handels in dem angedeuteten Gebiete verbreitet wurden. Ob dieser Platz ausserhalb desselben gesucht werden muss, ist fraglich, kann aber möglich sein; ich möchte diesbezüglich nur auf Afrika verweisen, wo mancher schmiedegewandte Volksstamm die Nachbarstämme mit den jeweils ihrem Geschmacke entsprechenden Eisenwaaren versorgt.

welche George Kolb auf seinen Reisen in den Jahren 1894—1896 in Ukamba (Britisch-Ostafrika) gesammelt hat. Sie befinden sich unter den Inv.-Nr. 58.924 bis 58.927 in der ethnographischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien. Wie die Fig. 38 bis 41 zeigen, ist die Verzierung jener der Armringe, welche in der Gemeinde Winklarn gefunden wurden, bis auf einige unwesentliche Abweichungen ganz gleich;

[1]) Dr. Heinrich Scheidemandel, Ueber Hügelgräberfunde bei Parsberg, Oberpfalz, Parsberg 1886, Taf. VI, Fig. 3 und 3a.

[2]) Franz Heger, Ausgrabungen und Forschungen auf Fundplätzen aus vorhistorischer und römischer Zeit bei Amstetten in Niederösterreich (Mittheilungen der prähistorischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, I. Bd., Nr. 3, Wien 1893), S. 6, 7, Fig. 4—6.

[1]) Dr. Julius Naue, Die Bronzezeit in Oberbaiern, S. 183 und Taf. XXXIII, Fig. 2a, 5 und 6a.

[2]) J. Mestorf, Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein, Hamburg 1885, Taf. XXX, Fig. 325.

[3]) G. O. Carl v. Estorff, Heidnische Alterthümer der Gegend von Uelzen im ehemaligen Bardengaue (Königreich Hannover), Hannover 1846, S. 94 und Taf. X, Fig. 21 und 22.

[4]) F. Heger, a. a. O., S. 32.

nur ist in den Fig. 40 und 41 das Spitzoval schwach abgerundet.

Die ersten Nachrichten über die Wakamba verdanken wir dem Missionär KRAPF, dem schon ihre edleren Gesichtszüge auffielen, so dass er sie in keinem

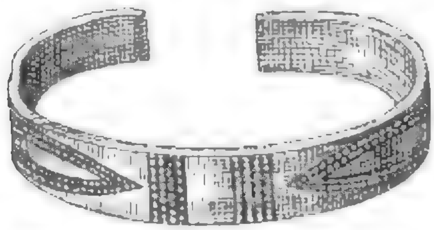


Fig. 38. Messingarmring von Ukamba. Nat. Gr.

Falle zur Negerrasse rechnet; unter allen afrikanischen Völkern, die er gesehen habe, hätten sie die grösste Vorliebe für Schmuck [1]). BARON VON DER DECKEN rühmt ihre Wohlhabenheit und berichtet, dass sie auf ärmere Völkerschaften mit Stolz und Verachtung herabblicken [2]). J. M. HILDEBRANDT hebt ebenfalls ihre Vorliebe für

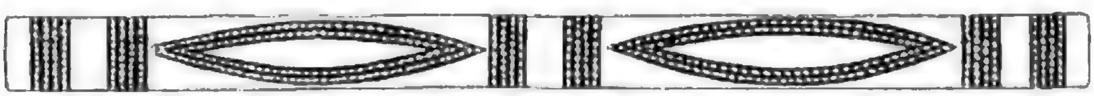


Fig. 39. Aufgerollte Verzierung des Messingarmringes Fig. 38 von Ukamba. Nat. Gr.



Fig. 41. Aufgerollte Verzierung des Messingarmringes Fig. 40 von Ukamba. Nat. Gr.

Schmuck hervor [3]) und HÖHNEL schreibt, dass ihre Metallsachen, was Arbeit und Geschmack anbelangt, eine Kunstfertigkeit verrathen, welche alles Aehnliche in Schatten stellt, was ihm in Afrika untergekommen ist [4]). Die Wakamba gehören nach den neuesten Forschungen den jüngeren Bantuvölkern an, die in den letzten Zeiten von Nord nach dem Süden vordrangen [5]) und sich in Sprache und Sitten sehr rein erhalten haben; ihre Gesichtszüge erinnern an jene der Somali und wie BAUMANN mittheilt, scheinen sie geistig weit

[1]) Dr. J. LEWIS KRAPF, Travels, researches, and missionary labours during an eighteen years' residence in Eastern Africa, London 1860, S. 353, 354.

[2]) OTTO KERSTEN, Baron Karl Claus von der Decken's Reisen in Ostafrika in den Jahren 1859–1861, Leipzig und Heidelberg 1869–1871, I. Bd., S. 236.

[3]) J. M. HILDEBRANDT, Ethnographische Notizen über die Wakámba und ihre Nachbarn in Zeitschrift für Ethnologie, X. Bd., 1878, S. 353.

[4]) LUDWIG RITTER V. HÖHNEL, Zum Rudolf-See und Stephanie-See, Wien 1892, S. 804.

[5]) Dr. OSCAR BAUMANN, Usambara und seine Nachbargebiete, Berlin 1891, S. 9, und Dr. FRANZ STUHLMANN, Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika, Berlin 1894, S. 843.

beweglicher als ihre Nachbarn [1]); sie haben zweifelsohne eine starke Beimischung von hamitischem Blute erfahren [2]) und verrathen auch in ihren Erzeugnissen manche Aehnlichkeit mit jenen hamitischer Völker. Besonders auffällig ist die häufige Anwendung der Spitzbogenform an den Armringen, die bei den Somal

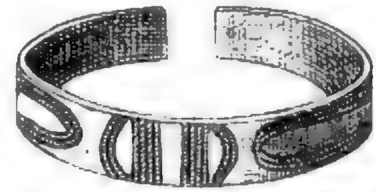


Fig. 40. Messingarmring von Ukamba. Nat. Gr.

und Massai, aber auch bei den Wakamba üblich ist. HILDEBRANDT sieht darin einen Anklang an asiatische Verwandtschaft dieser Stämme [3]), was allerdings eine etwas weitgehende Vermuthung ist. Leider sind die Nachrichten, die wir über die Wakamba besitzen, sehr spärlich und für die Lösung der Frage nach der ethnologischen Stellung dieses Volkes ganz ungenügend. Die Forschungsreisenden THOMSON [4]), PIGOTT [5]), PETERS [6]), TIEDEMANN [7]), KOLB [8]) und FITZGERALD [9]), welche das Land Ukamba [10])

[1]) Dr. OSCAR BAUMANN, a. a. O., S. 165 und 171.

[2]) Dr. FRANZ STUHLMANN, a. a. O., S. 843.

[3]) J. M. HILDEBRANDT, a. a. O., S. 357, Anm. 1.

[4]) JOSEPH THOMSON, Through Másai Land, London 1885.

[5]) Mr. J. R. W. PIGOTT's Journey to the Upper Tana, 1889, in Proceedings of the Royal Geogr. Society, Vol. XII, London 1890, S. 129 ff.

[6]) Dr. CARL PETERS, Die deutsche Emin-Pascha-Expedition, München und Leipzig 1891.

[7]) ADOLF V. TIEDEMANN, Tana Baringo-Nil, Berlin 1892.

[8]) Von Mombasa durch Ukambani zum Kenia. Zwei Expeditionen 1894–1896 von GEORG KOLB, in Dr. A. Petermann's Mittheilungen, 42. Bd., 1896, S. 221 ff.

[9]) WILLIAM WALTER AUGUSTINE FITZGERALD, Travels in the Coastlands of British East Africa, London 1898.

[10]) KRAPF und Andere, selbst BAUMANN schreiben fälschlich Ukambani; auf diesen Irrthum hat nachdrücklich bereits HILDEBRANDT in seinem Briefe von Kitui, 12. Juni 1877, im Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft, II. Bd., Dresden 1878, S. 232, aufmerksam gemacht; neuerdings nahm Dr. KARL PETERS, Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet, München und Leipzig 1895, S. 78, gegen die Schreibung Ukambani Stellung.

durchzogen oder mit Wakamba in Berührung kamen, geben in ihren Berichten keine oder sehr geringe ethnographische Mittheilungen, so dass wir nur auf die bereits angezogenen Nachrichten von Krapf, Baron von der Decken, Hildebrandt[1]), Baumann und v. Höhnel beschränkt sind. Die ethnographische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien erwarb eine über 260 Gegenstände zählende Reihe von Erzeugnissen aus Ukamba und den Nachbargebieten, deren Veröffentlichung hoffentlich neue Ergebnisse über die Bewohner des Gebirgslandes zwischen Kilimandscharo und Kenia liefern wird. Jedenfalls bieten die aus dieser Sammlung stammenden Armringe mit der Spitzovalverzierung ein beachtenswerthes Gegenstück zu den ähnlich verzierten Bronzearmringen aus Europa. Vorderhand ist freilich dieses Vorkommen für Afrika ein ganz vereinzeltes[2]), aus welchem sich gar keine Schlüsse ziehen lassen, da nicht einmal die Bedeutung der Spitzvole bekannt ist. Es scheint, dass die Bandfläche des Armringes an beiden soweit aneinanderliegenden Oertlichkeiten zu dieser Art von Verzierung herausgefordert hat, die sich in Europa in mancherlei Art weiter entwickelte und zu einem Typus geworden ist, was für Afrika einstweilen noch nicht nachgewiesen werden kann.

9. Herr Geheimrath Dr. **Ludwig Stieda** in Königsberg übersendet folgende Berichtigungen.

Herr Dr. Josef Mies in Köln hat sich mit meinem Auszuge über seinem auf der anatomisch-anthropologischen Abtheilung des Moskauer medicinischen Congresses gehaltenen Vortrage über Länge, Maasse und Dichte des menschlichen Körpers (siehe diese Mittheilungen vom Jahre 1897, Sitzungsberichte, S. [82]) nicht einverstanden erklärt. In einer Zuschrift an die Anthropologische Gesellschaft in Wien, ddo. 30. Jänner 1898, erklärt er, dass ich seine zwei verschiedenen Methoden, das Volumen und specifische Gewicht des lebenden Menschen zu bestimmen, in ein einziges, wohl nicht ausführbares Verfahren verwandelt habe. (Näheres über diese Methoden findet sich in dem Centralblatte für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Dr. Buschan unter der Rubrik: Versammlungen und Vereinsberichte.)

Eine weitere Richtigstellung meines Referates über dem auf demselben Congresse gehaltenen Vortrage von Professor Dr. v. Luschan in Berlin: „Ueber die Anthropologie Kleinasiens“ hat der Autor selbst in der Nr. 13 des LXXIII. Bandes der Zeitschrift „Globus“ gegeben. (S. diese Mitth. vom Jahre 1897, Sitzungsber., S. [82] fe.)

10. Herr Dr. **Oskar Hovorka, Edler v. Zderas**, übersendet eine weitere Mittheilung über die

Gomilen von Janjina (Dalmatien).

In meinem letzten Berichte über denselben Gegenstand (s. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien; Sitzungsberichte 1898, S. 8) erlaubte ich mir der Vermuthung Raum zu geben, dass es sich bei den Gomilen von Janjina um Gräber, und zwar wahrscheinlich um prähistorische, handle. Die Entscheidung der Frage musste ich naturgemäss insolange als schwebend betrachten, bis man sich über den Inhalt wenigstens einer oder mehrerer Gomilen nicht klar geworden sein wird. Obzwar ich nun in Folge der mir von der anthropologischen Gesellschaft in munificenter Weise angebotenen Unterstützung die von mir geplante systematische und wissenschaftliche Untersuchung der Gomilen bisher nicht unternommen habe, so gelang es mir trotzdem durch Zufall, den Inhalt einer Gomila (wenn auch leider nicht in der ursprünglichen Lage), zu untersuchen und so eine Bestätigung für die Richtigkeit meiner Vermuthung zu finden, dass es sich bei den Gomilen von Janjina um menschliche Grabstätten handle.

Von einem Burschen, welcher von meinen Nachforschungen in dieser Richtung vernommen hatte, hörte ich gelegentlich einer Krankenvisite in Sreser, dass er auf eigene Faust vor Kurzem eine kleine Gomila Namens Grohot bei Grbić (nicht „Gribič“, wie es S. 13 fälschlich heisst, s. o.) in Sreser „untersucht“ hätte; er erzählte mir ferner, dass er, nachdem er das an der Spitze der Gomila liegende Gestein in der Höhe von etwa ³/₄ bis 1 Meter Stück für Stück abgeräumt, auf eine grosse Grabplatte gestossen sei; er percutirte die Platte und vernahm einen hohlen Ton; da er mit seinem Gefährten nicht im Stande war, die sehr schwere Platte zu heben, so versuchte er sie mit anderen grossen Steinen vorerst zu zerkleinern, was ihm auch nach längerem Bemühen gelang. Die Burschen schafften die Bruchstücke weg und stiessen sodann auf einen kleinen, durch massive Steinplatten ausgelegten Raum, in welchem sie vier Skelette, „schön geordnet“, in der Mitte dann ein eigenthümliches „gnizdo od planike“ (?) (Nest aus Gestrüpp) erblickten. Bei den Skeletten sollen keine Beigaben gewesen sein. Die einzelnen Gebeine lagen frei in dem Grabe, nur an dessen Boden bemerkte man etwas Humus. Nachdem die Burschen die Knochen herausgenommen und betrachtet hatten, warfen sie dieselben wieder in's Grab zurück, bedeckten sie mit dem umliegenden Gestein und entfernten sich mit der Annahme, dass man „wohl diese Todten zuerst zersäbelt haben müsse, bevor man sie in einem so kleinen Grabe untergebracht haben konnte“.

Als ich dies hörte, ritt ich sofort zu dem angegebenen Platze in Begleitung derselben zwei Burschen und fand auf einer sehr niedrigen Erderhabenheit eine fast kreisrunde, flache Steinanhäufung von grossen Steinen, etwa 7 Meter im Durchmesser, also eine Gomila ohne Mamilla. In der Mitte, jedoch nicht genau im Centrum, erblickte ich das geöffnete, jedoch mit Steinen verschüttete Grab; daneben lag eine grosse, in mehrere Stücke zerbrochene, roh gehauene massive Steinplatte. Das Grab selbst war mit vier dicken Steinen in der Form eines länglichen Viereckes ausgelegt und war etwa 80 cm lang und 50 cm breit. Die Tiefe des Grabes konnte ich wegen Kürze der Zeit

[1]) Nebst der erwähnten ausgezeichneten Abhandlung vgl seinen Vortrag über seine Reisen in Ostafrika, in Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. IV, 1877, S. 291 ff.

[2]) Die für die Mussorongo- und Bateke-Armringe und Halsreifen aus Messing sehr charakteristischen vertieften Spitzovale gehören einer anderen Verzierungsgruppe an.

nicht abmessen und musste auch auf eine genauere Untersuchung des Bodens verzichten. Zwischen dem Steinschotter des Grabes fand ich nun verschiedene, ganz unregelmässig unter einander geworfene Skelettheile, und zwar kurze, lange und Schädelknochen, jedoch fast alle in einem schlechten, vermorschten Zustande. An einigen Steinen fand ich eine eigenthümliche grüne Verfärbung, doch vermochte ich keinen einzigen Bronze- oder Kupfergegenstand aufzufinden. Das vorher erwähnte „gnizdo od planike“ hatten die Burschen bei ihrer ersten Ausgrabung ganz zerstört und verworfen.

Ich entnahm dem Grabe, da indessen die Sonne unterging, nur ein Schädeldach, einen Ober- und Unterkiefer und übersendete es an die anthropologische Gesellschaft. Die übrigen Gebeine und Knochenfragmente liess ich behutsam zurücklegen und die Grabplatte darüberlegen, um eine Möglichkeit zu etwaigen späteren Untersuchungen zu bieten.

Die vorerwähnten drei Schädelfragmente zeigen folgende Verhältnisse:

Das Schädeldach besitzt, in der Norma verticalis betrachtet, die Gestalt eines länglichen, nach vorn etwas verschmälerten und der von Sergi als Ellipsoides proophryocus bezeichneten Form am meisten gleichkommenden Ovals. Unter dem Einflusse der wechselnden Witterungsverhältnisse ist es ziemlich morsch geworden und besteht aus dem fast vollständigen Stirnbein mit einigen daran haftenden Fragmenten der Nasenbeine, sowie aus den vorderen Theilen der Scheitelbeine. Das niedrig gewölbte, etwas zurückfliehende Stirnbein weist zwei stark hervortretende, „neanderthaloide“ Supraorbitalhöcker und zwei weniger stark markirte Stirnhöcker auf, wodurch die Glabella von ihrer Umgebung um so deutlicher hervortritt. Die Stirnnaht ist zwar vollkommen abolirt, doch entspricht ihrer Stelle eine flache, fast kielartig vom Nasalpunkt bis zum Bregma sich hinziehende Hervorwölbung. Die Schläfenlinie ist links etwas stärker markirt als rechts. Die Kronennaht ist in der Höhe des Stephanions beiderseits sehr zackenreich, sie wird hingegen desto zackenärmer, je mehr sie sich der Medianlinie nähert.

Von den beiden Scheitelbeinen ist nur ein grösserer Theil des linken und ein kleinerer des rechten erhalten; die Pfeilnaht verläuft in einer ziemlich flachen Krümmung. Dem äusseren Aussehen nach scheint das Schädeldach einem männlichen Individuum im mittleren Lebensalter anzugehören. Die Entfernung vom Nasenpunkt zum Bregma beträgt 132 mm, die kleinste Stirnbreite 98 mm.

Der Oberkiefer ist ebenfalls nur unvollständig erhalten. Am Körper desselben sieht man deutlich ausgeprägte Fossae caninae; die Apertura pyriformis ist etwas unregelmässig, indem sie links etwas stärker geschweift erscheint als rechts; ihre grösste Breite beträgt 23 mm. Der massige Alveolarfortsatz ist mit deutlichen Alveolen versehen; von den vorhandenen vier Zähnen zeigt der zweite rechte Schneide-, der rechte Eck- und der erste linke Molaris Spuren von Caries; die mediale Hälfte des Eckzahnes ist abgebrochen. Der gut erhaltene erste rechte Bicuspis ist bedeutend abgeschliffen. Der Gaumen ist lang und schmal, gut gewölbt, mit rauhen Höckerchen versehen. Der Alveolarfortsatz verläuft links in einem etwas stärkeren Bogen als rechts.

Der massige, mit deutlich markirten Muskelansätzen versehene Unterkiefer ist wegen der abgebrochenen Fortsätze ebenfalls unvollständig. Das Kinn ist eckig, massiv, stark vorspringend. Von den gut erhaltenen, nur in geringem Grade cariösen Zähne sind alle bis auf den letzten linksseitigen Molaris erhalten.

Zum Schlusse sei es mir gestattet, zu erwähnen, dass ich seit meinem letzten Berichte abermals Gelegenheit hatte, einige neue Gomilen zu sehen, und zwar Lokvice, Čelopek, Bosanska glavica u. A., sämmtlich in Sreser. Dass wir in den Gomilen alte Grabstätten zu suchen haben, ist für mich zweifellos; ob sie prähistorisch sind und welcher Epoche sie angehören, das bleibt genaueren Untersuchungen vorbehalten.

11. Herr **Heinrich Richlý** in Neuhaus übersendet eine Mittheilung über

Spätmittelalterliche Thongefässe.

Zu den wenigst beachteten, weil sehr selten in gutem Erhaltungszustande vorkommenden Alterthumsobjecten gehören Töpferwaaren der verschiedenen Perioden mittelalterlicher Herkunft.

In den vorstehenden Zeilen soll und kann auch nicht eine umfassende Würdigung derartiger Producte handwerksmässiger Kunstfertigkeit zur Besprechung gelangen, sondern es soll nur von einer zeitlich begrenzten Periode derselben die Rede sein.

Bei archäologischer Forschung, speciell beim Abgehen und Absuchen frisch geackerter Feldfluren, bei der Untersuchung von Grundaushebungen, kurz, bei den verschiedenartigsten Cultur- und vorbereitenden Bauarbeiten begegnen wir nicht selten den verschiedenartigsten Fragmenten von mannigfachen Topfwaaren, welche insbesondere durch das Fehlen der Glasur, durch ihre abnorme Randbildung und durch verschiedene unter derselben angebrachten Ornamente unsere Aufmerksamkeit wachrufen. Bei genauerer Nachforschung auf solchen Fundstätten sind die Resultate, zu welchen wir gelangen, sehr unbefriedigend, meist müssen wir uns mit dem begnügen, was wir an der Oberfläche gefunden und was noch zerstreut, aber immer in Bruchstücken umherliegt. Nur einem glücklichen Zufall ist es zu danken, wenn bei einer Grundaushebung oder Tiefgrabung auf eine Lagerstätte derartiger, mehr oder weniger erhaltener Gefässe gestossen wird und auch hier ist es ein seltener Fall, dass ein Sachkundiger in der Nähe ist oder doch der Fund überhaupt zur Kenntniss an berufener Stelle gelangt. Ein derartiger seltener Fall hat sich im heurigen Jahre in Neuhaus zugetragen.

Als nämlich an der Rückseite des Hauses Nr. 86 und 87, dem Presbyterium der Probsteikirche — deren Erbauung weit zurückreicht, da dieselbe schon im

Jahre 1397 durch Hermann von Neuhaus renovirt und unter Heinrich dem IV. um das Jahr 1480 durch den Zubau des Presbyteriums die jetzige Gestalt erhalten hatte — gerade gegenüber die Grundgrabungen zu einem Neubau vorgenommen wurden, stiessen die Arbeiter vorerst auf die alte, noch 60 cm mächtige Friedhofsschichte, welcher eine 30 cm starke Kalklage folgte, diese lag auf einer Ziegelpflasterung und dem unter ihr befindlichen Fussboden. Nun folgte eine circa 2 m mächtige Schichte aus fettem, grünlichem, übelriechendem, feuchtem Thon, welche mit morschen Holzfragmenten durchsetzt war und dem todten Grund auflag. Unter dieser zu unterst gelegenen Schichte fand sich in einer Ecke eine ganze Collection dicht zusammengedrängter Thongefässe.

Von den aufgedeckten Gefässen, deren nach meiner freilich erst später erfolgten Schätzung gewiss mehr als ein halbes Hundert waren, gelangten einige wohlerhaltene Exemplare in das hiesige städtische Museum, andere in Privatbesitz.

Sämmtliche Gefässe sind auf der Drehscheibe mit anerkennenswerther Routine und nicht ohne Geschmack hergestellt und dürften in drei Partien geschieden werden, nämlich in meist weit ausgebauchte, bei weitem vorherrschende, in den Dimensionen verschiedene gehenkelte Töpfe, in Krüge und henkellose Becher.

Dem Materiale nach sind die hier in Rede kommenden keramischen Producte aus feingeschlemmtem, mit scharfem Sande gemengtem Thon hergestellt, im Bruche von weisser, lichtgrauer bis dunkelbrauner Farbe; die Aussenseite ist in einem Falle schmutzigweiss, oft lichtblau, graublau und grau in allen Nuancirungen bis schwarz — dann von Rauch und Feuereinwirkungen hervorgebracht, heute festsitzend.

Neben rauhen Thongefässen, welche bei weitem überwiegen, sind auch innen glasirte bemerkbar, deren Gleichzeitigkeit ausser den Fundumständen und die anhaftende typische Fundschichte, auch noch durch analoge Rundformen ausser jeglichen Zweifel gestellt wird. In den Dimensionen sind bedeutende Differenzen bemerkbar. Soviel nach den intacten Gefässen sichergestellt wurde, variirt ihr Durchmesser an der Bauchseite von 12—15 cm, die Höhe zwischen 11, 13, 14—20 cm, der Bodendurchmesser 6, 8—10 cm. Bruchstücke, reconstruirt, weisen auf eine Höhe von 40 cm und einen Durchmesser an der Mündung von 27 cm.

Wie ich an der Fundstelle und später bei Uebergrabung der bei Seite geschafften Culturschichte sicherzustellen vermochte, waren die meisten Gefässe — wohl durch den Druck einer mächtigen Erddecke — schon bei dem Herausgraben geborsten und zerbrochen. Verhältnissmässig nur wenige Exemplare hatten sich vollkommen erhalten.

Hieher gehört in erster Reihe ein Henkelkrug, welcher an der Bauchseite mit einem punktirten, in breitem Bande ringsumlaufenden Zickzackornament geziert erscheint.

Ein Topf mittlerer Grösse mit abstehendem Rande, welcher durch das Eindrücken ovaler, gleichweit entfernter Vertiefungen in den noch feuchten Lehm wellenförmig geformt erscheint.

Zwei grössere und auch kleinere Töpfe mit Henkel und abstehendem Rande, weit ausgebaucht. Viele Gefässe tragen die Spuren grosser Hitze, an manchen sind Lehm und Eisen (? partikelfest angeschmolzen.

Ausser den angeführten verdient noch besondere Beachtung ein Becher ohne Henkel, dessen Bauchseite mit 16 ringsumgeführten tiefen Furchen geziert ist.

Ein Krug mit unter stumpfem Winkel gebrochenen Linien ornamentirt.

Ein anderes Gefäss ist mit eingedrückten Punkten in Form einer Guirlande geziert.

Von Interesse ist auch ein ganz kleines, geschnitztes Holzgefäss, dessen Erhaltungszustand Bewunderung verdient. Dasselbe ist an der Mündung von elliptischer Form und besitzt hier einen Durchmesser von 6—8 cm, am kreisrunden Boden 5 cm und ist 8 cm hoch. Das Ornament besteht aus zwei schwarz gefärbten Bändern, in welche eine Wellenlinie eingeritzt erscheint. Zwischen ihnen sind meander- und rosettförmige Zierate aus linsengrossen Punkten in schwarzer Farbe bemerkbar. Auch das wohlerhaltene Stück (Daube) eines etwa 30 cm hohen Holzgefässes — Eimers — wurde gefunden und lässt schliessen, dass ein ähnliches Object ebenfalls in Gesellschaft der übrigen Thongefässe gestanden hatte.

Viele Gefässe tragen die Spuren heftigen Feuers und waren mit blauem Lehm und verfaultem Holze gefüllt. In der Culturschichte fand ich aber auch Pflaumen- und Kirchkerne, welche gewiss den Inhalt mehrerer Gefässe gebildet haben dürften.

Alle Thongefässe sind an der Bauchseite und dem übrigen Körper dünnwandig (2—3 mm stark), ungeachtet dessen aber, weil nur gutes Materiale zur Verwendung kam, gut gebrannt und angemessen geformt wurde, sehr haltbar und erinnern in ihrer Consistenz beinahe an Steingut. Den Rändern zu sind die Wände bedeutend verdickt und diese selbst entweder in Form eines Wulstes gerade aufstehend oder angemessen umgebogen, wodurch sie die Form einer mehr oder weniger breiten, horizontalen, flachen oder auch geneigten, 2 bis 3 cm breiten Leiste erhalten, welche meist in einen an der Unterseite befindlichen Wulst oder einer scharfen Kante abschliesst. In seltenen Fällen ist die Randleiste papierdünn und wurde dann der noch feuchte Thon an dieser Stelle durch Auflegen und Eindrücken des Daumens — Fingers — in regelmässiger, anschliessender Entfernung durch fortlaufende ovale Vertiefungen wellenförmig verziert, in einem Falle sogar doppelt hergestellt. Das Ornament dürfte im grossen Ganzen auf Strich- und Punktverzierungen zurückgeführt werden, doch bieten diese einfachen Grundelemente ein durch die verschiedenartige Anordnung und Zusammensetzung naturgemäss hervorgebrachtes, sehr mannigfaltiges und beinahe effectvolles Material. Ausserdem wären auch noch ringsum laufende, tiefeingeritzte Parallellinien, welche dem folgenden Ornamente fast immer unterhalb des Randes vorangehen, und scharf profilirte, plastisch hervortretende Kanten zu nennen.

Das punktirte Ornament besteht aus mehr oder weniger grossen — bis linsengrossen — Vertiefungen, welche in den feuchten Thon eingedrückt wurden. Sie bilden mitunter eine gerade fortlaufende, punktirte Linie, oder sind in enganschliessenden Halbkreisen — guirlandenförmig — angeordnet oder sie erscheinen in wellenförmiger Gestalt und oft in mehreren Reihen. In einem Falle sind auch zwei gewellte Punktlinien derart aneinander geschlossen, dass sie kleine Ellipsen in fortlaufender Reihenfolge bilden.

Mitunter erscheinen auch kleine Vierecke in einfachen oder Doppelreihen in den Thon eingedrückt.

Das Linienornament besteht aus parallel senkrecht oder schief gestellten, in Form eines mässig breiten Bandes angeordneten Leisten; diese sind mitunter durch horizontale Striche in regelmässiger Entfernung in Gruppen geschieden oder durch gekreuzte Striche in Form einer römischen X getrennt oder sie sind durch Ellipsen, welche nach allen Richtungen strahlenförmig auslaufen oder nur durch diese selbst in Abtheilungen angeordnet. Mitunter erscheinen diese Leisten in entgegengesetzter Richtung, schief gestellt und durch senkrechte Striche geschieden. Auch in Form eines lateinischen N oder Z oder umgekehrten ٦ — ohne jedoch die Bedeutung von Schriftzeichen — kommen sie nebst senksechten, schiefen, gezahnten und verkürzten Leisten vor. Endlich erblicken wir sie als ineinander geschobene spitze Winkel, welche dann einer Zickzackverzierung nicht unähnlich sehen. Auch parallele, kurze Leisten erscheinen mitunter schachbrettartig in mehreren Reihen als Randverzierung.

Sämmtliche Ornamente befinden sich — seltene Fälle ausgenommen, wo sie auch als kleine Halbkreise (Guirlanden) oder eingeritzte Linien einen grossen Theil der Bauchseite bedecken — unter der Halseinschnürung durch dort befindliche Parallellinien vervollständigt, meist in einfachem Bande angeordnet.

Alle hier angeführten Ornamente sind typisch für das späte Mittelalter. In derselben charakteristischen Culturschichte wurden auch Fragmente jener riesigen Graphitgefässe gefunden, wie ich dieselben seinerzeit in diesen Mittheilungen (Bd. XIX, S. 194) beschrieben und abgebildet habe und müssen — wie auch schon dort gesagt — als mit den übrigen Fundobjecten gleichzeitig in Verwendung und zur Herstellung gelangt bezeichnet werden. In die hier beschriebene Fundstätte gehören aber auch innen glasirte Thongefässe und Schüsseln, welche zwar nur in Fragmenten vorliegen, durch ihre charakteristischen Randformen, sowie die anhaftende Culturschichte aber als gleichalterig bezeichnet werden müssen. Da diese Erscheinung auf anderen Fundstätten nicht beobachtet wurde, im Gegentheile ältere Typen — Bodenzeichnungen = Marken- und das Wellenornament — mit den vorbeschriebenen Gefässformen aufgetreten sind, darf angenommen werden, dass die hier zur Rede kommenden Producte töpferischer Kunstfertigkeit durch Jahrhunderte im Gebrauche waren und annähernd vom XIV. bis zum XVII. Jahrhundert allgemeine Verwendung fanden.

Was speciell unseren Fall anbelangt, so ist ein Topfrandfragment mit Frakturschrift: „Mariane" gewissermassen als Taufschein zu betrachten und der vorstehende Fund in die Zeitperiode von der zweiten Hälfte des XV. bis zum XVI. Jahrhundert zu verlegen. Andere verwandte Funde, z. B. das wüste Dorf Drabiška bei Neuhaus, wäre nach einer mitgefundenen Münze des St. Cajetanus Thienon († 1547) in die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts zu versetzen und der ähnliche Fund von Mirešovice (unter einem alten Teichdamme) nach einer gleichalterigen Münze — 1516—1526 — in diese oder eine jüngere Periode fallen.

Was nun den Zweck der in Neuhaus in solcher Menge beisammen gefundenen Gefässe anbelangt, so kann darüber nicht mit Bestimmtheit geurtheilt, aber doch als wahrscheinlich angenommen werden, dass man es mit einer Vorrathskammer oder einem derartigen Versteck zu thun habe, welcher wirthschaftlichen Zwecken gedient haben mochte; auch ist das Vorhandensein einer Töpferei oder einer Topfniederlage nicht auszuschliessen, obzwar die gefundenen Pflaumen- und Kirschkerne der ersteren Vermuthung das Wort reden möchten. Dass es der blosse Zufall gewesen wäre, welcher hier so viele intacte Gefässe allenfalls in eine Abfallgrube zusammengebracht hätte, oder dass gar — wie vielfach angenommen wird — hier eine Desinfectionsstelle von nach Pestkranken zurückgebliebenen Gefässen zu suchen sei, ist sehr unwahrscheinlich.

Aehnliche Funde sind an vielen anderen Orten bekannt, so z. B. in Chrudim (Památky arch., III, 233, 283, VI, 115. Wocel Pravěk, 516).

Königgrätz. Pam. arch., III, 235. Wocel 517.

Kuttenberg, Pam. arch., V, 188; VI, 178—278; X 837.

Deutschbrod, Pam arch., XIV. 161 u. A. m.

Ausschuss-Sitzung am 12. December 1898.

Vorsitzender: Herr Dr. Ferd. Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Als neue wirkliche Mitglieder (pro 1899) werden aufgenommen:

Höhere landwirthschaftliche Lehranstalt Liebwerd bei Tetschen, Böhmen.

P. W. Schmidt in Mödling, Niederösterreich, Missionshaus St. Gabriel.

Konrad Eberhard, Pfarrer zu Siegharting, Oberösterreich.

Römisch-germanisches Centralmuseum in Mainz.

2. Der Gemeinderath der Stadt Wien hat in seiner Sitzung am 8. November 1898 der Anthropologischen Gesellschaft in Wien eine Subvention von fl. 200 für das Jahr 1898 bewilligt.

3. Nach einem dem Präsidium zugekommenen Schreiben des I. Secretärs Franz Heger wird derselbe nach Ablauf seines Mandates mit der am 14 Februar 1899 stattfindenden Jahresversammlung dieser Posten.

sowie die Redaction der Mittheilungen niederlegen und eine Wiederwahl nicht mehr annehmen. Dieser Entschluss wird vom Ausschusse mit dem Ausdrucke des Bedauerns entgegengenommen und dem abtretenden Functionär, der durch 12 Jahre diese Geschäfte der Gesellschaft unentgeltlich besorgt hat, der Dank votirt. Wegen der Neubesetzung dieser Stelle, sowie einer zweckmässigen Vertheilung der Arbeiten wurden vom Ausschusse Berathungen gepflogen, deren Resultat seinerzeit der Jahresversammlung zur Beschlussfassung vorgelegt werden wird.

Monats-Versammlung am 13. December 1898.

Vorsitzender: Herr Dr. Ferd. Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Herr **Karl Hadaczek** hält einen Vortrag:

Ausgrabungen bei Niesłuchow, Bezirk Kamienka, Galizien.

Derselbe besprach unter Vorlegung von Photographien zwei Typen der Oefen, die er im October bei Gelegenheit der im Auftrage des Grafen Tadausz Dzieduszycki auf einem dem Dorfe Niesłuchów (Bezirk Kamienka strumiłowa) benachbarten Ackerfelde „Grabarka" vorgenommenen Ausgrabungen blossgelegt hat.

Die vor einigen Jahren an diesem Orte gefundenen antiken Münzen (Philipp II., Faustina, Trajan), sowie bei Feldarbeiten vereinzelt zu Tage geförderten Thonscherben und Gegenstände aus Feuerstein und Metall waren äussere Zeichen, die ihn zum Nachgraben an jener Stelle veranlassten. Nach einigen Versuchsgraben hat er sich überzeugt, dass diese Spuren von einer alten Niederlassung herstammen und dass der an dem sanft zu der Wiese abfallenden Abhange gelegte Theil sich genau durchforschen lässt und unzerstörte Constructionen zeigen wird. Dort gelang es ihm, fünf theilweise gut erhaltene, theils halb zerstörte, aus Lehm erbaute und aus fest gestampftem Lehm hergerichtete Fussböden aufzufinden. Die Oefen repräsentiren zwei Typen.

Der erste Typus, von dem zwei Exemplare gefunden worden sind, ähnelt der Construction nach der Bauart der griechischen und römischen Töpferöfen, doch manche Erscheinungen sprechen gegen den Versuch, auch dieselben so zu bezeichnen. Er besteht aus einer runden oder ovalen durchlöcherten Bodendecke, die wahrscheinlich von einer kuppelartigen Wölbung überdacht wurde, und aus dem leeren Raume unter der Bodendecke, mit welchem in unmittelbarer Verbindung einfache oder doppelte Feuerungscanäle stehen. Die Oefen dieser Art sind in Lehmfussböden so eingelassen, dass nur die die durchlöcherte Kreisdecke überdachende Wölbung über die Fussböden emporragte, dagegen sowohl der untere leere Raum als auch Canäle unter dem Lehmfussboden liefen.

Von dem zweiten Typus hat der Vortragende drei Repräsentanten gefunden. Der am besten erhaltene Ofen besteht aus einem im gelben Lehm des Terrains ausgeschnittenen Unterbau (30 cm hoch), der die Form des massiven Kegelstumpfes hat, einer runden, stark ausgebrannten und ausgeglätteten einheitlichen Lehmplatte (90 cm im Durchmesser), die auf diesen Unterbau aufgesetzt worden ist, und einer 45 cm hohen, halbkugelförmigen Wölbung, die die Platte überdacht. In der Nähe von Oefen und auf den Fussböden sind Gegenstände aus Knochen, Kupfer, Eisen, Terracotta zu Tage getreten. Doch das reichste Material bilden keramische Funde. Da der Vortragende im nächsten Sommer die Ausgrabungen weiter zu führen gedenkt, so hofft er, dass aus dem grossen genommenen Materiale sich genau die Zeit, aus welcher diese Niederlassung stammt, bestimmen lässt.

2. Herr Universitäts-Professor Dr. **Rudolf Meringer** hält einen Vortrag:

Neues über das bosnische Haus.

(Kein Manuscript erhalten.)

3. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

112. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXIX. Jahrg., Nr. 5—10. München 1898. Gesch. d. Ges.

113. Wilser, Dr. Ludwig: Stammbaum der arischen Völker, auf Grund des Verbreitungscentrums der nordeuropäischen Menschenrasse. Homo europaeus dolichocephalus flavus (Aus: „Naturwissenschaftliche Wochenschrift", XIII. Bd., Nr. 31. Berlin 1898. Gesch. d. Verf.

114. Abstracts of Proceedings of the Royal Society of New-South-Wales. May 4, June 1 and July 6, 1898. Gesch. d. Society.

115. Schmidt, Dr. E.: Physische Anthropologie. Gesch. d. Verf.

116. Free Museum of Science and Art, Department of Archaeology and Paleontology, University of Pennsylvania. Bull. No. 3, 4. April-June. 1898. Philadelphia 1898. Gesch. von Dr. M. Coll.

117. Thätigkeitsbericht der Museums-Section der k. k. mährischen Gesellschaft zur Beförderung der Landwirthschaft, der Natur- und Landeskunde für das Jahr 1897. Brünn 1898. Gesch. d. Franzens-Museums.

118. Katalog der an der Lehrkanzel für Betriebslehre der k. k. Hochschule für Bodencultur in Wien befindlichen Sammlung von Original-Bauplänen typischer landwirthschaftlicher Gebäude beim Kleingrundbesitze in Oesterreich und von Publicationen über landwirthschaftliches Bauwesen. Wien 1898. Gesch. von Baron Arthur v. Hohenbruck.

119. XXII. Jahresbericht der Gewerbelehrlingsschule zu Bistritz. Gesch. von Director Moss.

120. Bosco, Augusto: La Schiavitù e la questione dei neri negli Stati Uniti (Estratto dalla Rivista Italiana di Sociologia, Anno II, fasc. II, Marzo 1898. Gesch. d. Verf.

121. Fifteench Annual Report of the Board of Trustees of the Public Museum of the city of Milwaukee. September 1st, 1896, to August 31st, 1897. Milwaukee 1898. Gesch. d. Mus.

122. Hoyos Sáinz, Luis de: Anuarios de Bibliografia antropologica de España y Portugal 1896 y 1897 (Complemento de „L'Anthropologie et la Préhistoire en Espagne et en Portugal en 1897". Madrid 1898.

123. Derselbe: L'Anthropologie et la Préhistoire en Espagne et en Portugal en 1897. Extrait de L'Anthropologie, t. IX. Paris 1898. Nr. 122 und 123. Gesch. d. Verf.

124. Petit Album faisant suite au catalogue des objets d'antiquité aux époques Préhistorique, Gauloise, Romaine et Franque de la Collection Caranda. IIe Édition. Saint-Quentin 1896. Gesch. von Frédéric Moreau.

125. Bulletino della Società Veneto-Trentina di Scienze Naturali. Tomo VI, Nr. 3. Padova 1898. Gesch. d. Soc.

126. Journal of the American Oriental Society. XIXth Vol. Second Half. New Haven. Connect. U. S. A. 1898. Gesch. der Soc.

127. Van der Chijs, Mr. J. A.: Nederlandsch-Indisch Plakaatboek. 1602–1811. Zestiende Deel. 1810—1811. Batavia 1897. Gesch. d. Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.

128. Wisnar, Julius: Die Ortsnamen der Znaimer Bezirkshauptmannschaft. Ein toponymischer Versuch. Znaim 1896.

129. Derselbe: Untersuchungen zur geographischen Namenkunde auf Grundlage von Vincenz Brandl's Erklärung topographischer Eigennamen. Znaim 1891. Nr. 127 und 128. Gesch. d. Verf.

130. Dorsey, George A.: A cruise among Haida and Plingit villages about Dixon's entrance. (Reprinted from Appleton's Popular Science Monthly for June, 1898. Gesch. d. Verf.

131. Lehmann-Nitsche, Robert: Antropologia y Craneologia. Revista del Museo de La Plata. (Tomo IX. Pág. 121 y siguientes.) La Plata, 1898. Gesch. d. Verf.

132. Reinecke, P.: Der Goldring von Vogelsang. (Sonderabdruck aus Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Zeitschr. des Vereines für das Museum schlesischer Alterthümer. Band VII. Heft 3. Breslau 1898. Gesch. d. Verf.

133. Schwerdtfeger: Die Heimat der Homanen. (Indogermanen.) IV. Cruttinnen. 1898. Gesch. d. Verf.

134. Niederle, Dr. Lubor: Věstník slovanských starožitností. Bd. I. Prag 1898. Gesch. d. Verf.

135. Niederlausitzer Mittheilungen. Zeitschr. der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. V. Band. 5. bis 7. Heft. Guben 1898. Gesch. d. Ges.

136. Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series. Vol. IV. No. 5. May 1898. Dublin. Gesch. d. Acad.

137. Transactions of the Royal Society of South Australia. Vol. XXII. Part I. Adelaide 1898. Gesch. d. Soc.

138. Proceedings of the Royal Society of Queensland. Vol. XIII. Brisbane 1898. Gesch. d. Soc.

139. Pastrnek, Franz: Národopisný sborník českoslovanský. Bd. III. Prag 1898. Gesch. d. Museums des Königreiches Böhmen.

140. Conwentz, Prof. Dr.: Die Eibe in der Vorzeit der skandinavischen Länder. Separatabdruck aus Nr. 22.934 der „Danziger Zeitung".

141. Derselbe: Aus Schwedens Natur und Wissenschaft. Sonderabdruck aus Nr. 23.116 und 23.128 der „Danziger Zeitung". Nr. 140 und 141. Gesch. d. Verf.

142. Cacciamali, G. B.: Giudizi sul mio studio di Castenedolo. Estratto dai Commentarii dell' Ateneo di Brescia. Brescia 1898. Gesch. d. Verf.

143. Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. 16a Serie, No. 7, 8, 9. Lissabon 1897. Gesch. d. Soc.

144. Giuffrida-Ruggieri: Un nuovo carattere pitecoide in 13 crani di alienati. (Assenza della fossa glenoidea del temporale.) (Aus Rivista sperimentale di freniatria. Vol. XXIV, fasc. I.) Gesch. d. Verf.

145. Školski Vjesnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Herzegovinu. V. 3, 4, 5 i 6. Sarajevo 1898. Gesch. d. bosnischen Landesregierung.

146. Photographies anthropologiques. Extrait de „Revue mensuelle de l'École d'Anthropologie de Paris. VIII. Année IV. Paris 1898. Gesch. d. École d'Anthropologie.

147. Jahresbericht der k. k. geologischen Reichsanstalt für 1897. Gesch. d. Anstalt.

148. Revista do Museu Paulista. Vol. II. S. Paulo 1897. Gesch. von Dr. H. v. Ihering.

149. Atti della R. Accademia Peloritana. Anno XII. 1897—1898. Messina 1898. Gesch. d. Academia.

150. Fünfundzwanzigster Jahresbericht des Westphälischen Provinzialvereines für Wissenschaft und Kunst für 1896—1897. Münster 1897. Gesch. d. Vereines.

151. Schmeltz, J. D. E.: Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. (1. October 1895 tot 1. October 1896.) Gesch. d. Verf.

152. Uhle, Max: A Snuffing Tube from Tiahuanaco. (Extract from Bull. of the Museum of Science and Art, University of Penna, No. 4, Vol. 1. Philadelphia 1898.) Gesch. d. Verf.

153. Buschan, Dr. G.: Os Incae, Os japonicum. (Separatabdruck aus der Real-Encyklopädie der gesammten Heilkunde. 1898.) Gesch. d. Verf.

154. Orsi, Paolo: Cretan Expedition. V. (From Journal of the Archaeological Institute of America, Vol. I (1897), Nr. 3.) Gesch. d. Verf.

155. Nehring, Prof. Dr. A.: Ueber Alactaga saliens fossilis Nehring (= Alactaga jaculus fossilis Nhrg.) Separatabdruck aus dem Neuen Jahrbuch für Mineralogie etc. 1898, Bd. II. Gesch. d. Verf.

156. Lasch, Dr. Richard: Rache als Selbstmordmotiv. Sonderabdruck aus Bd. LXXIV, Nr. 3 des „Globus". Gesch. d. Verf.

157. Philologikos Syllogos Parnassos. Epeteris, Etos B'. Athen 1898. Gesch. d. Philolog. Vereines „Parnassos".

158. Heineck, Hermann: Der Kämmerei-Etat der kayserl. freien Reichsstadt Nordhausen am Ausgang des 18. Jahrhundertes. Theil 1. Die Einnahmen. Nordhausen 1898. Gesch. d. Verf.

159. Jahresbericht des städtischen Museums Carolino-Augusteum zu Salzburg für 1896. Gesch. d. Mus.

160. Török, Prof. Dr. Aurel v.: Ueber eine neue Methode zur kraniologischen Charakteristik der Nase. I. Theil. Die Variationen der Linearmaasse des Nasenskelets. (Aus der internat. Monatsschrift für Anatomie und Physiologie. 1898. Bd. XV. Heft 3 etc.) Gesch. d. Verf.

161. Conwentz, H.: Entstehung der vorgeschichtlichen Wandtafeln. (Aus dem Verwaltungsbericht des Westpreussischen Provinzial-Museums für das Jahr 1897.) Mit 6 Wandtafeln. Gesch. d Verf.

162. Bastian, Dr. A.: Lose Blätter aus Indien. III. IV. Batavia 1898, V. Colombo. 1898. VI. Berlin 1898. Gesch. d. Verf.

163 Brunner, Dr. Karl: Die steinzeitliche Keramik in der Mark Brandenburg. Braunschweig 1898. Recensions-Exemplar.

164. Richlý, Heinrich: Archäologische Funde aus den Bocche di Cattaro. Gesch. d. Verf.

165. Želisko, J. V.: O Fibulama Hallstattske Perijode za glasinse z birkama z. kr. dworzkog Muzeja u Beču. (Separatabdruck aus dem Glasnik. VIII, 1896. 3 u. 4.) Gesch. d Autors.

166. Talko-Grinzewitsch, J.: Materialien zur Paläoethnologie Transbaikaliens. (Abdruck aus der Troizk. Kjacht. Abth. d. kais. russ geogr. Ges. 1896)

167. Derselbe: Zur Anthropologie der Grossrussen. Nr. 166 und 167 Gesch. d. Verf.

168. Anutschin, D. N.: Armenien in anthropologischer und geographischer Beziehung Moskau 1898. Gesch. d Verf.

169. Schkorpil, Ch. u. K.: Mogili. Mit 70 Figuren Philippopel 1898. Gesch. d. Verf

170. Trudij des VIII. archäologischen Congresses in Moskau 1890. IV. Bd. Gesch d Frau Gräfin Uwarow.

171. Fiala, F. und Hoernes, M.: Die neolithische Station von Butmir bei Sarajevo in Bosnien. Wien 1898. Gesch. d. Bosn.-herzeg. Landesmuseums.

172 Matiegka, Dr. J.: Vzrůst, vývin, télesné vlastnosti a zdravotní poměry mládeže král. hl. města Prahy. (Die Körpergrösse und Körperbeschaffenheit der Prager Schuljugend.) Aus den Schriften der čechischen Franz Josefs-Akademie. Gesch. d. Verf

173 Appletons' popular science monthly. October 1898. New-York Gesch. von Wm. Z. Ripley.

174. Kollmann, J. u Büchly, W.: Die Persistenz der Rassen und die Reconstruction der Physiognomie prähistorischer Schädel Aus: Archiv für Anthropologie. Bd. XXV. Gesch. von J. Kollmann.

175. Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Die Herkunft der Deutschen in der Bukowina. Aus: „Aus allen Welttheilen". Deutsch-nationale Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Nr. 9 Jahrgang 28. Berlin.

176. Derselbe: Die culturelle Bedeutung der Deutschen in der Bukowina. Aus: „Aus allen Welttheilen". Nr. 22. Jahrgang 28.

177. Derselbe: Die Lage der Deutschen in der Bukowina. Aus: „Aus allen Welttheilen". Nr. 3. Jahrgang 29. Nr. 175—177. Gesch. d. Verf.

178. Sitzungsberichte und Abhandlungen der naturwissenschaftl. Gesellschaft „Isis" zu Bautzen 1896 und 1897. Gesch. d. Ges.

179. Achelis, Ths., Dr. ph.: Archiv für Religionswissenschaft. I. Band. Heft 1—4. Freiburg i. B. 1898. Recensions-Exemplar.

180. Památky archaeologické a místopisné. Orgán Archaeologické komise při České Akademii císaře Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění a Archaeologického sboru Musea království Českého. Díl. XVII., sešit IV., roku 1896, V. až VIII., roku 1897. Ročník 1896, 1897. a díl. XVIII. sešit I. až II., roku 1898. Prag 1897—1898. Gesch. von Dr. Píč.

181. Hazelius, Arthur: Ringlekar på Skansen. und Bilder från Skansen. Heft 1—4. Stockholm. Gesch. d. Verf.

182. Mies, Dr.: Ueber die Maasse und den Rauminhalt des Menschen mit Ausführung einer Bestimmung des specifischen Gewichtes am Lebenden. Separatabdruck aus der Münchener medicinischen Wochenschrift. Nr. 44. 1898. Gesch. d. Verf.

183. Topinard, Dr. Paul: On the Anthropology of Brittany. (Reprinted from the Journal of the Anthrop. Inst.. August, 1897.) London 1897.

184. Derselbe: Le moi, l'instinct et l'intelligence chez l'homme. Aus „Séance du 7. août 1897 de l'association française pour l'avancement des sciences. Nr. 183 u 184. Gesch. d. Verf.

185. Prehistoric Libya and its Pygmies. (Reprinted from „The Canadian Magazine" for September, 1898.) Gesch. des Canadian Institute. Toronto.

186. Festschrift zum 50jährigen Bestehen des kärntnerischen naturhistorischen Landesmuseums in Klagenfurt. Klagenfurt 1898. Gesch. d. Mus.

187. Délmagyarország Régiségleletei a honfoglalás elötti idökböl. I. Rész. Temesvár, 1897. Gesch von Felix Milleker.

188. Thurston, Edgar: Eurasians of Madras and Malabar; Note on Tattooing; Malagasy-Nias-Dravidians; Toda Petition. (Bull, Vol. II, No. 2. Madras Government Museum.) Madras 1898 Gesch. des Verf.

189. Liétard, Dr.: De la résistance des types anthropologiques aux influences des milieux. (Extrait de l'Académie de Médecine. Séance du 10 Mai 1898.) Gesch. d. Verf

190. Hirth, Friedrich: Schantung und Kiau-tschóu. Sonderabdruck aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung". Nr. 218 und 219 vom 27. und 28. September 1898. München 1898. Gesch. d. Verf.

191. Hamy, Prof. E. T.: Note sur des oeufs d'Autruches provenant de stations préhistoriques du Grand Erg.

192. Derselbe: Contribution à l'Anthropologie du Nayarit. Nr. 191 u. 192. Extraits du Bull du Mus. d'hist. nat. — 1898, nº 6, pp. 190, 251. Beide Gesch. d. Verf.

193. Brinton, Daniel G.: Note on the Criteria of Wampum.

194. Derselbe: The Archaeology of Cuba. (Repr. from American Archaeologist, Columbus, O., Vol. 2, No. 10, October 1898.)

195. Derselbe: Book reviews. (From the American Anthropologist for August 1898)

196 Derselbe: The dwarf tribe of the upper Amazon.

197. Derselbe: The factors of heredity and environment in man No. 196 und 197 reprinted from the American Anthropologist, September 1898.

198. Derselbe: The peoples of the Philippines. (Reprinted from the American Anthropologist, October 1898. No. 193 bis 198. Gesch. d. Verf.

199. Australian Museum: Report of Trustees for the year 1897. Gesch. d. Mus.

200. Arechavaleta, J.: Anales del museo nacional de Montevideo. Tomo III. fasc. IX. Montevideo 1898. Gesch. d. Verf.

201. Bericht über die Arbeiten zur Landeskunde der Bukowina während des Jahres 1897.

202. Kaindl, Dr. Raimund: Franz Adolf Wickenhauser.

203. Derselbe: Volksüberlieferungen der Pidhireane. Separatabdruck aus Bd. LXXIII, Nr. 15 und 16 des „Globus". Braunschweig 1898.

204. Derselbe: Die Huzulen. (Wiener Zeitung vom 20. August 1897.)

205. Derselbe: Jagdaberglaube und Jagdgeheimnisse bei den Huzulen. (Oesterr. Forst- und Jagdzeitung. Nr. 795 vom 25. März 1898.)

206. Derselbe: Das Wild und der Wildglaube der huzulischen Jäger. (Oesterr. Forst- und Jagdzeitung. Nr. 790 vom 18. Februar 1898.)

207. Derselbe: Deutsche Volkslieder aus der Bukowina. (Frankfurter Zeitung. Nr. 157 und 159 vom 9. und 11. Juni 1898.)

208. Derselbe: Aus der Volksüberlieferung der Rumänen in der Bukowina (Frankfurter Zeitung. Nr. 264 vom 24. September 1898.)

209. Derselbe: Aus der ungarischen Marmarosch. (Aus Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Nr. 50. Jahrg. 1898. München.)

210. Derselbe: Aus Galizien. (Aus Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Nr. 197. Jahrg. 1898. München.)

211. Derselbe: Eine Branntwein-Prophetin. (Aus Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Nr. 204. Jahrg. 1898. München.) Nr. 201—211. Gesch. d. Verf.

212. Niederle, Dr. Lubor: O původu slovanů. Studie k. slovanským starožitnostem. Prag 1896.

213. Derselbe: Zur Frage über den Ursprung der Slaven. Ein Nachtrag zu „O puvodu slovanů. Prag 1899. Nr. 212 und 213. Gesch. d. Verf.

214. Wilser, Dr. L.: Menschenrassen. Sonderabdruck aus den Verhandlungen des naturhist. med. Ver. zu Heidelberg. N. F. VI. Bd. I. H. Gesch. d. Verf.

215. Boas, Franz: Introduction to Traditions of the Thompson River Indians of British Columbia. (Repr. from Memoirs of the Am. Folk-Lore Soc, Vol. VI.)

216. Derselbe: Traditions of the Tillamook Indians. (Repr. from Journal of American Folk-Lore. Seite 23—38 u. 133—150.) Nr. 215 u. 216. Gesch. d. Autors.

217. Brinton, Daniel G.: On two unclassified recent vocabularies from South America.

218. Derselbe: The Linguistic Cartography of the Chaco Region. Nr. 217 u. 218 reprinted from Proc. Amer. Philos. Soc., Vol. XXXVII.

219. Derselbe: A Record of Study of Aboriginal American Languages Nr. 217—219. Gesch. d. Verf.

220. Morse, Edw. S.: Was middle America peopled from Asia? (Repr. from Appletons Popular Science Monthly for Nov. 1898.) Gesch. d. Verf.

221. Mies, Joseph: Versammlungen und Vereinsberichte. (Sonder-Abdr. aus Centralbl. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch.) Gesch. d. Verf.

222. Lissauer, A.: Gewellte Bronze-Urnen.

223. Derselbe: Eine gewellte Bronze-Urne von Nijmegen.

224. Derselbe: Anthropologischer Reisebericht über die Riviera di ponente. (Nr. 222—224. Aus den Verh. der Berliner Anthrop. Gesellsch. Sitzungen vom 24. April, 16. October 1897 u. 21. Mai 1898.) Alle drei Geschenke des Verf.

225. Hamy, Dr. E. T.: Notes sur les collections ethnographiques du Dr. Joseph Munkaty. Paris 1898. Gesch. d. Verf.

226. Forty-eight annual report of the Managers of the Syracuse State Institution for Feeble-Minded Children for the Year 1898. Gesch. d. State of New York.

227. Luschan, Felix v.: Zur Anthropologie Kleinasiens. (Aus „Globus", Bd. LXXIII, Nr. 13.) Gesch. d. Verf.

228. Proceedings of the Royal Irish Academy. Third. Ser. Vol. V. No. 1. Dublin 1898. Gesch. d. Acad.

229. Program vid Festen till Högtidlighållande af Nordiska Museets Tjugufemårsminne. Gesch. von J. Hazelius.

Den Geschenkgebern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Druckfehler-Berichtigungen:

S. 55, Spalte rechts, Zeile 11 von unten lies: Haussa statt Hanssa.

„ 56, „ links, „ 15 „ oben „ Bumerang statt Bumarang.